Weltgeschichte: Bd. Westeuropa. 2 Teil. Der Atlantische Ozean

Bibliographisches Institut Leipzig

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Achter Band.

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von

Thomas Achelis, Georg Adler, Karl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Brelholz, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Konrad Haebler, Eduard Heyck, Julius Jung, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Josef Kohler, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Carl Niebuhr, † Karl Pauli, Johannes Ranke, Friedrich Ratzel, Rudolf von Scala, Hans Schjöth, Emil Schmidt, † Heinrich Schurtz, Alexander Tille, Armin Tille, Wilhelm Walther, Karl Weule, † Eduard Graf Wilczek, Hugo Winckler, Heinrich von Wlislocki, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Hans F. Helmolt.

Mit etwa 51 Karten, 42 Farbendrucktafeln und 128 schwarzen Beilagen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

Weltgeschichte.

Achter Band.

Westeuropa, Zweiter Teil. Der Atlantische Ozean.

Von

Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt, Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Dr. Heinrich Friedjung, Prof. Dr. Gottlob Egelhaaf, Prof. Dr. Richard Mayr und Prof. Dr. Karl Wenke.

Mit 7 Karten, 3 Farbendrucktafeln und 13 schwarzen Beilagen von † k. und k. Major Friedrich Kulnigg, Paul Krauß und andern.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1903.

Digitized by Google

1016
.449
V.7

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Im unmittelbaren Anschluß an das im Eingange des Vorworts zum VII. Bande Gesagte legen wir besondres Gewicht darauf, zu betonen, daß der VIII. Band, den wir heute als sechstes Glied der Kette unsrer „Weltgeschichte" ausgeben, zu einem Teile die rein zeitliche Fortsetzung des VII. Bands, zu einem zweiten aber seine inhaltliche Ergänzung bildet. Wenn in der englischen Übersetzung der „Weltgeschichte" die Aufschrift des Anfang 1903 erschienenen VII. Bands „Western Europe to 1800" lautet und man dabei auf den Gedanken kommt, der VIII. Band werde ausschließlich das 19. Jahrhundert schildern, so ist daran zu erinnern und festzuhalten, daß wir schon im November 1900 den VII. und den VIII. Band als ein Ganzes bezeichnet haben. Dieser gar nicht zu lösende innere Zusammenhang stellte uns aber seinerseits vor die gebieterische Notwendigkeit, mit der Ausgabe des VIII. Bands, ohne den der VII. in mancher Beziehung nur ein Bruchstück war, nicht länger zu zögern. Und dies wiederum konnten wir nur dann ausführen, wenn wir die ursprünglich dem Ende des VIII. Bands vorbehaltnen Schlußabschnitte, wie den von Professor Dr. Thomas Achelis zugesagten methodologischen Rückblick auf die Ergebnisse der „Weltgeschichte" oder die von dem Herausgeber selbst in Aussicht gestellte Anleitung zum Studium des gesamten Werks u. a., einem Ergänzungsband überwiesen, der selbstverständlich erst geschrieben werden kann, nachdem auch die vorderhand noch ausstehenden Bände V und VI erschienen sein werden.

Der vorliegende VIII. Band bringt also die zweite Hälfte einer Gesamtreihe von Abschnitten, deren erste Hälfte im VII. Band enthalten ist. Zunächst wird die dort im 2. Kapitel begonnene und im 5. bis zur Entstehung der Großmächte geführte politische und Kulturgeschichte Westeuropas hier in vier Abteilungen bis zur jüngsten Vergangenheit fortgesetzt und vollendet: der notwendigerweise gedrängten Übersicht über das Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion folgt die Schilderung der staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen zwischen 1830 und 1859; hieran schließt sich lückenlos die Erzählung der Ereignisse, deren Gipfelpunkt die Einigung Italiens und Deutschlands (1859—66) bildet, und ein vierter Abschnitt unterrichtet knapp über alles, was sich an wichtigen Dingen in Westeuropa von 1866 bis zum Frühjahr 1903 zugetragen hat.

APA 121918 395900

Digitized by Google

Hierauf bieten wir das notwendige Gegenstück zu dem ersten Kapitel des VII. Bands: hatten wir dort die wirtschaftliche Entwicklung Westeuropas von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart verfolgt, so sind es hier Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen, die uns in ihrer teilweise mühsamen, teilweise glänzenden Entfaltung von den Tagen der Scholastik an bis zur letzten Jahrhundertwende vorgeführt werden. In vielen Punkten ergänzt dieser 5. Abschnitt zugleich das der Renaissance und ihren Folgeerscheinungen gewidmete 2. Kapitel des VII. Bands, soweit dort geistige Fragen zu behandeln waren. Den Abschluß des vorliegenden Bands — und wenn man will: des ganzen Werks — bildet als natürliche Brücke hinüber nach Amerika, dem Hauptgegenstande des I. Bands, eine Würdigung der geschichtlichen Bedeutung des Atlantischen Ozeans.

Für wertvolle Förderung hinsichtlich der Illustrierung haben wir diesmal namentlich den Vorständen des Zentralbüreaus des Auswärtigen Amts, des Königlichen Kupferstichkabinetts, des Deutschen Reichstags und des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, des Königlichen Kupferstichkabinetts zu Dresden, der Kunsthalle zu Hamburg, der Musikbibliothek Peters zu Leipzig und der k. u. k. Fideikommißbibliothek zu Wien zu danken.

Leipzig, im Oktober 1903.

Die Verlagshandlung. **Der Herausgeber.**

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

I. Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion.

Seite

1. Die Zustände Frankreichs vor 1789 . 3
2. Die Umwälzung 9
   - A. Die konstituierende Nationalversammlung 9
   - B. Die gesetzgebende Versammlung . . . 14
   - C. Der Konvent 16
3. Das Zeitalter Napoleons des Ersten 24
   - A. Bonaparte 25
     - a) Der italienische Feldzug 26
     - b) Das Ausland im Jahre 1797 . . . 27
     - c) Ägypten und Syrien 28
     - d) Der zweite Koalitionskrieg . . . 29
     - e) Das Konsulat 31
       - α) Die Begründung des Konsulats . 31
       - β) Marengo 32
       - γ) Lunéville und Amiens . . . 33
       - δ) Der Erste Konsul 34
       - ε) Das Konsulat auf Lebenszeit . . 36
       - ζ) Der Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg 37
       - η) Santo Domingo. Boulogne. Hannover. Pichegru, Cadoudal und Enghien 38
   - B. Napoleon I. 39
     - a) Das Kaisertum des Westens . . . 39
     - b) Der Krieg von 1805 41
     - c) Der Rheinbund 43
     - d) Der Krieg von 1806 und 1807 . . 44
     - e) Napoleons Streben nach Weltherrschaft 47
     - f) Spanien 48
     - g) Der Krieg von 1809 51
     - h) Des Weltreichs Höhe und Niedergang 53
     - i) Der russische Feldzug 55

Seite

     - k) Der Freiheitskrieg 57
     - l) Die Absetzung Napoleons 68
     - m) Die erste Restauration 70
     - n) Der Wiener Kongreß 72
     - o) Die Hundert Tage 73
     - p) Die Wiener Abmachungen . . . 77
     - q) Napoleons I. Ausgang 79
       - α) Der Feldzug und das Ende der Hundert Tage 79
       - β) Der zweite Pariser Friede und Napoleons Verbannung nach Sankt Helena 80
4. Die Reaktion 82
   - A. Die Anfänge der zweiten Restauration 82
     - a) Die Gesellschaft 82
     - b) Die Heilige Allianz 84
     - c) Die Romantik 85
   - B. Die Mächte 89
     - a) Großbritannien 89
     - b) Österreich 93
     - c) Preußen 95
     - d) Der Deutsche Bund 99
     - e) Die deutsche Jugend 103
     - f) Aachen 104
     - g) Richelieu 105
     - h) Karlsbad 105
     - i) Die Wirren in Spanien und Portugal 109
     - k) Die Wirren in Italien 110
     - l) Troppau und Laibach 112
     - m) Die Anfänge des griechischen Aufstands (1821/22) 114
     - n) Verona 116
     - o) Frankreichs bewaffnete Einmischung in Spanien; Portugals Lostrennung von Brasilien; das Ende Ludwigs XVIII. 117

Digitized by Google

Seite

C. Europäische Zuckungen bis zur Julirevolution (1823—30) 119
a) Die Fortschritte der Reaktion in Deutschland 119
b) Großbritannien in der Reform . . 120
c) Der griechische Freiheitskampf 1823 bis 1829 120
d) Frankreich unter Karl X. 122

— —

II. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859.

1. Konservative Verirrungen . . . 129
2. Der Sturz der Bourbonen in Frankreich 132
3. Die nationalen Erhebungen der dreißiger Jahre 138
A. Belgien 140
B. Polen 142
C. Die Aufstände in Modena und dem Kirchenstaate 144
D. Die Wirkungen der Julirevolution auf Deutschland 145
E. Das junge Königreich Griechenland unter Otto I. 148
4. Die religiösen und sozialen Bewegungen der dreißiger und vierziger Jahre. 150
A. Die religiösen Gärungen 150
B. Die ersten Versuche zur Lösung der sozialen Frage 153
5. Der Deutsche Bund und der Deutsche Zollverein 155
A. Deutschland im Zeichen des Bundestags. 155
B. Der Zollverein 157
C. Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. . 159
6. Der Zusammenbruch des Systems Metternich 161
A. Die konservative Staatskunst in Österreich. 161
B. Die Parteikämpfe in Spanien und Portugal 162
a) Portugal 1830—33 162
b) Spanien 1833—43 163
C. Die Einheitsbestrebungen in Italien . 164
D. Der Sturz der Jesuitenherrschaft in der Schweiz 166
E. Romantik und Konstitutionalismus in Preußen 167

Seite

7. Die Februar-Revolution und ihre Wirkungen 170
A. Die Begründung der zweiten französischen Republik 170
a) Der Ausgang des orleanistischen Königtums 170
b) Die Pariser Unruhen vom 22. bis 24. Februar 1848 172
c) Die Erklärung Frankreichs zur Republik 173
B. Die revolutionären Ereignisse in Mitteleuropa 174
a) Mazzini 174
b) Süddeutschland 175
c) Der Sturz Metternichs 177
d) Ungarn 178
e) Die Berliner März-Revolution . . 178
C. Die Berufung des deutschen Parlaments 180
a) Das Vorparlament 180
b) Die Stellung Preußens und Österreichs zu den Ergebnissen des Vorparlaments 183
c) Der republikanische Aufstand Heckers und Struves im April 1848 . . . 183
8. Die Kämpfe um die nationale Eigenberechtigung 185
A. Italien 185
B. Die österreichisch-ungarische Monarchie 1848/49 191
a) Wien vom April bis zum August 1848 192
b) Die Unabhängigkeitsbewegung in Ungarn 194
c) Wien im September und Oktober 1848 197
d) Der ungarische Aufstand 200
C. Schleswig-Holstein 201
D. Der Panslawismus und die Polen . . 205
a) Der Prager Slawenkongreß . . . 205
b) Der polnische Aufstand in Posen . 207
9. Die rote und die demokratische Republik in Frankreich 208
A. Die Radikalen im Mai und Juni 1848 208
B. Die Präsidentschaft Louis Napoleons . 209
C. Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes 211
D. Der Staatsstreich 212
10. Liberalismus, Radikalismus und Reaktion in Deutschland 214
A. Das Frankfurter Parlament . . . 214
a) Die deutsche Nationalversammlung vom Mai bis zum September 1848 215

Digitized by Google

Seite

b) Preußen in der zweiten Hälfte des Jahrs 1848 219
c) Österreich im Winter von 1848 auf 1849 220
d) Das Gagernsche Programm und die Kaiserwahl in Frankfurt 221
e) Der Ausgang des Frankfurter Parlaments 223
B. Preußens Versuche einer Bundesreform 224
a) Die Unionspolitik 224
b) Kurhessen 226
c) Olmütz 228
11. Politische und kirchliche Rückbildungen 1850—53 230
A. Die Reaktion in der abendländischen Politik der fünfziger Jahre 230
a) Österreich unter dem Ministerium Schwarzenberg 231
b) Die Dresdner Konferenzen . . . 232
c) Die deutschen Mittelstaaten und Preußen unter der erneuerten Herrschaft des Bundestags 233
B. Die reaktionäre Kirche in ihrer Stellung zum Staate 234
12. Die Machtverschiebungen unter dem Einflusse des zweiten französischen Kaiserreichs bis zum Jahre 1859 236
A. Der Krimkrieg 236
B. Österreichs Niederlage in Italien . . 240
a) Napoleons III. innere Politik . . 240
b) Frankreichs Verhältnis zu Rußland und Österreich, Preußen und England 240
c) Die Verwertung des nationalen Gedankens 241
d) Der Krieg von 1859 243

III. Die Einigung Italiens und Deutschlands (1859—66).

1. Vorbemerkungen 249
2. Die Einigung Italiens 251
A. Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts 251
a) Das Zeitalter der Verschwörungen . 251
b) Die Anfänge der konstitutionellen Einigungsbewegung 252
c) Das Eingreifen Napoleons III. und der Rücktritt Cavours 253

Seite

B. Das Ministerium Rattazzi 255
C. Das zweite Ministerium Cavours . . 257
D. Garibaldi 259
a) Die sizilianische Unternehmung . . 259
b) Die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel 261
E. Cavours Ausgang 262
a) Castelfidardo 262
b) Am Volturno 263
c) Der Fall von Gaeta; der Tod Cavours 264
F. Die römische Frage: das Scheitern Nicastolis und Garibaldis 264
3. Die Mißerfolge Kaiser Napoleons III. 265
A. Polen 265
B. Mexiko 266
4. Die Heeresreform und der Verfassungsstreit in Preußen 267
A. Das Ministerium Hohenzollern-Schwerin 267
B. Die Heeresreform 269
a) Die Änderung der Wehrpflichtverfassung 269
b) Die Taktik der Infanterie 270
C. Die Haltung des Landtags 271
a) Die Erhöhung des Heeresbudgets . 271
b) Der Konflikt 271
D. Die Berufung Bismarcks 273
a) Das Ministerium Hohenlohe . . . 273
b) Königtum und Parlament . . . 274
5. Bismarcks erste Kämpfe 275
A. Sein Gegensatz zum Abgeordnetenhaus und zum Kronprinzen 275
B. Die deutsche Frage 276
C. Österreich als konstitutioneller Staat . 277
D. Der Fürstentag zu Frankfurt . . . 278
6. Der Kampf um Schleswig-Holstein 279
A. Das Erbrecht auf die Herzogtümer . . 279
B. Der Krieg gegen Dänemark 281
C. Der Vertrag von Gastein 282
D. Der Bruch zwischen Österreich und Preußen 283
E. Die beiderseitigen Rüstungen 284
F. Die letzten Verhandlungen und der Kriegsausbruch 286
7. Der Entscheidungskampf 288
A. Hannover 288
B. Der Krieg in Böhmen 289
a) Die ersten Bewegungen der feindlichen Heere 289

Digitized by Google

Seite

b) Der Einmarsch der Preußen; Benedeks Angriffsplan 290
c) Die Gefechte von Trautenau, Nachod und Skalitz (27. und 28. Juni) . . 290
d) Münchengrätz und Zitschin (28. und 29. Juni) 291
e) Der Rückzug der Österreicher . . . 292
f) Die Schlacht bei Königgrätz . . . 293
C. Die Schlacht bei Custoza 294
8. Die letzten Kämpfe und der Friedensschluß 295
A. Der Vormarsch der Preußen an die Donau; die Kämpfe in West- und Süddeutschland 295
B. Nikolsburg; Lissa 296
C. Bismarcks Staatskunst 297

IV. Westeuropa in den Jahren 1866—1902.

1. Westeuropa 1866—71 301
A. Die Verschmelzung der neuen Provinzen mit dem preußischen Staate 301
B. Die Errichtung des Norddeutschen Bunds 303
C. Napoleonische Verlegenheiten und Auswege 306
a) Die luxemburgische Angelegenheit . 306
b) Die liberale Wendung in Frankreich und dessen Annäherung an Österreich 308
D. Die Festigung der deutschen Verhältnisse 309
a) Die Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland 309
b) Die liberale Gesetzgebung des Norddeutschen Bunds 311
E. Österreich-Ungarn nach 1866 . . . 312
a) Der Dualismus 312
b) Die liberale Umgestaltung Österreichs 314
F. Großbritannien: die Parlamentsreform; Irland; Abessinien 316
G. Die römische Frage: die Folgen des Vertrags vom September 1864 317
H. Neue Verwicklungen 318
a) Die französische Heeresreform . . 318
b) Das Ministerium Ollivier und die Volksabstimmung (1870) 319
c) Das Vatikanische Konzil in seinen Beziehungen zur europäischen Politik 321
d) Das Aufkommen der Sozialdemokratie 321

Seite

J. Der Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs 322
a) Frankreichs Beziehungen zu Österreich 322
b) Die hohenzollernsche Kandidatur für den spanischen Thron 323
c) Die Anmaßungen Gramonts und die Emser Depesche 324
d) Der Beschluß zur Mobilmachung und die französische Kriegserklärung . . 326
e) Die Wirkung der Kriegserklärung auf Deutschland 327
f) Das Verhalten des Auslands . . 328
g) Die Abstimmung des Vatikanischen Konzils über die Unfehlbarkeit des Papstes 329
K. Der Krieg Deutschlands gegen das französische Kaiserreich 329
a) Die Mobilmachung; der Aufmarsch; der Kriegsplan Moltkes 329
b) Die Treffen und Schlachten im Anfange des Monats August 330
c) Die Kämpfe vor Metz 331
d) Der Rechtsabmarsch der Deutschen; Sedan 333
L. Der Krieg Deutschlands gegen die französische Republik 335
a) Die Folgen des Siegs von Sedan . 335
b) Die Fortsetzung des Kampfs und der Vormarsch auf Paris 336
c) Der Fall Straßburgs 337
d) Die Belagerung von Paris und die französischen Entsatzversuche . . . 338
e) Der Fall von Metz 339
f) Rußlands Vorstoß gegen den Pariser Frieden von 1856 340
g) Die Kämpfe an der Loire 340
h) Die Kämpfe um Dijon und im Norden 341
i) Die Frage der Beschießung des belagerten Paris 342
k) Die Lösung der deutschen Einheitsfrage 343
l) Die Zertrümmerung der Pariser Forts; die Kämpfe an der Lisaine . 345
m) Vom Waffenstillstande bis zum Friedensschlusse 346
2. Westeuropa 1871—1902 347
A. Das Deutsche Reich 347
a) Die Befestigung des Reichs im Innern 348
b) Der Kulturkampf 351
c) Die soziale Frage in Deutschland . 354

Digitized by Google

Seite

d) Die Erwerbung von Kolonien durch das Deutsche Reich 356
e) Die chinesischen Wirren 357
f) Die einzelnen Staaten des Deutschen Reichs 358
α) Preußen 358
β) Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden 361
γ) Die Reichslande 363
δ) Hessen-Darmstadt und die andern deutschen Bundesstaaten . . . 364
B. Österreich-Ungarn 365
a) Österreich 365
b) Ungarn 366
C. Großbritannien 367
D. Frankreich 370
a) Die innere Entwicklung 370
b) Die äußere Politik 371
E. Spanien 372
a) Die zwei Jahrzehnte 1870—90 . . 372
b) Der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika 373
F. Italien 374
G. Die Schweiz 375
H. Belgien 376
J. Die Niederlande 378

V. Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

1. Vorbemerkungen 381
2. Die Scholastik. 382
3. Der Humanismus 386
A. Die Philologie 387
B. Die Geschichtschreibung. 388
a) Die Romanen 388
b) Die Deutschen 390
C. Die Staats- und Rechtswissenschaften . 391
a) Die Staatswissenschaften 391
b) Die Rechtswissenschaft 392
D. Die Naturwissenschaften 394
a) Die Naturforschung. 394
b) Die Naturgeschichte 395
E. Die Philosophie 397
4. Das Bildungswesen vom 16.—18. Jahrhundert 398
A. Die Jesuitenschulen 398
B. Das französische und das englische Schulwesen 399

Seite

C. Das deutsche Bildungswesen 400
D. Die freien Bildungsstätten; die Höfe und Akademien 402
E. Die Presse und die Zensur 404
5. Der Barockstil und seine Ausläufer in den bildenden Künsten . . . 405
A. Die Italiener. 406
B. Die Spanier 409
C. Die Niederländer auf der Höhe . . . 409
D. Die Franzosen 411
E. Die Deutschen 413
a) Die Bau- und Bildhauerkunst . . 413
b) Die Malerei 415
6. Die Tonkunst in der Barockzeit . . 416
A. Die Zeit des polyphonen Stils . . . 416
B. Der monodische Stil und die Entstehung der Oper 417
C. Das Oratorium und die Instrumentalmusik 420
7. Die schöne Litteratur in der Renaissance, im Barock und im Klassizismus 421
A. Die italienische Litteratur 422
B. Die spanische Litteratur. Der Roman und das Drama 424
a) Der Roman 425
b) Das Schauspiel auf der Höhe . . 425
C. Die französische Litteratur. 427
D. Die englische Litteratur 429
a) Das Schauspiel bis zu seiner Blüte unter Elisabeth 429
b) Das Zeitalter der Stuarts . . . 431
E. Die deutsche Litteratur zwischen 1500 und 1750 433
8. Die Geisteswissenschaften im Barock und im Klassizismus 436
A. Die klassische Philologie 437
B. Die Germanistik und allgemeine Sprachwissenschaft 438
C. Die Geschichtswissenschaft 440
D. Die Rechts- und Staatswissenschaften . 443
a) Die Staatslehre 444
b) Die Volkswirtschaftslehre 445
c) Die Kameralwissenschaft 446
9. Die Naturwissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert. 447
A. Die Naturforschung. 447
B. Die Naturgeschichte 451
a) Die Himmels- und die Erdkunde . 451
b) Die Beschreibung der belebten Natur 455

Digitized by Google

Seite

10. Die Philosophie des 17. und angehenden 18. Jahrhunderts . . . 458
11. Das Aufklärungszeitalter . . . 462
A. Die englische Aufklärung 463
B. Die französische Aufklärung 467
a) Das Freigeistertum 468
b) Die Volkswirtschaftslehre . . . 470
c) Die schöne Litteratur 471
C. Die deutsche Aufklärung 472
a) Die Philosophie. 473
b) Die Staats- und Rechtswissenschaft 475
c) Die Geschichtschreibung und Geschichtsphilosophie 476
d) Die schöne Litteratur und Kritik . 479
12. Das Bildungswesen seit der Aufklärung. 481
A. Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika. 481
a) Großbritannien. 481
b) Die Vereinigten Staaten. . . . 484
B. Frankreich, Belgien, Holland und Italien 484
a) Frankreich 484
b) Belgien, Holland und Italien . . 487
C. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn; Skandinavien und Rußland 488
a) Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn 488
α) Die Volksschule 488
β) Das Gymnasium 490
γ) Die Universität 492
b) Der europäische Norden und Osten 493
D. Das Fachschulwesen 494
a) Die Schulen für Land- und Forstwirtschaft. 494
b) Die Schulen für Gewerbe und Handel 495
E. Die höhern Kunstlehranstalten . . . 497
a) Die Lehranstalten für die bildenden Künste 497
b) Die Lehranstalten für Musik . . 498
F. Das wissenschaftliche Verbindungswesen und die Presse 499
a) Die Akademien und sonstigen wissenschaftlichen Verbände 499
b) Die Presse 500
13. Die schöne Litteratur von der Aufklärung bis zur Gegenwart . . . 501
A. Die deutsche Litteratur der letzten 130 Jahre. 501
a) Die Sturm- und Drangzeit . . . 501
b) Goethe und Schiller 502

Seite

c) Das Zeitalter der Romantik und des Epigonentums; der Vormärz . 504
d) Zwischen 1850 und 1880 . . . 509
e) Die jüngstdeutsche Schule . . . 511
B. Die englische Litteratur der letzten 130 Jahre 513
C. Die kleinern germanischen Litteraturen 518
a) Die niederländische Litteratur . . 519
b) Die skandinavischen Litteraturen . 519
α) Die dänische Litteratur . . . 520
β) Die norwegische Litteratur . . 521
γ) Die schwedische Litteratur. . . 523
D. Die französische Litteratur seit der Aufklärung 524
E. Die italienische Litteratur der letzten 150 Jahre 533
F. Die übrigen romanischen Litteraturen der letzten anderthalb Jahrhunderte . 535
a) Die spanische Litteratur 535
b) Die portugiesische Litteratur . . 537
c) Die rumänische und die rätoromanische Litteratur 537
G. Die osteuropäischen Litteraturen als Ausdehnungsgebiete westeuropäischer Kultur 538
a) Die Slawen. 539
α) Die Südslawen. 539
β) Die Tschechen und die Polen . 540
γ) Die Russen 541
b) Die Neugriechen 543
c) Die Magyaren 543
14. Die Erdkunde und die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert . 544
A. Die Erdkunde im 19. Jahrhundert . 544
B. Die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert 548
a) Deutschland, Österreich und die Schweiz, die Niederlande und Skandinavien 548
b) Frankreich, Belgien und England; Spanien und Portugal; Italien 556
15. Die Musik von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart 561
a) Gluck, Haydn, Mozart 561
b) Beethoven, Schubert 566
c) Der internationale Opernstil 567
d) Die Konzertmusik des 19. Jahrhunderts 569
α) Das Lied 570
β) Die Geige 571
γ) Das Klavier 572
δ) Die Orchester- und Vokalmusik . 574

Digitized by Google

Seite

e) Berlioz und Liszt 576
f) Richard Wagner 577
g) Die deutsche Musik der jüngsten Vergangenheit 579
h) Die Musik des Auslands in den letzten Jahrzehnten 580

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans.

1. Die Gestalt und die Lage 585
2. Die vorkolumbische Zeit 589
A. Bis zum Rückzuge der Römer von der Nordsee 589
B. Vom 6. bis zum 15. Jahrhundert . . 592
a) Der Atlantische Ozean als ein Gebiet der Sage 592
b) Der Atlantische Ozean als ein Gebiet beginnender Erschließung 594
3. Die nachkolumbische Zeit 596
A. Der Atlantische Ozean als Erzieher . . 596
B. Der Atlantische Ozean im Kampf um die Welthandelsherrschaft 600
a) Die Bedeutung der Navigationsakte 602
b) Die Bedeutung der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung . . 603
c) Die Bedeutung der Koalitionskriege 604
C. Der Atlantische Ozean nach den napoleonischen Kriegen 605
a) Der Westraud 606
b) Der Ostrand 608
4. Rückblick 609

Register 611

Digitized by Google

Verzeichnis der Beilagen.

Tafeln in Farbendruck und Tonätzung.

Seite

Der Wiener Kongreß im Jahre 1815 (mit Textblatt) 72

Radetzkys Begegnung mit Viktor Emanuel nach der Schlacht bei Novara am 24. März 1849 (mit Textblatt) 190

Der Pariser Kongreß im Jahre 1856 (mit Textblatt) 239

Farbige Karten.

Frankreich von 1774 bis zum Frieden von Lunéville 1801 12

Mitteleuropa beim Beginn der Freiheitskriege im Jahre 1813 (mit Textblatt) 57

Der Krieg von 1866 (mit Textblatt) . . . 290

Preußen im 19. Jahrhundert 297

Der Krieg von 1870/71 333

Der Atlantische Ozean 587

Weltverkehrskarte 607

Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Buchdruck.

Die Hauptpersonen der französischen Revolution 4

Seite

Die drei Bekanntmachungen des „Moniteurs", die sich auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. beziehen 17

Napoleon Bonaparte auf vier verschiednen Stufen seiner Laufbahn 25

Rußland, Frankreich, Österreich und die Kurie in ihren Führern um das Jahr 1800 . . 35

Die Helden der preußisch-deutschen Befreiung 61

Der Eingang und der Beschluß der Heiligen Allianz vom 26. September 1815 . . . 84

Karikaturen von Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung und der preußischen Kreuzzeitungspartei des Jahres 1849 . . 182

Das dänische Linienschiff „Christian VIII." fliegt bei Eckernförde in die Luft am 5. April 1849 (mit Textblatt) 204

Eingang, Mitte und Beschluß der Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März 1849 . 222

Otto von Bismarck auf vier verschiednen Stufen seiner Laufbahn 325

Wichtige Stücke aus dem Versailler Vorfrieden und dem Frankfurter Friedensvertrage vom 26. Februar und vom 10. Mai 1871 . . 346

Deutsche Tondichter des 18. und 19. Jahrhunderts 420

Deutsche Geographen und Geschichtschreiber . 546

Digitized by Google

I. Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion.

Von

Professor Dr. Arthur Kleinschmidt.

Digitized by Google

1. Die Zustände Frankreichs vor 1789.

Keine Revolution alter und neuer Zeiten hat eine solch einzigartige Popularität erlangt wie die Revolution von 1789, dies erschütternde Gemälde der Schuld und der Sühne, voll Licht und voll Schatten, voll Schönheit und voll Blut, voll Ideal und voll Verbrechen, original im weitesten Sinne. Hat sie Michelet doch geradezu genannt: „die Thronbesteigung des Gesetzes, die Wiederauferstehung des Rechts, die Reaktion der Gerechtigkeit". Das war Phrase; gar rasch verrannen „die unschuldigen Tage", und die Blutbäder folgten. Jede andere Revolution war an geographische Grenzen gebunden, die von 1789 tilgte die Grenzen und war vaterlandslos, strebte aber ein unbegrenztes Vaterland für alle Menschen, eine gemeinsame Geistesheimat an; sie griff wie eine auf Weltreligion ausgehende Glaubenslehre zu Predigt und Propaganda, war unduldsam wie eine Weltreligion, kannte aber keinen Gottesdienst und kein Jenseits und beschränkte sich auf das greifbare Irdische. Allen Völkern will sie die Freiheit bringen, die sie für sich errungen zu haben glaubt, selbst dem Erbfeind England bietet sie den Bruderkuß an, sie achtet auf keine Nationalität, sondern ist international; und dieser Sammeldrang zur Menschheit öffnete ihr, wo sie anklopfte, die Thüren. Daß bei einer solchen Religion in gärender und aufschäumender Jugendkraft ein Zusammenstoß mit dem herrschenden Christentum nicht ausblieb, war kein Wunder. Sie verwarf die auf der Gnadenwahl fußende Kirche und das Patronat Gottes für die Besitzenden, nannte es ein Unrecht ohne Maß und forderte unterschiedsloses Recht für alle, Gleichheit vor Gott und den Menschen.

Und doch war diese internationale Revolution auch eine örtliche, ja sie mußte gerade im alten Frankreich ausbrechen. Hier vor allen hatte das ancien régime (die alte Regierungsform) sein Lebensrecht verloren, es war ohne Nerv und ohne Rückgrat; die alte Staatsweisheit war nirgends so bankrott und abgestorben wie dort, nirgends haßte man glühender Absolutismus und Feudalität, nirgends hatten Verheißung und Trug moderner Philosophie derart den Boden unterwühlt, auf dem der Thron stand. Und auf diesem saß kein aufgeklärter Despot wie Friedrich der Große, keine Maria Theresia, Achtung erzwingend von ganz Europa; nichtswürdig verkörperten das „erstgeborne" Königtum der Kirche der Regent und Ludwig XV., in buhlerischen Lüsten, in Schwindelhandel mit dem Hunger ihres Volks Sittlichkeit und Ansehen zerstörend. Sie erlaubten sich jeden Frevel und traten die Nation mit Füßen. Die Nation bäumte auf unter dem Drucke königlicher Willkür und des trotz seiner politischen Ohnmacht übermütigen, wegen dieser Ohnmacht doppelt verabscheuten Kastenwesens; an ihr nagten Empfindungslosigkeit und Gleichgiltigkeit. Das Land blutete aus tausend Wunden, und das Heer, so lange Frankreichs Ruhm, trug den Schandfleck von Roßbach. Nach Quinets Ansicht hätte der Blitz schon im Spanischen Erbfolgekrieg auf die königliche Regierung niederfahren müssen, und nur die Langmut der Nation ließ noch ein Jahrhundert der Sünde sich zu den anderen gesellen;

Digitized by Google

Peter der Große meinte bereits 1717 nach seinem Besuch in Versailles, der sinnlose Luxus müsse das schöne Frankreich ruinieren; Montesquieu bekannte unverblümt, so könne es nicht weitergehen, das ancien régime sei unhaltbar; und Rousseau rief seinen Landsleuten in die Ohren: „Erwachet, Euer Wille ist das Recht, ist Gott; werdet aus Sklaven Könige!" Ludwig XV. hingegen witzelte in seiner Verderbtheit: „Ich komme schon noch durch, ich alter Mann, mein Enkel aber mag sich in acht nehmen."

Zu Frankreichs und der Welt Unglück war dieser Enkel und Nachfolger Ludwig XVI. (s. die beigeheftete Tafel „Die sechs Hauptpersonen der französischen Revolution", Fig. 4), der „zu lieben, zu verzeihen, zu leiden, zu sterben, nicht aber zu regieren wußte", ein Fürst der Idylle, nicht der Tragödie, für die er bestimmt war. Und neben ihm stand Marie Antoinette (s. dieselbe Tafel, Fig. 3), dem Vergnügen unersättlich ergeben, ein Wiener Naturkind, der Verleumdung leichte Beute, die unpolitische Tochter der politischen Mutter, königlicher und männlicher als Ludwig, aber auch haltlos und unerfahren. Gerade jetzt aber bedurfte Frankreich eines Heinrich IV., der im stande gewesen wäre, die Forderungen der reformsüchtigen Zeit zu überwachen und Gnaden in weisem Maße zu gewähren, eines energischen und elastischen, erfinderischen, kühnen und von Ruhm umstrahlten Gebieters, dem Ehrfurcht und heiße Liebe entgegengetragen würden; er hätte durch einen Staatsstreich von oben die unvermeidbare Revolution unblutig durchführen müssen und nicht seinem Volk ihre Durchführung überlassen dürfen. Dem Einfluß und den Einflüsterungen anderer verfallen, ein Spielball der Verwandten, der Parteien, der Minister und Höflinge, ohne Kenntnis von Personen und Verhältnissen, ermattete Ludwig XVI. nach jeder geistigen Anstrengung, ging dem Großen seines Berufs aus dem Weg und vertrödelte die Zeit auf der Jagd, in der Schlosser- und Uhrmacherwerkstätte: sittenrein am liederlichsten Hofe der Welt, aber ohne Selbstvertrauen, ohne Charakterstärke, ohne königliche Würde. Schwache Regierungen spielen gerade in dem Augenblick um ihr Dasein, wenn sie die Bürde, die auf ihrem Volke ruht, leichter machen wollen: dann schüttelt das Volk das verhaßte Joch, das nun mühelos abzustreifen ist, ganz ab; Ludwig experimentierte mit lauter Reformen und enthüllte die Schwächen des ancien régime, indem er ihre Heilung verhieß. Zeigte er in seinen Erlassen der aufmerksam zuhörenden Nation, wie schmählich sie bisher mißhandelt worden war, unter welch verwerflichen Zuständen sie gelitten und geblutet hatte, so kehrte er bald zu letzteren wieder zurück und erneute die nun doppelt verhaßten Mißbräuche; der Verbindung aller Schichten geneigter als jeder andere Bourbon, befolgte er trotzdem den Grundsatz „Divide et impera!" (Teile und du wirst herrschen). Obwohl er der verfehlteste Vertreter des absoluten Königtums war, blickte er doch mit bourbonischem Dünkel auf die Stellung eines britischen Monarchen herab.

Welche Mißgriffe beging Ludwig in der Wahl seiner ersten Räte! Der Premierminister Graf Maurepas war nichts als ein Streber gemeinen Schlags, der sein Amt für sich ausnützen wollte und den Männern Stein auf Stein in den Weg warf, die es ehrlich mit König und Land meinten wie Turgot und Malesherbes. Der geniale Finanzminister Turgot ging auf Einheit in Nation und Regierung aus, wollte die ländliche Arbeit und den ländlichen Besitz von allem Feudalzwange befreien, Fronden und Vorrechte ausmerzen, Barrieren und Binnenzölle im Innern des Reiches abschaffen und alle Franzosen in Handel und Verkehr zusammenführen. Durch Provinzialversammlungen sollten sie an das öffentliche Leben gewöhnt und zur Wiederberufung der Reichsstände vorbereitet werden; eine Grundsteuer wollte er von allen erhoben sehen — kurz, er dachte, auf sozialen Reformen politische aufzubauen, wie später in

Digitized by Google

Die Hauptpersonen der französischen Revolution.

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

1. **Jacques Necker** (1732—1804); gemalt von J. S. Duplessis-Bertaux, gestochen von A. de Saint-Aubin.
2. **Honoré Gabriel Victor Riqueti, Graf von Mirabeau** (1749—1791); gemalt von Ch. Boze, gestochen von E. Beisson.
3. **Königin Marie Antoinette** (1755—1793); gemalt von François Janinet.
4. **König Ludwig XVI.** (1754—1793); gemalt um 1785 von J. Boze, gestochen von B. L. Henriquez.
5. **Maximilien Marie Isidore Robespierre** (1758—1794); gezeichnet von J. Guérin, gestochen von F. G. Fießinger.
6. **Georges Jacques Danton** (1759—1794).

(1. 2. 4. und 5. nach dem Allgemeinen Historischen Porträtwerke Woldemars von Seidlitz; 3. nach einem farbigen Bildnis im königl. Kupferstichkabinett zu Dresden; 6. nach einer alten anonymen Lithographie.)

Digitized by Google

Preußen Stein, und die nötige Umgestaltung auf dem Wege von Verordnungen zu vollziehen. Sein Freund, der Staatssekretär und Hausminister Malesherbes, forderte gleiches Recht und gleiche Sicherheit für alle, Erneuerung des Edikts von Nantes, Abschaffung der Tortur und der lettres de cachet (willkürlichen Haftbefehle).

Doch fielen Malesherbes und Turgot schon im Mai 1776: Ludwig wollte keinen Umbau Frankreichs, die bevorrechteten Stände litten keine allgemeine Grundsteuer; die Nation verlor das Vertrauen zur Krone, und diese opferte ihre Zukunft, indem sie Geistlichkeit und Adel dem Volke vorzog. Besaß der Klerus als Großgrundherr ein Drittel des Bodens mit 130 Millionen Franken Einkünften und anderthalb Millionen Leibeigner (main-mortables), so war er doch von den meisten Abgaben frei und beschränkte sich auf dons gratuits (freiwillige Gaben) an die Krone; er lebte weltlich, huldigte dem Lebensgenuß und war von echter Frömmigkeit weit entfernt, wie ein Talleyrand und ein Rohan bewiesen. Dabei behauptete er aber Rom gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, gestützt auf die vier Artikel der gallikanischen Kirche von 1682. Die neue Philosophie sammelte ihre Wut gegen die Kirche, predigte Atheismus, wollte Gott absetzen und alle Autorität umstürzen; und der Kirche fehlten die staatsklugen Prälaten, die sie früher gehabt hatte: die Richelieu, Mazarin und Fleury, die Denker Fénelon, Bossuet und Malebranche, die Redner Fléchier, Massillon und Bourdaloue; abgelebt und unfruchtbar, konnte sie den Sturmvögeln der Revolution nicht standhalten. Sie war gespalten in einen Adel, die Prälatur, die meist aus Mitgliedern der ersten Familien bestand, und in ein Volk, den niederen Klerus; beide Teile haßten einander: der eine fürchtete, der andere ersehnte die Revolution als Anfang der Gleichberechtigung. Der Adel war nie so verabscheut wie jetzt, wo er vom selbstbewußten Landadel zum ohnmächtigen Hofadel herabgesunken war und auf seinen Gütern nur erschien, um Einnahmen zusammenzuraffen, die in Versailles verpraßt werden sollten. Nur in Vendée und Bretagne war der patriarchalisch lebende Adel der Freund und verehrte Ratgeber des Volkes geblieben; sonst verknöcherte er als Kaste, machte sich durch lächerlichen Dünkel verhaßt und besaß etwa ein Drittel an Grund und Boden, mit vielen pekuniären Vorrechten ausgestattet. Auch er spaltete sich in den hohen und in den niederen Adel, die in Uneinigkeit lebten, und war der kommenden Umwälzung gegenüber ohnmächtig. Neben der noblesse d'épée (dem ritterbürtigen Adel) gab es noch die noblesse de robe, den Richter- und Beamtenadel. Die Krone konnte sich weder auf Klerus noch auf Adel stützen, die Zukunft gehörte dem dritten Stande, den das offizielle Frankreich verächtlich übersah; er umfaßte 25 Millionen Seelen, während die beiden privilegierten Stände zusammen nicht eine halbe Million ausmachten. Ein Mittelbesitz existierte nicht. Es gab in Frankreich, wie Arthur Young 1791 beobachtet hat, nur Latifundien und Kleinbesitz, und der Kleinbesitz, der etwa ein Drittel des Grundes und Bodens ausmachte, war in bäuerlicher Hand; erst die Revolution hat das mittlere Grundeigentum geschaffen. Niemand sprach so laut von den Mißbräuchen des ancien régime als der dritte Stand, der ihnen doch viele Begünstigungen verdankte; er haßte den Adel, dessen Güter er teilweise erworben hatte, verhöhnte den frivolen Klerus, dem er an Gleichgiltigkeit im Glauben nicht nachstand, und verachtete den kleinen Mann, der ihm als misera contribuens plebs nicht ebenbürtig erschien. So waren alle Stände untereinander uneins und gespalten.

Turgots ganze Arbeit wurde unter unfähigen Nachfolgern zerstört. Auch als der Genfer Jacques Necker (s. die beigeheftete Tafel, Fig. 1) im Juni 1777 an die Spitze der Finanzen trat, blieb Maurepas' Ränken der alte Spielraum; denn als Protestant konnte Necker nicht in den Staatsrat und zum unmittelbaren Verkehre mit dem Könige gelangen. Necker war maßlos eitel,

Digitized by Google

pochte stets auf seine Sittenstrenge, konnte sich nie zu einer großen Anschauung aufschwingen, hielt sich für ein Genie und haßte alle Genialität, wie er an Turgot und Mirabeau bewiesen hat. Er war kein Staatsmann und kein Verwaltungstalent, nur ein Bankier, jedoch ein für sich uneigennütziger und unbestechlicher Bankier; ohne an die Zukunft zu denken und ohne reformieren zu wollen, suchte er für die Not des Augenblicks Hilfe, war nicht im stande, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, und begnügte sich mit Schaugerichten. Während sein Name eine Macht auf dem Geldmarkt war, In- und Ausland ihm die Börse öffneten, machte er neue Schulden zur Deckung der alten, nahm durch Anleihen schon die kommenden Jahre im voraus weg, lieh in fünf Jahren 530 Millionen Franken an und wirtschaftete mit andauerndem Defizit. Die öffentliche Meinung nötigte ihn, am Kriege Großbritanniens gegen dessen amerikanische Kolonien teilzunehmen und neue Schulden zu machen. Das älteste Königtum verband sich mit der jüngsten Republik; die vornehme Jugend begeisterte sich für die Pfadfinder politischer Freiheit in der Neuen Welt: La Fayette, Custine, Lameth, Rochambeau und andere verspritzten dort ihr blaues Blut und fanden damit den Beifall auch des dritten Standes, der ihnen sonst so feind war. Benjamin Franklins Auftreten am Versailler Hof (vgl. Band I, S. 477 und 480), seine gesuchte Einfachheit verschafften Amerika die Allianz des Roi Très-Chrétien (allerchristlichsten Königs); und als Rochambeaus Truppen, der neuen Freiheit freund geworden, nach dem Versailler Frieden von 1783 in die absolutistisch regierte Heimat zurückkehrten, trugen sie republikanische Ideen und revolutionären Zündstoff in sich.

Neckers Operationen wollten nicht verfangen, er lenkte selbst in die Wege des von ihm früher bekämpften Turgot ein und wagte etwas bei der Geheimniskrämerei des alten Frankreich Unerhörtes: des britischen Blaubuchs eingedenk, veröffentlichte er 1781 einen „Compte-rendu présenté au roi“ (Rechenschaftsbericht an den König). Die Arbeit trägt den Stempel bewußter Schönfärberei, bringt lauter Additionen und versteckt listig die Subtraktionen, gibt ein ganz falsches Bild, leugnet das Defizit, das über 218 Millionen betrug, und spricht von 10 Millionen Überschuß. Der compte-rendu beschleunigte die Revolution: hier wurde dem Volke mit Ziffern angegeben, welch sinnlose und verderbliche Verschwendung am Hofe herrschte; Necker aber brach er den Hals: Maurepas stürzte ihn am 19. Mai 1781. Dies bot für die Opposition, die an ihrer Spitze den Herzog von Orléans und den Prinzen von Condé zählte, den Anlaß, Neckers Eitelkeit durch Ovationen zu schmeicheln und seine Entlassung zum nationalen Unglück aufzubauschen.

Seit Maurepas' Tod im November des Jahres 1781 nahm der König keinen Premierminister mehr und geriet in größere Abhängigkeit von der Königin, die ihm eben den Dauphin geboren hatte. Neckers nächste Nachfolger, Joly de Fleury und d'Ormesson, wirtschafteten rasch ab; und am 3. Oktober 1783 wurde Generalkontroleur, d. h. Leiter der Finanzen, der liederlichste und verschuldetste Roué, der Marquis de Calonne. Sein System, tollste Verschwendung bei leeren Kassen, leuchtete den Höflingen sofort ein; er nannte das unbegrenzte Ausgeben von Geld geradezu das wahre Prinzip des Kredits und höhnte über Sparsamkeit. Die Schmarotzer feierten den „ministre par excellence“ (unvergleichlichen Minister), für den Millionen den Wert von Rechenpfennigen hatten, und dem Volke gab er durch große Bauten in Paris, in Cherbourg ꝛc. panem et circenses (Brot und Unterhaltung). Calonne machte Neckers Anleihetaktik mehr und mehr geltend. Alles Geld zerrann in seiner Hand, und er mußte, um Darlehen zu bekommen, große Summen den Bankiers sofort lassen; gewissenlos wie John Law im zweiten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, arbeitete er auf den Bankrott los. Der skandalöse

Digitized by Google

Halsbandprozeß, in den niedrige Verleumdung die Königin verstrickte, paßte so recht in Calonnes Ära schlimmster Verderbnis. Als er mit seinem Latein zu Ende war, braute er ein Gemisch von Reformplänen Vaubans, Colberts, Turgots und Neckers, setzte es Ludwig im August 1786 vor und mutete ihm zu, wieder mit 1774 anzufangen und die Mißbräuche als Hilfsquellen der Monarchie zu verwerten. Zugleich veranlaßte er ihn, es wie Karl der Große und zuletzt Richelieu zu machen und eine Versammlung der Notabeln zu berufen, mit der leicht Ordnung geschaffen werden könnte. Er pries vor ihr seine Verwaltung und griff Necker an, was zu einem Federkriege beider und zum Triumphe Neckers führte; als er die allgemeine Grundsteuer verlangte, tönte ihm allseitig ein Nein entgegen, und die Notabeln forderten, die Höhe des Defizits zu erfahren. Schließlich gab er zu, es betrage 115 Millionen. Nun führte der Erzbischof von Toulouse den Klerus ins Feuer und rechnete ein Defizit von 140 Millionen aus. Der Hof ließ Calonne am 9. April 1787 fallen; und der Gaukler räumte Frankreich, während die öffentliche Stimme Neckers Rückkehr verlangte. Hofleute aber bestimmten Ludwig zur Berufung des Erzbischofs de Brienne, der Calonne gestürzt hatte, ja sogar zu seiner Ernennung zum „Prinzipalminister".

Der Erzbischof Loménie de Brienne war ein Schauspieler von ungewöhnlicher Wandelbarkeit, ein philosophierender genußsüchtiger Streber, der mit Gewaltanwendung durchdringen wollte und doch bei dem ersten Widerstand erlahmte. Als ihm die Notabeln die Grundsteuer verweigerten, schickte er sie heim; sie trugen nun die Kenntnis der Mißbräuche von Versailles in ihre Heimat und ebneten hier der Revolution die Wege. Der Erzbischof hatte einen höchst einfachen Plan, wie der Finanznot abzuhelfen sei, kam aber bald mit dem Parlament in Hader. Das Volk nahm für letzteres Partei, das Klubwesen begann, Pamphlete trafen den Hof, besonders „Madame Defizit", die Königin, und ihre Freundin, die Herzogin von Polignac, deren Bild der Pöbel mit dem Calonnes verbrannte. Nach Troyes verwiesen, schloß das Parlament zwar schon nach einem Monat einen Vergleich mit der Regierung, setzte jedoch den Verzicht auf Stempel- und Grundsteuer durch. Als absolut auftretender Herrscher spielte Ludwig eine traurige Figur in der séance royale (der königlichen Sitzung) vom 19. November, die dem Herzoge von Orléans billige Popularität eintrug, und im lit de justice (der feierlichen Parlamentssitzung) vom 8. Mai 1788; an letzterem Tage wurden die Parlamente zu einfachen Provinzialbehörden herabgedrückt und eine cour plénière (ein oberster Gerichtshof) über ihnen errichtet. Es war die weitesttragende Justizreform des ancien régime; doch fehlte der Krone thatsächlich die Macht zu ihrer Durchführung. Die Gerichte stellten allgemein die Arbeit ein, Parlamente, Klerus, Adel und dritter Stand verbanden sich gegen die Bestrebung der Krone, zum Einheitsstaate zu gelangen, bretonische Adlige legten in Paris den Grundstein zum späteren Jakobinerklub, und die Provinzen, voran Dauphiné, schäumten auf; in den Gärten des von Orléans bewohnten Palais-Royal verkaufte man revolutionäre Schriften. Ludwig aber lebte in den Tag hinein. Umsonst beschwor ihn der treue Malesherbes, die Unruhen nicht zu unterschätzen, und wies auf Belgien unter Joseph II. und auf die amerikanischen Kolonien Großbritanniens hin: Ludwig kam vor Jagden nicht zum Lesen der Denkschrift.

Der Winter auf 1789 brachte Frankreich eine Hungersnot; Brienne war ohne Kredit, und die Einstellung der Zahlungen drohte. Da galt es, einen Verbündeten gegen die Privilegierten zu finden, die ihm ja kein Geld verwilligten, und Brienne suchte ihn an der Nation. Er forderte alle Welt auf, Mitteilungen wegen der Reichsstände zu machen, bot in dieser Staatsfrage volle Preßfreiheit an und entfesselte eine Sündflut: zweitausendsiebenhundert Schriften erschienen. Welch eine Sprache tönte aus ihnen wider! Da war vor allen die des Generalvikars in Chartres,

Digitized by Google

des Abbé Sieyès: „Qu'est-ce que le tiers-état?“, ein schonungsloser Angriff auf Klerus und Adel, eine Verherrlichung des dritten Standes, den Sieyès ohne weiteres zur Nation erklärte, der deshalb in die Nationalversammlung doppelt so viele Vertreter wie beide anderen Stände zusammen entsenden sollte — eine Schrift, von der in drei Wochen dreißigtausend Exemplare umliefen. Da erinnerte die Schrift des Grafen d'Antraigues an die stolzen Huldigungsworte des Justitiars von Aragon an den König: „Wir, die wir jeder so viel sind wie du und zusammen weit mächtiger als du, versprechen dir Gehorsam, wenn du unsere Rechte und Privilegien beobachten willst; wo nicht, nicht“; der Graf bekämpft mit Rousseau den Unterschied der Stände, erklärt, keinerlei Unordnung sei so schrecklich, daß man sie nicht der verderblichen Ruhe der unumschränkten Gewalt vorziehen müsse, und nennt den erblichen Adel die ärgste Geißel, womit der erzürnte Himmel eine freie Nation treffen könne. Jean Louis Carra nannte das Wort Unterthan für die Mitglieder der versammelten Stände einen Schimpf und den König den Beauftragten des Souveräns, d. h. der Nation. Auch der Graf von Mirabeau, der mehr als jeder Zweite in den Fesseln des absoluten Königtums geblutet hatte, griff zur Feder, forderte vom Könige die Beseitigung jeder Feudalität, jedes Privilegs und riet ihm, durch das Geschenk einer Verfassung und guter Gesetze der Mark Aurel Frankreichs zu werden; seine Losung lautete: „Krieg den Privilegierten und den Privilegien!“, seine Gesinnung aber war durchaus monarchisch. Ludwig versprach nun, die Reichsstände, nach denen alle Welt rief, sollten am 1. Mai 1789 zusammentreten, und hob die cour plénière auf; der Erzbischof-Prinzipalminister hingegen stellte die Rückzahlung der Staatsschuld auf ein Jahr ein und traf so verzweifelte finanzielle Maßregeln, daß ihn viele für toll hielten. Am 25. August mußte er entlassen werden; der Pöbel verbrannte ihn in effigie und rief nach Necker, in dem das Land seine letzte Hoffnung sah. Widerwillig berief ihn Ludwig, diesmal mit Sitz und Stimme im Staatsrate.

Kaum war Necker Generaldirektor der Finanzen, als sich der Kredit hob. Die Staatspapiere stiegen an einem Tag um dreißig Prozent, die Kapitalisten brachten wieder ihr Geld, sein Name war ja eine Macht an der Börse; und bei seiner grenzenlosen Selbstgefälligkeit hoffte er, das Staatsschiff wieder flott machen zu können, obwohl kaum 500,000 Franken im Schatze lagen. Er nahm mit einer Hand, was er mit der anderen gab, entlieh in acht Monaten 60 Millionen aus der Diskontokasse, monopolisierte mehr als je den Getreidehandel der Regierung und trat an die Frage der Reichsstände wie an eine Spielerei heran, während Mirabeau, sein gefährlichster Widersacher, deren Bedeutung mit dem Worte kennzeichnete: „Hier ist die Nation binnen vierundzwanzig Stunden um ein Jahrhundert vorgerückt. Sie werden sehen, was sie an dem Tage vermag, der ihr eine Verfassung gibt, an dem Tage, da das Talent auch eine Macht sein wird.“ Necker stieg von seinem kurulischen Sessel nicht herab, machte keine Revolution von oben, sondern starrte gedankenlos ins Weite. Vergebens bestürmten ihn Malouet, Mounier und andere, seiner Unschlüssigkeit Meister zu werden; er wälzte lieber die Verantwortung in der Frage, wie die Reichsstände, die seit 1614 nicht zusammengetreten waren, tagen sollten, auf eine neue Notabelnversammlung ab, die im November 1788 zusammentrat, nichts leistete und am 12. Dezember wieder heimgeschickt wurde. Dann sprach er sich am 27. Dezember im Gegensatze zu ihr für die doppelte Vertreterzahl des dritten Standes aus, was er durch eine Schrift dem Lande kundgab, um seine Popularität zu erhöhen; doch unterließ er die Entscheidung, ob die Reichsstände nach Ständen oder nach Köpfen abstimmen sollten, während bereits das ganze Volk zu den Wahlurnen eilte. Er knüpfte keine Verbindungen an, um die Dinge leiten zu können, sondern saß am Schreibtisch und entwarf die langweilige Rede zu seiner

Digitized by Google

Verherrlichung, die er bei Eröffnung der Reichsstände halten wollte. Die Deputierten des Klerus zerfielen, wie schon oben (S. 5) gesagt, in einen Adel und in ein Volk, die Prälaten jammerten: „Ein gänzlicher Umsturz scheint allen politischen, bürgerlichen und religiösen Einrichtungen zu drohen. Das Volk wird einen Aufruhr machen. Es wird sich gegen die Edlen erheben"; die niedere Geistlichkeit aber hoffte auf diesen Tag. Der Adel, der am meisten bei dem Umsturze zu verlieren hatte, war ebenfalls in sich uneins; und die neue Zeit fand ihr Geschlecht weder im Klerus noch im Adel, sondern im dritten Stand. Das Wahlgesetz war in hohem Grade demokratisch. Unter den Deputierten des dritten Standes überwogen bei weitem die Advokaten, Landleute gab es kaum sechs; hingegen wählte der dritte Stand eine Anzahl Adlige und Kleriker, z. B. Mirabeau und Sieyès; der dritte Stand fühlte sich als Vertreter der ganzen Nation.

2. Die Umwälzung.

A. Die konstituierende Nationalversammlung.

Als Ludwig XVI. am 5. Mai bei der Eröffnung der Reichsstände erschien, sagte Mirabeau zum Nachbar: „Da ist das Opfer!" und mit unverhohlenem Mißtrauen hörte der größte Franzose des Jahrhunderts die drei Stunden dauernde Rede Neckers an, die endlos an Zahlen, endlos an Wiederholungen war und die Finanzlage ganz entstellt schilderte. Da Mirabeau auch in seiner Zeitschrift Necker heftig befehdete, suchte ihn die Regierung zum Schweigen zu zwingen; doch ließ er sich nicht beirren und sprach nach wie vor gegen den in seinem fadenscheinigen Tugendröckchen sich Brüstenden. Am 17. Juni konstituierten sich die Abgeordneten des dritten Standes, vom Hofe mehrfach thöricht herausgefordert und beleidigt, als Nationalversammlung. Sieyès' Frage, was der dritte Stand sei, war damit beantwortet: der dritte Stand ging über seine beiden Vorgänger hinweg zur Tagesordnung über. Die Not zwang Adel und Geistlichkeit am 27. Juni zur Vereinigung mit ihm; ein Sieg um den anderen fiel ihm zu, auch die Abstimmung nach Köpfen anstatt nach Ständen wurde ihm zugestanden. Am 20. Juni hatten die Deputierten den „ersten Schwur" im Ballspielhause geleistet. Ludwig hatte ihn zwar für nichtig erklärt; aber am Schlusse der königlichen Sitzung (23. Juni), in der Necker den König feige im Stiche ließ, um seine eigne Popularität zu erhöhen, betonte Mirabeau die dauernde Giltigkeit des Eides, forderte die Bayonnette heraus und erwirkte die Unverletzlichkeitserklärung für die Nationalversammlung. Das waren schwere Niederlagen für die Krone, da auch das Heer untreu zu werden anfing; wo war noch greifbare Macht, wenn Mirabeau eine solche Sprache führen durfte? Der Hof ermannte sich nochmals, von der Königin geleitet. Der Marschall Herzog von Broglie erhielt den Befehl über die fremden Regimenter, die sich in und um Versailles sammelten, Ludwig verweigerte ihre Zurückziehung, und Necker wurde urplötzlich am 11. Juli entlassen.

Necker ging so eilig nach Coppet in der Schweiz, daß seine Verhaftung unmöglich war. Dem bethörten Volk erschien er als Märtyrer, es kam zu Meutereien; Desmoulins nannte Neckers Entlassung das Signal zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten, und das neue Ministerium der Reaktion war ganz ohnmächtig. Dies bezeugte schlagend seine Haltung bei der verlogenerweise noch heute als Bastillesturm verherrlichten Übergabe der Bastille, an jenem 14. Juli, an dem das Volk sein den wenigen Verteidigern der alten Zwingburg gegebenes Ehrenwort so schnöde brach. Aus Revolten war eine Revolution geworden, wie zuerst der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt in der folgenden Nacht dem verblüfften Monarchen sagte. Wie

Digitized by Google

verblendet war jedermann über die Wirklichkeit; welche Macht besaß die Phrase! Durch die ganze Welt ging der Handel mit Steinen, mit Modellen, mit Eisen und Holz der Bastille. Lafayette erhielt einen Ehrendegen aus einem Riegel der Bastille, die Theater verdienten riesige Summen mit der „Prise de la Bastille“, Schlözer meinte, im Himmel müsse ein Tedeum für das wunderbare Ereignis gesungen worden sein, Klopstock beklagte es, nicht hundert Stimmen zur Feier der Befreiung zu haben, Stolberg, Johannes von Müller, Forster, Eulogius Schneider, Steffens überboten einander an Schwärmerei, in Sankt Petersburg umarmten sich die Menschen auf der Straße und jubelten dem Meuchelmorde vom 14. Juli zu.

Ludwig war genötigt, Necker schon am 16. Juli zurückzurufen; seiner Selbstverkennung treu, nahm Necker unbedenklich zum dritten Mal an und ließ sich in einem Triumphzug als „Vater des Volks“ nach Versailles geleiten. Ludwig hingegen hatte den Weg zum Schafott bereits angetreten; denn sein Erscheinen in der Nationalversammlung, sein Angebot von Versöhnung und Vertrauen um gleiche Gegengabe mußten die Zweideutigkeit seiner Stellung noch verschärfen. Während Graf Artois, sein jüngster Bruder, die große Retirade der ersten Emigration anführte und die Höflinge des Glücks feige ihr Leben retteten, entwürdigte Ludwigs Besuch vom 17. Juli in dem meuternden Paris seine Krone. Er spielte das Zerrbild des Bürgerkönigs neben dem Maire Bailly und dem Oberkommandanten der Nationalgarde Lafayette; als er mit der Nationalkokarde, „dem Erkennungszeichen der Franzosen“, zur Königin nach Versailles zurückkehrte, rief sie unwillig aus: „Ich glaubte nicht, einen Bürgersmann geheiratet zu haben.“ Alles beugte sich vor der Nationalversammlung, die unter dem Drucke des Pöbels stand. Die Diktatur des Blutvergießens war in Sicht, und Barnave fragte in der Versammlung nach der Ermordung einer Reihe von „Volksfeinden“: „Ist denn dies Blut so rein?“ Necker schwelgte im Bewußtsein, der Schutzengel der Nation zu sein, und war taktlos genug, von den städtischen Behörden von Paris eine allgemeine Amnestie verfügen zu lassen, die doch nur vom Monarchen ausgehen konnte. Mirabeau, der alle Hebel ansetzte, um an Neckers Stelle zu kommen, bekämpfte ihn unerbittlich und suchte sich durch den Grafen August von der Mark (Prinzen Arenberg) dem bedrohten Hofe zu nähern; die Königin jedoch ließ sich von ihrem Gefühle zu sehr beherrschen und stieß zu ihrem Unheil den wegen seines lasterhaften Lebens verrufenen Helfer, „den plebejischen Grafen“, zurück. Er rächte sich, die Stadtbezirke von Paris aufreizend, strebte nach der Mairie die, zu verwalten der schwache Bailly nicht verstand, hatte aber einerseits mit dem Hof und mit Necker, anderseits mit Jakobinern und anderen Prätendenten um die Macht zu ringen. Unterdessen tobte der Bauernkrieg in den Provinzen. Vor den Banditen schwiegen Gericht und Behörde, täglich brannten Schlösser und Klöster, niemand mehr wollte seine Abgaben bezahlen, Marat und andere Schmutzfinken beherrschten die Presse, und die Massen lauschten auf das bethörende „Ça ira!“, das Leiblied der Jakobiner.

In diese Erregung fiel die Nacht des 4. August, die Nacht betrogener Liebe für Adel und Klerus, deren freiwillige Opfer, in einem Rausche der Entsagung dargebracht, bald niemand mehr des Dankes wert erachtete. Mirabeau hatte es bereits für lächerlich erklärt, daß man die Menschenrechte aufstelle, ehe das Land eine Verfassung besaß; doch beherrschte die Lust an Abstraktionen die konstituierende Nationalversammlung, und er unterlag. Nach der Überstürzung der Nacht, die das feudale Frankreich zu den Toten warf, schrieb er dem Oheim: „Da haben wir unsere Franzosen. Einen vollen Monat zanken sie sich über Silben herum, und in einer Nacht werfen sie die ganze alte Ordnung der Monarchie über den Haufen.“ Daran, daß die Beschlüsse vom 4. August in die Lehensrechte zahlreicher deutschen Reichsstände in Elsaß.

Digitized by Google

Lothringen und Burgund eingriffen und sie unbefugt beeinträchtigten, wagte kaum einer in der Versammlung zu erinnern. Wie Kinder freuten sich die Franzosen des Sieges über Tradition und Geschichte, der öffentlichen Rechtfertigung des Bauernkriegs der letzten Wochen. Keine einzige Stimme war konservativ, alles dachte und handelte revolutionär und suchte für diese Richtung auch außerhalb der Landesgrenzen zu wirken. Es kam zu Unruhen in den benachbarten weltlichen und geistlichen Gebieten: Freiheitsbäume wurden aufgerichtet, aufrührerische Lieder und Reden ertönten, alle Beschwerden der Stände des heiligen römischen Reichs und des Kaisers waren erfolglos, Frankreich kümmerte sich nicht um das Recht anderer Völker auf Selbstbestimmung, sondern bestand darauf, seine „Freiheit" allen aufzuzwingen.

Die Verfassungsarbeit trug den Stempel der Leidenschaftlichkeit, der Unreife und der Phantasterei an der Stirn. Alsbald begann der wilde Vetostreit; die Demokraten erklärten es für einen Wahnsinn, den Willen von 25 Millionen durch das Veto eines Einzigen lahm zu legen, die Konstitutionellen bestanden auf dem Veto (Einspruchsrecht) des Königs, um keine Pöbelherrschaft aufkommen zu lassen. Die Schreier auf der Gasse fluchten dem Veto, das viele für einen verhaßten Aristokraten hielten und an die Laterne, den neuen Verkündiger der öffentlichen Abneigung, hängen wollten. Schon am 30. August trat der von Stufe zu Stufe gesunkene Marquis de Saint-Huruge mit Pöbelhaufen den Zug nach Versailles an, den aber Lafayette nicht ans Ziel ließ. Mirabeau verteidigte in wundervoller Rede das unumschränkte Veto des Königs; Necker hingegen, seit 6. August „erster Finanzminister", benahm sich der Volksgunst halber so erbärmlich, daß sich Ludwig, ohne Stütze wie er war, am 11. September mit dem aufschiebenden Veto (véto suspensif) begnügte und dadurch auf dem Boden der Gesetzgebung fortan ohnmächtig war.

Die Nationalversammlung erklärte sich in Permanenz. Die neue Verfassung bedurfte keiner königlichen Zustimmung; aus dem „Könige von Frankreich und Navarra" wurde ein schlichter „König der Franzosen", und man nahm in die Verfassung die Möglichkeiten mit auf, unter denen er den Thron verlieren könnte. Der Hof beging Thorheit auf Thorheit, das ohnehin erregte Volk zwecklos reizend (Feste der Gardes du Corps u. s. w.). Am 5. Oktober zog Paris nach Versailles, um die Königsfamilie unter das Joch des Pöbels zu bringen. Lafayettes verdächtige Haltung erleichterte das Unternehmen, und unter Szenen widrigster Art erfolgte am 6. Oktober die ihm erwünschte Überführung des Monarchen, seiner Familie und der Nationalversammlung nach Paris; Necker hatte dazu geraten, Mirabeau umsonst davor gewarnt. Paris war jetzt Frankreichs Königin. Eine Anzahl Gemäßigter trat aus der Nationalversammlung aus, in der dadurch die Radikalen an Macht gewannen; mit Verschwinden läßt sich keine Rolle spielen. Lafayette, der mächtigste Mann im Lande, schickte den ihm unbequemen Herzog von Orléans nach England; Mirabeau brach mit letzterem und rief aus: „Er ist feige wie ein Lakai, ein Hundsfott ist er .. der Kerl wäre mir zum Hausknecht zu schlecht."

Gabriel Honoré Riqueti Graf Mirabeau (s. die Tafel bei S. 4, Fig. 2), der beste Kenner Frankreichs, wollte in dem am 4. August geschaffenen Reiche Premierminister werden und einen monarchischen Verfassungsstaat ausbauen. Sein Ideal war „la monarchie sur la surface égale" (auf gleicher Fläche); und er meinte, eine Klasse Bürger würde Richelieu gefallen haben. In Lafayette sah Mirabeau den gefühlsduseligen Usurpator, einen Grandison-Cromwell, und er beschwor Ludwig, Paris alsbald wieder zu verlassen; niemand aber hörte auf seine Ratschläge, keiner wollte diesen Genius im Ministerium haben. Um der Finanznot abzuhelfen, wurden im November die geistlichen Güter zur Verfügung gestellt und zum „Brautschatze der Revolution"

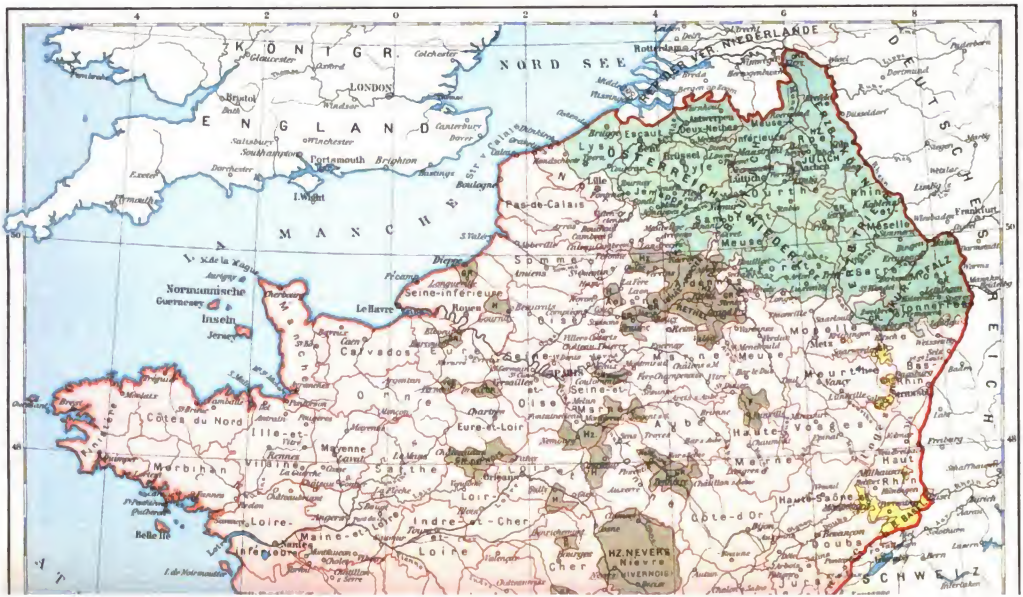
Digitized by Google

erklärt. Das Bargeld aber verschwand aus dem Verkehre, das Ausland bewilligte keinen Kredit mehr, Assignate überfluteten das Reich, und man steuerte dem Staatsbankrotte zu. Alle Anläufe Mirabeaus, Minister zu werden, mißlangen. Der Beschluß der Nationalversammlung vom 7. November, wonach kein Mitglied während der Sitzung Minister werden durfte, zielte gegen ihn; und er sagte zu Châteaubriand, man werde ihm seine Überlegenheit nie verzeihen. Der Traum einer parlamentarischen Monarchie zerrann.

Bis zum Sommer 1790 wurde ganz Frankreich umgewandelt. Amerika diente vielfach als Vorbild, und die französische Konstitution wurde dann selbst wieder das Muster aller Konstitutionen Europas und Amerikas. Mirabeau bekämpfte rastlos die Nivellierungssucht und wollte das Gute des alten Staates in den neuen hinüberretten; doch zerschlug man alles Historische. Frankreich wurde in 83 möglichst gleiche Departements (siehe die beigeheftete Karte „Frankreich seit 1774 bis zum Frieden von Luneville 1801") zerteilt, die nicht nach Bergen und Flüssen benannt wurden, um nicht an die alten Landschaften zu erinnern und um jede Zusammengehörigkeit zu zerreißen; Sieyès wollte anstatt Namen sogar nur Nummern. Alle vollziehende Gewalt wurde geopfert, die Monarchie und der Einfluß der Krone verfielen der Auflösung. Dem Könige gehorchte man fortan nur, wenn sein Wille zufällig auch der von 4,400,000 Aktivbürgern war; die ganze Beamtung hing von letzteren, ihren Wählern, ab, und eine äußerst schädliche Vielregiererei griff Platz, bei der niemand gehorchen und jeder befehlen wollte. Auch das ganze Gerichtswesen war nahezu unabhängig vom König, die Parlamente wurden beseitigt. Manches neue Gesetz war vortrefflich, denn die Konstituante enthielt glänzende Juristen; doch Gesetz und Richter wurden bald vom souveränen Volk abhängig. Als Oberhaupt des Heeres wurde Ludwig zu gleicher Ohnmacht verurteilt; indem er sämtliche Beschlüsse der Nationalversammlung bestätigte, sank er überhaupt zum roi fainéant (Schattenkönig) herab. Bei der Regelung der Kirchenstellung warnte Mirabeau, auf die Bartholomäusnacht hindeutend, vergebens vor religiösem Fanatismus; die Leidenschaft zerriß alle Dämme, und die Feinde der alten Kirche trugen den Sieg davon: die Geistlichen des neuen Frankreich wurden „Beamte der Nation" und von ihr vereidigt.

Mittlerweile wurde die Presse immer unflätiger, schmeichelte den niederen Trieben der Massen und wirkte auf die tierische Natur der Leser. Den Desmoulins, Carra, Loustalot, Marat war nichts heilig, und hinter ihnen standen Schützer vom Gewicht eines Danton, vor denen jeder zitterte. Der lungernde Haufe der Gasse war die stets schlagfertige Armee des Jakobinerklubs, der die ganze Linke der Nationalversammlung beherrschte, und Mirabeaus „patriotischer Klub von 1789" wie andere gemäßigte Verbände waren der geschlossenen Macht des Frankreich umspannenden Jakobinerklubs gegenüber unvermögend. Mit diesem wetteiferte an Wildheit der Klub der Cordeliers unter den Advokaten Danton und Desmoulins. Der Justizmord, dem der Marquis de Favras zum Opfer fiel, zeigte treuen Royalisten, was sie zu erwarten hatten; Ludwigs Erscheinen in der konstituierenden Versammlung (4. Februar 1790) und sein Schwur des Bürgereides sanktionierten diese Unthat. Mirabeau und Monsieur (der spätere Ludwig XVIII.) näherten sich einander, und ersterer wurde gegen eine Pension außerordentlicher Ratgeber des Königs. Dieser aber folgte zu seinem Verderben meist nicht seinem Rate und konspirierte über Mirabeau hinweg mit den Emigranten und dem Ausland oder mit thörichten Höflingen. Und doch hatte Mirabeau eben dem todmatten Königtume so glänzende Dienste bei den Debatten über das Recht auf Krieg und Frieden geleistet, hatte, unbekümmert um des Pöbels Wutgebrüll, dem Könige die Mitwirkung dabei erkämpft, und hatte bei der

Digitized by Google


KÖNIGR.
NORD SEE
LONDON
ENGLAND
Rotterdam
Antwerpen
Brüssel
Lille
Pas-de-Calais
Boulogne
Dieppe
Normannische Inseln
Guernsey
Jersey
Le Havre
Rouen
Seine-inférieure
Calvados
Eure
Seine-et-Oise
Paris
Somme
Aisne
Ardennen
Côtes du Nord
Ille-et-Vilaine
Morbihan
Belle Ile
Mayenne
Sarthe
Loire-Inférieure
Maine-et-Loire
Indre-et-Loire
Loir-et-Cher
Loiret
Cher
Nièvre
Côte-d'Or
Haute-Saône
Doubs
Jura
Meurthe
Moselle
Meuse
Vosges
Haut Rhin
Rhin
Frankfurt
Luxemburg
SCHWEIZ

Bibliographisches Institut in Leipzig

Digitized by Google

Geheimaudienz zu Saint-Cloud (3. Juli 1790) Marie Antoinette rückhaltlos seine Ansichten darlegt, ohne freilich die Tochter des ancien régime bekehren zu können. Die Abschaffung aller Adelstitel durch die Nationalversammlung, die ganze aberwitzige Sitzung vom 19. Juni, in der Anacharsis Cloots mit seinem Blödsinn Beifallsstürme entfesselte, ekelten Mirabeau an. Was da geschaffen wurde, war ja ebenso verrückt wie unhaltbar; Frankreich konnte nie ein Land von lauter Bürgern werden. Mit Recht sagte Mirabeau zu Mauvillon: „Nichts ist unmöglicher, als die Macht der Erinnerung aus den Herzen der Menschen zu reißen; in diesem Sinn ist der wahre Adel ein ebenso unzerstörbares wie heiliges Eigentum. Die Formen wechseln, die Verehrung aber bleibt. Laßt jedermann vor dem Gesetze gleich sein, möge jedes Monopol, besonders jedes sittliche, verschwinden! alles andere ist lediglich Verlegung der Eitelkeit."

Wie kläglich spielte Ludwig bei dem Föderationsfest am 14. Juli den Volkskönig, beschattet von Lafayette; welch ein Theaterstreich war diese sogenannte „heilige Ligue"! Die Haltung des Königs in seiner Halbhaft schien immer matter zu werden. Er entfloh nicht und blieb doch so ungern. Necker trat im September ab, ohne daß die Welt es bemerkte, von der Revolution als Wrack beiseite geschleudert, bei Lebzeiten tot. Ludwig hätte sich das neue Ministerium von der Nationalversammlung erbeten, wenn ihn nicht Mirabeau daran gehindert hätte, der jetzt mit den Jakobinern ging, ihm darum zu einem Jakobinerministerium riet, Präsident des Jakobinerklubs wurde und eine gar ehrlose Rolle spielte. Ludwig ließ sich alles gefallen; nur wollte der fromme Fürst nicht mit der Revolution gegen die katholische Kirche gehen und erbat sich päpstlichen Rat. Die Revolution aber zwang ihn, trotz Pius' VI. Warnungen am 26. Dezember 1790 die constitution civile du clergé (Zivilverfassung der Geistlichkeit) zu unterschreiben. Somit auf Seite derer, welche seine Kirche vom Papste lösten und den Gesetzen der Nation unterordneten, stand er doch im Herzen bei den Réfractaires, d. h. bei den Geistlichen, welche den Eid auf die neue Verfassung verweigerten, und wollte „lieber König von Metz sein, als in ähnlicher Lage König von Frankreich bleiben"; Mirabeau hingegen hielt es für möglich, „Frankreich zu entkatholisieren". Die meisten Geistlichen verweigerten den Eid: in manchem Departement sämtliche, im ganzen von 60,000 Priestern 50,000; von 135 Bischöfen schwuren nur fünf. Unter diesen befand sich Talleyrand, der auf sein Bistum Autun verzichtete und Laie wurde; sein feiner Spürsinn verriet ihm das nahe Ende der Kirche.

Mehr als je wünschten König und Königin, aus Frankreich wegzugehen. Letztere dachte an einen Appell an Europa, ersterer aber fürchtete den Bürgerkrieg und verurteilte das Andenken Karls I. Stuart; an geheimen Machenschaften und Korrespondenzen ließen sie es zwar nicht fehlen, zu einem Entschlusse kamen sie aber nicht. Und wer von den europäischen Fürsten dachte daran, ihnen Hilfe zu leisten? Gustav III. von Schweden allein wollte in einem Kreuzzuge die Revolution niederwerfen und das Lilienbanner neu erheben. Preußen und Großbritannien freuten sich an der Revolution gegen das königliche Haus. Katharina II. schrieb zwar in gefühlvollster Weise, opferte aber keinen Soldaten und keinen Rubel, nur hetzte sie gegen die Revolution, die ihr auch für Rußland sehr gefährlich schien, bei Schweden, beim Kaiser und bei Preußen, um hinter deren Rücken sich in Polen und in der Türkei ausdehnen zu können. Kaiser Leopold II., Ludwigs Schwager, war kühler Verstandesmensch und riet, die Versöhnung der Krone mit der Neugestaltung für möglich haltend, zu Geduld und zur Abwehr der Emigranten; niemals aber ermutigte er Ludwig und Marie Antoinette zur Flucht.

Am 2. April 1791 starb Mirabeau, von Arbeit und Genuß vorzeitig getötet. Als Erster zog er in das Pantheon der Größen Frankreichs ein, und das Mysterium unvollendeter Werke

Digitized by Google

umhüllte das Grab des Titanen, der durch Enttäuschungen die Sünden seiner Jugend bitter gebüßt hatte. Lauter kleine Menschen mit kleinen Mitteln beherrschten nun die Bühne. Rousseaus Schüler, Robespierre, der sentimentale Wüterich der Mittelmäßigkeit, gewann bedeutenden Einfluß, während der Lafayettes sank; unter Robespierres Führung schüchterten die Jakobiner, im Besitze der Tribünen, die konstituierende Versammlung ein. Ludwig verstrickte sich in lauter Widersprüche, war doppelzüngig aus Not und Verzweiflung und trat schließlich mit den Seinen am 20. Juni die beklagenswerte Flucht an. Sie mußte nach allen Vorbereitungen und nach seinem Verhalten naturgemäß scheitern. Ludwig wurde erkannt, in Varennes angehalten und am 25. Juni in das maßlos erregte Paris zurückgebracht. Die Republik wurde zwar noch nicht ausgerufen; doch war das Königtum kaum mehr zu halten. Man forderte bereits Ludwigs Absetzung; er lebte mit seiner Familie unter strengster Haft in den Tuilerien: selbst im Schlafzimmer der Königin standen Wachen. Das Rundschreiben des Kaisers aus Padua (6. Juli 1791) an die europäischen Kabinette, der Wiener Vertrag (25. Juli) mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der sich jetzt für das unglückliche Königspaar ritterlich erwärmte, die Pillnitzer Erklärung beider Herrscher vom 27. August 1791 besserten die Lage der Bourbonen nicht; denn den Drohungen an Frankreich folgte kein Heer, um sie auszuführen, und ein Konzert der europäischen Mächte zur Intervention kam nicht zu stande. Die Konstituante hob am 16. Juli die Exekutivgewalt im Könige vorläufig auf, freilich ohne ihn abzusetzen, und gab sie ihm erst zurück, nachdem er am 13. September die neue (II.) Verfassung angenommen und am 14. September beschworen hatte. Auf seine Bitte erteilte die Nationalversammlung eine Amnestie für alle politischen Vergehen; er aber schrieb höchst zweideutige Briefe an seine ins Ausland geflüchteten Brüder, die ihn als gefangen und in seinen Handlungen beeinflußt hinstellten. Die Verfassungsarbeit fand am 30. September 1791 ihren Abschluß; in außerordentlicher Zeit durch Frankreichs erste Köpfe entstanden, enthielt sie auch viel zweifelhafte Experimente, bekundete eine ängstliche Scheu vor der Monarchie und viel Neigung zur Demokratie.

B. Die gesetzgebende Versammlung.

Die konstituierende Versammlung wurde am 1. Oktober durch die gesetzgebende (legislative) abgelöst, aus der die Demokraten auf Robespierres Vorschlag alle Abgeordneten von 1789 ausschlossen, also die 1200 politisch geschultesten Franzosen von vornherein fern hielten. Unter den größtenteils unbekannten Mitgliedern der neuen Nationalversammlung bildeten die Girondisten, Deputierte aus dem Departement Gironde und ihre Gesinnungsgenossen, die interessanteste Gruppe. Es waren phantasiereiche, redegewandte, aber politisch unreife und der Phrase allzu geneigte demokratische Doktrinäre, die von einer philosophischen Republik mit Philosophen als Königen träumten, eine Demokratie anstatt der Monarchie wollten, aber blutige Mittel zu ihrer Einführung verwarfen; nicht geeignet, Gesetze zu geben, arbeiteten sie an der Zerstörung der jüngst gegebenen. Ihr Hauptführer war der kriegslustige Brissot, neben ihm stand die oberflächliche und stets auf der Scheide zwischen Frau und Mannweib sich bewegende Madame Roland, und aus dem Dunkel gab Sieyès den Girondisten den Feldzugsplan; eine volle Einheit der Gesinnung war bei ihnen nicht zu finden, nur waren sie alle gesonnen, dem Auslande den Krieg zu erklären, Thron und Kirche Frankreichs zu stürzen. Ludwigs Umgebung beherrschte der Haß gegen die Verfassung, während sich die Jakobiner in den Besitz der Macht setzten. Lafayette und Bailly mußten ihre Ämter niederlegen, der rohe Pétion wurde am 14. November Maire von Paris, und auch die anderen Hauptämter im Stadtrate fielen

Digitized by Google

Radikalen wie Manuel, Danton, Röderer zu. Den schroffen Anträgen gegen die Emigranten und eidweigernden Geistlichen verfagte Ludwig die Genehmigung, ebenso den gegen seine Brüder gerichteten Droherlassen. Daß er sein Veto dagegen abgab, zog ihm und Marie Antoinette, „Madame Veto", neuen Haß zu; und die Carmagnole gellte ihnen ins Ohr:

„Madame Véto avait promis
De faire égorger tout Paris."

Leopold II. wie Ludwig wollten den Krieg vermieden sehen, die Girondisten aber brachen ihn vom Zaune; leidenschaftlich bis zur Raserei, setzten sie Leopold die Pistole auf die Brust und stürzten das Ministerium Ludwigs. Drüben aber in Schweden streckte der Meuchelmörder Ankarström im März 1792 Gustav III. nieder, der es mit Ludwigs Wiederherstellung ehrlich und ernst gemeint hatte. Eben hatte Leopold am 7. Februar mit Friedrich Wilhelm II. in rein konservativer Absicht eine Defensivallianz abgeschlossen, da starb er am 1. März. Ihm folgte sein Sohn Franz II., im Gegensatze zu ihm ein geschworner Feind der Grundgedanken der Revolution und aller auf eine Verfassung hinzielenden Strömungen. Thränenden Auges mußte Ludwig am 20. April den Krieg gegen ihn beantragen, und gedankenlos jubelte die Versammlung einem Beschlusse zu, der zweiundzwanzig Kriegsjahre nach sich zog.

Schon im März 1792 hatte die Gironde Ludwig das „Ministerium der Madame Roland" aufgenötigt, in dem er nur Gefangenwärter sah; der Führer, General Dumouriez, faselte von Frankreichs „natürlichen Grenzen" Alpen und Rhein und suchte mit Preußen gegen Österreich heimlich zu unterhandeln. Der Feldzug kostete Frankreich ungeheuer viel. Dumouriez' Plan, sofort Belgien zu erobern, scheiterte völlig, Generale und Soldaten liefen vor den Kaiserlichen davon, und der Schlag auf Savoyen unterblieb. Der König verkehrte mit den Feinden des „hosenlosen" Ministeriums und schickte am 21. Mai seinen Vertrauten Mallet du Pan mit Geheimaufträgen an die gegen Frankreich verbündeten Fürsten. Er gab sein Veto gegen die Deportierung der eidweigernden Priester ab, worauf man ihm am 29. Mai seine Leibwache von 6000 Mann nahm. Und als, ohne ihn zu fragen, ein Lager von 20,000 „Föderierten" bei Paris angeordnet ward, legte er im Juni abermals sein Veto ein; er wußte ja, daß die Gironde sich damit ein stehendes Heer gegen den Thron schaffen wollte. Mehrfache Ministerwechsel verbesserten seine Lage nicht. Auf die Feuillans war kein Verlaß, Lafayette erschien den Jakobinern als entlarvter Monk, Flugschriften drohten dem „Ungeheuer Ludwig" mit dem Tod; er aber schrieb seinem Beichtvater schon am 19. Juni 1792, er habe mit den Menschen abgeschlossen und richte den Blick gen Himmel. Tags darauf veranstalteten die Girondisten, Jakobiner und Cordeliers den bewaffneten Besuch des Pöbels bei „Monsieur und Madame Veto". Der Maire Pétion spielte eine zweideutige Rolle; König, Königin und Madame Elisabeth, Ludwigs Schwester, feierten einen Ehrentag des Mutes und der Würde. Die Revolution verfehlte ihr Ziel: der 20. Juni endete als Büberei; und der junge Artilleriehauptmann Bonaparte meinte, mit drei bis vier Kanonen würde er die ganze Kanaille zusammenfegen. Ein gewisses Schamgefühl regte sich bei Tausenden von Franzosen; und das Mordgeld, das der Herzog von Orléans, nunmehr „Philippe Egalité", ausgesetzt hatte, war noch immer nicht an Ludwig verdient. Bei Paris wurde ein Lager errichtet, was Ludwig jetzt guthieß. Die Legislative erhielt infolge von Vergniauds hinreißender Rede am 4. Juli die Befugnis, auch ohne königliche Genehmigung das Vaterland in Gefahr zu erklären; schon am 11. Juli machte sie Gebrauch davon.

Ludwig, dessen Leben stets bedroht war, mußte nach wie vor in seiner Doppelrolle bleiben; während er den Parteigänger seines Volkes gegen die verbündeten Fürsten spielte, hoffte er auf

Digitized by Google

Erlösung durch die unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig heranziehenden Truppen der Verbündeten und sah mit Schadenfreude, wie jämmerlich die Heerschau über die Freiwilligen am 14. Juli ausfiel. Da er ein neues Girondeministerium ablehnte, vereinigte sich die Gironde wieder mit den Jakobinern und eröffnete gegen ihn den Kampf auf Tod und Leben. Den Verabredungen Franz' II. und Friedrich Wilhelms II. in Mainz zufolge zog das Heer unter Braunschweig heran, der persönlich ein Freund der Neugestaltung Frankreichs war und doch seinen Namen zu dem thörichten Manifeste von Koblenz vom 25. Juli hergab; unbändige Wut antwortete auf seine Drohungen. Wehe jedem, der nicht mitschrie! Der Advokat von Arras, Maximilien de Robespierre, forderte einen Nationalkonvent an Stelle des Königs, die Gironde wünschte des Königs Absetzung, die „föderierten" Banditen aus Marseille schlossen Brüderschaft mit den Jakobinern und den Cordeliers, Gassendemagogen tauchten wie Pilze empor, und Danton trat immer mehr in den Vordergrund.

Der Maire Pétion ebnete dem Ansturme der Horden auf die Tuilerien den Weg. Ludwig sah sich von fast allen Truppen verlassen, als der 10. August anbrach; die Rebellen drängten nach den Tuilerien hin, und Ludwig befahl den treuen Schweizern, seinen letzten Verteidigern, die Räumung dieses Schlosses. Anstatt darin zu kämpfen und zu fallen, einen ehrlichen Soldaten- und Königstod zu sterben, gab er die Monarchie preis und befolgte den girondistischen Rat, sich mit seiner Familie in den Schoß der gesetzgebenden Versammlung zu begeben. Hier hörte er die endlose Verhandlung über sein Los mit an und vernahm, daß er auf Vergniauds Antrag vorläufig seines Amtes enthoben und ein Nationalkonvent ins Leben gerufen ward. Am 13. August nahm der Temple die Königsfamilie auf. Die ins Amt zurückgekehrten girondistischen Minister bedeuteten wenig neben George Danton (s. die Tafel bei S. 4, Fig. 6), dem Justizminister, dem Tribunen der republikanischen Demokratie, der selbst vor Massenmorden nicht zurückschreckte. Jede persönliche Sicherheit hörte auf. Am 18. August wurde auf Robespierres Antrag ein Revolutionstribunal gegen alle errichtet, die königstreuer Gesinnung irgend verdächtig waren; und überall suchten Spione nach suspects. Die gesetzgebende Versammlung gehorchte blind der Kommune von Paris, in deren Namen der wilde Danton gebot; alles steuerte der Republik zu. Die Emigrantengüter wurden verschleudert und alle Feudalrechte ohne Ablösung abgeschafft, was eine Brandschatzung von mindestens 6000 Millionen Franken bedeutete. Bei den entsetzlichen Septembermorden in Paris und in den Provinzen, bei denen gemietete Henkersknechte Tausende, voran die Freundin der Königin, die Prinzessin von Lamballe, niedermetzelten, entledigte man sich ganzer Scharen eidweigernder Priester, da die Guillotine zu langsam arbeitete. Durch eine Schandthat im Lapidarstile wollte Danton der Nation die Rückkehr zur alten Zeit abschneiden, durch ein Blutmeer das königliche Frankreich von dem neuen trennen.

C. Der Konvent.

Am 21. September 1792 löste der Nationalkonvent die gesetzgebende Versammlung ab und faßte sofort einstimmig den Beschluß, das Königtum sei abgeschafft. Dann aber trennten sich Gironde und Bergpartei: Erstere erklärte sich gegen die Septembergreuel, letztere verherrlichte sie als das Glaubensbekenntnis der Freiheit. Den Waffen der jungen Republik lächelte der Sieg. Ihre sich allmählich an Disziplin gewöhnenden Heere verblüfften die ganze Welt. Die Kanonade von Valmy bedeutete nichts, die Preußen unter dem unzuverlässigen Herzoge von Braunschweig mußten vielmehr den Vormarsch auf Paris aufgeben. Custine und Houchard besetzten Mainz, das schimpflich kapitulierte, wie Frankfurt, Worms, Speier und andere Städte.

Digitized by Google

Die drei Bekanntmachungen des „M
die Hinrichtung Ludwigs X

Gazette nationale, ou le Monite

No. 21. Lundi 21 Janvier 1793. L'an deuxieme de l

Extrait des procès-verbaux de la Convention nationale, des 15, 17, 19 *et* 20 *janvier* 1793, *l'an 2e de la République Française.*

ART. Ier. La Convention nationale déclare Louis Capet, dernier roi des Français, coupable de conſpiration contre la liberté de la Nation, et d'attentat contre la ſureté générale de l'Etat.

II. La Convention nationale décrete que Louis Capet ſubira la peine de mort.

III. La Convention nationale déclare nul l'acte de Louis Capet apporté à la barre par ſes conſeils, qualifié d'*appel à la Nation du jugement contre lui rendu par la Convention;* défend à qui que ce ſoit d'y donner aucune ſuite, à peine d'être pourſuivi et puni comme coupable d'attentat contre la ſureté générale de l'Etat.

IV. Le conſeil exécutif proviſoire notifiera le préſent dans le jour à Louis Capet, et prendra les meſures de police et de ſureté néceſſaires pour en aſſurer l'exécution dans les 24 heures, à compter de la notification, et rendra compte à la Convention nationale immédiatement après qu'il aura été exécuté.

Proclamation du conseil exécutif provisoire, du 20 *janvier.*

LE conſeil exécutif proviſoire, délibérant ſur les meſures à prendre pour l'exécution des décrets de la Convention nationale, des 15, 17, 19 et 20 janvier 1793, arrête les diſpoſitions ſuivantes:

1°. L'exécution du jugement de Louis Capet ſe fera demain lundi 21;

2°. Le lieu de l'exécution ſera la *place de la Révolution,* ci-devant *Louis XV,* entre le piédeſtal et les Champs-Elyſées;

3°. Louis Capet partira du Temple à huit heures du matin, de maniere que l'exécution puiſſe être faite à midi;

4°. Des commiſſaires du département de Paris, des commiſſaires de la municipalité, deux membres du tribunal criminel aſſiſteront à l'exécution. Le ſecrétaire-greffier de ce tribunal en dreſſera procès-verbal; et leſdits commiſſaires et membres du tribunal, auſſitôt après l'exécution conſommée, viendront en rendre compte au conſeil, lequel reſtera en ſéance permanente pendant toute cette journée.

Le conſeil exécutif proviſoire.

Auszug aus
vom 15., 17
der franzöſi

Art. I. Der
ten König de
Freiheit der N
Sicherheit des

Art. II. De
pet die Todes

Art. III. D
wig Capets,
Appell an di
gen ihn gefä
nichtig und v
Folge zu gebe
tats auf die a
ſtraft werden

Art. IV. D
genwärtiges i
geben und die
fen, die nöthig
den, von der
und wird dem
ſtreckung Rec

Proklamat
den

Der proviſo
zur Ausführu
15., 17., 19.
geln, verfügt

1. Die Vol
morgen Mon

2. Der Ort
früher Platz
den Champs-

3. Ludwig
ple verlaſſen,
kann.

4. Kommiſ
der Munizipc
werden der P
des Kriminal
ſagten Komm
ſofort nach v
chenſchaft abl
Tags in Per

Digitized by Google

Dumouriez besiegte die Kaiserlichen bei Jemappes und nahm ganz Belgien, Montesquiou und Anselme bemächtigten sich Savoyens und Nizzas, die alsbald Frankreich einverleibt wurden (s. die Karte bei S. 12). Während das monarchische Europa zusammenbrach, nahm die Revolution den Plan auf, ihre Gedanken mit Waffengewalt zu verbreiten, und verfolgte ihn auch unter dem Kaiserreiche; sie warf die Maske der Völkerbefreiung ab und entblößte das Schwert der Eroberung. Die abgesetzte Königsfamilie war im Temple von allem Verkehre nach außen abgeschnitten und der Brutalität ihrer Wächter preisgegeben; die europäischen Kabinette thaten nichts für sie, nachdem die eiteln Drohungen von Padua, Pillnitz und Koblenz im Winde verhallt waren.

Dem Rechte nach konnte dem Könige kein Prozeß gemacht werden. Die Gironde aber beschwor, mit dem Feuer spielend, mutwillig seinen Tod herauf; sie wollte ihn nicht getötet, nur gerichtet wissen: er sollte unter dem Beile leben, eine Geisel, zwischen Thron und Schafott schwebend. Während Robespierres unerbittlicher Jünger Saint-Just den Totschlag Ludwigs wegen des Verbrechens, König zu sein, mit nackten Worten forderte, und während Robespierre ausrief: Ludwig müsse sterben, damit die Republik lebe, griff der Konvent zum Scheinbild eines gerichtlichen Verfahrens. Am 10. Dezember wurde die Anklageschrift gegen „Ludwig Capet" eingereicht; Ludwig unterließ es merkwürdigerweise, gegen seine Richter Einspruch zu erheben, stand auf jede Frage Rede und widerlegte schlagend die meisten Anklagepunkte. Zu seiner Verteidigung erbot sich der greise Malesherbes; ihm traten Tronchet und de Sèze zur Seite. Der Bosheit des Konvents gegenüber waren sie aber von vornherein lahmgelegt. Robespierre schlug die Girondisten trotz Vergniauds glänzender Rede vom 31. Dezember; er brauchte des Königs Kopf, um die Nation durch gemeinsame Blutschuld an sich zu ketten; Marat und Hébert schleiften das Königtum durch den Kot ihrer Blätter, Haussuchungen und Verfolgungen nahmen kein Ende, der Terrorismus war nicht mehr zu zügeln, und mit dem Ausgange des Jahres flüchteten 14,000 Menschen aus Paris.

Am 15. Januar 1793 begann im Konvente die Abstimmung über drei von der Gironde angeregte Fragen. Die erste, ob Ludwig der Verschwörung gegen Frankreich schuldig sei, wurde von niemanden verneint. Durch die überwiegende Verneinung der zweiten, ob das Urteil der Bestätigung des Volks unterbreitet werden solle, erlitt die Gironde eine zweifellose Niederlage; und mit einer Stimme Majorität wurde am 17. die Hinrichtung Ludwigs, die dritte Frage, verfügt. Den Aufschub verwarf man Tags darauf, und über den Einspruch des spanischen Botschafters ging man zur Tagesordnung über. Nach herzzerreißendem Abschiede von seiner Familie ging Ludwig XVI. kaltblütig und fromm dem Tod entgegen. Am 21. Januar 1793 endete er unter der Guillotine; der Schwächling wurde zum Märtyrer, zum Helden (vgl. die beigeheftete Beilage „Die drei Bekanntmachungen des ‚Moniteurs', die sich auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. beziehen"). Der gemeinste Justizmord war vollzogen. Die Hinrichtung eines Königs mußte Frankreich ein neues Gepräge geben; Banditen und Mörder trugen den Terrorismus durch das Land. Die Revolution selbst hatte sich den Weg der Propaganda abgeschnitten, hatte dem monarchischen Europa das Königshaupt ins Gesicht geschleudert: ein Weltkrieg mußte die Antwort sein.

Wie nahm Europa, wie die Welt den Königsmord hin? Georg III. wies sofort den französischen Gesandten aus seinen Reichen. Darauf antwortete der Konvent am 1. Februar 1793 mit der Kriegserklärung an Großbritannien und an die von dort beeinflußten Generalstaaten und drohte, ganz Frankreich „zu einem einzigen Lager" umzugestalten. Auf britische Veranlassung hin brach Spanien, wo unter dem unwürdigen Karl IV. und seiner buhlerischen Gemahlin

Digitized by Google

Maria Luise deren Geliebter, der armselige Godoy, regierte, alle Beziehungen zu Frankreich ab. Die ganze spanische Nation rief nach Krieg, der ihr teuer zu stehen kommen sollte. William Pitt, eines großen Vaters großer Sohn, schloß binnen eines Halbjahrs dreizehn Allianz- und Subsidienverträge und war die Seele der Koalition gegen Frankreich. In den Krieg traten das Deutsche Reich, Papst Pius VI. und König Ferdinand IV. von Neapel und Sizilien ein; neutral blieben vorerst nur Schweden unter Gustav IV. Adolf, Dänemark unter Christian VII., Rußland, Toskana (das jedoch schon im Oktober 1793 der Koalition beitrat), Venedig, die Schweiz und die Türkei. Die Koalition führte 220,000 Mann ins Feld. Bei Neerwinden schlug der Prinz von Sachsen-Koburg am 18. März 1793 den General Dumouriez; dessen Soldaten liefen in Masse davon, und er selbst entfloh, um seinen Kopf bange, am 4. April zu den Kaiserlichen.

Während die königstreue Vendée mit britischer Hilfe gegen die neue Volkssouveränetät die Waffen ergriff und oft genug im Kampfe siegreich war, sandte der Konvent 82 Kommissare in die Departements, um jeden Widerstand gegen den Pariser Terrorismus zu brechen, und ernannte einen Wohlfahrtsausschuß, in dem die Gironde und Danton überwogen. Das Revolutionstribunal vom 10. März 1793 bedeutete einen Sieg beider über Robespierre und einen Aufschub der nackten Schreckensherrschaft; doch hatte ihr Bund keine Dauer. Die Gironde warf Danton vor, er sei Dumouriez' Mitschuldiger; er aber schäumte auf wie ein angeschossener Eber, und die Jakobiner jubelten ihm zu. Die Gironde mußte Danton, Robespierre, Marat unterliegen, wenn ihre Führer keine Thaten vollbrachten, sondern nur schöne Reden hielten. Die 82 Konventskommissare hetzten das Proletariat gegen die Besitzenden auf, bewaffneten es und kerkerten in manchem Departement 3—4000 Menschen ein. Alle gesetzlichen Behörden traten außer Kraft; Robespierre mit seinen Sansculottes und Tricoteuses war der Herr des Feldes. Als die Gironde am 18. Mai 1793 im Konvente einen Streich gegen die Terroristen führen wollte, schlug Barère, „der Anakreon der Guillotine", ihn ab; und am 22. Mai erklärte Danton den Girondisten offenen Krieg, als sie mit dem Anmarsche der Provinz auf Paris gedroht hatten. Überzeugt, die Girondisten würden, sobald sie die Macht besäßen, die Bergpartei unter das Fallbeil liefern, bereitete er mit dieser Partei unter Robespierre und Marat den Aufstand vor, der vom 31. Mai bis 2. Juni Paris durchtobte. Die Gironde brach zusammen. Danton ließ ihr aber das Leben, was ihm die Jakobiner bald als Verbrechen anrechneten. Mehrere Girondisten entflohen der Haft; von ihnen angeregt, ermordete Charlotte Corday am 13. Juli Marat, um die Gironde zu rächen, grub ihr aber damit selbst das Grab. Das Land trat gegen die Hauptstadt auf. Bretagne und Vendée loderten im Bürgerkriege der „Weißen" gegen die „Blauen"; Marseille, Lyon, Toulon, Bordeaux, Toulouse und andere Städte warfen Paris den Handschuh hin. Toulon öffnete den Briten die Thore und rief den im Temple gefangenen Dauphin als Ludwig XVII. aus; der Konvent wurde mit Adressen der Städte gegen „die Handvoll ruchloser Frevler" bestürmt. Die Verbündeten nahmen Belgien und die Rheinlande wieder ein: der Weg nach Paris, wo volle Anarchie herrschte, lag offen. Doch retteten die Uneinigkeit und die Friedensschnsucht der Kabinette Frankreich: Preußen angelte nach polnischer, Österreich nach bayrischer Beute; und anstatt auf Paris loszurücken, erwirkte Großbritannien die Berennung Dünkirchens. Frankreich gewann Zeit zu neuen Rüstungen, die um so nötiger waren, als die Soldaten seiner Ostarmee zu Zehntausenden davon liefen.

Dantons Ansehen im Konvente nahm ab, und im Wohlfahrtsausschusse saßen jetzt nur Vollblutjakobiner; mehr und mehr schob sich Robespierre in den Vordergrund. War Danton der eingestandene Feind aller Heuchelei, der in der Revolution lediglich Macht und Genuß suchte,

Digitized by Google

ohne jeden Glauben an Ideale, trotz seiner wunderbaren Begabung ohne eine Ader höheren geistigen Lebens, ein Athlet in Genuß und in Verbrechen, von unbändiger Verwegenheit und voll glühendem Patriotismus, war er ein ehrlicher Räuber, ein offener Mörder, so spielte François Joseph Maximilien Isidor de Robespierre (s. die Tafel bei S. 4, Fig. 5) eine ausstudierte Rolle. Mit seinen Genossen Saint-Just und Couthon wollte er die Sozialdemokratie zur Herrschaft führen; er hatte seine Ansicht nie gewechselt, sich durch keinen Spott davon abbringen lassen und war sich treu geblieben. An sich hatte er nichts Gewinnendes, er war vielmehr unscheinbar und häßlich; sein Haus aber war gefüllt von seinem Bildnisse in allen möglichen Posen, und er vergötterte sich selbst. Mit seiner sklavischen Verehrung des Rousseauschen contrat social (Gesellschaftsvertrages) rang er sich durch; seine Phrase, das Volk sei rein und edel, die Regierenden aber seien schlecht, machte Glück. Unaufhörlich lobte er sich als den Unbestechlichen und den Beharrlichen. Er war die einzige noch unverbrauchte Kraft unter den Demagogen, zwar ohne jedes schöpferische Talent und ohne jede Genialität, aber ein strenger Logiker, dessen Politik nackte Verneinung bedeutete. Ohne Dantons Mut, glich er der Katze, die zum Sprung anschleicht; im Dunkeln wartete er ab, ob seine heimtückischen Schläge träfen. Ihn verzehrten Haß und Neid auf jeden, der an Rang, an Talent, an Einfluß ihm gegenüber „Aristokrat" war; und während auch er die Macht nur um ihretwillen erbuhlte, sorgte er für die Beseitigung aller, die seiner Sucht nach Gleichmacherei im Wege standen. Honig auf der Lippe, im Herzen Gift, bereitete er den Augenblick vor, in dem alle anderen Gewalten aus den Angeln fliegen sollten, um seine Herrschaft an ihre Stelle zu setzen. Die absurde (III.) Konstitution, die auf seinen Antrieb Ende Juni 1793 erlassen wurde, blieb mit ihren Menschenrechten „ein Stück Papier". Das Revolutionsregiment wurde allmächtig, und die Guillotine arbeitete unausgesetzt. Die Girondisten wurden am 18. Juli 1793 geächtet, ein adliger General um den anderen hingerichtet; Barère nannte alle Adligen „angehende Verräter" und forderte am 5. September: „Setzen wir den Schrecken auf die Tagesordnung".

Die Revolutionstribunale wurden mit lauter Geschöpfen Robespierres besetzt. Am 17. September 1793 erging das furchtbare Gesetz gegen die in sechs Kategorien eingeteilten Verdächtigen; und am 3. Oktober begann der Schmachprozeß der in die Conciergerie übergeführten Königin. Robespierres Gefolgschaft ließ ihm nicht einmal eine anständige Form; Héberts Zoten machten selbst die Fischweiber auf den Tribünen rot. Niemand konnte zwar in dem dreitägigen Verhör eine positive Thatsache gegen Marie Antoinette vorbringen; sie wurde jedoch verurteilt und starb am 16. Oktober voll Hoheit; ihr folgten in den nächsten Wochen vierzig Girondisten, andere entkamen. Und in den Departements dauerten die Greuel fort; Lyon wurde nahezu vom Boden vertilgt. Es gab nur noch ein Verbrechen, nämlich nicht radikal genug zu sein. Jede Stadt besaß Revolutionsausschuß und Revolutionsarmee, d. h. das entfesselte Gesindel. In Toulon wüteten Barras und Fréron, in Nantes veranstaltete Carrier die bestialischen Ertränkungen in der Loire (Noyaden, republikanische Hochzeiten, vertikale Deportationen), in der Vendée hausten zwölf colonnes infernales (höllische Truppen). Und überall wurde gegen das Christentum fanatisch getobt; die Kirchen verfielen der Plünderung und Entweihung. Hand in Hand hiermit ging die Brandschatzung aller anständigen Leute: in Bourges erpreßte man in zwei Tagen 2 Millionen Franken. Die Gesamtbeute der Räuber hat an die 400 Millionen Franken, die Zahl der Verhaftungen über 200,000 betragen. Selbst Danton und Camille Desmoulins glaubten, es sei jetzt des Blutbades genug, sonst verblute Frankreich. Sie wollten die Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung, die Beschränkung der Ausschüsse und der Pariser Kommune; sie lenkten ein, und so begann die Zersetzung der Schreckenspartei.

Digitized by Google

Aus dem Hasse gegen das Christentum war der wahnwitzige „republikanische Kalender" hervorgegangen, der mit dem 21. September 1792 begann. Ihm waren die Abschaffung des Christentums und die Annahme heidnischer Vornamen anstatt der christlichen gefolgt. Am liebsten hätte man durch einen Beschluß die Streichung der ganzen Zeit seit Christus verfügt. Man ahnte nicht, wie schwer es sei, den Glauben einem Volke zu nehmen, das die Bluttaufe der Bartholomäusnacht empfangen hatte. Man beurteilte es nach gesinnungslosen Proletariern, verblendeten Atheisten wie Anacharsis Cloots, der sich „den persönlichen Feind Jesu" nannte, nach Fahnenträgern religiöser und moralischer Anarchie wie Chaumette („Anaxagoras"), der die Scheidung als Schutzgöttin der Ehe bezeichnete, nach einem Dupont, der im Konvente rief: „Natur und Vernunft sind meine Götter; ich gestehe es ehrlich, ich leugne Gott", nach dem Bischofe Gobel von Paris, der „durch die Vernunft geleitet, sich mit anderen Geistlichen des Charakters entkleidete, den ihnen der Aberglaube gegeben habe"; und man höhnte über den Jansenisten Grégoire, der sein Christentum furchtlos bekannte und nicht abschwur, was ihm heilig war.

Wenn aber Tagediebe und Dirnen in den Meßgewändern herumliefen und die heiligen Gefäße geschändet wurden, fragte sich gar mancher nüchtern Denkende, ob ihm solche Leute die wahre Religion bringen würden, oder ob es nicht vielmehr heilsam sei, ihnen gegenüber an der Religion der Väter festzuhalten, die fast zweitausend Jahre des Heils gebracht hatte. Männer vom Schlage Héberts, des Herausgebers des „Père Duchesne", und Cloots' erschienen selbst den Terroristen als Totengräber der Schreckensherrschaft; und Robespierre beschloß, solchen Enragés, wie man sie nannte, entgegenzutreten. War er immerhin Rousseauscher Rationalist, so meinte er doch, eine wenn auch verflüchtigte und abgelöschte Religion lasse sich zum Regieren nicht entbehren. Er donnerte im Jakobinerklub gegen die Fanatiker, welche den geheiligten Trieb des Volks verletzten, und fand Worte der Bewunderung für den großen Gedanken, der die Ordnung der Gesellschaft und die Tugend des Einzelnen schütze; er züchtigte die Handlanger, welche über ihn hinaus eine Rolle spielen wollten. Und Hébert kroch zu Kreuze. Auch Danton warnte vor dem Treiben der Anhänger Héberts. Nichts berührte Robespierre empfindlicher als der Ruf des Septembermörders nach Milde und Menschlichkeit; bei seiner Popularität unter den Massen war Danton der gefährlichste Rival, dem gegenüber die äußerste Schlauheit beobachtet werden mußte. Desmoulins, der die Revolution mitentfacht, ihr die Nationalkokarde von einem Baum im Garten des Palais-Royal gepflückt hatte, traf jetzt, da seine Ideale beschmutzt am Boden lagen, in seiner ebenso geistvollen wie satirischen Zeitschrift „Le vieux Cordelier" die Tyrannei der Gewalthaber und forderte die Abschaffung ihrer Alleinherrschaft. Die Zeitschrift bildete das Tagesgespräch, und Barère warf Desmoulins vor, er wolle die Asche des Königtums wieder anfachen; Desmoulins aber stellte den Wohlfahrtsausschuß mit Tiberius zusammen.

Die Kriegführung der Republik hatte sich mittlerweile gebessert; nur in der Vendée ging es nicht voran. Sonst zeigte sich der mächtige Einfluß Lazare Nicolas Marguerite Carnots, der seit August im Wohlfahrtsausschusse saß und die oberste Leitung des Kriegswesens führte. Er entwarf die Operationspläne, rief die Volksheere ins Leben, schuf vierzehn Armeen und entdeckte mit genialem Blicke militärische Talente wie Bonaparte; er verachtete Robespierre und Saint-Just, haßte das Blutregiment, diente ihm jedoch, um im gegebenen Augenblicke sein Vaterland militärisch retten zu können. Er war „der Organisator des Sieges". Mancher bedeutende General kam empor, meist junge Leute, voran Lazare Hoche, der Kommandant der Mosel- und Rheinarmee, und Bonaparte. Hoche warf die Kaiserlichen unter Wurmser über den

Digitized by Google

Rhein zurück, Houchard und Jourdan siegten bei Hondscote und Wattignies über die Verbündeten, Bonaparte begann mit der Eroberung Toulons seine europäische Laufbahn: nach außen war überall der Sieg mit den Franzosen.

Im Innern aber zerfleischten sie einander. Robespierre grub dem Exzeß und der Mäßigung, wie er Hébert und Danton bezeichnete, das gemeinsame Grab. Vertraute warnten Danton vor der Gefahr; er aber glaubte nicht, daß Robespierre es wagen würde, gegen ihn vorzugehen. Man riet ihm zur Flucht: er weigerte sich, da man „das Vaterland nicht an den Sohlen mitnehmen könne"; man riet ihm zum Appell an die Massen, seine alten Verbündeten, aber „die Menschheit langweilte ihn", und er wollte „lieber guillotiniert werden als guillotinieren". Am 15. März 1794 wurden die Hébertisten und am 31. März Danton, Desmoulins und andere Dantonisten verhaftet. Robespierre erklärte dem murrenden Konvente, die anmaßliche Ausnahmerolle Dantons sei zu Ende, und alle fügten sich der Diktatur des Gleisners. Im Gegensatze zu der erbärmlichen Haltung der Hébertisten im Prozeß und am Schafotte (24. März) traten die Dantonisten mit unverschämter Sicherheit ihren schon an vieles gewöhnten Richtern entgegen und forderten, Robespierre, Saint-Just und Couthon persönlich gegenübergestellt zu werden; vergebens. Das Triumvirat erzwang von den Geschworenen das „Schuldig" und bot bei der Hinrichtung zahlreiche Truppen auf, da es den Aufstand des Volkes bei Dantons Erscheinen auf dem Schafott befürchtete. Wie ein übersättigter Genußmensch ging „der Mirabeau der Gasse" dem Tod entgegen, und höhnend sagte er zum Henker: „Ein Riemen genügt, hebe den anderen für Robespierre auf." In Danton fiel am 5. April ein aufrichtiger Brigant; die freilich verspätete letzte Stimme gegen die Diktatur des Schreckens verstummte. Eine Hyäne zerwühlte Frankreich, „freudig dahineilend in Blut und Thränen". Die „heilige" Guillotine bekam immer neue Nahrung: ein Lumpenhund ward, nach Goethes Wort, durch einen anderen abgethan.

Auf die Tagesordnung setzte man „den Schrecken und alle Tugenden". Robespierre, „der Tugendreiche und Unbestechliche", herrschte „mit der gesunden Mitte"; auf den Schultern des bewaffneten Proletariats sollte sich das aus dem Beutel der Besitzenden bezahlte Staatsgebäude der „Tugend und Rechtschaffenheit" erheben, dessen Schmuck die seltsamen Karyatiden Robespierre, Saint-Just, Couthon, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Fouquier-Tinville bildeten. Sie waren sämtlich zu neuen Blutthaten und Greueln bereit, wateten durch Blutströme, wollten Rousseaus Gesellschaftsvertrag ins Leben übersetzen und witzelten: je mehr der Gesellschaftskörper ausschwitze, um so gesünder werde er. Der Tod wurde der einzige Regierungsgrundsatz. Die Republik wurde der Exekution überliefert; in Stadt und Land bluteten Hekatomben von Feinden der demokratischen Diktatur.

Dabei sprach Robespierre von Sittlichkeit und Gottesdienst, entthronte die kurze Zeit verehrte Göttin der Vernunft, eine Buhldirne, und führte den Kultus „des höchsten Wesens" ein, als dessen Hoheprieſter er am 8. Juni (20. Prairial) in geckenhafter Weise die Huldigungen entgegennahm. Gar viele seiner Blutgenossen, wie Fouché, lachten „den großen Mann der Republik" mit seinem riesigen Blumenstrauß aus; die Massen blieben stumpf. Er änderte das Revolutionstribunal in seinem Sinn ab und verfügte, da die einzelnen Verurteilungen zu viel Zeit raubten, die Aburteilung in Masse. So begann das Walten des höchsten Wesens mit der Einrichtung der „großen Lieferungen" (grandes fournées): sieben Wochen lang richtete man täglich gegen 70 Menschen hin, in Paris allein fielen 1500 zum Opfer. Jeder Angeber war seines Lohnes gewiß, und wen man beseitigen wollte, schob man in eine der vielen Kategorien der Volksfeinde ein; „reiben wir rot an", rief David, der große Maler der Revolution, und die Henker

Digitized by Google

jauchzten: „Der Korb ist bald voll." Durch das tägliche Schauspiel verlor der Tod unter dem Fallbeile seinen Stachel; dieses wurde „demoralisiert", wie Billaud-Varennes meinte. Ludwigs XVI. Schwester, Madame Elisabeth, endete am 10. Mai 1794; das Schafott schien zum Sterbebette des Hauses Bourbon erhoben zu sein. Gar mancher stieg mit einem Witz aufs Schafott; nur eine Patin der Revolution, die Mätresse Ludwigs XV., Gräfin Dubarry, flehte die Henker um ihr Leben an, und „Egalité" starb würdelos, wie er gelebt hatte, am 6. November 1793. Jedermann außer seinen Intimsten (Saint-Just, Couthon und Lebas) ging Robespierre aus dem Weg: ein halbausgesprochener Gedanke konnte seinen stets lauernden Argwohn erregen; auch im Konvente war niemand vor ihm sicher. Die gesamte Staatsleitung lag ja in der Hand der „gens de la haute main", Robespierre, Saint-Just und Couthon. Unter ihnen stand ein zweites Triumvirat, die „gens révolutionnaires", Barère, Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, welche die politische Bewegung im Gange erhalten sollten; ein dritter Dreimännerbund, Carnot, Prieur de la Marne und Lindet, „les travailleurs", besorgte die ganze Verwaltung. Hierzu kam noch Jean Bon Saint-André: so hatte man die Zehnmänner als die Gebieter im Lande.

Alle anderen aber waren voll Eifersucht und Haß gegen das oberste Trimvirat und arbeiteten auf dessen Sturz hin. Sie bezeichneten die Einführung des Kultus des höchsten Wesens und die Visionen der „Mutter Gottes", Catherine Théot, als Vorboten der Alleinherrschaft des „Pisistratus" Robespierre. Dieser hielt sich vom öffentlichen Leben auffällig fern. Er fürchtete die Militärdiktatur eines siegreichen Generals, wollte darum Frieden mit dem Kaiser schließen und dachte an eine Heirat mit Madame Royale, der Schwester des von den Royalisten als Ludwig XVII. ausgerufenen Gefangenen im Temple. Seine Feinde gewannen Boden. Sein Wiedererscheinen im Konvent am 26. Juli 1794 sollte sie niederwerfen, verfehlte aber völlig diese Wirkung. Tags darauf, am 9. Thermidor, überschüttete ihn der Konvent mit Anklagen; man ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, er und seine Getreuen wurden verhaftet. Zwar wurden sie von der Kommune befreit und kamen unter dem Schutze Henriots, des betrunkenen Generalkommandanten der Nationalgarde, auf das Rathaus; als aber der Konvent die Kommune und Henriot in die Acht that, rückten die Konventstruppen unter General Barras nach dem Rathause vor. Robespierres Selbstmordversuch mißlang. Und am 28. Juli 1794 wurden unter aufrichtigem Jubel der Bevölkerung Maximilien Robespierre, sein Bruder Augustin Bon Joseph, Saint-Just, Couthon und Henriot (Lebas hatte sich selbst getötet), in den folgenden Tagen und später noch fast hundert der ärgsten Bluthunde guillotiniert. Die lange gelähmte Bourgeoisie war aufgewacht und hatte die Alleinherrschaft gestürzt; sie verlangte nach Ordnung, Gesetz und Frieden, nach der Neugestaltung eines im Chaos vergrabenen Vaterlandes. Wohin waren die Gedanken von 1789 ausgeartet? Anstatt Freiheit für alle hatten alle die gleiche Knechtschaft gefunden; die ganze Geistesarbeit der Nationalversammlung, alle Menschen- und Bürgerrechte waren zertreten. Das ancien régime war und blieb ja begraben; aber welche Riesenarbeit erforderte ein Neubau, gleichviel, ob es eine Monarchie oder eine Republik sein würde!

In den Heeren der jungen Republik lag die Zukunft, und ihre ungebrochene Kraft verlangte danach, sich auf Europa zu werfen. Der Bürgerkrieg in der Vendée starb allmählich ab. Jourdans Sieg bei Fleurus über den Prinzen von Koburg kostete den Verbündeten Belgien, die Rheinlande und Savoyen wurden besetzt, kein fremder Soldat stand mehr auf französischer Erde. Dies kräftigte das Selbstgefühl der französischen Soldaten, die auf ihre Generale, die besten seit einem Jahrhundert, mit Stolz schauten. Die Koalition hingegen bewies, daß sie keinen inneren Zusammenhang hatte. Österreich dachte nach wie vor an Bayern und an die Versetzung

Digitized by Google

des Hauses Wittelsbach nach Brüssel, Preußen marktete mit Rußland um Polen. Schließlich warf sich Bayern in Frankreichs Arme, um Schutz gegen den Kaiser zu finden; und Rußland hatte mit Preußen die zweite Teilung Polens vollzogen, da es ihm nicht erlaubt ward, allein zuzugreifen. Der neue Minister des Äußeren in Wien, Baron Thugut, ein Realpolitiker kühlen Schlages, um die Mittel so wenig verlegen wie die Minister in Berlin und Paris, ein offener Feind Preußens, war über die Teilung erbost und schürte gegen Preußen. Er näherte sich Katharina II., die ihm gern entgegenkam; denn sie haßte Friedrich Wilhelm II. und brauchte Österreich gegen die kriegerischen Absichten des Sultans Selim III. Der Herzog von Braunschweig, der im November 1793 bei Kaiserslautern Hoche besiegt hatte, legte im Januar 1794 den Oberbefehl über die vereinigten Heere nieder; und Friedrich Wilhelm II. wollte bereits aus der Koalition ausscheiden, als ihn das Kabinett von Saint James im Haager Vertrage vom 19. April veranlaßte, als Mietling Großbritanniens und der Generalstaaten eine Armee für den Krieg zu stellen. Der König war aber mit seinem Herzen nicht dabei; und da die Subsidienzahlung aus London ausblieb, sah er den Vertrag als erloschen an, zumal ihn Polens Aufstand unter dem edlen Thaddäus Kosciuszko hinreichend beschäftigte. Die Preußen und die Kaiserlichen gingen auf das rechte Rheinufer zurück. Erstere wendeten sich gegen Polen; doch gelang es erst dem genialen russischen Feldherrn Suworow im November 1794, Polen zu bändigen und zu unterwerfen. Und die geheime Erklärung vom 3. Januar 1795 zwischen Rußland und Österreich kehrte ihre Spitze gegen Preußen.

Zwar wußte Friedrich Wilhelm II. nichts davon; er ahnte jedoch die feindselige Richtung beider Kabinette und beschloß, sich mit Frankreich zu vertragen, was auch andere Reichsstände beabsichtigten. Hollands Eroberung durch Pichegru eröffnete den Franzosen eine Pforte zum Ausfall nach Niederdeutschland. Da begann Friedrich Wilhelm Unterhandlungen mit dem Wohlfahrtsausschuß, und aus ihnen ging am 5. April 1795 der Friede von Basel hervor; Preußen verzichtete darin nicht nur auf seine Großmachtstellung, sondern gab auch Frankreich das linke Rheinufer preis, ließ sich von Frankreich Gebietserweiterung zusichern und suchte eine neutrale Stellung hinter einer Demarkationslinie. Die königsmörderische Republik feierte ihren glänzendsten Sieg über die abgelebte Monarchie des Alten Fritz. Von Wien ging eine Schmähliteratur aus gegen den Judas am Reiche, den Spekulanten auf eine niederdeutsche Kaiserkrone; und doch war nur die Kopflosigkeit der Haugwitz und Lucchesini die Ursache von Preußens würdeloser Haltung. Auch mit Spanien schloß Frankreich in Basel (22. Juli 1795) Frieden und erhielt dessen Anteil an Santo Domingo; der dem Kaiser nahe verwandte Großherzog von Toskana hatte als erster unter den italienischen Fürsten schon im Februar ein freundliches Abkommen mit Frankreich getroffen.

Der Bürgerstand in Frankreich forderte Schutz gegen die Wiederkehr anarchischer Zustände. Der Wohlfahrtsausschuß und die anderen Ausschüsse in Paris wurden neu gestaltet; die 52,000 Revolutionsausschüsse in den Departements, welche jährlich 600 Millionen kosteten, erfuhren eine große Verminderung. Die ununterbrochene Zahlung der Tagesgelder für die Müßiggänger in den Sektionen von Paris hörte auf. Von den Straßen verschwanden die wüsten, mit ihren Lumpen und ihrer Ungewaschenheit sich brüstenden Proletarierhorden; eine lebensfrohe Menge scheuchte, aus ihren Schlupfwinkeln auftauchend, sie allerwärts von dannen und jubelte dem Sturze der Tyrannei zu. Der natürliche Leichtsinn der Franzosen brach, gepaart mit ihrer Genußsucht, durch: die Vergnügungslokale waren stets überfüllt, Putz und Prunk beschäftigten die Gemüter. Es war wie ein krankhaftes Streben, sich für alle ausgestandenen Gefahren üppig

Digitized by Google

zu entschädigen; und anstatt der Blutlieder der Schreckenszeit erklang von tausend Lippen das Rachelied gegen die Schreckensmänner, le réveil du peuple. Die von dem bekehrten Terroristen Fréron gebildete unregelmäßige Miliz der muscadins und petits-maîtres, die jeunesse Fréronnière, trieb mit ihren Totschlägern die Jakobiner, die tricoteuses und „veuves de Robespierre" zu Paaren. Der Wohlfahrtsausschuß schloß den Jakobinerklub. Die letzten Girondisten wurden im Triumphe nach Paris zurückgeführt, traten nun ins Lager der Reaktion und befreundeten sich, als seien sie ausgetauscht, mit monarchischen Gedanken. Freilich hörten die Meutereien und Aufstände nicht auf. Die Verfassung von 1793 diente gern zum Vorwande; Auftritte wie die vom 20. Mai 1795 (1. Prairial des Jahres III) im Konvent erinnerten getreu an ihre Vorbilder in der Schreckenszeit, führten aber zu segensreichen Ergebnissen: zur Entwaffnung der Vorstädte, zur Aufhebung der Revolutionsausschüsse und des Revolutionstribunals, zum Falle der Verfassung von 1793 und zum Erstarken der Mittelklassen.

Auch der Royalismus regte sich wieder, doch nur für Ludwig XVII. Daß der Unglückliche eben jetzt, am 8. Juni 1795, im Temple starb, war ein entsetzlicher Schlag für die Königlichen, ein Triumph für den Konvent. In Paris durch den Konvent niedergehalten, tobte die Reaktion furchtbar im Süden Frankreichs: die Greuel des „weißen Schreckens", der compagnies de Jésus oder du soleil in Lyon, Marseille, Aix, Tarascon standen denen des „roten Schreckens" nicht nach. Versuche einer allgemeinen Erhebung der Vendée und Chouans, die mit britischen Schiffen und britischem Geld unterstützt wurden, scheiterten, und General Hoche hielt strenges Strafgericht.

Wie hatten sich seit der Verfassung von 1793 Stimmung und Lage geändert! Anstatt die Regierung zu entmannen, wollte man ihr jetzt Kraft geben, um Ruhe und Sicherheit zu finden. Nicht mehr der unerreichbaren gesellschaftlichen Gleichheit galt es, nur der Gleichheit vor dem Gesetze. Wer bei der Leitung des Gemeinwesens mitwirken wollte, mußte einen gewissen Besitz haben; und mit Recht sagte Boissy d'Anglas: „Ein von den Besitzenden regiertes Land ist in der richtigen sozialen Lage, die Regierung der Besitzlosen hingegen ist der rohe Naturzustand." Um diese selbstverständliche Weisheit zu erfassen, hatte der Konvent die Erfahrungen von fünf ganzen furchtbaren Jahren gebraucht. Man hätte solche Frankreich ersparen können, wenn man Mirabeaus eindringlichen Mahnrufen gefolgt wäre und ihn nicht in ungestillter Sehnsucht nach der Staatsleitung hätte verbluten lassen.

3. Das Zeitalter Napoleons des Ersten.

Hat die (IV.) Verfassung vom Jahre III der republikanischen Zeitrechnung (22. August 1795) keine Monarchie in Frankreich geschaffen, so hat sie doch schon den Grund dazu gelegt. Wer künftig Rechte ausübte, übernahm auch Pflichten; für die Wahlen war ein Zensus bestimmt. Die gesetzgebende Gewalt kam an zwei Räte, den Rat der Fünfhundert und den der Alten, die Regierung an ein aus letzterm Rate hervorgehendes Fünfmänner-Direktorium; indem man zwei Drittel beider Räte aus dem Konvente nahm, vermied man den Hauptfehler der Konstituierenden Versammlung. Die Königlichen und der bürgerliche Mittelstand mochten von der Verfassung nichts wissen; um sie niederzuhalten, bedurfte der Konvent der Vorstädte und der Heere: Bonapartes Zeit war da. Wer hätte mehr Ehrgeiz und mehr Talent besessen, um der kommende Mann zu sein?

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse Napoleon Bonapartes.

1) Bonaparte als gemaßregelter und abgesetzter Brigade-General (1795); gezeichnet von J. Guérin, gestochen von G. Fiesinger.

2) Bonaparte als siegreicher Oberbefehlshaber der italienischen Armee auf der Brücke von Arcole (1796); gemalt von Antoine Jean Gros.

3) Bonaparte als Erster Konsul in Malmaison (1802); gemalt von Jean Baptiste Isabey.

4) Napoleon I. als Kaiser (um 1810); gezeichnet von Stefano Tofanelli, gestochen von Raffaello Morghen.

(1 nach einem Stich im Dresdener Kupferstichkabinett, 2 nach Giraudons Photographie des Gemäldes im Louvre zu Paris, 3 nach Giraudons Photographie des Gemäldes im Museum zu Versailles, 4 nach W. v. Seidlitz' Allgemeinem Historischen Porträtwerke.)

Digitized by Google

Napoleon Bonaparte auf vier verschiedenen Stufen seiner Laufbahn.

Digitized by Google

A. Bonaparte.

Kurz nach der Eroberung Corsicas, am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren, hatte Napoleon, der zweite Sohn des Advokaten Carlo Maria B(u)onaparte aus altem Adel, seit Kindesbeinen die bittersten Entbehrungen durchgemacht und aus der Armut die Notwendigkeit geordneter Wirtschaft und echter Sparsamkeit ins Leben hinübergenommen. Seit April 1779 durch königliche Gnade Kriegsschüler in Brienne und seit 1784 in Paris, war der begeisterte Verehrer des corsischen Nationalhelden Pasquale Paoli in jeder Faser Corse und haßte in den Franzosen die Henker der corsischen Freiheit. Bei den Kameraden unbeliebt, weil scheu, verschlossen und eckig, vergrub er sich in die Bibliothek und spottete über den Luxus der andern, für den Soldaten Einfachheit und Disziplin fordernd; gern betrieb er artilleristische und fortifikatorische Übungen, und seine Lehrer glaubten, er werde einmal ein guter Artillerieoffizier werden, während er am liebsten zur Marine gegangen wäre. Mit Heißhunger verschlang er alle Bücher, die er fand, gleichviel was sie enthielten, und sein außerordentliches Gedächtnis sorgte dafür, daß er Nützliches nicht vergaß.

Da der Vater, ein leichtlebiger Mann, bei seinem Tode 1785 fast nichts hinterließ, mußte die Mutter, Maria Lätitia, unter neuen Sorgen ihre vielen Kinder durchzubringen suchen, wobei ihr der sechzehnjährige Sohn möglichst wenig kosten wollte. Er wurde im September 1785 Sekondleutnant, stand in Valence, seit 1788 in Auxonne und beschäftigte sich, vom Garnisonsdienst unbefriedigt, litterarisch, konnte aber seine Arbeiten nicht verwerten. Oft verstimmt und verbittert, ging er nicht in unfruchtbarem Grame unter, sondern hoffte immer auf Besserung seiner Lage. Die Revolution von 1789 regte auch ihn zu politischen Betrachtungen an, er haßte jedes Vorrecht, jede Aristokratie und erhoffte von der Revolution, zu deren Fahne er schwur, für sich ein rasches Fortkommen. In den Klubs redete er leidenschaftlich, wenn er zu Besuch auf Corsica weilte; dort organisierte er auch die Nationalgarde, dort schrieb er wilde politische Flugschriften. Ebenso wirkte er als Premierleutnant seit 1791 in Valence im revolutionären Sinne. Da er ohne Urlaubsbewilligung in Corsica geblieben war, um einen Aufstand vorzubereiten und um Ajaccio zu nehmen, strich ihn der Kriegsminister am 6. Februar 1792 aus dem Heer; aber nach dem 10. August, der Niederlage der Krone, brauchte man tüchtige Leute, und Bonaparte wurde als Hauptmann wieder eingereiht. In Corsica konnte er keine Rolle mehr spielen: Paoli verhandelte mit den Briten, und die ganze Familie Bonaparte wurde im Juli 1793 aus Corsica verbannt. Der ausgestoßne Corse ward nun Franzose; die Brücke zum Vaterlande war hinter ihm abgebrochen.

In Südfrankreich kämpfte der Anhang der Gironde gegen den Nationalkonvent. Bonaparte, der Freund des jüngern Robespierre, focht bei Avignon, Beaucaire und Toulon für den Konvent. Nach seinem Belagerungsplane wurde Toulon angegriffen; es fiel am 19. Dezember, und Bonaparte wurde am 22. Dezember Brigadegeneral der Artillerie. Aber Robespierres Sturz drohte auch ihn unter die Guillotine zu bringen: er wurde im August 1794 verhaftet und vom Amt enthoben (s. sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Napoleon Bonaparte auf vier verschiednen Stufen seiner Laufbahn".) Es gelang ihm freilich, sich zu rechtfertigen und als Patrioten zu beglaubigen. Er wurde an die Spitze der Artillerie gegen Corsica gestellt, das die Briten erobert hatten, urplötzlich jedoch zum Westheere gegen die Vendée versetzt; man strich ihn aus der Artillerie und teilte ihn der Infanterie zu. Bonaparte war nicht gewillt, diese Wandlung ruhig hinzunehmen. Er ging nach Paris, suchte Fühlung mit Tallien, Barras,

Digitized by Google

Fréron, Boissy d'Anglas und Cambacérès und entwarf den italienischen Feldzugsplan für 1796. Als Mitglied des topographischen Büreaus im Wohlfahrtsausschusse hatte er die besten Aussichten auf Begünstigung; aber seine Weigerung, in die Vendée zu gehen, führte am 15. September 1795 abermals zur Streichung aus dem Heere. Sein Freund Louis Stanislas Fréron rettete ihn vor neuem Elend, empfahl ihn Paul Jean François Nicolas Barras; und am 13. Vendémiaire (5. Oktober) warf Bonaparte, als Unterbefehlshaber Barras', in blutigem Straßenkampfe die Gegner des Konvents zu Boden, wie in einer Feldschlacht. Zum Lohne wurde er am 26. Oktober Oberbefehlshaber des Heers des Innern: sein Glück war gemacht, und er wuchs um Kopfeslänge. Direktoren der Republik wurden Barras, Carnot, Lareveillère-Lépeaux, Letourneur und Rewbell; und am 26. Oktober 1795 endete der Konvent unter Erteilung einer allgemeinen Amnestie seine revolutionäre Laufbahn.

a) Der italienische Feldzug.

Der Schwerpunkt lag jetzt in der auswärtigen Politik und in den Heeren der Republik. Die Politik spaltete das Deutsche Reich in zwei Teile. Hinter der Demarkationslinie barg sich Preußen und mit ihm Hessen-Kassel; Süddeutschland aber schied sich von Preußen und rechnete auf den Kaiser oder auf Frankreich: der kaiserliche Minister des Auswärtigen, Freiherr von Thugut, verhinderte ein Einvernehmen Österreichs mit Preußen. Die rheinischen Fürsten flüchteten, als Jourdan und Pichegru über den Rhein einfielen; die feige Übergabe von Düsseldorf und Mannheim offenbarte die Ohnmacht des Reichs, die Verkommenheit der Mittel- und Kleinstaaterei. Bonaparte erhielt durch Carnot den Oberbefehl des italienischen Heers. Moreau und Jourdan kamen wieder über den Rhein, um über Süddeutschland den Weg nach Tirol zu nehmen; scheiterte ihr Stoß auf Wien, so hoffte Bonaparte, von Italien aus dahin vorzudringen. In Sonderfriedensschlüssen mit dem siegreichen Jean Victor Moreau lösten sich Württemberg und Baden, denen Aussicht auf Gebietserweiterung gemacht wurde, von Koalition und Reichskrieg; der schwäbische und fränkische Kreis und Kursachsen schlossen mit Moreau Verträge. Nicht wenig ängstigte das nach Anschluß werbende Treiben der Republikaner die Stände: viele Fürsten flüchteten, und sonderbare Tauschpläne schwirrten durch die Luft; die Pariser Regierung verführte die Gebieter des deutschen Südwestens, um eigner Bereicherung willen Kaiser und Reich untreu zu werden, hielt ihnen den geistlichen Besitz im Reich als Köder hin und gewann sie allesamt. Bonaparte hatte rasch das österreichische und das sardische Heer voneinander getrennt, Sardinien von der Koalition gelöst, Mailand und die ganze Lombardei besetzt und am 18. Mai im Friedensschlusse mit Sardinien Savoyen und Nizza für Frankreich erlangt. Er trat in Italien nicht als Befreier, sondern als Eroberer auf. Alle Staaten der Halbinsel zitterten vor dem rücksichtslosen Manne, der sich an keine Befehle des Direktoriums band, nur zu eignem Ruhm und nach eignem Ermessen Krieg führte und brandschatzte. Parma, Modena, Neapel, Toscana und der Kirchenstaat schlossen mit ihm demütigende Verträge; er löste sie von der Koalition, bemächtigte sich der britischen Faktoreien in Livorno, schuf die Cis- und die Transpadanische Republik und begann so die Umrahmung der Sonnenrepublik mit Trabantenrepubliken. Seinen Schlag auf Schlag folgenden Siegen setzte der Fall Mantuas am 2. Februar 1797 die Krone auf; Italien war erobert, Österreich furchtbar geschwächt.

Nachdem Bonaparte noch den Kirchenstaat heimgesucht und am 19. Februar zu Tolentino die Abtretung von Avignon, Bologna, Ferrara, Romagna und Ancona erlangt hatte,

Digitized by Google

suchte er den Kaiser in seinen deutschen Landen auf. Während er in Steiermark stand, war auch Barthélemy Catherine Joubert in Tirol vom Glücke begünstigt; hingegen war es dem Erzherzog Karl gelungen, im Herbste 1796 Jourdan und Moreau über den Rhein zurückzuwerfen, was Bonaparte eine nicht unwillkommne Beleuchtung verlieh, da er in Moreau seinen nächst Hoche gefährlichsten Nebenbuhler sah. Als er in Leoben stand, geriet die Hofburg in solches Bangen, daß sie Unterhandlungen einleitete: es kam zu dem Vorfrieden vom 18. April 1797, der Frankreich Belgien, die Rheingrenze und allen italienischen Besitz Österreichs jenseit des Oglio, Österreich aber große Teile der doch mit Frankreich in Frieden lebenden Republik Venedig verschaffte. Die Republik Venedig wurde im Sommer beseitigt, Genua zu einer „Ligurischen" Trabantenrepublik gemacht; die Cisalpinische Republik trat ins Leben.

Einem endgiltigen Friedensschlusse wich Thugut aus, weil er auf einen Umschwung in Paris hoffte; ohne sich dort einzulassen, wartete auch Bonaparte auf diesen Augenblick: er schlug sich nicht „für die feigen Advokaten und elenden Schwätzer". Aber er drängte durch den rohen Pierre François Charles Augereau die verachteten Direktoren zum Staatsstreiche des 18. Fruktidor (4. September), bei dem die Königlichen und die Konservativen, an ihrer Spitze Carnot, Barthélemy und Pichegru, gestürzt wurden: so schlug der Sieg des Direktoriums zu seinem Erfolg aus. Und Lazare Hoche, der allein ihm die Militärdiktatur streitig machen konnte, der glühende Republikaner, starb plötzlich im Lager zu Wetzlar (18. September 1797), nachdem er Vendée und Bretagne zum Frieden gebracht hatte. Die kommunistische Erhebung des „Volkstribunen" Babeuf (vgl. Bd. VII, S. 401) hatte schon im Mai 1796 mit seiner Verhaftung (ein Jahr darauf hingerichtet) ihren Abschluß gefunden; andre Bewegungen waren im Sande verlaufen. An die Stelle der Guillotine trat jetzt die Zwangsverschickung nach Cayenne, „die trockne Guillotine". Und Bonaparte, dem all dies zu gute kam, bekannte seinen Freunden: „Die Nation braucht ein ruhmbedecktes Oberhaupt; Redensarten und Träume von Ideologen begreifen die Franzosen nicht."

Den auswärtigen Frieden, dessen er jetzt benötigte, um seine Stellung zu befestigen, erlangte Bonaparte, mit aller Rücksichtslosigkeit auftretend, von Franz II. am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio. Dieser Friede war einer der Grundsteine zu seiner Weltherrschaft. Belgien und die Jonischen Inseln kamen an Frankreich, die Lombardei an die Cisalpinische Republik, die Rheinlinie wurde Frankreich in Aussicht gestellt, Österreich empfing den größten Teil vom alten Venedig; in Rastatt sollte mit dem Reiche Friede geschlossen werden und hierzu ein Kongreß zusammentreten. Bonaparte erschien hier, um „Campo Formio einen Nachtrag zu geben", sich Mainz ausliefern zu lassen und die Räumung des Reichs durch die kaiserlichen Truppen zu erwirken. Dann nahm ihn Paris in der „Rue de la Victoire" jubelnd auf, und er entzog sich, um seine Volkstümlichkeit zu erhöhen, bescheiden den Huldigungen, scheinbar nur als Mitglied des Instituts beglückt.

b) Das Ausland im Jahre 1797.

In Campo Formio hatte sich der Kaiser mit dem Staatsrechte des Umsturzes versöhnt, sich auf Kosten des Reichs bereichert und sich neues Mißtrauen von seiten Preußens zugezogen. Preußen begriff gar nicht die jämmerliche Rolle des Versteckens hinter der Demarkationslinie: es erwartete sein Heil von Frankreich und diente ihm doch nur als Werkzeug gegen Österreich. Der starke Zuwachs an slawischem Gebiete, den es bei den polnischen Teilungen erhalten hatte, zersetzte seinen deutschen Charakter: Preußen wurde ein Mischreich, und Verwaltung wie Heerwesen

Digitized by Google

verfielen leichenhafter Starre. Alles war rostig, als Friedrich Wilhelm II., der Wollüstling und Mystiker, unter dem Entsittlichung und Rückgang eingerissen waren, durch seinen tugendhaften, aber linkischen und unentschloßnen Sohn Friedrich Wilhelm III. (s. sein Bild auf der Tafel bei S. 35) am 16. November 1797 abgelöst wurde. Der neue Fürst war seiner schweren Aufgabe nicht gewachsen. Die Wiedergeburt von Staat und Gesellschaft unterblieb; große Naturen, unter ihnen vor allen der Reichsfreiherr Karl vom Stein, der einzige wirkliche politische Reformator in Preußen, stießen den König ab. Nur als Soldat hatte Friedrich Wilhelm eigne Bedeutung, war aber über die Maßen friedliebend. Jeder Neuerung war er ebenso abhold und stand ihr ebenso mißtrauisch gegenüber wie Kaiser Franz II. (s. sein Bild auf der Tafel bei S. 35), der ihm an Enge der Anschauungen, an geistiger Beschränktheit glich.

Auch Georg III. von Großbritannien war geistig unbeholfen, eigensinnig und voll gehässiger Eifersucht auf große Männer wie auf beide Pitt; lieber hatte er eine Welt über dem Ozean verspielt, als seine thörichten Verordnungen zu widerrufen (vgl. Bd. I und VI). Wohin man blicken mag, auf keinem Throne fand sich ein groß angelegter Herrscher, der Bonapartes Lauf Einhalt zu gebieten im stande war: Katharina II. von Rußland (s. ihr Bild auf der Tafel bei S. 35) mied den Krieg mit Frankreich und stand bereits am Grabesrand, als seine Bahn vor Toulon begann. Dies erklärt einigermaßen das ganz einzigartige Glück des corsischen Condottiere, des alten Feinds von Frankreich, der sich nun längst als glühenden Franzosen gebärdete und die Herzen seiner Landsleute durch Sieg, Eroberung und Beute gewann.

Auf dem Reichsfriedenskongreß in Rastatt spielte die offizielle nichtfranzösische Welt eine klägliche Rolle; alle Reichsstände, groß wie klein, lagen vor Frankreichs Vertretern im Staub und füllten deren Taschen; sie aber behandelten die Abgesandten der geistlichen Fürsten so geringschätzig, daß diese fühlten, es werde ihnen schlecht ergehen. Die widerwärtigste Hetzjagd nun Gebiet wurde durch das Schlagwort „Säkularisation" entfesselt; umsonst betonten die geistlichen Herren die theokratische Natur des Kaisertums: die weltlichen suchten sich schon die Stücke aus, auf die sie bei der großen Reichsversteigerung hofften, rechneten ihre Verluste links vom Rhein u. s. w. ungemein hoch an und bewerteten das Ersatzstück recht niedrig, um dabei ein gutes Geschäft zu machen. Von Vaterlandsliebe und Gemeinsinn war bei keinem die Rede, und Frankreich gab ihren schlechten Neigungen Nahrung, um sie desto dienstwilliger zu machen.

c) Ägypten und Syrien.

Bonapartes Seele erfüllte, neben dem Gedanken an die Besiegung Großbritanniens und mit diesem in Verbindung, der Traum vom Orient und von Ägypten. Er wollte Ägypten dem Sultan entreißen und dann nach Indien gehen, um Großbritannien an der verwundbarsten Stelle zu treffen; ja er träumte von der Vertreibung der Türken aus Europa und von der Wiederaufrichtung eines byzantinischen Kaisertums: „Europa ist nur ein Maulwurfshügel; große Reiche, große Revolutionen gab es nur im Orient, wo 600 Millionen Menschen leben. In den Orient muß man gehen: dort ist der Ursprung aller Macht und Größe." Zur ägyptischen Fahrt, die in tiefes Geheimnis gehüllt ward, bedurfte das Direktorium Geld; da es keins hatte, Bonaparte aber gern aus Frankreich entfernen wollte, so wurden die Generale Berthier und Brune beauftragt, im Kirchenstaat und in der Schweiz mitten im Frieden die Kassen zu leeren. Pierre Alexandre Berthier stürzte die päpstliche Regierung, führte Pius VI. gefangen nach Frankreich ab, wo er in Valence starb (29. August 1799); und am 20. März 1798 erblickte die Römische Republik das Licht. Ein Teil der Schweiz wurde mit der Cisalpinischen

Digitized by Google

Republik, Genf mit Frankreich vereinigt und am 11. April die „eine und unteilbare Helvetische Republik" ausgerufen, der nach Lavaters Ausspruch nun „die Freiheit des Satanas erblühte". Nicht nur eine Vergrößerung französischer Macht war damit erzielt: vor allem waren durch die Schätze Roms und Berns die leeren Kassen (die Assignate, von denen über 45 Milliarden umliefen, waren auf 1/200 ihres Nennwerts gesunken) wieder gefüllt. Bonaparte verließ, als Obergeneral der Orientarmee und der Armee von England, mit allem Nötigen wohl ausgestattet, am 19. Mai 1798 Toulon, vernichtete mühelos den tief gesunknen Malteserstaat, wobei er den Ordensschatz und große Vorräte erbeutete, entging Nelsons Flotte, die ihn abfangen sollte, nahm am 2. Juli Alexandria und legte seine Schiffe in die Bucht von Abukir.

Durch die Glut der Wüste eilend, hielt er nach der Pyramidenschlacht von Embabeh (21. Juli), dem vernichtenden Sieg über die Mameluken (vgl. Bd. III, S. 691), seinen Einzug in Kairo. Vergebens aber schmeichelte er den Scheichs; all sein Liebäugeln mit dem Islam nützte nichts (vgl. ebenda, S. 692): „der Sultan Kebir" blieb ohne Gegenliebe, und der Versuch, die Ägypter mit Departements und Arrondissements zu beglücken, stieß auf allseitigen Widerstand. Da vernichtete der große Admiral Horatio Nelson am 1. August die ganze Flotte bei Abukir und schnitt den Franzosen den Heimweg ab. Selim III., einer der bedeutendsten Reformsultane, benutzte dies, erklärte im September Frankreich den Krieg und schloß Bündnisse mit Großbritannien und Rußland. In Kairo mußte Bonaparte (21.—23. Oktober) einen Aufstand mit Kartätschen niederschlagen.

Da ihn alles Abenteuerliche fesselte, ersah er nun Syrien zur Grundlage seiner Schritte gegen Indien, knüpfte mit Tippu Sahib, dem Sultan von Maissur, und mit Persien an: ein Alexanderzug ging an seiner Seele vorüber; und auf dem Sinai schrieb er seinen Namen neben den Mohammeds, voll Kummer, daß die Zeitgenossen ihn nicht als dessen Nachfolger anerkennen würden. El Arysch kapitulierte zwar, und Jaffa wurde von ihm am 7. März 1799 erstürmt, aber Bonapartes Stürme auf Akka (Saint-Jean d'Acre), wo die Pest in seinem Heer ausbrach, scheiterten; und sein mit Jean Baptiste Kléber über die Türken erfochtner Sieg am Berge Tabor (16. April) wog die Verluste vor Akka nicht auf. Bonaparte mußte seinen orientalischen Phantasien entsagen und am 20. Mai abziehen: „ohne Akka war er Kaiser des Morgenlands". Nelson schrieb schon triumphierend, „der Vagabund" sei abgeschnitten; der aber gelangte nach Kairo, räumte Oberägypten und besiegte die Türken am 25. Juli bei Abukir. Nur wenig Nachrichten waren aus Frankreich zu ihm gelangt; jetzt schickte ihm sein Gegner vor Akka, der britische Kommodore William Sidney Smith, höhnend Zeitungen, die ihm Frankreichs Mißgeschick enthüllten.

d) Der zweite Koalitionskrieg.

Was war geschehen? Das Direktorium hatte schwere Kämpfe mit den starren Republikanern zu bestehen und riß, um sie zu beugen, im Mai 1798 eine gesetzwidrige Gewalt an sich, entbehrte aber nach Carnots Ausscheiden aller Achtung; in Barras, seinem bekanntesten Mitgliede, schienen alle Laster verkörpert. Rußland hatte seit November 1796 einen wunderlichen Herrscher, den Kaiser Paul, der sich als göttliches Werkzeug zur Wiederherstellung von Altfrankreich und Alteuropa ansah, den Papst wieder einsetzen wollte und im Gegensatze zur Überlieferung völlig uneigennützig handelte, bereit, Gelder und Heere zu stellen, begeistert für die Sache der göttlichen Monarchie gegen die nichtswürdige Republik. Umsonst bemühte sich Paul, Preußen aus der Neutralität herauszuziehen. Sein Lieblingsgedanke war ein Bündnis

Digitized by Google

Rußlands, Preußens, Österreichs und Großbritanniens gegen Frankreich; blieb auch Preußen der neuen (zweiten) Koalition, deren Seele Paul war, fern, so war sie doch für Frankreich höchst bedrohlich: sie umfaßte ja Rußland, Großbritannien, den neuen Papst Pius VII., die Fürsten Italiens, eine Reihe deutscher Staaten (nicht aber Bayern, das sich auffällig Frankreich näherte), Portugal, die Türkei und die Barbareskenstaaten. Die zweite Koalition verfocht mit Nachdruck das geschichtlich gewordne Recht, und im Generalfeldmarschall Grafen Alexander Sſuworow (S. 23) gab ihr Paul einen Feldherrn ersten Ranges. Zur See freilich waren die Briten seit Abukir unbestrittne Herren. Die Franzosen eroberten unter Joubert Sardinien, dessen König Karl Emanuel IV. vor Christi Schweißtuch kniete, anstatt zu kämpfen, erzwangen im Dezember 1798 seine Abdankung und Abreise; unter Jean Étienne Championnet eroberten sie am 23. Januar 1799 Neapel und schufen, während der Hof nach Palermo flüchtete, die Parthenopäische Republik. Somit besaßen die Franzosen Italien bis zur Meerenge von Sizilien.

André Maſſéna warf, als der Koalitionskrieg begann, die Kaiserlichen aus Graubünden nach Vorarlberg und erhielt dann den Oberbefehl aller Truppen am Rhein und in der Schweiz. Jean Baptiſte Jourdan brach Anfang März 1799 nach Schwaben vor, wurde vom Erzherzog Karl am 21. und 25. März bei Osterach und Stockach besiegt und auf das linke Rheinufer zurückgedrängt. Feldmarschallleutnant Paul Kray Freiherr von Krajowa schlug die Franzosen am 5. April bei Magnano, und Sſuworow trieb sie hinter die Adda, zog nach dem Sieg über Moreau bei Caſſano am 28. April in Mailand ein und löste die Cisalpiniſche Republik auf, während Maſſéna von den Kaiserlichen in die innere Schweiz getrieben wurde. Noch immer saßen die franzöſiſchen Gesandten mitten im Kampf auf dem Raſtatter Kongreß. Das kaiserliche Hauptquartier erklärte schließlich, man könne nicht mehr für ihre Sicherheit bürgen; als sie in der Nacht vom 28. zum 29. April abreisten, wurden sie völkerrechtswidrig überfallen und zwei von ihnen getötet. In Italien lächelte Sſuworow der Erfolg: er beſiegte Macdonald am 17./19. Juni an der Trebbia; am 27. Juli wurde Mantua beſetzt, am 15. Auguſt fiel Joubert bei der ihm von Kray und dem Feldmarschallleutnant Mich. Friedr. Bened. Baron Melas beigebrachten Niederlage von Novi, und Frankreich mußte seine letzten Stellungen in Oberitalien einbüßen, wenn die Koalition einig blieb.

Sſuworow war jedoch entrüſtet über Thuguts Ränke und über die Einmiſchung des Wiener Hofkriegsrats. Er und sein Kaiser wollten die Wiedereinſetzung des Königs von Sardinien; Kaiser Franz wollte sie nicht und ging ſelbſt auf Beute aus. Das britiſche Kabinett brachte eine britiſch-ruſſiſche Expedition nach Holland zu ſtande, der zwar die bataviſche Kriegsflotte zum Opfer fiel, aber durch General G. M. A. Brune im Herbſt 1799 ein Ende bereitet wurde; damit ſcheiterten die Pläne einer Wiedereinſetzung der vertriebnen Oranier in Holland und eines Einfalls in Belgien. Am Rhein kam es nicht zu Schlachten; nur eroberte der Erzherzog Karl Mannheim, und der Landſturm machte den Franzoſen tüchtig zu ſchaffen. Während Graf Chr. Aug. Heinr. Kurt Haugwitz, Preußens leitender Staatsmann, Frankreichs Umſichgreifen bis nach Preußen hin fürchtete und den Eintritt in den Dreibund Öſterreichs, Rußlands und Großbritanniens anriet, blieb der König, der in Frankreich ſeinen natürlichen Verbündeten ſah, müßiger Zuſchauer des Weltkampfs. In Wien kam man auf den unſinnigen Gedanken, Sſuworows Siegeszug in Italien abzuſchneiden und ihn über die Alpen nach der Schweiz zu verſetzen; unter Strapazen ohnegleichen ging der Feldherr im September 1799 hinüber, und als er vom Züricher Siege Maſſénas über Ruſſen und Kaiſerliche hörte, ſtieg er mit den Trümmern ſeines Heers im Oktober ins Vorderrheinthal nieder. Auf Franz wütend, ſchloß

Digitized by Google

Paul mit Bayern, dessen unabhängigen Bestand gewährleistend, das Bündnis von Gatschina, kündigte Franz in derben Worten seinen Austritt aus der Koalition an, und im Dezember zogen die Russen ab; die Koalition war gesprengt und Frankreich vor dem gefährlichsten Anprall bewahrt. Die schwache Direktorialregierung wäre ihm nicht gewachsen gewesen: sie hielt sich nur notdürftig über Wasser. Der Direktor Emanuel Joseph Sieyès selbst arbeitete auf ihren Sturz hin und suchte zum Gehilfen einen thatkräftigen General; da Joubert gefallen war, dachte er an Bonaparte. Der Direktor Barras hinwieder plante eine Wiederherstellung der Bourbonen und trat in Unterhandlungen mit dem verbannten Haupte des Hauses, mit Ludwig XVIII., dessen Annäherungsversuche Bonaparte stets zurückgewiesen hatte.

e) Das Konsulat.

Sobald Bonaparte in Ägypten erfuhr, wie es in Europa stehe, beschloß er, heimzukehren; ihm lag nichts mehr am Orient, nichts an seinem Heere, das er Kléber überließ: sein Stern leuchtete jetzt in Paris. Am 23. August 1799 segelte er heimlich von Alexandria ab, nur wenig Leute mitnehmend; Marmont bekennt in seinen Memoiren: „Wir fühlten uns einem allmächtigen Geschicke verbunden." Ein märchenhafter Ruhm flog dem Sieger bei den Pyramiden und auf Tabor voran; bei der Landung zu Fréjus, am 9. Oktober, sagte man ihm ins Gesicht: „Wir machen Sie zum Könige, wenn Sie wollen." Am 16. Oktober trat er vor die bestürzten Direktoren; sie hatten ihn wahrlich nicht gerufen. Das Volk aber sah in ihm die verkörperte Ehre, den Ruhm Frankreichs; das Volk gehörte ihm, nicht dem verachteten Direktorium.

α) Die Begründung des Konsulats.

Bonaparte warb in aller Stille Verbündete und nahm brauchbare Leute aus allen Parteien. Seine Brüder Joseph und Lucian, jetzt Präsident des Rats der Fünfhundert, gingen ihm wacker an die Hand; Josephine nützte ihm bei Barras und bei Louis Jérôme Gohier, dem damaligen Vorsitzenden im Direktorium. Charles Maurice Talleyrand (s. sein Bildnis auf der Tafel bei S. 35) schloß sich ihm an, desgleichen viele Generale, Minister und andre Männer von Einfluß, voran Sieyès. Er aber vertraute sich keinem ganz an, selbst von Ruhmgier und vom kältesten Verstande geleitet, seit Kindheit einzig beschäftigt mit der nackten Wirklichkeit des Lebens, mit Kampf und Sieg, in Selbstsucht gestählt wie Machiavellis „Fürst". Die Soldaten vergötterten ihn, die Generale ließen sich gewinnen, einige Bankiers schossen Geld vor: so fand der Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799) statt. Eine Weile lang drohte alles zu scheitern; Lucians Geistesgegenwart aber ebnete die Bahn: der Rat der Fünfhundert wurde in Saint-Cloud durch Militär gesprengt, das Direktorium zur Abdankung gezwungen und ein provisorisches Konsulat (Sieyès, Roger-Ducos und Bonaparte) mit der ausübenden Gewalt betraut. Die Nation dankte in der Orangerie von Saint-Cloud ab; der Militärdespotismus, den schon Robespierre hatte kommen sehen, war da, und nach der ersten Sitzung des Konsulats bekannte der betrogne Sieyès: „Wir haben einen Herrn. Bonaparte will alles, weiß alles, kann alles . . . Die Gesetze, die Menschen, ganz Frankreich liegen in seiner Hand." Sieyès mußte sich damit begnügen, eine Verfassung zu entwerfen; als er aber Bonapartes Macht einschränken und ihn unter sich stellen wollte, nannte Bonaparte dies eine metaphysische Albernheit, und die (V.) Verfassung vom Jahre VIII (24. Dezember 1799) legte alle Macht in die Hand des Ersten Konsuls.

Digitized by Google

Bonaparte, vom Senate zum Ersten Konsul auf zehn Jahre gewählt, hatte alle Herrscherbefugnisse und wählte zum Zweiten und Dritten Konsul, denen nur beratende Stimme zustand, Jean Jacques Régis de Cambacérès und Charles François Lebrun, bezog mit ihnen die Tuilerien und umgab sich wie sie mit Garden. Damit die gesetzgebende Gewalt der ausübenden gegenüber möglichst schwach sei, verteilte man sie an Tribunat, Gesetzgebenden Körper und Senat, mit denen Bonaparte als Herr und Meister umsprang; als Präsident des stummen Senats wurde Sieyès lebendig begraben. In den Staatsrat, der Ähnlichkeit mit Ludwigs XIV. System zeigte, berief Bonaparte die besten Fachmänner; der Staatsrat wurde, wie Louis Marie Cormenin sagt, „die Fackel der Gesetze", freilich auch der Vortrab des Emporkömmlings. Die zwei andern Konsuln waren schattenhaft. An Stelle des vielköpfigen Advokatenregiments gebot ein Herrscher, der Kind und Vernichter der Revolution war; ein Manifest vom 15. Dezember nannte die Revolution beendet.

Bonaparte hatte viel erreicht; immerhin war er noch von der Volkssouveränität abhängig und konnte nach zehn Jahren in den Schatten zurückgedrängt werden. Er mußte darum seinen Ruhm vor Rost bewahren und in neuen Feldzügen befestigen, wenn er sich auch jetzt den Anschein von Friedensliebe gab. Er bot im Tone des Gleichgestellten dem stolzen Georg III. Frieden an, wohl wissend, daß der König die Hand auf Malta und auf Ägypten halten würde; und als Georg durch seinen Staatssekretär William Wyndham Baron Grenville im Januar 1800 Talleyrand eine schroff ablehnende Antwort erteilte, bot dies den gewünschten Vorwand, die Politik William Pitts als Feindin des Weltfriedens zu kennzeichnen. Dieselbe Ablehnung wurde Bonaparte von Franz II. zu teil: Thugut wollte die Siege von 1799 nicht verlieren. Friedrich Wilhelm III. näherte sich der Konsularregierung und wollte den Zaren mit ihr versöhnen; doch sah Bonaparte in Preußen eine zu untergeordnete Macht. Den Frieden im Innern stellte er her und krönte ihn mit der Unterwerfung der Vendée; die Häupter der Chouans freilich blieben ihm todfeind.

β) Marengo.

Moreau führte das Rheinheer gegen den Kaiser und drängte den Feldzeugmeister Kray im Mai 1800 in ein verschanztes Lager vor Ulm zurück; Masséna arbeitete in den Apenninen gegen den Feldmarschalleutnant Melas vor. Der Erste Konsul aber überschritt mit der Reserve Berthiers die Alpen, um, nach sorgfältigster Vorbereitung, Hannibal und Suworow nachzuahmen. Dem Siege bei Montebello folgte am 14. Juni der glorreiche Sieg von Marengo; nie vielleicht war Bonaparte derart vom Glücke getragen, nie weniger in der Lage, sein Feldherrntalent zu zeigen. Melas verlor den Kopf, und die schimpfliche Kapitulation von Alessandria tilgte nicht nur Österreichs Siege von 1799 aus, sondern räumte auch Norditalien bis zum Mincio und untern Po dem Feind ein; wenn auch noch undeutlich, tauchte in Bonapartes Seele bereits der Gedanke an ein westliches Kaisertum auf. Gleichzeitig siegte Moreau am 19. Juni bei Hochstädt über Kray, besetzte München und ließ Süddeutschland ungeheure Opfer bringen. Das besiegte Österreich schloß alsbald einen neuen Hilfsgeldervertrag mit Großbritannien, das auch einen solchen mit Bayern, Württemberg und Kurmainz einging, verwarf zwar den Vorfrieden vom 28. Juli, schloß hingegen nicht nur den Waffenstillstand von Parsdorf, sondern verlängerte ihn noch am 20. September, wobei „der Mehrer des Reichs" Süddeutschland preisgab. Thugut fiel am 8. Oktober 1800, und Graf Ludwig Cobenzl ward sein Nachfolger.

Bonaparte wies jede Annäherung der Bourbonen, die ihn zu ihrer Wiedereinsetzung benutzen wollten, schroff zurück und lenkte alles in monarchische Bahnen, um sich selbst zur Krone

Digitized by Google

zu verhelfen. Er schloß die Emigrantenlisten, nahm gern Emigranten in seine Umgebung und wollte „das Volk von 1792 und das Volk vom 18. Brumaire zu einem Volke machen"; die Jakobiner sahen in ihm einen Abtrünnigen, die Royalisten einen Thronräuber, der ihren Attentaten im Oktober und Dezember 1800 entging. Den Zwist mit den Vereinigten Staaten von Amerika beendete am 30. September der Friede von Mortefontaine, wobei der Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut" zur Anerkennung gelangte und Frankreich einen wichtigen Verbündeten gegen die britische Seemacht gewann. Bonaparte wollte dieser einen Bund der Neutralen unter Führung des Zaren entgegenstellen und näherte sich ihm. Paul ging auf seine Schmeicheleien und wohlfeilen Huldigungen leicht ein; er sah in Bonaparte den Bändiger der Revolution und den Zukunftszaren Westeuropas, schloß mit Preußen, Dänemark und Schweden im Dezember 1800 eine Konvention gegen Großbritanniens Seeherrschaft und jagte die in Mitau aufgenommnen Bourbonen im Winter aus Rußland.

γ) Luneville und Amiens.

Der Krieg mit Franz II. brach wieder aus; Thugut kehrte für kurze Zeit ans Ruder zurück. Aber Moreau besiegte den Erzherzog Johann am 3. Dezember bei Hohenlinden, und Bonaparte machte sich in Deutschland und Italien zum Herrn der Lage. Er schob Moreau in den Hintergrund, fand Unterstützung für seine Österreich feindliche Politik bei Rußland und bei den süddeutschen Fürsten und erzielte am 9. Februar 1801 durch seine Dreistigkeit den Frieden von Luneville. Mittelitalien und das linke Rheinufer wurden französisch; das politisch und territorial umgestürzte Deutsche Reich mußte den links vom Rheine geschädigten Fürsten Schadenersatz liefern, und die geistlichen Staaten, die hierzu dienen sollten, sahen ihre Stunde gekommen. Eine Reichsfriedensdeputation, die zum größern Teile für Säkularisation war, sollte das Reichsfriedensgeschäft ausführen; doch wurde ja alles in Paris entschieden: Fürsten und Minister buhlten ekelhaft um Frankreichs Huld.

Durch Godoy, „den Friedensfürsten" (vgl. Bd. IV, S. 541), gebot Bonaparte über das unwürdige Königspaar Spaniens. Im Madrider Bündnisse vom 21. März 1801 kamen Parma und Elba sowie Louisiana an Frankreich. Toscana wurde als „Königreich Etrurien" dem Schwiegersohne Karls IV., dem Prinzen Ludwig von Parma, gegeben; natürlich war dies erste von Bonaparte geschaffne Königtum nichts als eine französische Provinz und Ludwig ein Schattenfürst. Trotz aller Spanien gegebnen Versprechungen verkaufte Bonaparte Louisiana 1803 für 80 Millionen Franken an die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Umfang sich damit verdoppelte. Lucian Bonaparte, Gesandter in Madrid, hetzte Spanien zum Kriege gegen Portugal, den Verbündeten Großbritanniens; nach dessen unglücklichem Verlaufe mußte der Prinz-Regent Johann in Badajoz den Briten die Häfen verschließen, 25 Millionen Franken an Frankreich bezahlen und Abtretungen in Guayana machen. Auch Ferdinand IV. von Neapel sah sich, als Murat heranzog, genötigt, England seine Häfen zu schließen und den Golf von Tarent von Franzosen besetzen zu lassen.

Die britische Herrschaft in Indien freilich stand fester denn je. Richard Cowley Marquess Wellesley und seine Nachfolger, Cornwallis und Minto, setzten den Siegeszug der Clive und Warren Hastings fort und erweiterten den britischen Besitz in riesenhaftem Umfange (vgl. Bd. II). In Ägypten war Kléber ermordet worden; sein thörichter Nachfolger Menou kapitulierte im September 1801 vor den den Türken zu Hilfe kommenden Briten: Ägypten war für Frankreich verloren (vgl. Bd. III, S. 693). Bonaparte aber sann auf Rache, auf Vernichtung Albions.

Digitized by Google

Kaiser Paul war immer wunderlicher geworden. Seine eigne Familie fühlte sich bedroht, und mit Wissen seines Thronerben wollte ihn eine Anzahl vornehmer Herren zur Abdankung nötigen; er setzte sich zur Wehr und wurde am 24. März 1801 ermordet: ein Schlag für Bonaparte, ein Triumph für Großbritannien. Alexander I., Pauls Nachfolger (s. sein Bild auf der beigehefteten Tafel), schloß im Juni mit Großbritannien Frieden und Handelsvertrag, verzichtete auf Malta und auf das Großmeistertum über den Malteserorden. Der Vizeadmiral Baron Nelson hatte schon am 2. April die dänische Flotte vor Kopenhagen überfallen und König Christian VII. genötigt, dem Bunde der Neutralen zu entsagen, von dem sich auch Gustav IV. Adolf von Schweden löste. So zerfiel der nordische Bund zur Neutralität der See.

Bonaparte ließ nun die auf Paul genommne Rücksicht fallen und schlug Piemont 1802 zu Frankreich. Mit Bayern, dessen Geschicke unter Maximilian Joseph der hochbegabte Max. Karl Jos. von Montgelas, „der Pombal Bayerns", leitete, schloß er im August 1801 einen geheimen Bund und gewann so eine Hauptstütze in Süddeutschland. Auch mit Großbritannien leitete er den Frieden ein. Das friedfertige Kabinett Addington kam ihm entgegen und schloß am 1. Oktober 1801 vorläufig zu London, am 27. März 1802 endgiltig zu Amiens Frieden. Doch zeigte sich bald, alles sei nur ein Waffenstillstand: Großbritannien dachte nicht an den Verzicht auf Malta zu gunsten des Ordens, Frankreich nicht an die Räumung der Helvetischen und der Batavischen Republik. Mit Alexander I. knüpfte Bonaparte alsbald näher an; nachdem sie Frieden geschlossen hatten, trafen sie am 11. Oktober 1801 in Paris eine geheime Verabredung, um die Entschädigung der links vom Rheine geschädigten weltlichen Stände des Reichs und die italienischen Angelegenheiten übereinstimmend zu ordnen. Die Politik von Tilsit und Erfurt lag schon lange im Keime: beide Herrscher warfen sich zu Diktatoren in Europa und zu Schiedsrichtern im Reich auf, und Alexander schien nicht zu bemerken, daß Bonaparte ihn nur ausnutzte. Auch mit der Türkei und mit den Barbareskenstaaten schloß der Erste Konsul Frieden, und die Welt jubelte ihm als dem allgemeinen Friedebringer entgegen.

δ) Der Erste Konsul.

Wie wenig entsprach doch Bonapartes Natur dieser Anschauung! Ob die Völker Frieden und Glück fanden, war dem dorisch harten Abenteurer (s. Fig. 3 auf der Tafel bei S. 25) gleichgiltig: sie sollten ja nur der Schemel seiner Füße sein. Ihm galt lediglich der Ruhm etwas, nicht aber der Ruhm, den Zivilisation und Moral bringen, sondern der in Gewalt und Schlacht blutig errungne. Nicht Washington war sein Ideal — die Verheerung der Pfalz durch Louvois nannte er dessen vornehmsten Anspruch auf Ruhm. Das Leben seiner Mitmenschen war dem ärgsten Menschenverächter, den wohl seine große Menschenkenntnis hierzu gemacht hatte, nichts wert; im Oriente hatte er gesehen, wie das Leben der Menschen nicht höher als das der Hunde geschätzt ward. Wie wenn ihn ein böser Geist dazu antriebe, so liebte er zu zerstören, was andern teuer war, alles einzureißen, was die Geschichte gebildet hatte: aus Europas Vielgestalt wollte er die Öde eines militärischen Weltreichs machen. Vaterlandsliebe fehlte ihm: zuerst war er begeisterter Korse, dann augenfällig Franzose, bald völliger Weltbürger; die Franzosen empfanden es und widmeten dem Manne, der sie zu Herren der Welt erhob und ihnen doch ein halber Fremdling blieb, niemals die Liebe, die Ludwig XII. und Heinrich IV. genossen haben.

Obwohl ohne Religiosität, erkannte er die Notwendigkeit des Christentums zur gesellschaftlichen Ordnung. Zur Weltherrschaft, die er ersehnte, bedurfte er des Bunds mit dem Papsttume; die katholische Religion war unschätzbar, um ihn als den gottgesandten Herrscher zu

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

1. **Katharina II., Kaiserin von Rußland** (1729—1796); gestochen 1762 von Graf Peter Rotari nach einem Gemälde im Besitze von E. Tscheteſow in Sankt Petersburg.

2. **Alexander I., Kaiser von Rußland** (1777—1825); gezeichnet von Seb. Bourdon, gestochen von P. Audouin.

3. **Charles Maurice Herzog von Talleyrand-Périgord, Fürſt von Benevent** (1754—1838); gemalt von F. Gérard, gestochen von A. Boucher-Desnoyers.

4. **Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürſt von Metternich-Winneburg, Herzog von Portella** (1773—1859); gemalt von Th. Lawrence.

5. **Papſt Pius VII.**, vorher **Barnaba Luigi Chiaramonti** (1740—1823); gemalt von Joſeph Bazzoli, gestochen von Ang. E. Lapi und Raph. Morghen.

6. **Franz II., Kaiser von Deutſchland**, als **Kaiser von Öſterreich Franz I.** (1768—1835); gemalt von Nat. Schiavoni, gestochen nach 1806 von Joſeph Longhi.

(Nach dem Allgemeinen Hiſtoriſchen Porträtwerke Woldemars v. Seidlitz.)

Digitized by Google

Russland, Frankreich, Österreich und die Kurie in ihren Führern um das Jahr 1800.

Digitized by Google

empfehlen. „Die Philosophen werden lachen, die Nation aber wird mich segnen ... Man wird sagen, ich sei Papist; ich bin nichts: in Ägypten war ich Muselman, hier werde ich zum Wohle des Volks Katholik sein ... Meine Politik ist es, die Menschen so zu lenken, wie es die Überzahl will ... Regierte ich ein Volk von Juden, so würde ich den Tempel Salomos herstellen." Bonaparte sollte sich aber täuschen, wenn er meinte, das Papsttum gebe sich zum willenlosen Werkzeuge her und die Priester seien wie ein Regiment zu befehligen: Pius VII. (s. sein Bild auf der beigeheften Tafel „Rußland, Frankreich, Österreich und die Kurie um 1800") hat ihm den Star gestochen. Jetzt kannen Pius und sein hochbegabter Staatssekretär, Kardinal Ercole Consalvi, dem Ersten Konsul gern entgegen, voll Bewunderung „für den Mann überlegter Spontaneität", und am 15. Juli 1801 wurde das Konkordat, eine der glänzendsten Schöpfungen Bonapartes, unterzeichnet: Frankreich und die Kirche waren versöhnt. Letztre nahm Bonapartes Diktatur hin, der Kirchenstaat kehrte an den Papst zurück, der das Oberhaupt der französischen Kirche wurde; die Kirchengesetze der Revolution wurden abgeschafft, die Kurie stimmte der Einziehung des französischen Kirchenguts zu. Alle Geistlichen in Frankreich wurden Staatsbeamte, die Schule wurde ihnen entzogen, die Kirche durch ihre demokratische Gestaltung weit willfähriger und kirchlicher, als sie vor der Revolution gewesen war. Bonaparte erhielt indirekt Gewalt über das Glaubensbekenntnis der Franzosen.

In das Staatsleben, das aus allen Fugen gegangen war, führte Bonaparte militärische Zucht ein: der Autoritätsgedanke gewann wieder Geltung. Das Gesetz vom 17. Februar 1800 wurde zur Grundlage der Verwaltung. Im Gegensatze zur Revolutionszeit mit ihren gewählten Körperschaften wurde der Staat durch Einzelbeamte regiert. Es war eine Hierarchie „von lauter Ersten Konsuln im kleinen"; alle wurden von Bonaparte ernannt und waren absetzbar. Frankreich wurde in strammster Zentralisation von oben nach unten geleitet; die neben den Präfekten stehenden Generalräte spielten die Rolle des Chors in der antiken Tragödie. Im Ersten Konsul vereinigte sich die gesamte ausübende und gesetzgebende Gewalt. Ihm gehorchten alle ordentlichen Behörden; die öffentliche Meinung hatte zu schweigen, und eine wunderbar eingeschulte Polizei unterdrückte unbequeme Ansichten. Mit Hilfe des tüchtigen Finanzministers Martin Michel Charles Gaudin erfolgte die Neuordnung der Finanzen. Die hauptsächliche Last der direkten Steuern fiel auf die Eigentümer; die indirekten Steuern paßten sich den Verhältnissen genau an. Ausgaben und Schuldenwesen des Staats erfuhren eine völlige Neugestaltung. Industrie und Handel fanden Unterstützung in der 1800 gegründeten Bank von Frankreich; die solide Geschäftswelt förderte kräftig die staatlichen Finanzunternehmungen: auch im Finanzleben herrschte Zentralisation, Bonapartes Gewaltherrschaft dienstbar.

Durch große Ausdehnung des Systems der Stellvertretung erlangten weite Kreise der besitzenden Klassen Militärfreiheit, und das Konskriptionsheer diente Bonapartes Ehrsucht besser als ein gebildetes Heer; erst von 1807 an kehrte das Militärgesetz seine Härten schroff hervor. Das Offizierkorps schied sich in zwei Teile, da die Stabsoffiziere gebildete Leute sein mußten; eine unbedingte Beförderung gab es nur bis zum Hauptmann: „der Marschallstab im Ranzen" war durchgängig eine Redensart, eine Verbeugung vor dem Gleichheitsschwindel. Bonapartes Herrschaft war der bestgeordnete Despotismus der neuen Geschichte; für Bürgersinn und unabhängige Haltung war in ihm kein Raum.

Schon vor der Revolution hatte man eine Reform der französischen Rechtsprechung für geboten erachtet, Bonaparte, der einen seltnen Juristenblick besaß, ernannte 1800 einen Ausschuß, bestehend aus Frankreichs vier befähigtsten Juristen, für ein bürgerliches Gesetzbuch; im

Digitized by Google

Staatsrate, der auch juristische Größen enthielt, beriet man den Entwurf Cambacérès', und Bonapartes Ansicht traf häufig die rechte Entscheidung. Wie der Gedanke an Rom und an die Weltherrschaft in ihm mächtig war, so überwog bei der Neugestaltung das römische Recht, vereint mit den droits de coutume (Gewohnheitsrechten); auch die alle Feudalität beseitigenden Teile der Revolutionsgesetzgebung wurden berücksichtigt. In den „Cinq Codes" schuf man 1801—10 die praktische Gesetzgebung der bonapartischen Gewaltherrschaft; meist als Code Napoléon bezeichnet, ist er heute noch giltig in Frankreich, Belgien, Holland und vielen andern Gebieten, wohin er während des Konsulats und des ersten Kaiserreichs übertragen worden war: eine kulturelle Eroberung ersten Ranges. Sondergerichtshöfe und Militärkommissionen dienten aber häufig der Regierung, wenn diese sich über die Justiz hinwegsetzen wollte.

Das Schulleben lag ganz im argen. Bonaparte bestimmte nun die Lehrer zu Aposteln seiner Autorität und zu Wächtern über die politischen und sittlichen Ansichten des Volks, richtete das Unterrichtswesen starr büreaukratisch ein und schuf eine Schulhierarchie; alle Lehrer bildeten eine Körperschaft, eine der Regierungsgewalt dienstbare bürgerliche Miliz, und hatten seit 1808 an ihrer Spitze den Großmeister der kaiserlichen Universität. Da alles selbständige Denken und Schaffen in Wissenschaft und Kunst Bonaparte als hohle Grübelei erschien, wurden die Presse, die Litteratur, die Theater streng überwacht; beständig drohte ihnen polizeiliche Einmischung. So verödete das der Freiheit bedürftige geistige Leben: alles verfiel geisttötender Einförmigkeit, kein Genie brach sich durch.

ε) Das Konsulat auf Lebenszeit.

Der Senat und der Gesetzgebende Körper waren dem Ersten Konsul ganz zu Willen. Nur im Tribunat wandte sich noch mancher gegen seine auf Alleinherrschaft abzielenden Gelüste; er entfernte jedoch die Gegner außer Carnot, der allein noch an vergangne Tage von Gesinnungsfreiheit erinnerte, und ließ lauter Gefügige ein. Aus Frankreich plötzlich wieder eine Monarchie zu machen, erschien bedenklich; die Verlängerung der Konsularzeit hingegen bot eine unverdächtige Übergangsstufe. Bonaparte besprach alles genau mit dem zweiten Konsul Cambacérès und war entrüstet, als der verbitterte Sieyès den Senat bewog, die Verlängerung nur auf weitre zehn Jahre zu beantragen; er fürchtete, der Antrag könne angenommen werden, und erklärte dem Senat, er werde nur, falls die Nation es fordere, im Amte bleiben. Der Nation aber wurde die Frage einfach dahin gestellt: Soll Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein? Überall im Lande wurden Listen aufgelegt; der Beeinflussung und den Ränken öffnete sich weiter Spielraum. Das Volk sprach sich für seinen Helden aus, und durch Senatsbeschluß vom 3. August 1802 wurde „Napoleon Bonaparte" Konsul auf Lebenszeit. Er folgte „dem Willen des Volks", gesonnen, ihn bald durch seinen Willen abzulösen. Ihm standen die Rechte zu, seinen Nachfolger zu ernennen, allein Friedensschlüsse und Bündnisse giltig abzuschließen, zu begnadigen ꝛc.: er nahm unter den Souveränen Platz. Sofort wurde die Verfassung vom Jahr VIII in seinem Sinne abgeändert: das Tribunat an Zahl verringert, der Senat, sein stummer Diener, vermehrt und mit mehr Vollmachten ausgestattet; es blieb keine Spur verfassungsmäßiger Bürgschaften mehr übrig. Die Familie Bonapartes gruppierte sich um ihn. Am 15. August 1802 wurde sein Geburtstag zum erstenmal als nationales Fest begangen; schon im Mai hatte er den Orden der Ehrenlegion gestiftet, ein Zeichen baldiger Ablösung der Republik.

Der Erste Konsul fühlte sich als Herr der europäischen Geschicke, als Mittler Europas. Der tief gesunknen „Batavischen Republik" hatte er im Oktober 1801 eine Verfassung aufgenötigt, die

Digitized by Google

sie von Frankreich ganz abhängig machte. Die „Cisalpinische" verwandelte er in eine „Italienische Republik", deren Präsidentschaft er am 26. Januar 1802 huldvoll annahm. Die Republik Lucca erhielt eine bonapartische Verfassung, die „Ligurische Republik" ging der Einverleibung entgegen, Parma und Piacenza kamen unter französische Verwaltung: so war Oberitalien außer Österreichisch-Venetien unmittelbar oder mittelbar in Bonapartes Gewalt. In die Schweizer Fehden sich einmischend, bezeugte er am 19. Februar 1803 durch die Mediationsakte, die beste Verfassung der Schweiz vor 1848, wiederum sein großartiges Verwaltungstalent. Er wurde „Protektor der Schweiz", deren Neutralität aufhörte, und stand über dem Landamman; Genf blieb bei Frankreich, Wallis wurde französischer Schutzstaat. Dem Bunde Frankreichs mit der Schweiz folgte 1803 eine Militärkapitulation, dergemäß die Schweiz stets 16,000 Soldaten für Frankreich bereit halten mußte. Europa hatte, wie Bonaparte sagte, anerkannt, daß Holland, Italien und die Schweiz zur Verfügung Frankreichs ständen.

ζ) Der Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg.

Scheinbar mit dem Kaiser Alexander, thatsächlich aber selbständig, bestimmte der Erste Konsul, wer im Deutschen Reiche leben, wer sterben solle. Alle Stände bestürmten ihn mit Huldigungen und Gesuchen; rheinbündische Gedanken, der Plan eines dritten Bunds neben den deutschen Vormächten, spukten in seinem nie rastenden Hirne. Mit Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Kassel, dann auch mit Österreich schloß er Geheimverträge, worin er reiche Beute verhieß. Schon am 3. Juni 1802 war die Aufteilung des Deutschen Reichs von Bonaparte und Alexander geplant; trotz aller Einsprüche der geistlichen Stände kam unerhört schnell der Beschluß der Reichsdeputation zu stande, die ja nur die aus Paris und Petersburg gegebnen Befehle wiederholte. Am 25. Februar 1803 erfolgte der Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg, ein ungeheuerlicher Rechtsbruch, die reichsgesetzliche Einziehung des ganzen katholischen Kirchenvermögens. Nicht dem Gebote modernen Fortschritts, lediglich der Beutegier der weltlichen Schützlinge Napoleons fielen die freilich längst angefaulten geistlichen Staaten im Reiche zum Opfer; am Leben blieben nur zwei (bald auch verschwindende) Gebietiger: der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim und der Großprior des Malteserordens in Heitersheim, sowie Bonapartes treuster Genosse, der Kurfürst-Erzkanzler Karl Theodor von Dalberg, dessen erzbischöflicher Sitz von Mainz nach Regensburg übertragen wurde. 112 Staaten verschwanden; ihr Gebiet, über 2000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Seelen, erhielten die weltlichen Herren, und nur sechs Reichsstädte überlebten den Zusammenbruch.

Ein Heiliges römisches Reich deutscher Nation gab es thatsächlich nicht mehr, und mit der Theokratie war es vorbei. Das Stimmenverhältnis im neuen Reichstage gab dem Protestantismus bei weitem das Übergewicht. Die Umgestaltung innerhalb der katholischen Kirche war durchgreifender und allseitiger als selbst bei der Reformation: die katholische Geistlichkeit verlor ihre Abgabenfreiheit wie den größten Teil ihres Besitzes und wurde Staatsdienerin; sie verlor aber auch das Interesse am Reich, in dem sie keine Landesherren mehr stellte und keine Domkapitel mehr füllte. An die Stelle reichsfürstlicher Unabhängigkeit trat ein dem räuberischen Staate feindlicher demokratischer Geist: die Abhängigkeit vom Papst und die ultramontane Anschauung feierten ihre Geburt. Die Kurie selbst gab das Römische Reich verloren, indem sie fortan vom imperium germanicum sprach; Talleyrand bezeichnete es sogar als fédération germanique. Als so die neue Zeit im Rechtsbruche zur Welt kam, empfand das deutsche Volk kaum die Schmach. Unter den bunt zusammengewürfelten Völkerschaften,

Digitized by Google

den Zufallsstaaten von 1803, zog eine bonapartische Büreaukratie einen unnatürlichen Partikularismus groß; zumal in Süddeutschland gingen die mit reicher Beute ausgestatteten Regierungen überstürzend und rücksichtslos vor, alles über einen Kamm scherend und schablonisierend. Ihre Rechtsbegriffe ähnelten vielfach denen ihres Beschützers, und nur wenige Männer besaßen den Mut des Reichsfreiherrn Karl vom Stein (s. sein Bild auf der Tafel bei S. 61), der offen tadelte und verwarf, was Frevel war.

η) Santo Domingo. Boulogne. Hannover. Pichegru, Cadoudal und Enghien.

Der Erste Konsul wußte recht wohl, daß der Friede mit Großbritannien auf die Dauer unhaltbar sei; Pitt, den Grenville den einzigen Retter nannte, bekämpfte das zu friedfertige Kabinett Addington und riet zu neuen Rüstungen. Bonaparte seinerseits dachte an die Inswerksetzung einer großen Kolonialpolitik. Der Aufstand des Negers Toussaint-l'Ouverture in Santo Domingo (vgl. Bd. I, S. 498) bot Anfang 1801 den Anlaß zur Absendung eines Heers unter Charles Emmanuel Leclerc d'Ostin, dem Gemahle der Pauline Bonaparte. Die Insel wurde zwar unterworfen und Toussaint durch einen verräterischen Streich in den eisigen Kerker von Joux im Jura gebracht, worin einst Mirabeau geschmachtet hatte; ein neuer Negeraufstand aber nach Leclercs Tod endete im November 1802 mit dem Verluste der Insel, und Bonaparte ging fortan jeder Erinnerung an Santo Domingo aus dem Wege. Der Ausbreitung Frankreichs von Louisiana aus traten die Vereinigten Staaten von Amerika sofort entgegen, ein Grund mehr zum Verkaufe. So mußte Bonaparte auf Kolonialerfolge früh verzichten.

Wütend über die in den britischen Witzblättern erscheinenden Karikaturen, die dauernde Besetzung Maltas und andres, rüstete der Erste Konsul zu neuem Kriege mit der Königin der Meere; er machte dem britischen Gesandten einen pöbelhaften Auftritt, und das Kabinett von Saint James antwortete am 18. Mai 1803 mit der Kriegserklärung. Ohne Bedenken kaperten die Briten französische und batavische Schiffe; ihre Flotten beobachteten die französischen Küsten. Die größte Opferfreudigkeit herrschte, und alle schauten auf Pitt als den natürlichen Lenker der Geschicke; selbst sein Widersacher Charles James Fox bewunderte ihn. Bedeutende Streitkräfte wurden aufgeboten. Bonaparte entflammte den alten Nationalhaß, erneuerte das Fest der Jungfrau von Orléans und ließ in der ihm unterthänigen Presse Großbritannien als ewigen Störenfried Europas geißeln. Ganz Frankreich glich einer Riesenwerft. Das „punische" England sollte überfallen, gezüchtigt, niedergeworfen werden: es galt ein Duell; Bonaparte zeigte dieselbe Starrköpfigkeit und Verranntheit wie später Rußland gegenüber. Frankreich mußte zwecklose Opfer bringen; auch Spanien und Portugal wurden dazu genötigt. Laurent de Gouvion Saint-Cyr besetzte die Häfen im Neapolitanischen; die Batavische und die Helvetische Republik mußten Dienste leisten, und ein großes Heer sammelte sich im Lager von Boulogne.

Preußen hatte sich hinter der Demarkationslinie sicher gefühlt, ja auf russisches Anstiften es 1801 gewagt, Hannover vorübergehend zu besetzen, was Bonaparte nicht verzieh; jetzt erhielt es die Nachricht, der Erste Konsul werde selbst Hannover besetzen. Ehe sich der König ermannte, ihm zuvorzukommen, ließ Bonaparte, Hannovers Neutralität mißachtend, Mortier im Mai 1803 einrücken und durch die Sperrung von Elbe und Weser Norddeutschland gegen den britischen Handel abschließen; das brave hannoversche Heer wurde entwaffnet und aufgelöst, und 26 Monate französischer Besetzung kosteten dem Lande über 60½ Millionen Franken. Die Besetzung schädigte auch Preußens Handel und sein Ansehen in Norddeutschland. Aber Friedrich Wilhelm kam nicht aus seiner Herzensmattigkeit heraus; ja, seine Regierung spielte den

Digitized by Google

Mittler, um den Prätendenten „Ludwig XVIII.“, der auf preußischem Boden weilte, zur Aufgabe seiner Ansprüche zu bestimmen, was aber stolz abgelehnt ward. Von Hamburg bis Messina gebot Bonapartes Wille, und übermütig rief er aus: „In Europa fand ich keine Gegner!“

Die unter britischem Schutze lebenden französischen Royalisten dachten, vom Kabinette von Saint James unterstützt, an einen Handstreich; doch erfuhr der Erste Konsul, den die Furcht vor einer Wiedereinsetzung der Bourbonen nie verließ, durch seine Spione alle Vorbereitungen, und seine vortreffliche Polizei lockte die Verschwornen ins Garn. Moreau, Charles Pichegru, Georges Cadoudal, Armand und Jules de Polignac wurden nach ungestörter Landung im Frühjahr 1804 verhaftet. Trotz des Drucks, den Bonaparte auf die Gerichte ausübte, gelang es ihm nicht, Moreau dem Tode zu überliefern: er wurde nach Amerika verbannt. Man fand am 5. April Pichegru im Temple erwürgt, und die öffentliche Meinung nannte Bonaparte den Mörder des „Selbstmörders“; Cadoudal und elf andre wurden am 25. Juni hingerichtet, de Polignac entgingen dem Tode. Louis Antoine Henri de Bourbon, den Herzog von Enghien, „die Blume der Condé“, ließ der Erste Konsul, das Völkerrecht mit Füßen tretend, auf badischem Boden, in Ettenheim, ohne jede Verschuldung aufheben und am 21. März 1804 in Vincennes erschießen. Der deutsche Reichstag, Österreich und Preußen nahmen wie Baden die Schandthat schweigend hin; nur Hannover und Schweden erhoben Einspruch, und mit Rußland schien sogar ein Krieg bevorzustehen.

B. Napoleon I.

a) Das Kaisertum des Westens.

Den allgemeinen Schrecken, der Frankreich ergriff, benutzte Bonaparte zu seiner weitern Erhöhung. Der Senat mußte ihn unterthänigst bitten, seine Schöpfung zu befestigen, und ein Tribun stellte den Antrag, Napoleon Bonaparte zum erblichen Kaiser zu ernennen; nur Carnot sprach im Tribunat dagegen. Auch der Gesetzgebende Körper war dafür. Bedingungen, die der Senat ihm stellen wollte, wich Napoleon geschickt aus, und durch Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 wurde er für sich und seine Nachkommen zur Kaiserkrone berufen. Die neue Verfassung vom Jahre XII vermehrte den Senat, band ihn aber an die einleitenden Schritte der Krone, beschränkte den Gesetzgebenden Körper und das Tribunat noch enger und knechtete die Freiheit völlig; nach Mignets Wort wurde Frankreich nun zehn Jahre bei geschloßnen Thüren regiert. Der Klerus verglich Napoleon I. mit Moses und Kyros; er aber wartete das Ergebnis der Scheinabstimmung des Volks nicht ab, das sich in ungeheurer Überzahl für ihn aussprach, und führte den alten Pomp der Bourbonen an seinen kaiserlichen Hof zurück. Wie mancher dieser neuen wetterwendischen Höflinge hatte gegen Adel, Titel, Vorrechte, Kirche in der Revolution getobt, wie mancher die Hände in Königsblut getaucht, wie mancher sie mit Diebstahl befleckt; man braucht nur an den Oberkammerherrn Herzog von Talleyrand zu erinnern.

Und welch sonderbares Kaiserhaus! Neben der ehrwürdigen Mutter Lätitia, die jetzt Madame Mère hieß, die andern „Kaiserlichen Hoheiten“: die einstigen Armeekommissare Joseph und Lucian, der Armutsgefährte von Auxonne und Valence Ludwig, der leichtsinnige Benjamin Jérôme und die lebenslustigen drei Schwestern, endlich der Oheim Kardinal-Großalmosenier Joseph Fesch, der glückliche Armeelieferant und Bilderfammler. Eifrigst studierte man die Etikette und das Zeremoniell unter Ludwig XIV., um alles recht wirkungsvoll und „legitim“ zu gestalten; der alte Adel kam scharenweise zu Hof und nahm Dienste bei dem „Nachfolger Karls des Großen“, unbekümmert um die feierlichen Einsprüche des verbannten Königs gegen die unrechtmäßige

Digitized by Google

Besitzergreifung seines Throns. Da „sein System", wie Napoleon es nannte, auf Waffenerfolg beruhte, so stellte er neben die bürgerlichen Ämter große Militär-Chargen, die Marschälle von Frankreich, worunter kein Freund Moreaus war; der neue Adel, der ihm das Dasein verdankte, bot ein Gegengewicht gegen den alten, beide wurden unter seine Eisenfaust und unter den Grundsatz der Autorität gebeugt. Das „Empire" war der römische Cäsarenstaat, wie Napoleon die römischen Adler ins Wappen und auf die Fahnen setzte, ein auf den Despotismus gepfropfter militärischer Polizeistaat. Im Kaisertume lag weit mehr als im Königtume der Gedanke der Weltherrschaft. Napoleon sah in sich den Kaiser des Westens. Das römische Kaisertum ging von den Habsburgern auf die Bonaparte über; die Welt war ja nur an einen abendländischen Kaiser gewöhnt und sah im Zaren den Erben der griechischen Kaiser.

Die meisten Höfe beeilten sich, die gekrönte Revolution in ihre legitime Mitte aufzunehmen, voran Preußen. Österreich zögerte, da Friedrich von Gentz warnte; Cobenzl jedoch, der Unterhändler von Campo Formio und Lunéville, meinte, die Monarchen hätten sich dieses Kollegen nicht zu schämen. Die deutschen und italienischen Fürsten beglückwünschten Napoleon in unerhörter Schweifwedelei; nur Rußland, Großbritannien und Schweden verweigerten die Anerkennung des Kaisertitels. Kaiser Franz sah voraus, daß das römische Wahlkaisertum im Reiche nicht mehr haltbar sei, behielt zwar seinen bisherigen Titel bei, nahm aber zugleich am 11. August für seine Erblande den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich an: thatsächlich bildeten sie ja schon seit Leopold I. ein selbständiges Reich. Nachdem Napoleon trotz vielen Spotts dies dritte Kaisertum anerkannt hatte, erkannte ihn hinwider Franz als Kaiser der Franzosen an. Bei Napoleons Kaiserfahrt am Rhein im September 1804 lagen im „goldnen Mainz" die deutschen Fürsten vor ihm im Staube, huldigten ihm als dem natürlichen Nachfolger Karls des Großen, und er ließ Klänge von einem Rheinbunde verlauten; sie empfanden sämtlich, daß sie einen Herrn zu Gnaden und Ungnaden hatten, der zwar mehr die Faust zeige und mehr verlange als je ein habsburgischer Kaiser, der aber auch weit reicher lohne. Napoleon bot Friedrich Wilhelm an, auch Preußen als Kaisertum anerkennen zu wollen; doch ging der König auf die Lockung nicht ein.

Napoleon lud nun die dienstwilligen deutschen Fürsten, eine einzigartige Gefolgschaft, nach Paris ein, um seiner Krönung durch Pius VII. anzuwohnen, und Fesch mußte, was ihm recht schwer fiel, Pius und Consalvi mit Lockung und Drohung dazu bewegen, sich auf den Weg zu machen. Sollte Pius den Mörder Enghiens auf dem Throne der „allerchristlichsten Könige" weihen, sollte er die unrechtmäßige Thronbesteigung zur rechtmäßigen machen und Napoleon als Nachfolger Karls des Großen den gläubigen Katholiken verkünden? Schließlich gab er seine Bedenken auf, zumal da er die Hoffnung hegte, seine Willfährigkeit werde durch große zeitliche und geistliche Vorteile belohnt werden. Napoleon behandelte ihn mit erkünstelter Geringschätzung, damit die Nation ihn für mehr halten solle als den Papst, und war sehr ungehalten, als Josephine von Pius die kirchliche Einsegnung ihrer nur bürgerlich geschloßnen Ehe auszuwirken verstand. Am 2. Dezember fand die Krönung Napoleons und Josephinens in der Notre-Dame-Kirche prunkvoll und frostig statt. Pius erreichte trotz seines langen Aufenthalts keinen der erwarteten Vorteile: nur der Gregorianische Kalender wurde mit dem 1. Januar 1806 wieder in Kraft gesetzt und die konstitutionellen, also ketzerischen französischen Bischöfe kehrten unter den römischen Primat zurück; tief verstimmt, reiste Pius ab.

Napoleon aber war übermütiger denn je; er nannte es undenkbar von Franz II., allein oder gemeinsam mit Alexander die Fahne der „Empörung" gegen ihn zu ergreifen, und griff

Digitized by Google

nach allen Seiten erobernd und bedrohend um sich. Wo er gebot, mußte aller Verkehr mit Großbritannien aufhören, die ertrümmte Landung in England freilich unterblieb; aber das an den Küsten Frankreichs versammelte Heer machte dann den Feldzug von Austerlitz mit. In seinem Starrsinne beachtete Napoleon es wenig, daß Pitt eine neue, die dritte Koalition gegen ihn zusammenschmiedete und einen Goldstrom von Hilfsgeldern überallhin ergoß; seit Mai 1804 Premier, ging Pitt mit aller Thatkraft an die Verteidigung des Vaterlands, suchte zwar vergebens Preußen zum Losschlagen zu bewegen, überfiel hingegen Spanien, das mit Napoleon ging. Zu Napoleons erklärten Gegnern zählte Gustav IV. Adolf von Schweden, der ehrenhafte, aber unpolitische „Don Quixote der Legitimität", den die Napoleonische Presse mit Schmähung und Hohn überhäufte; er jagte den französischen Gesandten aus dem Lande, sah in „Monsieur Bonaparte" das Tier der Offenbarung Johannis, verbündete sich gegen ihn mit Großbritannien und Rußland und stellte 20,000 Mann zur Koalition (April 1805). Alexander I. näherte sich Pitt immer mehr und schloß um dieselbe Zeit mit Großbritannien im Sinne des europäischen Gleichgewichts ein Bündnis, wonach Frankreich alle seit 1789 gemachten Eroberungen herausgeben sollte; der in Aussicht genommne Eintritt Österreichs in die Koalition erfolgte trotz des Verteidigungsbündnisses mit Rußland vom November 1804 noch nicht, und Preußen blieb trotz Pitts und Alexanders Zureden neutral; umsonst drängten Königin Luise, Prinz Louis Ferdinand, General Ernst von Rüchel und andre zum Kriege. Österreich, wo seit 1801 Graf Ludwig Cobenzl dauernd die Geschäfte führte, war für Ruhe, zumal im Hinblick auf die steigende Finanznot; Erzherzog Karl sprach ebenfalls für Einhaltung des Friedens: das Heer blieb ungeachtet aller Verbeßrungen mangelhaft.

b) Der Krieg von 1805.

Napoleon ging nach Italien, um aus der Republik ein Königreich zu machen; das Volk mußte sich seinen Bruder Joseph, dann Ludwig ausbitten, und da beide die Krone ablehnten, krönte sich Napoleon am 26. Mai 1805 in Mailand selbst mit der „eisernen" Krone der Langobardenkönige. Sein Stiefsohn, Eugène de Beauharnais, wurde Vizekönig von Italien, und dies Reich wurde in französischer Weise verwaltet; über der Redensart vom großen Italien vergaßen die Italiener die Ketten Napoleons. Die Ligurische Republik wurde im Juni mit Frankreich, Parma und Piacenza wurden im Juli mit Italien vereinigt; und mit der Verleihung von Piombino und Lucca als erblichem Fürstentum an seine Schwester Elisa Bacchiochi begann die philisterhafte Familienversorgungspolitik des „Kaisers und Königs", der dabei der ärgste Bedrücker und der schonungsloseste Verurteiler der Seinen gewesen ist.

Diese Vorfälle in Italien veranlaßten das Wiener Kabinett zur Rüstung. Erzherzog Karl entwarf den Feldzugsplan, den der unfähige Generalquartiermeister Karl Freiherr von Mack ausführen sollte; und im August trat Österreich dem Bündnisse Rußlands mit Großbritannien bei. Auf Napoleons Seite schlugen sich die süddeutschen Fürsten, denen er österreichische Beutestücke versprochen hatte, voran Bayern, das mit ihm um die Wette auf Kaiser Franz schimpfte, auf „das Skelett, das der Vorfahren Verdienste auf den Thron erhoben hätten"; an Bayern, Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt hatte Napoleon „die Stützen seines deutschen Bunds", die ihm wesentliche Truppenmassen stellten. Mack rückte im September 1805 in Bayern ein und besetzte München. Preußen blieb neutral; selbst der allem Rechte zuwiderlaufende Durchmarsch des Armeekorps Bernadottes durch das neutrale Gebiet von Ansbach im Oktober veranlaßte den König nicht, sich gegen Frankreich zu erheben und mit Österreich gemeinsame

Digitized by Google

Sache zu machen; nur gestattete er den Russen den Durchzug durch Schlesien und besetzte Hannover. Napoleon aber traf Franz II. mit vernichtenden Schlägen; am 17. Oktober kapitulierte Mack schimpflich in Ulm; und andre österreichische Truppenteile wurden besiegt, ehe die Russen unter Michail Golenischtschew-Kutusow herankommen konnten.

Im Banne der Meeresgöttin Amphitrite hingegen schien Napoleon kein Heil zu finden: die Flotte, die seit Abukir mit ungeheuern Opfern neu geschaffen worden war, wurde am 21. Oktober, nachdem sich die spanische mit ihr vereinigt hatte, am Kap Trafalgar vom Admiral Nelson aufgerieben (s. die Tafel „Nelsons letzter Brief an Emma Lady Hamilton" im VI. Bande). Nelson fiel; aber seinem Vaterlande hatte er die unbedingte Herrschaft auf der See verbrieft. Napoleons maritime Träume waren ausgeträumt, und den Namen Trafalgar durfte man vor ihm nicht nennen.

Kaiser Alexander hatte sich den preußenfeindlichen Ratschlägen seines Freunds, des Fürsten Adam Czartoryski, entwunden und sich auf des Königs Einladung nach Berlin begeben, wo auch Erzherzog Anton erschien. Der Potsdamer Vertrag vom 3. November verpflichtete Friedrich Wilhelm zum Versuch einer bewaffneten Vermittlung zwischen der Koalition und Napoleon auf dem Besitzfuße des Friedens von Luneville und zum Beitritte zur Koalition am 15. Dezember, falls die Vermittlung mißlänge; über dem Sarge Friedrichs des Großen reichten sich Alexander und das preußische Königspaar die Hände zur Bekräftigung des Abkommens, und Haugwitz reiste, um die Vermittlung anzubieten, am 14. November nach Napoleons Hauptquartier ab. Napoleon aber war des endgiltigen Siegs so gewiß, daß er schon vom Ende der lothringischen Dynastie sprach und im Reiche Fürstentümer für seine Marschälle aussuchte.

Die Franzosen drangen in Österreich und in Italien vor, der Hof flüchtete aus Wien, Oberitalien ging Franz verloren, und Murat nahm am 13. November Wien durch List; Napoleon bezog Schönbrunn, versuchte aber umsonst, den Volksbefreier spielend, das treue Volk von Franz zu trennen. Die Russen unter Fürst Peter Bagration unterlagen Lannes und Murat am 16. November bei Hollabrunn, Brünn fiel; Napoleons Stellung in Mähren aber konnte sehr bedenklich werden, wenn die Verbündeten besonnen handelten, und wenn Preußen nach Ablehnung der Vermittlung der Koalition beitrat. Alexander ließ sich jedoch zu voreiligem Losschlagen drängen; so ward die Dreikaiserschlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805 zu Napoleons glänzendstem Sieg; er hat wohl nie großartiger befehligt als diesmal. Das österreichisch-russische Heer zog nach Ungarn. Franz gab die Russen preis; Alexander war völlig entmutigt und beobachtete pünktlich die ihm für den Rückzug vorgeschriebnen Etappen, rief auch seine Truppen aus Italien und Hannover ab. Franz beugte sich wutknirschend vor Napoleon, der ihm im Biwak eine Unterredung gewährte und einen Waffenstillstand mit ihm einging; ein Drittel seiner Lande blieb in französischer Gewalt, während die süddeutschen Höfe bereits ihre Diplomaten in Napoleons Hauptquartier schickten, um aus den Einbußen „des Mehrers des Reichs" Land und Leute zu erbetteln. Dem Mittler Chr. Aug. Heinr. Kurt von Haugwitz blieb nach Austerlitz nichts übrig, als mit Napoleon am 15. Dezember in Schönbrunn ein schmachvolles Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, durch das Preußen Hannover erhielt.

Anstatt Österreich durch schonende Behandlung sich zu verpflichten, wie ihm Talleyrand empfahl, erpreßte Napoleon, den Bündnisvertrag mit Preußen in Händen, von Franz II. den Frieden nach seinem Zuschnitte. Am 26. Dezember mußte Franz diesen in Preßburg abschließen, alle Veränderungen in Italien anerkennen und ein Fünftel seiner schönsten Lande opfern, mit denen Italien, Bayern, Württemberg und Baden bedacht wurden; Salzburg war

Digitized by Google

eine ungemein kleine Entschädigung dafür. Österreich war aus Deutschland und Italien ausgeschieden, von Italien und der Schweiz abgeschnitten, mußte eine riesige Kriegssteuer bezahlen und kam in eine unhaltbare, unerträgliche Lage. Die Friedensurkunde sprach nicht vom Deutschen Reiche, sondern vom „Deutschen Bunde". Bayern und Württemberg wurden souveräne Königreiche, Baden ein souveränes Kurfürstentum; der luftige Schatten der römischen Monarchie schwand dahin: souveräne Erbkronen paßten schlecht zum Wahlkaisertume. Schrieb doch der despotische König Friedrich von Württemberg dem kaiserlichen Schutzherrn, der Regensburger Reichstag sei ein Affenspiel, voll der Lächerlichkeit und der Bosheit von Affen!

Der Sieger von Austerlitz und Preßburg hatte den neuen französischen Adel mit dem des ancien régime gepaart. Jetzt strebte er mit heißer Ehrsucht danach, seine Dynastie, die er als die vierte auf Frankreichs Thron bezeichnete, mit den seit alters in Europa herrschenden zu vermählen; und man fügte sich: Bayern und Württemberg führten ihre Prinzessinnen, Baden seinen Thronfolger in das Brautbett der Bonaparte. Preußen wurde durch den harten Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 geknebelt, mußte auf die Führung eigner Politik verzichten, mit Großbritannien und Schweden Krieg anfangen und wurde dabei von Napoleon fortgesetzt hintergangen; während Friedrich Wilhelm sich des Besitzes von Hannover sicher glaubte, bot Napoleon letzteres heimlich in London an. Er hatte ja stets zwei Pfeile auf dem Bogen. Napoleon wollte das europäische System von Grund aus umgestalten. Die Stellung eines Kaisers der Franzosen genügte ihm nicht: er wollte Kaiser von Europa werden, Kaiser des Westens, und wollte um seinen Thron ein Gefolge von Königen gruppieren, die bei scheinbarer Unabhängigkeit Puppen seiner Laune sein mußten; er herrschte ja, wie er selbst zum Senator J. A. C. Chaptal sagte, „nach innen und nach außen nur durch die Furcht, die er einflößte". Nach den Völkern jener Könige frug er niemals, und sein Weltherrschaftsgelüste entfremdete ihn mehr und mehr auch dem französischen Volk. Ein Heeresbefehl vom 26. Dezember 1805 erklärte, das bourbonische Haus in Neapel habe aufgehört zu regieren; und am 30. März 1806 wurde Napoleons ältester Bruder Joseph König von Neapel und Sizilien, natürlich ohne eignen Willen. Seine schöne Schwester, Fürstin Pauline Borghese, erhielt vorübergehend das Herzogtum Guastalla; sein Bruder Ludwig wurde am 5. Juni 1806 gezwungen, König von Holland zu werden, und hat ein Märtyrertum durchlebt, weil er sein Volk liebgewonnen und es Napoleon nicht aufopfern wollte. Die Geschwister Bonaparte nahmen jetzt alle den Namen Napoleon zu ihrem Vornamen hinzu, und die Kirche erfand trotz der schlechten Behandlung ihres Oberhaupts einen Saint-Napoléon. Die Marschälle und Minister, größtenteils neugebackne Edelleute, wurden mit großen Erblehen in den eroberten oder „beschützten" Staaten ausgestattet, lauter fürstliche Trabanten der einen Sonne.

c) Der Rheinbund.

Ulm und Austerlitz hatten am 23. Januar 1806 Pitt getötet, und Fox wurde die Seele von Grenvilles „Kabinett aller Talente"; seine alsbald eingeleiteten Friedensunterhandlungen beantwortete Napoleon mit dem Versuche, Rußland und Großbritannien voneinander zu trennen; Rußland aber näherte sich nun Preußen. Fox starb am 13. September 1806, ohne den Friedensschluß erreicht zu haben, und Lord Grenville hielt am Kriege gegen Napoleon fest.

Gustav IV. Adolf löste sich im Januar 1806 vom Deutschen Reiche, „da einzig Usurpation und Egoismus die Entschließungen des Reichstags beeinflußten und man die Sprache der Ehre nicht mehr reden durfte". Die Trümmer des Reichs waren keinem Sturme mehr

Digitized by Google

gewachsen, und der Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg rief mit steigender Eindringlichkeit Napoleon zu: „Sie sind Karl der Große, seien Sie der Regler, der Heiland Deutschlands, der Wiederhersteller seiner Verfassung. Möchte doch das abendländische Kaisertum wieder erstehen im Kaiser Napoleon, das Reich Karls des Großen, gebildet aus Italien, Frankreich und Deutschland!" Dergestalt kam man Napoleons Wünschen von seiten der Reichsfürsten entgegen. Er gedachte, aus den von ihm abhängigen deutschen Mittelstaaten „la troisième Allemagne" gegenüber Österreich und Preußen zu bilden und unter jene die nutzlosen Kleinstaaten zu verteilen; sie sollten ihm Truppen für seine Schlachten liefern und nie auf eignen Füßen stehen dürfen. Unter seinen Augen entstand am 12. Juli 1806 die Rheinbundsakte, die Talleyrand den einzelnen Gesandten der Gefolgsfürsten vorlas; sie unterschrieben alle, da reiche Beute winkte, andernfalls aber die Vernichtung sicher war. Unter des „Fürsten-Primas" Dalberg Führung fielen 16 deutsche Fürsten von Kaiser und Reich ab, brachen ihren Eid und schlossen sich in knechtischster Form an Napoleon an, „dessen Ideen in inniger Harmonie mit Deutschlands wahrem Interesse seien"; sie verkündeten offen ihren Verrat und verleibten sich die Gebiete aller nicht beigetretnen Standesgenossen am Rhein, in Franken und in Schwaben ein; die Reichsgesetze galten für sie nicht mehr. Über 70 Fürsten und Grafen wurden ihrer Herrscherrechte beraubt zu gunsten dieser Sechzehn, die im eignen Gebiete vollste Souveränität erhielten, sich hingegen in der europäischen Politik „dem Protektor des Rheinbunds" bedingungslos zu fügen hatten. Alle Festlandskriege des Rheinbunds und seines Schutzherrn waren fortan gemeinsam; der Rheinbund hatte 63,000 Mann zu stellen, in denen Napoleon nur Kanonenfutter sah. Gentz nannte die Verfassung, deren Ausbau und rechtliche Ausgestaltung unterblieb, „eine Schimpf- und Spottkonstitution von Sklavenvölkern unter Despoten, die wieder unter einem Oberdespoten standen"; thatsächlich führte der neue Staatenbund über 3000 Quadratmeilen mit mehr als 8 Millionen Unterthanen in den Machtkreis Napoleons.

Der Regensburger Geschäftsträger Napoleons erklärte am 1. August, sein Gebieter erkenne kein Deutsches Reich mehr an. Diesen Augenblick hielt Franz II. für geeignet, sich der zum wertlosen Flitter herabgesunknen deutschen Krone zu entledigen; eine kühle Note des Grafen Stadion gab dem tausendjährigen Werke Karls des Großen den Gnadenstoß, und Franz warf die Kaiserkrone am 6. August in das noch nicht zugeschaufelte Grab des „permanenten" Reichstags. Der Schritt war zwar rechtswidrig, da ein Kaiser ohne Mitwirkung des Reichstags gar nichts thun durfte; aber außer der Reichsritterschaft war ja jeder mit der Beerdigung einverstanden. Ohne Thränen ging die Nation von dannen, und die „Mainzer Zeitung" höhnte: „Es gibt kein Deutschland mehr!" Die Schutzherrschaft über den Rheinbund fand am 26. August 1806 ihre Einweihung in der Erschießung des wackern Buchhändlers Johann Philipp Palm, des ersten Blutzeugen deutscher Freiheitsliebe.

d) Der Krieg von 1806 und 1807.

Für Preußen brachte zwar der Rheinbund besondre Gefahr mit sich; Haugwitz aber hielt an Napoleon fest. Er wie sein König dachten an einen von Preußen geführten Nordbund als Gegengewicht; der König versagte sich dem Rufe der Vaterlandsfreunde, so laut auch Arndt, Fichte, Schleiermacher zum Herzen der Preußen redeten. Erst als er erfuhr, Napoleon habe Hannover wieder in London angeboten, gingen ihm die Augen auf, und er ließ mobil machen. Die tonangebenden Offiziere jubelten trotz des schlechten Stands des Heers auf. Sie hatten aus den Fehlern der Österreicher von 1805 nichts gelernt; in ihrer Überhebung sahen sie in

Digitized by Google

den Franzosen noch die Ohnehosen von 1792. Friedrich Wilhelm hätte gern den Krieg vermieden. Napoleon aber lechzte nach Rache an Preußen, in dem er die letzte Hoffnung Deutschlands erblickte; er nahm in Mainz die Huldigungen der Rheinbundsfürsten entgegen und hielt es für „einen Beweis der Schwäche des menschlichen Geistes, daß man glaube, gegen ihn ankämpfen zu können". Damit Rußland Preußen nicht beispringen möge, hetzte er ihm die Pforte auf den Leib, trieb auch die Polen gegen Preußen und Rußland an; und als Preußen ihm am 9. Oktober den Krieg erklärte, nannte er es verrückt.

Und wirklich war für Preußen der ungünstigste Augenblick zum Losschlagen. Bei Saalfeld (10. Oktober), Auerstädt und Jena (14. Oktober) wich der Zauber fridericianischer Unbesiegbarkeit von dem kopflos geführten Heer. Überall wurden die Preußen geschlagen oder kapitulierten, wie die meisten Festungen; Friedrich Wilhelm hatte kein Heer mehr. Sachsen ging von ihm zu Napoleon über, der Kurfürst von Hessen wurde am 23. Oktober von Napoleon abgesetzt und sein Land in französische Verwaltung genommen; auch die Dynastien Oranien und Braunschweig verloren ihre Lande. Napoleon legte der preußischen Monarchie eine unerschwingliche Kriegssteuer auf, wollte sie aus Deutschland ausscheiden, wies Unterhandlungsanerbieten Friedrich Wilhelms schnöde zurück und verleibte dessen Gebiete links von der Elbe vorläufig dem Kaiserreich ein. Seine Soldaten überfluteten Mittel- und Norddeutschland; er zog am 24. Oktober in Potsdam ein, von wo er Stock und Degen des Alten Fritz, seines Feldherrnideals, nach Paris sandte, und am 27. Oktober in Berlin. Die Beamtenschaft gehorchte demütig, sieben Minister schwuren ihm den Treueid, und er schrieb dem Sultan, Preußen sei verschwunden; Gentz fand es lächerlich, an Preußens Wiederauferstehung zu denken.

Eine schimpfliche Vereinbarung, die der Großmarschall Michel Duroc den preußischen Ministern in Charlottenburg aufzwang, sollte Preußens Notlage noch verschärfen, während der Berliner Erlaß vom 21. November nicht nur dem britischen Handel das Festland verschloß (Kontinentalsperre), sondern auch den Wohlstand aller Nationen auf lange Jahre hinaus unterband: eine verkehrte Maßregel, die Europa mit Großbritannien solidarisch verknüpft hat. Friedrich Wilhelm faßte sich endlich ein Herz und verwarf am 21. November in Osterode die Charlottenburger Vereinbarung: das war die Geburtsstunde eines neuen Preußen. Der König schloß sich eng an Alexander an, entließ Haugwitz, berief aber nicht, wie die Vaterlandsfremde hofften, Stein, sondern brach mit „dem respektwidrigen und unanständigen" Mann. In seiner Wut entwarf Napoleon eine Erklärung zur Absetzung der Dynastie Hohenzollern, gaukelte aus Posen den Polen Trugbilder eines neuen Polenreichs vor, um sie gegen Preußen und Rußland zu hetzen, und suchte Österreich, freilich vergebens, gegen Preußen aufzureizen. Der Rheinbund erweiterte sich um das Königreich Sachsen und um eine Reihe souveräner Kleinstaaten, was die Taschen von Napoleons Diplomaten wieder füllte. Napoleon glaubte sich seinem Ziele näher denn je: er wollte Europa gegen Großbritannien ausspielen, aus Europa einen Staat machen, Indien und Ägypten, sein unvergeßnes Sonnenland, erobern, während sich im französischen Volke das erste unbestimmte Vorgefühl regte, diese auf Kosmopolitismus ausgehende Herrschaft sei nur eine vorübergehende Naturerscheinung.

Preußen diente zur Grundlage der Schritte gegen Rußland. Im französischen Heere war das Selbstgefühl seit den Siegen über Preußen gewaltig gewachsen; doch verlor dies Heer, seit sich ein Drittel Nichtfranzosen in ihm befand, seinen nationalen Charakter und wurde eine gemischte Gesellschaft, die ein Landsknechtsgeist statt der Begeisterung für Frankreich beseelte. Zwischen den russischen und den preußischen Generalen brach bald Zwiespalt aus; der Oberbefehlshaber

Digitized by Google

Mich. Graf Kamenski, der Spuren von Irrsinn zeigte, gab die Weichsel preis, und Napoleon rückte in Warschau ein. Nach der unentschiednen Schlacht von Pultusk rückte der neue Oberbefehlshaber L. A. Th. von Bennigsen auf Preußisch-Eylau zu, wo in erster Linie die Preußen am 7. und 8. Februar 1807 Napoleon verhinderten, einen vollen Sieg zu erfechten; aller Gewohnheit zuwider ging er ins Winterquartier und bot durch H. G. Bertrand gleißnerisch Friedrich Wilhelm Frieden und Freundschaft an, diesen Augenblick als den schönsten seines Lebens bezeichnend; der König aber durchschaute den Versucher und hielt, von Hardenberg beraten, am Zaren fest. In Schlesien und in Pommern lächelte den Franzosen der Erfolg: mehrere Festungen kapitulierten, und nach Danzigs Fall (25. Mai) hielten sich nur Glatz und Kosel, Kolberg und Graudenz; allerdings machten die kecken Streifereien der Freischaren von Ferdinand von Schill und Friedr. Aug. Ludw. von der Marwitz dem Feinde viel zu schaffen. Preußen hatte im Januar 1807 mit Großbritannien Frieden geschlossen und auf Hannover Verzicht geleistet; Österreich hielt trotz aller russischen Bemühungen an der Neutralität fest. Hingegen sagte Alexander am 4. April in Kydullen zu Friedrich Wilhelm, der ihm ehrlich vertraute: „Nicht wahr? keiner von uns fällt allein? entweder beide zusammen oder keiner!" Dem Bündnisvertrage Preußens mit Schweden folgte am 26. April in Bartenstein der mit Rußland, wobei man baldigen Anschluß Großbritanniens, Österreichs und Schwedens hoffte. Trotz aller Bemühungen von Gentz und Andern unterblieb aber der Anschluß Franzens, und Großbritannien leistete blutwenig.

Napoleon entfaltete eine aus Fabelhafte streifende Vielseitigkeit und Ausdauer. Von Osterode und Finkenstein aus lenkte er die Welt und erschlaffte nicht in den Armen der reizenden Lonschinska Gräfin Maria Anastas-Walewska, die dem vermeintlichen Retter Polens ihre dankerfüllte Liebe geschenkt hatte; er führte den Krieg mit Rußland und Preußen, verteidigte Konstantinopel gegen die Briten, fehlte freilich in Frankreich überall. Die Schlacht von Heilsberg (10. Juni 1807) blieb unentschieden. Bei Friedland aber vernichtete Napoleon wieder an einem 14. Juni das Heer Bennigsens, und dieser trieb Alexander an, um Waffenstillstand zu bitten, während die Preußen Königsberg räumen mußten. An Alexander wiederholte sich die Wirkung von Austerlitz: er schien gebrochen und zitterte vor der Möglichkeit, Napoleon könnte den russischen Boden betreten und Polen in Aufruhr bringen; seine Versprechungen an Preußen in den Wind schlagend, lenkte er nach dem Waffenstillstande vom 21. Juni in neue Bahnen ein. Napoleon ließ seine ungewöhnliche Verführungskunst auf ihn wirken und eroberte ihn bei einem auf dem Memel am 25. Juni veranlaßten zeugenlosen Gespräche. Die beiden Cäsaren wurden Freunde. Ihre Freundschaft war natürlich das Kind des Eigennutzes und kalter Berechnung; sie fanden sich im Hasse gegen Großbritannien und in der Ehrsucht. Napoleon stellte dem Zaren freie Hand auf der Balkanhalbinsel und in Finnland in Aussicht und berückte den leicht bestimmbaren Mann, den er gesonnen war, wie einen Rheinbundsfürsten zu gängeln.

Alexander warf die undankbare Rolle eines Vorkämpfers für Völkerrecht und Völkerfreiheit über Bord, gab Friedrich Wilhelm preis und duldete die Verstimmung Preußens; er bezog wie Napoleon Tilsit, besprach mit ihm die Neugestaltung der Welt und hoffte, sie mit ihm zu beherrschen. Preußen mußte Waffenstillstand schließen; Napoleon überhäufte den König mit Vorwürfen, auch die Thränen der Königin Luise „glitten an ihm ab wie an Wachstuch". Am 7. Juli schlossen Rußland und Frankreich, am 9. Frankreich und Preußen in Tilsit Frieden. Nur „aus Rücksicht auf den Kaiser Alexander" gab Napoleon dem Könige die kleinre Hälfte Preußens (2856 Quadratmeilen mit 4,594,000 Einwohnern) zurück, und Alexander bereicherte sich an dem preußischen Grenzbezirke Bialystok. Süd- und Neuostpreußen kamen an

Digitized by Google

das neue Herzogtum Warschau, das Sachsens König nebst dem Kreise Kottbus erhielt; Danzig wurde Freistadt. Preußen mußte allen Handel mit den Briten abbrechen; der König und der Zar erkannten die Königskronen von Joseph und von Ludwig Napoleon und die Protektorwürde Napoleons über den Rheinbund an; Jérôme Napoleon sollte ein Königreich Westfalen erhalten. Der Zar ließ den König von Sardinien fallen, trat Jever an Holland, die Jonischen Inseln und die Bocche di Cattaro an Frankreich ab. Beide Kaiser schlossen auch zugleich ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis für alle Kriege, wie Räuber handelnd: sie wollten die europäische Türkei außer Rumelien und Konstantinopel teilen, die Briten bekriegen und die Kontinentalsperre streng durchführen, was dann Rußlands Handel an den Rand des Abgrunds gebracht hat. In Tilsit schien die Schöpfung des Alten Fritz vernichtet: Preußen war über die Elbe zurückgeworfen, und Westfalen schob sich als Zwischenstaat zwischen Preußen und Frankreich ein, eine Tochtergründung Frankreichs auf deutscher Erde. Hardenberg, der am 10. Juli abging, verhütete noch den Eintritt Preußens in den Rheinbund. Aber die leichtsinnig eingegangne Konvention von Königsberg (12. Juli) verschuldete das große Elend der nächsten Jahre: Napoleon wollte den Rest Preußens durch Kriegssteuern von unerschwinglicher Höhe im Frieden ersticken; mit preußischem Gelde hat er seine Kriege auf der Iberischen Halbinsel geführt. Der russische Staatsrat Karl Andreas Pozzo di Borgo, sein corsischer Erbfeind, nennt die Preußen abgezwungnen Verträge geradezu ein Meisterwerk der Zerstörung.

e) Napoleons Streben nach Weltherrschaft.

Seit Jahren vollzog sich in Napoleon die dritte Wandlung: er war zum Welteroberer, zum Zwingherrn Europas geworden, und Frankreich war nur mehr eine Provinz seines Systems. Er hat dies auf Sankt Helena geleugnet und Frankreich seine einzige Liebe genannt, und doch war dem anders; die Franzosen empfanden es selbst. So allgebietend, wie Napoleon nach Tilsit, hat niemals ein Fürst der Neuzeit dagestanden; nur Alexander der Große und Julius Caesar könnten überhaupt in Vergleich gezogen werden. Aber seiner Unersättlichkeit war noch lange nicht genug gethan: er verlangte die Verehrung als „Abbild Gottes auf Erden"; sein Wille sollte der Welt alleiniges Gesetz werden und bleiben.

Schwache oder neutrale Staaten forderten nur seinen Spott heraus; sie hatten von ihm weder Schonung noch Schutz zu erwarten, sobald sie in die Luftlinie seiner Begehrlichkeit fielen. Portugal hatte, um im Kriege zwischen Frankreich und Großbritannien neutral bleiben zu dürfen, Frankreich 16 Millionen Franken bezahlt, denn es lebte vom britischen Handel; Napoleon aber war nach Portugals Schätzen begierig und forderte, es solle seine Häfen den Briten verschließen. Als das Königreich Etrurien von Livorno aus mit den Briten Handel trieb, verleibte er es im November 1807 Frankreich ein. Sein Zwist mit dem Papste, dessen weltliche und geistliche Macht er fortgesetzt beschnitt und der Jérômes Scheidung verweigerte, verschärfte sich: drei Provinzen des Kirchenstaats wurden von den Franzosen besetzt. Napoleon beabsichtigte, die dänische Flotte gegen die Briten zu verwerten; diese aber kamen ihm zuvor, bombardierten Kopenhagen und nahmen gegen alles Recht die Flotte im September 1807 weg, ein Schlag, von dem sich Dänemark nie mehr erholt hat. Rußlands Versuch, zwischen Frankreich und Großbritannien zu vermitteln, scheiterte an dem rücksichtslos thatkräftigen Staatssekretär des Äußern, George Canning, der im Zaren den vermummten Handlanger Napoleons sah, die Kontinentalsperre mit der Blockade der französischen Küste beantwortete und Krieg mit Rußland begann. Wie wenig Napoleon gesonnen war, sein Tilsiter Versprechen zu erfüllen und Rußlands Macht

Digitized by Google

auf türkische Kosten zu verstärken, zeigte schon im August 1807 der durch ihn vermittelte Waffenstillstand von Slobosia, demzufolge die Russen die Donaufürstentümer räumen mußten. Die Freundschaft ließ bereits die Flügel hängen: die in Enghiens Ausgang verwickelten Gesandten in Sankt-Petersburg, A. J. M. R. Savary Herzog von Rovigo und A. A. L. de Caulaincourt Herzog von Vicenza, wurden dort eisig behandelt, und der russische Gesandte in Paris, Graf Peter Tolstoi, verkehrte ausschließlich im royalistischen Faubourg Saint-Germain. Alexander machte dem Ärger über seine Enttäuschung anderwärts Luft, indem er Finnland überfiel. Gustav IV. Adolf fand zwar Unterstützung durch die Briten; aber in Finnland drang Friedr. Wilh. Graf von Buxhöwden siegreich vor, und im Frieden von Fredrikshamn kam Finnland im September 1809 an Rußland. Die Franzosen besetzten Schwedisch-Pommern schon 1807; die britische Flotte jedoch nahm im September 1808 die russische im Tajo weg.

f) Spanien.

Der „Kaiser und König" streckte jetzt die nimmersatte Hand nach der Iberischen Halbinsel aus; denn es sollte „keine Pyrenäen mehr geben". Der Verfall Spaniens nach dem aufgeklärten Despotismus Karls III. und Arandas war in erster Linie sein Werk, der leitende Minister Godoy sein Werkzeug (vgl. Bd. IV, S. 541). Talleyrand riet Napoleon von der Einmischung in Spanien ab, wie er seine maßlose Ländergier überhaupt mißbilligte; er aber ließ sich nicht belehren: er wollte Spanien den Bourbonen entreißen und au sein Haus bringen, von dem er sagte, es werde binnen kurzem das älteste in Europa sein. Während Andoche Junot ein Heer nach Portugal führte, schloß Napoleon in Fontainebleau im Oktober 1807 mit dem bethörten Spanien einen auf Portugals Zerstörung abzielenden Vertrag, der es Napoleon gestattete, spanisches Gebiet zu betreten und über Spanien nach Portugal vorzurücken. Die Königsfamilie entfloh nach Brasilien, ihrem amerikanischen Reiche (vgl. Bd. I, S. 501); Junot besetzte Portugal, und Napoleon erklärte im Dezember: „Die Dynastie Braganza hat aufgehört zu regieren." Portugal wurde durch Junot, nun Herzog von Abrantès, entsetzlich ausgebeutet und verlor sowohl seine Kolonien als auch seinen Handel zur See.

Zitternd sah das Madrider Kabinett diesen Gewaltstreichen zu. Napoleon aber vollführte neue: im Februar 1808 ließ er Rom und die Engelsburg besetzen und zeigte Pius VII. den Nachfolger Karls des Großen. Karl IV. von Spanien und sein Thronfolger Ferdinand, Prinz von Asturien, haßten einander, und die buhlerische Königin Maria Luise (von Parma) verabscheute ihren Sohn. Napoleon hetzte alle drei aufeinander. Ferdinand bat ihn um die Hand einer Bonaparte; auch Karl legte ihm diese Bitte vor, und er dachte an Lucians Tochter Charlotte. In Spanien Vorsehung spielend, machte er in Italien den gemütlichen Familienvater, nahm seinen Stiefsohn Eugène als Sohn an und ernannte ihn zum Thronerben Italiens, was hier gute Laune erzeugte; er blockierte die Insel Sardinien als britische Verbündete, suchte Sizilien den Briten zu entreißen, um es wieder an Neapel zu bringen, und bedrohte Algier. Spanien war wehrlos: als Karl IV. eine Verschwörung Ferdinands gegen ihn entdeckte, klagte er den Sohn bei Napoleon an; da auch Ferdinand Napoleon auf seine Seite rief, so ward dieser bequem Mittler und Schiedsrichter. Unter schönen Worten wurde das Land gekuebelt. Joachim Murat erschien als Generalleutnant des Kaisers in Madrid; er liebäugelte selbst mit Spaniens Krone, und auch ihn hielt der Kaiser zum besten: Murat diente ihm dann doppelt gut. Die Franzosen schlossen Madrid von allen Seiten ein. Napoleon betrog alle in der Königsburg, wo jeder ihn als seinen Helfer ansah, und bereitete der befreundeten Nation eine unerhörte Komödie der Irrungen; als

Digitized by Google

das Königspaar entfliehen wollte, verriet es der Sohn. Dem Volke riß die Geduld; ein Aufstand gegen Godoy führte zur Abdankung des Königs, und am 19. März 1808 erklärte sich der Sohn als Ferdinand VII. zum Könige. Murat aber entlockte dem Vater ein Papier, worin dieser seine Abdankung eine unfreiwillige nannte. Napoleon lud nun beide Könige und die Königin nach Schloß Marrac bei Bayonne ein, hetzte sie gleich wilden Tieren aufeinander und erwirkte mit Gaunerkniffen die Abdankung beider Könige. Unter gegenseitigen Flüchen brach die Dynastie Bourbon zusammen. Murat besiegte am 2. Mai einen Aufstand in Madrid, und Spanien mit allen Kolonien war nun französisch, nicht aber die stolze Nation.

Damit Talleyrand als verantwortlicher Redakteur der spanischen Frage erscheine, sperrte Napoleon den Eintagskönig Ferdinand VII. bei ihm auf Schloß Valençay ein. Hiermit und mit der Abspeisung des alten Königspaars durch Pensionen hielt er, kurzsichtig genug, die Sache für abgemacht. Er setzte seinen Bruder Joseph als König von Neapel durch Joachim Murat und verpflanzte ihn am 6. Juni 1808 als König nach Spanien; Joseph gehorchte ihm wie seinem Verhängnis und betrat am 9. Juli Spaniens Boden. Kaum aber hatte das Volk von den Vorgängen in Marrac gehört, als es sich erhob, um die Fremdherrschaft abzuwerfen. Napoleon verstand dies Ringen um Unabhängigkeit nicht; er meinte, die Spanier müßten ihm auf den Knieen danken, daß er ihnen sein erprobtes Regierungssystem anstatt ihrer Mißwirtschaft bringe. Er betrachtete entfesselte Volksleidenschaften, wie die französische Revolution sie ihm so oft gezeigt hatte, mit Verachtung; doch sollten ihm Spanien und Tirol, Preußen und Rußland über die Urgewalt, die in freiheitsliebenden Völkern liegt, herbe Lehren erteilen. Die Spanier kannten nur einen König: Ferdinand VII. Die Briten lieferten ihnen Geld und Waffen; die Junten der Städte griffen zur Wehr. Volksheere scharten sich um beliebige Führer. Aus dem Hinterhalt überfiel der Bauer die französischen Krieger und stieß sie, Gebete murmelnd, nieder; selbst Priester ergriffen den Dolch: war doch Napoleon der Verfolger des heiligen Vaters, der Räuber der Kirche Christi.

Joseph sah die Dinge, wie sie waren; aus Burgos schrieb er dem Bruder, er habe nicht einen Anhänger. Napoleon aber baute blind auf sein Glück und glaubte an unbedingten Erfolg, verderblichem Sicherheitsdünkel verfallen. Joseph zog zwar in Madrid ein; die Spanier nahmen aber die französische Flotte bei Cadix weg, und der bedächtige Arthur Wellesley, der ihnen Truppen zuführte, sorgte dafür, daß „die Wunde am Leibe des Empire" offen bleibe. Am 22. Juli kapitulierte Pierre Graf Dupont de l'Etang bei Bailen. Joseph rief dem Bruder zu: „Ihr Ruhm wird in Spanien scheitern", und räumte Madrid, sich nach Neapel zurücksehnend; Napoleon aber behauptete hoffärtig, in Spanien finde er zwar die Säulen des Herakles, nicht aber die Grenzen seiner Macht. Während der Aufstand um sich griff, schloß Portugal mit Spanien ein Bündnis. Wellesley siegte bei Roliça und Vimeiro (17. und 21. August); am 30. August kapitulierten Junot und Kellermann in Cintra.

Die moralische Wirkung von Bailen und Cintra auf die Welt war unabsehbar. Es gärte in Deutschland und in Österreich, und der Freiherr vom Stein hoffte auf eine gemeinsame Erhebung. Im deutschen Volke, das doch zur Verschwörung so wenig beanlagt ist, bildeten sich Geheimbünde, und die preußische Kriegspartei trat mit österreichischen Diplomaten in Verbindung; Friedrich Wilhelm aber bangte davor, ohne sichre Bundesgenossen den Herrn der Welt zu bekriegen. Er hatte in der Leidenszeit den Weg zu großen Leistungen betreten; Stein und Hardenberg hatten, wenn auch dem Throne fern, an Preußens Reform mitgearbeitet (*s. die Tafel bei S. 61*). Dem Falle der Erbunterthänigkeit waren die Reorganisation der

Digitized by Google

Staatsverwaltung und des Heerwesens, viele gesellschaftliche Reformen, die Städteordnung u. s. w. rasch gefolgt. In Österreich wollte Graf Philipp Stadion, „der Stein Österreichs", alle alten Übel heilen; seitdem er das Ministerium leitete, suchte er in dem buntscheckigen Völkerverein Österreichs den Patriotismus zu entflammen und dachte an einen allgemeinen Völkerkrieg gegen Napoleon. Friedrich Gentz schrieb im Geiste der Völkerfreiheit und der Befreiung Europas, und Stein riet der Hofburg, die freilich von ihm wenig hielt, Österreich möge den Krieg eröffnen, ehe Spanien überwunden sei. Erzherzog Karl aber war für Hinausschiebung des Kriegs, begnügte sich mit der Reorganisierung des Heers und mit der Errichtung einer Landwehr für die ganze Monarchie außer Ungarn. Und der Zar mahnte Franz, er möge Frieden halten, da er ohne Österreichs Einmischung mit der Pforte abrechnen wollte. So blieb Österreich stille.

Napoleon ahnte, der Krieg gegen Österreich bleibe nicht aus, und wollte zuvor mit Spanien fertig werden. Niemand freute sich herzlicher über Frankreichs Schlappen auf der Iberischen Halbinsel als der gefangne Papst, dem ein Stück Land um das andre entrissen wurde, so eifrig er auch vor Europa Einspruch erheben mochte. Gelang es nun Napoleon, den mißtrauisch dreinschauenden Alexander fester an sich zu ketten, so konnte er die Große Armee aus Deutschland ziehen und mit ihr Spanien erwürgen, wobei ihm alle Vasallenstaaten zur Hand gehen mußten. Das weitre Dasein Preußens stand in Frage, da ein aufgefangner Brief Steins vom 15. August die blinde Wut Napoleons erregt hatte. Prinz Wilhelm von Preußen mußte, das Messer an der Kehle, die entmannende Pariser Vereinbarung vom 8. September 1808 unterzeichnen, die Preußen zur Ohnmacht eines Rheinbundstaats herabdrückte, ihm nur ein Heer von 42,000 Mann gestattete, Landwehr und Volksbewaffnung untersagte.

Napoleon verhieß Alexander wiederum freie Hand im Oriente, frönte seiner Habgier durch tausend Trugbilder und lud ihn nach Erfurt ein, um mit ihm das Geschick der Welt zu entscheiden. Gegenüber den spanischen Mißerfolgen galt es, vor Europa das französisch-russische Bündnis zu erneuern, und um dem Vorgang einen großen Anstrich zu geben, wurden die an sich so bedeutungslosen Rheinbundfürsten — als Hintergrund — nach Erfurt entboten. Talma spielte allabendlich vor „einem Parterre von Königen", und die beiden Kaiser unterhandelten miteinander. Ihre Lippen flossen von Freundschaft über; ihre Herzen aber schlugen nur dem Interesse: Napoleons Wunsch nach der Hand einer Großfürstin fand keinen Anklang, und Konstantinopel, „der Schlüssel zur Hausthür", fiel Alexander nicht zu. Der Erfurter Vertrag vom 12. Oktober erneuerte den Tilsiter Bund und verbürgte der Türkei ihr Gebiet mit Ausnahme der Donaufürstentümer; im Falle eines österreichischen Kriegs wollten beide Cäsaren einander beispringen. Preußen wurde abermals geschnälert und mußte sich vor der Diktatur beider beugen: am 6. November erfolgte eine neue Abmachung wegen Kriegssteuer und Räumung. Am 24. November fiel Stein, die Seele der antinapoleonischen Partei, am 16. Dezember von Napoleon aus Madrid geächtet und seiner Güter beraubt; Napoleon bekämpfte „le nommé Stein" wie eine ebenbürtige Macht. In Österreich, wo er Zuflucht fand, wurde Stein kein Einfluß zu teil; Franz hielt ihn für einen Jakobiner und Tugendbündler und war unterwürfig genug, Napoleons Wort geduldig hinzunehmen: „Was Eure Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen!" Am 4. Dezember ergab sich Madrid an Napoleon. Dieser behandelte Spanien wie ein erobertes Land, über Joseph hinwegschaltend, der am 22. Januar 1809 wieder in Madrid einzog, um ein liberales Regiment zu begründen; Napoleon fand dies lächerlich, riet ihm zu einer Herrschaft mit Beil und Galgen und ließ das Land durch sein Heer ausplündern. Indes regte sich in Frankreich große Verstimmung über die Zerrüttung seines Wohlstands.

Digitized by Google

g) Der Krieg von 1809.

Und nun rüstete auch das so tief beleidigte Österreich. Thron und Hütte umschallte derselbe Racheruf; die Landwehr eilte zu den Fahnen, und das Volk war zu jeder Leistung bereit. Das Kabinett erwartete vergebens den Anschluß Rußlands und Preußens, indes Napoleon höhnte, Österreich habe wohl Lethewasser getrunken und Franz wolle den Thron einbüßen. Aus Spanien kam die Botschaft der Übergabe Saragossas an Lannes; aus den Staaten des Rheinbunds, der jetzt doppelt so stark wie Preußen war, strömten über 100,000 Mann unter französischen Generalen herbei: Österreich hatte weit weniger Mannschaft als Napoleon und stand noch inmitten der Rüstungen, was Erzherzog Karl dem Drängen Stadions gegenüber umsonst geltend machte. In der Bevölkerung des Rheinbunds regten sich im Gegensatze zu den Regierungen patriotische Gefühle; sie erinnerte sich wieder der jahrhundertelangen Vereinigung des Reichs unter den Habsburgern und las mit Begeisterung Erzherzog Karls Aufrufe, die Österreichs und Deutschlands Sache eine und dieselbe nannten.

Das kaisertreue Tirol begann den Krieg. In fünf Tagen befreite es der Landsturm von den Bayern und Franzosen; bei Wilten streckte P. F. J. G. Graf Bisson die Waffen. Napoleon lernte ein zweites Mal die Gewalt des Volkswillens kennen, und in Norddeutschland feierte man Andreas Hofer, Joseph Speckbacher und ihre Genossen als deutsche Nationalhelden. Erzherzog Karl überschritt am 9. April den Inn, zersplitterte aber sein Heer; Napoleon zog das seinige zusammen und warf ihn in fünf Tagen nach Böhmen zurück. Österreichs Hoffnungen waren zerstört, Stadions Traum eines allgemeinen Völkeraufstands war dahin; der Erzherzog verzagte. Am 13. Mai zogen die Franzosen wieder in Wien ein. Alle selbständigen Befreiungsversuche in Deutschland gegen Napoleon und den König Jérôme von Westfalen mißglückten; nur auf der Iberischen Halbinsel siegte der „eiserne" Wellesley, und Tirol befreite sich Ende Mai ein zweites Mal.

Aus Schönbrunn schleuderte der kaiserliche Emporkömmling seine Blitze gegen „das Haus Lothringen", forderte die Ungarn auf, sich unabhängig zu machen und sich einen König zu wählen, hielt „den Bischöfen von Rom" ihr Sündenregister vor, vereinigte am 17. Mai „als Nachfolger Karls des Großen" den Rest des Kirchenstaats mit Frankreich und ließ Pius nach Savona schleppen, als ihn dieser am 10. Juni als den alles verschlingenden Gewaltherrn in den großen Bann gethan hatte. Die Welt verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit das Duell Frankreichs und Österreichs. Plötzlich wurde „der Unüberwindliche" bei Aspern-Eßling am 21. und 22. Mai vom Erzherzog Karl am Übergang über die Donau verhindert. Leider beutete Karl den Sieg nicht aus. Trotzdem pries ihn ganz Deutschland mit Theodor Körner und Heinrich von Kleist als Nationalhelden, und Napoleon wütete, den Eindruck wohl bemerkend, über „die Kanaille von Österreichern"; zum ersten Male hatte ihn ein einzelner Staat besiegt. Doch am 6. Juli schon erlitt Karl die Niederlage von Wagram, und es kam zum Waffenstillstande von Znaim. Die Friedenspartei in Wien überwog: Stadion fiel, und mit Graf Klemens Metternich-Winneburg, dem neuen Minister des Äußern (s. sein Bild auf der Tafel bei S. 35), kam am 8. Oktober die Opportunitätspolitik an das Ruder. Napoleon freute sich über die Mutlosigkeit des „chétif (armseligen) François", der es unterließ, den Krieg fortzuführen, und der dem Friedensabschlusse zustrebte; Spanien und Portugal machten ihm ja Arbeit genug. Dort hatte Wellesley am 27./28. Juli den glorreichen Sieg von Talavera de la Reina über König Joseph errungen und wurde zum Lohn dafür Viscount

Digitized by Google

Wellington. Hingegen scheiterte die britische Expedition nach der zwischen den Scheldemündungen und der Nordsee gelegnen zeeländischen Insel Walcheren.

Napoleon ging auf Friedensunterhandlungen mit Österreich gern ein. Er sah Rußland bereit, sich einzumischen, und wußte, daß die russische Freundschaft mehr als zweifelhaft sei; in den leitenden Kreisen zählte sie eigentlich nur den nichtigen Reichskanzler Grafen Rumjanzow zum Anhänger, während die Kaiserin-Mutter Maria Fedorowna eine ebenso ausgesprochne Feindin Napoleons war wie die Kaiserin Maria Ludovika in Wien und die Königin Luise in Berlin. Das Attentat des Predigersohns F. Stapß am 12. Oktober machte auf ihn den tiefstgehenden Eindruck; er fürchtete weitre Anschläge, ließ in Wien am 14. Oktober Frieden schließen und reiste tags darauf ab. Dieser (Schönbrunner) Friede war für Österreich sehr hart. An Frankreich, Italien, Rußland, Warschau, Bayern und Sachsen mußte es über 2000 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Millionen Seelen abtreten, 85 Millionen Franken Kriegssteuer zahlen und sein Heer auf 150,000 Mann herunterſetzen; es büßte seine Stellung zur See ein, war fortan von Napoleons Weltreich allseitig umklammert und litt schwer unter dem ihm aufgezwungnen Kontinentalsystem. Franz mußte alle gegenwärtigen wie alle künftigen Veränderungen auf der Iberischen und der Apenninischen Halbinsel anerkennen und sich zum Bruche mit Großbritannien verpflichten; dabei herrschte eine Finanznot, die keinen Abhilfeversuchen wich. Österreich opferte das heldenmütige Tirol und Vorarlberg, sah Hofers Erschießung (20. Februar 1810) ruhig mit an und wurde eine Macht zweiten Ranges unter französischer Aufsicht. Zwar glaubte Metternich nie an einen langen Bestand des Napoleonischen Weltreichs; jetzt aber sah er im Anschluß an Napoleon die Rettung. Auch Alexander war unzufrieden, daß die Vergrößerung des Warschauer Staats ein neues Polenreich vor Rußlands Thür setze, ließ sich jedoch aus Österreichs Abtretungen Tarnopol schenken und stand so als französischer Mietling da.

Napoleon vollzog die längst geplante Scheidung von Josephine, um seine Dynastie durch das Bindemittel der Legitimität zu kitten, und heiratete, da ihm keine Großfürstin gegeben wurde, durch Prokuration am 11. März 1810 die Erzherzogin Maria Luise, Franzens Tochter. Das Zeremoniell war genau dasselbe wie bei seinem „Vorgänger" Ludwig XVI.; die Rheinbundsfürsten strömten zur Trauung (2. April), die Fesch im Louvre vollzog, herbei, und fünf Königinnen trugen der Erkornen die Schleppe. Daß die Hälfte des nach Paris versetzten Kardinalskollegs (die „schwarzen" Kardinäle) bei diesem Akte fehlte, brachte den verwöhnten Gebieter in Harnisch; der „Wiederhersteller der Altäre" erwartete von der Kurie blinden Gehorsam, indessen sie seine zweite Ehe als ehebrecherisch verurteilte. Durch Senatsbeschluß vom 17. Februar 1810 wurde der Kirchenstaat dem Kaiserreich einverleibt: Rom wurde dessen zweite Stadt und, um alten Erinnerungen zu schmeicheln, sollte der erwartete Sohn Marie Luisens König von Rom heißen; das Papsttum aufzuheben, wagte selbst Napoleon nicht, der so viele Königreiche dieser Welt ohne Bedenken beseitigt hatte. Paris sollte die Hauptstadt der Christenheit werden, der Papst geistlicher Erzkanzler des Kaiserreichs und lediglich Präsident des französischen Konzils; die gallikanische Kirche sollte von Rom gelöst werden: dann war Napoleon Cäsar-Papst. Wiederum verkannte Napoleon den Zeitgeist: der Glaube der Unterthanen ließ sich nicht vergewaltigen wie der Kirchenstaat, der Papst und die Kardinäle. Pius selbst ertrug die harte Gefangenschaft in Savona ruhig, und sein duldender Widerstand war eine unbesiegbare Macht.

Der Zwist zwischen dem Papst und dem „commediante" beeinflußte in hohem Maße die Stimmung der Spanier und erbitterte sie immer mehr gegen die Fremdherrschaft. In Spanien

Digitized by Google

und Portugal fanden die Veteranen Napoleons ihr Grab. Eine regelrechte Kriegführung war den Guerillas gegenüber unausführbar. Joseph wurde von dem Bruder ganz in den Schatten gerückt, und die Marschälle des Kaisers richteten Wellington gegenüber nichts aus. Eine der Hauptthorheiten Napoleons war das eigensinnige Festhalten am Kontinentalsystem (vgl. Bd. VII, S. 122). In einem leidenschaftlich geführten Handelskriege wollte er die Briten vernichten, ihnen den Erdteil durchaus verſperren. Auch der Handel der neutralen Staaten wurde dadurch schwer beeinträchtigt: der Tarif von Trianon und der Erlaß von Fontainebleau (1810) untersagten jedem in Napoleons Machtbereiche liegenden Staate den Handel mit Großbritannien und geboten die Wegnahme und Verbrennung aller britischen Waren. Die kaiserlichen Soldaten führten diese Gebote von Spanien und der Schweiz bis nach Schweden und den Hansestädten mit vollendeter Roheit aus, was freilich den frechsten Schmuggel nicht verhinderte; zu gunsten des kaiserlichen Monopols wurde der Handel aller Staaten, auch der Frankreichs, vernichtet.

h) Des Weltreichs Höhe und Niedergang.

Die Lage Preußens wurde immer verzweifelter. Napoleon forderte erbarmungslos die rückständige Kriegsentschädigung und verhöhnte des Königs Geldnot; als Friedrich Wilhelm wieder in Berlin inmitten der kaiserlichen Soldaten residierte (Dezember 1809), forderte man von ihm Gebietsabtretung, und das Ministerium Altenstein-Dohna riet zur Abtretung schlesischen Bodens. Von der tapfern Königin (ihr Bild s. auf der Tafel bei S. 61) angespornt, entließ Friedrich Wilhelm die Mattherzigen, und im Juni 1810 wurde Karl August Freiherr von Hardenberg (sein Bild s. auf derselben Tafel) Staatskanzler. Das zweite Reformwerk hob an: der Königin aber war es nicht beschieden, die Selbsterneurung Preußens zu erleben: Luise starb am 19. Juli 1810. Die Hardenberg verliehne Machtfülle widersprach allen Überlieferungen der preußischen Beamtung. Er unternahm, mit Stein in Verbindung tretend, viele Verbesserungen und suchte die wirtschaftlichen Kräfte zu entfesseln, unbekümmert um den schroffen Widerstand der Bevorrechteten. Die Agrargesetzgebung fand ihren Abschluß in den Septembererlassen von 1811; 1810 wurde Gewerbefreiheit gewährt, der erste Fall in einem deutschen Staate, veranlaßt durch das Vorbild im Königreiche Westfalen. Ganz übereilt aber war das im Finanzedikte vom 27. Oktober 1810 von Friedrich Wilhelm gegebne Versprechen, eine zweckmäßig eingerichtete Vertretung des Volks zu gewähren; die Landesdeputiertenversammlung von 1811 wie die „interimistische Nationalrepräsentation" von 1812 entsprachen keineswegs den hohen Erwartungen.

Unter den Staaten, die durch die Kontinentalsperre besonders litten, stand Holland voran. Sein Wohl beruhte auf dem Handel mit den Briten. König Ludwig beschwor darum den Bruder, von seiner unglückseligen Maßnahme abzustehen; doch nützte keine Vorstellung. Napoleon wurde vielmehr so erbost auf den holländisch, nicht napoleonisch gesinnten König, daß er im März 1810 einen Teil seines Lands mit dem Kaiserreiche vereinigte; als er Oudinot mit einem Heere nach Holland schickte, dankte Ludwig, seiner traurigen Rolle überdrüssig, ab und entwich nach Österreich. Napoleon erklärte hierauf Holland am 9. Juli als „eine Anschwemmung der französischen Flüsse" für vereint mit dem Kaiserreiche, führte die Kontinentalsperre darin schroff durch und brachte das Land an den Rand des Bankrotts. Voll Mißtrauen gegen die Könige seines Hauses, beschnitt er ihre Macht: dem Könige Jérôme von Westfalen, dem er im Januar 1810 Hannover gegeben hatte, entriß er schon im Dezember einen großen

Digitized by Google

Teil davon, um ihn mit dem Kaiserreiche zu vereinigen, und König Joseph von Spanien erlitt dieselbe Behandlung. Des Kontinentalsystems wegen verleibte er die gesamte Küste von der Ems bis zur Elbe, die Hansestädte, Lauenburg und Oldenburg, dessen Herzog er wie die Fürsten von Salm und Aremberg absetzte, und auch Wallis im Dezember 1810 dem Kaiserreich ein; ein Kanal sollte Paris mit der Ostsee verbinden. Dalberg, der Fürst-Primas, wurde Großherzog von Frankfurt und ernannte Napoleons Stiefsohn Eugène zu seinem einstigen Nachfolger. Der Rheinbund, der in seiner weitesten Entfaltung gegen 5800 Quadratmeilen mit 15 Millionen Einwohnern umfaßte, war in des Kaisers Händen eine gewaltige Waffe.

Napoleons unmittelbare Herrschaft erstreckte sich jetzt von Rom bis zur Ostsee, hierzu kamen noch 39 Vasallenstaaten; insgesamt gehorchten ihm 72½ Millionen Seelen. So konnte er ausrufen: „Ich habe die Stärke eines Elefanten; was ich anrühre, zerschmettere ich.“ Er dachte an neue Erweitrung seines Reichs, an die Einverleibung der Iberischen und der Apenninischen Halbinsel; „der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen, Neptun sich mit Mars zur Errichtung des Römerreichs unsrer Tage verbinden; vom Rheine bis zum Atlantischen Ozeane, von der Schelde bis zum Adriatischen Meere wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben“. Er beklagte nur, daß es ihm die Welt nicht glauben werde, wenn er wie Alexander der Große sich für einen Göttersohn erkläre. Die dänische Regierung folgte gehorsam seinem Gebot. In Schweden war durch eine Palastrevolution, an deren Spitze des Königs verräterischer Oheim stand, Gustav IV. Adolf im Frühjahr 1809 gestürzt und die Macht der Krone von den Ständen beschnitten worden. Der neue König, Karl XIII., den Napoleon wie einen Unterthanen behandelte, sah sich im Pariser Frieden 1810 gezwungen, dem Kontinentalsystem beizutreten und den Briten den Krieg zu erklären. In der — allerdings unzutreffenden — Hoffnung, Napoleon damit zu gefallen, wählten der kinderlose Karl und der Reichstag im August desselben Jahrs den Marschall Jean Baptiste Jules Bernadotte zum schwedischen Thronfolger. Erfolg um Erfolg krönte die Unternehmungen Napoleons (s. Fig. 4 der Tafel bei S. 25); selbstbewußt sagte er zu Karl Philipp Graf Wrede: „Noch drei Jahre, und ich bin Herr des Universums.“ Die Geburt seines Sohns, des Königs von Rom, am 20. März 1811, schien sein Glück auf ewig zu verbriefen: die vierte Dynastie hatte nun nicht nur eine Gegenwart, sondern auch eine Zukunft; ein Taumel des Entzückens ergriff Frankreich, und alle Satrapenstaaten, Fürsten und Diplomaten überboten sich in kriechenden Begrüßungen „des neuen Messias“. Dies Geschlecht schien zur Knechtschaft erzogen; binnen acht Tagen feierten 2000 Dichter vor dem freigebigen Vater die Geburt. Und ganz vereinzelt blieb das Kassandrawort eines Wieners: „In ein paar Jahren können wir diesen König von Rom hier in Wien als Bettelstudenten haben.“

Die Grenzen des Weltreichs rückten denen Rußlands immer näher. Während Alexander erkannte, er sei in Tilsit und in Erfurt überlistet worden, die Pforte stehe unter Frankreichs Schutz und im Herzogtum Warschau reife ein neues Polenreich heran, träumte Napoleon davon, seine Zollwächter gegen Großbritannien auch an der Newa und Wolga wirtschaften zu sehen, von der Wolga einen Alexanderzug zum Ganges anzutreten, mit einer Schar von Geschwadern auf allen Meeren die Briten zu überfallen und die am Narrenseile geführten Polen Rußland auf den Leib zu hetzen. Als Haupt des Hauses Holstein-Gottorp durch die Absetzung des Herzogs von Oldenburg, seines Vetters, beleidigt, legte Alexander Verwahrung ein: Napoleon stellte sie dem russischen Botschafter versiegelt zurück. Der Zar sagte sich durch Ukas vom 31. Dezember 1810 von Napoleons Handelssystem los und verkündete einen Zolltarif, der Rußlands

Digitized by Google

Handel rasch wieder hob und seine Spitze gegen Frankreich kehrte. Unter Beteurung der Friedensliebe rüsteten beide Herrscher zu dem Feldzuge, den Talleyrand „den Anfang vom Ende" genannt hat. Alexander sah ihm bangend entgegen und war entschlossen, den Angriff des Erfurter Freunds in Rußland selbst abzuwarten, wo sein Volk am tapfersten kämpfen werde; durch Bestechung erhielt er aus dem französischen Kriegsministerium Nachrichten über den Kriegsplan.

Der Rheinbundsfürsten war Napoleon sicher: er gab sie, wie er dem Könige von Württemberg, dem selbstbewußtesten unter ihnen, schrieb, bei dem leisesten Argwohn auf. An der untern Elbe versammelten sich 200,000 Mann, und Preußen fürchtete, noch vor Ausbruch des Kriegs von der Landkarte zu verschwinden; es war geknebelt, fand bei Rußland keinen Schutz, und der König bezeichnete einen Volkskrieg im großen Stile, wie ihn Gneisenau und Scharnhorst empfahlen, als bare Dichterei. Scharnhorsts Sendung nach Sankt-Petersburg und Wien hatte wenig Erfolg; Metternich war ohne alle Teilnahme an Preußens Fortbestand und versagte jede Hilfe; Großbritannien endlich verweigerte Geld. Preußen blieb darum nichts übrig, als am 24. Februar 1812 in Paris ein Bündnis mit Napoleon zu schließen und ihm 20,000 Mann zu stellen; fast ganz Preußen lag dem Durchmarsche der Franzosen offen: die Festungen und Berlin waren in ihrer Hand, und der König lebte mit einigen hundert Mann Garde in Potsdam. Unter weit günstigern Bedingungen verbündete sich Österreich am 14. März 1812 mit Napoleon, dem es 30,000 Mann versprach; vertraulich versicherte es in Sankt-Petersburg, es werde am Kriege nur zum Scheine teilnehmen.

Auch Schweden litt furchtbar unter der Kontinentalsperre und unterhielt heimlich den Verkehr mit Großbritannien, das es bekriegen mußte. Der Kronprinz Karl Johann (Bernadotte), der die Geschäfte fast selbständig führte, wollte Norwegen haben, und da Napoleon darauf nicht einging, schloß er mit Rußland ab; im April 1812 erfolgte das russisch-schwedische Bündnis, dem weitere Abmachungen auch mit Großbritannien folgten. Dem Sultan Mahmud II. (1808—39; vgl. Bd. V) gab Alexander Kunde von Napoleons Anerbieten, mit Rußland gemeinsam die Türkei zu teilen; so kam es am 28. Mai 1812 zum Frieden von Bukarest, der Bessarabien an Rußland brachte.

Alexander hatte nicht den dritten Teil von Napoleons Heer. Die „Große Armee", aus allen Nationen zusammengewürfelt, war eine der zahlreichsten, welche die Welt je gesehen hat: 647,000 Mann stark. Allerorten aber bekundete sich die Abneigung der Völker gegen Napoleons Druck wie gegen die gefügigen Landesväter. Eine allgemeine Gärung machte sich bei den sonst so ruhigen Deutschen bemerkbar, während ihre Souveräne den Allgewaltigen in Dresden demütig umstanden und in seinen Augen ihr Schicksal zu lesen suchten; selbst Franz und Friedrich Wilhelm fehlten nicht. Am 29. Mai verließ er Dresden. Die Polen riefen in Warschau die Wiederherstellung ihres Reichs aus. „Rußlands Geschicke sollten sich erfüllen, die Tataren über Moskau zurückgeworfen werden." Ohne Kriegserklärung rückte Napoleon am 25. Juni bei Kowno in Rußland ein. Das erste russische Heer unter Michael Barclay de Tolly zog sich immer tiefer ins Innre zurück, anstatt sich mit dem zweiten unter dem Fürsten Peter Bagration zu verbinden, stellte es sich erst bei Smolensk zur Schlacht und unterlag am 17. August. Ähnlich wie in Spanien trat der religiöse Fanatismus den Franzosen entgegen; das Volk bewaffnete sich. Weiter und weiter lockte man den Feind in die Öde, wo er weder Nahrung noch Obdach fand. Aber die goldnen Kuppeln Moskaus winkten verführerisch, und Napoleon, auf seinen Einzug in Berlin und Wien, Madrid und Lissabon zurückblickend, hielt es für ausgemacht, Alexander werde um Frieden flehen, sobald er in Moskau einrücke.

Digitized by Google

Die Altrussen kamen jetzt ans Ruder: Michael J. Golenischtschew-Kutusow erhielt den Oberbefehl des Hauptheers. Aber auch am 7. September siegte Napoleon in der blutigen Schlacht bei Borodino, in der Bagration tödlich verwundet ward. Den Sieg auszukosten, war Napoleon verjagt; sein Heer war auf etwa 100,000 Mann zusammengeschmolzen und murrte über die Entbehrungen, die des Kaisers Ehrgier ihm bereitete. Am 14. September zog er in Moskau ein und nahm im Kreml Wohnung, den Soldaten die Plünderung gestattend; der Generalgouverneur aber, Graf Fedor W. Rastoptschin (Rostopschin), ein Todfeind Frankreichs, entflammte die Wut der Bevölkerung gegen „den ungetauften Feind", entfernte jede Feuerwehr, warf die Fackel in sein eignes Landhaus und überantwortete in rohem Ausbruche von Vaterlandsliebe „das heilige Mütterchen" Moskau den Flammen. Die Stadt brannte bis zum 20. September, und die französische Armee büßte alle Zucht ein. Von Frieden mit einem Volke, das so Ungeheuerliches wagte, war keine Rede; es hätte den Krieg bis Sibirien fortgesetzt. Ein reinigendes Feuer drang in Alexanders Seele; von Stein und Arndt bestärkt, entfaltete er hohe Thatkraft. Ein deutscher Ausschuß bildete sich, um die Deutschen gegen Napoleon aufzuwiegeln, und das russische Volk war zu jedem Opfer bereit: mancher Edelmann stellte aus seiner Tasche ein ganzes Regiment. Ein erbarmungsloser Abgrund gähnte Napoleon an. In nutzlosen Verhandlungen verstrich die Zeit; Rußlands gefährlichster „Alliierter", der Winter, nahte, und alle Welt riet dem Kaiser zum Rückzuge nach Polen. Ihm aber schien der Fall aus der Höhe zu tief, sein Stolz bäumte sich auf; er vergaß nicht den Kleinmut Alexanders nach Austerlitz und Friedland.

Als Murat bei Winkowo geschlagen worden war, bequemte sich Napoleon endlich am 19. Oktober zum Rückzug, und bald war die Große Armee dem Untergange geweiht. Bei Malo-Jaroslawetz, Wjäsma, Krasnoi und andern Orten besiegt, erreichte sie in jammervollem Zustande die Beresina, welche die Letzten am 29. November überschritten. Der Rückzug glich einem Gottesurteil; er führte durch eine unermeßliche Schneewüste, in der Bauern und Kasaken auflauerten, die Verwundeten am Wege starben und die Fahnenflucht überhandnahm. „Man hoffte und fürchtete nichts mehr; Gleichgültigkeit gegen alles, gegen den Tod beherrschte den gänzlich abgestumpften Geist: man war zum Tiere hinabgesunken", berichtete ein Augenzeuge. Und unterwegs kam die merkwürdige Nachricht an, der halbtolle General Claude François de Malet habe am 23. Oktober in Paris die falsche Kunde von Napoleons Tod ausgesprengt und die Republik einführen wollen; also an die Kaiserin und ihren Sohn, d. h. an das Vorhandensein seiner Dynastie, hatte man gar nicht gedacht! Die Kälte stieg bis auf — 30° Réaumur; die Armee war in Auflösung. Und die letzte Zucht schwand, als Napoleon, wieder nur an sich denkend, am 5. Dezember in Smorgoni das Heer verlassen hatte, um am 18. in den Tuilerien einzutreffen. Vier Tage zuvor hatten die letzten Banden die preußische Grenze überschritten, und allerwärts flüsterte man: „Das sind Gottes Gerichte!" Napoleon aber schrieb nach Kassel: „Vom westfälischen Heere ist nichts mehr bei der Großen Armee übrig."

Napoleon schob die Schuld an dem Untergange seiner Truppen lediglich dem nordischen Winter zu, wollte alle belügen, vermochte es aber nicht bei sich selbst; er suchte die öffentliche Aufmerksamkeit vom russischen Feldzug auf das Ereignis mit Malet abzulenken, als unverzeihliches Verbrechen der Regierung. Die Behörden warfen sich wieder in den Staub vor dem zürnenden Gotte, der jetzt daran dachte, seinen Sohn, sobald derselbe alt genug geworden sei, nach Art „seiner Vorgänger in der Krone", der Kapetinger, zum Thronfolger krönen zu lassen. Auch galt es, neue Siege zu erfechten, um die spanischen und russischen Niederlagen

Digitized by Google

Register zu der Karte ‚Mitteleuropa beim Beginne der Freiheitskriege im Jahr 1813'.

(Die zwischen Klammern stehenden Buchstaben [SA] bezeichnen die *Abkürzungen auf der Karte.*)

I. Rheinbund. G-L, 1-5

1. Königreiche:

Bayern HIK3,4,5
Departements:
Iller . . . . . HI 4, 5
Inn . . . . . I 5
Isar IK4, 5
Main IK3, 4
Oberdonau . . . . . I 4
Regen IK4
Rezat . . . . . I 4
Salzach K4, 5
Unterdonau K4
Sachsen (SA) IKL3
Westfalen (WE) . . . . . HI 2, 3
Departements:
Aller . . . . . HI 2
Elbe . . . . . I 2
Fulda H3
Harz . . . . . HI 3
Oder . . . . . HI 2, 3
Saale . . . . . I 3
Werra H3
Wirtemberg H4, 5

2. Großherzogthümer:

Baden GH4, 5
Berg GH3
Departements:
Rhein G5
Ruhr GH3
Sieg GH3
Frankfurt (FR) H3, 4
Hessen (HE) GH3, 4
Würzburg HI3,4

3. Herzogthümer:

Anhalt IK2, 3
Mecklenburg-Schwerin IK1, 2
— Strelitz K2
Nassau GH3
Sächsische Herzogthümer . . . IK3

4. Fürstenthümer:

Hohenzollern (HO) H4, 5
Isenburg H3, 4
v. d. Leyen (L) G4
Liechtenstein (LI) H5
Lippe-Detmold (LP) . . . . . HI 2, 3
Reuß (R) IK3
Schaumburg-Lippe H2
Schwarzburg (SB) . . . . . I 3
Waldeck (W) H3

II. Kaisert. Österreich: K-Q, 2-6

Kronländer:
Böhmen KL3, 4
Galizien NOP3, 4
Kärnten L5
Kroatien LM5, 6
Mähren LM4
Österreich KLM4, 5
Schlesien MN3, 4
Slawonien MN6
Steiermark L5
Ungarn . . . . . M-Q, 4-6

III. Königr. Preußen: I-P, 1-3

Provinzen:
Brandenburg I-L2
Pommern K-M1, 2
Preußen . . . . . M-O, 1-2
Schlesien LM3

IV. Republik Danzig . . . N1

V. Herzogtum Warschau L-P, 1-3

VI. Helvet. Republik . . . GH5

VII. Franz. Kaiserreich A-N, 2-8

1. Fürstenthümer:

Erfurt (E) . . . . . I 3
Neufchâtel F5

2. Großschaft Katzenellenbogen (K) G3

3. Illyr. Départements: K-N, 5-7

Carinthie (1811) K5
Carniole (1811) KL5, 6
Croatie civile (1811) L6
— militaire (1811) LM6
Dalmatie (1811) LM6, 7
Istrie (1811) K5, 6

4. Franz. Départements:

Ain F5, 6
Aisne E4
Allier E5
Alpes maritimes (1792) . . . G6, 7
Apennins (1805) H6
Ardèche F6
Ardennes F3, 4
Ariège D7
Arno (1808) . . . . . I 6, 7
Aube EF4
Aude DE7
Aveyron E6, 7
Bas Rhin GH4
Basses Alpes FG6, 7
— Pyrénées C7
Bouches de l'Escaut (1810) . . EF3
— de l'Elbe (1810) H12
— de Meuse (1810) F2, 3
— du Rhin (1810) F3
— du Rhône F7
— du Weser (1810) H2
— de l'Yssel (1810) FG2
Calvados C4
Cantal E6
Charente CD6
— inférieure C5, 6
Cher E5
Corrèze DE6
Corse . . . . . I 17, 8
Côte d'Or F5
Côtes du Nord B4
Creuse DE5, 6
Deux Nèthes (1795) F3
— Sèvres C5
Doire (1802) G6
Dordogne D6
Doubs FG5
Drôme F6
Dyle (1795) F3
Ems occidental (1810) G2
— oriental (1810) G2
— supérieur (1810) GH2
Escaut (1795) EF3
Eure D4
Eure et Loir D4
Finisterre AB4, 5
Forêts (1795) FG3, 4
Frise (1810) FG2
Gard EF6, 7
Gênes (1805) H6
Gers CD7
Gironde C6
Haute Garonne D7
— Loire EF6
— Marne F4, 5
Hautes Alpes FG6
Haute Saône FG5
Hautes Pyrenées CD7
Haut Vleone . . . . . I 5, 6
Haut Rhin G4, 5
Hérault E7
Ille et Vilaine BC4, 5
Indre D5
— et Loir D5
Isère FG6
Jemappes (1795) EF3
Jura F5
Landes C6, 7
Léman (1792) FG5, 6
Lippe G2, 3
Loire (1810) EF5, 6
— Inférieure BC5
Loiret DE4, 5
Loir et Cher D5
Lot D6
Lot et Garonne CD6
Lozère E6
Lys (1795) E3
Maine et Loire C5
Manche C4
Marengo (1802) GH6
Marne EF4
Mayenne C4, 5
Méditerranée (1808) . . . . . I 7
Meurthe FG4
Meuse F4
— inférieure (1795) F3
Montblanc (1792) FG6
Montenotte (1805) GH6, 7
Mont Tonnerre (1798) GH4
Morbihan B4, 5
Moselle FG4
Nièvre E5
Nord E3
Oise DE4
Ombrone (1808) . . . . . I 7
Orne CD4
Ourthe (1795) FG3
Pas de Calais DE3
Pô (1802) G6
Puy de Dôme E5, 6
Pyrenées orientales E7
Rhin et Moselle (1798) G3, 4
Rhône F5, 6
Roer (1798) G3
Rome (1810) IK7, 8
Sambre et Meuse (1795) F3
Saône et Loire F5
Sarre (1798) G3, 4
Sarthe CD4, 5
Seine (S) E4
— et Marne E4
— et Oise DE4
— inférieure D4
Sesia (1802) GH6
Simplon (1810) GH5, 6
Somme DE3, 4
Sture (1802) G6
Tarn DE7
Tarn et Garonne D6, 7
Taro (1805) HI6
Trasimene (1810) K7
Var FG7
Vaucluse F6, 7
Vendée C5
Vienne CD5
Vosges FG4
Yonne E4, 5
Yssel supérieur (1810) FG2, 3
Zuiderzee (1810) F2

VIII. Königreich Italien: H-K, 5-7

Départements:
Adda . . . . . HI 5
Adige . . . . . I 6
Adriatique K6
Agogna H5, 6
Bacchiglione . . . . . I 6
Bas Pô IK6
Brenta . . . . . I 6
Crostolo . . . . . I 6
Haut Adige . . . . . I 5, 6
— Pô . . . . . HI 6
Lario H5, 6
Mella . . . . . HI 6
Metauro K7
Mincio . . . . . I 6
Musone K7
Olona . . . . . HI 6
Panaro . . . . . I 6
Passariano K5, 6
Piave IK5, 6
Reno . . . . . I 6
Rubicone IK6, 7
Serio . . . . . HI 5, 6
Tagliamento K5, 6
Tronto K7

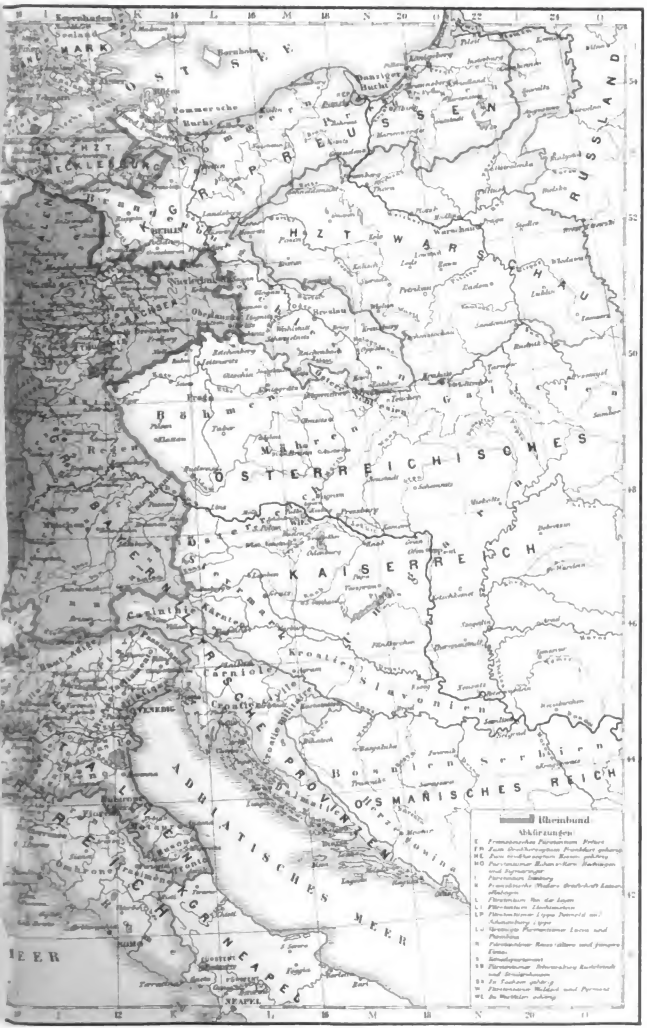
IX. Fürstentum Lucca . . H6, 7

X. Republik San Marino und Piombino (LU) . . . K6, 7

Digitized by Google

Bibliographisc

Digitized by Google



hnitut in Leipzig

Digitized by Google

auszulöschen. Seinem schöpferischen Geiste bot sich ja breiter Spielraum. In wenigen Monaten wollte er wieder zu einem neuen Krieg eine halbe Million Soldaten unter den Waffen haben und dem erschöpften Rußland blutig heimzahlen; die stutzig gewordne Welt sollte in die alte Bewunderung wieder eingelullt werden.

Der große Rechenmeister verrechnete sich jedoch diesmal: die Verbündeten handelten anders als bisher, wo er so leicht mit ihnen fertig geworden war. Alexander entschloß sich unter Steins Einwirkung, auf Eroberungen zu verzichten und den Krieg außerhalb Rußlands zu Europas Befreiung so lange fortzusetzen, bis Napoleon vernichtet wäre (s. die beigeheftete Karte „Mitteleuropa beim Beginne der Freiheitskriege i. J. 1813“). Vergebens aber suchte Alexander die Polen zu gewinnen, die noch immer auf Napoleons Verheißung bauten; es gelang ihm auch nicht, Österreich zum Kriege gegen Napoleon zu bewegen. Doch schloß Kutusow am 30. Januar 1813 einen geheimen Waffenstillstand mit dem Fürsten Schwarzenberg, der das österreichische Hilfsheer befehligte. Friedrich Wilhelm wagte keine Schilderhebung, zu der ihm so mancher riet, bahnte aber den Weg zu Rußland und Österreich an und nahm die Rüstungen wieder auf. In dem vom Marschalle Macdonald geführten 10. Armeekorps befehligte General Hans David Ludwig von Yorck (sein Bild s. auf der Tafel bei S. 61), ein Todfeind der Fremdherrschaft und eifriger Anhänger der alten Zeit, die Preußen. Er wagte den entscheidenden Schritt, mit dem sein König zauderte; um Preußens Soldaten Napoleon nicht länger aufzuopfern, schloß er in der Mühle des Dorfs Poscherun am 30. Dezember 1812 die Übereinkunft von Tauroggen mit dem russischen Generalmajor Hans Karl Friedr. Anton von Diebitsch ab und blieb nun neutral. Der König, den er auf die Bahn der Selbstbefreiung mit sich zu ziehen gehofft hatte, entschuldigte zwar bei Napoleon diese Eigenmächtigkeit und setzte Yorck ab, freute sich aber in aller Stille mit Deutschland über die Entschlossenheit des „eisernen“ Manns; Hardenberg hielt nur noch zum Schein an Napoleon fest, und der Hof wußte den Vorschlag, den Kronprinzen mit einer Beauharnais oder Murat zu verloben, zu umgehen.

Metternich und Franz waren zum Kriege nicht geneigt; nur wollten sie dem österreichischen Kaiserstaate die alte Selbständigkeit wieder verschaffen und einen allseitigen Frieden vermitteln. Sie sahen in den norddeutschen Patrioten Freiheitsschwindler und Jakobiner, und Napoleon schürte gewissenhaft ihre Gespensterfurcht. Ebenso kettete er die Rheinbundsfürsten mit der drohenden Aussicht an sich, daß Männer des Umsturzes wie Stein sie entthronen wollten, um ein „sogenanntes Deutschland“ zu gründen. Wenn aber Metternich an eine bewaffnete Mittlerschaft dachte, wenn er den russischen Riesen von Österreich fernhalten, Napoleons Macht in Schranken weisen und Österreich die Leitung in einem deutschen Bunde selbständiger Staaten verschaffen wollte, so vergaß er das Wesentlichste: er rechnete nicht mit dem unmäßigen Dünkel des kaiserlichen Schwiegersohns. Diesem zeigten die Pariser offne Abneigung gegen weitern Krieg; auch in der Provinz ballte sich manche Faust gegen den „Bonaparte“. Er aber schien ganz Kriegsminister und spekulierte selbst mit den Gütern der Gemeinden, um augenblicklich Geld für die Rüstungen zu erhalten, ohne die direkten Steuern zu erhöhen. Der Frommen im Lande wegen näherte er sich wiederum Pius VII., der seit 1812 in Fontainebleau eingesperrt war, versuchte abwechselnd Schmeichelei und Drohung, unterhandelte in Person und erzielte wirklich am 25. Januar 1813 ein neues Konkordat, wonach Avignon zum zweiten Male die Residenz der Päpste werden und sie auf weltliche Macht verzichten sollten. Doch kam rasch Reue über Pius: schon am 24. März widerrief er und verweigerte fortan unerschütterlich jede Verkürzung des Patrimonium Petri.

Digitized by Google

Hardenbergs Trugpolitik wiegte Napoleon in solche Zuversicht auf Preußens Bündnis, daß Friedrich Wilhelm am 22. Januar 1813 ungehindert von Potsdam, wo er eine Art Geisel gewesen war, nach Breslau in die Freiheit reisen konnte. Die Rüstungen gingen eifrig voran. Es bildeten sich freiwillige Jägerkorps; für die Dauer des Kriegs galt keine Befreiung von der Wehrpflicht. Stein trat an die Spitze Ostpreußens, das als mit Rußland verbündet behandelt wurde; Landwehr und Volksbewaffnung empfingen ihre Organisation, und Yorck übernahm auf eigne Faust das Oberkommando in Ostpreußen, vom König aller Schuld freigesprochen. Burggraf Alexander zu Dohna erbat in Breslau des Königs Zustimmung zum eigenmächtigen Handeln Ostpreußens; Professor H. Steffens riß vom Breslauer Lehrstuhl aus die Studenten hin, und ganz Preußen jubelte der Freiheit entgegen; der eiserne Schmuck der deutschen Frauen sagte den Männern, daß nach Körners Wort „das höchste Heil, das letzte, im Schwerte liege". Der allgemeinen Stimmung fügte sich Friedrich Wilhelm. Am 13. Februar erließ er seine letzte Erklärung an Napoleon; am 27. und 28. Februar schlossen Scharnhorst und Hardenberg mit den russischen Bevollmächtigten in Breslau und Kalisch ab: es galt ein Schutz- und Trutzbündnis, „um Europa frei zu machen" und Preußen wieder zum Umfange vor 1806 zu verhelfen, während Alexander auf ganz Polen hoffte.

Die Russen unter dem Grafen Ludwig zu Sayn-Wittgenstein drangen vor; Yorcks Preußen folgten über die Oder. Schon im Februar streiften Kasaken in Berlin herum; es wurde dem Vizekönig Eugène unheimlich, und er räumte am 4. März Berlin, wo die Russen und die Preußen einzogen. Der ritterliche Freibeuter Friedr. Karl Freiherr von Tettenborn besetzte Hamburg und veranlaßte im März beide Mecklenburger Herzoge zum Abfall vom Rheinbunde; bald schloß sich diesem ersten Ermannen deutscher Fürsten Anhalt-Dessau an. Nachdem der Zar in Breslau eingetroffen war, erklärte Friedrich Wilhelm am 16. März Napoleon den Krieg. Das ganze Volk ward zum Soldaten: von je 17 Unterthanen trat einer unter die Waffen, so daß ein Heer von 271,000 Mann erstand; am Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, am 10. März, stiftete ihr Witwer den „Orden des Eisernen Kreuzes", und am 17. März flogen die zündenden Aufrufe „An Mein Volk!" und „An Mein Kriegsheer!" in die Welt. Sachsen wies den Anschluß an Preußen zurück, da Friedrich August die Niederlage „seines großen Alliierten" für undenkbar hielt, und die Verbündeten nahmen am 27. März Dresden. An diesem Tage bot Napoleon, über „das undankbare Preußen" ergrimmt, dessen Teilung in Wien an. Doch lehnte Metternich aus Klugheit ab und rüstete sich zur Rolle des bewaffneten Mittlers: am 29. März ließ er das geheime Abkommen von Kalisch mit Rußland abschließen, wonach Schwarzenberg vor den Russen nach Galizien zurückwich und sich jeder Feindseligkeit enthielt; den bindenden Anschluß an Rußland aber wies er von der Hand und begnügte sich mit einer am 2. April abgegebenen Erklärung.

Der bei dem Prinz-Regenten Georg von England in deutschen Angelegenheiten entscheidende Graf zu Münster sah mit Ärger Preußens Wiederauferstehung, und die Briten leisteten Preußen keine Hilfe. Der schwedische Kronprinz Karl Johann (S. 54), eine im Befreiungskrieg einigermaßen zweideutige Persönlichkeit, landete im Mai mit seinen Truppen in Pommern; Napoleons Bemühungen, den alten Nebenbuhler um die Hand Désirée Clarys wieder an sich zu ziehen, mißlangen. Die Rheinbundshöfe zitterten noch vor dem Schutzherrn, und pünktlich trafen die Heeresabteilungen von drei Viertel Deutschlands ein, um ihm zur Unterbindung von Deutschlands Freiheit Handlangerdienste zu leisten; so konnte Napoleon auf rund 600,000 Soldaten rechnen. Die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens schlossen in Breslau am 19. März

Digitized by Google

einen Vertrag, der allen deutschen Fürsten, die binnen bestimmter Frist den Verbündeten nicht beitreten würden, den Verlust ihrer Lande androhte und einen von Stein angeregten Zentralverwaltungsrat mit unbegrenzter Vollmacht in Aussicht stellte, bestimmt, die besetzten Gebiete einstweilig zu verwalten, in ihnen die Rüstungen zu leiten und die Einkünfte daraus an die Verbündeten zu verteilen. Am liebsten hätte der Zar den König von Sachsen abgesetzt, und Stein hätte am liebsten die Kleinstaaterei beseitigt. Der deutschfeindliche Stockrusse Golenischtschew-Kutusow schlug am 25. März im Aufrufe von Kalisch merkwürdigerweise die deutschnationale Saite an, sprach vom Rechte der Völker auf Freiheit und hielt allen deutschen Fürsten, die der deutschen Sache abtrünnig blieben, die Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und gerechter Waffen als Schreckbild vor. Alle diese Drohungen erfolgten, weil es schien, als wollten die Rheinbundsfürsten auf die Stimmung ihrer Völker nicht achten, sondern sich nur der Gewalt fügen; den Bedrohten klangen sie höchst „jakobinisch" und befestigten sie daher nur noch in ihrem engen Anschluß an den Beschützer. Napoleon konnte einen Umschlag der europäischen Lage verhüten, wenn er, wie Talleyrand sagte, „König von Frankreich" wurde, d. h. sich in das ehemalige europäische Konzert eingliederte. Der preußische Oberbefehlshaber Gebhard Leberecht von Blücher unterwarf rasch Sachsen, dessen König geflüchtet war und sich im Wiener Vertrage vom 20. April in Österreichs Arme warf.

Damit der Fall Malet sich nicht wiederhole, setzte Napoleon, ehe er ins Feld zog, Marie Luise zur Regentin ein; von Mainz aus traf er die letzten Maßnahmen. Freilich standen die neuen Rekruten den gefallnen Veteranen weit nach; am schwächsten war die Reiterei. Er hatte keine 200,000 Mann, denen aber bald 500,000 folgen sollten; die Verbündeten hatten ja weit weniger, und er wollte „den Krieg als General Bonaparte, nicht als Kaiser führen". Am 5. April schlugen die Preußen unter Yorck und Friedr. Wilh. Freiherrn von Bülow den Vizekönig Eugène bei Möckern: es waren andre Preußen als 1806, und das russische Hauptheer zog am 26. April in Dresden ein. Doch vereinigte sich Napoleon am 29. April bei Merseburg mit seinem Stiefsohn und schlug am 2. Mai bei Großgörschen (Lützen) die Russen und Preußen. Der Rheinbund jubelte dem Sieger zu, und Friedrich August kehrte nicht nur reuig zu ihm zurück, sondern stellte Heer und Land zu seiner Verfügung; sein Generalleutnant Joh. Ad. Freiherr von Thielmann hingegen trat zu den Verbündeten über. Metternich schickte den Generalmajor Grafen Ferdinand von Bubna und Littitz mit einem Vermittlungsprogramm an Napoleon. Danach hätte dieser Frankreich in großartigem Umfange behalten und Österreichs Eintritt in das Bündnis verhütet; in seinem unbändigen Dünkel aber wies er nach einer stürmischen Audienz am 16. Mai Bubna ab. Mittlerweile war Graf Stadion mit demselben Programm ins russische Hauptquartier gegangen. Napoleon wollte durch Caulaincourt direkt mit dem Zaren verhandeln; doch wies dieser den Vermittler an Stadion.

Während der Vizekönig in Italien ein Heer bildete und der Marschall Louis Nicolas Davout (Herzog von Auerstädt und Fürst von Eggmühl) am 30./31. Mai Hamburg wieder eroberte, besiegten Napoleon und der Marschall Michel Ney (Herzog von Elchingen, le brave des braves, Fürst von der Moskwa) in der Schlacht bei Bautzen (20./21. Mai) die Russen unter Barclay de Tolly und die Preußen unter Blücher. Von Dresden bis zur See war die Elbe wieder in Napoleons Gewalt, und der Rückzug der Feinde gab ihm den größten Teil Preußens preis. Die Russen wollten sich nicht länger „für fremde Zwecke" opfern, sondern machten Miene, nach Polen abzuziehen; nur eine Waffenruhe, die übrigens den Verbündeten ebenso nötig wie Napoleon war, konnte das Kalischer Bündnis vor frühem Ende retten. So kam am 4. Juni der

Digitized by Google

Waffenstillstand von Poischwitz zuwege. Metternich sonnte sich im Triumphe des Mittlers, während die norddeutschen Vaterlandsfreunde darüber fluchten, daß so viel Blut umsonst geflossen sein könnte. Hardenberg war überzeugt, daß Napoleon die Vermittlung Österreichs verwerfen würde, und schloß am 14. Juni zu Reichenbach einen Hilfsvertrag mit Großbritannien, dem tags darauf ebenda einer zwischen Großbritannien und Rußland folgte. Rußland und Preußen stellten Napoleon günstige, Österreich ihm noch günstigere Bedingungen zum Frieden, und endlich verpflichtete sich Österreich am 27. Juni in Reichenbach, in den Krieg Rußlands und Preußens gegen Napoleon einzutreten, falls Napoleon bis zum 20. Juli die österreichischen Friedensbedingungen nicht annähme. Am folgenden Tage bereitete der Imperator in Dresden Metternich einen solchen Auftritt, daß dieser zum ersten Male die Möglichkeit einer Verständigung bezweifelte; hinterher bereute Napoleon sein Aufbrausen, lenkte, da er noch mit den Rüstungen zu thun hatte, ein, erkannte Österreichs Vermittlung an und beschickte den allgemeinen Friedenskongreß in Prag.

Mittlerweile ging Spanien für Napoleon verloren. Wellingtons Sieg bei Vittoria am 21. Juni 1813 kostete Joseph die Krone; er entfloh und wurde vom Kaiser wie ein Verbrecher behandelt. Die Marschälle Nicolas Jean de Dieu Soult Herzog von Dalmatien und Louis Gabriel Suchet Herzog von Albufera wurden überall zurückgedrängt: der sechsjährige Kampf endete mit der Niederlage Napoleons, den eben neue Huldigungen der Bundesfürsten in Dresden glauben ließen, noch sei sein Wille das Gesetz der Welt. Die Verbündeten stellten am 12. Juli in Trachenberg (bei Breslau) ihren Feldzugsplan fest, der Österreichs Beitritt bereits als sicher annahm; Alexander, Friedrich Wilhelm und der Kronprinz von Schweden waren selbst erschienen. Karl Johann hatte gehofft, Generalissimus zu werden, erhielt jedoch nur den Befehl des Nordheers und hemmte dort mehr, als daß er gefördert hätte. Am 22. Juli trat er dem Kalischer Bündnisse gegen die Aussicht auf die Erwerbung Norwegens bei. Während er mit Napoleon brach, wollte er es nicht ganz mit den Franzosen verderben und zauderte nach Kräften, nach der französischen Krone schielend; Generalleutnant von Bülow und seine Genossen fühlten, dem Gascogner sei nicht zu trauen.

Der Prager Kongreß war am 11. Juli zusammengetreten. Caulaincourt ließ bis zum 28. Juli auf sich warten, und der Kongreß hatte keine einzige gemeinsame Sitzung aufzuweisen; man sah deutlich, Napoleon wollte lediglich Zeit gewinnen. Als er schließlich bei Metternich insgeheim anfragte, was Österreichs Bündnis oder Neutralität kosten würde, verweigerte ihm Metternich am 7. August beides und stellte ein Ultimatum — Napoleons Antwort blieb aus. Beim Anbruche des 11. Augusts erklärten die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens, Joh. Protasius von Anstett und Wilhelm von Humboldt, ihre Vollmachten für erloschen, und Metternich schloß den Kongreß mit der Kriegserklärung an Napoleon. Somit umfaßte das Bündnis Großbritannien, Rußland, Preußen, Schweden und Österreich; bald traten ihm Spanien und Portugal bei.

In Spanien hatten sich, durch die französischen Niederlagen ermutigt, im September 1811 die gesetzmäßigen allgemeinen suveränen Cortes konstituiert, alle Folgen der Bayonner Vorgänge (S. 49) für nichtig und unverbindlich, Ferdinand VII. zum rechtmäßigen König erklärt und im März 1812 eine Verfassung gegeben, die zwar einen ganz demokratischen Stempel trug und der Krone ein Scheinleben zuteilte, trotz all ihrer Mängel aber für den Augenblick den großen Wert eines unzweideutigen Bekenntnisses des allgemeinen Wunschs nach Unabhängigkeit und einer Einigung gegen das Getriebe der Parteien hatte. Bis Ferdinand aus der

Digitized by Google

Erklärung der umſtehenden Bildniſſe.

1. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein** (1757—1831); lithographiert von Heyne.

2. **Karl Auguſt Freiherr von Hardenberg** (1750—1822; 1814 Fürſt); gemalt von F. G. Weitſch 1795, geſtochen von H. Sintzenich 1798.

3. **Königin Luiſe** (1776—1810); gemalt von Tiſchbein.

4. **König Friedrich Wilhelm III.** (1770–1840).

5. **Gerhard Leberecht von Blücher** (1742—1819; 1814 Fürſt von Wahlſtatt); von F. C. Gröger 1816 gemalt und 1825 auf Stein gezeichnet.

6. **Hans David Ludwig von Yorck** (1759—1830; 1814 Graf Yorck von Wartenburg); gezeichnet von B. Woltze, geſtochen von L. Jacoby.

(1 und 2, 4–6 nach W. v. Seidlitz' Allgemeinem Hiſtoriſchen Porträtwerke; 3 nach einer Photographie des im Beſitze der Kaiſerin Friedrich befindlichen Originalgemäldes.)

Digitized by Google

1

2

3

4

5

6

Die Helden der preussisch-deutschen Befreiung.

Digitized by Google

französischen Haft entlassen sein würde, sollte eine Regentschaft die Geschäfte führen; Großbritannien und Rußland erkannten sie an. Ebenso wirkte in Portugal die vom Prinz-Regenten Johann vor seiner Flucht nach Brasilien eingesetzte Regentschaft, die ihre Befehle meist aus England empfing.

Dem Feldheere der Verbündeten, das fast eine halbe Million stark war, konnte Napoleon diesmal nur etwa 440,000 Mann entgegenstellen, bei denen vielfach Unzufriedenheit mit dem abermaligen Kriege herrschte. Der Rheinbund stellte willig seine Soldaten, zumal da ihm Napoleon das Gespenst des Verlusts der Souveränetät vor Augen hielt; Bayern allein bereitete schon insgeheim den Abfall vor und schickte nur eine schwache Division nach Sachsen, während sein Hauptheer unter Wrede beobachtend am Inn stehen blieb. Napoleon wiegte sich in alter Zuversicht; er besaß die Elblinie vom Königstein bis Hamburg und ging frohen Muts in den Kampf, in dem er vor allem Preußen aufreiben wollte. Im preußischen Heere lebte große Zuversicht. Der Oberfeldherr der Verbündeten hingegen, Karl Philipp Fürst Schwarzenberg, vor wenig Jahren Napoleons Ehestifter, fürchtete eine Begegnung in offner Feldschlacht, weit mehr Diplomat als General und einem Napoleon durchaus nicht gewachsen.

Napoleon wendete sich gegen die schlesische Armee, die er irrtümlich für die stärkste der drei feindlichen Heere hielt, sandte den Marschall Nic. Charles Oudinot Herzog von Reggio mit drei Korps gegen Berlin, ließ den Marschall Davout die Niederelbe decken, erkor Dresden zum Stützpunkte seiner eignen Bewegungen und ging dorthin, als ihm das Nahen der böhmischen Hauptarmee unter Schwarzenberg gemeldet wurde, dem Marschall E. J. J. A. Macdonald Herzog von Tarent den Oberbefehl gegen Blücher abtretend. Oudinots Sendung scheiterte völlig am General von Bülow, der ihn bei Großbeeren am 23. August schlug, und an der Niederlage des Generals Jean Baptiste Girard bei Hagelberg am 27. August: die Mark Brandenburg war von der Gefahr erlöst; und als der Marschall Ney einen neuen Zug auf Berlin versuchte, schlug Bülow auch ihn am 6. September bei Dennewitz. Ganz Schlesien wurde vom Feinde befreit, indem der „Marschall Vorwärts", wie man Blücher (sein Bild s. auf der beigehefteten Tafel „Die Helden der preußisch-deutschen Befreiung") nannte, am 26. August Macdonald auf der historischen Walstatt an der Katzbach überwand. Schwarzenberg hingegen, der es versäumt hatte, Dresden durch einen Handstreich zu nehmen, wurde am 26. und 27. August bei Dresden aufs Haupt geschlagen: Napoleons letzter Sieg auf deutscher Erde; der Kaiser hatte die Genugthuung, seinen alten Widersacher Moreau unter den tödlich Verwundeten in des Zaren Lager zu wissen. Schwarzenbergs Heer zog nach Böhmen ab, und General Dom. Jos. Vandamme Graf von Hüneburg hoffte, es im Teplitzer Thale leicht zu überwältigen; die Russen aber gelangten vor ihm auf den Kamm des Erzgebirges, hemmten sein weitres Vordringen, und am 30. August entschieden die Preußen, die unter dem Generalleutnant Friedr. Heinr. Ferd. Emil von Kleist von den Nollendorfer Höhen Vandamme in den Rücken fielen, bei Kulm den Kampf: Vandamme wurde gefangen. Napoleon hatte in einer Woche 80,000 Soldaten verloren; ihn beschlich eine Ahnung, die Zeit seiner Siege könne vorüber sein, und er richtete sich auf die Möglichkeit von Niederlagen ein. „Mein Schachspiel verwirrt sich", gestand er zu. Mißmut und Fahnenflucht zerrütteten sein Heer.

Indessen die verbündeten Heere aufjubelten, saßen die Diplomaten geschäftig bei einander, und am 9. September schlossen in Teplitz Rußland und Preußen, Rußland und Österreich Bündnisverträge ab, freilich mit manchen Hintergedanken und ohne Erzielung eines rückhaltlosen Einverständnisses. Trieben Rußland und Preußen vorwärts, so hielten Österreich und

Digitized by Google

Großbritannien zaudernd zurück, und Hardenberg gab viel zu sehr Metternich nach; letzterm aber kam es vor allem darauf an, Napoleons Vasallen durch schonende Behandlung in die Gefolgschaft Österreichs hinüberzuziehen. Die Verhandlungen mit diesen überließen die andern Verbündeten Metternich allein. Der König von Bayern sprach jetzt vom Joche, das er so lange getragen habe, schüttelte es ab und trat am 8. Oktober durch den von Wrede geschloßnen Vertrag zu Ried in Oberösterreich als gleichberechtigter Teilnehmer in den Bund, wofür ihm Souveränetät und Besitzstand verbürgt wurden. Auf wie schwachen Füßen die französische Herrschaft auf deutscher Erde stand, bewies vor allem der Handstreich des Kasakenführers Alexander Tschernyschew, der Kassel am 30. September zur Übergabe zwang und das Königreich Westfalen für aufgelöst erklärte; zwar kehrte der König nach Abzug des Kasakenpulks am 16. Oktober nochmals nach Kassel zurück, seines Bleibens konnte aber nicht mehr sein.

Yorck schlug Bertrands Abteilung bei Wartenburg an der Elbe (3. Oktober). Napoleon zog mit dem sächsischen Hof am 7. Oktober aus Dresden ins Feld und traf am 14. Oktober in Leipzig ein; der eherne Ring der feindlichen Heere schloß sich immer enger um ihn. Dem Erkundungsgefechte bei Liebertwolkwitz (14. Oktober) folgte am 16. Oktober bei Möckern Marmonts Niederlage durch Blücher, was den an demselben, dem ersten Tage der großen Leipziger „Völkerschlacht", bei Wachau erlangten Erfolg Napoleons auslöschte. Zum Rückzug an den Rhein entschloß er sich noch immer nicht, auch unterließ er es, sich ihn auf alle Fälle zu sichern; hingegen versuchte er (17. Oktober), Sonderunterhandlungen mit seinem Schwiegervater anzuknüpfen: vergeblich. Zu den Verbündeten stießen am 17. Oktober noch Österreicher, Russen und der Kronprinz von Schweden, so daß sie jetzt 250,000 Mann gegenüber den 160,000 Napoleons zählten. Am 18. Oktober gingen bei Paunsdorf 3000 Sachsen und einige hundert Württemberger zu den Verbündeten über, bei denen die Kaiser von Rußland und Österreich, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden waren. Napoleon erlitt bei Probstheida, Ney bei Schönefeld eine volle Niederlage. Am frühen Morgen des 19. Oktobers wälzte sich das besiegte Heer aus der Stadt; König Friedrich August von Sachsen wurde gefangen, Macdonald entkam, Fürst Jos. Ant. Poniatowski aber ertrank in der Elster. Die Fliehenden rissen Napoleon mit sich fort; er konnte nicht mehr daran denken, in Deutschland Halt zu machen.

Mit dem Rheinbunde war es zu Ende: ein Fürst um den andern trat aus; König Jérôme verließ Kassel am 26. Oktober auf ewig, und das Königreich Westfalen, Napoleons deutsches Tochterreich, verschwand, ohne daß sich eine Hand dafür rührte. Da Napoleon auch die Besatzungen in den Festungen der Elbe, Oder und Weichsel preisgeben mußte, so belief sich sein Verlust im ganzen auf rund 150,000 Mann; die Fahnenflucht wuchs bedrohlich, und nur noch 60,000 Mann standen in Reihe und Glied, als er in die Nähe des Rheins kam. Die Friedrich August drohende Absetzung und die Einverleibung Sachsens in Preußen wußte Metternich zu verhindern; der König wurde in Berlin, dann im Friedrichsfelder Schloß eingesperrt, und Fürst Nikolai Repnin-Wolkonski verwaltete das Land im Auftrage der Zentralverwaltung, die zeitweilig für Lande eingesetzt worden war, die herrenlos oder deren Herren noch nicht dem Bündnisse gegen Napoleon beigetreten waren. Die preußischen Staatsmänner wollten Napoleon entthronen; Metternich aber wünschte keineswegs seine Absetzung, sondern nur seine Beschränkung auf Frankreich, und gedachte, im Vereine mit ihm die revolutionären Umtriebe in Europa zu ersticken. Napoleon kannte die Wiener Absichten und schöpfte daraus neue Hoffnung. Daß ihn sein Schwager, König Joachim (Murat) von Neapel, verraten würde, vermutete er, als dieser von Erfurt heimeilte; Joachim aber ging viel weiter, als der Kaiser ahnen mochte:

Digitized by Google

er wollte nicht nur seine Krone aus dem Zusammenbruche retten, sondern von Napoleon unabhängig und König von Italien werden.

Bei Hanau warf Napoleon die Bayern unter Wrede und eine österreichische Abteilung, die ihm den Rückzug abschneiden wollten, am 30./31. Oktober aus seiner Bahn, und mit den Resten der Großen Armee zog der Typhus in Mainz ein. Frankreich war den Verbündeten gegenüber wochenlang ohne Deckung; als Napoleon am 7. November von Mainz nach Paris abreiste, galt es nun, ein neues Heer aus dem Boden zu stampfen. Die Festungen in Deutschland und in Polen gingen über, im Mai 1814 endlich auch Hamburg und im Juni Magdeburg; die in den Festungen liegenden Kerntruppen gingen verloren. Das Korps Bülows, des Siegers von Großbeeren und von Dennewitz, nahm die westlichen Provinzen wieder für Preußen in Besitz, befreite Ostfriesland und die Provinz Westfalen, wo die Bevölkerung einen Vernichtungskampf gegen alles Französische begann, und in die erlösten Stammlande kehrten die trotz mancher Härten und Sünden angejubelten alten Herren: der Kurfürst von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und von Oldenburg und die hannöversche Verwaltung, zurück. Am 2. November trat Württemberg in Fulda gegen Verbürgung seiner Souveränetät und seines Besitzstands auf Österreichs Seite; Baden, Würzburg, Hessen-Darmstadt, Nassau, die norddeutschen Höfe folgten. Manche verließen ungern den Fremdherrn, der sie groß gemacht hatte: Friedrich von Württemberg „in Erwartung der Rückkehr glücklicher Umstände", Karl von Baden „mit aufrichtigem Bedauern". Feuer für die deutsche Sache war bei wenigen zu verspüren; die meisten handelten aus Zwang der Lage. Jetzt umbuhlten sie die Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland wie bisher Napoleon, die Unterwürfigkeit war dieselbe, nur die Person hatte gewechselt. Die von Napoleon Großgemachten wurden freundlich aufgenommen; die von ihm Mediatisierten aber, die um ihre Auferstehung flehten, wurden auch jetzt verworfen und blieben tot.

Der Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt dankte am 28. Oktober an den Vizekönig Eugène ab; die Verbündeten besetzten jedoch sein Land, zerstückelten es und machten Frankfurt wie Hamburg, Bremen und Lübeck zu freien Städten. Das Großherzogtum Berg löste sich am 1. November auf; die Fürsten von Isenburg-Birstein und von der Leyen wurden abgesetzt und ihre Gebiete eingezogen. Im November steckten van Hogendorp, van der Duyn und Graf Limburg-Styrum im Haager Willemspark die verbotne oranische Kokarde an den Hut und ritten unter dem Rufe Oranje boven! durch die Stadt Wilhelms des Schweigers; man kündigte Napoleon den Gehorsam. Die Preußen unter Bülow und die Russen trieben die Franzosen aus Holland hinaus. Der Prinz von Oranien landete am 30. November in Scheveningen und wurde als suveräner Fürst Wilhelm I. ausgerufen; nur Antwerpen hielt sich unter Carnot bis in den April 1814. Die Lage des Vizekönigs Eugène in Italien wurde täglich bedenklicher. Mitte Oktober 1813 mußte er die Isonzo-Linie aufgeben und sich auf die Etsch zurückziehen, wo ihn der österreichische Feldmarschall Graf H. J. J. Bellegarde in Schach hielt; die Versuchungen der Verbündeten, er solle für die Abkehr von Napoleon König von Italien werden, glitten an dem fleckenlosen Bayard des Kaiserreichs ab, dessen Aufgabe der Abfall des Königs Joachim von Neapel noch erschwerte.

Im November 1813 nahmen die verbündeten Monarchen in Frankfurt a. M. ihr Hauptquartier. Der Krieg, von dem nach Theodor Körners Wort „die Kronen nicht wußten", „der Kreuzzug, der heilige Krieg" war zum Interessenkriege geworden, und die Diplomaten begannen ihr Spiel. Die Frankfurter jubelten dem „guten" Kaiser Franz als „ihrem Kaiser" und Deutschlands Herrscher zu; er aber und Metternich wollten von diesem „unbedeutenden

Digitized by Google

Titel" nichts hören und hofften auf eine ausschlaggebendere Stellung Österreichs in einem unter seinem Vorsitze zusammentretenden deutschen Staatenbunde gleichberechtigter Souveräne. Aus Furcht vor revolutionären Umtrieben verdächtigte Metternich die deutsche Zentralverwaltung; Stein war für ihn ein ganzer, der Zar ein halber Jakobiner. Friedrich Wilhelm III., dem der deutschnationale Aufschwung nie gefallen hatte, fügte sich allzu gefällig Metternichs Staatsweisheit, während Stein und Hardenberg voll Unmut die den Rheinbundsfürsten gewährte allgemeine Verzeihung sahen.

Zum Einbruch in Frankreich wäre damals der bestgeeignete Augenblick gewesen. Das Land war fast ohne Truppen, materiell wie moralisch zerrüttet. Die Nation wollte nicht länger den Baum ihrer Weltstellung mit eignem Blute begießen; sie sah sich als das Opfer des wahnwitzigen Ehrgeizes eines Fremdlings an, dem ihr Blut nichts wert sei. Man fand keine Spur mehr von jener Begeisterung, welche die französische Nation in „den unschuldigen Tagen" der großen Revolution hingerissen und für ideale Freiheitsgüter berauscht hatte. Die lang vermiedne Erhöhung der direkten neben den indirekten Steuern half nicht viel und schuf große Erbitterung, die Rente war ungeheuer gefallen, und bares Geld war selten geworden; der Finanzhaushalt wies ein großes Defizit auf. An eignen Ersparnissen hatte Napoleon in den Kellern der Tuilerien 63 Millionen Franken liegen, die er sorgsam für seinen „letzten" Krieg hütete, sie mußten jetzt herhalten. Und nun die neue Blutsteuer: war es denn sein letzter Krieg? Von den Altersklassen bis 1803, die schon gedient hatten, forderte Napoleon 300,000 Mann, also die Familienväter; doch entzogen sich viele, und nur ein Fünftel kam bis 1814 ein. Von einer neu errichteten Nationalgarde stellten sich keine 20,000 Mann; hierzu kam die Rekrutierung für 1815 mit 280,000 Mann. Da der Kaiser seine alten Soldaten unter den Marschällen Suchet und Soult brauchte, gab er Spanien auf und schloß, ohne jede Rücksicht auf den eignen Bruder, mit Ferdinand VII. im Dezember 1813 den bedingten Vertrag von Valençay; als die spanische Regentschaft den Vertrag verwarf, gab er am 15. März 1814 Ferdinand ohne jede Bedingung frei, und Spanien, wo die Briten immerfort an Boden gewannen, war wieder von Frankreich unabhängig. Die Rückkehr Ferdinands wurde mit maßlosem Jubel begrüßt, der freilich bald der Entrüstung und Verzweiflung über seine schauerliche Mißregierung weichen sollte. Napoleon wollte auch den Papst frei lassen; doch verweigerte Pius jede Unterhandlung, ehe er wieder in Rom residiere, und so blieb es beim alten.

Gegen den Geist der Teplitzer Verträge knüpfte Metternich aus dem Hauptquartiere, wo große Uneinigkeit herrschte, durch den gefangnen französischen Diplomaten Auguste Baron de Saint-Aignan am 9. November heimlich mit Napoleon an, indem er Frankreich die alte Machtstellung innerhalb seiner natürlichen Grenzen, „des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen", anbot. Napoleon überging in seiner Antwort hochmütig die so günstigen Bedingungen; sollte der Bund den Unbelehrbaren fürder schonen? Die öffentliche Meinung in Frankreich richtete sich deutlicher gegen ihn; doch hatte die von ihm stets befürchtete Wiedereinsetzung der Bourbonen noch wenig Aussicht. Vielfach im Sinne des Friedens beraten und unter dem Einflusse des neuen Ministers des Äußern, Caulaincourt (vgl. S. 48), nahm Napoleon am 2. Dezember Saint-Aignans Anträge an, zog aber „die natürlichen Grenzen" Frankreichs so weit, daß die Verbündeten unmöglich darauf eingehen konnten. Im Frankfurter Hauptquartiere triumphierte die Kriegspartei unter Stein, Gneisenau und Blücher; Stein riß Alexander und Friedrich Wilhelm zum Krieg aufs äußerste hin: Pozzo di Borgo (S. 47), der die Beratungen leitete, verfaßte in Metternichs Sinne den Aufruf vom 1. Dezember, der zwischen

Digitized by Google

den Franzosen und Napoleon unterschied: die Verbündeten bekriegten nur den zügellosen, weltgefährdenden Ehrgeiz Napoleons, verhießen hingegen Frankreich einen größern Umfang als zur Zeit seiner Könige; die Redensart von den „natürlichen Grenzen" blieb diesmal weg.

Pozzo ging nach England, um das Kabinett zu größerm Eifer anzufeuern. Man war dort nach dem Besitze von Antwerpen und Vlissingen lüstern. Der neue Staatssekretär des Äußern, Henry Robert Stewart Viscount Castlereagh, eine kalt berechnende Natur, ging nur sehr allmählich auf den Gedanken eines Kriegs aufs äußerste ein, dachte an die Gründung eines mächtigen, von Großbritannien gelenkten niederländischen Reichs und hegte einerseits die tiefste Ehrfurcht vor Metternichs Staatsweisheit, anderseits reges Mißtrauen gegen den Zaren, den er an die britische Politik fesseln wollte, um nach Napoleons Niederwerfung Großbritannien und nicht Rußland die erste Rolle zu verschaffen; um dies zu erreichen, sparte das Kabinett von Saint James weder Hilfsgelder noch Soldaten, und Castlereagh fielen manche Früchte zu, die unter Cannings weiser Hand im Kampfe gegen Napoleon reif geworden waren.

Der Kronprinz von Schweden fiel über Dänemark her, drang bis zur Eider vor und erzwang den Kieler Frieden vom 14. Januar 1814: Norwegen fiel an Schweden, das Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen an Dänemark überließ; von Großbritannien erhielt Dänemark seine Kolonien, außer Helgoland, zurück. Es trat nun auch dem Kriege gegen Napoleon bei, unter Stellung von 10,000 Mann. Damit war Napoleon von seinem letzten Verbündeten verlassen.

Die französische Nation war nicht nur für den Glanz des kaiserlichen Namens erkaltet, sie verfluchte geradezu die Unersättlichkeit des Gebieters; selbst im Gesetzgebenden Körper machte man Opposition. Jos. Henri Joachim Lainé erklärte offen den Unmut der Nation über die endlosen, dem französischen Wohlstande fremden Kriege und forderte Frieden; andre redeten dieselbe Sprache. Dadurch, daß Napoleon am 31. Dezember 1813 den Gesetzgebenden Körper als „faktiös" auflöste, schied er sich von der Volksvertretung, was in der Provinz den schlimmsten Eindruck machte. Daß er Pius VII. nach Savona entließ, wurde ihm nicht zum Lobe, sondern als Schwäche angerechnet. Nun hätte man durch einen raschen und energischen Einbruch in Frankreich den Rüstungen des geschwächten Napoleon in den Weg treten sollen: im ersten Augenblick hätte Napoleon einem solchen nicht mehr als 60,000 Mann entgegenstellen können; anstatt aber, wie die Preußen des Hauptquartiers es wollten, direkt auf Paris zu ziehen, entschied man sich für den durch politische Hintergedanken beeinflußten österreichischen Plan. So drang die Hauptarmee unter Schwarzenberg durch Baden, Elsaß und die Schweiz am 21. Dezember in Frankreich ein, um erst am 18. Januar 1814 die Hochebene von Langres zu erreichen. Blücher, dem es nur nach viel Streitigkeiten erlaubt worden war, ging mit seinen Preußen und Russen in der Neujahrsnacht bei Mannheim, Kaub und Koblenz über den Mittel-, Ferdinand Freiherr von Wintzingerode am 13. Januar mit den Russen bei Düsseldorf über den untern Rhein; am 20. Januar konnten sich Blücher und Schwarzenberg über Epinal die Hand reichen. Im Hauptquartiere der Verbündeten hörte der Hader nicht auf. Die meisten hätten gern eine Schlacht vermieden und auf die Frankfurter Bedingungen hin Frieden mit Napoleon geschlossen; Alexander war aber jetzt, im Gegensatze zu Metternich, für die Fortsetzung des Kriegs und zog schließlich auch Friedrich Wilhelm auf seine Seite. Franz erreichte nur, daß die Unterhandlungen auch während des Feldzugs auf einem Kongreß in Châtillon-sur-Seine fortgesetzt und daß Frankreichs Grenzen die von 1792 werden sollten.

Napoleon übertrug der Kaiserin die Regentschaft, stellte ihr als ersten Ratgeber Cambacérès zur Seite und ernannte Joseph Napoleon, vormals König von Spanien, zu seinem

Digitized by Google

Generalleutnant, mit dem Auftrage, Paris bis zum letzten Augenblicke zu halten: die Familie Napoleons sollte alles an die Bewahrung ihres letzten Throns wenden. Als der Kaiser am 25. Januar von Frau und Kind Abschied nahm und sie dem Schutze der Nationalgarden empfahl, ahnte er nicht, daß er beide nie mehr sehen würde. Seine Absicht, die Vereinigung Blüchers mit Schwarzenberg zu verhindern, mißlang. Zwar besiegte er Blücher und die Russen am 27. und am 29. Januar bei Saint-Dizier und bei jenem Brienne, wo er seine militärische Schulzeit durchgemacht hatte. Doch bei La Rothière unterlag er am 1. Februar Blücher: der erste entscheidende Sieg seit Jahrhunderten, den fremde Truppen über Franzosen auf französischer Erde errangen; Paris rief nach Frieden, und selbst der Kaiser ward zugänglicher. Hätten die Verbündeten den Sieg ausgenutzt, so wäre sein Heer vernichtet worden; so aber trennte sich Schwarzenberg im Einvernehmen mit Franz, der den Schwiegersohn retten wollte, von Blücher, und Napoleon entschlüpfte dem Netze.

Des Kaisers Lage hatte sich wesentlich verschlimmert. König Joachim von Neapel und seine Gemahlin, Napoleons Schwester Karoline, waren nach geheimen Verhandlungen mit dem im Mittelmeere befehligenden William Ch. C. Lord Bentinck und mit Metternich von Napoleon abgefallen. Joachim hatte mit Bentinck Waffenstillstand, mit Österreich am 11. Januar 1814 einen Bündnisvertrag abgeschlossen, um König zu bleiben. Er erklärte am 15. Februar seinem Schwager den Krieg und zwang den Vizekönig Eugène zum Rückzuge hinter den Mincio; seine Truppen vertrieben Napoleons Schwester Elisa, die Großherzogin von Toskana, aus ihrem Land, und bald verlor sie auch Lucca. Joachim wollte König von Italien und der Held der Unabhängigkeit Italiens werden (vgl. S. 77). Napoleon schickte zwar Pius VII. im Frühjahre 1814 als natürlichen Gegner dieser Bestrebungen nach Rom zurück, erzielte aber damit nichts.

Am 5. Februar 1814 war der Kongreß in Châtillon zusammengetreten. Das von dem österreichischen Bevollmächtigten Grafen Stadion (vgl. S. 50) verlesne Friedensprogramm forderte die Rückkehr Frankreichs in die Grenzen vor der Revolution, den Verzicht auf jederlei Oberhoheit in Deutschland, Italien und der Schweiz; der ganze Kongreß war eine ungeheuerliche Lüge: Napoleon wäre nie auf solche Bedingungen eingegangen. In seiner augenblicklichen Bedrängnis sandte er auf Marets Rat Caulaincourt als Bevollmächtigten nach Châtillon, um Frieden zu schließen; daß es ihm aber damit nicht Ernst war und daß er nur Zeit gewinnen wollte, zeigten schon die nächsten Tage. Mit der Raschheit seiner besten Jugendjahre stürzte er sich auf die weit voneinander stehenden Abteilungen seiner Feinde und siegte in den Gefechten von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Etoges, Nangis und Montereau (10. bis 18. Februar). Nun entzog er Caulaincourt die Friedensvollmacht, lehnte jede Forderung der Verbündeten, die er schon als kriegsgefangen ansah, ab und versäumte die treffliche Gelegenheit zu einem günstigen Frieden, auf Sonderverhandlungen mit seinem Schwiegervater pochend. Blücher wollte von Waffenstillstand und von Frieden nichts hören, übernahm anstatt Schwarzenbergs die leitende Rolle für sein schlesisches Heer, setzte sich am 23. Februar in Bewegung auf Paris und zog Bülow und Winzingerode, die Soissons genommen hatten, unterwegs an sich. Neue Waffenstillstandsverhandlungen in Lusigny ergaben kein Resultat. Schwarzenberg rückte am 27. Februar gegen Troyes vor, ohne aber den Sieg der Russen bei Bar-sur-Aube über Oudinot auszunutzen. Napoleon erkannte in Blücher seinen gefährlichsten Gegner, eilte darum hinter ihm her, damit er Paris nicht besetze, und schlug seine Russen am 7. März bei Craonne. Doch bedeutete dieser Erfolg wenig gegenüber dem am 9. März in Chaumont auf 20 Jahre zwischen Rußland, Großbritannien, Österreich und Preußen geschloßnen Angriffs- und Verteidigungs-Bündnisse,

Digitized by Google

welches das Versprechen enthielt, je 150,000 Mann unter den Waffen zu halten und keinerlei Sonderverträge einzugehen, bis das große Ziel erreicht sei. Am 9. und 10. März schlugen Kleist und York Napoleons rechten Flügel unter Marmont Herzog von Ragusa bei Laon; er aber zersprengte am 13. bei Rheims das russische Korps Saint-Priest und wandte sich gegen Schwarzenberg. Mit Genugthuung erfuhr er von dem Zwiespalt im verbündeten Hauptquartiere, von den verschiednen Meinungen über Frankreichs Zukunft, vom steigenden Widerwillen gegen Alexanders Vorherrschaft, und noch immer hoffte er, Franz vom Bund abziehen zu können.

Aus Norden und Süden kam schlimme Kundschaft: Soult und Suchet hatten Wellington gegenüber Unglück, bei Lyon machten die Österreicher unter Bubna Augereau zu schaffen, in Paris wehte eine schwüle Luft, und Soldaten wie Generale des Kaisers schienen betreten. Der jüngste Bruder des hingerichteten Königs, Karl Philipp Graf von Artois, tauchte mit seinen Söhnen, den Herzogen von Angoulême und von Berry, in Frankreich auf; die Royalisten entfalteten große Rührigkeit und bestürmten unter E. F. A. d'Arnaud Baron Vitrolles den Zaren. Auf Aufforderung des verräterischen Maire ergriff Wellington durch seinen General William Carr Beresford für Georg III. Besitz von Bordeaux, während sich die Stadt für den in Hartwell (England) lebenden „König Ludwig XVIII." erklärte; am 21. März eroberte Bubna Lyon, und der Gedanke an die Wiedereinsetzung der Bourbonen gewann langsam Lebenskraft.

Der Kongreß in Châtillon hatte am 17. Februar Caulaincourt die Friedensbedingungen mitgeteilt, die auf den Grenzen Frankreichs vom Jahre 1792 und auf der Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, der Schweiz, Italiens und Spaniens beruhten; die Antwort stand noch immer aus, obwohl Caulaincourt wie Franz und Metternich Napoleon um Nachgiebigkeit bestürmten und der Staatsrat auf die Vorschläge einzugehen empfahl. Endlich brachte Caulaincourt am 15. März Gegenvorschläge Napoleons, die Frankreich den Rhein und die Alpen zur Grenze gaben, Österreich vor den Kopf stießen und selbst Metternich unwillig machten. Der Kongreß ging hierauf am 19. März auseinander, und Generalleutnant August Neithardt von Gneisenau, der unter allen Persönlichkeiten des verbündeten Hauptquartiers zuerst den direkten Vormarsch auf Paris empfohlen hatte, rief erfreut aus: „Napoleon hat uns beßre Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker."

Auch die böhmische Armee rückte gegen Napoleon vor, und nur der Lahmheit Schwarzenbergs hatte er es zu verdanken, daß sein Untergang immer wieder verschoben ward. Am 20. und 21. März besiegte ihn Schwarzenberg bei Arcis-sur-Aube; die Stadt wurde erstürmt, er aber konnte entrinnen. Anstatt nun mit allen verfügbaren Truppen nach Paris zu eilen, umging er in weitem Bogen Schwarzenbergs rechten Flügel und zog nach Saint-Dizier, um den Verbündeten in den Rücken zu fallen. Sie kannten durch aufgefangne Briefe seine Absicht und täuschten ihn: er hielt die ihm folgende Abteilung Winzingerodes für das ganze Heer. Blücher überschritt die Marne und vereinigte sich am 23. März mit Schwarzenberg: sie rückten am 25. auf Paris los. Gneisenaus Rat kam endlich zu Ehren: Pozzo di Borgo und Toll hatten ihn bei dem Zaren durchgesetzt, der König von Preußen und Schwarzenberg hatten zugestimmt; nur Franz blieb in Burgund, um nicht der Entthronung seines Schwiegersohns anwohnen zu müssen. Mit dem verbündeten Heere flog ein heftiger Aufruf vom 25. März durch das Land.

Durch seine Schwenkung hatte Napoleon selbst seine Hauptstadt entblößt und sich ihre Hilfsquellen verschlossen; er war verloren. Die schwachen Abteilungen der Marschälle Marmont und Mortier erlitten am 25. März durch den Grafen Peter Pahlen und durch den Kronprinzen Wilhelm von Württemberg die Niederlage von La Fère-Champenoise; die Division des

Digitized by Google

Generals Michael Mario Grafen Pacthod mußte sich ergeben, und beide Marschälle nahmen am 29. unter den Mauern der Hauptstadt Stellung. Hier herrschte die größte Bestürzung; es fehlte an allem, um sich einer regelrechten Belagerung aussetzen zu können. Napoleon eilte spornstreichs über Troyes herbei, kam jedoch trotz angestrengter Märsche zu spät. In Paris arbeitete der Verrat. Talleyrand und Fouché gruben dem Kaiser den Boden ab; König Joseph war seiner Aufgabe als Generalleutnant nicht gewachsen und mit der seelenschwachen Kaiserin-Regentin uneins. Der Kaiser hatte in Erinnrung an das Los des Astyanax, des Sohns von Hektor, den beiden anempfohlen, den König von Rom ja nicht in Gefangenschaft geraten zu lassen; Marie Louise reiste nun am 29. März unter dem Murren der Pariser mit ihrem Sohne, den wertvollsten Papieren, den Krondiamanten und dem Reste von Napoleons Privatschatze nach Blois ab, von König Ludwig Napoleon mit 1200 Mann der alten Garde begleitet. Joseph vermochte nicht, die Pariser zu mutiger Haltung anzuspornen; beide Marschälle, die ihr Heer durch Zuzug von Nationalgarde auf 34,000 Mann gebracht hatten, mußten am 30. März trotz beharrlichsten Widerstands in der Schlacht vor Paris vor 100,000 Feinden Schritt um Schritt weichen und in der Nacht kapitulieren; Joseph eilte nach Blois. Als Napoleon im Dunkel der Nacht vor Paris anlangte, war alles vorbei; er ging nach Fontainebleau.

Bei den Verbündeten dachte gar mancher an Rache für Berlin, Wien und Moskau, als ihr Einzug in Paris bevorstand, als „die Tataren in Paris eindrangen", wie Chateaubriand ausrief. Am 31. März zogen Alexander, Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg mit den Garden durch die Porte Saint-Martin ein; Yorcks und Kleists tapfre Truppen mußten draußen bleiben, weil ihr König ihr Aussehen nicht parademäßig genug fand. Der Jubel der Pariser war würdelos: vornehme Frauen liebkosten die Krieger, die schöne Herzogin von Dino schwang sich zu einem Kasaken aufs Pferd; den verbündeten Fürsten wurden die niedrigsten Huldigungen auf den Straßen und in den Theatern dargebracht, man nannte sie nur „die Befreier". Die Bourbonen schienen den Franzosen so fremd geworden wie die kaiserliche Familie von China — jetzt erinnerte man sich ihrer urplötzlich, und aus allen Fenstern regnete es Lilien, überall tauchten weiße Schärpen und Kokarden auf; gleichzeitig banden Nationalgardisten den Orden der Ehrenlegion an den Schweif ihrer Pferde, um ihn über das Pflaster zu schleifen, und nur der Einsprache des Großfürsten Konstantin und des zum Kriegsgouverneur von Paris ernannten Grafen Fabian Wilhelm von der Osten-Sacken glückte es, das bereits eingeleitete Herunterreißen der Statue Napoleons von der Vendôme-Säule zu verhüten. Man hörte nur Schimpfen auf Napoleon. Alexander war bei Talleyrand abgestiegen; hier entschied sich alles.

l) Die Absetzung Napoleons.

Am 25. März hatte Caulaincourt Metternich mitgeteilt, er sei zum Abschlusse des Friedens jetzt bevollmächtigt; doch erhielt er den Bescheid, es sei zu spät. Am 31. März erklärte der Zar, der sich als den „Agamemnon der Koalition" feiern ließ, man werde nicht mit „Napoleon Bonaparte" oder irgend einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln, bitte hingegen den Senat um Aufstellung einer einstweiligen Regierung; Alexander sprach sich unter allen am schroffsten gegen den Fremd von Erfurt aus, und ganz Paris wiederholte seinen Ausspruch: „Nur Bonaparte ist mein Feind, die Franzosen sind meine Freunde!" Die feilsten Speichellecker Napoleons fielen zuerst von ihm ab und logen Alexander vor, ganz Frankreich sei royalistisch; der Generalrat des Seine-Departements nannte Napoleon den „öffentlichen Feind" und rief nach Ludwig XVIII. Der Senat ernannte am 2. April eine provisorische Regierung unter dem Vorsitze Talleyrands

Digitized by Google

erklärte Napoleon und seine Dynastie für abgesetzt, entband alle Franzosen des ihm geleisteten Eids, in seinen „Beweggründen" ihn mit Vorwürfen überhäufend, und stellte den Zaren bei der Audienz über Trajan und die Antonine, was in einem Tagesbefehle vom 4. April eine beißende Erwidrung Napoleons hervorrief. Die Trümmer des Gesetzgebenden Körpers stimmten am 3. April der Absetzung bei, ebenso alle bürgerlichen Behörden; die Presse kam in royalistische Hände. François René Vicomte de Chateaubriand warf seine in Gift getränkte Broschüre „De Buonaparte et des Bourbons", die er als „32 gute Könige" „dem Schauspieler, der falschen Größe" gegenüberstellte, auf den Markt und diente damit, wie Ludwig XVIII. oft anerkennend gesagt hat, ihm mehr als 100,000 Soldaten. Königsmörder wie Dom. Jos. Graf Garat priesen als „die Weißesten" die Legitimität; Louis de Fontanes, der Lobhudler Napoleons, versicherte, als Nichtfranzose habe er den französischen Ruhm nicht beschimpfen können. So tobte die Meute um die Wette, während die Abzeichen des Kaiserreichs geächtet wurden.

Geheuer war es aber ihnen allen nicht: der Mann des 18. Brumaire verfügte noch über Truppen, die er siegen gelehrt hatte; durch die Truppen war er zum Throne gelangt, würden sie ihn nicht darauf halten? Er plante wirklich einen militärischen Staatsstreich. Aber die Pariser Sendboten bearbeiteten so geschickt die kriegsmüde gewordnen Offiziere und Soldaten, daß sie sich von seiner Sache lösten: die Generale wollten ihre Beute und ihren Ruhm in Ruhe genießen und grollten ihm meist aus verletzter persönlicher Eitelkeit. Caulaincourt ging zu ihm und sagte ihm die volle Wahrheit über die Lage; am 4. April verweigerten ihm die Marschälle Lefebvre, Oudinot, Ney und Macdonald den Dienst und verlangten seine Abdankung zu gunsten des Königs von Rom. Napoleon vollzog sie an demselben Tage „für das Wohl des Vaterlands, das von den Rechten seines Sohns, der Regentschaft der Kaiserin und den Gesetzen des Kaiserreichs untrennbar sei"; durch die Regentschaft Marie Louisens hoffte er Österreich besonders zu interessieren. Mit der Abdankungsurkunde an „Napoleon II." gingen Ney, Macdonald und Caulaincourt nach Paris. Unterwegs erfuhren sie, Marmont habe mit den Verbündeten unterhandelt, und gaben nun auch die kaiserliche Sache preis; als Napoleon, in der Hoffnung auf eine Erhebung Italiens, kriegerische Schritte unternehmen wollte, rieten sie, wie auch Lefebvre und Oudinot, ihm zu unbedingter Abdankung.

Am 6. April dankte Napoleon für sich und seine Erben als Kaiser der Franzosen und König von Italien ab, „weil es kein persönliches Opfer, auch nicht das des Lebens gebe, das er nicht bereit sei, dem Interesse Frankreichs zu bringen"; diese unbedingte Abdankung brachten Ney, Macdonald und Caulaincourt von Fontainebleau nach Paris. Ein Marschall, ein General um den andern sagte Napoleon ab; Augereau warf ihm sogar Feigheit vor. Durch die als „Konstitution seiner Renten" verhöhnte Erklärung vom 6. April berief der Senat zum Throne „Ludwig Stanislaus Xaver, den Bruder des letzten Königs", überging somit Ludwig XVII. mit Stillschweigen und widersprach der Behauptung des Prätendenten, er sei seit 1795 König. Die Bevollmächtigten des entthronten Kaisers aber unterzeichneten am 11. April mit denen der Verbündeten den Vertrag von Fontainebleau: Napoleon behielt den Kaisertitel und wurde Souverän der winzigen Insel Elba; man beließ ihm einige hundert Mann seiner Garde, eine Zivilliste von 2 Millionen Franken, ebensoviel seiner Familie. Der Kaiserin Josephine sollte künftig nur eine Million jährlich ausbezahlt werden; doch starb sie schon am 29. Mai 1814. Marie Louise verblieb der Kaisertitel, und sie erhielt für sich und ihren Sohn die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla als Souveränin. Die Versetzung des Riesen nach

Digitized by Google

Elba zwischen die zwei ihm nächststehenden Staaten, Frankreich und Italien, anstatt nach Sankt Helena, wie Preußen empfohlen hatte, war eine Thorheit des Zaren, wenn man die erregte Stimmung beider Nationen und die geringen Aussichten der Restauration erwog. Napoleon unterzeichnete am 12. April den Vertrag; gewiß dachte er nicht an Selbstmord: er fühlte, daß er noch eine Zukunft habe, und machte dafür Pläne. Ruhigen Bluts sagte er: „Jetzt sind die Bourbons für euch am besten. Der gute König wird nichts Schlechtes thun wollen; geht es gut, so wird er in meinem Bette liegen und nur die Tücher wechseln". Er hinterließ ihm ja den besitzentralisierten Beamtenstaat und konnte mit Genugthuung erwarten, daß sein Werk seine Regierungszeit überdauern werde. Daß Marie Louise, getröstet von dem Feldmarschalleutnant Adam Adalbert Grafen von Neipperg, ihr Geschick von dem seinen trennte und ihm nicht in die Verbannung folgte, daß sie auf alle seine Schreiben stumm blieb, daß sie ihm auch den Sohn, sein höchstes Glück, vorenthielt, bereitete ihm furchtbare Qualen.

Die Familie Napoleons zerstreute sich; täglich wurde es um ihn einsamer, selbst Berthier verließ ihn. Endlich fuhr der Wagen vor, der „den Kaiser des Abendlands" nach Elba abholen sollte; die Kommissare Rußlands, Großbritanniens, Österreichs und Preußens trafen ein, um ihn zu begleiten. Am 20. April nahm er in der „Cour des adieux" rührenden Abschied von seiner Garde, küßte ihren General J. M. Baron Petit und ihre ruhmbedeckte Fahne und ermahnte die Krieger, dem Herrscher, den die Nation erwählt habe, treu zu dienen; Horace Vernet hat den Vorgang im Bilde festgehalten. Je tiefer der Leichenzug des Kaisertums in Südfrankreich vorrückte, desto wilder tobte die Brandung des Hasses. In der Provence geriet Napoleon in Lebensgefahr: man wollte ihn zerreißen; die Kommissare hüllten ihn schließlich in einen österreichischen Mantel und steckten ihm die bourbonische Kokarde an. Ihn selbst überkam Furcht vor seinem bisherigen Volk, und er atmete auf, als er bei jenem Fréjus, wo er auf der Heimkehr aus Ägypten den Siegeszug zum 18. Brumaire angetreten hatte, am 28. April die britische Fregatte „Undaunted" besteigen konnte. Am 4. Mai 1814 landete er auf Elba, jubelnd empfangen, und fing sofort an, die Verwaltung zu verbessern, bildete ein kleines Heer und eine Flotte aus, umgab sich mit einer vorzüglichen Polizei und lebte sehr sparsam, zumal die ihm durch den Vertrag von Fontainebleau ausgeworfnen Gelder von Ludwig XVIII. nicht bezahlt wurden. Seine greise Mutter und seine Schwester Pauline, die ihn mit dem Bruder Lucian aussöhnte, kamen zu ihm; sein Schwager, König Joachim, näherte sich ihm, um seine Krone bangend; mit Rom und Neapel unterhielt er lebhaften Verkehr.

m) Die erste Restauration.

Anstatt der Trikolore war Weiß die Nationalfahne geworden, was auf das Heer einen übeln Eindruck machte. Der Senat hatte den Grafen von Artois am 14. April 1814 zum Generalleutnant des Königreichs bestellt, und Talleyrand, der die Zügel der Regierung führte, schloß am 23. April mit den Verbündeten Waffenstillstand auf Grund der Grenzen vom 1. Januar 1792. Am 2. Mai traf Ludwig XVIII. in Saint-Ouen vor Paris ein; er datierte seine Regierung nach wie vor von 1795, wollte nichts von seiner Berufung durch Senat und Volk hören, blieb bei seinem göttlichen Rechte, versprach aber, Frankreich eine Verfassung zu verleihen. Am 3. Mai zog Ludwig unter tollem Jubel in Paris ein, um alsbald den Mann des ancien régime zu bekunden. Sein Ministerium war ohne Einheit; Ludwig machte die Politik selbst, behielt das Verwaltungssystem des Kaisers bei, setzte aber das Heer zurück und gab den Emigranten den Schatz preis.

Digitized by Google

In erster Linie Talleyrands Werk war der (erste) Pariser Friede vom 30. Mai 1814 mit den Verbündeten: Frankreich erhielt mehr Land, als es am 1. Januar 1792 hatte, zahlte keine Kriegsentschädigung und gab nur die Kunstschätze zurück, die noch nicht ausgepackt waren. Alexander zeigte sich sehr großmütig, besonders auf Preußens Unkosten. Auf einem allgemeinen Kongreß in Wien sollte der Friedensvertrag vervollständigt werden. Mit der Revolution schloß Ludwig eine Art Vergleich durch die Verleihung der von dem Grafen Jacques Claude Beugnot nach britischem Muster ausgearbeiteten Charte constitutionnelle vom 4. Juni, die auf Frankreich zugeschnitten werden sollte. Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten (régicides), und eine Reihe Marschälle Napoleons wurden der Senatorenwürde beraubt; in der Pairskammer saßen Alt- und Neufrankreich ruhig bei einander, und die Deputiertenkammer nannte bereits den neuen Fürsten Louis le Désiré. Doch hielt der Friede nicht lange an. Der Anhang des Grafen Artois war königlicher als der König, über alle Maßen rücksichtslich und hielt den König für einen Jakobiner, welcher der Revolution zu große Zugeständnisse mache; Artois fühlte sich verletzt durch mißbilligende Worte des Königs und schmollte in Saint-Cloud. Der Landadel, der seine guten Tage gekommen glaubte, fand nicht, was er an Beute erwartete, und verhehlte seine Enttäuschung nicht, was Béranger in seinem „Marquis de Carabas“ und andern Spottliedern geißelte. Der Herzog von Orléans lebte im Palais Royal bürgerlich scheinbar nur der Erziehung seiner Kinderschar, bildete sich aber im stillen eine Partei: „ein Monarch auf Lager“. „Sein Name“, so sagte Ludwig XVIII., „ist eine bräuende Gefahr, sein Palais ein Sammelpunkt. Er rührt sich nicht, und doch bemerke ich, daß er geht. Diese Thätigkeit ohne Bewegung beunruhigt mich. Was soll man thun, um einen Menschen am Gehen zu hindern, der anscheinend keinen Schritt macht? Diese Frage bleibt mir zu lösen; ich möchte nicht gern die Lösung meinem Nachfolger überlassen müssen.“

Benjamin Constant, Frau von Staël, Lafayette und viele von Napoleon Verfolgten, die wieder auftauchten, legten den Grund zur konstitutionellen Partei und suchten unter den Bourbonen die lange entbehrte Freiheit. Der Anhang des Kaisers anderseits war noch bedeutend. Seine Führerin war die thätige Exkönigin Hortense von Holland, Herzogin von Saint-Leu; eine Reihe Minister und einige Marschälle gehörten ihm an. Besonders unzufrieden mit den Bourbonen waren die „Königsmörder“, voran Sieyès, Barras, Tallien; Napoleon galt hier plötzlich als Mann der Freiheit, und auch der unzuverlässige Fouché näherte sich ihnen. In Südfrankreich, namentlich im Languedoc, kam es zu heftigen Auftritten zwischen Protestanten und Katholiken. Und inmitten dieser allseitigen Erregung kehrten Napoleons Soldaten von überallher aus der Gefangenschaft oder aus den geräumten Festungen ins Vaterland heim, noch geschmückt mit der Trikolore. Sie sahen in den Bourbonen die Helfershelfer der Fremden, die von feindlichen Bajonetten Zurückgeführten, in ihrem verbannten Kaiser hingegen die Verkörperung von Frankreichs Ruhm und Weltherrschaft; mochte Ludwig noch so verschwenderisch Orden und Ehren ausstreuen, das Heer blieb die Rache des Imperators an seinem Nachfolger, und die Gemeinen blickten verachtungsvoll auf ihre plötzlich bourbonisch gewordnen Generale. Des von der Restauration verabscheuten Konkordats wegen geriet die Regierung in Zwist mit der Geistlichkeit; die Sonntagsheiligung und ähnliche schroff auftretende Maßnahmen erbitterten gegen die Herrschaft der Kutten, denen Ludwig selbst durchaus abhold war. Die Beengung der Presse erregte Zorn, anstatt zu nützen; Carnot schrieb beißende Broschüren, das Witzblatt „Le Nain jaune“ begann seine Thätigkeit, und Béranger ließ alle Register seiner Satire spielen. Ludwigs volle Gunst besaß der Emigrant Graf Pierre Louis Jean

Digitized by Google

Casimir Blacas, der Hausminister; er verkaufte Ämter und Stellen und hielt, da er im Glücke schwelgte, auch Frankreich für glücklich. Er behauptete, nie habe eine Monarchie fester gestanden als die der Restauration, entbehrte alles politischen Blicks und war der Hauptschuldige an den Verkehrtheiten der Regierung; die Polizei unter A. V. J. Baron Dandré erschien ihm unübertrefflich, während sie wie ihr Haupt unfähig war. Fouché warnte umsonst vor Selbsttäuschung und „läutete die Sturmglocke" vor Ludwigs Ohren — die Regierung bemerkte nichts von Napoleons Maulwurfsthätigkeit, nichts von der Unterwühlung des Bodens in Frankreich.

n) Der Wiener Kongreß.

In Wien tagte unterdessen der Kongreß, wohl die glänzendste Gesellschaft, welche die lebensfrohe Kaiserstadt je gesehen hat (s. die beigeheftete Tafel „Der Wiener Kongreß im Jahr 1815"). Man fand so viel Kaiser, Könige und Fürsten jeden Rangs, daß Talleyrand es für das monarchische Ansehen zu viel erklärte. Wien ward das Stelldichein der vornehmen Müßiggänger. Auch die Mediatisierten zeigten sich noch einmal in der Hoffnung auf Auferstehung von den Toten, geschart um die kluge Fürstin-Witwe von Fürstenberg, den Grafen Friedrich zu Solms-Laubach und den als „Monsieur le surchargé d'affaires" (mit Geschäften überhäuft) verspotteten Geheimrat von Gärtner. Den Kaiser Franz, dessen Finanzen trotz aller Versuche seiner Minister im argen blieben, kostete der Kongreß 16 Millionen Gulden; er war der freigebigste Wirt und gab so viel Feste, daß Fürst Ligne sagen durfte: „Der Kongreß tanzt, geht aber nicht voran." Die „Kongreßkaiserin" Maria Ludovica war wie geschaffen zur Hausfrau einer Versammlung, in welcher der Geist und die Schönheit Europas zusammentrafen.

Man hatte Frankreich eine bescheidne Rolle zugedacht; sein Vertreter Talleyrand jedoch wußte sich eine ungemeine Bedeutung zu verschaffen, und bald umwarben ihn Fürsten und Diplomaten. Der Mann der Revolution, der Überläufer von Regierung zu Regierung gab der französischen Politik das Gepräge der Uneigennützigkeit und der Volksbeglückung; er stellte den Grundsatz der Legitimität auf und verfocht das geschichtlich gewordne Recht gegen rohe Gewalt und Anmaßung. Das Legitimitätsprinzip wurde zum wertvollsten Schutze des erschöpften Frankreich und zum Schilde des europäischen Gleichgewichts. Großbritannien, Rußland und die deutschen Vormächte wollten auf Steins Vorschlag die deutschen Fragen von den europäischen völlig getrennt und einem Fünferausschuß überlassen wissen. Aber am 30. September erschienen Talleyrand und der spanische Vertreter Labrador in der Sitzung, und Talleyrand sprengte mühelos den Viererbund; er forderte und erreichte (5. Oktober), die acht Unterzeichner des Pariser Friedens, d. h. außer jenen vier, auch Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, sollten eine Kommission bilden, um die wichtigsten Fragen für den Kongreß vorzubereiten, und diese Kommission sollte die Ausschüsse einsetzen.

Die Einverleibung Sachsens in Preußen oder eine Personalunion wurde eingeleitet. Österreich stimmte unter Ausbedingung persönlicher Vorteile zu; Friedrich Augusts Einspruch hätte nichts geholfen, auch Großbritannien würde sich nicht für Sachsen gerührt haben — Talleyrand aber war am Platz und schützte Sachsen. Er interessierte Österreich und Großbritannien für Sachsens Erhaltung, was um so wichtiger war, als die sächsische und die polnische Frage zusammenliefen und Preußen sich in Rußlands Arme warf; in aller Stille bildete sich unter Talleyrands Einwirkung ein großes Kriegsbündnis gegen die Vergrößerung Rußlands und Preußens. Niemand wollte übrigens, daß Alexander das ganze Großherzogtum Warschau erhalte und ein neues Königreich Polen schaffe: Großbritannien und Österreich, Stein, Hardenberg

Digitized by Google

Der Wiener Kongreß im Jahre 1815.

Jean Baptiſte Iſabey hat den Wiener Kongreß in folgenden 23 Vertretern der fünf Großmächte und der drei Mächte Europas dargeſtellt, die am Pariſer Frieden beteiligt geweſen waren.

I. Öſterreich:
1. Klemens Wenzel Lothar Fürſt von Metternich (1773—1859).
2. Johann Philipp Freiherr von Weſſenberg-Ampringen (1773—1858).
3. Friedrich von Gentz (1764—1832).
4. Nikolaus Freiherr von Wacken († 1834 als k. k. wirkl. Hofrat).

II. Preußen:
5. Karl Auguſt Fürſt von Hardenberg (1750—1822).
6. F. Wilhelm Ch. U. F. Freiherr von Humboldt (1767—1835).

III. Rußland:
7. Karl Robert Graf Neſſelrode (1780—1862).
8. Andrei Kirillowitſch Graf, dann Fürſt Raſumowſkij (1752 bis 1836).
9. Guſtav Graf Stackelberg (1766—1850).

IV. England:
10. Henry Robert Stewart, Viscount Caſtlereagh, Marquis von Londonderry (1769—1822).
11. Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, Herzog von Ciudad Rodrigo und von Vittoria, Fürſt von Waterloo (1769—1852).
12. Charles William Vane, Lord Stewart, Marquis von Londonderry (1778—1854; Bruder Caſtlereaghs).
13. William Shaw, Graf Cathcart (1755—1843).
14. Trench, Richard Le Poer, Graf von Clancarty (1767—1837).

V. Frankreich:
15. Charles Maurice Prinz von Talleyrand-Périgord, Fürſt von Benevent (1754—1838).
16. Alexis Graf von Noailles (1783—1855).
17. Marie Charles Céſar de Fay Graf von La Tour du Pin (1758—1851).
18. Emmerich Joſeph Herzog von Dalberg (1773—1833).

VI. Schweden:
19. Guſtav Karl Friedrich Graf von Löwenhjelm (1771—1856).

VII. Spanien:
20. Don Pedro Gomez Havelo, Marquis von Labrador.

VIII. Portugal:
21. Dom Pedro de Souſa-Holſtein, Marquis und Herzog von Palmella (1781—1850).
22. von Saldanha de Gama.
23. Graf Lobo de Silveira.

Digitized by Google

11. Wellington. 23. Loho. 22. Saldanha. 19. Löwenhjelm. 16. Noailles. 1. Metternich. 17. La Tour du Pin. 7. Nesselrode. 21. Palmella. 10. Castlereagh. 5. Hardenberg.

Der Wiener Kongress im Jahre 1815. Eine Sitzung der Bev

(Nach der Dondorfschen Lithographie

Digitized by Google

18. Dalberg. 8. Rasumowskij. 12. Stewart. 4. Wacken. 3. Gentz. 6. Humboldt. 13. Cathcart.
2. Wessenberg. 20. Labrador. 14. Clancarty. 15. Talleyrand. 9. Stackelberg.

ollmächtigten der acht am Pariser Frieden beteiligten Mächte.
es Gemäldes von Jean Baptiste Isabey.)

Digitized by Google

und Humboldt waren dagegen; nur Friedrich Wilhelm erklärte sich, ohne Hardenberg zu benachrichtigen, am 5. November für Alexander, der es wahrlich nicht um ihn verdient hatte. Metternich sprach sich so offen gegen Rußlands Gelüste aus, daß Alexander am 14. Dezember mit ihm brach; Metternich verlangte die Zulassung Frankreichs und Friedrich Augusts Genehmigung für die sächsische Frage, was Preußen und Rußland verweigerten. Hierauf kam am 3. Januar 1815 ein geheimes Angriffs- und Verteidigungsbündnis zwischen Talleyrand, Metternich und Castlereagh unter Erwägung des Kriegsfalls zu stande; Bayern, Hessen-Darmstadt, Hannover, die Niederlande und Sardinien traten ihm bei. Am 12. Januar trat Talleyrand in den europäischen Vierer-, nun Fünferausschuß; und Rußland und Preußen mußten sich am 8. Februar mit der Zusage der Hälfte ihrer weitgehenden Forderungen begnügen. Talleyrand schützte die Kleinstaaten gegen Österreich und Preußen, das nicht zu mächtig werden durfte; denn Frankreich brauchte ein schwaches, föderativ gestaltetes Deutschland.

Stein war über die Frage wegen Deutschlands neuer Verfassung ganz im unklaren; Hardenberg und Humboldt dachten durchaus preußisch und rechneten nicht wie jener mit Theorien, sondern mit der Wirklichkeit. Steins Ideal war die deutsche Monarchie vom 10. bis 13. Jahrhundert; er wünschte eine österreichische Erbmonarchie, dachte aber auch an eine Teilung Deutschlands in Nord und Süd, an zwei getrennte Bünde mit je einer Spitze, wobei Österreich den Rang vor Preußen haben sollte. In zwei getrennten Gemeinwesen den Untergang Deutschlands erblickend, erstrebten Hardenberg und Humboldt eine Teilung der Gewalten zwischen Österreich und Preußen in der Leitung von Gesamtdeutschland, einen Bund mit doppelter Spitze. Im deutschen Volke regte sich eine starke Strömung für Erneurung des Kaisertums. Doch waren Österreich, voran Franz I., und Preußen dieser Lösung abhold; auch der Vertrag von Chaumont hatte den Kaisergedanken verworfen. Hardenberg und Humboldt gerieten in der Verfassungsfrage auf verschiedne Bahnen. Über Humboldts Zwölf Artikel stritt der am 14. Oktober 1814 eingesetzte deutsche Fünferausschuß (Österreich, Preußen, Hannover, Bayern, Württemberg) hin und her. Bayern und Württemberg äußerten sich voll Bitterkeit, da sie keinen Zoll ihrer Souveränität einbüßen wollten. Stein geißelte ihr selbstsüchtiges Auftreten in Görres' „Rheinischem Merkur"; er veranlaßte mit die Adresse der 29 Kleinstaaten vom 16. November für Wiederaufrichtung des Kaisertums. Auch die Kleinsten der Kleinen wetterten gegen die Herrschsucht der Fünfe und forderten durch ihren Führer Hans von Gagern Anteil an der höchsten Gewalt. Metternich, Humboldt, Hardenberg brachten neue Vorschläge. Am 2. Februar 1815 forderten 32 Fürsten und Freie Städte einen allgemeinen deutschen Verfassungskongreß und erklärten sich zur Verleihung landständischer Verfassungen bereit. Preußen und Österreich stimmten bei. Stein wirkte urplötzlich wieder für ein deutsches Kaisertum, unterlag aber Humboldts Gewicht.

o) Die Hundert Tage.

Ein Vertrauensmann Talleyrands überwachte, während Zwietracht den Wiener Kongreß beherrschte, von Livorno aus alle Vorgänge auf Elba; Talleyrand und Ludwig hätten den Ex-Kaiser freilich gern auf den Azoren gewußt, und man dachte an seine Entführung; Napoleon aber, der davon erfuhr, beschloß, ihr zuvor zu kommen. Zwar war in Italien eine ihm günstige Bewegung zu verspüren; doch wünschte er nicht, durch eine italienische Verschwörung ans Ruder zurückzukehren, sondern blickte unverwandt auf Frankreich, und die dort herrschende allseitige Mißstimmung erfüllte ihn mit neuem Leben. Der britische Kommissar Neil-Campbell

Digitized by Google

war gerade nach Livorno gereist und Napoleon somit nicht beobachtet, als er, Mutter und Schwester den Elbanern anvertrauend, sich mit 1100 Mann und sieben Fahrzeugen am 26. Februar 1815 einschiffte. Unterwegs wurden Aufrufe an Heer und Volk verfaßt, die nach der Landung verteilt werden sollten. Am 1. März landete er mit der Brigg „L'Inconstant" ungestört im Golfe Juan bei Cannes; die weiß-rote Elbaner Fahne mit den drei goldnen Bienen räumte nun der Trikolore den Platz. Berechnend nahm Napoleon seinen Weg durch Bergthäler, deren arme Bewohner von ihm die Erfüllung ihrer bescheidnen Wünsche erhofften, rückte nicht auf die reichen Städte los, sondern zog am Fuße der Seealpen hin, und die Proklamationen, in denen von Bürgern, nicht von Unterthanen die Rede war, wirkten doppelt in der großartigen Natur der Berge und des Meers. Er ließ das Geschütz unterwegs, schickte die Schiffe nach Elba zurück, und die anfänglich kühle Haltung der Bevölkerung erwärmte sich; die Truppen und Behörden Ludwigs gingen davon, wenn Napoleon sich einem Orte näherte. Seitdem am 7. März bei La Mure Soldaten des 5. Linienregiments sich ihm angeschlossen hatten, wuchs sein Selbstvertrauen. Zahllose Bauern begleiteten „den Engel des Herrn"; das 7. Linienregiment unter dem Grafen La Bédoyère ging zu ihm über, und das 4. Artillerieregiment, in dem er 1791—93 gedient hatte, öffnete ihm die Thore von Grenoble. Er aber redete die Sprache der Demokratie und des Friedens, nicht mehr die der Despotie und des ewigen Kriegs. Mit 7000 Mann zog er auf Lyon zu.

Schon am 2. März war Ludwig XVIII. unter schwarzem Siegel das Los seines königlichen Bruders prophezeit worden; der Graf von Artois hatte ihn angefleht, Fouché an die Spitze der Polizei zu rufen. Da meldete Blacas am 5. die Landung „Buonapartes mit einer Handvoll Elender". Der Marschall Soult verbürgte sich für die Treue aller Regimentskommandeure; Ludwig aber hielt Militär wie Polizei für ungenügend und unzuverlässig und erklärte in einer Ordonnanz vom 6. März Bonaparte zum Verräter und Empörer, den jedermann zu greifen und vor ein Kriegsgericht zu schleppen befugt sei. Die Prinzen des königlichen Hauses eilten in die Departements; die Pariser kannten in der Bekundung königlicher Gesinnung keine Grenzen. Alle Behörden schwuren unverbrüchliche Treue; der „Moniteur" und die andern Zeitungen beschimpften Napoleon, um schon nach wenig Tagen die Ankunft „Seiner Kaiserlichen Majestät in Ihrem Tuilerienschlosse" zu melden. Ney versicherte dem König, er werde ihm Bonaparte in einem Käfig überbringen, und Soult schleuderte wilde Anklagen gegen „den wahnsinnigen Abenteurer, den Usurpator"; die Akademie der Wissenschaften strich ihn aus ihren Listen, und allerwärts schrie man von „dem neuen Satan, dem Henker von 6 Millionen Franzosen, dem Menschenfresser von Corsica". Der Graf von Artois aber, jetzt Monsieur, den der Herzog von Orléans und Macdonald begleiteten, wurde in Lyon kalt empfangen; Napoleon zog am 10. März unter rauschendem Jubel ein: die zweite Stadt des Reichs gehörte ihm. Seine Sprache wurde sichrer, selbstbewußter; der Kaiser machte sich hinter dem Manne der Freiheit und des Friedens bemerkbar. Er löste die Kammern Ludwigs auf, berief ein „Maifeld" nach Paris und nannte die Volkssouveränität die Grundlage seiner Macht, gab der kaiserlichen Beamtung ihre Stellen zurück, verbannte hingegen viele eben heimgekehrte Emigranten. Er ächtete Talleyrand, den Herzog von Dalberg, Marmont, Augereau und andre als Landesverräter und befahl, ihre Güter einzuziehen; dann freilich suchte er Talleyrand für sich zu gewinnen, ohne Erfolg. Während der Kriegsminister H. J. G. Clarke Herzog von Feltre dem Könige versicherte, Napoleon sei verloren, rückte dieser vor, verfügte, alle Bourbonen, die er in Frankreich antreffe, müßten sterben, und sprengte die Lüge aus, Österreich und Großbritannien

Digitized by Google

seien mit seiner Rückkehr einverstanden. Trotz aller Eide schloß sich Ney am 14. März bei Lons-le-Saulnier mit der überwiegenden Mehrzahl seiner Soldaten dem Kaiser an, dem nun der Weg nach Paris offen stand, und am 20. traf Napoleon in Fontainebleau ein.

Als der König sich am 16. März in das Palais Bourbon begab, um die außerordentliche Sitzung der Kammern zu eröffnen, setzten die aufgestellten Truppen dem offiziellen „Es lebe der König!" leise „von Rom!" hinzu. Ludwigs Worte waren ergreifend und entzündeten ein letztes Strohfeuer der Begeisterung; am 18. erklärte die Deputiertenkammer den Krieg gegen „Buonaparte" zum Nationalkrieg und rief das Land unter die Waffen. Benjamin Constant wetterte gegen den „Attila und Dschengis-Chan", und der Herzog von Berry sammelte bei Paris ein Heer. Fouché aber stellte Ludwig alles in bedrohlichstem Lichte vor. Blacas und Clarke verloren den Kopf, und in der Nacht des 19. räumte die Familie Bourbon die Tuilerien, um abermals auszuwandern; sie ging über Lille nach Gent. Napoleon traf am Abend des 20. März 1815, des vierten Geburtstags seines Sohns, in den Tuilerien ein, von Offizieren und Beamten auf den Armen getragen. Ohne einen Schuß thun zu müssen, hatte er Frankreich wieder erobert; seine Adler waren von Kirchturm zu Kirchturm geflogen und rasteten nun auf Notre-Dame. Paris im ganzen verhielt sich ruhig; die Nation nahm in ihrer überwiegenden Mehrheit eher eine verlegne Miene an. Nur die alten Soldaten gaben sich mit vollen Zügen der Begeisterung für den Plebejerkaiser hin, und die Bauern im Osten Frankreichs, die Arbeitermassen der Städte jubelten dem homme-peuple zu.

Napoleon erkannte recht wohl, daß sich Frankreichs Stimmung verändert habe, und warf, wie einst dem Direktorium bei der Heimkehr aus Ägypten, jetzt den Bourbonen vor, sie hätten „sein Frankreich" ins Verderben geführt. Nach Einsetzung eines Ministeriums, in das er, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, den von ihm gegraften Carnot (S. 71) als Minister des Innern berief, während Joseph Fouché Herzog von Otranto die Polizei übernahm, versprach er Frankreich und Europa Frieden. Er hob die Zensur auf und gab sich einen freiheitsliebenden Anschein; er behauptete, nichts liege ihm ferner, als der Cäsar des Menschengeschlechts zu sein und die Weltherrschaft zu begehren. Sein Todfeind Constant, leichtgläubig gewonnen, als er sagte, er wolle ein Plebejerkaiser, ein Bauernkaiser sein, erhielt den Auftrag, eine Verfassung zu entwerfen. Die königlichen Truppen wichen überall denen Napoleons. Vergebens versuchte die mutige Herzogin von Angoulême, Bordeaux zu halten. Der Herzog fiel in Grouchys Gefangenschaft, durfte sich aber am 16. April nach Spanien einschiffen; die Herzogin mußte Bordeaux räumen und stieß in Gent zu Ludwig XVIII., bei dem sich der Herzog von Berry längst befand. Selbst die Vendée war nicht für die Bourbonen. Europa aber wollte von Napoleon nichts hören: die in Paris beglaubigten Gesandten forderten ihre Pässe, kein Hof empfing seine Geschäftsträger, umsonst rief er Gemahlin und Sohn zu sich. Nur mit dem Degen konnte er Europa zur abermaligen Anerkennung zwingen; darum rüstete er zu neuem Krieg und brachte mit den königlichen Geldern sein Heer wieder in Ordnung.

Am 7. März hörten auf einer Gesellschaft Metternichs in Wien die Paare mitten im Walzer auf zu tanzen; denn von Mund zu Mund ging die Kunde: „Er ist in Frankreich!" Alexander I., der längst die Wiedereinsetzung der Bourbonen bereute, wie viele seiner Aussprüche bekundeten, rühmte sich gegen Talleyrand seines prophetischen Blicks, während Franz dem Zaren vorwarf, da sehe er nun, wohin die Begünstigung der Jakobiner geführt habe. Die Verbündeten einigten sich sofort dahin, den Rückmarsch ihrer Truppen aus Frankreich einzustellen, und rüsteten zum abermaligen Entscheidungskampfe. Stein beantragte am 8. März des Störenfrieds

Digitized by Google

Ächtung, und am 13. erließen die acht verbündeten Mächte die von Talleyrand entworfne Erklärung: Napoleon Buonaparte habe sich selbst außerhalb des bürgerlichen und politischen Rechts gestellt und verfalle als Feind und Störer der öffentlichen Ruhe der öffentlichen Verfolgung. Am 25. März 1815 erneuerten Rußland, Großbritannien, Österreich und Preußen auf dem Kongreß ihr Bündnis von Chaumont, boten allen Landen, die „Buonaparte" angreifen würde, Hilfe an, luden alle Mächte zum Anschluß ein und verpflichteten sich, die Waffen erst, wenn der Friedensstörer unschädlich gemacht wäre, niederzulegen; die andern Staaten Europas, voran das Frankreich von Gent, traten dem Bündnisse bei, das sich lediglich gegen „Buonaparte", nicht gegen die Franzosen kehre. Was übrigens eine zweite Wiedereinsetzung der Bourbonen betraf, so war sie noch sehr fraglich; als mögliche Kandidaturen wurden die des Herzogs von Orléans und des gewesnen Vizekönigs Eugène von Italien genannt. Der Haltung Europas gegenüber erklärte Napoleon in einem Rundschreiben an alle Regierungen, das Kaisertum sei durch eine allgemeine freiwillige Entschließung der französischen Nation wiederhergestellt, und er werde eine friedliche Herrschaft führen und die Rechte aller Nationen achten. Die fremden Höfe wiesen die Überbringer seiner Botschaften an den Grenzen zurück, und der Kongreß zu Wien lehnte am 12. Mai jederlei Antrag Napoleons ab; bei dem rechtmäßigen König in Gent hingegen hielten die Mächte Gesandte. Dem feilen Pariser „Moniteur" stellte sich der „Moniteur de Gand" unter der Leitung von Chateaubriand, Guizot, Lally-Tollendal und andern entgegen; britische und deutsche Zeitungen verwünschten Napoleon, und im Londoner Parlamente hielt man leidenschaftliche Reden gegen ihn.

Napoleon lebte, von der Familie Bonaparte umgeben, in Paris still, in düstrer, fast trauriger Stimmung. Die Rente, ein guter Gradmesser, fiel im April von 83 auf 51; alle Welt verlangte Ruhe und Frieden. Nur er wollte neue Blutopfer; denn er brauchte den Krieg. So gewaltig sein Herrschgelüste war, so wollte er doch nicht mit den Jakobinern wieder anknüpfen, König eines Bauernkriegs werden und um eigner Befestigung willen die Greuel der Gesetzlosigkeit über Frankreich bringen; er brach vielmehr mit seinem Systeme, verzichtete auf eine Diktatur und wurde, gewissermaßen einstweilig, verfassungsmäßiger Herrscher. Constants Werk war der am 23. April veröffentlichte „Acte additionnel aux constitutions de l'empire", auf lange hin die freieste Verfassung Frankreichs. Der Kaiser besaß die ausführende Gewalt und übte die gesetzgebende mit der Pairskammer aus, deren Mitglieder erblich sein sollten, und mit der Repräsentantenkammer, die aus Wahlen hervorzugehen hatte; Preß- und Petitionsfreiheit wurden gewährt. Die Nation war aber mit der „Zusatz"-Akte nicht zufrieden: sie hatte eine ganz neue Verfassung gewünscht. Sie durchschaute den Trug, glaubte nicht an des Corsen Bekehrung zur Freiheitsliebe und an seine Achtung vor Volksrechten. Napoleon bemerkte die Mißstimmung und erlebte eine Niederlage, als die Nation über die Zusatzverfassung abstimmen sollte: die überwiegende Mehrheit schwieg, einschließlich des Heers stimmten nur 1,300,000 dafür, freilich kamm 4000 dagegen. Um der Nation ein glänzendes Schauspiel zu bieten, berief der Kaiser nach dem Brauche seiner merowingischen „Vorgänger" ein „Maifeld" auf den 1. Juni ein; es gebrach ihm aber an dem alten Selbstvertrauen, während er Freiheit vorspiegelte. Voll gerechten Verdachts auf Fouché, ließ er zwar die Polizei durch Polizei überwachen; trotzdem fand Fouché den Weg zur Verschwörung mit dem Genter Hofe. Die verbündeten Heere nahten wieder den Grenzen; Castlereagh und R. B. J. Graf von Liverpool, der Premierminister, gaben mit vollen Händen Hilfsgelder, und Großbritannien übernahm die führende Rolle gegen Napoleon. Die Kammerwahlen gingen mittlerweile sehr lässig vorwärts. Die meisten Gewählten

Digitized by Google

waren zwar Anhänger des Kaisers, aber Gegner seines Despotentums; die Königlichen beteiligten sich fast gar nicht. In der Vendée brach im Mai der alte Krieg der „Weißen" gegen die „Blauen" aus; der Führer, Marquis Louis de la Rochejacquelein, rechnete auf britische Hilfe, und Napoleon war genötigt, 20,000 Mann, die ihm bei Waterloo fehlen sollten, gegen die Erhebung zu werfen. Über dem „Maifelde" lag trotz Entfaltung militärisch-volkstümlicher Pracht ein Frösteln: die Kaiserin und der Sohn, den Napoleon so gern gekrönt hätte, fehlten; um ihn aber saßen die entthronten Könige seines Geschlechts. Er nannte sich zwar „Kaiser, Konsul und Soldat, der alles vom Volke habe", und versicherte, er würde sich wie Kodros gern opfern; das ganze Schauspiel endete aber mit einer Niete, und die Opposition sog daraus neue Nahrung. Mit innerm Widerwillen berief Napoleon die Kammern ein. Er hoffte, seinen Bruder Lucian, den er zum Prinzen erhob, als Präsidenten der Repräsentantenkammer zu sehen; statt Lucians wurde aber der einstige Girondist Jean Denis Graf Lanjuinais, ein Feind des Kaisers, gewählt, und es war mit dem Lenken dieser Kammer vorbei, während in der Pairskammer durch den Eintritt aller Brüder Napoleons, des Kardinals Fesch, des Prinzen Eugène, vieler Marschälle und Minister eher ein Rückhalt zu erhoffen war. Vor beiden Kammern bekannte sich Napoleon am 7. Juni rückhaltlos zur verfassungsmäßigen Monarchie, so schwer es ihm auch fallen mochte.

p) Die Wiener Abmachungen.

Der Kongreß in Wien (vgl. oben, S. 72) hatte während dieser Begebenheiten nicht nur Feste gefeiert, sondern auch Stöße Papier beschrieben. Metternich, sein Lenker, pflegte sorgsam den deutschen Partikularismus und fand in Deutschlands Zersplittrung Österreichs Vorteil. Er hatte zwar dem hannöverschen Bevollmächtigten Grafen Ernst zu Münster von dem Kaisergedanken gesprochen, wollte aber nichts von einem neuen Deutschen Reiche wissen und schloß sich der Ansicht seines Kaisers an, unter Österreichs Vorsitz solle sich ein deutscher Staatenbund von unabhängigen und gleichberechtigten Souveränen und Freien Städten bilden. Wie Österreich waren Großbritannien und Rußland Gegner eines starken preußischen Staats und der Führung Preußens in Deutschland; die Klein- und auch die Mittelstaaten Deutschlands waren natürliche Feinde Preußens und drangen auf endliche Feststellung einer Verfassung. Österreich und Preußen legten in Wien einen Entwurf um den andern vor, und am 23. Mai begannen die allgemeinen Beratungen über die Verfassungsfrage, wobei besonders Bayern, Hessen-Darmstadt und die Kleinstaaten jeden Artikel bemäkelten und elende Rangstreitigkeiten viel Zeit beanspruchten. Am 10. Juni unterzeichneten die Bevollmächtigten aller deutschen Staaten außer Württemberg und Baden, wobei Preußen und Hannover sich offen über den kläglichen Ausfall des Verfassungswerks aussprachen. Zuerst unter allen deutschen Fürsten hatten der Herzog zu Nassau in Usingen und der Fürst zu Nassau-Weilburg am 2. September 1814 ihren Landen eine Verfassung mit wesentlichen Volksrechten gegeben. Der König von Bayern, der Großherzog von Baden und der König von Württemberg verhießen Verfassungen; der König von Preußen erließ am 22. Mai 1815 ein Staatsgrundgesetz mit dem Versprechen von Provinzialständen und Volksvertretung.

Die als neutral erklärte Schweiz wurde neu gestaltet. Ein unheilkündendes Vor- und Nachspiel zu Napoleons Sturz war der des Königs Joachim von Neapel (S. 66), der, im Kriege gegen Österreich, den Papst und die Briten unglücklich, nach der Niederlage bei Tolentino am 2. Mai hatte flüchten müssen; als er den neapolitanischen Boden wieder betrat, um sein Reich

Digitized by Google

zurückzuerobern, wurde er kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und am 13. Oktober 1815 auf Schloß Pizzo in Kalabrien erschossen. Schon nach Tolentino war Ferdinand IV. wieder eingesetzt worden; nach der organischen Vereinigung Neapels und Siziliens zu einem untrennbaren Reiche (11. Dezember 1816) nannte er sich „Ferdinand I., König beider Sizilien". Das Großherzogtum Warschau wurde unter Rußland, Österreich und Preußen geteilt, die sämtlich den Polen eine Repräsentativverfassung und nationale Einrichtungen verhießen; Alexander I. nahm den Titel eines Königs von Polen, Friedrich Wilhelm III. den eines Großherzogs von Posen, Franz I. den eines Königs von Galizien und Lodomerien an, während Krakau unter dem Schutze der drei Teilmächte ein Freistaat wurde. Sachsen schloß am 18. Mai in Wien mit Rußland und Preußen Frieden, und Friedrich August trat den größern Teil seines Landes an Preußen ab. Außerdem erhielt Preußen nicht nur fast allen Besitz zwischen Rhein und Elbe zurück, sondern auch noch bedeutende kölnische, nassauische und andre Gebiete; es gab an Hannover für Lauenburg Hildesheim, Goslar, Ostfriesland u. s. w. und vertauschte dann Lauenburg gegen Schwedisch-Pommern an Dänemark. Bayern erhielt Würzburg und Aschaffenburg; auch die Kleinstaaten gingen nicht leer aus. Österreich trat wieder in den Besitz seiner meisten italienischen Gebiete, die seitdem das lombardisch-venetianische und das illyrische Königreich gebildet haben. Für seine Erzherzoge wurden Toskana und Modena Sekundo- und Tertiogenituren; die Kaiserin Marie Louise erhielt Parma. Die „etruscischen" Bourbonen und der Papst traten in den Besitz von Lucca und dem Kirchenstaate, die Oranier in den von Holland, Belgien, Luxemburg und Limburg, und Fürst Wilhelm nahm den Titel „König der Niederlande" an. Sardinien wurde um Genua erweitert. Der Kurfürst von Hannover wurde König, die Herzoge von Oldenburg, Mecklenburg und Sachsen-Weimar wurden Großherzoge, Frankfurt wieder Freie Stadt.

Am 8. Juni 1815 wurde die Bundesakte abgeschlossen, die einen vollkommnen Sieg Österreichs bedeutete; der durch sie geschaffne Deutsche Bund war ein Staatenbund, ein völkerrechtlicher Verband souveräner Regierungen ohne alle Volksbeteiligung, eine Unmündigkeitserklärung des deutschen Volks zum Lohne für seine beispiellosen Opfer in dem Befreiungskriege. Die deutschen Mittelstaaten, Napoleons Schöpfungen, wollten ursprünglich in den Bund gar nicht eintreten, um ihre Souveränität nicht gefährden zu lassen, und hätten bei weitem vorgezogen, auf eigne Faust europäische Mächte zu spielen; als sie später ihren Unterthanen Verfassungen verliehen, thaten sie es weniger aus Herzensneigung als, um nicht etwa von Bundes wegen dazu gezwungen zu werden. Das deutsche Volk betrachtete ohne Teilnahme die Bundesakte oder äußerte sich entrüstet; nur die wenigsten Regierungen waren damit zufrieden. Unter den „besondern Dispositionen" war am wichtigsten § 13: „In allen Bundeslanden wird es Ständeversammlungen geben". Die ersten elf Artikel der Bundesakte traten unter die Bürgschaft der Wiener Schlußakte, was dem Auslande später Anlaß gab, eine europäische Vormundschaft über den Deutschen Bund zu beanspruchen.

Sämtliche Verträge faßte die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 zusammen, welche die Bevollmächtigten Österreichs, Spaniens, Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, Preußens, Rußlands und Schwedens unterzeichneten. Die Fürsten und Freien Städte Deutschlands errichteten für ihre früher zum Deutschen Reiche zählenden Landesteile, der König von Dänemark für Holstein und der König der Niederlande für Luxemburg auf immer den Deutschen Bund unter dem Vorsitz Österreichs „zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der rechtsgleichen Bundesstaaten". Ein

Digitized by Google

Bundestag in Frankfurt, ein ständiger Gesandtenkongreß gleich dem Regensburger Reichstage, sollte die Geschäfte führen; die Bevollmächtigten stimmten ab mit elf Einzel- und sechs Gesamtstimmen (Kurien). Bei Fragen grundlegender Natur aber trat das Bundesplenum ein, in dem Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg je vier, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg je drei, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je zwei, alle andern Staaten je eine Stimme, zusammen 69 führten: dies Plenum blieb der Untergrund auch bei dem heutigen deutschen Bundesrate. Die Bundesstaaten verpflichteten sich, einander nicht zu bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten dem Bundestage vorzulegen. Baden trat erst am 26. Juli, Württemberg am 1. September 1815 dem Bunde bei.

q) Napoleons I. Ausgang.

α) Der Feldzug und das Ende der Hundert Tage.

Ehe Napoleon am 12. Juni 1815 zum letztenmal ins Feld zog, stellte er seinen Bruder Joseph an die Spitze des Regierungsrats, dem auch Lucian angehörte, während Jérôme den Feldzug mitmachte. Napoleon konnte kaum 128,000 Mann Europa entgegenführen und mußte etwa 70,000 Mann zur Deckung der weitgestreckten Grenzen Frankreichs verwenden; den Kern des Heers aber bildeten Veteranen voll Kriegstüchtigkeit. An dem verschrobnen Kriegsplane der Verbündeten trug Fürst Karl Philipp Schwarzenberg die Hauptschuld: er kam mit dem linken Flügel der vereinten Streitkräfte gar nicht zum Kampf; auch die Russen unter Graf Michail Barclay de Tolly gelangten nicht zu entscheidender Verwendung. Der rechte Flügel focht den Krieg aus; er stand, etwa 210,000 Mann stark, unter den Feldmarschällen Gebhard Leberecht Fürst Blücher und Arthur Wellesley Herzog von Wellington von der untern Mosel an Belgien entlang bis zur Nordsee und war aus Deutschen, Briten und Niederländern zusammengesetzt. Napoleon, der nicht warten wollte, bis die Österreicher und die Russen sich bewegten, warf sich auf das Heer in Belgien, das auf einen so raschen Angriff nicht rechnete; seine Soldaten jauchzten ihm zu. Er verdeckte geschickt seinen Marsch und überschritt am 15. Juni die Sambre; seine Absicht war, zwischen die Truppen beider Feldmarschälle einzubrechen und ihre Vereinigung zu verhindern. In mehreren Gefechten brachte er den Preußen starke Verluste bei, hielt eine Schlacht gegen das ganze preußische Heer nicht für wahrscheinlich und schickte Ney gegen den bei Quatrebras stehenden Wellington ab. Bei Ligny aber trat ihm Blücher mit seinem ganzen Heer entgegen; Ney fehlte Napoleon, Wellington Blücher. Napoleon erfocht bei Ligny am 16. Juni einen blutigen Sieg, seinen letzten, nutzte ihn aber nicht aus und ermöglichte es somit dem zurückziehenden feindlichen Heere, sich zu erholen. Wellington siegte an demselben Tage bei Quatrebras über Ney, und die Franzosen wichen. Napoleon schien manchmal nicht mehr der Alte zu sein; alle preußischen Korps konnten sich um Wavre vereinigen, und Napoleon sandte den Marschall Emanuel Grafen Grouchy mit 32,000 Mann in einer verkehrten Richtung zu Blüchers Verfolgung ab.

Blücher hatte Wellington für den 18. Juni seine Hilfe zugesagt, falls es bei Waterloo zur Schlacht käme. Napoleon beschloß, Wellington dort zu zermalmen, richtete seine Bewegungen voll Leidenschaftlichkeit ein, und der entsetzliche Kampf nahm eben eine ihm günstige Wendung, als der von Wellington ersehnte Blücher mit Bülow und Zieten eintraf. Napoleon erlitt eine völlige Niederlage. Mit dem Heere flüchtete er, unter dem Rufe: „Es ist zu Ende, retten wir uns!“ Wagen und Schatz fielen in die Hände der Preußen, und er jagte nach Charleroi. Da Graf Neithardt von Gneisenau die Verfolgung emsig betrieb, trafen nur 10,000 Mann

Digitized by Google

von Napoleons Heer in Paris ein. Grouchy entging der Vernichtung; ihm wurde dann die Schuld an der Niederlage zugeschrieben und der Vorwurf des Verrats nicht erspart. Während Napoleon an Joseph schrieb, noch sei nicht alles verloren, man müsse Festigkeit zeigen und alle verfügbaren Streitkräfte vereinigen, gestand er in einem Kriegsberichte die volle Wahrheit über die Niederlage ein und verließ zu seinem Verderben am 20. Juni in Laon seine Soldaten, um durch sein Erscheinen in Paris die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Ohne Heer aber war der Besiegte von Waterloo in Paris abgethan; die Pariser sahen in ihm nur noch eine Last, die sie möglichst rasch abstreifen müßten, um nicht unter Europas Ungnade mitzuleiden.

Im Elysée beriet der Kaiser mit seinen Brüdern und Ministern; Fouché hingegen suchte der Talleyrand von 1815 zu werden und grub ihm den Boden ab. Der Kaiser wollte zur Diktatur greifen. Doch sollte er nach Carnots Rat sie sich von den Kammern übertragen lassen, und die Kammern mochten davon nichts hören; als der Kaiser und Lucian an gewaltsame Auflösung dachten, erklärten sich die Kammern dauernd in Thätigkeit und bezeichneten jeden Versuch der Auflösung als Hochverrat. Der Kriegsminister Marschall Davout verweigerte die Beihilfe des Heers zur Auflösung. La Fayette bewog beide Kammern zu entschiednem Widerstand gegen Napoleon. Man verwarf Napoleons Vorschlag eines Ausschusses zu Verhandlungen mit dem Ausland, und ihm blieb nur die Wahl zwischen freiwilliger Abdankung oder Stellung außer dem Gesetze. Denn die Rettung durch die Jakobiner verschmähte er abermals; nachdem er der absolute und der konstitutionelle Kaiser gewesen war, widerstrebte es ihm, auch noch der der Revolution zu werden. So diktierte er denn am 22. Juni die Abdankung zu gunsten „Napoleons II." Die ewig denkwürdigen „Hundert Tage", „die Saturnalien des Königtums", waren zu Ende.

3) Der zweite Pariser Friede und Napoleons Verbannung nach Sankt Helena.

Paris blieb ruhig, ja teilnahmlos. Unter Fouchés Leitung bildete sich eine provisorische Regierung; die große Mehrheit der Kammern verwarf trotz Lucians Auftreten Napoleon II., und Fouché unterhandelte mit Ludwig XVIII. Der König beeilte seine Rückkehr und erließ am 25. Juni den Aufruf von Cambrai, worin er eine väterliche Regierung versprach, die Urheber der Empörung von 1815 von der Verzeihung ausschließend; mit schwerem Herzen hatte er eben Blacas (S. 72, oben) entlassen, weil die Verbündeten dies zur Bedingung machten. Am 3. Juli ergab sich Paris an die Verbündeten, die am 7. unter Blücher und Wellington einzogen. Seinen König beschwor der Marschall Vorwärts, „die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen habe; dieser Augenblick sei der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern". Davout schlug sich auf Ludwigs Seite; am 8. Juli zog der König mit Artois und Berry unter rauschendem Jubel wieder in Paris ein, und das verlogne Ministerium Talleyrand-Fouché begann seine Thätigkeit.

Was Blücher geahnt hatte, traf ein: die Diplomatie betrog Deutschland wieder um seine Erfolge. Rußland, Frankreich und Großbritannien gönnten ihm keine Zunahme seiner Kräfte; Stein sprach offen aus, Rußland bezwecke, daß Deutschland verwundbar bleibe und die Frucht seiner Mühen nicht genieße. Weder kehrte Elsaß-Lothringen an Deutschland zurück, noch erhielt der Erzherzog Karl ein Königreich Burgund, wovon man geträumt hatte, sondern Armand Emanuel J. Duplessis Herzog von Richelieu erzielte den seinem Vaterlande höchst günstigen zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815: Frankreich erhielt die Grenzen von

Digitized by Google

1790, trat das Viereck zwischen Maubeuge und Givet, das ihm im ersten Pariser Frieden gegeben worden war, an Belgien ab, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Österreich (das es an Bayern gab), den östlichen Teil vom Ländchen Gex an Genf, das französische Savoyen an Piemont; je nachdem Frankreich, das diesmal 700 Millionen Frank Entschädigung zahlte, sich verhalten werde, sollten seine nordöstlichen Provinzen 3—5 Jahre lang von 150,000 Verbündeten besetzt bleiben.

Davouts Drohungen veranlaßten Napoleon, Paris zu verlassen und Malmaison zu beziehen, wo ihn alles an Josephine erinnerte; Hortense und Lucian waren bei ihm. Er wußte, daß ein Teil der Franzosen noch für ihn sei. Nochmals konnte er 70,000 Mann zusammenbringen, das Heer war ihm ja zugethan; oder sollte er, alles preisgebend, nach Amerika auswandern? Kämpfe und Zweifel wühlten in seiner Seele. Am 29. Juni bot er der provisorischen Regierung seine Dienste als einfacher General an, um Paris zu retten und die Verbündeten zu besiegen; Fouché aber wies ihn höhnend ab und riet ihm, der eignen Sicherheit halber schleunigst abzureisen: wirklich sollte eine preußische Abteilung ihn ergreifen und erschießen. Napoleon legte bürgerliche Kleidung an, nahm von seiner Familie Abschied und verließ mit vier Begleitern Malmaison; auf dem Wege nach Rochefort, das er am 3. Juli erreichte, zauderte er: vielleicht konnte er noch eine Rolle spielen. Dieselben Bedenken beschäftigten ihn in Rochefort, wie ein zum Tode Verurteilter noch auf Begnadigung hofft: er dachte immer wieder an sein Heer. Die Bevölkerung zeigte ihm Achtung, und er wollte sich nicht von Frankreich losreißen, dessen Kaiser er elf Jahre, dessen Held er seit Toulon gewesen war. Joseph besuchte ihn auf der Isle d'Aix; die letzten Hoffnungen zerrannen: Ludwig XVIII. wurde wieder eingesetzt.

Napoleon unterhandelte nun mit Kapitän Maitland, dem Befehlshaber des auf der Rhede von Basques liegenden britischen Kriegsschiffs „Bellerophon", um nach England gebracht zu werden, und schrieb als echter Schauspieler dem Prinz-Regenten (S. 92), er komme wie Themistokles an den Herd seines Gegners, des hochsinnigen Britenvolks; am 15. Juli 1815 nahm ihn der „Bellerophon" auf, nicht aber, wie er meinte, als Gast, sondern als Gefangnen seines Todfeinds. Frankreich lag auf ewig hinter ihm. Am 26. Juli kam das Schiff an die englische Küste; doch die Regierung verbot die Landung und faßte den Beschluß, „General Bonaparte" müsse, um den Frieden Europas nie mehr stören zu können, nach Sankt-Helena, dem steilen Basaltfelsen im Atlantischen Ozean, gebracht werden, ohne Waffen, ohne Geld oder Wertsachen. Diese Verfügungen verschärften seine Lage zum Teil ohne jeden Nutzen; Napoleon erhob am 30. Juli gegen den Bruch des Völkerrechts Einspruch, aber die britische Nation kümmerte sich nicht darum. Der Pariser Vertrag der verbündeten Mächte vom 2. August gab den Erkaiser in die Haft der vier Unterzeichner des Vertrags von Chaumont, und außer Großbritannien beorderten darum auch Frankreich, Rußland und Österreich Kommissare zur Beobachtung nach Sankt-Helena. Am 7. August bestieg Napoleon das Kriegsschiff „Northumberland", von einigen Getreuen begleitet; auf der Fahrt diktierte er seine Erlebnisse (Mémoires) dem Baron E. A. D. Las Cases und dem Generaladjutanten Gaspard Baron Gourgaud. Am 17. Oktober 1815 landete er an dem öden Felsen, auf dem er hinsiechen sollte; erst im Dezember war die ihm bestimmte Wohnung in Longwood beziehbar.

Napoleons Briefwechsel unterlag strenger Untersuchung; was er aus Europa hörte, bereitete ihm Schmerz: seine Familie war zersprengt, aus Frankreich verbannt und ihrer Güter beraubt, seine Anhänger wurden verfolgt. Daß ihm auf Sankt-Helena der Kaisertitel nicht gegeben wurde, kann nicht wundernehmen, da Georg III. ihn nie anerkannt hatte; der

Digitized by Google

Gouverneur, Sir Hudson Lowe, der im April 1816 eintraf, war kleinlich und wenig gewinnend, aber ein Ehrenmann, der alsbald mit dem Gefangnen in solchen Zwist geriet, daß der fünften Begegnung keine weitere folgte. Napoleon arbeitete fleißig und veranlaßte in der Presse Schilderungen seiner Lage voll Übertreibungen und Entstellungen, um eine Änderung des Loses herbeizuführen, erreichte aber nichts; von allen Fürsten nahm allein Pius VII. Anteil an seinen Leiden, wie sein Brief an Consalvi vom Oktober 1817 bezeugt, und der Aachner Kongreß sprach 1818 seine volle Billigung der verschärften Unterweisungen Lowes aus. Von Fluchtgedanken stand Napoleon ab; das Anerbieten seiner ehrwürdigen Mutter und seiner Geschwister, seine Verbannung zu teilen, nahm er nicht an. Indem er Las Cases, Gourgaud, Ch. T. Marquis de Montholon-Sémonville und andern diktierte, schilderte er sich als unerreichten Feldherrn und als französischen Nationalhelden; durch eine offenkundige Fälschungslitteratur wollte er, Talmas Freund und Schüler, die Weltgeschichte napoleonisieren, Mit- und Nachwelt durch sein Ansehen beherrschen und bethören; auch sein Testament lautete echt national und ließ nichts vom kosmopolitischen Weltherrscher ahnen. Am 5. Mai 1821 starb Napoleon I., ein Opfer schmerzhafter Leiden, erst 52 Jahre alt, mit dem Bewußtsein: „Wenn ich tot bin, wird überall, selbst in England, eine Reaktion zu meinen gunsten stattfinden". Sie kam. Er wurde für Franzosen und Italiener ein Gott; Dichter, Maler und Sänger wetteiferten in seiner Verherrlichung. Béranger wurde wegen seiner Lieder auf Napoleon der Liebling der Nation; die Veteranen erzählten ihren neugierigen Enkeln vom „kleinen Korporal", vom Sohne der Revolution, und noch seine Asche auf Sankt-Helena war eine Bedrohung der Könige in Paris. Von allen Schlacken frei, stahl er sich unwiderstehlich in das Herz seines Volks.

4. Die Reaktion.

A. Die Anfänge der zweiten Restauration.

a) Die Gesellschaft.

Die Stellung des abermals zurückgeführten Königs Ludwig XVIII. war erschwert einerseits durch den Ruhm seines Vorgängers, anderseits durch die Thorheiten der eignen Freunde. Welch lange Zeit schien seit den wenigen Monaten (April 1814) verstrichen, da Talleyrand dem Grafen von Artois schrieb: „Bisher hatten wir den Ruhm, bringen Sie uns die Ehre", und wo man Artois die Worte Beugnots in den Mund legte: „Nichts ist verändert, nur ist ein Franzose mehr da." Die Parteien schienen wieder auf der Stelle zu stehen, die sie vor dem 18. Brumaire (S. 31) eingenommen hatten, und Napoleon bemerkte richtig: „Die Weißen sind weiß, die Blauen blau geblieben."

Graf Fedor W. Rostoptschin (S. 56), ein feiner Beobachter der französischen Verhältnisse, hat die Lage sehr anschaulich geschildert. Die Freiheitsmänner der Revolution hatten nichts an der Stelle gelassen, das Gesetz unter ihre Füße getreten, die Regierung ausgerottet, die Tempel besudelt und die königliche Familie auf das Schafott gezerrt; die Köpfe waren gefallen, als sei es Kohl. Jedermann, voran die Erbärmlichsten, hatte befohlen, niemand hatte gehorcht: das hieß Freiheit und Gleichheit; die Furcht schloß ja Besonnenen und Edeldenkenden den Mund. Die Revolutionäre kannten nur zwei Entscheidungen, die Laterne und die Guillotine. Nachdem sie untereinander genug gemordet hatten, warfen sie sich auf das Ausland. Als aber Bonaparte aus Ägypten entwich und Pst! machte, schwiegen sie alle; er jagte die Schreier hinaus,

Digitized by Google

regierte über Militär, Bürgerstand und Geistlichkeit und schwang tüchtig die Peitsche. An der Republik hatte man genug; darum schrie alle Welt, nachdem man über seine Handfestigkeit zuerst etwas verdutzt gewesen war, „Vive l'Empereur!“ Die Franzosen besaßen auch jetzt die Gleichheit und Freiheit — im Kämmerlein zu seufzen, so viel wie sie Lust hatten, während Bonaparte „gleich einer heiß gewordnen Katze“, immer in Wut, durch Europa hinjagte. Seine Regierung vertrieb die Bourbonen, welche die Revolution aus Frankreich verjagt hatte, aus den Herzen der Franzosen, die auch nach Napoleons Sturze von der Erinnerung an ihn zehrten. Die öffentliche Meinung war gegen die Bourbonen, die bei einer dritten Vertreibung an keine Rückreise hätten denken dürfen; und doch regierten sie weit milder als Napoleon, dessen Ruhm aber die Franzosen kitzelte. Frankreich zeigte bald „eine Nation ohne Überlegung, einen Thron ohne König, einen Souverän ohne Bewegung, eine Regierung ohne Macht, eine Politik ohne Absichten und eine Dynastie ohne Hoffnung“. So urteilte der Mann, der Moskau in Brand gesteckt hatte. Und Alexander I. schrieb 1820 dem ihm befreundeten Grafen Paul A. Stroganow, der Genius der Revolutionen dulde nicht, daß sich die Wunden der Völker mit dem Frieden von 1815 schließen und die gesellschaftliche Ordnung wiederkehre, er thue vielmehr alles, um die Herrscher in den Augen der Beherrschten herabzuwürdigen; früher habe man gesagt „Divide et impera!“, jetzt aber liege das Heil allein in der Vereinigung: alle Mächte müßten die Autorität der Verträge achten, an den Grundsätzen der Ordnung und der Zucht festhalten. Dem Wankelmut und der Leidenschaftlichkeit der Franzosen gegenüber sprach so besonnen der Beherrscher eines Volks, von dem Benjamin Constant sagte, es sei gar keine Nation, der Erste einer Gesellschaft, die Mirabeau „die vorzeitige Frucht eines schneebedeckten Treibhauses“ genannt hatte. Die französische Gesellschaft war durchweg demokratisiert worden, während die Verwaltung in ihrer Zentralisierung diesen Charakter durchaus nicht trug. Die „Charte“, Ludwigs XVIII. Verfassung, erkannte diese Demokratisierung der Gesellschaft an.

Die Hofgesellschaft aber, die sich königlicher als der König gebärdete, riet Ludwig, unter dem Schutze der fremden Heere zu regieren, während er selbst über deren Druck ungerechte Klagen äußerte; sie haßte die neuen Gedankengänge mehr denn je und wollte sie bis aufs Blut bekämpfen. Der „Pavillon Marsan“, wie man diese Unbelehrbaren nach der Wohnung des Grafen von Artois nannte, stand unter der unfähigen Leitung des Abbé J. B. M. A. A. de Latil, des der Charte durchaus feindlichen Fürsten Jules Polignac und andrer. Pairs- und Deputiertenkammer wurden neu gebildet, und diese „Chambre introuvable“ (eine Kammer, wie sie sich so leicht nicht wieder findet) war ultraroyalistisch; aus Berechnung wie aus Verständnis der Lage hielt Ludwig an seiner Konstitution fest und lag in fortgesetztem Kampfe mit seinem Bruder und den Königlichen „quand même“ (um jeden Preis). Er hatte Verzeihung versprochen; aber es gelang ihm nicht, in Südfrankreich „den weißen Schrecken“ (S. 24) zu bändigen. In Marseille, Avignon, Nîmes, Toulouse und andern Orten brachen Unruhen aus, wobei abermals religiöse Schwärmerei mit im Spiele war; kaiserlich Gesinnte und Protestanten wurden in Masse ermordet, unter ihnen Marschall Brune, die Generale Lagarde und Ramel — Gerichte und Behörden thaten keinen Einhalt.

Fouché entwarf die gehässigen Ächtungslisten gegen die an den Hundert Tagen Mitschuldigen oder Verdächtigen, an deren Spitze er wohlweislich sich selbst vergaß, und verschwor sich, während die Erschießung des Generals Grafen La Bédoyère (vgl. S. 74) und des Marschalls Ney, die Greuel in Lyon und Grenoble den König unmöglich machen mußten, und während die ersten Männer Frankreichs außer Land getrieben wurden, bereits mit dem Herzoge von

Digitized by Google

Orléans, zugleich bemüht, Talleyrand aus dem Sattel zu heben. Doch von allen Seiten griff man ihn an; er mußte im September 1815 das Polizeiministerium niederlegen und wurde 1816 als rückfälliger „Königsmörder" ausgewiesen. Seiner Entlassung folgte die seines Nebenbuhlers Talleyrand auf dem Fuß; ihn, der Oberkammerherr wurde, ersetzte zu Rußlands Genugthuung, ja auf seinen Wunsch der frühre Generalgouverneur in Odessa, Herzog von Richelieu, ein in französischen Angelegenheiten völlig unerfahrner Emigrant (vgl. S. 80). Ludwig, der nicht ohne Günstlinge sein konnte, hatte sein Herz dem frühern Sekretär von Madame Mère, Elie Decazes, geschenkt. Als Fouchés Nachfolger ging Graf Decazes Herzog von Glücksburg, ein Streber, mit der Chambre introuvable, traf die willkürlichsten Ausnahmeverfügungen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, war aber den Ultraroyalisten, die vom Pavillon Marsan aus eine Art Nebenregierung führten und sich Talleyrands Hilfe gegen ihn verschafften, noch viel zu mild.

b) Die Heilige Allianz.

Durch die Waffengemeinschaft gegen Napoleon bemächtigte sich der europäischen Kabinette ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die welterschütternden Ereignisse, der Sturz des Cäsaren aus schwindelnder Höhe, hatten nach aller Freigeisterei der Revolutionszeit und seichten Aufklärung den Glauben an das Walten einer höhern Macht wieder befestigt; am eigentümlichsten war die Einwirkung auf den Zaren Alexander I. Eine fromm gewordne Lebedame, die Baronin Juliane Krüdener, stellte ihn als „den weißen Engel dem schwarzen Engel" Napoleon gegenüber und pries ihn als „allgemeinen Erretter". Er hatte sich an Fr. X. von Baaders Theosophie berauscht; sein Jugendfreund Fürst Alexander N. Galitzin hatte ihn auf die Bibel als den Urquell des Friedens und aller Weisheit hingewiesen. Bibelgesellschaften überschwemmten Rußland; mystische Anwandlungen liefen neben dem Christentume her: all dies machte Alexander für die neue Magdalena empfänglich. Sie hatte ihn eines Abends während des Feldzugs in Heilbronn überrascht; seitdem war er ihr Schüler. Im Juni 1815 wohnte sie gleichzeitig mit ihm in Heidelberg, wo sie zusammen beteten und die Bibel studierten; sie ging mit ihm nach Paris und wirkte auf Bitten Richelieus und andrer Franzosen bei Alexander dahin, daß er Frankreich besonders günstige Friedensbedingungen stellte.

Mit Alexander sprach die Freifrau von Krüdener oft über eine christliche Einigung der Völker und regte ihn zu der Heiligen Allianz an; Alexander teilte ihr seinen Entwurf mit, sie verbesserte ihn. Friedrich Wilhelm III. stimmte sofort, Franz I. nach einigem Bedenken bei. Am 26. September schlossen die drei Monarchen in Paris dies Bündnis (s. die beigeheftete Tafel „Der Eingang und der Beschluß der Heiligen Allianz vom 26. September 1815") ab. Zur Richtschnur ihres Verhaltens im Innern ihrer Staaten wie nach außen hin wollten sie lediglich die Vorschriften des Christentums, Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit nehmen; sich als Brüder ansehend, wollten sie einander bei jeder Gelegenheit Beistand leisten. Als Bevollmächtigte der göttlichen Vorsehung versprachen sie, ihren Unterthanen Familienväter zu sein und sie im Geiste der Brüderlichkeit zu leiten, um Religion, Friede und Gerechtigkeit zu schützen, und empfahlen ihren Völkern, sich täglich mehr in christlichen Grundsätzen und christlicher Pflichterfüllung zu üben; alle Mächte, die sich zu solchen Grundsätzen bekennen würden, möchten dem Bunde beitreten. Allmählich traten fast sämtliche europäischen Staaten der Heiligen Allianz bei. Der Sultan war von vornherein ausgeschlossen; der Papst erklärte, er sei von jeher im Besitze der christlichen Wahrheit gewesen und brauche keine neue Darlegung; Großbritannien

Digitized by Google

Au Nom de la très Sainte et
indivisible Trinité

Leurs Majestés l'Empereur
de Russie, l'Empereur d'Au-
triche et le Roi de Prusse,
par suite des grands événe-
mens qui ont signalé en
Europe le cours des trois
dernières années et prin-
cipalement les bienfaits mul-
tipliés qu'il a plu à la
Divine Providence de ré-
pandre sur les Etats dont
les Gouvernemens ont placé

Fait triple et signé
à Paris, l'an de grâce
1815 $\frac{14}{26}$ Septembre

François

Frédéric Guillaume

Alexandre.

Der Eingang und der Beschluss der Heiligen Allianz vom 26. September 1815.
(Nach dem preuss. Exemplar der Originalurkunde im K. preuss. Geh. Staatsarchive zu Berlin.)

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Urkunde.

Umschrift.

Au Nom de la très Sainte et indivisible Trinité.

Leurs Majestés l'Empereur de Russie, l'Empereur d'Autriche et le Roi de Prusse, par suite des grands évenemens qui ont signalé en Europe le cours des trois dernieres années et principalement les bienfaits multipliés qu'il a plu à la Divine Providence de répandre sur les Etats dont les Gouverneurs ont placé [leur confiance et leur espoir en Elle seule, ayant acquis la conviction certaine qu'il est nécessaire d'assoir la marche à adopter par les Puissances dans leur rapports mutuels sur les vérités sublimes que Nous enseigne l'Eternelle Religion du Dieu Sauveur:]

Fait triple et signé à Paris, l'an de grace 1815 14/26. Septembre

L. S. François propria

L. S. Fréderic Guillaume

L. S. Alexandre.

Überſetzung.

Im Namen der ſehr Heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit.

Indem Ihre Majeſtäten der Kaiſer von Rußland, der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen infolge der großen Ereigniſſe, die in Europa den Gang der letzten drei Jahre bezeichnet haben, und insbeſondere der vielfachen Wohlthaten, die der Göttlichen Vorſehung gefallen hat auf die Staaten zu verbreiten, deren Herrſcher [ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf Sie allein] geſetzt haben, [die feſte Überzeugung gewonnen haben, daß es notwendig iſt, den von den Mächten in ihren gegenſeitigen Beziehungen einzuſchlagenden Weg auf die erhabnen Wahrheiten zu gründen, den Uns die Ewige Religion des Heilands lehrt:]

Dreifach ausgefertigt und unterzeichnet zu Paris, im Jahre der Gnade 1815 14/26. September.

Franz

Friedrich Wilhelm

Alexander.

Digitized by Google

lehnte im Hinblick auf seine Verfassung und auf das Parlament ab. Jede völkerrechtliche Grundlage fehlte der Heiligen Allianz, die nur den Wert einer persönlichen Kundgebung mit lediglich sittlicher Verbindlichkeit für die sie abschließenden Fürsten hatte. In ihren Anfängen hatte die Allianz eine ideale Richtung: ihre Stifter meinten es ehrlich. Hans von Gagern, C. F. von Schmidt-Phiseldek und andere schwärmten dafür. Nicht mit Unrecht wurde sie aber bald ein Gegenstand allgemeinen Hasses; denn Metternich bemächtigte sich Alexanders und leitete aus dem Versprechen der Herrscher, sich bei jeder Gelegenheit Beistand leisten zu wollen, die Berechtigung zur Einmischung in die innern Angelegenheiten fremder Staaten ab. Die Kongresse von Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona waren die Ableger dieser unheiligen Auffassung.

Neben der Heiligen Allianz lief das Bündnis von Chaumont in erneuerter Form weiter: am 20. November 1815 beschlossen in Paris Rußland, Großbritannien, Österreich und Preußen, ihre Monarchen wollten zu Beratungen über Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt Europas von Zeit zu Zeit zusammentreten oder Bevollmächtigte dazu entsenden. Der langjährige Störenfried Frankreich sollte unter internationale Polizeiaufsicht gestellt werden, auch nachdem das Besatzungsheer seinen Boden geräumt haben werde. Gentz begrüßte den neuen Vertrag als „Schlußstein des ganzen Gebäudes". Eine Gesandtenkonferenz, von den vier Höfen beschickt, sollte allwöchentlich in Paris zusammentreten; in ihr spielte Graf Pozzo di Borgo (S. 47 und 64) die Hauptrolle. Man fürchtete nicht Ludwig XVIII., wohl aber die unberechenbare Nation, deren Haupt er zum zweiten Male geworden war, deren Veränderungssucht, Reizbarkeit und Herrschgelüste seit Jahrhunderten den Weltfrieden störten. Und an ihrer Spitze hatte, was die ganze Erde empfand, zwanzig Jahre lang nicht der nach den Schrecken der Verfolgung und Verbannung ruhe- und friedebedürftige Ludwig XVIII. gestanden, sondern der unersättliche Weltenverschlinger, der, von dem Ruhmesglanze der blutigen Walstatt umstrahlt, ohne Krieg nicht leben konnte. Verkörperte Ludwig den Grundsatz der Legitimität, lehnte er sich ganz und gar an die Vergangenheit an und leitete sein Thronrecht aus dem Blute „von 32 guten Königen" her (S. 69), so war Napoleon der Mann der Gegenwart gewesen, der alles, was er geworden war, von seinem Staatsstreiche datierte; ohne trügerische Hülle bekundete er den ausgeprägtesten Wirklichkeitssinn. Wie seine Mutter, die Revolution, hatte er mit Ehedem gebrochen, das alte Buch zugeschlagen und eine neue Weltgeschichte begonnen, die von nichts weiter entfernt war als von Gefühlspolitik, vielmehr nur Selbstsucht und Strebertum kannte.

c) Die Romantik.

Dem ausgesprochnen Realismus der napoleonischen Jahre trat jetzt in schroffstem Widerspruche die Romantik entgegen. Der sie beseelende Geist war durch und durch historisch und erstrebte eine Wiedergeburt gewesner Dinge, lehnte sich eng an die Geschichte an und pries die Vergangenheit oft auf Unkosten der Gegenwart. Die Romantiker waren Feinde der Revolution und Wortführer der Restauration; darum empfing durch sie das Studium der Geschichte einen mächtigen Aufschwung. Man hatte genug am Naturrecht und an den Hohlheiten der Revolution, die so viel Blut und Greuel, eine so maßlose Zerfahrenheit und Unsicherheit aller Verhältnisse herbeigeführt hatte. Man sehnte sich von der unfruchtbaren und verwirrenden Vernunftreligion zum gewaltsam unterdrückten positiven Glauben, zur fest begründeten Kirche Christi zurück (vgl. Bd. VII, S. 346); man lernte wieder beten, konnte man doch wissen und glauben!

Die Romantik war eine Art freiwilligen Bekenntnisses zur Religion der Väter und knüpfte gern an das Mittelalter an. Justus Thibaut wollte Deutschland vom römischen Rechte

Digitized by Google

befreien und forderte 1814 ein allgemeines bürgerliches Recht für Deutschland: ein ungemein modernes Begehren, wollte es aber auf dem Boden des Naturrechts aufbauen. Friedrich Karl von Savigny erhob sich sofort dagegen, schrieb „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" und leitete fortan die von Gustav Hugo begründete, auf dem geschichtlich gewordnen Rechte beruhende Schule. Ihm war das Recht die Form des gemeinsamen Daseins, die Sprache der Ausdruck des gemeinsamen Geistes. Der von Heidelberg ausgehende Streit der philosophischen und der historischen Rechtsschule hielt eine Zeitlang das ganze juristische Europa in Atem; nach Thibaut setzte der Hegelianer Eduard Gans ihn gegen Savigny fort. Man hat behauptet, erst durch diesen Streit und durch die aus ihm erwachsnen neuen Anschauungen sei die Rechtsgelehrtheit in den Kreis der Wissenschaft im Sinn unsrer Tage eingeführt worden. Mit Karl Friedrich Eichhorn und Johann Friedrich Ludwig Göschen gab Savigny seit 1815 die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" heraus; in seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (1815—31) wies er den Zusammenhang von antikem und modernem Rechte nach, und Eichhorn schrieb seine „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (1808—23).

Der Freiherr Karl vom Stein stiftete im Januar 1819 die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde". Er nahm ja so gern aus der Politik seine Zuflucht zur Geschichte und ging seit Jahren mit dem Gedanken um, die Quellen der deutschen Geschichte zu sammeln und herauszugeben; jetzt hoffte er auf eine neue Blütezeit Deutschlands und legte den Grund zu den „Monumenta Germaniae historica", von denen er noch zwei Bände erlebte. Barthold Georg Niebuhr schrieb 1811—30 seine „Römische Geschichte", aus der er alles Sagenhafte ausschied, und mit der er die Bahn strenger Kritik wandelte, vorbildlich für alle Fachgenossen, ein Wertschätzer der Volksfreiheit, aber ein Gegner von Ausschreitungen. Augustin Thierry und J. Ch. L. Simonde de Sismondi schufen Werke von dauerndem Wert über die Geschichte Frankreichs, Englands und Italiens; Fr. Chr. Schlosser, Friedrich L. G. von Raumer und Leopold Ranke traten auf.

Über alle Wissenschaften kam mit der Romantik eine Jungkraft, und die Individualität der einzelnen Nationen bekundete sich frischgeboren gegenüber der Einförmigkeit und der Schablonisierung des niedergebrochnen napoleonischen Weltreichs. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm gaben dem deutschen Volk eine Grammatik und eine germanistische Wissenschaft; Achim von Arnim und Clemens Brentano schenkten ihm das Volkslied aus dem Wunderhorne der deutschen Vergangenheit. Germanisches Heidentum, germanische Urzeit wurden aus dem Bann erlöst. Von Friedrich Schlegels „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) ging die vergleichende Sprachforschung aus, die seit 1816 in Franz Bopp ihren eigentlichen Schöpfer finden sollte. Herder und Goethe förderten in ihrer Weise die Naturwissenschaften und bahnten Alexander v. Humboldt, dem gewaltigsten Helden des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts", den Weg.

Es lag etwas vom Geiste der Heiligen Allianz im Streben des Berners Karl Ludwig von Haller, die Patrimonialherrschaft des Mittelalters neu zu beleben. Der Fahnenträger reaktionärer Feudalität bekämpfte Rousseaus „Contrat social" und Kant; er faßte das Verhältnis von Herrscher und Unterthan rein privatrechtlich auf, sah im Staate das Eigentum der herrschenden Dynastie und erklärte als Feind der konstitutionellen Krankheit der Zeit, daß der Herrscher an den Eid auf eine Verfassung nicht gebunden sei. Haller übertrieb wie der Preuße Adam H. Müller, der Widersacher von Adam Smiths Lehren, die Bewunderung der Vergangenheit; beide verwarfen ausnahmslos jede Errungenschaft der Revolution. Hallers Hauptwerk

Digitized by Google

„Die Restauration der Staatswissenschaft" (1816—20) war ein Abglanz des Mittelalters und bezeichnend für die Zeit der Restauration, ein Katechismus der Reaktion. Der geistvolle Joseph Görres träumte, aus dem Rausche der Revolution erwacht, ebenfalls von einer andern Welt als der, die ihn umgab, sehnte sich zurück nach dem Kaisertume des Mittelalters mit seinen Lehnsfürsten und suchte, freilich vergebens, die modernen Staatsanforderungen mit der Romantik der einst von der Kirche beherrschten Zeiten zu vereinigen.

In Frankreich trat Graf Joseph de Maistre auf, der bigotte Savoyarde, bei dem es Glaubenssatz war, daß nur von Rom aus die durch die Revolution zerwühlte Welt neu geordnet werden, nur der Papst der eigentliche Weltherrscher sein könne („Du Pape", 1819). Ihm entgegen stand Benjamin Constant, der vor allen die konstitutionelle Staatstheorie ausbildete; unter der Einwirkung Schillers, Kants und Johannes von Müllers aufgewachsen, war er ein warmer Freund der persönlichen Freiheit und wollte nichts wissen von der Allgewalt des Staats, zumal auf religiösem und geistigem Gebiete; mit seinen konstitutionellen Ansichten machte er den eigentümlichen Weg vom Acte additionnel (vgl. oben, S. 76) zum Bürgerkönigtume.

Radikaler als Constant trat Karl W. von Rotteck auf, der dem Vernunftrechte wiederum den Sieg über das geschichtlich Gewordne verschaffen wollte und im Sinne Rousseaus die Gesellschaft ansah; seine ungründliche und übertrieben liberale „Allgemeine Geschichte" (1813—27) hat eine ungeheure Verbreitung gefunden. Entsprachen die allgemeinen Theorien nicht dem wirklichen Leben, so waren Rottecks Gedankengänge immerhin sehr beachtenswert, und seine heftigen Angriffe gegen ständische Vorrechte bewegten sich im Dienste der Aufklärung; das allgemeine Stimmrecht aber bekämpfte er, da er dessen Unsinn wohl begriff. Ähnlich wie er dachte sein Freund Karl Theodor Welcker, der Hauptarbeiter an ihrem „Staatslexikon" (1834—49), ein Mann von geringrer Kraftfülle, aber von größrem Gedankenreichtume; mit Rotteck verkörperte er den süddeutschen Kammerliberalismus. Friedrich Christoph Dahlmann, ein Charakter von strengster Reinheit, bewies schon durch seine Waterloo-Rede von 1815, daß er nicht bloß lehren, sondern auch politisch wirken wolle, und daß er zu ernster Arbeit an der politischen Wiedergeburt Deutschlands mahne; er war grundsätzlich für die Verbindung von Leben und Wissenschaft, bewegte sich auf Katheder und auf Tribüne gleich sicher, war Historiker und Staatsmann. Ein Freund der Monarchie, erwärmte er sich besonders für die verfassungsmäßigen Rechte der Völker und sah sein Ideal in der britischen Verfassung, die er auf das Festland übertragen wissen wollte. So standen sich auch damals die politischen Ansichten mehr oder weniger schroff gegenüber.

Die romantische Dichtung blühte zumal in Deutschland: man braucht nur an die Gebrüder Schlegel, an Brentano, Arnim, Chamisso, Novalis, Fouqué, Tieck zu erinnern, um ihren Geist zu charakterisieren. Die romantische Musik fand ihren beredtesten Ausdruck in Karl Maria von Webers „Freischütz". Die Malerei der Romantik beseelte Peter Cornelius und Friedrich Overbeck; die Gebrüder Sulpice und Melchior Boisserée legten zu Köln, Heidelberg und München ihre große Sammlung altdeutscher Gemälde an. Der gotische Stil beherrschte den Geschmack. In erster Linie würdigte Friedrich Schlegel neben der Antike die ältre deutsche Kunst; er und Goethe wiesen auf die Bedeutung der beiden van Eyck (Bd. VII, S. 155) für die spätere Kunst hin, ja Goethe wurde ein Vater der Kunstgeschichte. Die klar Denkenden unter den Künstlern und Dichtern vergaßen dabei um der Himmelsgaben das irdische Gut nicht: für das Wohl des Vaterlands hatten sie ein warmes Herz. Cornelius war überzeugt, „daß Gott sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen wolle, um von

Digitized by Google

ihr aus ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über der Erde zu verbreiten". Und wie er dachte sein Gönner, Ludwig I. von Bayern; jeder besaß im andern den Mann, dessen er bedurfte. Ludwig Uhland erwartete Großes von der Zeit: „jetzt, da von neuem Lichte die Hoffnung sich belebt, und da die Volksgeschichte den Griffel wartend hebt". Hatten die Romantiker Goethe auf den Schild erhoben, so stieß ihn bald ihre Übertreibung ab; sie verirrten sich vielfach in das Mystische und brachten unverdauliche Schicksalsdichtungen hervor.

Die Romantik war nicht allein in der deutschen Dichtung daheim: die andern Lande waren ihr ebenso tributpflichtig geworden. Die skandinavische Dichtung war romantisch angehaucht, ohne einen krankhaften Beigeschmack anzunehmen. Im britischen Inselreiche schalteten Robert Burns und der gewaltige Walter Scott, den das Ausland wie die Heimat gleichermaßen bewunderten. Frankreich sah seinen größten Romantiker in François René Vicomte de Chateaubriand, dem Bannerträger der Legitimität, der den Legitimisten als Politiker noch viel zu freigesinnt war. Italien schaute mit berechtigtem Stolz auf Alessandro Manzoni und auf Silvio Pellico. In Rußland bekämpfte die romantische Schule des „Arsamass" erfolgreich den französischen Klassizismus Gawril R. Derschawins.

Mit Hilfe der ihr sehr holden Romantiker erzielte die römische Theokratie ungeheure Erfolge. Mit neu gestählter Kraft trat sie gegen die Revolution in die Schranken, wie der Kirchenstaat aus dem Wiener Kongresse erneut hervorgegangen ist. Papst Pius VII. durfte sich als Besieger seines Kerkermeisters, des Gefangnen von Sankt Helena, fühlen, dessen Los zu erleichtern er übrigens allein von allen Fürsten den Versuch machte; Pius stellte am 7. August 1814 durch das Breve „Sollicitudo omnium" den Jesuitenorden wieder her und begünstigte die Wiederauferstehung der Inquisition in Spanien unter Ferdinand VII. Zahlreich erfolgten Übertritte zur römischen Kirche, in der Millionen den einzigen Rückhalt gegen das Ungeheuer der Revolution erblickten (vgl. Bd. VII, S. 344); gedenken wir nur Friedrich Schlegels, des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, Adam Müllers, Karl Ludwig von Hallers, der Bekehrungen in den höchsten Kreisen Englands und Rußlands!

Welch triumphierende Sprache redete Chateaubriands Landsmann, der bretonische Abbé H. Fél. Rob. de Lamennais! Er vor allen machte die periodische Presse ultramontanen Zwecken dienstbar, bekämpfte die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen und behauptete, der Kirche gegenüber sei die Zeit machtlos; er folgerte gleich de Maistre aus der Souveränetät des Papstes seine Unfehlbarkeit, machte dem Volke die Gedanken de Maistres mundgerecht und führte aus, dem unfehlbaren Papste, der die Gesamtvernunft verkörpere, sei unbedingter Gehorsam zu zollen; die Schule sollte in die Hand der Kirche gegeben, die Jesuiten sollten die Herren des öffentlichen Gewissens werden. L. Gabr. Ambr. Vicomte de Bonald und de Maistre, die alle konstitutionellen Einrichtungen der Neuzeit verfemten, in Rom das Bollwerk gegen Revolution und gegen Unglauben sahen und das Mittelalter nicht der Romantiker, sondern der Pfaffenknechte herbeisehnten, überhäuften Lamennais mit Lobeserhebungen. Alphonse M. L. Prat de Lamartine und Chateaubriand feierten den seltnen Mann, der mit Feder und Zunge gleich gewaltig und gleich volkstümlich zu wirken wußte und als einziges Heil der gesunkenen europäischen Gesellschaft reuige Rückkehr zur päpstlichen Autorität, blinde Unterwerfung anriet.

Die Wiener Schlußakte freilich, welche die europäische Welt im Jahre 1815 neu ordnete, zeigte nichts von romantischem Sinne, sie war vielmehr das Ergebnis barer Interessenpolitik. Niemand nahm darin Rücksicht auf die Nationalität: man verteilte nach napoleonischer Schablone die Völker wie Herden und schuf künstliche Bildungen mit unnatürlichem Vaterlandssinne;

Digitized by Google

nur die Heilige Allianz streifte an Romantik an. Metternich, der leitende europäische Minister, war wie sein getreuer Knappe Friedrich von Gentz frei von jeder Romantik. Aber in den Romantikern, die sich ihm freiwillig anboten, wie Adam Müller und Friedrich von Schlegel, sah er brauchbare Werkzeuge gegen die liberalen Forderungen der Zeit und gegen den verhaßten „Verfassungsdusel"; er war fest entschlossen, sein Österreich vor dieser Krankheit zu bewahren. Metternich war überzeugt, daß das in der Wiener Schlußakte umgemodelte politische System Europas unerschütterlich untermauert sei und den Frieden der Welt, den Bestand der Einzelstaaten verbürge. Er wollte das Bestehende um jeden Preis behaupten und befestigen und sah darum mit Mißbilligung und Argwohn auf die Völker, die nach Napoleons Sturz, zu dem sie doch wesentlich beigetragen hatten, mehr oder weniger stürmisch Rechte, Freiheiten, Zugeständnisse verlangten; er suchte sie mit schönen Worten abzufertigen, sie kamen aber immer wieder, und er wußte sie nicht los zu werden. Die alte Freundschaft des Kaiserstaats zu Großbritannien war von ihm neu befestigt worden: Castlereagh und Wellington waren treue Bewunderer und Anhänger der Weisheit des Staatskanzlers.

B. Die Mächte.

a) Großbritannien.

Wie sah es damals in Großbritannien, dem vielgefeierten Staate der verfassungsmäßigen Freiheit, aus? William Pitt der Sohn (1759—1806) hatte dafür gesorgt, daß Waffen, Soldaten und Hilfsgelder gegen die Revolution und gegen Napoleon in Marsch gesetzt wurden, und nach seinem Tode blieb das Schwert Albions entblößt, bis die Stunde von Waterloo geschlagen hatte; seine Flagge wehte auf allen Meeren (vgl. Bd. VI). Die Flotten der andern Nationen waren von der britischen vernichtet; diese war unbestritten die erste der Welt geworden. Großbritannien hatte sich in Westindien ausgedehnt, hatte Kanada in Blüte gebracht, ohne freilich in der Bevölkerung die alte Liebe zu Frankreich ersticken zu können, hatte in Afrika Besitz erworben und gebot in Ostindien durch die Kompanie über ein Weltreich, das weit größer und bevölkerter als das Mutterland war. Der Sultan Tippu-Sahib von Maissur, ebenso umsichtig als Herrscher wie als Feldherr, der Briten Todfeind, war überwunden und die Macht der Mahâratten zwei Jahrzehnte später von Francis Rawdon Marquis Hastings (1818) gebrochen worden; fast alle Staaten, einschließlich dem des Großmoguls in Delhi, verloren ihre Selbständigkeit (vgl. Bd. II). Birma büßte nach unglücklichem Kriege 1826 seine Küstenlande ein, und man war bemüht, Afghanistan in den Bereich des britischen Interesses zu ziehen, was zu Verwicklungen mit Rußland führte. Unermeßliche Schätze kamen aus Indien nach England; der indische Handel nahm eine nie geahnte Ausdehnung. James Cook und andre kecke Seefahrer entdeckten neue Inselgruppen, die in den Bereich des Handels gezogen wurden. Der zweite Pariser Friede sicherte der Meerbeherrscherin den Besitz des Kaplands und Ceylons, durch Gibraltar die Herrschaft über die Meerenge zwischen Europa und Afrika, durch Malta die über die Straße aus dem westlichen in das östliche Mittelmeer. Der „Vereinigte Staat der sieben Jonischen Inseln" stand unter britischem Schutze; dies Verhältnis wurde vermöge der dem neuen Staate verliehnen Verfassung und des Übergewichts des britischen Oberkommissars bald allgemein verhaßt, so viel Gutes auch die kräftige Verwaltung mit sich brachte.

Eine Reihe großer Erfindungen hatte den Briten, wie Alfred Stern sagt, gleichsam ein Monopol für die Herstellung von Wollen- und Baumwollenstoffen verliehen. James Watt hatte die Dampfmaschine erfunden, Henry Bell das erste Dampfschiff auf dem Clyde fahren

Digitized by Google

lassen, und mit der steigenden Industrie war der Handel kräftig aufgeschossen. Die Briten beherrschten den Weltmarkt und leiteten nahezu den ganzen überseeischen Handel. Die Gesamtausfuhr betrug in dem Zeitraume von 1801—10 jährlich fast 41 Millionen Pfund Sterling: die Kontinentalsperre Napoleons hatte dem britischen Handel keineswegs den Untergang bereitet; und die Ausfuhr wuchs nach Aufhebung der Sperre von Jahr zu Jahr. Freilich war infolge der langen Kriegszeit zu Land und zu See auch die Staatsschuld ungemein gewachsen: 1817 betrug sie 850 Millionen Pfund Sterling; entsprechend groß war die erforderliche Zinssumme.

Nachdem Thomas Clarkson, William Pitt der Jüngre und William Wilberforce seit Jahrzehnten gegen den Negerhandel gearbeitet hatten, hörte er unter Grenvilles Kabinett mit dem 1. Januar 1808 im britischen Reich auf. Wilberforce aber wollte die Beseitigung in der ganzen zivilisierten Welt. Er schrieb an Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und Talleyrand und erreichte durch letztern und durch Castlereagh auf dem Wiener Kongresse, daß sich Frankreich, Spanien und Portugal zur Abschaffung des Sklavenhandels verpflichteten; mit Clarkson wurde er 1823 Vizepräsident der Anti-Sklaverei-Gesellschaft. Frankreich, Spanien, Portugal, Brasilien verzichteten auf den Sklavenhandel. Wilberforce und sein Schüler Thomas Fowell Buxton rasteten nicht, bis er auch in den britischen Kolonien beseitigt war und bis das Emanzipationsgesetz vom August 1833 unter der Verwaltung des Grafen Charles Grey dies aussprach; den Geschädigten wurden vom Parlamente 20 Millionen Pfund Sterling ausgeworfen. Die Humanität hatte einen glorreichen Sieg erfochten. Dahlmann nannte in seiner Waterloo-Rede von 1815 den britischen Staat „den in der großen Überschwemmung allein noch übrigen Wartturm der Freiheit"; Achtung heischend stand dieser im Vordergrund, und seine Verfassung wurde allgemein bewundert, wie sie schon Montesquieu blind bewundert hatte.

Und doch barg die englische Verfassung genug der Schäden (vgl. Bd. VII, S. 390 und 396). Die grundbesitzende Aristokratie besaß allein die öffentlichen Rechte, in ihrer Hand lag das Self-government, auf das die Nation so stolz war; ihr Übergewicht machte sich selbst in der Verwaltung der Städte fühlbar. Sie gebot in Heer und Kirche; sie brachte die wahlberechtigte Mittelklasse in Abhängigkeit von ihren Wünschen. Sie war stark und lebensfähig durch die segensreichen Einrichtungen des Erstgeburtsrechts, der Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Familiengüter; sie entging dadurch der Zersplitterung, Ohnmacht und Armut des deutschen Adels und blieb ein mächtiger Pfeiler der Verfassung. In ihrem Besitze waren gegen vier Fünftel des nutzbaren Grundeigentums des vereinigten Königreichs, sie kaufte immer mehr das mittlere und kleine ländliche Grundeigentum auf, die Verarmung seiner Inhaber benutzend, und griff zu Zeitpächtern, denen eine möglichst hohe Pacht abgenommen wurde: so kamen die großen Güter zu stande, und der Mittel- und Kleingrundbesitz ging in die Brüche.

Das Oberhaus war natürlich auf Seite der Aristokratie, und im Unterhause wußte sich diese immer neuen Boden zu erobern. Aufblühende Städte, wie Birmingham und Manchester, waren im Unterhause gar nicht vertreten, während man für eine lange Reihe bedeutungsloser „verfaulter Flecken" (rotten boroughs) Vertreter wählte, was geradezu einer Versteigerung der Stimmen glich. Daß das unwürdig sei, war längst betont worden und hatte schon William Pitt, dem Grafen von Chatham, der selbst einst für einen „verfaulten Flecken" ins Parlament gekommen war, manches mißbilligende Wort entlockt; aber er wie sein Sohn ließen es schließlich doch beim alten. Obwohl das Aufblühen der Industrie dem bürgerlichen Mittelstand ein weit höheres Gepräge gab als bisher, war er doch im Parlamente ganz ungenügend vertreten; und weil das flache Land in die Mittelpunkte der industriellen Thätigkeit abflutete, ging der

Digitized by Google

Ackerbau sehr zurück. Die durch Maschinen betriebne fabrikmäßige Erzeugung von Waren ertötete die Hausindustrie, und die Arbeiter mußten sich die schamloseste Bedrückung durch das Großkapital gefallen lassen. Robert Owen (vgl. Bd. VII, S. 376) suchte ihnen Schutz zu bieten, indem er in seiner Baumwollspinnerei zu New Lanark eine Arbeiterbevölkerung großzog, die sich bei ihm wohlfühlte; sein Beispiel aber blieb fast unbefolgt, er selbst wurde von den Hütern der Mißbräuche verdächtigt, und das Brot des armen Manns wurde weder billiger noch besser. Die Grundbesitzer wollten ihr Getreide teuer verkaufen und erwirkten Verbote gegen die Einfuhr von Getreide aus dem Auslande. Der Kornpreis stieg ungemein; und als er wieder fiel, nahm das Parlament, ganz im Sinne des Grundbesitzes, 1815 ein Gesetz an, welches auf die Einfuhr von Weizen, Roggen, Gerste ꝛc. einen hohen Zoll legte. Owen empfahl auch ein nationales System des Unterrichts, ohne etwas zu erreichen; hingegen breitete sich die auch von ihm begünstigte, auf gegenseitigem Unterrichte beruhende Methode von Bell Lancaster aus. Am ärgsten stand es mit dem Unterrichts- wie mit dem Armenwesen in Irland. Um ihrer Not einigermaßen abzuhelfen, verhandelten Eltern ihre Kinder in die Fabriken, wo sie trotz zartester Jugend unbarmherzig ausgenutzt wurden (vgl. Bd. VII, S. 374); auch hier war Owens Ruf nach einem Arbeiterschutzgesetze zunächst vergeblich (a. a. O., S. 388). Daß solche Mißstände die Verbrecherzahl erhöhen mußten, braucht kaum erwähnt zu werden; und wie gräßlich waren die Zustände in den Gefängnissen!

Ein Hauptgegner der Mißbräuche und Mängel der Rechtspflege war Jeremy Bentham. Er arbeitete eifrigst auf eine vernunftgemäße Gesetzgebung hin und forderte eine durchgreifende Parlamentsreform, was ihm die Tories auf den Leib hetzte. Rücksichtslos bekämpfte er jedes Vorurteil auf Grund der von ihm begründeten Nützlichkeitsphilosophie (Utilitarismus); seine Gedanken fanden in England weniger Anklang als in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Lauter trat William Cobbett auf, der abtrünnig gewordne Tory, der in seiner Zeitschrift „The Weekly Register“ kein Maß kannte und trotzdem niemals ein echter Freund des Pöbels werden konnte. Seine umstürzenden Reformpläne machten keinen Eindruck auf das Parlament, desto mehr auf Vereine und Versammlungen; Cobbett wurde zum Anwalte der Demokratie. Er stachelte die Massen gegen die Regierung an, die schuld an ihrer Not sei, belebte die Hampden- und Unionklubs neu und warf seinen Schatten selbst in die Gesinnungen der City. Es kam in London zu Unruhen; man hörte von Geheimbünden, und die Regierung hob 1817 die Habeas-Corpus-Akte zeitweilig auf, traf Ausnahmemaßregeln, beschränkte die Preßfreiheit und zerstreute die Aufständigen mit Truppengewalt, was sie natürlich immer verhaßter machte.

Nach außen hin schloß sich die britische Regierung eng an Österreich an und war voll Mißtrauen gegen Rußland, dessen Diplomatie überall geschäftig war, und dessen Kaiser nicht übel Lust zu haben schien, einen Kreuzzug gegen die frechen Seeräuber der Barbareskenstaaten, die England 1816 gezüchtigt hatte, und gegen den Sultan zu unternehmen. Zar Alexander I. war der einzige Fürst, der sein Heer auch nach Napoleons Sturz in voller Stärke beibehielt; welche Pläne mochte er im Schilde führen, galten sie etwa den zu Tilsit und Erfurt nicht erfüllten Verheißungen im Oriente?

Die große Rolle, die Robert Peel, der Tory, im Parlamente spielen sollte, begann damals. Der heftige Gegner der Katholikenemanzipation, der von 1812—18 in Irland als Staatssekretär für Verbreitung gesunder Bildung und guter Polizei gearbeitet hatte, erwirkte durch die Cash Payment's Act die Rückkehr vom Papier- zum Bargelde, während die Regierung

Digitized by Google

durch Auflegung neuer Steuern auf teilweise unentbehrliche Gegenstände den Finanzen aufzuhelfen suchte. Die allseitige Unzufriedenheit des Volks fand im August 1819 einen planmäßigen Ausdruck im Zug aus Manchester nach dem Sankt-Petersfelde, wo aufwiegelnde Reden durch das Eingreifen von Husaren und Konstablern unterbrochen wurden. Dieser Vorfall, bei dem viele verwundet oder getötet wurden, erschien der Opposition und vor allen den Radikalen ein guter Anlaß, die Regierung der Ungesetzlichkeit und der Barbarei anzuklagen, und es erhob sich im ganzen Reich ein Zetergeschrei. Die Regierung antwortete darauf mit Zwangsmaßregeln, sie wollte einer Revolution vorbeugen und dem Proletariate Zügel anlegen; der Staatssekretär des Innern, Henry Addington Viscount Sidmouth, trat wie Castlereagh, Grenville und andre für die sechs „Knebelbills" von 1819 ein, die der vollziehenden Gewalt große Vollmachten verliehen.

Die 60jährige Regierung Georgs III., der seit langem geisteskrank war, endete am 29. Januar 1820. Georg III. war unbeholfnen Geistes, wenig begabt gewesen, voll Eifersucht auf große Männer wie beide Pitt, und hatte trotz mangelnder Befähigung danach gestrebt, persönlich zu regieren, was sich mit der Verfassung natürlich nicht vertrug. Der erste in England geborne Welfenkönig, dachte und handelte Georg III. weit mehr als seine beiden Vorgänger im britischen Sinne: Hannover wurde allmählich zum Anhängsel des britischen Reichs, während Georg I. und II. ihr deutsches Heimatland Großbritannien vorgezogen hatten. Wie mit Blindheit geschlagen, verspielte Georg, dessen schlimmster Fehler der Starrsinn war, die amerikanischen Kolonien, erklärte mit Lord Frederick North seine dortigen Unterthanen für Empörer und Verräter und verlor lieber eine Welt, als daß er einige thörichte Verordnungen zurückgenommen hätte (vgl. Bd. I, S. 467); „in einem Feldzuge büßte die Krone mehr Land ein, als Alexander der Große in seinem ganzen Leben erobert hatte". Wiederholte Attentate bekundeten, wie unbeliebt Georg war, und vergebens suchte er mit Höflingen die immer mächtiger auftretenden Volksströmungen zu dämmen. Von der Katholikenemanzipation wollte er nie etwas hören; ein strenggläubiger Mann, von dem der Großvater schon geäußert hatte, er sei zu nichts brauchbar, als um seiner Mutter die Bibel vorzulesen, erklärte er, lieber würde er sich in eine Hütte zurückziehen oder würde sich enthaupten lassen, als daß er seinen Eid bräche und vergäße, daß er ein protestantischer König sei.

Georgs III. Nachfolger, Georg IV. (seit 1811 Prinz-Regent), führte zwar ein überaus anrüchiges Leben, beobachtete aber den Katholiken gegenüber dieselbe Haltung wie der Vater und betonte den protestantischen König. Da seine einzige eheliche Tochter Charlotte schon 1817 als junge Gattin Leopolds von Sachsen-Koburg gestorben war, wurde sein in legitimer Ehe ebenfalls kinderloser Bruder Wilhelm, Herzog von Clarence, Thronfolger. Ein hohler Lebemann, auf steter Suche nach Liebesabenteuern, bis über die Ohren verschuldet, stand Georg IV. in offner Feindschaft zu seiner unvorsichtigen Gemahlin Karoline von Braunschweig und lebte mit dem Vater auf gespanntem Fuße. Auch er wurde immer unbeliebter, leistete nichts als Soldat, nichts als Politiker und begann seine Regierung mit dem schamlosen Prozesse gegen die Königin; er verlor ihn in den Augen seiner Nation und der Welt. Karolinens gewaltiger Anwalt „in der königlichen Bordellkomödie", Henry Peter Baron Brougham and Vaux, schlug den Premier Charles Jenkinson Grafen Liverpool, Georgs Berater, glänzend aus dem Felde; die von der Krönung ausgeschloßne unglückliche Frau aber starb bald darauf (1821) aus Kummer. Aufrührerische Bewegungen in Schottland und England wurden rasch unterdrückt; die Cato-Street-Verschwörung Thistlewoods gegen das Leben sämtlicher Minister wurde im Februar

Digitized by Google

1820 zeitig entdeckt und bestraft. Und der Besuch Georgs IV. in Irland (1821) und Schottland (1822), Reichsteilen, die keiner der drei Vorgänger je besucht hatte, erzeugte maßlose Begeisterung; Georgs Herrschaft schien hier fester begründet als je.

b) Österreich.

Der durch die französische Revolutionszeit und durch Napoleon umgewälzte österreichische Staat hatte auf dem Wiener Kongresse seine abgerundete Form erhalten. Im Innern suchten Franz I. und Metternich möglichst die alte Art zu wahren; sie wollten eine unumschränkte Regierung und begünstigten die bevorrechteten Stände.

Niemand war seiner Natur nach derart für zähes Festhalten am Alten und für Beharren bei dem Schlendrian wie der gute Kaiser Franz, der absolute Herrscher in konservativer Richtung; er sah eine staatliche Gefahr in jeder vom Buchstaben seiner Verordnungen abweichenden Regung der Geister, haßte alle Neuerungen von vornherein und lenkte seine Völker vom Kabinett aus. Gern bereiste er seine Länder und ließ sich von den getreuen Unterthanen anjubeln, da er den höchsten Wert auf die Volksgunst legte; bei aller Schärfe der Beobachtungsgabe und bei allem Fleiß entbehrte er eigner Gedanken. Auch Metternich war hieran nicht überreich. Franz machte von der Fülle seiner Allgewalt meist negativen Gebrauch. Wer ihm diente, sollte blindlings gehorchen; zu großen kraftvollen Thaten aber gebrach es ihm an Tüchtigkeit und Charakterstärke: sein Sinnen und Trachten ging auf in den untergeordneten Handgriffen der Kanzlei. Wie Friedrich Wilhelm III. verabscheute er selbständige Charaktere, Männer von persönlichen Ansichten, und selbst seinen Brüdern Karl und Johann begegnete er darum mit ungerechtfertigtem Mißtrauen; wirklich angenehm war ihm in seiner Familie nur sein jüngster Bruder, der ganz beschränkte und wesenlose Ludwig. Hingegen sorgte Franz für die Verbreitung wohlthätiger Anstalten, für die Ordnung des Rechtswesens: 1811 führte er das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch" ein und löste damit die von Maria Theresia und Joseph II. hinterlaßne Aufgabe. Sein Hauptfehler war die Kleinlichkeitskrämerei, die ihm den Blick auf das Ganze entzog, und seine häufigen Eingriffe in die Geschäfte des Staatsrats ließen auch dort keinen geordneten Gang zu.

Franz hatte es Metternich zu verdanken, daß Österreich die erste Stelle in Europa wieder gewonnen hatte; darum überließ er ihm gern die Leitung der auswärtigen Politik, während er sich im großen ganzen mit der innern begnügte. Metternich war der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Aber er war nur Diplomat, kein Staaatsmann wie Kaunitz und Felix Schwarzenberg: er baute das neue Österreich nicht für die Zukunft aus, sondern suchte nur das Rad des Fortschritts aufzuhalten und mit seinem Gentz in Ruhe die Zügel zu führen; alles sollte unbeweglich bleiben. Die Polizei half eifrig zur Einhaltung dieses Regierungsrezepts und verfolgte jeden Freidenkenden als der Demagogie verdächtig. Österreich war im vollsten Sinn ein Polizeistaat: es ernährte ein Heer von „Spitzeln" und Angebern, die Postverwaltung mißachtete das Briefgeheimnis, Aufpasser belauerten Lehrer und Schüler an den Hochschulen; selbst so treue Österreicher, wie Franz Grillparzer und Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, hatten Zusammenstöße mit den Schnüfflern. Die Zensur wurde mit verblendeter Unduldsamkeit ausgeübt. Der öffentliche Unterricht litt von der Universität bis zur Volksschule unter der Bevormundung und dem Mißtrauen der Gewalthaber; Schule und Kirche waren ohne Bewegung.

Die Provinzialstände in den neuerworbnen und in den wieder erlangten Kronländern wollten nichts bedeuten und führten ein thatsächliches Scheinleben, wie auch die Bevölkerung

Digitized by Google

größtenteils flügellahm verfuhr. Ungarn aber, das seit Maria Theresiens Bedrängnis auf seiner staatlichen Selbständigkeit fußte, war nicht gewillt, von seiner Höhe in die allgemeine Bedeutungslosigkeit der andern Kronlande herabzusteigen, und der Erzherzog-Palatinus Joseph teilte diese Auffassung durchaus. Darum mußte es frühe zu erbittertem Streite mit der Wiener Regierung kommen, welche die Verfassung Ungarns so wesenlos machen wollte wie die Krains und Tirols. Der Groll fand hauptsächlich in den Komitatsversammlungen seinen Ausdruck; man widersprach in ihnen unbefangen den einförmigen Willkürverfügungen aus Wien, während eine Gruppe des Adels selbst dafür eintrat, daß sich das bisher ausgeschloßne Volk an der Strömung beteiligen solle. Auf dem Reichstage von 1825 sprach sich diese sehr deutlich gegen die ausschließliche Adelsherrschaft aus. Die heftigen Angriffe des Reichstags gegen die Regierung freilich führten zu keinem Ergebnisse; der Fahnenträger jener Gruppe war Graf Stephan Széchényi, den sein Gegner Kossuth „den größten Ungarn" genannt hat.

Den Erzherzog-Vizekönig Rainer beseelte der beste Wille, die Einwohner des lombardisch-venezianischen Königreichs glücklich zu machen und die österreichische Herrschaft bei den Italienern einzuleben; aber man hemmte ihn aus Wien dergestalt, daß ihm kein entscheidender Einfluß auf die Verwaltung blieb. Die Italiener wollten von den Vorzügen der österreichischen Herrschaft nichts wissen, sträubten sich gegen die Verdeutschung und pochten auf ihre alte Nationalität; Litteratur, Presse, Geheimbünde verfolgten nationale Zwecke und redeten der Unabhängigkeit das Wort, während Metternich an einen italienischen Staatenbund unter Österreichs Vorsitz nach Art des deutschen dachte. Übrigens war es höchst verhängnisvoll, daß man in den leitenden Wiener Kreisen Italien als die Hauptunterlage der ganzen Reichspolitik ansah und doch kein Verständnis für die eigentümlichen Verhältnisse hatte, die in jedem Staate dieser Halbinsel andre waren. Metternich bekämpfte vielmehr mit allen Mitteln der Gewalt die nationalen Wünsche als Auswüchse des Revolutionsgeistes, hier ebenso wie in Deutschland; waren doch die Hoffnungen der Völker dies- wie jenseit der Alpen nicht in Erfüllung gegangen: „das goldne Zeitalter" war ausgeblieben.

Und wie entsetzlich war der Zustand der österreichischen Staatsfinanzen! Seitdem der Finanzminister Graf Joseph Wallis im Jahre 1811 ein Patent erwirkt hatte, das den Nominalwert des auf 1060 Millionen Gulden angewachsnen Papiergelds auf ein Fünftel herabsetzte, herrschte anhaltender Bankrott. Silber verschwand aus dem Verkehre, der Staatskredit sank tief, und die Einkünfte blieben hinter den Ausgaben weit zurück, die der lange Krieg ungeheuer vermehrte. Im Jahre 1814 übernahm Graf Philipp Stadion, der frühre Minister des Äußern (S. 50 und 66), das undankbare Portefeuille der Finanzen. Er bemühte sich redlich, den Kredit zu heben, eine feste Währung einzuführen, Ordnung nach einheitlichen Gedanken zu schaffen und mit tüchtigen Mitarbeitern die wirtschaftlichen Kräfte zu entfesseln; es bedurfte aber verschiedner Finanzpatente, bis man das alte Papiergeld in Masse zurückziehen und Silber wieder in Verkehr bringen konnte. Man mußte neue Anleihen machen, was die Zinsenlast in den Jahren 1816 bis 1823 von 9 auf 24 Millionen, den Jahresaufwand für die Staatsschuld von 12 auf 50 Millionen erhöhte; die 1817 eröffnete Nationalbank leistete tüchtige Hilfe. Gelang Stadion nicht die Neugestaltung des Systems der indirekten Steuern und ging die Neuordnung der Grundsteuer nur sehr langsam von statten, so erschwerte besonders Ungarns Haltung die Stellung des großen Reformministers, der im Mai 1824 starb. Der Staat des Kaisers Franz war natürlich das Gelobte Land der Zollmauern und der Einzeltarife; der Industrie und dem Handel wurden Sperrketten gezogen. Vergebens rieten helle Köpfe dazu, aus allen Erblanden,

Digitized by Google

ausgenommen Ungarn, ein Zollgebiet zu machen; baute auch die Regierung Handelsstraßen und legte Kanäle an, so lag doch der Handel des Kaiserstaats nach dem Auslande darnieder. Triest wurde für Österreich nicht, was es hätte werden können; erst der Elberfelder Karl Ludwig von Bruck machte es 1833 durch die Gründung des Österreichischen Lloyd zu einem Brennpunkte des Weltverkehrs. Im Heere ging der Schlendrian um: Neuerungen wurden vermieden, die Reform des Erzherzogs Karl blieb unterbrochen. So also sah es in Österreich aus, dem „Faubourg Saint-Germain Europas".

c) Preußen.

Ging es denn besser im Nebenbuhlerstaate Preußen? Friedrich Wilhelm III. war das Urbild eines hausbackenen Philisters, eine Natur ohne jeden Geistesschwung, ein kalter Zweifler gegenüber dem Auflodern der Vaterlandsliebe und der Opferwilligkeit seines Volks. Ihm lag vor allem an Ruhe; der ihm so unsympathische Sturm des Freiheitskriegs war vorüber gebraust, jetzt wollte er seinen Staat in Frieden regieren. Religiöse Fragen interessierten ihn mehr als politische; er war ein positiver Christ, und es war ihm ein Herzensbedürfnis, die lutherische und die reformierte Kirche zu verschmelzen, wozu die Zeitstimmung sehr günstig schien. Als im Jahre 1817 die dritte Jahrhundertfeier der Reformation stattfand, rief er zu einer Union beider Bekenntnisse auf und fand vielfach Anklang. Die unter seiner eignen Mitwirkung erlaßne neue Agende von 1821 aber stieß auf großen Widerspruch zumal bei den Altlutheranern; erst ihre zweite Fassung von 1829 versöhnte die Gegner etwas, wenn auch die alte Bevormundung der Kirche durch den obersten Landesbischof nach wie vor fühlbar blieb und Friedrich Wilhelm auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete sich zum Absolutismus bekannte, der ungern Kreis- und Provinzialsynoden neben sich sah. Freilich schuf die Union keinen Kirchenfrieden, wurde vielmehr Anlaß zu neuem Streite; sie wurde jedoch wie in Preußen, so in Nassau, Baden, der bayerischen Pfalz, Anhalt und einem Teile Hessens eingeführt.

Der König wollte auch der katholischen Kirche eine geordnete und gedeihliche Entwicklung geben und trat deshalb in Unterhandlungen mit der Kurie, die sein als Geschichtschreiber großer, als Diplomat schwacher Gesandter Barthold G. Niebuhr (S. 86) leitete; Niebuhr und der Kultusminister Karl Freiherr zum Altenstein kamen der Kurie zu sehr entgegen und waren dem Kardinal-Staatssekretär Consalvi (S. 35) nicht gewachsen. Am 16. Juli 1821 erließ Papst Pius VII. die Bulle „De salute animarum", der ein erläuterndes Breve „Quod de fidelium" nachfolgte. Der König bestätigte die Vereinbarung durch einen Kabinettsbefehl: Köln und Posen wurden Erzbistümer, Trier, Münster, Paderborn, Breslau, Kulm und Ermeland Bistümer mit je einem geistlichen Seminare; den Domkapiteln stand das freie Wahlrecht zum Bischofe zu, der jedoch beim Könige persona grata sein mußte.

Lange freilich währte der Friede nicht: die Frage wegen der gemischten Ehen führte zu neuem Streite (vgl. Bd. VII, S. 345). Seit 1803 galt in Preußens östlichen Provinzen der Grundsatz, die Kinder hätten in streitigen Fällen der Religion des Vaters zu folgen, was mit einer Bulle von 1741 in Widerspruch stand; seit 1825 sollte nun die Verfügung von 1803 auch für die Rheinprovinz gelten, die zum größten Teile katholisch war. Die dortigen Bischöfe aber wendeten sich 1828 an den Papst Leo XII.; dieser und sein Nachfolger, Pius VIII., unterhandelten lange mit dem preußischen Gesandten Christian Karl Josias Ritter von Bunsen, der, im Geiste der Romantik befangen, im engen Anschlusse der Staaten an die Kurie das sicherste Schutzmittel gegen die Revolution sah. Pius VIII., ein Todfeind aller Aufklärung,

Digitized by Google

gestattete schließlich durch ein Breve von 1830 die Einsegnung gemischter Ehen nur, wenn das Versprechen gegeben werde, die zu erwartenden Kinder katholisch erziehen zu lassen; die preußische Regierung aber nahm das Breve nicht an, und bald kam es zum Kampfe mit der Kurie und mit dem Erzbischofe von Köln.

Es war ungeheuer schwer, den neuen preußischen Staat zu einer geschlossnen Einheit von festem und biegsamem Gepräge zu gestalten. Nicht nur seine langhingestreckte Gestalt, seine geographische Zerrissenheit, die Einsprengung Hannovers in seinen Leib, sondern vor allem auch die Zusammensetzung aus hundert Gebietsstücken mit verschiedenartigsten Gesetzgebungen und partikularistisch abgetönten Sonderwillen, die Abneigung der katholischen Rheinländer gegen die Einordnung in den durch Geschichte und Sinnesart protestantischen Staat, die polnische Widerspenstigkeit in den Weichsellanden waren Gegengewicht genug gegen den an sich willkommnen Zuwachs (reichliche Verdopplung) an Bevölkerung. In stiller, gesegneter Arbeit wurde nun das Beste geleistet, um einheitliche Verhältnisse herzustellen. Im Rechtswesen und in der Rechtspflege waren solche nicht allgemein durchzuführen; man beließ darum den Rheinlanden den Code Napoléon mit Schwurgerichten und mündlichem Verfahren, gab hingegen dem größten Teile der Monarchie das allgemeine Landrecht. Entsetzlich waren die Weitschweifigkeit und Engherzigkeit des Zollwesens und die Buntscheckigkeit der Grundsteuerverfassungen.

Der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht, dieses Pfeilers der Monarchie, wurde vielseitig bekämpft. Besonders in den neu erworbnen Landesteilen stieß die ins Familienleben tief einschneidende Einrichtung auf Widerspruch und Unzufriedenheit. Man wünschte in großen Kreisen gar kein stehendes Heer mehr. Schließlich hielt man aber an der Heeresverfassung fest, sie wurde zum Kitte der verschiednen Bestandteile des Vaterlands; es blieb bei dreijähriger aktiver Dienstzeit, zwei Jahren Dienst in der Reserve und zwei Landwehraufgeboten von je sieben Jahren. Daß allgemeine Wehrpflicht und Landwehr dauernde Einrichtungen sein sollten, machte Friedrich Wilhelm argwöhnisch; sein beschränkter, aber einflußreicher Schwager, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der abgesagte Gegner der Reformgesetzgebung von Stein, Hardenberg und Scharnhorst, machte ihn glauben, eine im Finstern schleichende Revolutionspartei wolle sich der Landwehr gegen den Thron bedienen, und riet, um ihr entgegenzutreten, zur innigen Vereinigung von Landwehr und Linientruppen. Doch entschieden widerstrebte der Schöpfer des Wehrgesetzes, der Kriegsminister Hermann von Boyen, diesem thörichten Begehren.

Eine Verordnung vom 30. April 1815 teilte Preußen in zehn Provinzen; doch da bald Ost- und Westpreußen, Niederrhein und Cleve-Berg miteinander vereinigt wurden, so ergaben sich acht Provinzen, die in Regierungsbezirke zerfielen. An die Spitze der Provinzen traten Oberpräsidenten anstatt der bisherigen Provinzialministerien. Ihr Geschäftskreis wurde durch Kabinettsbefehl vom 3. November 1817 genau bestimmt; sie vertraten die Gesamtregierung, und zum Glück erhielten tüchtige, ja teilweise hervorragende Männer, wie Sack, von Vincke, von Bülow, Merckel und von Schön, diese verantwortungsvolle Stellung. Die Verschmelzung der neuen Lande mit Altpreußen vollzog sich äußerlich wie innerlich, so schwer es auch anfangs in der Provinz Sachsen und in manchen andern Gegenden fallen wollte, und so sehr es im Mittelpunkte der Regierung, in Friedrich Wilhelms Umgebung, an Willenseinheit und an Entschiedenheit gebrach; wieviel partikularistische Widersetzlichkeit war an Ort und Stelle zu überwinden!

Des Staatskanzlers Fürsten Karl August Hardenberg große Zeit war um: er konnte die auf ihm liegende Arbeitsfülle nicht mehr bewältigen, verfing sich in Ränken und Ausflüchten,

Digitized by Google

geriet in verächtliche Umgebung und verlor bei dem ehrenhaften König immerfort an Boden; seine Beteiligung an der Neugestaltung Preußens nach den Befreiungskriegen war gering. Hingegen blieb er auf der Warte gegen römische Übergriffe und arbeitete eifrig in der Verfassungsfrage mit; um seine Ansichten hier zu fördern, überließ er den Feudalen auf anderm Boden zu häufig das Feld. Die meisten höhern Beamten huldigten dem Beamtenliberalismus des Staatskanzlers und erschienen darum wie Hardenberg und Stein den Feudalen als Schützer der Schwarmgeisterei und „teutonischer" Jugendumtriebe, als heimliche Demokraten. Boyen stand Hardenberg am nächsten; auch der Finanzminister Ludw. Friedr. V. Hans Graf Bülow, der ausgezeichnete frühre Finanzminister des Königreichs Westfalen, hielt meist zu ihm, und der Chef des Militärkabinetts, Job von Witzleben, des Königs unzertrennlicher Berater, der selbst dem Herzog von Mecklenburg entgegenzuarbeiten wagen durfte, gehörte zu den warmen Anhängern der Stein-Hardenbergschen Reform. Die Feudalen unter Friedr. Aug. Ludw. von der Marwitz und andern Gegnern dieser großen Zeit stützten sich auf die Minister des Innern und der Polizei, den übernüchternen Friedrich von Schuckmann und den Fürsten Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein; Wittgenstein war ein Todfeind des Deutschtums und des Verfassungswesens, Metternichs bestes Werkzeug am Berliner Hofe. Dieselbe feudale Gesinnung bekundeten J. P. Friedrich Ancillon, der vormalige Erzieher des Kronprinzen, der jetzt im Auswärtigen Amte saß und bei König und Kronprinz viel Geltung hatte, der Geheimrat von Kamptz u. a.

Die Reaktion, die der überschäumenden Freiheitsliebe der Befreiungskriege naturgemäß folgte, machte sich vornehmlich in Preußen geltend. Hofrat Janke, Geheimrat Theodor Schmalz, der Schwager Scharnhorsts, und andre Streber griffen in Schriften täppisch die „Volksverführer" und „Demagogen" an, um sich den Regierungen als Retter der bedrohten Gesellschaft zu empfehlen; sie verdächtigten das Verlangen Tausender und Abertausender nach einer Verfassung und nach Beseitigung der Kleinstaaterei zu gunsten eines starken Deutschlands und verglichen die Trümmer des Tugendbunds mit den Jakobinern Frankreichs. Allgemein war die Entrüstung über diese Lügen; zahlreiche Widerlegungen erschienen, die schlagendsten aus der Feder Friedrich E. D. Schleiermachers und Niebuhrs. Die preußische und die württembergische Regierung aber standen auf Seite von Schmalz und Genossen und belohnten die Lüge mit Orden und Anerkennung; Friedrich Wilhelm III. untersagte im Januar 1816 zwar streng weitern litterarischen Streit über geheime Vereinigungen, erneuerte aber zugleich das Verbot solcher Gesellschaften, worüber in Wien großer Jubel ausbrach. Zugleich verbot Friedrich Wilhelm das fernere Erscheinen des „Rheinischen Merkurs" von Joseph Görres, der Verfassung und Preßfreiheit forderte. Gneisenau wurde, gewissermaßen als Görres' Verbündeter, des Generalkommandos in Koblenz enthoben, und ihr Freund Justus Gruner, „ein teutonischer Jakobiner", wurde als Gesandter in Bern beiseite gestellt; Wittgensteins Schnüffler waren fortgesetzt thätig. Die Juden-Emanzipation machte im Widerspruche zu dem königlichen Erlasse von 1812 Rückschritte. Und die Grundbesitz-Regulierung vom September 1811 wurde im Mai 1816 in einer Weise „erläutert", die auf Unkosten des bäuerlichen Besitzes den adligen Besitz so begünstigte, daß sie das Regulierungsgesetz eigentlich beseitigte.

Wie oft hatte man im Laufe des letzten Jahrzehnts von einem Staatsrate gesprochen! Steins Programm von 1808 wollte, daß der Staatsrat die höchste begutachtende Behörde für Thaten der Gesetzgebung werde; Hardenberg teilte ihm hingegen 1810, um sich nicht in seine Allmacht hineinreden zu lassen, eine weit bescheidnere Rolle zu, die auch auf dem Papiere blieb. Denn als endlich die Verordnung vom 20. März 1817 den Staatsrat einrichtete, so ward er

Digitized by Google

lediglich die höchste beratende Behörde, der vornehmste Berater der Krone, und Steins Name fehlte unter den vom Könige Berufnen.

Die erste Thätigkeit des Staatsrats galt vor allem der Steuerreform, die der Finanzminister Graf Bülow im Sinne gemäßigten Freihandels durchführen wollte. Seine Entwürfe waren sehr eingreifender Natur, erstrebten Freiheit des Binnenverkehrs, zeigten aber, daß bei der Finanznot des Augenblicks, bei dem Stande der Staatsschuld, die sich 1818 auf 217 Millionen Thaler belief, bei dem Kreditmangel und dem Defizit an Erleichterungen der Steuerpflicht nicht gedacht werden könne; ja, Bülow forderte Erhöhung der indirekten Steuern, die natürlich den kleinen Mann besonders treffen mußte. Wilhelm von Humboldt führte die Gegner Bülows an; ein erbitterter Kampf brach aus. Die in den Provinzen zur Befragung aufgebotnen Notabeln verwarfen Bülows Mahl- und Fleischsteuer und sprachen sich für die vom Staatsrate Joh. Gottfried Hoffmann, dem großen Statistiker, warm empfohlne, nach Klassen abgestufte direkte Personensteuer aus.

Bülow wurde als Finanzminister Ende 1817 durch Wilhelm Anton von Klewitz ersetzt, dessen Amtsumfang aber durch allerlei Loslösungen sehr vermindert wurde, und erhielt das neu geschaffne Ministerium für Handel und Gewerbe. Gleichzeitig wurde Altenstein selbständiger Minister für Kultus und Unterricht, Gebiete, die bisher zum Ministerium des Innern gezählt hatten, und Boyen wurde eine Art Justizminister Numero 2 neben Kircheisen: Verschiebungen, die keine Festigung und Einigung herbeiführen konnten. In Altenstein, der sich 1808—10 als Finanzminister so wenig ausgezeichnet hatte, erhielt Preußen den gebornen Kultusminister. Er brachte trotz vielfacher Ungunst der Verhältnisse das Unterrichtswesen auf einen hohen Fuß, trefflich unterstützt von dem hervorragenden Schulmann Johannes Schulze, von Georg Heinrich Ludwig Nicolovius und andern, und leitete es 23 Jahre, von Hegels Philosophie befeelt; er führte 1817 die Provinzialschulkollegien ein, wirkte für allgemeine Schulpflicht, hob die Volksschule, veranlaßte die Vereinigung der Universität Wittenberg mit der zu Halle und 1818 die Gründung der Universität Bonn.

Ebenso bahnbrechend wie Altenstein auf dem Boden von Kirche und Schule, waltete Bülow auf dem des Zollwesens, unterstützt von dem weitblickenden Karl Georg Maassen. Die ersten vorbereitenden Schritte waren 1816 gemacht worden, namentlich im Juni durch die Aufhebung der Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle. Ein Kabinettsbefehl vom 1. August 1817 genehmigte „für alle Zukunft" den Grundsatz der freien Einfuhr, und Maassen entwarf das Zollgesetz, das am 26. Mai 1818 zu stande kam und Neujahr 1819 in Kraft trat, nach Treitschke „das freieste und reifste staatswirtschaftliche Gesetz jener Tage"; es wurde im Sinne des Freihandels 1821 vereinfacht, und die Zölle wurden noch erniedrigt. Eine Verfügung vom 8. Februar 1819 unterzog von inländischen Erzeugnissen nur Wein, Bier, Branntwein und Tabaksblätter einer Steuer; am 30. Mai 1820 wurden Klassen- und Gewerbesteuer eingeführt. So war ein wohlgegliedertes Abgabesystem gegründet, das der Volkswirtschaft auf lange genügte. Alle gesellschaftlichen Kräfte hatten freie Bewegung und Spielraum zur Entfaltung; ob die Fabrikanten klagten, war weniger wichtig, als daß sich der Volkswohlstand hob, der ja ganz zerrüttet war. Allmählich fand Preußen den Weg zum Deutschen Zollvereine: das konnte zwar damals niemand prophezeien, aber wie im Vorgefühle schalt man außerhalb der preußischen Grenzen über die Selbstsucht und Eigenwilligkeit des Zollgesetzes.

Wie aber stand es mit dem vom Könige durch Kabinettsbefehl vom 22. Mai 1815 verheißnen Staatsgrundgesetze mit Provinzialständen und Volksvertretung? Die hierzu

Digitized by Google

versprochne Kommission wurde erst am 30. März 1817 einberufen; Hardenberg leitete ihren Gang, seit sie sich am 7. Juli in Berlin versammelt hatte, ließ Altenstein, Beyme und Klewiz die Provinzen bereisen, um gründliche Kenntnisse der Verhältnisse an Ort und Stelle zu sammeln, und erhielt Berichte, die einander wesentlich widersprachen. Es erschien am ratsamsten, sich mit der Einrichtung von Provinzialständen zu begnügen und von einer Reichsverfassung abzusehen. Hardenberg strebte ehrlich danach, in der Verfassungsfrage vorwärts zu kommen und das verpfändete Königswort einzulösen; Friedrich Wilhelm hingegen bereute, es gegeben zu haben, und kam dem rückschrittlichen Treiben der Höflinge und der Anhänger des Alten gern nach. Er sah mit Bangen auf die Kämpfe in den süddeutschen Kammern und auf die Bewegung in der deutschen Jugend; ein revolutionäres Schreckensbild stieg vor seiner Seele auf, und Hardenberg konnte nicht durchdringen.

d) Der Deutsche Bund.

Der Bundestag, Deutschlands Fürstenverein, verdankte sein Dasein der Bundesakte vom 8. Juni 1815 (vgl. S. 78), welche die Hoffnungen einer Nation von Siegern über einen Napoleon unmöglich befriedigen konnte; wo fanden die Helden der Befreiungskriege ihrer Ansprüche Gewähr verbrieft, worin bestanden die Volksrechte, welchen Schutz bot der ganze Bund gegen das Ausland? Auch die abgesetzten und mediatisierten Fürsten des alten Reichs waren in ihren letzten Hoffnungen betrogen; sie hatten nochmals von einer Auferstehung ihrer Selbständigkeit geträumt. Man antwortete ihnen jedoch mit kühler Mißachtung: die neue politische Einrichtung Deutschlands erfordere, daß die Fürsten und Grafen, die man mediatisiert vorgefunden habe, andern Staatsgebilden einverleibt bleiben oder ihnen neu einverleibt werden müßten; die Bundesakte enthalte die organische Bestätigung dieser Notwendigkeit (Bescheid Humboldts an das Haus Arenberg, 7. Dezember 1816). Die Bundesakte gefiel fast niemandem, selbst nicht ihren Schöpfern, und aus den Kreisen der Publizisten wurden die bittersten Urteile laut; Ludens „Nemesis" sagte geradezu: „Der teutsche Bund ist ein Werk der Verlegenheit und der Scham", und Görres' „Rheinischer Merkur" höhnte über „die Zangen- und Notgeburt, die Bundesakte, die tot ans Licht getreten und gerichtet war, ehe sie geboren."

Die auf den 1. September 1815 anberaumte Eröffnung des Bundestags wurde immer noch verschoben, weil in Paris unterhandelt wurde und noch allerlei Gebietsstreitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstaaten auszutragen waren: Österreich angelte nach Salzburg und dem Breisgau, Bayern nach der badischen Pfalz, Österreich und Bayern verständigten sich auf Kosten Badens, dessen Fürstenhaus in der ältern Linie am Aussterben war, und Baden stand vor der Gefahr der Zerstückelung; wegen Mainz stritten sich die beiden Vormächte, bis die Stadt an Hessen-Darmstadt, das Besatzungsrecht der wichtigen Bundesfestung aber an sie beide fiel. Baden trat dem Bund erst am 26. Juli 1815, Württemberg am 1. September bei. Trotz des Widerstrebens Österreichs und Preußens ließ man in Frankfurt Gesandte Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zu, während der Bund keine ständigen Vertreter im Auslande hatte; mancher süddeutsche Hof sah in den fremden Gesandten einen Rückhalt gegen die deutschen Vormächte, wie die Mittel- und Kleinstaaten ihr Mißtrauen alsbald in erster Linie gegen Preußen kehrten. Am 5. November 1816 eröffnete endlich der österreichische Präsidialgesandte, Johann Rudolf Graf Buol-Schauenstein, mit einer von Metternich eingesandten Rede die Bundesversammlung in Frankfurt. Von allen Seiten stürmten Antragsteller an, und Metternich warnte vor Überhastung, einer Untugend, die man am Bundestage bald am

Digitized by Google

wenigsten tadeln konnte. In der kurhessischen Domänenfrage, die viele Private zu gunsten des Kurfürsten schädigte, erlitt der Bund durch den Kurfürsten eine volle Niederlage. Ganz ungenügend wurde die Frage der Bundeskriegsverfassung gelöst. Als die Barbareskenstaaten 1817 ihre Züge zum Zwecke von Menschen- und Warenraub bis in die Nordsee ausdehnten und sich an Kauffahrern vergriffen (vgl. Bd. IV, S. 250), klagten die Hansestädte bei dem Bundestag; es kam aber hier nur zu Worten. Vergebens riet der badische Gesandte, an die ruhmbedeckte Vergangenheit der Hanse erinnernd, zur Aufstellung eigner Schiffe: der Bund blieb auf die Gnade fremder Seemächte angewiesen; die deutsche Flottenfrage fiel ins Wasser. Für Handel und Verkehr geschah ebensowenig; der wechselseitige Verkehr mit Lebensmitteln blieb in hundert Fesseln gebunden.

Wie stand es mit der Ausführung des 13. Artikels der Bundesakte, der allen Bundesstaaten Ständeversammlungen verhieß?

Karl August von Sachsen-Weimar gab schon am 5. Mai 1816 eine Verfassung und stellte sie unter die Gewähr des Bunds, der auch das mecklenburgische Staatsgrundgesetz von 1817 gewährleistete. Im übrigen enthielt sich der Bund selbständigen Vorgehens und überließ die Verwirklichung des unbequemen Artikels „der Weisheit jeder einzelnen Regierung"; Österreich, Preußen wie die meisten Bundesregierungen waren über diesen Ausweg glücklich und fragten nicht nach der Enttäuschung und Mißstimmung ihrer Völker. Denselben Ausweg ergriff man bei dem Artikel 18 von der Preßfreiheit. Ziemlich schroff schieden sich der scheinbar ungestört dahin lebende Norden Deutschlands und der durch das junge Verfassungsleben in Gärung begriffne Süden voneinander.

In Hannover, wo die westfälische und die französische Herrschaft mit dem Feudalwesen recht unsanft umgesprungen waren, kehrte dies nach der Wiedereinsetzung des Welfenhauses vorsichtig und nichts überhastend aus seinen Schlupfwinkeln zurück. Im allgemeinen Landtag überwog ungeheuer der Grundbesitz der Stände. Ernst Graf zu Münster-Ledenburg, der von London aus das neue Königreich regierte, ging mit dem Adel; die auferlegte Verfassung von 1814 beruhte auf den alten Feudalgrundsätzen. Die Stände verkündeten feierlich am 17. Januar 1815 die Vereinigung der alten und der neuen Lande zu einer Gesamtheit, und am 7. Dezember 1819 erhielt Hannover eine neue Verfassung nach dem Zweikammersystem und mit völliger Gleichheit der Rechte beider Kammern. Adel und Beamtung herrschten. Von organischer Entwicklung des Gemeinwesens war nichts zu verspüren; der Adel ließ keine Reformen zu, und das Volk blieb ohne Interesse an den Kammerverhandlungen.

Weniger lastete das Übergewicht des Adels auf Braunschweig. Georg IV. führte über den jungen Herzog Karl II. die Vormundschaft, und Graf Münster besorgte von London aus die Leitung der Staatsgeschäfte, unterstützt vom Geheimratskolleg in Braunschweig, förderte das materielle Interesse, und das Land erhielt am 25. April 1820 in der „erneuerten Landschaftsordnung" eine ihm angemeßne Verfassung. Alles ging nach Wunsch, bis Karl im Oktober 1823 die Regierung selbst antrat und der Verfassung den Krieg erklärte. Nun begann ein Regiment schnödester Willkür und Zuchtlosigkeit; Karl beleidigte den König Georg IV. und forderte Münster zum Zweikampfe. Schließlich mischte sich der Bundestag in die Mißwirtschaft ein, und alles reifte dem Umschwunge von 1830 (S. 145) entgegen.

In dem an Gebiet und Bevölkerung so sehr geschmälerten Königreiche Sachsen kehrte alles auf den alten Fuß zurück. Friedrich August I. der Gerechte schaltete mit dem ihm eignen Sinne für Ordnung; reformiert wurde nur ganz Unhaltbares, sonst hielten der König und der

Digitized by Google

Minister Detlev Graf Einsiedel die Beharrung beim Alten für die höchste Staatsweisheit. Industrie und Verkehr lagen in Banden; jede Regsamkeit fehlte. Die Beamtenschaft war beschränkt und einseitig wie die Staatsleitung. Im Bunde ging Sachsen stets mit Österreich, voll Haß gegen Preußen; nur in der Kunstpflege bedeutete Sachsen etwas. Auch unter König Anton (seit Mai 1827) blieb alles beim alten; Einsiedels Weisheit galt nach wie vor, und die Unzufriedenheit im Volke nahm zu.

Beide Mecklenburg blieben Patrimonialstaaten, in denen Bürger- und Bauernstand nichts bedeuteten: auch das organische Staatsgesetz von 1817 für Schwerin änderte nichts an der seit 1755 herrschenden Feudalmacht; die Ritterschaft war nach wie vor Herrin im Lande. Der Sternberger Landtag von 1819 führte zwar zur Aufhebung der Leibeigenschaft; die Lage der Bauern wurde aber nicht besser. Die Auswanderung nahm überhand; Handel und Gewerbe hatten keine Schwungkraft. Auch Oldenburg gefiel sich „im politischen Winterschlafe". Frankfurt a. M. erhielt am 18. Oktober 1816 eine Verfassung, und manches Veraltete ward abgethan. In den Hansestädten hingegen traten die altpatriarchalischen Verhältnisse wieder in volle Geltung: der Rat herrschte unumschränkt. Handel und Verkehr hoben sich zumal in Hamburg und Bremen mächtig; die Gründung Bremerhavens durch den staatsklugen Bürgermeister Johann Smidt eröffnete Bremen neue Welthandelswege.

Der nach Hessen-Kassel zurückgekehrte Kurfürst Wilhelm I. „mit dem Zopfe und dem Kropfe" wollte alles auf den Fuß von 1806 zurückführen, wo er sein Land verlassen hatte, erklärte die Verfügungen „seines Verwalters Jérôme" als für ihn nicht bindend, erkannte den Verkauf von Domänen ebensowenig an, wie die Beförderung hessischer Offiziere, nutzte aber gern das aus, was an westfälischen Verordnungen ihm persönlichen Vorteil brachte. Er versprach zwar eine liberale landständische Verfassung, balgte sich aber mit dem Landtage herum und begnügte sich am 4. März 1817 mit der Verkündigung des wesenlosen Haus- und Staatsgesetzes. Als er 1821 unbeweint starb, begann die noch weit willkürlichere und nichtswürdigere Wirtschaft Wilhelms II.: Maitressenunfug, Familienzwiste, öffentliche Unzufriedenheit gaben ihr das Gepräge. Weit erbaulicher lagen die Dinge in Hessen-Darmstadt, wo Großherzog Ludwig I., wenn auch seiner Neigung nach ein Sohn der alten Zeit, nach Kräften für Reformen wirkte und sich selbst nach den Karlsbader Tagen nicht zur Reaktion treiben ließ; er gab Hessen am 17. Dezember (18. März) 1820 eine ständische Verfassung und war ein erleuchteter Staatswirt, wie unter anderm sein Eingehen auf Preußens Zollvereinsbestrebungen bewies.

Der rücksichtsloseste unter den Rheinbundsfürsten, Friedrich von Württemberg, bemerkte recht wohl die steigende Unzufriedenheit seiner Unterthanen und wollte ihr durch die Erklärung vom 11. Januar 1815 begegnen: schon seit 1806 wünsche er seinem Land „eine Verfassung und ständische Repräsentation" zu geben; als er aber am 15. März seine Verfassung den Ständen verlesen ließ, lehnten diese sie ohne weitres ab. Unter steter Berufung auf „das alte, gute Recht" wuchs die Erregung im Lande. Friedrich suchte durch Karl August Freiherrn von Wangenheim Versöhnung zu erzielen; die Stände trauten jedoch seinem Vergleichsanerbieten nicht. Friedrich starb inmitten des Streits am 30. Oktober 1816. Unter seinem Sohne Wilhelm I., der ebenso ritterlich wie ehrgeizig war, erblühte Württemberg eine bessre Zeit. Aber auch ihm setzten die Stände solchen Widerstand entgegen, daß erst am 25. September 1819 die Verfassung zu stande kam; der erste Landtag von 1820/21 dagegen war der Regierung sehr gefügig. Wilhelm war beim Volke höchst beliebt, obwohl seine Regierung wenig von Liberalismus zeigte.

Digitized by Google

Bayern hatte nach der Entthronung seines Neuschöpfers Napoleon die linksrheinischen Gebiete zurückerhalten und daraus die Rheinpfalz (Rheinbayern) gebildet, deren Bevölkerung Frankreich lange ebenso hold wie Bayern abgeneigt blieb. Der „Vater Max" that freilich sein Bestes, um Pfälzer und Bayern zu verschmelzen, und sein leitender Minister, Graf Montgelas (S. 34), schuf so viel Gutes und Segensreiches für dies Reich, das auf mehr als 1300 Quadratmeilen mit 4 Millionen Seelen angewachsen war, daß gar viel des Tadels unberechtigt erscheinen mochte; seine gefährlichsten Widersacher waren der romantisch angelegte Kronprinz Ludwig mit seinem „teutschen" Sinn und Franzosenhaß und der Feldmarschall Karl Philipp Fürst Wrede. Wollte Montgelas von einer neuen Verfassung durchaus nichts hören, so trieb der Kronprinz gerade in dies Fahrwasser hinein, um dem verhaßten Franzosling eine Niederlage zu bereiten. Montgelas' Verfassung vom 1. Mai 1808 war nie recht ins Leben getreten: die Nationalvertretung diente lediglich zum Schattenspiele; der Kronprinz aber wünschte im Gegensatze zum Minister, daß Bayern ein Rechtsstaat, ein Vorbild für ganz Deutschland werde. Der 1814/15 beabsichtigten Schaffung einer Verfassung wußte Montgelas Einhalt zu gebieten, während sein Entwurf eines Abkommens mit der Kurie bei dieser auf gesteigerte Ansprüche stieß. Montgelas stürzte am 2. Februar 1817, wozu der Wiener Hof mitgeholfen hatte, und Bayern sprach nur von seinen Fehlern, ohne in der Lage zu sein, Montgelas' System durch ein andres zu ersetzen. Das Konkordat vom 5. Juni 1817 bedeutete einen vollen Sieg der Kurie und war unvereinbar mit dem modernen Bayern; „das Reich der Finsternis" stand vor der Thür. Der allseitigen Mißstimmung begegnete die Krone dadurch, daß sie Bestimmungen für die Rechte der Protestanten in die Verfassung aufnahm, was natürlich Stoff zu Weiterungen mit der Kurie lieferte. Am 26. Mai 1818 erhielt Bayern endlich seine Verfassung: sie war trotz Mängel und Lücken lebensfähig und ist noch heute in Kraft, wenn sie auch inzwischen in manchen Punkten hat abgeändert werden müssen.

So war Bayern mit der Erteilung einer liberalen Verfassung Baden zuvorgekommen, das eine solche schon darum erlassen mußte, um die öffentliche Meinung zu seinen gunsten zu stimmen. Durch Abmachungen mit Österreich waren Bayern Aussichten auf die badische Rheinpfalz eröffnet worden; das regierende Haus Zähringen war ja bis auf eine unebenbürtige Linie dem Erlöschen nahe, und der Großherzog Karl konnte sich noch immer nicht entschließen, diese, die Grafen von Hochberg, als ebenbürtig zu erklären. Auf Drängen Steins und des Zaren Alexander, seines Schwagers, ließ Karl schon am 1. Dezember 1814 in Wien Metternich und Hardenberg verkünden, er wolle in seinen Staaten eine landständische Verfassung einführen, und kam so der Bundesakte zuvor. Stein beschwor den mißtrauischen Mann, „dessen Faulheit grenzenlos war", immer von neuem; aber alles prallte an ihm ab, und er verschob die Verfassungsfrage von neuem. Bayerns Gelüste nach badischem Gebiete wurden immer bedrohlicher. Im badischen Ministerium machte sich nach dessen Umgestaltung ein tüchtigerer Geist geltend. Endlich am 4. Oktober 1817 erklärte Karl durch ein Hausgesetz die Unteilbarkeit des gesamten Staats und die Nachfolgeberechtigung der Linie Hochberg. Daß sich aber Bayern nicht ohne weiteres fügen würde, war vorauszusehen. Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn, Siegmund Freiherr von Reitzenstein, Karl August Varnhagen von Ense und andre bearbeiteten die öffentliche Meinung in Europa und den hinsiechenden Großherzog Karl; Rußland vor allen Mächten mußte auf ihn einwirken. Verfassung hieß ja die Losung in ganz Deutschland: Baden mußte nun suchen, Bayern in der Gewährung einer solchen zuvorzukommen. Auch Kaiser Alexander eröffnete den ersten Reichstag seines Königreichs Polen auf Grund der Verfassung

Digitized by Google

von 1815 und pries dabei den Segen liberaler Einrichtungen. Da lief Bayern Baden den Rang ab. Tettenborn und Reitzenstein stellten Karl vor, Baden müsse nun eilen und eine noch liberalere Verfassung schaffen. Karl Friedrich Nebenius entwarf das Werk. Endlich unterschrieb Karl am 22. August 1818 die Verfassung; es war nach Varnhagen „die freisinnigste aller deutschen Verfassungen, die an Lebenskeimen reichste, an Triebkraft stärkste". Sie entsprach ganz der Charte Ludwigs XVIII. In ihr waren auch die Verfügungen vom 4. Oktober 1817 enthalten und neu bestätigt. Der Jubel in Baden und im liberalen Deutschland war gleich einmütig. In München war man voll Bitternis; besonders Kronprinz Ludwig ließ nicht nach, um die badische Pfalz zu werben, und wir wissen heute, daß auch Ludwig II. im Jahre 1870 ihre Gewinnung für Bayern bei Bismarck angeregt hat. Baden machte Bayern 1819 eine Gebietsabtretung im Amte Wertheim und erhielt von Österreich Hohengeroldseck; auch der Aachner Kongreß hatte sich 1818 für Baden ausgesprochen.

Zuerst in ganz Deutschland hatte Nassau am 2. September 1814 eine Verfassung erhalten, an der Stein beteiligt war; die Stände wurden aber nicht einberufen, bis das Werk der Neugestaltung des Herzogtums beendet war. Erst am 3. März 1818 eröffnete Herzog Wilhelm die Versammlung, und bald entbrannte ein langwieriger Streit über Domanial- und Staatsgut; der Staatsminister Ernst Freiherr Marschall von Bieberstein, ein Partikularist und Reaktionär reinsten Wassers, ging in Metternichs Gedankenkreis auf. Man rechnete Nassau in der öffentlichen Meinung den ersten Schritt wenig an, weil es so lange den zweiten unterließ.

e) Die deutsche Jugend.

In der deutschen Jugend tönten Ernst Moritz Arndts patriotische Lieder fort, auch als das Schwert in die Scheide zurückgesenkt war. Der alte Lützower, Friedrich Ludwig Jahn, der Predigersohn aus der Priegnitz, übte die jungen Leiber nach spartanischer Art im Turnen; sein Auftreten hatte aber viel Unnatürliches an sich. Er gefiel sich in Roheit und Mißachtung äußrer Formen, in thörichten politischen Schmähungen und stieß edlere Naturen ab; selbst Männer von unbestreitbarem Freisinne, wie Hendrik Steffens und Karl von Raumer, traten dem auf Abwege geratenen Turnvater entschieden entgegen. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte glaubte schon 1811 an die wohlthätige Wirkung, die ein Bund deutscher Studierender ausüben müßte, und den ersten Versuch eines solchen machten 1814 die Gebrüder August Adolf Ludwig und Karl Follen an der Universität Gießen; bald aber überflügelte Jena „die Schwarzen" und ihren Komment, den „Ehrenspiegel". Nach blutigen Kämpfen mit den verrohten Landsmannschaften bildete sich dort die Burschenschaft aus. Unter Annahme der Lützower Farben Schwarz-Rot-Gold erstrebte sie ein einiges Deutschland und die Vereinigung aller deutschen Studenten; am 12. Juni 1815 begann ihre Wirksamkeit, vorerst frei von politischer Verzerrung. Sie verbreitete sich rasch von Jena auf andre Universitäten und regte, um eine nähre Berührung unter ihnen zu erleichtern, eine freundschaftliche Zusammenkunft auf den 18. Oktober 1817 an. Auch diese sollte im Lande Karl Augusts, auf dem Nährboden einer höchst freimütigen Presse, stattfinden. Ein paar hundert Studenten, lauter Protestanten, feierten auf der Wartburg zugleich das Gedächtnis der Leipziger Befreiungsschlacht und des 300jährigen Auftretens Luthers in Wittenberg. Die Feier war anfangs würdig und ohne politische Spitze verlaufen; dann aber hatten die Seßhaftern Politik getrieben, eine Reihe staatswissenschaftlicher und andrer Bücher, die ihnen als rückschrittlich hassenswert erschienen, nach dem einst von Luther gegebnen Vorbilde den Flammen überliefert und „allen schuftigen Schmalzgesellen"

Digitized by Google

(vgl. S. 97) ein Pereat! entgegengedonnert. Dies versetzte alsbald die Regierungen in Aufregung. In München, Dresden, Wien, Berlin äußerte sich die Furcht vor schlimmen Folgen. Weimar und Jena wurden als Brutstätten des Jakobinertums verschrieen, und Karl August hörte von Metternich und Hardenberg die bittersten Vorwürfe; die preußische Regierung dachte sogar an die Absendung von 30,000 Mann nach Weimar und an Schritte gegen die akademische Freiheit. Karl August aber lieh der Burschenschaft und der akademischen Freiheit seinen Schutz, wenn er auch ihre Ausschreitungen tadelte. War Weimar anstatt Berlins der Brennpunkt der deutschen Litteratur gewesen und Karl August anstatt Friedrichs des Großen ihr Gönner, so ließ sich unter Friedrich Wilhelm III. auch für deutsche Freiheit nichts erwarten, und sie trat unter den Schirm „des Altburschen" Karl August.

f) Aachen.

Am 20. November 1815 hatten Rußland, Großbritannien, Österreich und Preußen zeitweilige Kongresse zu Beratungen über Europas Wohl für wünschenswert erachtet (vgl. S. 85): der erste fand in Aachen statt und gab Europa den Beweis, daß ein aristokratischer Mächtebund an seiner Spitze stehe. Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm erschienen selbst mit zahlreichen Diplomaten, darunter Metternich, Gentz, Hardenberg, Humboldt, Neffelrode, Pozzo di Borgo und Capodistrias; Frankreich wurde durch Richelieu, Großbritannien durch Wellington, Castlereagh und Canning vertreten. Der Hauptgegenstand der am 30. September 1818 beginnenden Beratungen war Frankreichs Räumung. Armand E. J. S. Duplessis Herzog von Richelieu erzielte schon am 9. Oktober die Abmachung, wonach Frankreich bis zum 30. November 1818 anstatt im Jahre 1820 von den verbündeten Truppen geräumt werden sollte und die noch zu zahlenden Kriegskosten und Entschädigungen bedeutend herabgesetzt wurden. Hingegen gelang es ihm nicht, durch einen Eintritt Frankreichs in den Vierbund einen Fünfbund (Pentarchie) zu erwirken: man nahm zwar Frankreich am 15. November in den Verein der Großmächte auf, und es trat der Heiligen Allianz bei; doch der von Alexander und von Ancillon befürwortete gegenseitige Bürgschaftsvertrag der fünf Großmächte kam nicht zu Wege, und die vier Mächte erneuerten am 15. November insgeheim das Bündnis von Chaumont, für den Fall eines Kriegs gegen Frankreich militärische Maßregeln verabredend. Von der Schlichtung des bayerisch-badischen Streits ist bereits (S. 103) gesprochen worden; der Kongreß beschäftigte sich auch mit andern europäischen Fragen, ohne etwas Erfolgreiches zu leisten, und verschärfte die Maßregeln gegen den Verbannten auf Sankt-Helena.

Alexander I. von Rußland, der jetzt mit dem Liberalismus in ganz Europa liebäugelte und in Polen dem konstitutionellen Grundsatze huldigte, kam frühe von diesem Wege wieder ab; er ließ in seiner Freundlichkeit an die ungenügsamen Polen nach und wurde Metternichs treuer Schüler, geleitet von dem rohen „Unteroffizier von Gatschina", dem allmächtigen Grafen Alexei A. Araktschejew. Obwohl seine Regierung für Kunst, Litteratur und Wissenschaft eine Zeit der Blüte war, obwohl Alexander Sf. Puschkins Ruhm in voller Knospe stand, so beschattete immer mehr die Furcht vor Revolution, Attentat und Unglauben die Politik Alexanders, und er regierte in mystisch-rückschrittlichem Geiste: Michail M. Speranskij schien umsonst gewirkt zu haben. Verschiedne Vorfälle in Deutschland erhöhten Alexanders Mißtrauen gegen die Freiheitsliebe und den Idealismus der Völker.

Alexander löste sich mehr und mehr von allem Liberalismus: Metternich und Castlereagh rieben sich die Hände über seine Bekehrung, und die Denkschrift des Unglückspropheten Alexander

Digitized by Google

Stourdza „Über den gegenwärtigen Stand Deutschlands", die sich gegen die Lehrfreiheit an den Universitäten und gegen die Preßfreiheit kehrte, erhöhte, als sie dem Zaren in Aachen vorgelegt wurde, dessen mißtrauische Abneigung gegen alles Freiheitliche. Die Pariser Gesandtenkonferenz (S. 85) wurde für geschlossen erklärt. Die größte Eintracht schien zwischen den fünf Großmächten zu herrschen, als der Kongreß am 21. November endete.

g) Richelieu.

Mit Schrecken sah Richelieu das Anwachsen des revolutionären Geistes in Frankreich; darum riet er, ihn mit aller Gewalt zu bekämpfen. Das Konskriptionsgesetz vom 10. März 1818, welches das Heer völlig umwandelte, war sein Werk; Frankreich dankte ihm die huldvolle und milde Behandlung durch die Verbündeten und die Räumung seines Bodens von den fremden Soldaten. Aber die geplante Abänderung des unheilvollen Wahlgesetzes von 1817 führte am 29. Dezember 1818 Richelieus Rücktritt herbei. Das Ministerium Dessoles, das nun an die Spitze trat, erhielt sein Gepräge durch Richelieus Nebenbuhler, den Günstling Elie Decazes (S. 84), der das Innre übernahm. Mit der Kurie wurde am 23. August 1819 ein Abkommen getroffen. Die Preßfreiheit wurde gefördert; die Ausnahmegesetze gegen die persönliche Freiheit fielen weg. Das Ministerium neigte sich aber bald den Konstitutionellen, bald den Ultraroyalisten zu, verlor so das Zutrauen aller und hing von des Königs persönlicher, hin und her schwankender Politik ab, während die Leidenschaftlichkeit der Parteien wuchs; auch der große Pairsschub vom März 1819 gab der Krone nicht den erhofften parlamentarischen Halt. Eine Abänderung des Wahlgesetzes schien geboten; man mußte der Linken die Zähne zeigen: am 20. November 1819 erfuhr das Land, daß J. J. P. A. Dessoles entlassen und Decazes Ministerpräsident geworden sei. Sein Schaukelsystem entfremdete Decazes rasch alle Parteien, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn los zu werden: am 13. Februar 1820 wurde des Königs Neffe Karl Ferdinand Herzog von Berry, der einzige direkte Nachkomme Ludwigs XV., von dem Kinder zu erwarten waren, in der Oper erdolcht, und die Ultras wagten die Lüge, Decazes sei des Mörders Louvel Mitschuldiger. Die königliche Familie selbst beschwor den Monarchen, seinen Liebling zu entlassen, und Ludwig verabschiedete Decazes am 21. Februar 1820. Richelieu wurde abermals Ministerpräsident; Decazes ging als Gesandter nach London und erhielt den Herzogstitel: dem König erschien die erzwungne Entlassung wie die eigne Abdankung. Ausnahmegesetze gegen die persönliche Freiheit waren zwar nötig, vermehrten aber die Erbitterung der Radikalen, die über die Bedrohung des Wahlgesetzes von 1817 ohnehin tobten. Es kam im Juni 1820 in Paris zu Blutvergießen; die Rechte setzte es aber durch, daß am 29. Juni ein neues Wahlgesetz eingeführt wurde. Die Auslieferung Frankreichs an die am weitesten links stehenden Freiheitsschreier war glücklich abgelenkt. Richelieu wirtschaftete streng monarchisch, wurde aber nie der Mann der Ultraroyalisten vom Pavillon Marsan (S. 83).

h) Karlsbad.

Blickte Metternich auf Preußen hin, so sah er den König in seinem Fahrwasser und Hardenberg in beständigem Streite mit Wilhelm von Humboldt; wandte er sein Auge nach Süddeutschland, so stieß er auf ein buntes Bild, das noch sehr viel zu raten gab. In Bayern führte der erste Landtag zu so unangenehmen Auftritten, daß der König an die Aufhebung der Verfassung denken mochte. In Baden, wo Rotteck und Ludwig Aug. Friedrich Freiherr von Liebenstein das Wort führten, stürmte eine Flut von Anträgen der Regierung des neuen

Digitized by Google

Großherzogs Ludwig I. entgegen; der Streit wurde so erbittert, daß Ludwig am 28. Juli 1819 die Kammern vertagte. In Nassau und in Hessen-Darmstadt ging es auch ziemlich unfriedsam auf den Landtagen zu.

Die Reaktion sah all dies mit großem Behagen. Einen wahren Triumph erlebte sie am 23. März 1819 durch die Bluttat des Studenten Karl Ludwig Sand: es war im beschränkten Kopfe dieses Schwärmers zur festen Vorstellung geworden, der Lustspieldichter und russische Staatsrat August von Kotzebue sei ein russischer Spion, der gefährlichste Feind deutscher Freiheit und deutschen akademischen Lebens; er erdolchte ihn darum in Mannheim. Während man in weitesten Kreisen Sand großes Mitgefühl entgegenbrachte, zitterten die Regierungen vor einer Verschwörung der Burschenschaft, als deren Urnest sie Jena, wo Sand studiert hatte, betrachteten; Karl August sah sich mit scheelen Augen beobachtet, und seine Schritte zur Rettung der akademischen Freiheit konnten nichts helfen.

Metternich besaß die Macht und nutzte sie aus, der Zustimmung der meisten deutschen Regierungen, Rußlands und Großbritanniens sicher; auch von Frankreich her kam der Beifall in vollem Strome. Friedrich Wilhelm III., vom Fürsten Wittgenstein und Kamptz völlig beherrscht, verrannte sich immer mehr in seine Revolutionsfurcht und wollte alles abschaffen, was irgend Verdacht erwecken konnte. Die Universitäten, Deutschlands schönstes Geschmeide, erschienen jetzt als Höhlen revolutionärer Umtriebe; sie mußten von der Gefahr gesäubert werden: dies erachteten Österreichs und Preußens Machthaber für gleich notwendig, und während der Brunnenzeit in Karlsbad wollten sie sich über die Maßnahmen einigen. Eile that not, wie es deuchte; denn schon am 1. Juli 1819 fand Sand einen Nachfolger: der Apothekerlehrling Karl Löning versuchte in Schwalbach den nassauischen Regierungspräsidenten Karl von Ibell, den trotz seiner liberalen vortrefflichen Verwaltung die hirnverbrannten Radikalen für einen Reaktionär ausschrieen, zu erdolchen, und tötete sich selbst nach dem Mißlingen. In Preußen schritt man nun im Juli zu Haussuchungen, zur Beschlagnahme von Papieren und zu Verhaftungen; Jahn kam auf die Festung, die Papiere des Buchhändlers Georg Andreas Reimer wurden versiegelt, Schleiermachers Predigten polizeilich beaufsichtigt, bei Welcker und Arndt in Bonn wurde alles durchsucht und an Schriften weggeschleppt, was den Häschern beliebte: ihr Einspruch nützte nichts. Gegen Polizeiwillkür hatte die persönliche Freiheit keinen Schutz mehr: das Briefgeheimnis wurde beständig gebrochen; die Regierung erließ verlogne Schilderungen von einer beabsichtigten Umwälzung.

Am 29. Juli trafen sich Friedrich Wilhelm und Metternich in Teplitz. Metternich bestärkte des Königs Abneigung gegen die Gewährung einer allgemeinen Verfassung, wühlte gegen Hardenbergs Verfassungspläne, und am 1. August erfolgte die Teplitzer Punktation, die man immer geheimhalten, aber den Karlsbader Konferenzen zu Grunde legen wollte: Presse und Schulwesen sollten gezügelt, der Artikel 13 der Bundesakte in entsprechender Weise erörtert werden. Metternich triumphierte; denn selbst Hardenberg schien sich ihm zu fügen.

Mit berechtigtem Selbstgefühle kam Metternich nach Karlsbad, wo er seine auserlesne Diplomatenschar vorfand und über den Kopf des Bundestags hinweg mit den Vertretern eines Viertels der Regierungen vom 6.—31. August reaktionäre Verfügungen durchgreifender Art besprach; der Protokollführer Gentz verfaßte die Denkschriften, auf denen die Karlsbader Beschlüsse wesentlich beruhten. Metternich wollte dem Bundestag eine stärkere Einwirkung auf die Gesetzgebung der einzelnen Staaten einräumen und durch ihn mittelbar, von der Öffentlichkeit unbemerkt, die Regierungen lenken. Man verschob die Auslegung des Artikels 13 der

Digitized by Google

Bundesakte auf baldige Konferenzen in Wien und einigte sich vor allem über vier Hauptpunkte. Ein sehr strenges Preßgesetz auf fünf Jahre sollte für alle täglich oder heftweise erscheinenden Blätter und für Schriften unter 20 Druckbogen erlassen werden, und jeder Bundesstaat sollte die Zensur für sich noch verschärfen dürfen. Die Universitäten sollten unter strenge Bewachung landesherrlicher Bevollmächtigter gestellt, verderbliche Professoren des Amts entsetzt, jede geheime Verbindung und die allgemeine Burschenschaft verboten werden, und kein ihnen Angehöriger sollte ein öffentliches Amt erhalten. Zur Untersuchung der entdeckten hochverräterischen Umtriebe sollte in Mainz eine Zentralkommission, beschickt von Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, zusammentreten, jedoch auf Österreichs bestimmte Erklärung ohne richterliche Gewalt. Eine vorläufige Exekutionsordnung (seit 3. August 1820 endgiltig) sollte die Durchführung der Bundesbeschlüsse zur Handhabung der innern Ruhe sichern und gegebnen Falls mit Truppengewalt durchgesetzt werden.

Am 1. September endeten die Karlsbader Konferenzen, und die Reaktion sang Hosianna. Österreich erschien der allmächtige Gebieter in Deutschland. „Eine neue Ära thut sich auf", schrieb Metternich nach London. Der Bundestag nahm in ungewohnter Eile am 20. September die Karlsbader Beschlüsse an; sie wurden in allen Bundesstaaten verkündet. Österreich hatte die Andern überrumpelt, und der Bundestag sprach dafür Franz I. seinen ehrerbietigsten Dank aus. Alle frei Denkenden sahen in den Karlsbader Beschlüssen nicht nur die Unterbindung aller Freiheit und Selbständigkeit, sondern auch eine Schmach; die Regierungen aber führten sie ungeachtet der Empörung eines Stein, Rotteck, Niebuhr, Dahlmann, Ludwig Börne und andrer mit voller Schroffheit aus. Die Zentraluntersuchungskommission schnüffelte im Bund überall umher, fand zwar nichts von Belang, wie ihre eignen Berichte zugestehen, griff aber schonungslos in das Leben der Nation und des Einzelnen ein. Das Ausland trat nicht hemmend ein, obwohl gar viele, an ihrer Spitze Capodistrias, die Reaktion mißbilligten. Die Burschenschaft löste sich offiziell am 26. November 1819 auf, bildete sich aber sofort heimlich von neuem.

In Österreich gab es keine Demagogie. Preußen gefiel sich in Willfährigkeit gegen die Hofburg; auch Hardenberg war zu jedem Schritte bereit, den Metternich vorschrieb. In jedem Verdächtigen sah man in Berlin den überführten Verschwörer. Wöllners unseligen Geist atmete das vom Befreiungstage des 18. Oktobers datierte Zensuredikt von 1819; ausländische Zeitungen wurden streng überwacht. Nirgends war die Reaktion unversöhnlicher als in Preußen, wo nichts mehr an Friedrichs des Großen Wort, es möge jeder nach seiner Art selig werden, erinnerte. Das Turnwesen wurde ebenso unerbittlich verfolgt wie das Geistesturnen der Universitätsbildung; es konnte nichts Gehässigeres geben als die Art, wie man einen Arndt, Gneisenau, Jahn Spießruten laufen ließ, einen Patrioten wie Justus Gruner noch sterbend mißhandelte und einem Görres den Aufenthalt in Deutschland unmöglich machte. Naturgemäß wirkte diese Richtung lähmend auf die Erfüllung der königlichen Verheißung einer Verfassung, mit der es Friedrich Wilhelm nie ernst gewesen war. Hardenberg und Humboldt befehdeten sich beständig: Humboldt bekämpfte die übertriebne Machtfülle des ihr nicht mehr gewachsenen Staatskanzlers; Hardenberg legte dem König am 11. August 1819 einen neuen Verfassungsplan vor. Der König trat in diesem Streit auf Hardenbergs Seite, und der Entlassung Boyens und K. W. G. von Grolmans folgte am 31. Dezember 1819 die Humboldts und des Grafen K. Fr. von Beyme. Metternich jubelte auf. Humboldt, „der ganz böse Mann", war beseitigt und lebte fortan der Wissenschaft; Hardenbergs Stellung war neu befestigt.

Digitized by Google

Hardenberg suchte vor allem die Steuer- und Finanzgesetze durchzubringen. Am 17. Januar 1820 erging die Verordnung über das Staatsschuldenwesen, aus der den Liberalen die trostreiche Versicherung widerklang, nur unter Mitbürgschaft der künftigen reichsständischen Versammlung sollte die Krone neue Anlehen machen dürfen, und jährlich sollte die Schuldenverwaltung dieser Versammlung Rechnung ablegen. Seehandlung und Bank wurden umgeformt; der Hauptfinanzetat sollte jedes dritte Jahr öffentlich bekannt gemacht werden. Hardenberg führte nun seine Steuerpläne ins Vordertreffen, und trotz vieler Schwierigkeiten kamen die zwar unvollkommnen, doch Achtung heischenden Steuergesetze vom 30. Mai 1820 zu stande.

Der in Karlsbad getroffnen Abrede gemäß versammelten sich in Wien die Vertreter der engern Bundesversammlung und berieten vom 25. November 1819 bis zum 24. Mai 1820 über den Kopf des Bundestags hinweg; das Ergebnis, die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820, erlangte dieselbe Giltigkeit wie die Bundesakte von 1815: in der Plenarversammlung vom 8. Juni 1820 erhob der Bundestag sie zum Bundesgrundgesetze. Partikularismus und Reaktion feierten Erfolge; die Thatkraft des Bundestags wurde von neuem gelähmt. Aber trotz aller Bemühungen ließen sich die Verfassungswünsche im Volke nicht ersticken, und das Leben in den Kammern der einzelnen Staaten war nicht zu vernichten; viele Artikel der Bundesakte blieben auch in Wien unausgetragen. Allseitig war die Nation von dem keiner ihrer Erwartungen entsprechenden neuen Grundgesetz enttäuscht; Metternich aber sonnte sich im Glanz und fand so viel Huldigung, daß ihn die Mißbilligung des Grafen Giovanni Capodistrias und andrer liberalisierenden russischen Staatsmänner nicht allzusehr beirrte.

Die Frage wegen des freien Verkehrs unter den Bundesstaaten war in Wien auch erörtert worden und hatte die Blicke auf Preußens Zollvereinsbestrebungen gelenkt. Das Zollgesetz vom 26. Mai 1818 (S. 98) wurde maßlos angegriffen: auf dem Aachner Kongresse drohte ihm die Abschaffung; doch überstand es den Sturm und lebte sich unter Johann Albrecht Friedrich Eichhorns Schirm ein. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen schaltete Eichhorn völlig frei, ein Held stiller Arbeit, der mit unermüdlicher Geduld seinem Ziele nachging, die deutschen Staaten durch ihr eigenes Interesse an Preußen anzuschließen. Er lud 1819 die thüringischen Staaten, die Enklaven in Preußen bildeten, zum Zollanschluß ein, und am 25. Oktober dieses Jahres erfolgte der erste Zollanschlußvertrag mit Schwarzburg-Sondershausen; da dieser dem Kleinstaate sehr vorteilhaft war, so diente er allen weitern Enklavenverträgen zum Vorbilde. Jetzt aber regte sich allseitig die bitterste Mißstimmung gegen Preußens Anmaßung, und man sagte, das preußische Zollgesetz müsse fallen; der Bund allein könne Deutschlands Handelseinheit begründen. So auch auf den Wiener Konferenzen. Anhalt-Köthen und Sachsen-Koburg machten großen Lärm: ihre Souveränetät schien bedroht; auch andre Staaten widersetzten sich, und die Nordstaaten im Bund erwiesen sich noch preußenfeindlicher, Österreich zugeneigter und hielten mehr am Alten fest als der deutsche Süden.

Unter Führung des Tübinger Professors Friedrich List war in Frankfurt auf der Aprilmesse von 1819 der deutsche Handels- und Gewerbeverein von mittel- und süddeutschen Kaufleuten gestiftet worden. Der von List verfaßten Eingabe des Vereins an den Bundestag schwebte ein allgemeiner freier Handelsverkehr aller Nationen untereinander als Endziel vor; sie forderte Abschaffung der Binnenmauten und einstweilen Bundeszölle gegen das Ausland, wurde aber abgewiesen. List bestürmte nun die einzelnen Regierungen, geißelte in seiner Zeitschrift die Schäden der deutschen Handelspolitik, war ein Gegner des preußischen Zollgesetzes und kam immer auf Bundeszölle zurück. Viel klarer waren die handelspolitischen Ansichten des

Digitized by Google

badischen Staatsmanns Karl Friedrich Nebenius (S. 103), dessen Denkschrift auf den Wiener Konferenzen vorgelegt wurde. Auch er bekämpfte das preußische Zollgesetz, und die Denkschrift hatte bei allen Vorzügen keinen Einfluß auf die Entwicklung des Zollvereins; für Preußen sprach sich unter den namhaftern Schriftstellern der Zeit Johann Friedrich Benzenberg allein aus. Ja, die Feindseligkeit gegen Preußen führte 1820 zur Fehlgeburt eines süd- und mitteldeutschen Sonderbunds in Darmstadt; ein greifbares Ergebnis war nicht zu erzielen. Ebenso scheiterten alle andern Zollverbände. Preußen allein konnte, wenn auch nach schwerem Kampf und viel diplomatischer Anstrengung zum Ziele gelangen: Friedrich Christian Adolf von Motz, Eichhorn, Karl Georg Maassen haben den Deutschen Zollverein (vgl. unten, S. 157) endlich durchgesetzt und so den Weg gebahnt, der Preußen mit der Zeit an die Spitze Deutschlands und zur Kaiserkrone geführt hat.

i) Die Wirren in Spanien und Portugal.

Der Reaktion schien neue Lebensberechtigung und Pflicht zum Einschreiten gegeben, wenn man auf die wirren Zustände der Pyrenäischen Halbinsel schaute. Ferdinand VII., der von den Spaniern heiß ersehnte König, hatte sich bald als ein niedriger Despot erprobt, der nur mit Verworfenheit und Treulosigkeit, Lüge und Mißtrauen wirtschaftete. Er hob schon im Mai 1814 die Verfassung von 1812 (vgl. oben, S. 60, und Bd. IV, S. 543) auf, die ganz vom Geiste der französischen Konstituante durchtränkt war, entließ die Cortes, verfolgte mit einer schmutzigen Günstlings- und Hofpartei (Camarilla) alle Liberalen und alle Anhänger Joseph Napoleons (Josefinos, Afrancesados), stellte alle Klöster wieder her, führte die Inquisition und die Jesuiten zurück und scheuchte Spanien in das tiefe Dunkel verflossner Jahrhunderte hinein; er zerstörte alle Segnungen in Verwaltung und Rechtspflege, füllte die Kerker mit Schuldlosen und schwelgte mit Schuldbedeckten. Handel und Wandel stockten; die Staatskasse blieb trotz alles Steuerdrucks leer. Der Laune des Fürsten zufolge wechselten die Ministerien und hohen Beamten fortwährend; an jedem geordneten Geschäftsgange gebrach es. Solche Greuel führten zu Aufständen mißvergnügter und ehrgeiziger Generale wie Xaverio Mina, die, ohne Erfolg endend, mit Beil und Strick bestraft wurden. Auch die Treue der Kolonien in Südamerika wankte, und ihr Abfall vom Mutterlande bereitete sich trotz aller Gegenmaßregeln (vgl. Bd. I, S. 507) sichtlich vor, was die aufstrebende Weltmacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika kräftig gefördert hat. Ausländischer Einfluß, besonders der russische, rüttelte mitunter Ferdinand aus seinem Schlaraffenleben auf, und eine beßre Zeit dämmerte auf — um bald einer neuen Laune weichen zu müssen.

In Cadix waren Regimenter zur Verwendung gegen die Erhebung in Südamerika versammelt worden; doch gerade hier brach eine Verschwörung gegen die Wirtschaft in Madrid los (vgl. Bd. I, S. 510, und Bd. IV, S. 544): zu Neujahr 1820 verkündete der Oberst vom Regiment Asturien, Rafael del Riego y Nuñez, in Las Cabezas de San Juan auf der Insla de Leon die Verfassung von 1812, nahm den Oberbefehlshaber des Expeditionsheers mit seinem Generalstab in Arcos gefangen, verjagte die Behörden und vereinigte sich mit dem Obersten Antonio Quiroga, der nun an die Spitze des Unternehmens trat. Die Einnahme von Cadix gelang nicht, Riegos Zug durch Andalusien verlief unglücklich, und er mußte am 11. März in Bienvenida seine Leute auflösen; auch Quiroga leistete nichts. Aber der Ruf nach der Verfassung von 1812 ertönte selbst in Madrid; Galizien, Asturien, Kantabrien, Aragonien erhoben sich. Die königliche Regierung war völlig entmutigt, da sie ein zu böses Gewissen hatte; Ferdinand

Digitized by Google

erklärte sich am 7. März bereit, „nach dem allgemeinen Willen des Volks" die Verfassung von 1812 zu beschwören, und leistete am 9. März feige vorläufig den Eid, würdeloser als je. Das ganze Reich war eine Beute der Ausgelassenheit und Siegesfreude der Linken; Quiroga und Riego wurden Feldmarschälle, Quiroga Vizepräsident der am 9. Juli eröffneten Cortes, bei denen er im Sinne der Mäßigung zu wirken suchte. Riego, zum Generalkapitän von Galizien ernannt, weilte vom 30. August an in Madrid, wo ihm die Radikalen übertriebne Huldigungen bereiteten; die Riego-Hymne war das Lied des Tags. Aber schon am 6. September mußte Riego nach Oviedo abreisen: er hatte sich durch Dünkel selbst geschadet. Freilich kam die radikale Partei bald nochmals ans Ruder; Riego wurde Generalkapitän von Aragonien, und der Hof erlebte neue Demütigungen.

Der Geist des Unmuts und der Unzufriedenheit hatte auch Portugal ergriffen, wo der Reorganisator des Heers, Feldmarschall William Carr Baron Beresford, für den in Brasilien abwesenden König Johann (João) VI. die Regierung führte (vgl. Bd. IV, S. 545). Eine nationale Verschwörung gegen die Briten konnte 1817 rasch überwunden werden; der Groll aber währte fort, und als Beresford selbst in Rio de Janeiro Befehle einholte, benutzten Geheimbündler seine Abwesenheit zu neuer Empörung. Am 24. August 1820 brach sie unter Oberst Sepulveda und Graf de Silveira in Porto aus; Lissabon folgte am 15. September dem Beispiele. Die an beiden Orten eingesetzten Junten verschmolzen sich am 1. Oktober in eine provisorische Regierung, und als Beresford am 10. Oktober zurückkam, ließ man ihn nicht landen. Die Cortes von 1821 stellten bis 9. März die Grundlagen einer die Krongewalt einschränkenden Verfassung auf, die sich an die spanische anlehnte. Alle Behörden beschworen sie; Graf Pedro Palmella, der bedeutendste Staatsmann des Reichs, riet Johann VI., dasselbe zu thun. Johann erschien in Lissabon, ließ seinen ältesten Sohn, Dom Pedro, als Regenten in Brasilien zurück und beschwor am 3. Juli 1821 die Verfassungsgrundlagen.

k) Die Wirren in Italien.

In Italien regten sich mächtige republikanische und unitarische Strömungen. Auf Piemont selbst aber setzten nur gar wenige ihre Hoffnung; denn König Viktor Emanuel I. war ein bigotter, einsichtsloser, dem blödesten Rückschritte huldigender Herr, der wie Wilhelm I. in Kassel alles seit 1798 Geschehne einfach für ungiltig erklärte. Von ihm wie von seinem voraussichtlichen Thronerben, Karl Felix, war für Freiheit und Verfassung nichts zu erwarten; Adel und Geistlichkeit allein fühlten sich glücklich. Hoffnungen auf bessere Tage konnten sich nur an das Haupt der Nebenlinie Carignan, an Karl Albert, knüpfen, der in Piemont-Sardinien die Rolle des Herzogs von Orléans in Frankreich spielte und für viele Patrioten auch jenseit der Grenzpfähle die Zukunft Italiens bedeutete. In Modena beseitigte Herzog Franz IV. aus dem Haus Österreich die Einrichtungen der Revolutionszeit und führte die alten Zustände wieder ein; die Gesellschaft Jesu stand am Ruder. Modena wurde wegen der allgemeinen Unzufriedenheit zum Nährboden geheimer Gesellschaften, wie er sich derart nur in den päpstlichen Gebieten vorfand, weniger in Parma unter Napoleons Gemahlin Marie Luise und in Lucca. In Toscana herrschte Großherzog Ferdinand III. ohne Rachsucht und Verbitterung, ein Feind der Reaktion, wenn auch manchmal von Wien aus unvorteilhaft beeinflußt; Ruhe und Sicherheit zeitigten die Förderung geistiger wie materieller Kultur. Das Land, der bestverwaltete Staat in ganz Italien, genoß den Segen einer fürsorglichen und glücklichen Regierung, auch unter Ferdinands Sohn Leopold II. (seit 1824).

Digitized by Google

Pius VII. und sein großer Staatssekretär, Kardinal Consalvi, hatten zwar auch die besten Absichten, als der Kirchenstaat wieder auferstanden war; aber der Fluch der Priesterherrschaft ließ keinen Segen aufsprießen. Vom modernen zivilisierten Laienstaate blieb nichts übrig, zumal seitdem Consalvi beseitigt war und Leo XII. (1823—29) wirtschaftete; Geheimbünde und Verschwörungen keimten empor, das Räuberunwesen nahm neuen Aufschwung. Der Geheimbund der Carbonari (Carboneria), neapolitanischer Erde 1808 entwachsen, stand in Beziehungen zu den Freimaurern, die in den italienischen Händeln von Einfluß waren, und zur Königin Maria Karoline von Neapel, die ihn gegen Joachim Murat verwertete. Doch bald lösten sich die Bande zwischen der „Sekte" und den Bourbonen: jene knüpfte mit Joachim an, von dem sie die Einigung und Unabhängigkeit Italiens erhoffte; die Bourbonen hingegen begünstigten ihre Todfeinde, die Sekte der Calderari, reaktionäre Spießgesellen des Hofs. Vergebens versuchte die Regierung, die Carbonari zu unterdrücken; sie hatten sich durch alle Schichten des Volks verbreitet, waren aber auch durch Aufnahme berüchtigter Kerle ausgeartet.

Die Mißwirtschaft in Neapel und Sizilien bot günstigen Rückhalt für die Bewegung. König Ferdinand IV., ein alter Phlegmatiker voll List und Treulosigkeit, Ausschweifung und Grausamkeit, hatte keins der bei seiner Rückkehr auf den Thron gegebnen Versprechen erfüllt, sich vielmehr heimlich Österreich gegenüber verpflichtet, seinem Lande keine Verfassung zu erteilen, solange wie Österreich dies nicht thue. Am 11. Dezember 1816 vereinigte er als Ferdinand I. seine Staaten zum „Königreiche beider Sizilien" (vgl. S. 78), beseitigte die 1812 von William Charles Cavendish Lord Bentinck Sizilien gegebne Verfassung und bereitete allen Unterthanen bittere Enttäuschungen, wenn er auch viele günstige Einrichtungen der französischen Zeit beließ. Polizei und Gerichtswesen lagen ganz im argen; der Polizeiminister war der schlimmste Räuber und das Haupt der Calderari. Das Heerwesen wurde vernachlässigt. Sekten und Räuberbanden beunruhigten um die Wette das Land, und die Regierung war ihnen gegenüber ohnmächtig. Die wieder ins Leben gerufnen Bürgermilizen wurden alsbald von der Carboneria angesteckt, die es mit dem Wundermittel „Verfassung" versuchte.

Guglielmo Pepe, ein ebenso ehrgeiziger General wie wandelbarer Charakter, wurde im sizilischen Heer die Seele der Carbonari und hob ihre militärische Tüchtigkeit. Er dachte schon 1819 an die Verhaftung des Königs, des österreichischen Kaiserpaars und Metternichs bei einer Truppenschau. Dies unterblieb zwar; aber der Zauber der spanischen Erhebung und der neuen Verfassung berückte ihn und seine Gesinnungsgenossen. Am 2. Juli 1820 erhoben zwei Unterleutnants in Nola die Fahne der Empörung und faselten von der ihnen ganz unbekannten spanischen Verfassung; am 3. wurde diese in Avellino ausgerufen. Pepe trat an die Spitze der Bewegung, die alle Welt ergriff, und zog auf Neapel los. Das Ministerium wechselte. Ferdinand legte die Regierung vorläufig in die Hände seines Sohns Franz, der als Haupt der Calderari verhaßt war, und dieser nahm am 7. Juli die spanische Verfassung an, was Ferdinand bestätigte. Pepe rückte mit Soldaten und Milizen am 9. im Triumph in Neapel ein, und Ferdinand beschwor am 13. in der Palastkapelle thränenden Auges die Verfassung, worüber man in Wien entrüstet war. Die Bourbonen trugen die Farben der Carbonari. Pepe gebot als Oberbefehlshaber und Generalkapitän im Reiche; Ferdinand aber erhob alsbald in seinem Herzen und bei Metternich gegen seine in der Not abgelegten Eide Einspruch.

Sizilien wollte nicht länger als Nebenland behandelt werden und forderte die Verfassung von 1812 zurück. Messina stand auf, am 14. Juli Palermo; am 17. kam es hier zum Straßenkampfe. Der höchst zweifelhafte Statthalter Naselli entfloh, und das Gesindel herrschte; am

Digitized by Google

18. Juli aber wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. Das selbständige Auftreten Siziliens erregte in Neapel große Erbitterung. Die Regierung schickte Guglielmos ältern, ruhigern Bruder, den General Florestan Pepe, mit einem Heer ab; er wurde bald der Insel Meister. Die Krone aber verwarf seinen am 5. Oktober mit den Aufrührern abgeschloßnen Vertrag, opferte Pepe dem Geschrei des neapolitanischen Parlaments, und die Kluft zwischen beiden Reichshälften wurde noch größer. Metternich hatte die Kunde von den spanischen Vorgängen mit Ruhe hingenommen; desto mehr brauste er auf, als er von Beiden Sizilien hörte. Er schob alle Schuld auf die Geheimbünde und pries die guten Absichten von Ferdinands „väterlicher" Regierung.

1) Troppau und Laibach.

Auf Alexander hatte Spaniens Erhebung solchen Eindruck gemacht, daß er in einem Rundschreiben vom 2. Mai 1820 den Geist der Heiligen Allianz heraufbeschwor und die Gefahr ungesetzlicher Verfassungen betonte. Metternich verstärkte die österreichische Militärmacht in Oberitalien, erklärte den italienischen Höfen in einem Rundschreiben, Österreich sei durch die Verträge von 1815 der bestellte Wächter über Italiens Ruhe, und wollte sofort bewaffnete Einmischung in Neapel, stieß aber auf starken Widerstand in Paris und in Sankt-Petersburg. Alexander, den Metternich sogar des Carbonarismus verdächtigte, riet zu einem Fürsten- und Ministerkongresse. Dieser trat am 20. Oktober 1820 in Troppau zusammen. Alexander brachte Capodistrias, Metternichs Feind, mit, Franz I. Metternich und Gentz, Friedrich Wilhelm III. Hardenberg und den Grafen Chr. Günther von Bernstorff; für Ludwig XVIII. kam der Graf de La Ferronays, und Charles William Vane Lord Stewart vertrat Castlereaghs, seines Bruders, mattherzige, von der britischen Nation verurteilte Politik. Metternich war es vor allem darum zu thun, daß der Kongreß den Einmarsch eines österreichischen Heers in Neapel billige, und er veranlaßte den Kongreß, Ferdinand nach Troppau einzuladen. Alexander schloß sich immer enger der Weisheit Metternichs an, und dieser wußte die eben einlaufende Nachricht einer Auflehnung des Semenowschen Garderegiments auf den ängstlichen Zaren auszubeuten: der Zar sah bereits vor Augen, wie die spanischen und die italienischen Militäraufstände Nachahmung im russischen Heere fänden. Friedrich Wilhelm war ebenfalls Metternich dienstbereit und der Erteilung einer Verfassung wie Hardenbergs Verfassungsplänen abgeneigter als je. Im Protokolle vom 19. November einigten sich Österreich, Preußen und Rußland hinter dem Rücken der beiden Westmächte über Stellungnahme zu Revolutionen und über Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung; Frankreich und Großbritannien verwarfen aber die Aufstellung eines neuen öffentlichen Rechts. Ferdinand legte seinem Volke neue Schwüre ab und reiste nach Troppau.

Nach Weihnachten fand der Kongreß hier seinen Abschluß, doch schon im Januar 1821 seine Fortsetzung in Laibach; auch die meisten italienischen Regierungen waren vertreten. Metternich übernahm wieder die Führung; Ferdinand war sofort zum Wortbruche bereit und erklärte seine Zugeständnisse als erzwungen. Der König von Frankreich zauberte anfänglich. Eben schien sich ein Wunder an den französischen Bourbonen vollzogen zu haben: Berrys (S. 105) Witwe gebar am 29. September 1820 einen Sohn, den Herzog Heinrich von Bordeaux, der später unter dem Namen eines Grafen von Chambord aufzutreten pflegte. Die Legitimisten jubelten, sprachen von dem Kinde des Wunders, dem Kind Europas, von Astyanax, der die Mutter über Hektors Heimgang trösten werde; „der Stamm Isais trieb, nahe dem Verdorren, einen frischen Zweig". Mit Wasser, das Chateaubriand aus dem Jordan geschöpft hatte, wurde das Kind getauft. Die spanischen Bourbonen sahen scheel auf die Geburt: sie

Digitized by Google

spähten bereits auf die einstige Thronfolge; und der Herzog von Orléans regte unter der Hand in der britischen Presse Bedenken an der Echtheit des Kindes an. Ludwig schlug mehrere Militärputsche glücklich nieder, hatte aber beständig mit den Ansprüchen der Ultras, die ihm das Regieren sauer machten, zu ringen. Obwohl innerlich widerstrebend, fügte er sich dennoch in Laibach dem Programme der Ostmächte.

Österreich schickte ein Heer unter General Johann Maria Baron Frimont über den Po und stellte die Grundgedanken eines Staatsgesetzes für Beide Sizilien auf. Ferdinand stimmte allem zu, was Metternich anordnete. Frankreich freilich vollzog vorerst noch nicht die bewaffnete Einmischung in Spanien, die Alexander und Metternich ihm zumuteten. Am 26. Februar 1821 endeten die Beratungen des Kongresses. Zwar wies das neapolitanische Parlament die Drohungen der Ostmächte zurück und erklärte Ferdinand für ihren Gefangenen, dessen Entschließungen deshalb nicht frei seien; die Rüstungen waren aber so mangelhaft, daß die Österreicher leichtes Spiel hatten. Nach Guglielmo Pepes Niederlage bei Rieti (7. März 1821) löste sich das neapolitanische Heer auf, und am 24. März zog Frimont, dessen Mannschaft Olivenzweige angesteckt hatte, in Neapel ein; Pepe flüchtete nach Spanien. In Neapel verübte die Reaktion solche Schandthaten, daß sich die Mächte ins Mittel legten; der Opfer waren zahllose, während die Österreicher die Ruhe aufrecht erhielten.

In Piemont brach die Revolution am 10. März 1821 aus; Karl Albert von Carignan (S. 110) stand ihr nicht fern. Man pflanzte in Alessandria die grün-weiß-rote Fahne des Königreichs Italien auf; eine provisorische Junta trat nach spanischem Muster zusammen. Turin rief am 11. März die Cortesverfassung aus, und die Carbonari erlangten die Gewalt. Viktor Emanuel I. dankte am 13. März an seinen Bruder Karl Felix ab. Bis zu dessen Ankunft Regent, verkündete Karl Albert, ein schwankender und unzuverlässiger Herr, gegen innre Überzeugung die spanische Cortesverfassung und beschwor sie am 15. März. Karl Felix aber bezeichnete jede nicht von ihm selbst verfügte Regierungsmaßregel als nichtig; Karl Albert geriet in Furcht, legte am 22. März die Regentschaft nieder und verließ das Land. Alexander und Metternich waren einer Meinung, auch in Piemont müsse bewaffnete Einmischung eintreten; Österreich fürchtete außerdem die Ansteckung seiner italienischen Provinzen und bewachte scharf die dortigen Freiheitsmänner, soweit sie noch nicht dingfest gemacht waren. Was das Gefecht von Rieti für die neapolitanische Revolution bedeutet hatte, das bedeutete die Niederlage bei Novara am 8. April für die piemontesische Erhebung; die über die Piemontesen siegenden Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Grafen Bubna (S. 59) besetzten das Land, die Junta legte ihr Amt nieder, und Viktor Emanuel erneuerte am 19. April in Nizza seine Abdankung. Karl Felix nahm jetzt erst den Königstitel an und verhing ein Strafgericht. Am 18. Oktober hielt er unter dem tollen Jubel des gesinnungslosen Volks seinen Einzug in Turin, unterdrückte jedes politische Sektenwesen und regierte, gestützt auf Österreichs Bajonette und auf die Herrschaft der Jesuiten in Kirche, Schule und Staat, mit der Ruhe des Friedhofs; erst 1823 verließen die Österreicher sein Land. Eine Erklärung der Ostmächte aber vom 12. Mai 1821 verkündete aus Laibach der Welt, sie hätten Europa vor dem beabsichtigten allgemeinen Umsturze gerettet und ihre Waffen dienten nur der Erhaltung von Recht und Gerechtigkeit.

Metternich, vom Kaiser zum Staatskanzler befördert, stand im Höhepunkte des Erfolgs, während am 5. Mai 1821 Napoleon I. auf Sankt-Helena starb (S. 82), der Mann, der seine Bedeutung bestritten und weit mehr als Metternich die Welt beherrscht hatte. Die schwarzgelbe Fahne wehte von Mailand bis Palermo; Fürsten und Völker beugten sich. Die Legitimität

Digitized by Google

hatte die Umsturzgelüste gebändigt, und Italien war der Einigung ferner als jemals; seine Freiheits- und Einheitsapostel, wie Silvio Pellico, verschwanden in den Verließen des Spielbergs und der andern Festungsgefängnisse Österreichs. Rußland hielt enge mit Österreich zusammen, wie sich alsbald zeigte, als die Monarchen und Minister noch in Laibach die Kunde von Unruhen in den Donaufürstentümern und in Griechenland erhielten.

m) Die Anfänge des griechischen Aufstands (1821/22).

Das Zeitalter der französischen Revolution war auch an den Griechen nicht spurlos vorübergegangen, sondern hatte geistig wie materiell günstig auf ihr Aufstreben gewirkt, während die Türkei ihrer Auflösung entgegen zu wanken schien. Als das Kaiserreich Napoleons zu Ende ging, fanden die Griechen, daß von Europa nichts für sie geschehe, und daß sie für sich selbst handeln müßten. In Odessa traten Einige im Jahre 1814 zum Geheimbunde der „Hetärie der Philiker" zusammen, dem aber die erhoffte Hilfe Rußlands ausblieb; die Hetärie wollte die Losreißung von der Türkei und die Erneurung des alten Griechenreichs in Konstantinopel. Auf serbische Mitwirkung durfte sie nicht rechnen; hingegen breitete sie sich in Griechenland, auf den Inseln des Jonischen und des Ägäischen Meers, in Rumelien, Thessalien und in Südrußland aus und verlegte 1818 ihren Mittelpunkt nach Konstantinopel.

Die Hetärie hoffte, Rußland werde sich jetzt für sie aussprechen, zumal da Graf Johannes Capodistrias (Kapo d'Istrias), der Günstling des Zaren, ein Corfiote war; Capodistrias lehnte zwar 1820 die Leitung der Bewegung ab, begünstigte es aber, obwohl er Alexanders I. Abneigung dagegen kannte, daß sein Freund, der Fanariot Prinz Alexander Ypsilantis, russischer Generalmajor, als „General-Ephore der Hetärie" im April 1820 an ihre Spitze trat. Dieser von der Dichtung verklärte Schwärmer entbehrte aller Begabung für Verwaltung und Politik und bedeutete auch als Feldherr blutwenig. So war es schon Thorheit, daß er nicht in der Morea, wo doch der Boden einigermaßen bereitet war, sondern in der Moldau losschlug. Der Augenblick erschien ihm günstig, weil Sultan Mahmud II. im Kampfe mit dem Pascha Ali von Janina lag, dessen Macht allmählich fast den ganzen Süden der Balkanhalbinsel umspannte (vgl. Bd. V); auch verfehlten die Revolutionen in Spanien, Portugal und Italien ihren Einfluß nicht. Am 7. März 1821 zog Ypsilantis in Jassy ein und rief unter Hinweis auf Rußlands Hilfe die Hellenen zum Befreiungskampf auf; überall folgten ihm Unordnung und Greuel, auch als er am 9. April in Bukarest eingezogen war. Der Zar aber, von Metternich geleitet, erklärte sich in Laibach offen gegen Ypsilantis. Beiden erschien die Hetärie eine andre Form des Carbonaritums; Europa mußte vor solchen Revolutionären gerettet werden. Ypsilantis wurde unverhohlen zurückgewiesen und vom Patriarchen von Konstantinopel gebannt. Türkische Heere rückten siegreich in der Moldau und der Walachei ein, und Ypsilantis mußte nach seiner Niederlage bei Dragatschani (19. Juni) am 26. Juni mit seinen Brüdern auf österreichisches Gebiet übertreten; er starb in Wien am 31. Januar 1828, seit einem Jahr erst aus der Haft entlassen. Einzelne griechische Scharen kämpften in den Donaufürstentümern noch weiter. Aber trotz allen Heldenmuts endete die dortige Erhebung mit der Niederlage beim Kloster Sekko am 20. September 1821, und die Türken schwangen nun erbarmungslos das Racheschwert.

Längst schon hatte sich auch die Morea gegen die Türken erhoben. Am 4. April 1821 eroberten die Aufständigen Kalamata, die Hauptstadt Messeniens; Patras pflanzte die Kreuzesfahne auf. Nach allen Seiten schlug der Brand über und wütete verheerend unter den Bekennern des Islams. In dem Nationalhelden, Theodor Kolokotronis, dem Sohne der

Digitized by Google

Abenteuerlust, dem gewandten Soldaten, besaß die Empörung ihr Haupt, dem freilich oft genug die Glieder nicht gehorchten, und die Flotte der Inseln leistete sehr gute Dienste. Die Erfolge der Griechen erweckten in Konstantinopel maßlose Wut. Grenzenloser Glaubenshaß wurde im Diwan entfacht, und am Osterfeste (22. April) wurden der Patriarch Gregorios von Konstantinopel und drei Metropoliten an ihrer Kirche aufgehängt; in Konstantinopel wie in Kleinasien, in der Morea wie auf den Inseln tobte der Islam gegen die Christen.

Im russischen Volke herrschte seit Beginn des Unabhängigkeitskriegs der Hellenen die wärmste Teilnahme für die bedrängten Glaubensgenossen, und nach den Greueln vom 22. April konnte sich auch die Regierung der Erbitterung gegen die Türken nicht mehr erwehren; ein Sturm der Entrüstung durchbrauste die ganze gebildete Welt. Der russische Gesandte, Baron Grigorij A. Stroganow, ein Philhellene, sprach voll Thatkraft für die Christen und stellte im Juni die Beziehungen zur Pforte ein; Juliane von Krüdener bezeichnete den „weißen Engel" Alexander in ihren Betstunden geradezu als das von Gott erwählte Werkzeug zur Befreiung Griechenlands und zur Besiegung des Halbmonds, und Capodistrias verkündete aller Welt in der Note vom 28. Juni, einem letzten Wort an die Türkei, die Türken seien nicht berechtigt, länger in Europa zu leben. Eine Metternich höchst unbequeme Stimmung hatte sich des wandelbaren Zaren bemächtigt; die Kabinette von Wien und Saint James sahen mit Entsetzen, daß Stroganow im August Konstantinopel verließ. Immer wieder betonte Metternich, der Triumph des griechischen Aufstands sei eine Niederlage der Throne, während Capodistrias für Unterstützung der Griechen und für Krieg gegen die Türken war. Die Pforte zeigte sich, der Zwietracht der europäischen Kabinette wohl bewußt, sehr wenig zur Nachgiebigkeit und zum Eingehen auf ihre Forderungen bereit.

Kolokotronis schloß seit Ende April 1821 die arkadische Festung Tripolitsá ein. Alle türkischen Entsatzversuche scheiterten, während die Milizen zu tüchtigen Soldaten geschult wurden, und am 5. Oktober 1821 fiel Tripolitsá; die Griechen begingen Greuel rohster Art. Archistrategos war seit Juni dieses Jahrs Alexanders Bruder, Prinz Demetrios Ypsilantis, der ebenfalls bisher in Rußland gedient hatte; er besaß jedoch nur geringes Ansehen und konnte Verbrechen nicht verhüten. Der fortgesetzte Hader und die Eifersucht der militärischen und der bürgerlichen Spitzen lähmte die Kraft der Aufständigen. Fürst Alexander Maurokordatos, ein Mann mit weitfliegender Phantasie, übernahm es mit Theodor Negris, Hellas eine feste politische Ordnung zu verschaffen. Im November 1821 erhielten West- und Ostheilas, im Dezember die Morea Verfassungen. Die von Demetrios Ypsilantis nach Argos einberufne Nationalversammlung wurde nach Piadha bei dem alten Epidauros verlegt und verkündete am 13. Januar 1822 die Unabhängigkeit der hellenischen Nation und eine vorläufige Verfassung, die eine Monarchie anbahnte. Während sie mit der Hetärie brach, bestellte sie Maurokordatos als Vorsitzenden des Vollziehungsrats (Proedros) zum Führer der Geschäfte und rechtfertigte in einem Erlasse vom 27. Januar die griechische Erhebung vor Europa; Korinth wurde Sitz der Regierung. Aber die alte Uneinigkeit, der Eigennutz und die Selbstüberhebung der einzelnen Machthaber ließen keinen günstigen Ausgang der Erhebung erwarten.

Nachdem sich Kurschid (Churschit) Pascha durch Arglist des dem Sultane feindlich gesinnten Ali Pascha von Janina im Februar 1822 entledigt hatte, warf er die Sulioten nieder. Die zwecklose Aufwieglung von Chios veranlaßte im April die Landung einer Flotte unter Kara Ali und die barbarische Züchtigung der Insel. Von neuem erfüllte Entrüstung gegen die türkische Mißwirtschaft die europäischen Völker, und mit Jubel begrüßten diese die Vernichtung

Digitized by Google

von Kara Alis Flotte durch Andreas Vokos Miaoulis und Konstantin Kanaris (19. Juni). Im Juli überflutete ein großes türkisches Heer unter Mahmud Dramali Griechenland von Phokis bis Attika und Argos; die griechische Regierung flüchtete aus Korinth. Trotz aller Tapferkeit von Maurokordatos und dem durch den Kitzner Überfall (17. Juni 1813) bekannten General K. Fr. Lebr. Grafen Normann-Ehrenfels ging infolge der Niederlage bei Peta (16./17. Juli) Suli verloren, und Westhellas war wieder bedroht. Alexander aber ließ sich von Metternich von neuem umstricken, und Capodistrias, dessen Widerpart, fiel im Juli 1822; ein einseitiges Vorgehen Rußlands gegen die Türkei war damit verhindert. Der Zar, dessen Ekel vor Revolutionen mächtig wuchs, war wieder eng mit Franz I. verknüpft, die Heilige Allianz neu befestigt.

n) Verona.

In Spanien mißbrauchten die Liberalen ihren Sieg in unverschämter Weise und beschränkten die königliche Macht derart, daß diese naturgemäß einen Umschwung herbeizuführen suchte; daß Ferdinand VII. um die Mittel nicht verlegen sei, verbürgte seine Vergangenheit. Er suchte die Einmischung des Auslands nach; Ludwig XVIII. aber und Richelieu zogen die Neutralität vor. Die Ultraroyalisten wurden jedoch in Frankreich immer anmaßender. Der Pavillon Marsan (S. 83) verdrängte Richelieu im Dezember 1821 und setzte das Ministerium Villèle durch; die Reaktion fühlte sich im Vollbesitze des Siegs, und die Geistlichkeit schraubte ihre Forderungen höher. Die Carboneria sprang aus Italien über; es bildeten sich Geheimbünde. Neue Verschwörungen republikanischer oder napoleonischer Richtung folgten und führten zu Hinrichtungen. Die Macht der Ultras befestigte sich im Kampfe immer mehr; die Erbitterung unter den Parteien stieg, und selbst J. B. S. J. Graf Villèle war den Ultras nicht königlich genug. Ferdinand VII. hingegen begünstigte die Radikalen, um sie gegen die Liberalen zu verwerten; Riego wurde Präsident der Cortes von 1822. Ein Handstreich der Garde, um Ferdinand die unumschränkte Macht wieder zu verschaffen, mißlang im Juli 1822, und Ferdinand gab feige die preis, die sich für ihn gepfert hatten. Im Norden breiteten sich für ihn Guerillabanden weiter und weiter aus; in Seo de Urgel setzte sich am 15. August eine Regentschaft für ihn fest und trat in Verbindung mit Frankreich.

Bei den Wiener Vorberatungen der für Verona geplanten Zusammenkunft rechnete Metternich auf „sein zweites Ich", auf Castlereagh, nunmehr Marqueß Londonderry; da endete dieser am 12. August 1822 durch eigne Hand, was bei seiner Nation tollen Jubel hervorrief. Sein großer Nachfolger im auswärtigen Amte, George Canning, „Tory aus innrer Überzeugung, moderner Staatsmann aus nationaler Notwendigkeit", brach mit den absolutistisch-reaktionären Grundsätzen der Heiligen Allianz und betrat die Bahn nationaler selbständiger Politik, ein schwerer Schlag für Metternich und Österreich. Um so inniger standen Metternich und Alexander zusammen.

Der Fürsten- und Ministerkongreß von Verona war wohl der glänzendste seit dem von Wien. Im Oktober 1822 kamen Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm, die meisten italienischen Herrscher, Metternich, Nesselrode, Pozzo di Borgo, Bernstorff und Hardenberg an; Frankreich war durch Chateaubriand, M. J. F. Herzog von Laval-Montmorency, P. L. A. F. Graf La Ferronays und V. R. Marquis de Caraman, Großbritannien durch Wellington und P. C. S. S. Viscount Strangford vertreten. An Belustigungen fehlte es ebensowenig wie einst in Wien. Metternich wollte die spanische und die portugiesische Revolution und mit ihr die erzwungne Verfassung vernichten; die Ostmächte und Frankreich vereinigten sich für den Fall

Digitized by Google

weiter feindseliger oder revolutionärer Schritte Spaniens. Großbritannien schloß sich von ihren Abmachungen aus, während Chateaubriands Romantik den Zaren berauschte. Als die Griechen bei dem Kongresse Hilfe gegen die Türken nachsuchten, wurden sie kalt abgewiesen. Man verständigte sich hingegen über Piemonts allmähliche Räumung von den Österreichern, ermäßigte die Besatzungstruppen in Beiden Sizilien und gab den italienischen Fürsten allerlei gute Lehren. Mit Entrüstung sahen die Ostmächte und Frankreich, daß Großbritannien im Begriffe stehe, die Losreißung der südamerikanischen Kolonien von Spanien und deren Unabhängigkeit nach dem im März 1822 gegebnen Beispiele der Vereinigten Staaten Nordamerikas anerkennen zu wollen. Mitte Dezember endete der Kongreß von Verona.

o) Frankreichs bewaffnete Einmischung in Spanien; Portugals Lostrennung von Brasilien; das Ende Ludwigs XVIII.

Der Vicomte de Chateaubriand, nun Minister des Äußern, drängte zum Bruche mit Spanien, womit Ludwig und Villèle noch immer zögerten. In Madrid erweckten die drohenden Noten der Mächte des Veroneser Kongresses leidenschaftliches Ungestüm. Während die Diplomaten in Verona sich die Fragen gestellt hatten, ob Völker Könige vor ihr Gericht rufen dürften, wie es Dante in der „Göttlichen Komödie" thut, und ob sich das Trauerspiel Ludwigs XVI. mit anderm Hintergrund an Ferdinand VII. wiederholen sollte, erhob sich die spanische Nation gegen die Anmaßung fremder Einmischung. Der Bruch war da. Die Gesandten Rußlands, Österreichs, Preußens und Frankreichs verließen im Januar 1823 Spanien. Der Abenteurer George Bessières wagte bereits einen Streifzug bis Madrid hin; die Hoffnung der Spanier auf britische Hilfe gegen Frankreich, das die bewaffnete Einmischung ausführen sollte, erfüllte sich nicht.

Ludwig XVIII. stellte seinen Neffen, den Herzog Ludwig Anton von Angoulême, an die Spitze eines Heers von 100,000 Mann, das Ferdinand aus der Macht der Liberalen befreien und in den Vollbesitz unumschränkter Macht zurückführen sollte. In der Pariser Kammer freilich schrieen die Liberalen gegen den Krieg und zitterten vor dem Unterliegen der spanischen Revolution, wie auch Canning dem spanischen Volk offen den Sieg wünschte. Ferdinand und die Cortes gingen nach Sevilla. Angoulême überschritt am 7. April das Grenzflüßchen Bidassoa, fand zwar nirgends eine Volkserhebung vorbereitet, rückte aber, kaum angefochten, vorwärts, wurde als Retter begrüßt und zog am 24. Mai in Madrid ein. Er ernannte eine zeitweilige Regentschaft, vermied, um den Nationalstolz nicht zu verletzen, jede Einmischung in die innern Angelegenheiten, obwohl ihm der reaktionäre Übereifer der Regentschaft viel Unbequemlichkeit bereitete, und behielt sich nur die militärische Oberleitung vor. Die Cortes aber in Sevilla enthoben den König der Geschäfte und schleppten ihn mit sich nach Cadix. Den französischen Fahnen folgte der Sieg. Die Spanier verloren den Mut, wurden geschlagen oder kapitulierten. Angoulême eilte auf Cadix los und erstürmte in der Nacht zum 31. August das für uneinnehmbar geltende Fort Trocadero. Eine Expedition Riegos auf die Isla de Leon endete mit seiner Flucht und Verhaftung, und am 28. September gaben die Cortes infolge der Beschießung von Cadix ihren Widerstand auf.

Ferdinand VII. versprach freiwillig volle Verzeihung und machte weitgehende Verheißungen, wurde am 1. Oktober von Angoulême feierlich empfangen und von vielen Spaniern als unumschränkter König ausgerufen. Kaum frei, begann der Meineidige die wildeste Reaktion. Viele Mitglieder der Cortes und der Regentschaft flüchteten vor dem Galgen nach England, und Ferdinand rief aus: „Die Elenden thun wohl daran, ihrem Schicksale zu entfliehen."

Digitized by Google

Die Mächte Europas betrachteten sein Treiben mit Abscheu. Angoulême, dessen Mahnungen in den Wind geschlagen wurden, verließ Madrid angeekelt am 4. November. Am 7. November 1823 wurde Riego in Madrid gehenkt; am 13. kehrte Ferdinand als Triumphator dahin zurück, um wie früher fluchwürdig zu herrschen. Talleyrand nannte den Einmischungskrieg den Anfang vom Ende; Spanien watete im Sumpfe weiter. Die Ultras quälten das Land und Ferdinand selbst derart, daß er ihrer überdrüssig zu werden begann. Die Kolonien in Südamerika waren rettungslos verloren (vgl. Bd. I, S. 522); alle Hirngespinste des Veroneser Kongresses und Chateaubriands konnten an dieser Thatsache nichts ändern. Auf Cannings Antrag erklärte am 1. Januar 1825 die britische Regierung die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen Republiken Buenos Aires, Kolumbien und Mexiko (vgl. a. a. O., S. 530); es war ein neuer Sieg über den von Österreich, Spanien und Frankreich wie von Rußland und Preußen stets betonten Legitimitätsgrundsatz.

Die spanische Erhebung wirkte naturgemäß auf das Nachbarland Portugal ein. Die Septemberverfassung von 1820 hatte dort nicht nur nichts gebessert, sondern sogar neue Schwierigkeiten herbeigeführt; Konstitutionelle und Absolutisten befehdeten sich ungestüm. Der zum Reichsverweser in Brasilien bestellte Sohn Johanns VI., Dom Pedro, sah sich von einer nationalen Partei, die Brasilien zu einem selbständigen Reiche machen wollte, zur Entfernung der portugiesischen Truppen genötigt, nahm im Mai 1822 den Titel eines beständigen Verteidigers von Brasilien an und berief eine Nationalversammlung nach Rio de Janeiro, die am 1. August und am 7. September die Selbständigkeit Brasiliens erklärte und ihn am 12. Oktober 1822 als Dom Pedro I. zum Kaiser von Brasilien ausrief (vgl. Bd. I, S. 535). Die Portugiesen waren außer sich; Brasilien aber ließ sich nicht zurückerobern.

Johanns Gemahlin, die Königin Charlotte, Ferdinands VII. Schwester, eine Frau voll Hochmut und Tücke, verweigerte der portugiesischen Verfassung, die Johann beschwor, den Eid, wurde verwiesen und verschwor sich mit ihrem jüngern Sohne, Dom Miguel, der Geistlichkeit und vielen Adligen, die unumschränkte Herrschaft zurückzuführen. Die Gegenrevolution Manoëls de Silveira Pinto da Fonseca Grafen von Amarante im Februar 1823 scheiterte zwar; Dom Miguel aber trat an ihre Spitze, und Lissabon schloß sich ihm an. Der kraftlose Johann billigte dies und verwünschte die Verfassung; die Cortes lösten sich auf. Johann verhieß eine neue Verfassung und zog am 5. Juni mit dem Sohn als Triumphator in Lissabon ein. Portugal wurde zum Absolutismus zurückgeführt. Johann war eine Null; Miguel und Charlotte herrschten und scheuten selbst vor der Ermordung von Widersachern nicht zurück. Miguel machte am 30. April 1824 einen Aufstand gegen den Vater, um ihn abzusetzen. Johann aber entfloh am 9. Mai auf ein britisches Kriegsschiff; das diplomatische Korps trat auf seine Seite, und zumal der Druck, den die britische Regierung ausübte, zwang Miguel, sich dem Vater zu Füßen zu werfen und am 13. Mai Portugal zu räumen. Es erging eine Amnestie. Die Rückkehr der alten Cortes vor 1822 wurde versprochen, und durch britische Vermittlung kam am 29. August 1825 der Vertrag von Rio zu stande, in dem Brasiliens Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkannt wurden. Am 26. April 1826 erhielt Portugal durch Dom Pedro I. von Brasilien, der nach seines Vaters Tode (10. März 1826) kurze Zeit als Pedro IV. auch über sein Stammland herrschte, eine freisinnige Verfassung; dann (2. Mai) trat Pedro die portugiesische Krone an seine Tochter Dona Maria II. da Gloria ab. Am 25. Juni 1828 ließ sich Dom Miguel zum König ausrufen, begünstigt von dem britischen Torykabinett Wellington-Aberdeen; seine Nichte Maria da Gloria mußte zu ihrem Vater nach Brasilien zurückkehren.

Digitized by Google

Der Sieg von Trocadero, von den französischen Ultras keck neben Marengo und Austerlitz gestellt, nutzte der Regierung Ludwigs XVIII. ungewöhnlich; nicht nur unter Napoleon verstand man zu siegen: dies Geheimnis kannten auch die restaurierten Bourbonen, als deren „Degen" der „Held von Trocadero" am 2. Dezember 1823 vom Könige begrüßt ward. Die Wahlen für die Kammern von 1824 waren ihnen günstig, und ein Gesetz vom Juni desselben Jahrs erstreckte die Lebenszeit der Zweiten Kammer auf sieben Jahre, was als Damm gegen Wechsel und Neuerung erscheinen konnte. Villèle stand fest am Steuer, stürzte Chateaubriand und leitete seinen Nachfolger im auswärtigen Amte, Auge Hyacinthe Maxence Baron Damas; Chateaubriand aber rächte sich durch die bittersten Angriffe in der Presse. Ludwig stellte hierauf, von Villèle beraten, die Zensur für politische Zeitungen und Zeitschriften am 16. August 1824 wieder her. Es ging zu Ende mit dem Vielgeprüften. Er ermahnte seinen Bruder, treu an der Charte zu halten, am besten Erbe, das er hinterlasse; dann werde auch er im Schlosse seiner Väter sterben. Am 16. September 1824 starb Ludwig XVIII. Unter dem alten Rufe: „Der König ist tot, es lebe der König!" huldigte Frankreich Monsieur als Karl X. Talleyrand aber ahnte, daß das Königtum Karls bald verwesen werde, und sagte an Ludwigs Leiche mit gewohnter Gefühlsroheit: „Es riecht hier fürchterlich!"

C. Europäische Zuckungen bis zur Julirevolution (1823—30).

a) Die Fortschritte der Reaktion in Deutschland.

Während in Deutschland der Ruf nach konstitutioneller Regierung überall widerhallte und der Kampf der Griechen um ihre Freiheit zur Gründung philhellenischer Vereine führte, die sich an den Griechenliedern des Dessauers Wilhelm Müller in steigendes Entzücken versetzten, feierte die Reaktion, in Wien und Berlin eifrig genährt, ihre Triumphe. Hardenbergs Einfluß war bei Friedrich Wilhelm III. durch Metternich erstickt worden, und der Staatskanzler war politisch tot, noch ehe er am 26. November 1822 die Augen schloß. Der König sah schon die Carboneria in Preußen ihren Einzug halten, schob Hardenbergs Entwurf einer Gesamtverfassung in den Hintergrund und verübelte ihm die Mahnung an sein verpfändetes Königswort. Eine neue Verfassungskommission unter Vorsitz des romantisch gefärbten Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) bestand aus lauter Gegnern Hardenbergs und wollte nur von „Charten" für die einzelnen Provinzen wissen; der König stimmte ihnen zu. Nach Hardenbergs Tode konnte sich der König nicht dazu verstehen, Wilhelm von Humboldt zu berufen, sondern hob das Präsidium im Ministerrat auf, und es gab fortan nur noch Fachminister, die ihre eignen Wege gingen. Der König begnügte sich mit dem Gesetze vom 5. Juni 1823 über die Anordnung der Provinzialstände; Büreaukratie und Feudalismus feierten darin einen gemeinsamen Sieg. Österreich konnte mit Preußens Abneigung gegen konstitutionelle Formen zufrieden sein und lenkte, von ihm unterstützt, den Bundestag, an dem höchstens Württemberg durch den Freimut und die Selbständigkeit seines Vertreters Karl August Freiherrn von Wangenheim ab und zu das ausgetretne Geleise kreuzte. Von Wangenheim ging der Plan aus, den deutschen Großmächten einen Bund „des reinen und konstitutionellen Deutschlands" unter Führung Bayerns und Württembergs gegenüber zu stellen und damit eine Dreiheit (Trias) zu schaffen, wie sie Friedrich Ludwig Lindners „Manuskript aus Süddeutschland" (1820) verlangt hatte. Aber die von Metternich veranlaßten Wiener Konferenzen vom Januar 1823 führten bald zur Nachgiebigkeit Württembergs: Wangenheim fiel im Juli. Die Karlsbader Beschlüsse wurden im August 1824

Digitized by Google

erneut, und der Bundestag rührte sich nicht mehr, nachdem er noch die unselige Mainzer Zentraluntersuchungskommission 1828 in aller Stille aufgelöst hatte.

b) Großbritannien in der Reform.

Der Prozeß der Königin Karoline (S. 92) hatte der britischen Krone und dem Tory-Ministerium einen schweren Schlag versetzt. Byron schleuderte Georg IV. des Sängers Fluch entgegen:

„Ein Heinrich seinem Weib, ein Karl der Nation,
Vereint er beid' in einziger Person.
Umsonst, daß sie Justiz und Tod zu Staub gemacht,
Ein Königsvamphr stirbt, ein anderer erwacht.
Was hilft das Grab? Der beiden Blut und Staub spie's aus
Und machte den Regenten Georg daraus."

Durch Canning (S. 116) kam frisches Leben in innere und auswärtige Politik; er lieh dem Bestreben nach Befreiung der Katholiken seine Unterstützung, ohne sie freilich zum Abschlusse bringen zu können. Für die Parlamentsreform trat in erster Linie Lord John Russell ein, der Canning ebenso eifrig zur Seite wie Wellington gegenüber stand; seiner unermüdlichen Ausdauer war endlich die Bill vom 7. Juni 1832 zu verdanken. In Cannings Geiste wirkte auch der Präsident des Handelsamts, William Huskisson, Pitts Schüler; er gab der Handelspolitik freien Flug und rüttelte, ohne sich je zu überstürzen, an Schutz- und Einfuhrverhinderungszöllen. Die Schifffahrtsakte von 1651 wurde gemildert, der auswärtige Handelsverkehr außerordentlich gehoben und von lästigen Schranken befreit (vgl. Bd. VII, S. 128); Woll- und Seidenindustrie kamen in Blüte. Tausende und Abertausende glaubten, eine goldne Zeit breche an, und überließen sich blinder Spekulationswut im Hinblick auf die pilzartig aufschießenden Aktiengesellschaften und die aus den befreiten spanischen Kolonien zu erwartenden Goldhaufen. Natürlich blieb die Ernüchtrung nicht aus. Maßloses Elend löste die übermütige Beutelust ab; die Jahre 1825 und 1826 waren entsetzlich, so wacker auch Huskisson, Canning u. s. w. eingriffen. Canning konnte als wahrer Hoherpriester der liberalen Weltanschauung angesehen werden, darum war es ein Tag von großer Bedeutung, als er im April 1827 Premier und erster Lord des Schatzes wurde. Irland machte der Regierung viel zu schaffen. Der zum Volksredner geborne Advokat Daniel O'Connell führte mit Richard Shiel den Klub Catholic Association, an dessen Spitze er seit 1815 stand, zu einer Macht, welche die ganze Insel beherrschte und für die Katholiken Rechtsgleichheit forderte.

Seit Januar 1828 stand Wellington an der Spitze eines reinen Torykabinetts, in dem Sir Robert Peel das Innere leitete. Die Korporations- und Testakte wurde im Mai 1828 aufgehoben, am 30. März 1829 ging die Katholikenemanzipation endlich durch.

c) Der griechische Freiheitskampf 1823—29.

Das Jahr 1822 war den Kämpfen der Griechen (S. 114—116) im ganzen günstig gewesen und hatte mit der Eroberung Nauplias im Dezember und mit dem Untergange des Heers von Dramali einen glücklichen Abschluß gefunden. Missolunghi trotzte der Belagerung, und der türkische Feldherr Omer Vrionis mußte sie am 13. Januar 1823 aufheben. Auch im Jahre 1823 war das Glück mit den Griechen; aber innrer Zwiespalt zerfleischte sie. Sie begannen einander den Hals zu brechen; Bürgerkriege erleichterten der Pforte den Kampf. Dieser half jetzt auch der mächtige Mehemed Ali von Ägypten (vgl. Bd. III, S. 695). Seine Truppen

Digitized by Google

eroberten 1824 Kreta und Kaso, die Khosrew Paschas Pfara, und am 5. Februar 1825 landete Mehemeds Adoptivsohn Ibrahim Pascha bei Modon in der Morea. Eine Stadt um die andre fiel in seine Gewalt; die Griechen konnten bald das Feld nicht mehr behaupten. Die Ägypter begingen lauter Greuel. Lebhaft interessierte man sich für die neue Belagerung Missolunghis durch Reschid und Ibrahim Pascha; Lord George N. G. Byrons Tod für die Sache der Hellenen (19. April 1824) hatte diesen Ort geweiht. Die Regierung zu Nauplia stellte im August 1825 Griechenland unter den unbeschränkten Schutz Großbritanniens. Aber Missolunghi fiel am 22./25. April 1826, und die Morea wurde ausgeplündert. Reschid warf sich auf Attika; am 6. Mai 1827 erlitten die Griechen vor Athen eine schwere Niederlage, und am 5. Juni desselben Jahrs fiel Athen. Alle Opfer der Griechen und die Begeisterung der Philhellenen ganz Europas schienen den Untergang nicht aufhalten zu können.

Nach einer Begegnung der Kaiser Franz und Alexander zu Czernowitz im Oktober 1823 schlug die russische Regierung Konferenzen in Sankt-Petersburg vor, um Griechenland zum Frieden zurückzuführen; eine russische Denkschrift vom 9. Januar 1824 wurde den dazu eingeladnen Mächten, Österreich, Preußen, Großbritannien und Frankreich, unterbreitet. Doch wollten die Griechen und die Türken von diesem Plane nichts wissen; die Konferenzen in Konstantinopel und in Sankt-Petersburg hatten keinen Erfolg. Canning hingegen, der schon auf dem College in Eton die tapfern Freiheitskämpfer besungen hatte, näherte sich den Griechen, nährte in Sankt-Petersburg das Mißtrauen gegen Österreich, befreundete sich mit Rußland und gewann die Führung in der griechischen Frage, während die Briten früher mit den Türken gegangen waren. Da starb Alexander I., und die russische Politik schlug eine neue Richtung ein; in seinem Tod erblickten die Russen Gottes Strafe für die schwächliche Preisgabe der religionsverwandten Griechen.

Der Zar war mit bangem Herzen gestorben; denn er hatte die Liebe seines Volks gegen ihn erkalten und neben der Freimaurerei Geheimbünde politischer Natur in Nation und Heer Einzug halten sehen. Dem „Wohlfahrtsverein" folgten die „freien Gesellschaften", „der Bund der russischen Ritter", „der Bund des öffentlichen Wohls", und aus den Trümmern des letztern bildeten sich dann „die südliche und die nördliche Gesellschaft"; in Wolhynien zeigte sich in der „Gesellschaft der vereinigten Slawen" der erste Versuch zu einem Bund aller slawischen Völker, und in Polen trieb „die Patriotische Gesellschaft" ihr Wesen. Jeder Bund hatte andre Pläne, manches Mitglied die wildesten Absichten: Oberst Paul Pestel und seine Gefährten dachten an die Einführung einer Republik, an allgemeine Gleichheit, an Ermordung Alexanders und seiner Familie, andre nur an Eindämmung der Unumschränktheit. Die Regierung beobachtete das ziemlich unvorsichtige Gebaren der meist dem Adel angehörigen Verschwörer in Heer und Flotte; ehe diese aber einen Handstreich wagten, verschied der Zar in Taganrog am 1. Dezember 1825. Der Großfürst-Cäsarewitsch Konstantin hatte auf die Thronfolge verzichtet, wovon fast niemand wußte, und wies die ihm Huldigenden an seinen jüngern Bruder Nikolaus Pawlowitsch; ein Wettstreit der Entsagung begann und trübte das Urteil darüber, wer Kaiser geworden sei. Nikolaus erließ am 24. Dezember die Erklärung seiner Thronbesteigung. Die Verschwornen aber trieben am 26. mehrere Regimenter in Sankt-Petersburg zur Empörung gegen ihn; eine Schlacht fand auf dem Senatsplatz und in den benachbarten Straßen statt, und dem Siege Nikolaus' folgte ein furchtbares Strafgericht gegen die „Dekabristen" (Dezemberleute). Autokrat im weitesten Sinne des Worts, herrschte Nikolaus I. fortan mit einer blind ergebnen, freilich nicht vorwurfsfreien Beamtenschaft, mit Polizeigewalt, mit harter Zensur

Digitized by Google

und unterdrückte eisern allen Liberalismus. Bei aller Härte war er jedoch gerecht und hochherzig; durch Michail M. Speranskij, Rußlands Tribonian (S. 104), ließ er die Sammlung russischer Gesetze seit 1649, den Sswod sakonow, veranstalten, der 1835 als alleingiltiges Rechtsbuch eingeführt wurde. Russen studierten bei Savigny in Berlin, und mächtig wuchs die Kenntnis russischen Rechts und russischer Geschichte.

Durch Iwan F. Paskewitsch wurde Armenien erobert, und im Gegensatze zu Alexander zeigte Nikolaus der Türkei alsbald die Zähne, nicht etwa aus Neigung zu den in seinen Augen aufrührerischen Griechen, sondern aus Gründen der Politik. Wellington unterzeichnete in Sankt-Petersburg am 4. April 1826 ein britisch-russisches Protokoll zur Befriedung Griechenlands, das eine ähnliche Stellung wie die Donaufürstentümer der Türkei gegenüber einnehmen sollte. Obgleich der Diwan grollte, gingen Nikolaus und Canning ihre Bahn weiter: Canning erwärmte auch Frankreich für die Griechen; Nikolaus rüstete. Am 6. Juli 1827 schlossen Rußland, Großbritannien und Frankreich den Londoner Vertrag, worin sie den Griechen und den Türken ihre Vermittlung anboten und erklärten, fernerhin würden sie die Störung des friedlichen Handelsverkehrs nicht mehr dulden; die Pforte sollte die Suzeränität über den neu zu schaffenden tributpflichtigen griechischen Staat ausüben, die Griechen aber sollten selbst gewählten Obrigkeiten und durchaus autonomer Verwaltung unterstehen. Der Vertrag war Cannings Scheidegruß, er starb am 8. August 1827, und die Klage um ihn tönte vom griechischen Archipel bis zu den Südamerikanischen Anden wieder.

Die Pforte wollte von einer europäischen Einmischung nichts hören, und der Dreibund entschloß sich zum Kriege. Seine Flotte vernichtete die türkisch-ägyptische am 20. Oktober 1827 bei Navarin(o): Griechenland war aus der höchsten Not befreit. Die zu Rußland neigende Mehrheit der griechischen Nationalversammlung in Thamala (Troizene) erwählte am 11. April 1827 den Grafen Johannes Capodistrias (S. 114) zum Präsidenten (Kybernetes) Griechenlands auf sieben Jahre. Im Januar 1828 trat er in Ägina sein dornenreiches Amt an, um immer mehr dem Einflusse Rußlands zu unterliegen und mit den Liberalen in unlösbaren Widerspruch zu geraten. Im Mai 1828 begann der Krieg Rußlands mit der Türkei. Iwan J. Diebitsch überstieg den Balkan; doch als er von Adrianopel auf Konstantinopel vorrücken wollte, rief der Diwan Preußens Vermittlung an. Am 14. September 1829 erfolgte der Friede von Adrianopel, der Rußlands Gebiet in Asien erweiterte, dem russischen Handel das Schwarze Meer eröffnete und Griechenland die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch die Pforte verschaffte. Die Westmächte wollten es durchaus nicht suzerän unter Rußland werden lassen, und man einigte sich schließlich am 3. Februar 1830 zur Begrenzung des unabhängigen Staats in möglichst enger Ausdehnung (Mündung des Aspropotamos bis zur Mündung des Spercheios).

d) Frankreich unter Karl X.

Der neue Herr in Frankreich, Karl X., lebte dem Grundsatze: „Ich möchte lieber Holz sägen als unter den Bedingungen des Königs von England König sein.“ Er war von peinlicher Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit, aber voller Vorurteile und Eigensinns, ein schwacher Geist, den Frömmelei einengte, und trotz weißer Haare immer noch der Graf von Artois der Emigration. Im Beginne seiner Regierung priesen ihn Victor Hugo und Alphonse M. L. Prat de Lamartine. Bald aber schwand seine Beliebtheit: Pierre Jean de Béranger verhöhnte ihn als „Charles le Simple“ und spottete über die „Gerontokratie“; Fünffrankstücke stellten ihn mit

Digitized by Google

dem Jesuitenhute dar. Die Macht der Priester wuchs unnatürlich; die Ämter kamen an Anhänger der Jesuiten, deren Orden den öffentlichen Unterricht beherrschte. Karl ließ sich in Reims mit dem heiligen Öle salben, wobei die alte Überlieferung streng beobachtet wurde, folgte in Paris allen Prozessionen, und viele Adlige flüchteten zu der Kirche als dem natürlichen Rückhalte gegen den überwuchernden Liberalismus. Das Gesetz gegen Kirchenfrevel erinnerte an das Mittelalter; im Klostergesetze witterte man die Wiedereinführung des Mönchswesens und der Toten Hand. Das Gesetz vom 27. April 1825 bewilligte den Emigranten eine Milliarde als Entschädigung ihrer freilich weit härtern Verluste seit 1789.

Gegen Villèles Rat hatte Karl sofort die Zensur aufgehoben. Nun griff die liberale Presse schonungslos den Jesuitismus in Staat, Kirche, Schule und Gesellschaft an und gewann durch die ihr angehängten Prozesse steigendes Ansehen. Der Vorkämpfer der gallikanischen Kirche (Bd. VII, S. 202) und Todfeind der Ultramontanen, A. M. J. J. Dupin (der Ältre), wurde der gefeiertste Mann im liberalen Lager, und man jubelte seinen Verteidigungsreden für den „Constitutionnel“, das „Journal des Débats“ u. s. w. zu. Die Magistratur und die Kammermehrheit traten auf die gegnerische Seite. Karl wollte die Zensur wieder einführen, deren Abschaffung er bitter bereute; Chateaubriand aber nannte den Gesetzentwurf ein Vandalen-, P. P. Royer-Collard ein atheistisches Gesetz, und die Pairs zwangen die Regierung im April 1827, es zurückzuziehen. Der allgemeine Haß, erhöht durch die Auflösung der Nationalgarde, bedrohte Villèle; dieser aber wagte neue Schritte, um seine Stellung zu behaupten. Eine Verfügung vom 24. Juni 1827 hatte die Zensur wiederhergestellt, und ungeachtet der einmütigen Entrüstung von Royalisten (Chateaubriand, Hyde de Neuville) und Liberalen (F. P. G. Guizot, N. A. Graf Salvandy und C. H. Odilon Barrot) ging Villèle tapfer vorwärts: vier Ordonnanzen vom 5. November 1827 verfügten die Aufhebung der Zensur, die Auflösung der Villèle abtrünnigen Zweiten Kammer, die Anordnung von Neuwahlen und die Ernennung von 76 neuen Pairs, die größtenteils Bischöfe oder eingefleischte Emigranten waren. Die Neuwahlen fielen entschieden gegen das Ministerium aus. Es kam in Paris zum Aufstand, und seit den Tagen der Fronde (Bd. VII, S. 440) wurden zum erstenmal wieder Barrikaden errichtet. Villèle konnte nicht länger am Ruder bleiben.

Der Vicomte J. B. S. G. de Martignac, die Seele des neuen Ministeriums, das am 5. Januar 1828 seine Thätigkeit begann, war ein Ehrenmann und zum Vermittler besonders geeignet; sein klarer Geist hob ihn weit über den großen Haufen der Royalisten empor. Er wollte Mäßigung und Fortschritt, besaß aber nie Karls Herz und war kein Staatsmann. Karl trieb gegen Martignac Ränke mit seinen Vertrauten, dem Fürsten Jules Polignac und andern; und während Martignac dem Könige „zu wenig Villèle“ zu sein dünkte, warf ihm die öffentliche Meinung vor, er sei „zu viel Villèle“. Sein Wahl- und sein Preßgesetz erschienen Karl zu liberal; sein Einschreiten in Kirche und Schule versetzte die Jesuiten in Wut, und der von ihnen zurückgewonnene Abbé Lamennais (S. 88) verglich den König mit Nero und Diokletian. Lamennais geißelte die gallikanische Kirche des „atheistischen“ Frankreichs, bezeichnete die konstitutionelle Monarchie Karls als den abscheulichsten Despotismus, der je auf der Menschheit gelastet habe, und bekämpfte schneidend die Verfügungen, die Karl im Juni 1828 wegen der religiösen Genossenschaften und der geistlichen Erziehung erlassen hatte. Martignacs Regiment entsittliche die Gesellschaft, und der Augenblick sei nahe, in dem das unterdrückte Volk Gewalt anwenden müsse, um im Namen des unfehlbaren Papstes gegen den atheistischen König aufzustehen. Des Abbés Schrift „Des progrès de la révolution et de la guerre contre

Digitized by Google

l'église" (1829) machte gewaltiges Aufsehen, und er wurde immer demokratischer: die natürliche Folge seiner Lehren. Unter Gutheißung des Papstes Leo XII., des Gönners der Jesuiten, gründete er die „Gesellschaft zur Verteidigung der katholischen Religion", für die „Le Catholique" und „Le Correspondant" fortan arbeiteten; und seit September 1830 erschien nach dem von Lamennais bejubelten Sturze Karls sein christlich-revolutionäres Journal „L'Avenir", an dem neben ihm J. B. H. D. Lacordaire, Ch. F. de Tryon Graf Montalembert und O. Ph. Gerbet wirkten: die Kirche Roms stülpte sich die Freiheitsmütze auf! Martignacs Kabinett hatte nach außen den bedeutenden Erfolg zu verzeichnen, daß General N. J. Marquis de Maison, der ein Expeditionskorps nach der Morea führte, im August 1828 die Ägypter unter Ibrahim Pascha zum Abzuge nötigte und Metternichs Plan eines Vierbunds zur gewaltsamen Befriedung Rußlands und der Türkei durchkreuzte. Als aber Martignac in der französischen Verwaltung dezentralisieren wollte und im Februar 1829 darauf abzielende Gesetzentwürfe einbrachte, verließen ihn Alle. Die äußerste Rechte verbündete sich mit der Linken; Martignac mußte im April die Entwürfe zurückziehen, und am 8. August 1829 trat an seine Stelle Fürst Polignac.

Der Name Jules Polignac erschien dem Land als Ankündigung von Staatsstreichen und verfassungsfeindlicher Reaktion; ein Schrei der Entrüstung wurde laut, und die Presse machte die heftigsten Angriffe. Der Herzog A. Ch. L. V. von Broglie trat an die Spitze der sich zum Schutze der Charte bildenden Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera!"; streitlustige Republikaner scharten sich um Louis Aug. Blanqui, Étienne Arago und Armand Barbès. Die Zeitung „National" begann ihre Wirksamkeit für die Orléans, denen Talleyrand, L. Adolphe Thiers, der Bankier Jacques Laffitte und die Schwester des Herzogs Ludwig Philipp, Adélaïde, die Wege ebneten. Selbst Metternich, Wellington und Kaiser Nikolaus mahnten von einem Staatsstreiche gegen die Charte ab. Karl war jedoch der unbelehrte Emigrant von Koblenz geblieben und verstand die neue Zeit nicht: in jedem Konstitutionellen sah er einen Parteigänger der Staatsumwälzung, einen Jakobiner. Und Polignac war der Nachtwandler der Restauration, ein Schwärmer ohne jede Weltklugheit, den Phantasiegebilde stets der Wirklichkeit entrückten und der sich in seiner Beschränktheit für unfehlbar hielt: Maria war ihm ja erschienen und hatte ihn aufgefordert, der Hydra der Demokratie und des Unglaubens den Kopf abzuschlagen.

Ursprünglich nur Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde Polignac am 17. November 1829 auch Präsident des Ministerrats. Um die ihm feindliche Nation zu gewinnen, suchte er ihr auswärtige Erfolge zu verschaffen. Er betonte den Grundsatz der Freiheit der Meere gegenüber den Ansprüchen Großbritanniens auf die Seeherrschaft und entwarf eine abenteuerliche Karte vom Europa der Zukunft; konnte er diese nicht ins Leben umsetzen, so sollte wenigstens bei der ersten sich bietenden Gelegenheit kriegerischer Lorbeer gepflückt werden. Der Dey von Algier hatte sich über die Franzosen geärgert und ihrem Konsul Deval in der Audienz einen Schlag versetzt; da er keine Vorstellung annehmen wollte, so rüstete Frankreich zu Wasser und zu Lande. Im Juni 1830 ging der Kriegsminister, General L. A. V. de Gaisne Graf Bourmont, mit 37,000 Mann bei Sidi-Ferruch ans Land, schlug die Algerier, erbeutete ihr Lager und zog am 6. Juli in der Hauptstadt ein, wo er einen großartigen Schatz eroberte; er schickte den Dey außer Land und wurde zum Marschall von Frankreich befördert. Algier wurde französisch; Karl und Polignac sollten aber den Erfolg nicht genießen.

Presse und Parteien wurden immer dreister; Royer-Collard versicherte Karl offenherzig, die Kammer würde jedes seiner Ministerien bekämpfen. Doch Karl hörte nur auf Polignacs prahlerische Zuversicht und drohte bei der Eröffnung der Kammern am 2. März 1830 in

Digitized by Google

seiner Thronrede den Widersachern in so deutlichen Worten, daß Doktrinäre wie Ultraliberale darin die Entblößung des königlichen Schwertes witterten. Pierre Antoine Berryer, der glänzendste Redner der Legitimität und vielleicht der größte französische Redner des Jahrhunderts, stritt bei der Adreßdebatte eifrigst mit François Guizot, dem geistreichen Führer der Doktrinäre, und unterlag: die Kammer nahm am 16. März mit 221 gegen 181 Stimmen die scharfe Antwortadresse an, die dem Monarchen aussprach, seine Minister besäßen nicht das Vertrauen der Nation und zwischen Regierung und Kammer bestände kein Einklang. Karl aber sah die Monarchie selbst in Frage gestellt, nannte seine Entschlüsse unabänderlich und versicherte, er würde seine Krone niemals erniedrigen lassen; er vertagte die Kammern am 19. März auf den 1. September und setzte Präfekten und Beamte ab, während man die 221 in ganz Frankreich feierte. Karl forderte, hierüber betroffen, von seinen Ministern ein Bild der Lage. Doch Polignacs geheime Denkschrift vom 14. April lullte ihn wieder ein: nur ein kleiner Bruchteil des Volks sei revolutionär und könne nicht gefährlich werden; die Charte sei das Evangelium, und ein friedlicher Ausgleich sei leicht. Karl löste die Kammer am 16. Mai auf und berief eine neue auf den 3. August. Anstatt Villèle zurückzuberufen, verstärkte er das Ministerium durch Leute Polignacs: am 19. Mai traten J. C. B. V. de Chantelauze und Graf Ch. J. Peyronnet als Großsiegelbewahrer (Justizminister) und Minister des Innern ein. Die Wahl Peyronnets war nach Karls eignen Worten ein Peitschenhieb für die öffentliche Meinung: kaum ein Zweiter war so verhaßt in Frankreich; und jetzt riet er beständig zu Ausnahmemaßregeln und trieb zu einem Staatsstreiche gegen die Bestimmungen der Charte. Um der Regierung bei den Neuwahlen den Sieg zu erleichtern, setzte er in dem Aufrufe vom 13. Juni der Nation auseinander, er werde nicht nachgeben. Die Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera" aber in erster Linie erzielte, daß die 221 wieder gewählt wurden; die Opposition erreichte die Zahl von 272, das Ministerium dagegen nur die von 145 Stimmen.

In ganz Frankreich zeigten sich Unruhen. Truppen wurden zu ihrer Stillung ausgesandt; die Presse aller Richtungen schürte den Brand. Karl sah den Schatten des Bruders vor sich aufsteigen, den seine Nachgiebigkeit unter das Fallbeil geführt hatte, sprach von Diktatur und neigte sich, von Polignac gegängelt, dem Plane zu, Ausnahmemaßregeln zu ergreifen und seine königliche Stellung einzusetzen. Der Zar, selbst Peyronnet, Jakob Rothschild und andre rieten ihm ab. Er aber unterzeichnete am 25. Juli 1830 die fünf von Polignac vorgeschlagnen Ordonnanzen: die Preßfreiheit wurde zeitweilig aufgehoben, das Erscheinen der Zeitungen wurde von vorheriger Ermächtigung abhängig gemacht, die noch nicht zusammengetretne Deputiertenkammer wurde aufgelöst und eine neue auf den 28. September einberufen, das Wahlgesetz wurde abgeändert, und die von Martignac beseitigten ultraroyalistischen Staatsräte wurden zurückberufen. Am 26. Juli erschienen die Ordonnanzen. Der „National" von Adolphe Thiers wurde sofort der Mittelpunkt der Preßbewegung, Karl aber freute sich in Saint-Cloud seines Werks und ernannte den allseits unbeliebten Marschall Marmont Herzog von Ragusa zum Oberbefehlshaber der ersten Militärdivision. Marmont ließ, als die Volkserregung wuchs, die Besatzung von Paris ausrücken und verhängte, als die Revolution hier am 27. Juli ausgebrochen war, am 28. Juli den Belagerungszustand, wobei er und der russische Botschafter Graf Pozzo di Borgo Karl zur Nachgiebigkeit rieten. Von den im Flug aufgebauten Barrikaden erscholl der Ruf „Nieder mit den Bourbonen!" Polignac aber bewahrte seine Zuversicht, obwohl die Empörung auf allen Punkten siegte und ein Teil der Truppen zum Volk überlief. Paris ging verloren. Der Dauphin Ludwig Anton, Herzog von Angoulême (S. 117), übernahm

Digitized by Google

den Oberbefehl der Truppen und geriet mit Marmont, der die letzten Truppen aus Paris nach Saint-Cloud führte, heftig aneinander. In Paris stellte man die Nationalgarde wieder her, und der alte Lafayette übernahm ihre Führung. Guizot veranlaßte die Aufstellung eines Munizipalausschusses; die Bürgerschaft leitete Paris, und Talleyrand lud den Herzog von Orléans ein, nach Paris zu kommen.

Endlich erkannte Karl X., daß er am Abgrunde stehe. Er nahm am 30. Juli die Ordonnanzen zurück, entließ das Ministerium Polignac und betraute C. L. V. de Rochechouant Herzog von Mortemart mit der Bildung eines Ministeriums unter Hinzuziehung von Männern des linken Zentrums; als aber Mortemart ins Hôtel Laffitte kam, wo die Opposition ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, erklärte man ihm, es sei zu spät. Ludwig Philipp nahm am 31. Juli auf Wunsch beider Kammern die Stelle eines Generalleutnants des Königreichs an, ließ sich als Bürgerkönig von Lafayette umarmen und ernannte ein Ministerium. An demselben Tage siedelte Karl X. nach Trianon und von da nach Rambouillet über. Sein Hof verödete rasch wie einst der Ludwigs XVI., und seine Truppen liefen in Masse davon. Als zum letzten Anker griff er am 1. August zur Übertragung der Generalleutnantsstelle an Ludwig Philipp; doch lehnte der Herzog ab, weil er bereits durch das Vertrauen der Kammern dies Amt bekleide. Am 2. August 1830 verzichteten Karl und der Dauphin auf die Krone zu gunsten von Berrys Sohne, dem Herzoge von Bordeaux, den sie zum Könige Heinrich V. proklamierten, und Karl forderte Ludwig Philipp auf, alles für Heinrichs Thronbesteigung einzurichten; Ludwig Philipp aber betrog Heinrich um die Krone und beschwor als König der Franzosen am 9. August die Verfassung. Karl X. schiffte sich am 16. August nach England ein; 1832 siedelte er nach Österreich über. Seine Hoffnungen auf eine dritte Restauration der Bourbonen haben sich als trügerisch erwiesen (vgl. darüber S. 137).

Digitized by Google

II. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859.

Von

Professor Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

Digitized by Google

1. Konservative Verirrungen.

Auf dem Wiener Kongresse war von Völkern nur sehr selten, vom Willen und von Rechten der Völker niemals die Rede gewesen. Die Kabinette, nämlich die regierenden Fürsten Europas und ihre Beamten, unter diesen vorzugsweise die Diplomaten, ordneten die Beziehungen der Staaten fast ausschließlich mit Rücksicht auf dynastische Interessen und Machtverhältnisse; nur für England kamen die wirtschaftlichen Forderungen der leitenden Gesellschaftskreise, für Frankreich kam die nationale Empfindlichkeit in Frage. Nicht nur Fürst Metternich, auch die Mehrzahl seiner Mitarbeiter konnten sich unter Staaten nichts andres als Höfe und Regierungen vorstellen. Nur diese waren an die Stelle der feudalen Gesellschaft getreten, die mehr als ein Jahrtausend lang den größten Teil der staatlichen Aufgaben zu besorgen gehabt hatte. Nicht auf den Einrichtungen des städtischen Lebens, das sich neben der feudalen Gesellschaft entwickelt hatte, beruhte der Fürstenstaat; die Patrizierstaaten waren zerfallen, verkommen, beseitigt; das Fürstentum hatte sich, je höher seine Macht über die der Stände sich erhob, eines immer kunstvoller verzweigten Werkzeugs bedient, um zu regieren: seiner Beamtenschaft. Regierungen waren zwischen die Fürsten und die Völker getreten und Selbstzweck geworden. Der Begriff der „Unterthänigkeit", der für die feudale Gesellschaft eine wirtschaftliche Beziehung bezeichnet, hatte politischen Charakter erhalten; er erschien als eine notwendige Ergänzung zur Souveränetät, die man im Laufe des 17. Jahrhunderts zur einzigen Rechtsgrundlage der öffentlichen Gewalt erhoben hatte. Das Bedürfnis der Souveräne nach Steigerung ihrer Macht, eine mehr oder weniger klare Auffassung von dem Zusammenhange dieser Macht mit idealen Zielen führte zur Ausgestaltung der Verwaltung als einer Regierungsaufgabe und zugleich zu einer fortwährenden Vermehrung der Ansprüche und Forderungen der Regierungen (vgl. die Charakteristik des Zeitraums zwischen 1650 und 1780: Bd. VII, S. 435—438).

Den historisch erwachsenen Rechten der Fürsten und ihrer Organe hatte die französische Revolution die „Menschenrechte" entgegengestellt; nichts schien der Nationalversammlung notwendiger und dringender, als die Irrtümer aus dem Gedankenkreise der Zeitgenossen auszuscheiden, die, aus einer überspannten Auslegung der Fürstengewalt entstanden, wegen Mangels an Widerspruch anerkannt und angewendet worden waren. Die Souveränetät wurde nunmehr der Gesamtheit des Volks zugesprochen. Gestützt auf den souveränen Volkswillen hatte Frankreich den Krieg mit den monarchischen Staaten Europas aufgenommen, in denen die Gewalt ungeteilt zu Handen der Herrscher stand; als Träger der Volkssouveränetät hatte das Kaisertum Napoleon Bonapartes die Vorherrschaft Frankreichs über Europa zu begründen versucht, in Ausübung der ihm von 6 Millionen Franzosen verliehnen Gewalt hatte er seine Heere weit über die Machtgrenzen des französischen Volks geführt und in den großartigsten Schlachten das

Digitized by Google

Gebot seines persönlichen Willens den Fürsten Europas aufgezwungen. Innerhalb eines Zeitraums von kaum zwei Jahrzehnten war der Kreislauf der Macht vollendet gewesen: sie war vom souveränen Volke wieder zum unumschränkten Alleinherrscher zurückgekehrt. An der Überwältigung dieses Despotentums, das die Eigenberechtigung der Nationen gänzlich beseitigen zu können geglaubt hatte, waren Fürsten und Völker gleichmäßig beteiligt gewesen; doch nur die Fürsten zogen Nutzen aus dem Siege. Mit kecker Stirne behaupteten ihre litterarischen Handlanger, nur die Souveräne und ihre Heere hätten Napoleon besiegt; den Bürgern komme dabei nicht mehr Verdienst zu als den bestellten Feuerwehrmännern bei einem Brand. Aber sie fanden keinen Glauben. Es war unmöglich, vergessen zu machen, daß die Preußen ihren König zum Befreiungskriege genötigt hatten; und was von Spanien und Tirol geleistet worden war, ließ sich nicht gut auf Befehle der rechtmäßigen Obrigkeit zurückführen: da wie dort hatte das Volk sich der ihm aufgedrängten Obrigkeit mit Gewalt entledigt. Der Volkswille hatte sich deutlich zu erkennen gegeben; er hatte die Fremdherrschaft abgelehnt, auch wenn sie unter dem Titel der Freiheit und beglückender Neurung aufgetreten war.

Die wieder zu Macht und Besitz gelangten Fürstenfamilien, die kein Bedenken getragen hatten, den von der Revolution angehäuften Raub, der ihresgleichen, ihren Verwandten und Verbündeten abgenommen worden war, unter sich zu verteilen, waren aber nicht geneigt, die Sorge um die neu gezimmerten Staaten mit den Völkern zu teilen. Sie einigten sich stillschweigend in der Überzeugung, die zum Glaubenssatze der Legitimität erhoben wurde, daß ihre Erhaltung, ihr Gedeihen gleichbedeutend mit dem Bestand einer sittlichen Weltordnung sei. Dies anzuerkennen, wurde ebenso als Pflicht der Unterthanen erklärt, wie dies: durch Vermehrung des eignen Wohlstands die sichere Grundlage zur Vermehrung der Machtmittel der Regierungen zu schaffen. Gegen diese Zumutung sträubte sich aber auch der „beschränkte Unterthanenverstand" in der Erinnrung der ungeheuern Opfer, die für die Erhaltung der von der napoleonischen Weltherrschaft bedrohten, vielfach schon dem Untergange geweihten Staaten gebracht worden waren. Das Gewicht der Leistung regte zur Frage über den Wert des Erreichten an, und auf dieser bauten sich kritische Betrachtungen und Forderungen auf, vor denen die Lehren der „Legitimisten" nicht bestanden.

Das Recht der Fürsten, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, war historisch allerdings genügend begründet und deshalb unbestreitbar. Zur Zeit der feudalen Gesellschaft hatten die Herren, die freien Landbesitzer, Krieg geführt, nicht Regierungen; die Grenze ihrer Befugnis war ihr Vermögen. Der Unterthan war weder mit Leib, noch mit Gut daran beteiligt, wenn er nicht durch Verwüstungen, Brand und Mord in Mitleidenschaft gezogen wurde; zur thätigen Anteilnahme an den Unternehmungen seiner Herren war er nicht gehalten, sie erfolgte freiwillig. Seitdem die Begriffe der Souveränetät, der „Regierung", Geltung erlangt hatten, war dies anders geworden. Die Wehrpflicht war nunmehr vom Lehnsbande getrennt, war persönlich, die Mittel zur Kriegführung wurden von den Kriegführenden nicht mehr erbeten, ihre Aufbringung wurde von der Regierung vorgeschrieben. Mit allen diesen neuen Verpflichtungen war aber kein einziges neues Recht entstanden. Nach seinen Rechten verlangte endlich der immer schwerer belastete Unterthan, verlangte das Volk. Was mit dem Einsatz aller Kräfte von allen Angehörigen einer politischen Gemeinschaft erhalten werden sollte, mußte auch gemeinnützig sein. Auch der Staat hat Leistungen auf sich zu nehmen, sie festzustellen, ist Sache der ihn Erhaltenden. Das waren durchaus berechtigte Forderungen; notwendig und unaufhaltbar war eine Neugestaltung von Staat und Gesellschaft.

Digitized by Google

Nur wenige Fürsten und nur selten ihre Beamten erkannten das Zwingende dieser Erwägungen; für die Mehrzahl war die Äußerung des Volkswillens Umwälzung. Die Revolution hatte den Umsturz der Ordnung mit sich gebracht. Sie hatte die schlimmsten menschlichen Leidenschaften entfesselt, Güter und Berufe vernichtet, ungezählte Menschenleben geopfert, Unglauben und Unsittlichkeit verbreitet; sie mußte um Gottes, der Zivilisation und Kultur willen hintangehalten, im Keim erdrückt werden. Diese Gesinnung, die den Rechtsgrundsatz mißachtete, daß Pflichten Rechte gegenüberstehen müssen, die sich über alle geschichtliche Überlieferung hinwegsetzte und die Auflösung aller Feudalverbände guthieß, ohne neue Vereinbarungen oder ausgleichende Bestimmungen zwischen Fürsten und Unterthanen anzubahnen, nannte sich *konservativ*; ihre Bekenner brachten die unnatürliche Beschränkung der Regierten zu gunsten übermäßiger Bevorrechtung der Regierenden in ein System und erklärten es als Staatskunst. Diese konservative Staatskunst, als deren Meister sich Fürst Metternich selbst mit Vorliebe bezeichnet hat, war aus einer flachen, geistlosen Weltauffassung hervorgegangen; sie entbehrt ebenso der Begründung durch geschichtliche Kenntnisse wie des Zusammenhangs mit bestimmten Ansichten vom Staate. Metternich hat keine staatswissenschaftlichen Kenntnisse gehabt; er ersetzte sie durch Bewunderung seines Geistes und seines Charakters, dessen Verherrlichung seine Tagebuchblätter und viele seiner Briefe gewidmet sind. Nur wenn man seinen Geisteszustand und den der Mehrzahl seiner diplomatischen Kollegen kennt, begreift man die Verirrungen, denen die Staatslenker des sogenannten Restaurationszeitalters verfallen sind.

Die neu eingerichtete Regierung der Bourbonen in Frankreich war zwar mit einer Verfassung ausgestattet worden: Zar Alexander I. hatte damit einen Beweis seiner liberalen Anschauung und seines Wohlwollens für das französische Volk geben wollen; aber die Deutschen und Italiener hat er ihrem Schicksal überlassen müssen, und einige Redensarten im Schlußprotokolle des Wiener Kongresses dienten zur Beruhigung seines Gewissens. Als Alexander die grausame Enttäuschung an den Polen erfahren mußte, daß sie die ihnen gewährten Freiheiten zu gehässigen Beschwerden und fortgesetzten Äußerungen der Unzufriedenheit mißbrauchten, verzweifelte er daran, daß der Liberalismus berechtigt sei, und ließ sich ganz und gar für Metternichs Politik der gewaltsamen *Unterdrückung aller freiheitlichen Bewegungen* gewinnen. Unbelehrt durch die Begeisterung der deutschen Jugend, die in ihrer Mehrheit die edelsten Absichten für das Vaterland aus den Befreiungskriegen mitgebracht hatte und einer einsichtigen Staatsleitung willkommne Mitarbeiter an dem Werke der Erhebung und innern Kräftigung bieten konnte, ohne Verständnis für das Verlangen der Italiener, sich als ein einiges Volk zu bethätigen und frei von dem Einflusse fremder Machthaber eine staatliche Verbindung zu begründen, wendeten die Großmächte Österreich, Rußland und Preußen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel der Drohung und Gewalt an, um die von ihnen bestellte Staatenordnung gegen jede vom Volk verlangte Änderung zu sichern. Die geradezu großartige Stellung, die Österreich im Deutschen Bund eingeräumt worden war, ist von der sogenannten konservativen Staatskunst nicht zur Stärkung dieses Bunds ausgenützt worden, den Österreich doch zu seinem Vorteil ausbeuten wollte. Diese Staatskunst dachte nicht daran, die Interessen der verbündeten Staaten durch Wohlfahrtseinrichtungen, durch gemeinsame Werke der Wissenschaft und Kunst zu verknüpfen — ihr schien es dringender und heilsamer, die Teilnahme von Volksvertretern an der Verwaltung der Bundesstaaten möglichst zu beschränken und die Einführung von Verfassungen, die den Völkern wirklich wertvolle Rechte gewährten, zu verhindern. Die konservativen Staatsmänner bemerkten nicht, daß die Festlegung von Zuständen, die weder durch nationale,

Digitized by Google

noch durch wirtschaftliche Entwicklung hervorgerufen waren, auch den Regierungen nur sehr wenig Vorteile gewährten, daß ihre Kraft abnahm und sie weder die Geldmittel noch die Truppen besaßen, auf die sich das System doch stützen mußte. Im Oriente nahm Österreich unter Metternichs unglücklicher Führung eine seiner Vergangenheit und seinen religiösen Bestrebungen keineswegs entsprechende Stellung ein; um bei Niederhaltung von Revolutionen nicht der russischen Macht entbehren zu müssen, gab man das in den opfervollen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts erkämpfte Recht preis, als Befreier der christlichen Völker des Balkans von der türkischen Bedrängnis aufzutreten.

Es fehlt nicht an rohen Gewaltsystemen in der Geschichte der Politik, nicht an selbstsüchtigen Bestrebungen von Personen, Familien, Parteien, nicht an Ausbeutung von Mehrheiten durch eine Minderheit, an Staatsverfassungen, in denen die Freiheit aller gewährleistet schien, während sie nur die Herrschaft einzelner begründeten: immer ist mit der Täuschung ein bestimmter Zweck verbunden, überall läßt sich eine auf wirkliche Güter oder auf Machtvermehrung gerichtete Absicht erkennen. Doch der Konservativismus der Restaurationszeit beruht auf einer falschen Bewertung der im Staatsleben wirkenden Kräfte und ist deshalb der Ausgangspunkt einer durchaus stümperhaften Politik, die nichts schaffen und nichts erhalten konnte. Er war keiner Ausbildung, keiner Klärung und Verbesserung fähig; denn im Grunde war das Ziel des heißen Bemühens der konservativen Staatsmänner doch kein höheres als die Bewunderung der Hofgesellschaft, in der sie mit ihren Uniformen und Ordenssternen Staat machten. Es war unheilvoll für viele fürstliche Familien, daß sie die Haltlosigkeit der „Grundsätze" nicht zu erkennen vermochten, mit denen ihre Minister, Zeremonienmeister und Beichtväter ihre Rechte und ihren Besitz sichern zu können vorgaben; viele sind für immer vom Schauplatze der Weltgeschichte verschwunden, andre haben schwere Prüfungen, harte Kämpfe bestehen müssen.

2. Der Sturz der Bourbonen in Frankreich.

Die Franzosen sind es gewesen, die der schwachsinnigen Restaurationspolitik zuerst ein Ende bereiteten. Sie haben von dem Vorrechte der „Tirailleure der Kultur" mit jener Thatenfreude und Leidenschaft Gebrauch gemacht, die vor allen andern Eigenschaften ihren Charakter bezeichnet, und dabei die Geschicklichkeit und Feinheit nicht fehlen lassen, die ihr öffentliches Auftreten immer auszeichnet. Das Maß der Bourbonen war voll. Nicht als ob ihre staatsmännischen Leistungen hinter denen ihrer zeitgenössischen fürstlichen Kollegen wesentlich zurückgeblieben wären: es wäre ungerecht, so etwas zu behaupten; aber sie hatten kein richtiges Verhältnis zu ihrem Volk und verstanden es nicht, mit der herrschenden Gesellschaft von Paris Beziehungen anzuknüpfen. Die zurückgekehrten Emigranten, die Nachkommen der höfischen Adelsfamilien aus den Zeiten Ludwigs XV. und Ludwigs XVI., deren Angehörige ihr Leben unter der Guillotine verloren hatten, verstanden den Geist nicht, der das bonapartistische Frankreich beseelte. Dieses aber hatte die Zeit, die ihm geschenkt gewesen war, reichlich ausgenutzt, um seine Stellung zu befestigen; es war eine soziale Macht geworden, die sich nicht mehr zur Seite schieben ließ. Durch zahlreiche Familienbeziehungen und den in Frankreich so einflußreichen geselligen Verkehr stand es in fester Verbindung mit dem Heer und mit den auf spärliche Ruhegehalte angewiesnen Generalen und Offizieren des Kaisers; das großartig angewachsene bewegliche Kapital war in seinen Händen und mußte von der Regierung, die sich von den Lasten der fremden Besatzungen hatte befreien wollen, gesucht werden. Mit Renten von tausend

Digitized by Google

Millionen Franken hatten die Kammern durch das Gesetz vom 27. April 1825 den bedürftigen Adel entschädigt, der seine Güter an die Nation verloren hatte; aber damit war keine Wiedereinsetzung in den frühern Stand verbunden gewesen: die Emigrantenfamilien konnten die Pensionäre der Nation, aber nicht mehr die Sterne der Gesellschaft werden, der sie langweilig und unmodern schienen.

Seitdem der gutartige und nicht ganz unkluge Ludwig XVIII. am 16. September 1824 gestorben war, arbeitete sein Bruder und Nachfolger Karl X. Philipp, der sich als Graf von Artois bei allen europäischen Höfen durch seine Zudringlichkeit verhaßt und beim Volke durch seine schlechten Einfälle und widerspruchsvollen Redensarten lächerlich gemacht hatte, mit dem besten Erfolge daran, die Familie Bourbon um den Rest der Beliebtheit zu bringen, die sie noch gerettet hatte. Er war zwar bei seinem Regierungsantritte nicht unwillig aufgenommen worden. Die Aufhebung der Zensur hatte ihm begeisterte Lobsprüche Victor Hugos eingetragen; aber in kurzer Zeit war seine Neigung zum Liberalismus wieder verflogen. Jesuitisch gesinnte Priester bemächtigten sich seiner schwachen und eitlen Seele, um unter seinem Schutze die Herrschaft über Frankreich anzutreten. Aber die Franzosen nannten ihn mit Béranger, dem kühnen Chansonettendichter, „Charles le Simple“, als er sich nach dem Merowingerbrauch in Reims hatte krönen lassen. Die Preßprozesse, womit er die liberale Presse verfolgen ließ, erhöhten das Interesse an den Journalisten; die Kammern wiesen das neue Preßgesetz seines Ministers Villèle mit Entrüstung zurück, und als er sie auflöste, sah man in Paris Barrikaden erstehen und hörte Salvenfeuer, das gegen Bürger abgegeben wurde. Selbst ein so gemäßigter Liberaler, wie der Vicomte de Martignac, der die Aufregung im Lande durch ausgleichende Preß- und Schulgesetze und durch ausreichenden Schutz wissenschaftlich begründeter Meinungsäußerung milderte, konnte die Anerkennung des Greises nicht mehr gewinnen.

Nur die frömmelnde Jesuitengesellschaft, die sich des selbständigen Denkens bereitwilligst entwöhnt hatte, flößte dem Könige Vertrauen ein; aus ihr wählte er seinen Liebling A. Jules A. M. Herzog von Polignac und stellte ihn am 8. August 1829 an die Spitze eines Ministeriums, das keinen einzigen volkstümlichen Mann unter seinen Mitgliedern zählte. Dies beunruhigte den ebenso selbstbewußten wie kurzsichtigen Herzog nicht, der sich durch eine weitausgreifende Unternehmung in der äußern Politik binnen kürzester Frist die Bewunderung der Franzosen zu erwerben zutraute. Mit dem Plane der Verteilung der europäischen Türkei und eines sich daran schließenden Ländertauschgeschäfts, durch das Frankreich in den Besitz von Belgien, Luxemburg und des linken Rheinufers gelangen sollte, kam er zu spät, weil Rußland für ihn zu früh den Frieden von Adrianopel geschlossen hatte (S. 122); dafür sollte die Eroberung von Algier die Ruhmbegierde seiner Landsleute derart reizen, daß sie ihm gutwillig einige unbequeme Verfassungsparagraphen opfern würden. Noch ehe die Nachricht von der Übergabe des Beys (3. Juli 1830) eintraf, war jedoch die Stimmung in Paris so gereizt geworden, daß sie infolge des französischen Siegs über einen habsüchtigen Seeräuber nicht mehr ins Gegenteil umschlagen konnte. Die Neuwahlen, die ausgeschrieben wurden, nachdem die Kammer der Deputierten die Entlassung Polignacs verlangt hatte, fielen zu ungunsten des Ministeriums aus und zwangen den König, entweder auf dieses zu verzichten, oder die Verfassung durch einen Staatsstreich zu ändern. Die Jesuiten, damals in ihrer politischen Bildung noch nicht genügend entwickelt und namentlich in Frankreich dünkelhafter und unwissender als in Belgien und Deutschland, glaubten ihrer Sache sicher zu sein und rieten dem Könige, trotz des Widerspruchs einiger Mitglieder seines Hauses, darunter der Dauphine Marie Thereſe, letztern Weg zu betreten.

Digitized by Google

Am 26. Juli wurden fünf königliche Ordonnanzen veröffentlicht, in denen die gesetzlich gewährleistete Preßfreiheit wesentlich beschränkt, die kaum gewählte Deputiertenkammer wieder aufgelöst, ein neues Wahlgesetz erlassen und eine auf Grund dessen zu wählende Kammer für den 28. September einberufen wurde. Das war die Kriegserklärung gegen die Verfassung. Hätte der König, wie die Artikel der dem Ministerium dienenden Zeitungen behaupteten, nach dem § 14 der Charte („Der König ist höchstes Oberhaupt des Staats; er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Friedens-, Bündnis- und Handelsverträge, ernennt zu allen Ämtern der öffentlichen Verwaltung und erläßt die zur Vollziehung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nötigen Verfügungen und Verordnungen") die Befugnis beanspruchen dürfen, mit Verordnungen zu regieren, für die er allein verantwortlich war, dann wären alle Bestimmungen über das Zustandekommen von Gesetzen und über die Unterordnung der ausübenden Gewalt unter die gesetzgebende völlig zwecklos. Darüber war sich das freisinnige Paris sofort klar, und augenblicklich setzte sich der Entschluß zum Widerstande fest.

Am ersten Tage schon begannen die Kundgebungen der Zeitungsdrucker, die sich durch die Preßknebelung in ihrem Verdienste geschmälert sahen, lärmende Unwillensäußerungen des aus allen Ständen gemischten Publikums im Palais Royal und Steinwürfe gegen die Fenster im Hause des verhaßten Ministers; am Morgen des zweiten Tags erschienen die liberalen Blätter, ohne die verlangte Bewilligung der Behörde nachgesucht zu haben, mit einer gemeinsamen Erklärung, in der sich der Satz fand: „Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge hört der Gehorsam auf, eine Pflicht zu sein." Ihr Verfasser war Adolphe Thiers, damals der bekannteste politische Schriftsteller Frankreichs (geboren zu Marseille am 15. April 1797, 1820 als Advokat in Aix thätig); seit 1821 in Paris, trat er in die Redaktion des „Constitutionnel" ein, beteiligte sich an der Gründung mehrerer litterarischen Blätter und schrieb daneben die „Histoire de la révolution française" (in zehn Bänden, 1823—27). Dieses Werk, mehr journalistisch als wissenschaftlich veranlagt, fand sehr rasche Verbreitung und befriedigte das liberale Bürgertum, indem es die großen Erfolge und Verdienste der Revolution feststellte, ohne ihre Verirrungen und die beklagenswerten Ausschreitungen einer anarchischen Gesellschaft gutzuheißen; es bezeichnete den Konstitutionalismus als das hochzuhaltende Ergebnis aller Kämpfe und aller Opfer, die Frankreich für den Sieg der Freiheit und die Selbstbestimmung der Völker gebracht hatte. Thiers vertrat auch in der Presse die Ansicht, daß die Charte von 1814 genug Bürgschaften für die Ausübung der Volksrechte gewähre; man müsse sie nur unverkürzt aufrecht erhalten, ohne sich durch betrügerische Auslegungen erschüttern zu lassen. Dies hielt er unter der Regierung Karls X. für unmöglich, und da er auch dessen Sohne, dem Herzog von Angoulême, kein Vertrauen entgegenbrachte, hatte er sich bereits ziemlich unverblümt für den Wechsel der Dynastie und die Ersetzung der ältern Linie des Hauses Bourbon durch die Familie Orléans ausgesprochen.

Zu Thiers und seinen journalistischen Gesinnungsgenossen hielt ein Teil der in Paris anwesenden Abgeordneten, unter ihnen die Finanzmänner Jacques Laffitte und Casimir Périer, die eine ausgedehnte Anhängerschaft hinter sich hatten und beim besitzenden Bürgertume, dem sich auch der nichthöfische, unabhängige Adel anschloß, unbedingtes Vertrauen genossen. Sie berieten über Protesterklärungen, während Marschall A. F. L. V. de Marmont Herzog von Ragusa, der Befehlshaber von Paris, mit den wenigen Truppen, die ihm zur Verfügung standen, die Ansammlungen lärmender Unzufriedner zu verhindern suchte, die am 27. Juli bereits in bedenklicher Weise zunahmen. In der folgenden Nacht begann Paris sich zu bewaffnen; am

Digitized by Google

28. kämpften bereits Tausende von Arbeitern, Studenten der polytechnischen Schule, Mediziner, Bürger aller Berufskreise hinter zahlreichen Barrikaden, die von den Truppen nicht mehr bewältigt werden konnten. Marmont erkannte, daß er der Meuterei nicht Herr werden würde, und riet dem Könige, der sich mit seiner Familie und den Ministern in Saint-Cloud aufhielt, die Ordonnanzen zurückzuziehen. Ein rascher Entschluß hätte damals noch einen Umschwung der Stimmung in Paris hervorrufen und die Bourbonen wenigstens für diesmal retten können; aber weder der König noch Polignac ahnten die Gefahr, vor der sie standen, und trauten es den Parisern nicht zu, sich gegen 12,000 Mann Linientruppen halten zu können.

So viel konnte Marmont mit Zuziehung der nächstgelegnen Garnisonen zusammenbringen; diese Macht hätte gegen die Geschicklichkeit der Pariser im Straßenkampf und gegen ihre Tapferkeit und Entschlossenheit kaum ausgereicht, wenn sie ihrerseits vom besten militärischen Geiste beseelt und für die Sache des Königs bis zum letzten Manne zu kämpfen bereit gewesen wäre. Die Pfaffenherrschaft der Bourbonen gefiel jedoch auch den Truppen nicht; für den lächerlichen Gerngroß Polignac, gegen den der Aufstand zunächst gerichtet schien, hatte eigentlich niemand Lust, seine Knochen zu wagen. Die aus der Umgebung von Paris anrückenden Regimenter ließen sich in den Vororten vom Weitermarsch abhalten; in Paris selbst traten zwei Linienregimenter, die der Bruder des Bankiers Laffitte bearbeitet hatte, zu den Aufständischen über. Am Vormittage des 29. Juli hielt Marmont mit einigen tausend Mann noch den Louvre und die Tuilerien; doch nachdem es gegen Mittag an einer Lücke, die durch den Abzug eines Bataillons Schweizer entstanden war, einigen bewaffneten Scharen gelungen war, in den Louvre einzudringen, mußte sich Marmont in die Champs Elysées zurückziehen. Der Marschall ritt abends nach Saint-Cloud mit der Meldung, daß von einer Gewaltanwendung gegen Paris nicht mehr die Rede sein könne, sondern dem Könige nichts mehr übrigbleibe, als mit den Führern der Empörung in Verhandlungen einzutreten. Marmont, der für das bourbonische Königtum gethan hatte, was in seinen allerdings nicht sehr weit reichenden Kräften stand, mußte sich vom Herzoge von Angoulême vor der Front der Garde als Verräter beschimpfen lassen. Auch dieser, von der Vorsehung nicht besonders glänzend ausgestattete Bourbone war von den ultra-legitimistischen Herrchen und Pfaffen ganz verdorben worden, indem sie seinen Feldzug in Spanien als eine ruhmvolle militärische Leistung bezeichnet, den Sturm auf den Trocadero mit Marengo und Austerlitz verglichen hatten (S. 119). Von all dem Wahne befangen, der in dem Gehirne der „Söhne des heiligen Ludwig" genährt wurde, mußte er sich von seinem doch etwas großherzigern und edler veranlagten Vater erst darüber belehren lassen, daß auch Könige sich bedanken dürfen, besonders bei jenen, die ihr Leben für sie einsetzen.

Es war übrigens ein Irrtum Marmonts, daß Karl durch Verhandlungen, durch Entlassung Polignacs, durch die Anerkennung der vollzognen Wahlen oder endlich durch Abdankung zu gunsten seines Enkels Heinrich, des nachmaligen Grafen von Chambord, den Thron für seine Familie erhalten könne; am 30. Juli war das Schicksal der Bourbonen entschieden: es handelte sich nur mehr um die Entscheidung, ob an ihre Stelle die Republik oder eine liberale, konstitutionelle Monarchie mit dem Prinzen von Orléans als Könige treten solle.

Ludwig Philipp, der Sohn des Herzogs von Orléans gleiches Namens und der Prinzessin Louise Marie Adelaide von Penthièvre, hatte bei seiner Geburt (6. Oktober 1773) den Titel eines Herzogs von Valois, dann den eines Herzogs von Chartres erhalten; während der Revolution nannte er sich General Egalité, und nach der Hinrichtung seines Vaters (S. 15), dieses elenden Wüstlings, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, Herzog von Orléans.

Digitized by Google

Da er Dumouriez' Thronkandidat gewesen war, mußte er nach dessen Flucht ebenfalls Frankreich verlassen. Er hatte ein sehr unstetes Leben führen, in der Schweiz sich sogar als Schullehrer sein Brot verdienen und bei der königlichen Linie lange um Verzeihung für die Sünden seines Vaters und seinen eigen Abfall zur Revolution anhalten müssen, bis er wieder als Haupt des Hauses Orléans anerkannt wurde. Fast alle Länder Europas hatte er besucht und auch in Nordamerika Gelegenheit gehabt, den Bürgerstaat kennen zu lernen, der die großartigsten Aufgaben ohne Fürsten und stehende Heere zu vollbringen vermochte. Deshalb galt er seit seiner Rückkehr nach Frankreich für liberal, war bei der königlichen Familie verhaßt und gefürchtet, beim Volke sehr beliebt und gewann dessen Neigung um so mehr, als er trotz des wiedergewonnenen Reichtums sehr einfach lebte, mit Bürgerlichen verkehrte, Bürgerkinder an den Spielen seiner Söhne und Töchter teilnehmen ließ, ja sogar bei Regenwetter mit aufgespanntem Schirm auf den Markt ging und sich mit den Damen der Halle unterhielt. Er war ein sehr kluger Wirt geworden und hatte namentlich bei den Geldleuten einen Stein im Brett. Es ist nicht nachzuweisen, daß er selbst an dem Sturze seiner Verwandten mitgearbeitet habe: das konnte er ruhig ihnen selbst überlassen; aber es ist Thatsache, daß er darauf gewartet und die Verhältnisse für sich ausgenutzt hat. Nachdem er in seinem Verstecke Raincy bei Neuilly die Botschaft Laffittes und die persönliche Mitteilung Thiers' erhalten hatte, die Kammer werde ihn zum Generallentnant des Königreichs ernennen und ihm dadurch die vollziehende Gewalt übertragen, kam er nach Paris (S. 126) und nahm dort auch den Auftrag Karls X. entgegen, dies Amt in seinem Namen und als Vertreter des unmündigen Heinrich V. zu übernehmen. Er gab sich den Anschein, in diesem Sinne vorzugehen, solange er diese Form noch für die seiner Erhebung günstigere hielt. Als er sich überzeugt hatte, daß das Wort des Königs nirgends mehr Geltung habe, verkündete er zwar dessen Abdankung, verschwieg aber, daß sie zu gunsten des Enkels erfolgt war. Gewiß haben die Vorstellungen seiner Anhänger, daß es in seiner Hand liege, Frankreich vor der Republik zu bewahren, bei seinen Entschließungen großes Gewicht gehabt.

Am 31. Juli war es zwar ausgemacht, daß Frankreich sich von den ihm aufgedrängten Bourbonen für immer lossage; aber über die künftige Staatsform herrschte durchaus keine einheitliche Meinung. Die Macht zur Entscheidung lag in der Hand des Marquis von Lafayette, des Vaters der „Menschenrechte", des Patriarchen der Revolution, der auf Ersuchen der Kammermitglieder schon am 29. den Oberbefehl über die Nationalgarde übernommen hatte. Die Republikaner, die eigentlich die ganze Unterarbeit besorgt und die Volksmassen zum Kampfe begeistert hatten, rechneten auf ihn als ihren Gesinnungsgenossen und trugen ihm die Diktatur an. Die reiche Bourgeoisie und die mit ihr verbundnen Journalisten fürchteten jedoch den Sieg der Republikaner, weil diese nicht nur politische Ideale, sondern auch soziale Forderungen vertraten. Es kennzeichnet den Liberalismus, der in Frankreich zuerst eine politische Partei geworden ist, daß er die Freiheit klassenmäßig abstufen und die politischen Rechte vom Einkommen und der Bildung abhängig machen will. Die kapitalskräftige Pariser Gesellschaft erwartete, daß sie das Erbe der Legitimisten im vollem Umfang antreten und nach Wiederherstellung der Ruhe die Regierung dauernd übernehmen werde. Dazu brauchte sie einen konstitutionellen König von ihren Gnaden, und der konnte nur Louis Philipp sein. Dieser mochte diese Absicht wohl durchschauen; aber er traute sich zu, wenn er nur einmal den Thron bestiegen habe, die Entlohnung der Königsmacher nach seinem Ermessen bestimmen zu können, und beeilte sich, zunächst die Republikaner unschädlich zu machen. Er ritt im feierlichen Zuge

Digitized by Google

zum Stadthaus, um Lafayette zu gewinnen, indem er aus seinen Händen die höchste Gewalt entgegennahm. Der alte Herr fand das ganz in der Ordnung und schloß als Vollmachtträger des französischen Volks, für den er sich hielt, den Bund mit dem „Bürgerkönige", den er mit der dreifarbigen Fahne in der Hand dem Volk als seinen Kandidaten vorstellte.

In weniger als einer Woche war die neue Verfassung fertiggestellt. Sie sollte der „Ausfluß der Rechte der französischen Nation" sein; der König war Staatschef durch ihren Willen und mußte bei der Thronbesteigung den Eid auf die Verfassung ablegen. Das Zweikammersystem wurde beibehalten, die Mandatsdauer der Abgeordneten auf 5 Jahre, die Altersgrenze für das passive Wahlrecht auf 30, für das aktive auf 25 Jahre festgesetzt. Der Gesetzgebung wurde vorbehalten, alle Einrichtungen, die der Liberalismus dem von ihm geschaffnen Begriffe der konstitutionellen Monarchie als unerläßlich zuschrieb, ins Werk zu setzen, nämlich die Einführung von Schwurgerichten für alle Preßvergehen, Ministerverantwortlichkeit, Lehrfreiheit, Unterrichtszwang für die Volksschule, jährliche Bewilligung der Truppenaushebung und dergleichen mehr. Die aus den letzten Wahlen hervorgegangnen Abgeordneten stimmten dem Entwurfe mit großer Mehrheit (219 gegen 38) zu. Auch von den Pairs waren 89 für ihn gewonnen; nur 18, unter ihnen der Romantiker Chateaubriand, traten für die Rechte Heinrichs V. ein.

Mittlerweile hatte Karl, der sich von Saint-Cloud nach Rambouillet zurückgezogen und noch immer die Garden und einige treugebliebne Regimenter bei sich hatte, dem Herzoge von Orléans seine und Angoulêmes Abdankung nochmals kundgegeben und ihn aufgefordert, die Regierung im Namen Heinrichs V. anzutreten. Dieses Ansinnen ließ Louis Philipp unbeantwortet; er bemühte sich nur, den unangenehmen Vetter aus dem Lande zu bringen, das er bereits zu seinen Füßen sah. Als dies mit freundlichem Zureden nicht gelang, veranstalteten seine Anhänger einen mehr heitern als einschüchternden Zug der Pariser Nationalgarde nach Rambouillet, der seinen Zweck dennoch erreichte. So wenig ritterlicher Geist lebte in den Bourbonen und ihren Schranzen, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, den mutwilligen Parisern einen Lehrzettel zu erteilen und sie die „legitimen" Degen fühlen zu lassen. Ohne irgendwo Teilnahme zu erregen, mit patziger Langsamkeit ging der Abzug von Rambouillet nach Cherbourg vor sich. Karl X. begab sich vorerst nach England. Am 6. November 1836 ist er in Görz gestorben, der Herzog von Angoulême an demselben Ort am 3. Juni 1844. Der Herzogin Marie Karoline von Berry, der Tochter Franz' I. von Neapel, blieb es überlassen, die Getreuen der Vendée gegen die Regierung des verräterischen Orléans aufzuhetzen und unter gefährlichen Abenteuern den Bürgerkrieg in Frankreich anzuzetteln. Trotz ihrer Gefangennehmung (7. November 1832 zu Nantes) würde sie Louis Philipp noch schwere Verlegenheiten bereitet, vielleicht auch später günstige Umstände für ihren Sohn ausgebeutet haben, wenn sie nicht bei ihrer Familie und bei den dummstolzen Legitimisten wegen ihrer heimlichen Ehe mit einem Sohne des sizilischen Fürsten von Campofranco, dem Conte Ettore Carlo Lucchesi Palli, dem sie in der Gefangenschaft zu Blaye bei Bordeaux einen Sohn, den nachmaligen Duca della Grazia, gebar, in Ungnade gefallen wäre. Ihr letzter Sohn erster Ehe, der Graf von Chambord, hat sich sein Leben lang mit dem erhabnen Bewußtsein begnügt, der berechtigte König von Frankreich zu sein; der gute Henry war aber zu beschränkt, um irgend einer Regierung gefährlich zu werden.

Der Bourbonen war Frankreich nahezu kostenlos ledig geworden; nun machte es noch einen Versuch mit der Familie Orléans und dem konstitutionellen Königtume. Die Republikaner waren überrascht, von Lafayette im Stiche gelassen worden zu sein, sie mußten wahrnehmen,

Digitized by Google

daß die Masse des Volks, die überhaupt keine politische Überzeugung hat, sondern dem Eindrucke des Augenblicks zu folgen gewohnt ist, der neuen Regierungsform zujubelte, die sich die wohlhabenden Liberalen zurechtgeschnitten hatten: sie zogen sich für den Augenblick mit schlecht verhaltnem Grolle zurück, um den Grundstock für die Partei der Mißvergnügten zu bilden, die sich voraussichtlich in kürzester Zeit aus allen Lagern verstärken mußte.

Der „König der Franzosen", wie sich der Herzog von Orléans seit dem 9. August 1830 nannte, geriet schon im Beginne seiner Regierung in einen gefährlichen Zwiespalt, dessen Folgen seine Stellung, die anfangs auf den Willen der Nation begründet zu sein schien, untergruben. Er hätte die „republikanischen Einrichtungen", von denen seine königliche Gewalt nach der Ansicht Lafayettes umgeben sein sollte, ehrlich und aufrichtig ausgestalten, wirklich der Vollzieher des Willens der französischen Nation zu sein sich den Anschein geben, jedenfalls sein Schicksal ausschließlich dieser anvertrauen sollen. Er suchte aber auch die Anerkennung der Großmächte zu gewinnen, unter den europäischen Dynastien die Gleichberechtigung zu erlangen und als ihr Vertrauensmann in Frankreich zu gelten. Fürst Metternich unterstützte ihn in diesen Bemühungen, sobald als er wahrnahm, daß der Einfluß der links Stehenden beseitigt und der neue König ernstlich bestrebt sei, diese zu unterdrücken. Das Verdienst Louis Philipps, durch sein Auftreten die Republik verhindert zu haben, erkannte der österreichische Staatskanzler bereitwillig an; er dankte es ihm aufrichtig, daß durch die Errichtung des konstitutionellen Throns die Monarchien der Verpflichtung enthoben waren, von neuem gegen ein republikanisches Frankreich ins Feld rücken zu müssen. Metternich trat deshalb auch den Plänen der Bonapartisten, den bei seinem Großvater in Wien erzogen, begabten und ehrgeizigen Sohn Napoleons I. („le fils de l'homme": Aug. Marf. Barthélemy) und der Erzherzogin Maria Louise als Gegenkandidaten gegen Orléans aufzustellen, mit der größten Schärfe entgegen, obwohl Kaiser Franz nicht ganz abgeneigt war. Der frühzeitige Tod des liebenswürdigen Herzogs von Reichstadt, der schon am 22. Juli 1832 einer ungemein rasch verlaufenden Schwindsucht (nicht den Folgen lasterhafter Ausschweifungen) erlag, befreite den Bürgerkönig von einer Gefahr, die wahrscheinlich von Jahr zu Jahr größer geworden wäre. Als England noch Ende August 1830 die neue Regierung in Frankreich ohne irgend welche Bedingung und ohne Vorbehalt anerkannte, folgten Österreich und Preußen, zum großen Verdrusse des Zaren Nikolaus I., diesem Beispiel. Damit konnte das Haus Orléans als Nachfolger der Bourbonen in Frankreich für geduldet angesehen werden.

3. Die nationalen Erhebungen der dreißiger Jahre.

Mit den Pariser Ereignissen von 1830 hat ein neues revolutionäres Zeitalter in Europa eingesetzt, das viel größere, dauernde Veränderungen hervorbringen sollte als die Revolution von 1789: seitdem erst ist der Bann der Reaktion, die jede Vereinbarung zwischen Fürsten- und Völkerrechten verpönte und blinde Unterwerfung unter die Beschlüsse der Regierungen verlangte, gebrochen worden. Durch den Willen eines trotz Parteiungen in dem Widerwillen gegen die Bourbonen einigen Volks war diese Herrschaft beseitigt worden. 30—40,000 Menschen, militärisch gar nicht organisiert und auf einen Kampf in keiner Weise vorbereitet, hatten 12,000 Mann Linientruppen unter dem Befehl eines kriegserprobten Feldherrn, eines Marschalls der Großen Armee Napolons I., im Straßenkampfe geschlagen; der blutige Sieg war nicht mißbraucht, nicht durch Greuelthaten geschändet worden: es war nicht einmal versucht worden,

Digitized by Google

anarchische Zustände herbeizuführen. Bei der Besitzergreifung des Louvre durch die bewaffneten Volkshaufen war wenig zerstört, die Kunstschätze waren von den Stürmenden in Sicherheit gebracht worden. Und im Verlaufe von zwei Wochen war durch Übereinkommen der führenden Männer eine neue Staatsverfassung hergestellt, eine neue Regierung in allen Zweigen der Verwaltung eingesetzt, eine neue Dynastie mit der höchsten Gewalt betraut worden. Der Beweis war geliefert, daß eine Revolution nicht immer zum Umsturze der staatlichen Ordnung führen müsse, sondern auch die Erreichung des Staatszwecks fördern könne.

Es war also möglich, den Volkswillen auch gegen die Gewaltmittel mißliebiger Regierungen durchzusetzen. Die sogenannten konservativen Großmächte waren nicht einig und deshalb auch nicht stark genug, ein Volk an der Ausübung seines natürlichen Rechts der Selbstbestimmung zu hindern, wenn es Gut und Blut dafür einzusetzen bereit war. Diese Erfahrung mußte auch andre Völker zur Erhebung reizen, die in unerträglichen oder unerträglich scheinenden Verhältnissen lebten. Am empfindlichsten drückt Fremdherrschaft, nicht nur die des Eroberers, sondern auch die des vertragsmäßig zur Regierung gelangten fremden Herrn, die nicht durch eine Interessengemeinschaft begründet ist. Starke Abneigungen, durch Charaktergegensätze erzeugt, können aber auch durch die Rücksicht auf große Vorteile, die aus dem Zusammenleben hervorgehen, nicht beseitigt werden. Widerwille und Haß, auf sinnlichen Reizungen beruhend, die keine vernünftige Erwägung zu unterdrücken vermag, spielen im Leben der Völker so gut ihre Rolle wie im Leben der Einzelnen. Beruht der Antisemitismus nicht ebensosehr auf körperlichem Unbehagen wie auf sittlicher Entrüstung? Und geht der Deutsche bei aller Befehdung jemals so weit, dem Franzosen oder Italiener persönlichen Widerwillen entgegenzubringen, während er manchem Slawen gegenüber diesen nur schwer unterdrückt? Gekränkter Ehrgeiz, überspannter Hochmut, Unter- und Überschätzung von Fehlern und Vorzügen wirken zusammen, um nationale Reibungen zu erzeugen, aus denen gewaltige Kämpfe und schwere staatliche Erschütterungen entstehen. Gewiß ist es eine Irrlehre, wenn das Interesse an der Nationalität über das am Staate gestellt wird: sie widerspricht dem Grundgesetze der Zivilisation, das den Beruf des Menschen in der Bezwingung der Naturkräfte, in ihrer Unterwerfung unter die geistigen erblickt; aber sie fußt auf der Erfahrung, daß die natürlichen Triebe trotz tausendjähriger Geistesarbeit immer noch stärker sind als die Erkenntnisse der Vernunft, und daß Personen und Nationen, wenn sie ihren Vorteil im Auge haben wollen, sich vorerst mit jenen abfinden müssen.

In dem Europa des 19. Jahrhunderts hatte die Entwicklung der natürlichen Kräfte der Nationen die vollste Berechtigung, weil sie jahrhundertelang vernachlässigt und gehemmt worden oder mindestens ungleichmäßig von statten gegangen war. Sollte das staatliche Leben, das sich in vielen europäischen Ländern innerhalb des fürstlichen Besitzes und als Folgerung der Souveränetät ergeben hatte, nun thatsächlich auch dem Willen der Völker entsprechen, so mußten diese vorerst zum Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihres Werts gelangen, sich das Recht der Selbstbestimmung erkaufen. In einer Reihe von Gesundheitsproben mußte ihre Befähigung dazu nachgewiesen oder der Grad der Abhängigkeit, in der sie von andern bleiben müßten, festgestellt werden. Deshalb bilden nationale Erhebungen den Grundstock der politischen Ereignisse in der europäischen Geschichte nach dem Wiener Kongresse. Deshalb hat auch die Kabinettspolitik allmählich nationale Ziele anstreben müssen, die ihr vorher völlig fremd geblieben waren; deshalb ging die Ordnung und Prüfung der lebenskräftigen, entwicklungsfähigen Nationen dem Kampf um die Neugestaltung der Gesellschaft voraus, der die nationalen Bestrebungen endlich in den Hintergrund drängen und sich als wichtigste Kulturaufgabe darstellen wird.

Digitized by Google

Die drückendste Fremdherrschaft, die Europa über sich hatte ergehen lassen müssen, war, wenn auch nicht gänzlich beseitigt, doch wenigstens in ihren Grundfesten erschüttert worden. Die Knechtschaft, die den christlichen Bewohnern der Balkanländer seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auferlegt war und geradezu kulturzerstörend gewirkt hatte, war in Lösung begriffen; unter den Balkanslawen hatten die Serben sich durch eigne Kraft befreit und die ersten Anfänge eines nationalen Gemeinwesens begründet, die Griechen hatten mit einem beispiellosen Opfermute, der fast bis zur Selbstaufopferung gesteigert wurde, ihr Volkstum gerettet und wenigstens einen beträchtlichen Teil ihrer Angehörigen in einem eigenberechtigten Staate vereinigt. In Deutschland und Italien war die nationale Erhebung zugleich mit der politischen im Namen der konservativen Großmächte und ihrer „heiligen" Allianz unterdrückt worden; hier waren voraussichtlich Wirkungen des Siegs der zweiten französischen Revolution zu erwarten. Die allerersten und nachhaltigsten zeigten sich aber in zwei Ländern, wo die Willkür der Dynastien und Diplomaten besonders künstliche politische Gebilde geschaffen hatte: in dem neuen Königreiche der Vereinigten Niederlande und in dem unter russische Vormundschaft gestellten Polen.

A. Belgien.

Die Holländer hatten 1813 und 1815 redlich an der Befreiung von der französischen Herrschaft mitgewirkt; sie hatten sich eine Verfassung gegeben, die ihren neun Provinzen das genügende Maß von Selbstverwaltung einräumte, aber doch eine einheitliche Staatsgewalt schuf. Sie hatten auf ihre aristokratische Republik (vgl. Bd. VII, S. 451) verzichtet und eine beschränkte erbliche Monarchie an die Stelle gesetzt, den Sohn ihres letzten Erbstatthalters, den Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien als Wilhelm I. zu ihrem Könige gemacht und somit alles geleistet, was die konservative Diplomatie von ihnen verlangen konnte (vgl. oben, S. 78). Diese aber ließ das holländische Staatswesen nicht so bestehen, wie es geschichtlich erwachsen war, sondern verdarb es durch die künstliche Angliederung von Belgien: ein treffendes Zeugnis ungeschickter Beamtenpolitik des Fürsten Metternich. Der oranische König legte sich die unerwartete Bereicherung seines Besitzstands selbstverständlich als Anerkennung seiner hohen Würde aus und meinte dem Interesse der Großmächte am besten zu dienen, wenn er die Belgier, die sich für Franzosen ansahen, als Unterthanen zweiter Ordnung behandelte. Sie wurden durch die Verwaltung, die größtenteils von Holländern besorgt wurde, vielfach zurückgesetzt. Ihre Industrie fand bei den Holländern, die ihren Handel wieder zu heben begannen, keine Unterstützung; sie erkannten von Tag zu Tag deutlicher, daß die Verbindung mit Holland für sie schädlich sei, und verlangten Sonderstellung. Auch der Unterschied der Konfession wurde nicht nur von der katholischen Aktionspartei, sondern auch von den Liberalen als eine Verschärfung des Interessengegensatzes angesehen. Der Kampfstandpunkt, den die katholischen Provinzen der Niederlande unter spanischer Herrschaft durch 150 Jahre gegen ihre evangelischen Nachbarn eingenommen hatten, war niemals ganz aufgegeben worden und wurde jetzt nach kurzem Waffenstillstande mit innrer Genugthuung wieder aufgenommen.

Ohne besondre Vorbereitungen kam die innre Bewegung anläßlich einer Aufführung der 1828 vollendeten „Revolutionsoper" „Die Stumme von Portici" von D. F. E. Auber zum Ausbruche (25. August 1830). Eine Personalunion hätte vielleicht die staatliche Gemeinschaft aller Niederlande noch retten können. Der König trat aber nicht ehrlich genug auf, um das Vertrauen der Belgier zu gewinnen; als er sich zu dem Versuche hinreißen ließ, Brüssel durch 10,000 Mann unter dem Prinzen Friedrich wieder in seine Gewalt bringen zu wollen

Digitized by Google

(Straßenkämpfe 23. bis 25. September), war die Möglichkeit jeder Verständigung ausgeschlossen. Ein Nationalkongreß entschied sich am 10. November 1830 für die Einführung der konstitutionellen Monarchie und nach Ausschluß des Hauses Oranien für die Einsetzung einer neuen Dynastie. Auch hier war der Ausdruck des Volkswillens anders ausgefallen, als ihn die republikanisch gesinnten Führer der Revolution erwartet hatten, da in den Kreisen der Liberalen, die in Belgien auf ein Zusammengehen mit der Geistlichkeit angewiesen waren, die konstitutionell-monarchische Staatsform für die beste angesehen wurde: in der Republik würde eine klerikal-ultramontane Mehrheit eine tyrannische Alleinherrschaft errichten und vor dem empörendsten Gewissenszwange niemals zurückschrecken, während eine fürstliche Familie, wenn sie nicht geistig so verkommen ist, wie die bourbonische, sich niemals einer Partei mit gebundnen Händen ausliefern, sondern die Minderheiten schonen wird, um sich mit ihnen gegen etwaige Vergewaltigungsgelüste zu verbinden.

Die Bereitwilligkeit der Belgier, sich monarchisch regieren zu lassen, wurde von den Großmächten mit Befriedigung entgegengenommen, da sie sich nun nicht in die Notwendigkeit versetzt sahen, mit Gewalt gegen die Revolution einzuschreiten. Zar Nikolaus war zwar schon im Begriffe, seinen bewaffneten Arm drohend gegen den Westen zu erheben; er mußte ihn aber bald zu einer viel dringendern Aufgabe innerhalb seines eignen Machtkreises gebrauchen. Metternich und Friedrich Wilhelm III. waren wegen finanzieller Bedenken gegen Truppenaufstellungen eingenommen; Österreich hatte die geringen Kräfte, die ihm zu Gebote standen, für Italien zu sparen, wo man die Carbonari (S. 111) bereits in gesteigerter Aufregung wußte. Louis Philipp vollzog die entscheidende Wendung seines Systems, indem er sich von den radikalen Stimmen, die ihm die Vereinigung Belgiens mit Frankreich empfahlen, nicht beeinflussen ließ, und befestigte dadurch das Vertrauen, das er sich bei den konservativen Kabinetten bereits erworben hatte. Der Vorschlag Englands, die Ordnung der belgisch-holländischen Angelegenheiten durch eine nach London zu berufende Konferenz vornehmen zu lassen, fand daher allseitige Zustimmung: schon am 20. Dezember wurde die Unabhängigkeit Belgiens von dieser Zusammenkunft anerkannt und die Zwischenregierung in Brüssel eingeladen, durch Gesandte mit der Konferenz in Verhandlungen zu treten. Über die Person des neuen Königs war man bald einig; nachdem oranische, orléanistische, bayerische Kandidaturen das Wohlgefallen der Mächte nicht hatten erlangen können, stellte man den Prinzen Leopold Georg von Koburg auf, der mit Charlotte von England vermählt gewesen war, sie jedoch durch den Tod verloren hatte. Am 4. Juni 1831 wählte ihn der Nationalkongreß zum „Könige der Belgier"; schon im Juli trat er die Würde an.

Schwieriger war es, den König von Holland zu einem annehmbaren Ausgleiche mit Belgien zu bewegen und seine Ansprüche auf Luxemburg zu mäßigen. In der Sitzung vom 15. Oktober 1831 stellte die Konferenz 24 Artikel auf, in denen eine Teilung Luxemburgs beantragt und der jährliche Beitrag Belgiens zur niederländischen Staatsschuld mit 8,4 Millionen Gulden festgesetzt wurde. Zweimal mußten französische Truppen bis Antwerpen vorrücken, um die militärisch schwächern Belgier vor einer holländischen Rückeroberung zu schützen, und jedesmal gelang es den Diplomaten, sie wieder aus dem besetzten Lande hinauszudrohen. Erst 1838 konnte der Friede zwischen Belgien und Holland zum Abschlusse gebracht werden, nachdem König Wilhelm die Geldkraft seines Staats vergebens aufs äußerste angestrengt und durch seine Hartnäckigkeit die Verschlimmerung der ihm gestellten Bedingungen verschuldet hatte. Der Anteil Belgiens an der Zinsenzahlung für die gemeinsame Staatsschuld wurde schließlich

Digitized by Google

nur mehr mit 5 Millionen Gulden bemessen. König Leopold hatte sich am 9. August 1832 mit Louise von Orléans, der ältesten Tochter Louis Philipps vermählt; er war zwar nicht selbst katholisch geworden, ließ aber seine Söhne katholisch taufen und begründete somit eine neue katholische Dynastie in Europa, die durch die Klugheit und vornehme Haltung Leopolds I. rasch zu Ansehen gelangt ist.

B. Polen.

Was den Belgiern ohne besondre Anstrengung gelungen war, das konnten die Polen trotz der Ströme von Blut, die im Kampfe mit Rußland flossen, nicht erreichen. Sie sanken vielmehr durch den Aufstand von der Stellung einer den Russen gleichberechtigten, ja durch eine Verfassung bevorzugten Nation zu einer aller politischen Rechte beraubten, unterworfnen und willkürlich regierten Provinzbevölkerung herab. Der Volkswille vermochte sich nicht durchzusetzen, weil es eben keine ganze, natürlich entwickelte und gegliederte Nation war, die er erfüllte, eine sittliche Einheit, in der sich die Kräfte aller Stände und Berufskreise ergänzten, sondern nur zwei Klassen, die entgegengesetzte Ziele anstrebten: der hohe, grundbesitzende Adel, dem die Wiederherstellung seiner überspannten, durch die Rechtlosigkeit seiner Unterthanen bedingten Herrschaft zu winken schien, und der an Zahl geringe, verständige Bruchteil der Schlachta, der kleinen Edelleute, Beamten, Offiziere, Lehrer u. s. w., die sich demokratische Grundsätze angeeignet hatten und ihre Verwirklichung zu erkämpfen hofften. Trotz ihrer kaum anfechtbaren Reinheit war diese polnische Rasse doch so weit heruntergekommen, daß die erhaltende, schaffende Bevölkerung, die Bodenbauer und Handwerker, nicht mehr national fühlen konnten und vom nationalen Staate nichts mehr erwarten durften. Eine so arbeitsunmutige, leistungslose und dabei in dem alberusten Hochmute sich gefallende Gesellschaft, wie die, in der sich das Kulturleben Polens seit Jahrhunderten abgespielt hatte, war einer in die Tiefe dringenden sittlichen Erhebung — und nur diese kann wahrhaft national sein — nicht mehr fähig.

In ihrem Beginne fehlte der polnischen Revolution nicht der Glanz des Muts und der Begeisterung; aber sie war eigentlich mehr aus Unwillen und gekränktem Ehrgeize hervorgegangen, als aus dem Schmerze, den unerträglicher Druck verursacht. Die Verwaltung war allerdings zum größten Teil in den Händen der Russen: war sie deshalb schlechter, ungerechter, verdorbner als die der verflossnen königlich polnischen Republik? Hinderte die russische Verwaltung die Polen, die Fehler ihrer gesellschaftlichen Entwicklung zu erkennen, sie durch Thatkraft zu verbessern, die Lasten der arbeitenden Klassen zu erleichtern, ein lebensfähiges Gemeindewesen zu begründen, dessen Vorteile in den benachbarten preußischen Landschaften doch zu erkennen waren? Die bescheidnen Rechte, die Alexander I. dem polnischen Reichstag eingeräumt hatte, waren noch immer größer als die der preußischen Provinziallandtage: sie boten die Handhabe, die Anmaßungen des Adels, die kein mächtiges Königtum zu beschränken vermocht hatte, im Wege der Gesetzgebung abzustellen und dadurch dem Volke die Fesseln abzunehmen, die es mehr drückten als die Willkür einzelner russischer Beamten und Offiziere. Doch wann hätte sich jemals die vielgerühmte polnische Vaterlandsliebe diese oder ähnliche Aufgaben gestellt? Weil ihm die Erkenntnis dieser Aufgaben verschlossen blieb, war dieser Patriotismus, dessen Kern eine zur Leidenschaft gesteigerte Eitelkeit ist, für die Nation wertlos.

Die Ereignisse haben bewiesen, daß der Kampf zwischen Polen und Russen nicht aussichtslos genannt werden durfte. Nachdem das Bekanntwerden der Ereignisse in Frankreich die schon lange im stillen wirkende revolutionslustige Partei zur That entflammt hatte, war mit großem

Digitized by Google

Erfolge der Weg der That beschritten worden. Durch den Sturm auf das vom Großfürsten-Statthalter Konstantin bewohnte Belvedere (29. November 1830) war dieser derart eingeschüchtert worden, daß er mit den Truppen Warschau verließ. Am 5. Dezember 1830 bestand bereits eine vorläufige Regierung; am 25. Januar 1831 sprach der Reichstag die Absetzung des Hauses Romanow aus, und im Februar stand ein polnisches Heer von 78,000 Mann den 120,000 Russen gegenüber, die unter dem Feldmarschall Hans Karl Diebitsch-Sabalkanski (S. 122) und dessen Generalstabschef Karl Friedrich Grafen von Toll an der Grenze von Altpolen gesammelt worden waren. Soviel hatte der Adel allein aufgebracht; die militärische Organisation war sehr schnell von statten gegangen. Tapfere und geschickte Führer standen dem Oberbefehlshaber Fürsten Michael Radziwill, der unter Thaddäus Kosciuszko und Napoleon gedient hatte, zur Verfügung. Welche Schwierigkeiten hätten sich der russischen Regierung entgegengetürmt, wenn gleichzeitig in allen Landesteilen die Erhebung stattgefunden hätte, ein Volkskrieg im vollen Sinne des Worts ausgebrochen wäre? Trotz der Siege bei Bialolenka und Grochow (24./5. Februar 1831) wagte Diebitsch nicht, bis Warschau vorzugehen, da er dort eingeschlossen zu werden fürchtete; er wartete Verstärkungen ab, ja betrat sogar den Weg der Verhandlungen, weil er seine Lage nicht für günstig ansah. Aber weder Wolhynien noch Podolien beteiligten sich ernstlich am Aufstande: die Abgesandten der Warschauer Regierung fanden wohl einzelne Anhänger, solange sie an einem Orte weilten; nach ihrer Entfernung fehlte es an Unternehmungslust und innerm Berufe zur Kriegführung. Nur in Litauen versammelten sich einige erheblichere Heerhaufen.

Nachdem Diebitsch am 26. Mai dem polnischen Hauptheer unter Jan Boncza Skrzynecki bei Ostrolenka nach heldenhafter Gegenwehr eine schwere Niederlage beigebracht hatte, war der militärische Vorteil entschieden auf Seite der Russen. Der Ausbruch der Cholera, der Diebitsch am 10. Juni erlag, hätte vielleicht noch eine Wendung zu gunsten der Polen hervorrufen können: Graf Iwan Feodorowitsch Paskewitsch-Eriwanski (S. 122), der nun den Oberbefehl übernahm, hatte nur mehr 50,000 Mann zur Hand und hätte von Pultusk aus kaum einen Vormarsch gewagt, wenn die zahlreichen Streifscharen der Polen ihre Pflicht gethan hätten und von der Bevölkerung genügend unterstützt worden wären. Aber es kam nirgends zu einem Massenaufgebote; die Cholera machte den Pöbel sogar widerspenstig gegen die polnischen Behörden und rief einen Schrecken hervor, gegen den das Vaterlandsgefühl nicht mehr aufkam. Skrzynecki und sein Nachfolger Heinrich Dembinski hatten noch 50,000 Mann unter ihren Fahnen, als sie Warschau gegen Paskewitsch zu schützen versuchten; aber in der Hauptstadt selbst war mittlerweile der Gegensatz zwischen den Aristokraten und den Demokraten, die der Geschichtschreiber Joachim Lelewel in der fünfgliedrigen Zivilregierung vertrat, zur offnen Zwietracht gediehen, nachdem die Diktatur Joseph Chlopickis die Herrschaft des Adels nicht nur nicht befestigt, sondern erschüttert hatte. Die Regierung, an deren Spitze Fürst Adam Georg Czartoryiski als Senatspräsident stand, mußte abtreten; die ihr folgende rein demokratische genoß kein Ansehen. Den militärischen Bewegungen fehlte die einheitliche Leitung. Der Sturm auf Warschau am 6. und 7. September, den Paskewitsch und Toll mit 70,000 Russen gegen kaum 40,000 Polen durchführten, brachte die Entscheidung; die noch im Felde stehenden kleinern Abteilungen unter dem Genuesen Girolamo Ramorino, Matthias Rybinski, Rozycki und andern wurden, weil sie in der Bevölkerung keinen Halt fanden, bald über die Grenzen gedrückt.

Der polnische Freiheitstraum war zu Ende. Das Königreich Polen, dem Alexander I. den Schein der Selbständigkeit gewahrt hatte, wurde durch das organische Statut vom 26. Februar

Digitized by Google

1832 in eine russische Provinz verwandelt, und nun begann erst die Zeit der Unterdrückung, roher, grausamer Gewaltherrschaft. Aber auch diese wirkte nicht läuternd auf die Nation, der sich damals das Mitgefühl des liberalen Europas mit seltner Übereinstimmung, in Deutschland mit lächerlicher, weibischer Schwärmerei zuwandte. Durch Verschwörungen, Geheimbünde und politische Zettelungen aller Art, durch ein unwürdiges Bettel- und Schmarotzerleben glaubten diese „Patrioten" ihrem Vaterlande Freiheit und Unabhängigkeit wiedergewinnen zu können. Leichtsinnig und durch ihre Verluste unbelehrt, fachten sie 1846 Aufstände in Posen und in dem kleinen Freistaate Krakau (S. 78) an, der auf Rußlands Begehren von Österreich besetzt und in die Provinz Galizien einverleibt werden mußte. Die mit unerhörter Erbitterung und Grausamkeit durchgeführten Bauernerhebungen konnten die Welt belehren, wen der polnische Bauer als seinen Todfeind und Bedrücker ansah, nicht den Russen, Österreicher oder Preußen, sondern den polnischen Edelmann.

C. Die Aufstände in Modena und dem Kirchenstaate.

In Italien brachte die revolutionäre Partei im Anschluß an die Julirevolution nichts andres als mißlungne Verschwörungen und Unruhen zu stande. Noch hatte das nationale Fühlen nicht das ganze Volk durchdrungen; die Gemäßigten hielten sich abseits von dem Treiben der Carbonari, die nach der Unterwerfung von Piemont und Neapel durch die Österreicher (1821; S. 113) ihre Thätigkeit im geheimen fortsetzten. Diese hatten die meisten Anhänger im Kirchenstaate; dort aber war unter päpstlichem Schutze der Gegenbund der „Sanfedisten" erstanden, der sich die Erhaltung der päpstlichen Herrschaft und die Kräftigung der religiösen Gesinnung zur Aufgabe stellte, dabei aber die Verfolgung aller Liberalen betrieb und in der Verwendung von Gift und Dolch zur Erreichung seiner Ziele mit den Carbonari wetteiferte. Kardinal Consalvi hatte sich der Sanfedisten zwar bedient, ihre Macht aber nicht höher anwachsen lassen, als es seinen politischen Plänen förderlich erschien. Doch unter der Regierung des Papstes Leo XII. (1823—29) gewannen sie größern Einfluß und zwangen den Kardinal Rivarola, Legaten von Ravenna, zu Greuelthaten gegen die Carbonari in Faenza, die dazu beitrugen, allgemeine Erbitterung gegen die Nichtswürdigkeit der päpstlichen Verwaltung in ganz Italien zu verbreiten.

Pius VIII. (1829—30) und Kardinal Albani unterstützten den Bund der Sanfedisten; seine fortgesetzten Übergriffe trugen jedenfalls zum anfänglichen Gelingen der Revolution in Bologna bei, die, längst vorbereitet, am 4. Februar 1831 zum Ausbruche kam, nachdem Menotti in Parma dazu das Zeichen gegeben hatte. Herzog Franz IV. von Modena (S. 110) nahm zwar Menotti in seinem eignen Hause gefangen, fühlte sich aber doch nicht genug Herr im Land, um die Bewegung unschädlich machen zu können, floh samt seinem Bataillon Soldaten auf österreichisches Gebiet und eilte nach Wien, um die Hilfe Metternichs anzurufen. Dasselbe that der am 2. Februar 1831 gewählte Papst Gregor XVI. (vorher Bartolommeo Cappellari, General der Kamaldulenser), der von den im Aufstande begriffnen Städten in Umbrien, in den Legationen und den Marken nicht mehr als Herrscher anerkannt wurde. Der österreichische Staatskanzler glaubte, in Italien unter allen Umständen die Vormundschaft des Kaiserstaats aufrechthalten zu müssen, und ließ trotz der Drohung Frankreichs, den Einmarsch österreichischer Truppen in den Kirchenstaat als Kriegsfall betrachten zu wollen, in den ersten Märztagen nicht nur Ferrara und Parma, sondern auch Bologna (21. März) besetzen. Auch Ancona, wohin die provisorische Regierung der Romagna sich samt Louis Napoleon Bonaparte,

Digitized by Google

dem Sohne des Königs von Holland und der Hortense Beauharnais, der hier seine ersten Beziehungen mit der Revolutionspartei anknüpfte, zurückgezogen hatte, mußte sich ergeben (27. März). Damit war die Aufgabe der Österreicher erfüllt. Sie zogen am 15. Juli wieder aus dem Kirchenstaat ab, mußten aber schon am 24. Januar 1832 zurückkehren, da die Grausamkeiten der „Papalini", der päpstlichen Söldner, einen neuen Aufstand hervorgerufen hatten. Louis Philipp ließ gleichzeitig, um sich den Schein einer Parteinahme für die italienischen Liberalen zu geben, Ancona besetzen (22. Februar). Die vom Papste versprochne Reform seiner Regierung konnte weder Österreich noch Frankreich erzwingen, da sie von den Machthabern der Kurie, die eine Schmälerung ihrer Einkünfte besorgten, standhaft hintangehalten wurde. Als Gregor XVI. sich zur Aufrechthaltung der Ruhe zwei Regimenter Schweizer angeworben hatte, räumten die fremden Truppen 1838 sein Gebiet.

D. Die Wirkungen der Julirevolution auf Deutschland.

In Deutschland äußerten sich die Wirkungen der Julirevolution so verschieden, wie die politischen Verhältnisse geartet waren, ganz entsprechend der Ungleichmäßigkeit der in den Bundesländern verbreiteten Stimmungen und Gesinnungen. Eine einheitliche Strömung oder auch nur der Ansatz zu einer die Gesamtheit der Nation ergreifenden Bewegung war noch nicht zum Durchbruche gekommen. Liberale und radikale Gruppen standen ohne scharfe Scheidung nebeneinander; gemeinsame Unternehmungen beider waren aber undenkbar: sie konnten kein vereint anzustrebendes Ziel finden. In einzelnen Bundesstaaten gaben besondre Verhältnisse Anlaß zu Erhebungen, die eine Änderung der Beziehungen zwischen der Regierung und den Regierten bezweckten.

Sehr rasch kamen die Braunschweiger zu einem für sie erfreulichen Ergebnisse. Ihr Herzog Karl, der 1823 als Jüngling von 19 Jahren die Herrschaft angetreten hatte, erwies sich zur Ausübung seines fürstlichen Berufs ganz ungeeignet. Er benahm sich ebenso taktlos gegen seine Verwandten von England-Hannover wie hochfahrend und willkürlich gegen seine Landeskinder, deren verfassungsmäßige Rechte er nicht anerkennen wollte. Er war von Paris, wo er den rohesten Vergnügungen nachging, nach den Julitagen heimgekehrt, trat aber sofort unverschämter als je gegen Adel und Bürger auf. Dies führte am 7. September 1830 zu Unruhen, die den feigen Wüstling dermaßen erschreckten, daß er schleunigst Reißaus nahm und sein Ländchen im Stiche ließ. Auf Preußens Veranlassung stellte sich sein Bruder Wilhelm, der das Fürstentum Öls übernommen hatte, den Braunschweigern zur Verfügung; sie nahmen ihn mit Freuden auf. Trotz der Gegenbemühungen Metternichs am Bundestage gelang es dem Zusammenwirken Preußens und Englands, am 2. Dezember die Anerkennung Wilhelms als Herzogs durchzusetzen, nachdem Karl sich durch einen abenteuerlichen Versuch, mit einigen bewaffneten Strolchen die braunschweigische Grenze zu überschreiten, dem Gespötte der Welt ausgesetzt hatte.

Die Kurhessen hielten ihren Kurfürsten Wilhelm II. im September 1830 zur Einberufung der Landstände und zur Genehmigung der von diesen bald ausgearbeiteten Verfassung an. Am 8. Januar 1831 übergab der Kurfürst im Beisein des Kronprinzen Friedrich Wilhelm die von ihm unterzeichnete Urkunde den Ständen; dennoch konnten es die Hessen nicht durchsetzen, verfassungsmäßig regiert zu werden. Indem sie nicht zugeben wollten, daß der Kurfürst mit seiner Geliebten Emilie Ortlöpp, die er 1821 zur Gräfin von Reichenbach, später zur Gräfin von Lessonitz erhob, unter ihnen in Kassel wohne, und ihn dadurch veranlaßten, sich ins Hanauer Land zurückzuziehen und den Kronprinzen zum Mitregenten (30. September 1831) anzunehmen,

Digitized by Google

gerieten sie aus dem Regen in die Traufe. Friedrich Wilhelm (I.) heiratete im August 1831 die Leutnantsgattin Gertrude Lehmann, geborne Falkenstein, die ihm ihr Gemahl in Bonn abgetreten hatte (1831 zur Gräfin von Schaumburg, 1853 zur Fürstin von Hanau erhoben), geriet jedoch dadurch mit seiner Mutter, der Prinzessin Auguste von Preußen, und mit den Landständen in Gegensatz, die sich der gekränkten Kurfürstin annahmen. Er war ein böswilliger, störriger Tyrann, der sein gegebnes Wort brach, die Verfassung durch den Minister Hans Daniel von Hassenpflug willkürlich umgestalten ließ und diesen in seinem Kampfe mit den Ständen so lange unterstützte, bis er sich auch von ihm beleidigt und in seinem Streben nach schrankenloser Willkürherrschaft gehemmt fand. Als Hassenpflug im Juli 1837 den hessischen Dienst verließ, um zuerst (November 1838) in Sigmaringen, dann (Juni 1839) in Luxemburg, endlich (1841) in Preußen hohe Stellungen in der öffentlichen Verwaltung zu übernehmen, mußten sich die Hessen davon überzeugen, daß ihre Lage nicht günstiger geworden sei: der Landtag war fortwährend im Kampfe mit der Regierung und wurde wiederholt aufgelöst. Die Liberalen mühten sich mit endlosen Einsprüchen und Berufungen an den Bundesrat um ihr gutes Recht, zogen aber selbstverständlich gegen die Rücksichtslosigkeit des Regenten, der erst durch den Tod seines Vaters am 20. November 1847 Kurfürst und Nutznießer der hohen Domänenerträge und des Fideikommißvermögens wurde, stets den kürzern, weil sie durch Gewaltschritte nicht das allenfalls zu gewärtigende Einschreiten des Bundestags herbeiführen wollten, wohl auch Bedenken trugen, mit den Radikalen gemeinsam vorzugehen.

Noch unbehelfner und ängstlicher benahmen sich die Hannoveraner, als ihnen König Ernst August, der als Herzog von Cumberland mehrere Millionen Thaler Schulden gemacht hatte, die am 26. September 1833 nach langen und schwierigen Verhandlungen zwischen Adel und Bauernvertretern zu stande gekommne Verfassung einseitig absprach. Obwohl sieben Göttinger Professoren (Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich Christoph Dahlmann, Wilhelm Weber und Georg Gottfried Gervinus, Heinr. Ewald und Wilh. Ed. Albrecht) gegen das Patent vom 1. November 1837, womit die Staatsbeamten des von ihnen auf die Verfassung geleisteten Eides entbunden wurden, Einspruch erhoben, und obwohl infolge der gegen sie geübten Kabinettsjustiz und rücksichtslosen Entlassung ganz Deutschland von Ausbrüchen des Unwillens gegen den ebenso unverschämten wie trotzigen Welfen widerhallte, fanden die ihres Rechts beraubten Stände den Mut nicht, um der Vergewaltigung männlich und ehrenhaft entgegenzutreten. Ein Teil der Wähler ließ sich herbei, nach den vom Könige wieder in Anwendung gebrachten Bestimmungen von 1819 die Wahlen zu der Ständeversammlung vorzunehmen, und gab dadurch dem Könige die formelle Grundlage für die Behauptung, daß sein Land nach Bestimmung der Bundesakte verfassungsmäßig regiert werde. Vergebens brachte der unbeugsame Vertreter der Volksrechte, Johann Karl Bertram Stüve, Bürgermeister von Osnabrück, die Klage wegen unrechtmäßiger Steuereinhebung durch die hannöversche Regierung vor die Bundesversammlung: die Uneinigkeit der Bevölkerung ermöglichte dem ungetreuen Fürsten seinen Sieg, nachdem die willkürliche Auslegung des Verfassungsbruchs als einer von den Ständen angenommen und dadurch bestätigten Rückkehr zur alten, rechtmäßigen Verfassung durch die Fügsamkeit seiner „Unterthanen“ einen Schein von Berechtigung erhalten hatte.

Obwohl die Sachsen weit größre Neigung zu Straßenaufläufen und Zusammenrottungen zeigten, vollzog sich in diesem Königreiche der Übergang vom Ständerechte zur konstitutionellen Regierung doch ohne ernstliche Störung der guten Beziehungen zwischen Volk und Regierung, weil sowohl König Anton als auch sein zum Mitregenten berufner Neffe Friedrich August (II.)

Digitized by Google

einsichtsvoll genug waren, um die Vorteile einer Verfassung zu erkennen, die in der Mitwirkung breiter Bevölkerungsschichten bei der Festsetzung jener Lasten lagen, die aus den Staatsbedürfnissen für den Einzelnen sich ergeben müssen. Sie unterstützten den Minister Bernhard August von Lindenau, einen der weisesten Staatsmänner des vormärzlichen Deutschlands, bei der Einführung der Verfassung vom 4. September 1831, die dem Bürgertum eine entsprechende Vertretung gewährte und den Bauernstand vor Übervorteilung schützte, solange er das Vertrauen der Zweiten Kammer besaß. Erst als seine fortschrittliche Gesinnung mit der Begünstigung der katholischen Kirche nicht mehr zu vereinen war, die von seiten des sächsischen Hofs versucht wurde, glaubten die beiden Fürsten 1843, seiner Dienste entbehren zu können. Das Land hat den großartigen Aufschwung, den es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unter seiner Regierung erreicht hat, seiner Staatskunst und Lauterkeit zuzuschreiben niemals vergessen.

Nicht ganz ohne innern Zusammenhang sind die politischen Erscheinungen, die sich in Baden, Hessen-Darmstadt und der bayerischen Pfalz als Folgen der in Frankreich vollzognen Umgestaltung darstellen. Hier erwies es sich, daß die liberalen Gedanken und die von diesen ausgehende Gesetzgebung zur Befriedigung des Volks in seiner Gesamtheit und zur Herstellung kräftiger Staatswesen, die eine gesunde gesellschaftliche Entwicklung ermöglichen, unzureichend sind. Nirgends in ganz Deutschland war der Parlamentarismus so heimisch geworden wie in Baden, wo die Demokraten unter Führung der Freiburger Professoren Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker, des Heidelberger Rechtsgelehrten Karl Joseph Mittermaier und des Mannheimer Hofgerichtsrats Johann Adam von Itzstein die Herrschaft in der Zweiten Kammer angetreten hatten. Auch die bayerische und hessen-darmstädtische Verfassung gewährte der öffentlichen Meinung das Recht der Äußerung in der Presse und in Versammlungen in ausreichendem Maße. Der Liberalismus begnügte sich aber weder mit den gegebnen Mitteln, um dem Volkswillen Geltung zu verschaffen, noch wendete er sie zur Anregung einer Verwaltungspolitik an, durch die den praktischen Bedürfnissen der ärmern Klassen entsprochen werden konnte, sondern glaubte durch fortgesetzte Einschränkung der Regierungsgewalt, durch Erweiterung der Befugnisse der Volksvertretung seinem politischen Ziele näher kommen zu können. Dadurch wurden die Dynastien, die Regierungsorgane und die mit diesen in unmittelbarer Fühlung stehenden Kreise mißtrauisch gemacht, die Unzufriednen aber, deren es auch in diesen von der Natur so gesegneten Landstrichen noch immer zu viele gab, den radikalen Wühlern, die aus Frankreich, namentlich aus Straßburg, einwanderten, in die Arme getrieben. Die ziemlich weitgehende Preßfreiheit hatte eine große Zahl von Winkelblättern zu Tage gefördert, in denen die Herabsetzung aller Regierungshandlungen, die Verdächtigung der monarchisch Gesinnten und die Verhetzung aller arbeitenden Klassen gegen die Wohlhabenden gewerbsmäßig betrieben wurden. In den zahlreichen polnischen Flüchtlingen, die nach einer ihnen zusagenden aufregenden und doch nicht besonders mühevollen Beschäftigung suchten, boten sich den Leitern der revolutionären Bewegung brauchbare Sendlinge und Werkzeuge dar, denen sich aus Mitleid mit ihrem Schicksal alle Thüren öffneten. Die ersten Unruhen waren Ende September 1830 in Hessen-Darmstadt infolge des Anschlusses an das preußische Zollgebiet ausgebrochen und von dem Minister Karl du Bas Freiherrn Du Thil rasch durch Waffengewalt unterdrückt worden; die Erregung des Pöbels wurde jedoch von den Häuptern der demokratischen Verschwörung, die eine allgemeine Volkserhebung vorbereiteten, absichtlich genährt und ausgebeutet.

Im Mai 1832 veranstalteten die Radikalen eine Volksversammlung auf dem Schlosse Hambach bei Neustadt a. d. Hardt, in der ziemlich unverblümt die Vereinigung aller Völker

Digitized by Google

zum Umsturze der Throne und die Errichtung demokratischer Republiken verlangt wurde. Das seltne Ereignis einer Volkskundgebung wirkte anziehend. Die schwülstigen und mit rohen Ausfällen auf alle Gemäßigten gewürzten Reden der weinvollen Litteraten, die in den Werken Heinrich Heines und Ludwig Baruch Börnes erwünschte Anleitung zum Hochverrat und zum Fürstenhasse fanden, entzückten die der leidenschaftlichen Erregung bedürftigen Gemüter; die Stimmung wurde im Laufe der Weinernte stets gehobner und fesselte auch die Studenten, unter denen die burschenschaftliche Richtung, nachdem die Verfolgung der zwanziger Jahre allmählich vergessen worden war (S. 103), wieder viele neue Anhänger gefunden hatte. Zu Weihnachten 1832 ließ sich eine Versammlung burschenschaftlicher Vertrauensmänner in Stuttgart zu dem Beschlusse hinreißen, sich an einer demnächst zu erwartenden Volkserhebung zu beteiligen. Daher kam es, daß nach dem am 3. April 1833 von den Demokraten veranstalteten Putsch in Frankfurt a. M., wo man sich des Bundespalasts und der dort verwahrten Gelder bemächtigen wollte, hauptsächlich Studenten ihren Unverstand und Mutwillen büßen mußten; die auf Metternichs Verlangen eingeleiteten Abschreckungs- und Rachehandlungen der deutschen Regierungen trafen vor allem die deutsche Studentenwelt in grausamer Weise. Man hat die jugendlichen Verirrungen der Burschenschafter, die nur aus überquellendem Nationalgefühl ihren Ursprung nahmen, mit den blutdürstigen Absichten bösartiger Leute (z. B. des Pfarrers Friedrich Ludwig Weidig in Butzbach) und den Gewissenlosigkeiten der Revolutionsgecken nach Art des Göttinger Privatdozenten von Rauschenplat auf eine Stufe gestellt und Hunderte von jungen Männern mit der kaltblütigen Grausamkeit verblödeter Kanzleiseelen jahrelang in verseuchten, ekelerregenden Kerkern gemartert. Was Fritz Reuter in künstlerischer Form „aus seiner Festungszeit" erzählt, war noch nicht das Schlimmste, was damals von preußischen Beamten an Roheit geleistet worden ist. Daß mit den von ihnen gebrauchten Hausmitteln der strafenden Gerechtigkeit mehr Haß als heilsamer Schrecken verbreitet werden mußte, haben die Greuel der Revolutionszeit von 1848 bewiesen.

E. Das junge Königreich Griechenland unter Otto I.

Nach der Zustimmung der Pforte zu dem Protokoll vom 3. Februar 1830 (vgl. S. 122) war es Aufgabe der europäischen Großmächte, die Organisation eines selbständigen griechischen Königreichs durchzuführen. In engen Grenzen zwar (außer Thessalien, Epirus und Makedonien sollte selbst Akarnanien unter türkischer Herrschaft bleiben), doch in der Form eines völlig unabhängigen Staats konnte ein namhafter Teil des griechischen Volks, der national ganz geschlossne, ein neues, freies Dasein beginnen. Seine eigne bewunderungswürdige Ausdauer, die wiederholte Unterstützung Englands, vor allem aber die Bezwingung der türkischen Heeresmacht durch das den Griechen glaubensverwandte Rußland hatten diesen Erfolg erreicht. Die Diplomatie der übrigen Großmächte, namentlich die Unterstützung, die das fromme, christlich-katholische Österreich den alten Erzfeinden der Christenheit, den Türken, zukommen ließ, hat das Befreiungswerk verstümmelt und dafür gesorgt, daß die griechische Frage bis heute offen geblieben ist, daß das griechische Volk statt mit seiner innern Kräftigung sich noch immer mit der Vereinigung seiner getrennten Stämme beschäftigen muß, daß das kulturfeindliche türkische Staatswesen, das nur durch die Bajonette der anatolischen Regimenter seine Daseinsberechtigung zu beweisen vermag, als Fremdkörper im europäischen Staatensysteme geduldet werden muß. Wieder war es die kindische Angst vor der Kraft der sich selbst bestimmenden Nationen, die eine gründliche, durchgreifende Ordnung der staatlichen Verhältnisse auf der

Digitized by Google

Balkanhalbinsel verhindert hat, verbunden mit der Sorge um die Erhaltung oder Vermehrung des Einflusses, den man dort wahrnehmen wollte. Als ob die Künste der Herren Gesandten und Attachés den Einfluß der Staaten im Auslande begründen könnten, nicht aber die Fähigkeit der Staaten selbst, jederzeit, wenn es ihr Interesse erfordert, ihren Willen durchzusetzen, also die äußre Macht, über die sie verfügen, und die Betriebsamkeit ihrer Handelsleute, der Wert und die Brauchbarkeit ihrer Erzeugnisse, die Schöpfungen des Fleißes und der Kapitalskraft der unternehmenden und arbeitenden Bevölkerung!

Den Griechen stand die schwierige Aufgabe der Sammlung ihrer Kräfte, der Anpassung an die neue Staatsform, des Gebrauchs der Unabhängigkeit bevor; sie mußten sich eine neue Verwaltungsmaschine schaffen, zu der alle wesentlichen Bestandteile fehlten. Das sollten sie in einer durch einen verzweifelt hartnäckig geführten Krieg bis zur Verwilderung gesteigerten Unruhe leisten, nachdem die Besten des Volks, die Tapfersten und Edelsten, auf den Schlachtfeldern gefallen oder von den stürmenden Janitscharen und Albanesen erschlagen, erwürgt, in die Flammen brennender Städte und Dörfer geworfen worden waren, nachdem ihr Geld verbraucht, ihr Gut verdorben, ihr Wohlstand vernichtet war. Die europäischen Mächte gaben ihnen dazu einen minderjährigen König und 60 Millionen Franken zu hohen Zinsen. Prinz Leopold von Koburg, der erste Kandidat für den griechischen Thron, hatte auf ihn leider verzichtet; er wäre ein Mann von Verstand und Wohlwollen gewesen und hätte vielleicht die Fähigkeit besessen, sich in die Eigenarten griechischen Wesens und Lebens zu vertiefen und in ihm allmählich die Anhaltspunkte für eine Beförderung zivilisierter, moderner Einrichtungen zu suchen. Sein Rücktritt verlängerte die Präsidentschaft des Grafen Johannes Capodistrias (Kapo d'Istrias), die mit der Ermordung dieses um sein Volk so hochverdienten Staatsmanns (9. Oktober 1831) endete; ihr folgte die kurze Regierung seines Bruders Augustin, die sich nicht der Anerkennung der Verfassungspartei, der Syntagmatiker, erfreute.

Endlich gelang es der europäischen Diplomatie, der Eitelkeit des Königs Ludwig I. von Bayern die Zusage abzugewinnen, seinen zweiten, am 1. Juni 1815 gebornen Sohn Otto zu der Annahme der griechischen Krone zu ermächtigen. Bis zu seiner Mündigkeit hatten drei bayerische Beamte die Regentschaft zu führen. Diese Abmachung des Londoner „Quadrupelvertrags" vom 7. Mai 1832 gehört zu den leichtfertigsten Stücken, die von den sogenannten Staatsmännern der alten Schule aufgeführt worden sind. Der junge Prinz, über dessen Befähigung zur Regierung selbst sein Vater noch kein Urteil haben konnte, wurde dem Schicksale preisgegeben, seine schönsten Lebensjahre einem aussichtslosen Ringen nach Macht und Anerkennung zu opfern; die Griechen wurden mit Versprechungen genarrt, die nicht gehalten werden konnten, und mit Mißtrauen und Haß gegen ihre „Beglücker" erfüllt. Dem König Otto und seinen Ratgebern fehlte es an Geduld, um der allmählichen Entwicklung verfassungsmäßiger Zustände durch die Nationalversammlung beobachtend, beruhigend, Verwicklungen lösend, Überschreitungen der gesetzlichen Grenzen abwehrend zuzusehen; einen „intelligenten Absolutismus", der an Stelle des unfruchtbaren Verfassungslebens treten sollte, zu befestigen, fehlte ihm und seinen „Bavaresen" die Einsicht. Die Mißgriffe der bayerischen Beamten, die vielleicht in Würzburg oder Amberg gute Dienste geleistet hätten, in den griechischen Verhältnissen sich jedoch nicht zurechtzufinden vermochten, erzeugten einen leidenschaftlichen Deutschenhaß, der 1843 die Vertreibung aller Deutschen aus Hellas erzwang. Am 16. März 1844 mußte König Otto die Einführung einer neuen konstitutionellen Verfassung genehmigen, deren Nützlichkeit er nicht einsah, weil sie neuen Anlaß zu Parteikämpfen und parlamentarischen Auftritten gab. Er

Digitized by Google

hielt sie deshalb auch nicht so gewissenhaft, wie er es hätte thun müssen, um sich die Achtung der Nation zu gewinnen. Seine Thätigkeit, die sich wegen der orientalischen Wirren und während des Krimkriegs fortwährend schwieriger gestaltete, blieb erfolglos und endete peinlich durch einen Aufstand im Oktober 1862: die Griechen verwehrten ihrem aus der Morea heimkehrenden Könige die Einfahrt in den Piräus und setzten ihm so den Stuhl vor die Thüre.

4. Die religiösen und sozialen Bewegungen der dreißiger und vierziger Jahre.

A. Die religiösen Gärungen.

Die großen Umwälzungen, die sich seit 1789 in der politischen Welt vollzogen hatten, waren nicht geeignet gewesen, Befriedigung unter den Mit- und Nachlebenden zu verbreiten. Sie hatten Enttäuschung und Furcht vor den Entartungen der menschlichen Natur, Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen hinterlassen. In dem Maße, wie das Vertrauen auf die Besserung der Lebensverhältnisse, auf die Hebung der Sittlichkeit durch Staatsveränderungen gesunken war, wuchs das Bedürfnis nach Trost und Beruhigung durch die Religion. „Viele glauben, alle möchten glauben", behauptete Alexis de Tocqueville von Frankreich nach der Julirevolution. Doch die Keime der „Frömmigkeit, die unbestimmt in ihren Zielen, aber sehr mächtig in ihren Wirkungen ist", hatten schon während der Napoleonischen Zeit Lebenskraft erlangt. Die Sehnsucht nach der Wiedergewinnung einer wahrhaft christlichen Gesinnung durchdringt das Gemütsleben während des ganzen 19. Jahrhunderts (vgl. Bd. VII, S. 344). Sie rief die mannigfachsten, oft sehr wunderlichen Versuche zur Bildung neuer Religionsgenossenschaften hervor, ohne dabei irgend ein nennenswertes Ziel zu erreichen; dagegen öffnete sie dem Katholizismus die Bahn zu einer großartigen Entfaltung seiner Kraft. Durch sie ist es klar geworden, daß nur eine solche Kirche noch weltgeschichtliche Bedeutung besitzt, daß eine Erneuerung des Christentums auch nur auf einem so breiten Boden, wie sie ihn einnimmt, angestrebt werden kann. Aus der Kraft, mit der die Bewegung zu gunsten der Verschärfung der päpstlichen Alleinherrschaft einsetzte, läßt sich auf die Gewalt der Gegenwirkung schließen, die dann eintreten muß, wenn auch dieser Druck einmal unerträglich geworden sein und die Macht des Kapitals, auf die der Ultramontanismus seine Erfolge aufbaut, gebrochen sein wird.

Die Wiedererstarkung der katholischen Kirche ist ein Werk des Jesuitenordens, der allmählich den vollsten, uneingeschränkten Einfluß über das Papsttum an sich gerissen hat; deswegen ist der Erfolg rein äußerlich geblieben. Der Jesuitenorden kennt keine Ideale: er behandelt die Religion als einen Teil der Politik. Er glaubt durch die Errichtung eines besondern Priesterstaats im weltlichen Staate die Heilwirkung der in die Zwangsjacke der Glaubenssätze gepreßten christlichen Lehre sichern zu können. Dazu kann er jede Staatsform verwenden: er hat durchaus keine Vorliebe für die Monarchien, obwohl er sie den Dynastien, die er für seine Zwecke gebrauchen kann, vorspiegelt, sondern versteht es, sich auch mit der Republik und der parlamentarischen Regierungsform auseinanderzusetzen. Auch die materialistische Weltanschauung stört ihn nicht in der Erfüllung seiner Aufgabe, der stetigen Vermehrung der priesterlichen Macht; denn neben dem rohsten Materialismus gedeiht der rohste Aberglaube, und dieser ist eines seiner wertvollsten Kampfmittel: wenn er die Pflege des Blöd- und Wahnsinns

Digitized by Google

recht lebendig erhält, dann kann er sich nebenbei auch die Liebhaberei wissenschaftlicher Thätigkeit, Kritik und Forschung gestatten. Eine einzige stigmatisierte Jungfrau kann ja den Schaden ausgleichen, den hundert gelehrte Väter der Gesellschaft im guten Glauben an die Ehrlichkeit ihrer Bemühungen angerichtet haben.

Am 7. August 1814 hatte Papst Pius VII. durch das Breve „Sollicitudo omnium" die Gesellschaft Jesu in ihrer ursprünglichen Verfassung und mit allen Vorrechten, die sie sich seit der Stiftung erworben hatte, wiederhergestellt (S. 88); Kardinal Consalvi hatte auf dem Wiener Kongresse die katholischen und protestantischen Fürsten davon zu überzeugen verstanden, daß die Jesuiten die Stützen der Legitimität seien und in inniger Verbindung mit dem Papst im Interesse der fürstlichen Familien thätig sein würden: eine Finte, die noch immer mit Erfolg angewendet wird. Der Schritt des Papstes, einer der verhängnisvollsten in dem für die Geschicke Europas so unseligen Jahre des ersten Pariser Friedens, schien auch anfangs ohne große Bedeutung zu sein. Man nahm die neue Weltmacht erst wahr, als der geniale Niederländer Johann Philipp von Roothaan am 9. Juli 1829 die Regierung übernommen und die Deutschen für den Orden wiedergewonnen hatte. So verdienstlich auch Franzosen und Italiener sich zu gewissen Zwecken gebrauchen lassen mögen, mehr noch als ihre diplomatische Geriebenheit gilt im Streite gegen Geist und Gemüt der blinde, täppische Gehorsam und die schwere Hand der Vlaemen, Westfalen, Rheinländer, Bayern. Zu Anfang der dreißiger Jahre standen der Gesellschaft in zahlreichen jungen Priestern bereits die Kräfte zur Verfügung, um in den kirchlichen Frieden, der auf Duldung und Verträglichkeit der Konfessionen beruhte, Bresche zu schießen und den Kampf gegen die Staatsgewalt dort aufzunehmen, wo sie sich noch nicht, wie es in Bayern 1817 geschehen war (S. 102), durch Konkordate dem Willen der Kurie unterworfen hatte.

Am heftigsten gestaltete sich der Kampf in Preußen, obwohl dieses die neugeschaffnen katholischen Bistümer für seine damals recht bescheidnen Geldmittel sehr reichlich ausgestattet hatte. Die Jesuiten wollten es nicht dulden, daß in den Rheinlanden zwischen den Katholiken und Protestanten ein freundschaftliches Abkommen in geistlichen Dingen bestand, daß gemischte Ehen mit „passiver Assistenz" des katholischen Seelsorgers geschlossen wurden, daß der Professor an der katholischen Fakultät der neugeschaffnen Universität Bonn, Georg Hermes, seine zahlreichen Schüler in dem Sinne belehrte, der Offenbarungsglaube habe den Vernunftglauben zur Voraussetzung, und deshalb müßten die Glaubenssätze mit den Forderungen der Vernunft in Übereinstimmung stehen.

Durch die Vertrauensseligkeit der Regierung wurde nach dem Tode des vortrefflichen Erzbischofs von Köln, des Grafen Ferdinand August von Spiegel zum Desenberg (gestorben 2. August 1835), der wegen seiner Störrigkeit bereits vom Generalvikariate zu Münster strafweise entfernte Domherr Klemens August Freiherr von Droste-Vischering auf den rheinischen Erzstuhl erhoben. Trotz früherer Versprechungen, deren Zweideutigkeit vom Minister von Altenstein nicht erkannt worden war, hob der Erzbischof die mit seinem Vorgänger getroffne Vereinbarung über die Behandlung der gemischten Ehen einseitig auf und versetzte durch wiederholte Überschreitung der ihm eingeräumten Befugnisse und durch eigenmächtige Maßregelung der Bonner Professoren die preußische Regierung in die Notwendigkeit, am 14. November 1837 seine Absetzung auszusprechen und seine gewaltsame Abführung von Köln vornehmen zu lassen. Die Kurie erhob nun in maßloser Überhebung Anklagen gegen Preußen und behandelte seinen Gesandten Christian Josias von Bunsen, der aus einem mittelmäßigen Archäologen zu einem unbrauchbaren Diplomaten gemacht worden war, mit verletzender Mißachtung. Fürst Metternich,

Digitized by Google

sonst immer bereit, die guten Dienste des Berliner Kabinetts in Anspruch zu nehmen, wenn er auf dessen Unterstützung angewiesen war, sah der Demütigung des Bundesgenossen durch die römischen Staatskünstler, ohne die Hand zu einer seiner belehrenden Noten zu rühren, nicht ohne heimliches Wohlgefallen zu. Die Verlegenheiten der preußischen Verwaltung steigerten sich durch die Haltung der Liberalen, von denen mit doktrinärer Kurzsichtigkeit die Berechtigung der Staatsgewalt zur Verhaftung des Bischofs angezweifelt wurde, und durch die Verbreitung der katholischen Opposition auf die kirchliche Provinz Posen-Gnesen, wo der Erzbischof Martin von Dunin ebenfalls seine Verhaftung durch Wortbruch und Unbotmäßigkeit herausforderte (vgl. Bd. VII, S. 345).

Die von den Jesuiten beeinflußten kirchlichen Würdenträger verfolgten Friedensfreunde, wie den Fürstbischof von Breslau, Grafen Leopold von Sedlnitzky (1840), mit allen Mitteln kollegialer Peinigungen, die eine jahrhundertlange Übung ersonnen hat, und manche von ihnen legten ihren Gemeinden Glaubensproben auf, deren Leistung endlich zurückgewiesen wurde. Im Schoße der Kirche selbst erhob sich ein heftiger, in seinen Anfängen verheißungsvoller Widerstand. Den Anstoß dazu gab im Oktober 1844 die Ausstellung des „Heiligen Rocks" in Trier, eines angeblichen Kleidungsstücks Christi, dessen Unechtheit längst nachgewiesen war, und der damit verbundne Wallfahrtsumfug, den Bischof Wilhelm Arnoldi eingeleitet hatte. Der Kaplan Johannes Ronge erklärte die Ausstellung für ein Ärgernis, die „götzenhafte Verehrung der Reliquien" für eine der Ursachen, die Deutschland in geistige und äußere Knechtschaft versetzt haben, und wurde dadurch, zugleich mit dem Kaplan Johann Czerski in Schneidemühl (Posen), der Begründer einer Reformbewegung, die sofort einen sehr ernsten Charakter annahm und die Hoffnung erwecken konnte, daß die katholische Kirche schon jetzt den notwendigen Reinigungs- und Scheidungsprozeß vornehmen und sich von der jesuitischen Verderbnis befreien werde. Es entstanden im Verlaufe des Jahrs 1845 an 200 „deutschkatholische" Gemeinden, und in Leipzig wurde vom 23. bis 26. März eine Kirchenversammlung abgehalten, die sich bemühte, gemeinsame Grundzüge für die Verfassung derselben festzustellen. Aber es war nicht möglich, die Gegensätze zwischen der auf Denkfreiheit beruhenden Gesinnung der einen und dem Bedürfnisse der andern nach feststehenden Vorschriften und Kirchenprunk auszugleichen. Es fehlte die einigende Kraft eines neuen Gedankens, dessen Licht alle Blicke auf sich lenken und sie von der Beachtung trennender Gewohnheiten ablenken würde; es fehlte an großen Persönlichkeiten, die zu Führern und Ordnern aller der Scharen geschaffen sein mußten, die für die Befreiung von einem der mächtigsten Tyrannen ausziehen wollen, der je die Geißel der Knechtschaft über die geistig verkümmerte Menschheit geschwungen hat. Solange jede von diesen Scharen ihre besondre Straße wandelt und ihren Kampfruf für den alleinseligbringenden ausgibt, ihre Feldzeichen zu neuen Götzenbildern stempelt, wird sie durch die überzeugte Hartnäckigkeit der Gesellschaft Jesu überwunden werden.

Auch innerhalb der protestantischen Kirchen trat den Versuchen zur Unterdrückung des selbständigen Urteils und zur Unterwerfung des Denkens unter die Gebote der „Obern", die von dem Berliner Theologen Ernst Wilhelm Hengstenberg und den Anhängern der von ihm herausgegebnen „Evangelischen Kirchenzeitung" gemacht wurden (Bd. VII, S. 348), eine freigeistige Bewegung entgegen; sie hielt an der Überzeugung fest, daß der Glaube von der Vernunft und nicht von Oberkirchenräten kontrolliert werden müsse. Trotzdem ihre öffentliche Bethätigung von der preußischen Regierung nach Möglichkeit eingeschränkt wurde, hatte sie doch den Erfolg, daß man an den leitenden Stellen allzu abstoßende Verordnungen vermied

Digitized by Google

und sich wieder einer gewissen Duldung befliß. Die Enthüllungen, die von der wissenschaftlichen Kritik der Evangelien ausgingen (a. a. O., S. 345 und 351), gaben hierzu um so mehr Anlaß, als die Verwertung ihrer Ergebnisse durch David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu“ (1835) und in der „Christlichen Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt“ (1840/41) ein litterarisches Ereignis geworden war, dessen Bedeutung sich durch kirchenpolizeiliche Maßregeln nicht verkleinern ließ.

Bei den romanischen Völkern sind die religiösen Fragen nicht so tief gedrungen wie bei den Deutschen. In Spanien blieben sie ganz und gar im Banne der Politik; die Stiftung einiger protestantischen Gemeinden durch Manuel Matamoros erlangte so wenig Einfluß auf die geistige Entwicklung der Spanier, wie der Übertritt des römischen Prälaten Luigi Desanctis zur Waldensersekte oder das Auftauchen zerstreuter evangelischer Gesellschaften auf die Stellung der katholischen Kirche in Italien. In Frankreich hatte die liberalisierende Richtung, die von Alphonse de Lamartine und Victor Hugo unter dem Julikönigtum eingeleitet wurde, nicht mehr Wert als den einer litterarischen Mode; die Bestrebungen des Paters Jean Baptiste Lacordaire und des Grafen Charles Forbes de Tryon-Montalembert, die päpstliche Hierarchie zur Stütze der Volksfreiheit zu machen (S. 124), konnten bei der Wendung, welche die römische Politik nahm, unmöglich Vertrauen einflößen.

Eine einzige Erscheinung fesselt unsre Aufmerksamkeit für die Dauer. Sie ist bedeutungsvoller als die aller Religionsreformer des 19. Jahrhunderts; denn in ihren Wandlungen zeigt sich uns der Stufengang künftiger Befreiung von der Herrschaft des Jesuitentums. Hugues Félicité Robert de Lamennais (S. 88) begann seine Laufbahn als Priester mit der feurigsten Verteidigung des Papsttums, dem er nicht nur die Unfehlbarkeit zuschrieb, sondern auch eine thatsächliche Oberherrschaft über alle christlichen Regierungen zuerkannt wissen wollte. Von Leo XII. als „letzter Kirchenvater“ angesprochen, trat er mit Heftigkeit gegen die Sonderstellung der französischen Geistlichkeit auf Grund der „gallikanischen Artikel“ auf, bekämpfte die Regierung Karls X. als „abscheulichen Despotismus“ und gründete nach der Julirevolution ein christlich-revolutionäres Blatt „L'Avenir“ (S. 123) mit dem Sinnspruche „Dieu et Liberté — le Pape et le Peuple“; die Freiheit der Kirche vom Staate sollte nach seiner Meinung auch auf der Unabhängigkeit von der staatlichen Unterstützung beruhen, die Geistlichkeit ihren Unterhalt nur aus freiwilligen Spenden der Gläubigen beziehen. Das Verlangen der Trennung der Kirche vom Staate führte Lamennais notwendigerweise zur Verbindung mit der politischen Demokratie, und von dieser bedurfte es nur mehr eines Schritts zu dem Verlangen, daß auch die Kirche wieder auf demokratischer Grundlage aufgebaut werde. Das erkannte nicht nur der französische Episkopat, sondern auch Papst Gregor XVI., der die Lehren des „Kirchenvaters“ verdammte und selbst nach dessen erfolgter formeller Unterwerfung ihm jede weitre publizistische Thätigkeit untersagte. Nun war Lamennais — ähnlich, wie einst Arnold von Brescia oder Girolamo Savonarola — belehrt worden, daß dieses Papsttum unmöglich jene erhabne Aufgabe erfüllen könne, die er ihm zugedacht hatte; er verwarf es in den berühmt gewordnen „Paroles d'un croyant“ (1834) und fand nun den Weg zu jenem Christentume, das auf der Brüderlichkeit und Menschenliebe beruht und den Ausgleich im Genusse der irdischen Güter anstrebt.

B. Die ersten Versuche zur Lösung der sozialen Frage.

So wurde der christliche Sozialismus, zu dem Lamennais durch äußre und innre Erfahrungen gedrängt worden war, eine Begleiterscheinung zu den zahlreichen Erörterungen der

Digitized by Google

notwendig erscheinenden Gesellschaftsreform, die gleichzeitig in Frankreich und England geführt wurden und bald eine alle Nationen umfassende Bewegung erzeugten. Die große Revolution hatte in dieser Hinsicht nichts geschaffen. Nur mit der „Staatshilfe" in der Form von Brotverteilung und Bäckerunterstützung waren einige schlechte Erfahrungen gemacht worden; es war zur Wahrheit geworden, was schon in den „Cahiers" der Abgeordneten des dritten Stands 1789 zu lesen gewesen war: „Die Stimme der Freiheit verkündet nichts dem Herzen eines Elenden, der vor Hunger stirbt." F. N. Babeuf, der einzige von den französischen Demokraten, der kommunistische Ansichten vertrat, war von den Massen nicht verstanden worden, sein Märtyrertod, einer der überflüssigsten politischen Morde des Direktoriums (Bd. VII, S. 401), hat keine Erhebung derer ausgelöst, für deren Heil er erlitten wurde. Die überraschende Steigerung des Elends der Lohnarbeiter durch die Verallgemeinerung des Maschinenbetriebs in vielen Erzeugungsformen und durch die Lockerung der Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter in den Fabriken, die Wutausbrüche und Gewaltthaten der in ihrem Dasein bedrohten, zu hoffnungslosem Entbehren und Darben verurteilten Arbeiterschichten, die zahlreichen Zerstörungen von Fabriken in England im Anfange des Jahrhunderts, die Erhebungen der Seidenweber in Lyon (1831), der Weber in Schlesien (1844) mußten immer aufs neue zum Ersinnen jener Mittel anregen, die geeignet wären, die furchtbare Härte unverschuldeten Schicksals zu beseitigen.

Unter den vielen phantastischen Behauptungen und Gedankenirrgängen, in die Claude Henri de Rouvroy Graf von Saint-Simon geraten war, fanden sich zu viele beherzigenswerte Erkenntnisse, um nicht zu neuer Gedankenarbeit anzueifern. Der Wiener Kongreß hatte zwar auf die 1814 erschienene Schrift „Réorganisation de la société européenne" keine Rücksicht genommen, weil darin die Ansicht ausgeführt war, daß Kongresse überhaupt nicht geeignet seien, den dauernden Frieden der Gesellschaft herzustellen; es konnte aber nicht verborgen bleiben, daß die Gesellschaft auch nach der berühmten „Restauration" immer größere Spaltungen zeigte und auf die Mehrzahl ihrer Angehörigen immer schreienderes Unrecht häufte. Nicht umsonst wendete sich Saint-Simon immer wieder an die Industriellen, Fabrikunternehmer, Geschäftsleute und Geldhändler, um sie vor dem Systeme der Ausbeutung der Arbeitskraft zu warnen; nicht umsonst behauptete er in seinem „Nouveau Christianisme" (1825; vgl. Bd. VII, S. 402), daß das Christentum in allen bestehenden Konfessionen verfälscht sei, daß sie den erhabensten Gedanken Christi, den der Bruderliebe, unterdrückt haben. Seine sich vielfach überstürzenden, selten logisch gegliederten Gedanken wirkten fruchtbringend; denn sie forderten zur ernsten Untersuchung jener Rechtsgrundsätze des individuellen Erbrechts, des Eigenbesitzes an Grund und Boden und andre auf, mit denen die alte Gesellschaftsordnung untrennbar verbunden war, deren Wert für die zukünftige Neugestaltung aber in Frage kommt. Gewiß haben weder Barthélemy Prosper Enfantins Vorschläge zur Emanzipation des Fleischs (a. a. O., S. 403) und zur Errichtung einer neuen „theokratisch-industriellen Staatsordnung", noch Charles Fouriers Erfindung einer neuen Gemeindeeinheit mit gemeinschaftlichem Haushalte, des „Phalanstère" (a. a. O., S. 404), noch die von Etienne Cabet (ebenda, S. 406) in seinem „Voyage en Icarie" (1842) ausgesponnenen kommunistischen Träume einen unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Gesellschaft nehmen können: sie haben nur die notwendige Vorarbeit geleistet für jene schärfer unterscheidenden Köpfe, die mit den bestehenden Einrichtungen rechnen und ihre Umbildungsfähigkeit nachweisen konnten.

In England hat Robert Owen (Bd. VII, S. 376), der Leiter der großartigen Spinnerei von New Lanark in Schottland, die ersten praktischen Versuche gemacht, ein sozial-philosophisches

Digitized by Google

System in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie gelangen anfangs scheinbar, stellten sich aber in dem Augenblicke schon als fruchtlos heraus, wo sie nicht mehr in dem engen Rahmen einer einzelnen Unternehmung blieben, die von einer Persönlichkeit beherrscht werden konnte, sondern voreilig mit dem Streben zusammenfielen, die Lebensverhältnisse ganzer Klassen umzustoßen und religiöse Grundanschauungen zu zerstören, die mit dem Gemütsleben innig verknüpft sind. Als wirkliche Errungenschaft kann trotz dieser Verirrung die von Owen begründete Ansicht erklärt werden, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem nicht auf einem Naturgesetze beruht, sondern als das Ergebnis einer historischen Entwicklung angesehen werden muß, daß die Konkurrenz keine unbedingt notwendige Förderung der wirtschaftlichen Leistung, sondern ein Hindernis für die wichtige Bewertung der Arbeit ist.

Die Ausgestaltung dieser Erkenntnisse zur sozialistischen Lehre erfolgte durch einen Deutschen jüdischer Abstammung, Karl Marx, geboren 1818 in Trier (Bd. VII, S. 413), ausgerüstet mit der Kritik der Hegelschen Philosophie und mit einer seltnen Veranlagung zur Untersuchung des Werdegangs alles Zuständlichen, die Werner Sombart aus einer „Hypertrophie der Verstandesthätigkeit" ableitet. In ihm ist nichts mehr von dem Geiste der „Utopie" wirksam, der die Systeme der französischen Sozialreformer und Kommunisten befruchtet hat; er befreit die soziale Bewegung von dem revolutionären Charakter, der ihr bis dahin innegewohnt hatte, und stellt als ihr Ziel mit voller Bestimmtheit die „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" auf, die durch einen thatkräftig fortzuführenden Klassenkampf zu erreichen sei. Durch die preußische Polizei von deutschem Boden vertrieben, wurde er genötigt, zuerst Paris, dann London zu seinem Wohnsitze zu wählen. Die genaue Bekanntschaft mit den sozialen Verhältnissen Westeuropas, die er sich dort aneignete, namentlich mit den wichtigen Erfahrungen, die bei dem Daseinskampfe der englischen Gewerkvereine (Trade Unions; Bd. VII, S. 381) gesammelt worden waren, eignete ihn zum Begründer und Führer einer internationalen Organisation des Proletariats, die er als eine unerläßliche Vorbedingung für den Sieg in dem angekündigten Klassenkampfe bezeichnete. In gemeinsamer Thätigkeit mit Friedrich Engels aus Elberfeld schuf er die Lehre vom Sozialismus, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Grundlage der sozialistischen Bewegung geblieben ist. Ihr Hauptsitz wurde Deutschland, seitdem Ferdinand Lassalle (a. a. O., S. 416) in den 60er Jahren ihren Sieg durchgesetzt hat.

Politisch hat die soziale Bewegung in den von der Julirevolution hervorgerufnen Ereignissen wenig Wert gehabt; auch die Revolutionen des Jahres 1848 sind von ihr kaum nennenswert beeinflußt worden. Aber sie hat in den verschiednen demokratischen Parteien, die auf dem Wege der politischen Revolution nicht nur Änderungen des öffentlichen Rechts, sondern auch der Besitzverhältnisse zu ihren gunsten erwarteten, einen beträchtlichen Stimmungszusatz gebildet.

5. Der Deutsche Bund und der Deutsche Zollverein.

A. Deutschland im Zeichen des Bundestags.

In der Geschichte des deutschen Volks vollzog sich in der Zeit nach dem Wiener Kongresse, in der die Äußerungen des Volkswillens selbst dort, wo sie in einer Landesverfassung gesetzmäßig zum Ausdrucke kamen, nur geringfügige Veränderungen im Staats- und Gesellschaftsleben hervorgebracht haben, dennoch eine höchst bedeutungsvolle Wendung. Sie erfolgte jedoch nicht durch den Bundestag, der eigentlich zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen

Digitized by Google

aller deutschen Staaten berufen gewesen wäre, sondern durch die preußische Regierung, weil sich in ihr die höchste Einsicht in Bezug auf die Angelegenheiten der öffentlichen Verwaltung ausgebildet hatte, weshalb sie auf alle politischen Köpfe und nach einem weiten Wirkungskreise strebenden Staatsmänner die größte Anziehungskraft ausübte. Der wirtschaftliche Fortschritt, den die Deutschen vor ihrer politischen Erhebung gemacht haben, schuf deren notwendige Voraussetzung, nämlich einen gewissen Grad von Wohlhabenheit und Kapitalskraft. Er wäre gewiß nicht ohne die tüchtige Veranlagung der meisten deutschen Stämme, ohne ihren Fleiß, ihre Arbeitslust, ihre Sparsamkeit, ihr Gottvertrauen möglich gewesen; denn die Gütermenge, deren ein Volk bei seiner wirtschaftlichen Entfaltung bedarf, konnte nach den ungeheuern Verlusten der französischen Kriege in den kleinen landwirtschaftlichen und handwerksmäßigen Betrieben nur allmählich wiedergewonnen und gesammelt werden. Aber durch dieses unbewußte nationale Zusammenwirken hätten die Fesseln nicht gebrochen werden können, in den die Kleinstaaterei das wirtschaftliche Leben des Volks seit drei Jahrhunderten geschlagen hatte. Die Wucht dieser Fesseln wurde von den zersplitterten Stämmen gar nicht mehr empfunden; was dem einen drückend schien, wurde von dem andern für vorteilhaft gehalten. Das Verständnis für die Gesetze und Entwicklungsformen des wirtschaftlichen Lebens war dem Volk im ganzen und in seinen Teilen verloren gegangen und konnte nur von denen wieder verbreitet werden, die sie sich durch Erfahrung und geistige Arbeit erworben hatten.

Beides fehlte jener Regierung, nach deren Willen der Deutsche Bund gestaltet worden war, der österreichischen. Selbst der Bewunderer der diplomatischen Kunst des Fürsten Metternich wird zugestehen müssen, daß der österreichische Staatskanzler in den Fragen der innern Verwaltung eine staunenswerte Kenntnis- und Gedankenlosigkeit an den Tag gelegt hat. Was nicht von augenblicklicher Bedeutung für seine Weltpolitik war, wie Geld- oder Rekrutenbeschaffung, das interessierte ihn gar nicht; weder kannte er die Bedürfnisse, die Vorzüge und Mängel der Bewohner des Reichs, das er so sehr beglückt haben will, noch hatte er eine Ahnung von den Kräften, die in dem von ihm regierten Staate schlummerten. Die von ihm herangezogene und verwendete Beamtenschaft war bis auf wenige Ausnahmen beschränkt, schlecht unterrichtet, feig und unterwürfig gegenüber den Machthabern und dabei so gänzlich ungeeignet, zu Verbesserungen der bestehenden Verhältnisse Anstoß zu geben, daß ihr Widerstand erst überwunden werden mußte, wenn irgendwo ein gemeinnütziges Werk entstehen sollte. Erzherzog Johann, der Bruder des Kaisers Franz, der mit einem offnen Blicke für die im Staatsleben wirkenden Kräfte eine sehr vielseitige Bildung und einen nicht sprunghaft, sondern gleichmäßig und anhaltend sich äußernden Thatendrang verband, hat bei seinen mannigfachen Bemühungen um die Hebung der technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, der Landwirtschaft und der Eisenindustrie, der genossenschaftlichen Betriebsanlagen und Sparkassen die bittersten Erfahrungen machen müssen. Kaiser Franz und sein vielvermögender Minister hatten eine Abneigung gemein, die bei jeder Art menschlicher Leistung unbedingt hemmend wirken muß, die gegen starke Talente. Daß Gentz (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 72) so lange von Metternich verwendet wurde, ist nur aus dem zwingenden Bedürfnisse nach einer so leicht lenkbaren und so verläßlich einsetzenden geistigen Kraft und aus dem Umstande zu erklären, daß Gentz für Geld zu allem zu haben war; Stellung, selbständige Thätigkeit, einen Wirkungskreis zur Bethätigung seiner Anschauungen und Absichten hat er nie begehrt. Selbst im auswärtigen Dienste wurden Männer von eigner Meinung, wie Johann Philipp von Wessenberg, auf die Dauer nicht geduldet. Dieser gehörte zu der kleinen Zahl österreichischer Beamten, die über die Zukunft und die Aufgaben der

Digitized by Google

habsburgischen Monarchie, über ihre Stellung im Bund, über dessen Ausgestaltung sich Gedanken machten und Anregungen gaben. Er wurde in den Angelegenheiten der Bundesreform gar nicht gehört und sofort kaltgestellt, als er in den Londoner Konferenzen wegen der belgisch-niederländischen Entzweiung (S. 141), seiner Überzeugung folgend, selbständig vorging.

Österreich hatte die Schicksale des Deutschen Bunds völlig in seiner Hand; es ist ganz allein und ausschließlich dafür verantwortlich, daß nichts aus dem Bunde geworden, und daß es von ihm schließlich im Stiche gelassen worden ist. Nicht nur Form und Charakter des Staatenbunds sind von Metternich erfunden, auch die weitre Ausbildung ist sein Werk. Volk und Regierungen haben Brot verlangt, er bot ihnen Steine; denn sein Begriff vom Staate fiel mit dem von der Polizeigewalt zusammen. In demselben Jahre, wo zum erstenmal mehr als 20 Millionen Deutsche sich dem Ausland als eine geschloßne Handelseinheit gegenüberstellten, um den Wettbewerb auf dem Gebiete des Warenaustauschs gemeinsam zu eröffnen, sich vor Überflutung mit fremden Erzeugnissen zu schützen und den eignen die Bahn auf den Weltmarkt zu eröffnen, im denkwürdigen Jahr 1834 wußte die österreichische Regierung, auf deren Einladung sich die Vertreter der Bundesstaaten zu monatelangen Beratungen in Wien zusammengefunden hatten, nichts Wichtigeres und Dringenderes zur Sprache zu bringen, als die Mittel, durch die man die Wirksamkeit der Landesverfassungen gegenüber den einzelnen Staatsregierungen beschränken könne: die Verschärfung der Zensur aller Preßerzeugnisse und die Überwachung der Universitätsstudenten und ihres politischen Treibens. Daß die gewiß höchst überflüssige und für sie selbst nur Schaden stiftende Einmischung der Studenten ins politische Leben sofort aufhört, wenn die Politik sich den praktischen Fragen zuwendet, haben die Staatsmänner nach dem Schlage Metternichs nicht begriffen. Wenn Österreich in seinen Erwartungen von seiten der deutschen Bundesstaaten getäuscht worden ist, so besteht diese Täuschung wohl nur darin, daß in Preußen, aber auch in Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden die Regierungskunst, die Auffassung vom Wesen und den Erfordernissen des Staatslebens, nicht auf einer so niedrigen Stufe stehen geblieben waren, wie in Österreich.

B. Der Zollverein.

Das Königreich Preußen war eben doch etwas andres geworden, als es sich Metternich Anno 1813 und 1815 vorgestellt hatte: einen Militärstaat, stark genug, um gegen allfällige Übergriffe Rußlands die entsprechenden Dienste zu leisten, aber doch so wenig „arrondiert", aus so schlecht zusammenpassenden Länderbruchstücken gefügt, daß es die Vorherrschaft in Deutschland niemals anstreben könne. Noch war dieses Preußen sich seines Berufs nicht bewußt geworden, noch befand es sich ganz und gar im Banne der österreichischen Bundespolitik, und doch hatte es ein Werk vollbracht, dem seit der Erkämpfung der Religionsfreiheit kein andres an nationalem Werte gleichkommt: die Gründung des allgemeinen Deutschen Zollvereins. Seitdem es der Gewandtheit und dem geschäftsmännischen Ansehen des größten deutschen Verlegers und Zeitungsherausgebers, Joh. Friedrichs von Cotta, gelungen war, die richtigen, von nationaler Gesinnung getragnen Absichten Ludwigs I. von Bayern gegen die oft stürmischen Anwandlungen seiner Eitelkeit in Schutz zu nehmen und ihm die That vom 27. Mai 1829 abzuringen, durch die ein Handelsvertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt, den beiden ältesten Zollbündlern, und Bayern-Württemberg zustande kam, seitdem war die Interessengemeinschaft des Nordens und Südens von Deutschland, an den bis dahin nur besonders weitblickende Männer, wie der Nationalökonom Friedrich List (S. 108), geglaubt hatten, eine so unumstößliche Thatsache

Digitized by Google

geworden, daß aus dem Handelsvertrage die Zolleinigung wurde, die soviel wie die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebiets bedeutete. Der „Mitteldeutsche Verband", der dazu bestimmt gewesen war, die preußisch-süddeutschen Beziehungen zu lockern und ihren Nutzen aufzuheben (S. 109), zerfiel bald. Es zeigte sich, daß die wirtschaftlichen Interessen stärker sind als die politischen, daß daher die Abneigung, ja der Widerwille mittelstaatlicher Regierungen gegen Preußen sich sofort in Entgegenkommen verwandelte, wenn damit etwas zu verdienen war, d. h. wenn die Staatskassen sich zu füllen versprachen. Kurhessen, das den Mund besonders voll genommen hatte, um die im Zollbündnisse sich äußernden führenden Absichten der Hohenzollern zurückzuweisen, kam schon 1831 zur Erkenntnis, daß es in seiner handelspolitischen Vereinzelung zu Grunde gehen müsse. Damit war der sogenannte „Einbecker Vertrag" vom 27. März 1830, der Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Kurhessen verbunden hatte, ebenfalls gebrochen. Sachsen schloß am 30. März, Thüringen am 11. Mai 1833 mit Preußen ab; am 22. Mai 1833 fand die endgiltige Vereinigung der bayerisch-württembergischen und der preußischen Gruppe statt. Am 1. Januar 1834 fielen die Zollgrenzen zwischen 18 deutschen Staaten mit 23 Millionen Einwohnern. Im Jahre 1840 umfaßte der Zollverein 23 Staaten mit 27 Millionen Einwohnern; 1841 schloß sich ihm Braunschweig an, 1842 Luxemburg und erst am 7. September 1851 Hannover, das bis dahin der offne Markt Englands geblieben war. In dem gemeinsamen Zollgebiete herrschte Freiheit des Handels und Verkehrs. Die Verwaltungs- und Grenzbewachungskosten wurden aus einer gemeinschaftlichen Zollkasse gedeckt. Der Überschuß kam nach der Bevölkerungszahl zur Verteilung an die vereinten Staaten; er betrug 1834: 15 Silbergroschen (1,50 Reichsmark), 1840 schon über 20 Silbergroschen (2 Reichsmark) auf den Kopf.

Die öffentliche Meinung hatte sich in den Mittel- und Kleinstaaten fast durchgehends ablehnend gegen die Verträge verhalten: in Preußen hatte man sich vor der sächsischen Industrie gefürchtet, Leipzig den Niedergang seiner großen Messen vorausgesehen; das Verdienst an dem Zustandekommen des großen nationalen Werks kommt fast ausschließlich den Regierungen und den Männern zu, die sie um Rat gefragt haben (vgl. S. 109). Österreich stand jetzt außerhalb des Kreises der wirtschaftlichen Einheit der Deutschen. Metternich erkannte zu spät, daß er die Macht dieser Vereinigung übersehen hatte; der Anschluß der deutschen Bundesländer Österreichs wurde zwar erwogen, fand aber bei den Industriellen und Handeltreibenden keinen Anklang. Wenige ahnten, daß sich damit eine Scheidung anbahnte, die auch zur politischen Trennung führen mußte; aber die Bedeutung Preußens, dem die Leitung des Zollvereins naturgemäß zufiel, obwohl die andern Mitglieder ihre Souveränetät und Selbständigkeit möglichst zu schützen getrachtet hatten, stieg auch in den Augen derer, die dem Abschlusse der Verträge entgegengearbeitet hatten. Der württembergische Abgeordnete und Schriftsteller Paul Pfizer erkannte die Notwendigkeit der politischen Einigung der deutschen Staaten unter Preußens Führung und der Sonderstellung Österreichs und führte 1845 in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" das Programm aus, das erst nach schweren Kämpfen und Prüfungen von der ganzen Nation übernommen worden ist. „Die ganze heutige Gestaltung der deutschen Verhältnisse", heißt es dort, „scheint auf eine staatsrechtlich-nationale Verbindung mit Preußen und eine völkerrechtliche mit den germanischen Nachbarstaaten und mit Österreich hinzuweisen, das eine Macht des ersten Rangs auch ohne Deutschland ist. Es ist nicht davon die Rede, Deutschland aus jedem politischen Verbande mit Österreich zu bringen. Nichts wäre bei den Deutschland von Osten und von Westen drohenden Gefahren thörichter; kein Feind und Nebenbuhler Deutschlands

Digitized by Google

darf über Böhmen und das mittlere Deutschland gebieten. Allein selbst die vollständige Einverleibung Böhmens, Mährens und Österreichs samt Tirol, Kärnten, Steiermark würde für Deutschland die Vorteile nicht aufwiegen, welche das Verbleiben dieser Länder im Besitze einer den Deutschen blutsverwandten, zu Schutz und Trutz verbündeten Macht gewährt, deren Arm über die Alpen und bis an das Schwarze Meer reicht."

C. Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Es bedurfte nun einer Auseinandersetzung Preußens mit dem deutschen Volk und mit dem Staate der Habsburger, die durch ihre Hausmacht seit mehr als drei Jahrhunderten zur Vertretung des römisch-deutschen Reichs berufen waren und auf Grund ihrer historischen Stellung die Leitung des Deutschen Bunds beansprucht hatten, sie jedoch nur in äußerlichen Dingen handhaben konnten. Diese Auseinandersetzung wurde aufgehalten durch die Schwierigkeit einer persönlichen Befreundung zwischen den Süddeutschen und den Preußen der alten Provinzen, durch den Mangel einer anerkannten Staatsreform, die einerseits die Zusammenfassung aller Wehrkräfte, anderseits aber auch den Bestand der ein Gegengewicht gegen preußische Verwaltungshärten bildenden Einzelstaaten sichern konnte, und endlich durch die eigentümliche Veranlagung Friedrich Wilhelms IV., der die Regierung von Preußen nach dem am 7. Juni 1840 erfolgten Tode seines Vaters Friedrich Wilhelms III. angetreten hatte. In Hinsicht der Bildungsfähigkeit, des künstlerischen Sinns, des reichen und tiefen Gefühlslebens waren diese Anlagen wahrhaft glänzend zu nennen. Die ersten Regierungshandlungen des Königs, der im kräftigen Mannesalter von 45 Jahren stand, riefen Bewunderung, Begeisterung hervor; aber ihm fehlten die harte Hand seiner großen Ahnen, mit der sie in entscheidenden Augenblicken das Steuer der Herrschaft allein zu führen verstanden hatten, die Macht innrer Sicherheit und bestimmten Wollens, die vor keiner Verantwortung zurückschreckt, und ganz besonders der richtige Blick für seine Zeit und ihre Mächte.

Was Preußen vor allem not that, war eine Verfassung, durch die der Zentralregierung eine Gesamtvertretung der Bevölkerung aller Provinzen an die Seite gestellt wurde mit dem Rechte der Steuer- und Rekrutenbewilligung, der Beaufsichtigung der Finanzgebarung und der Gesetzgebung in Verbindung mit der Krone. Die darauf abzielenden Versprechungen Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815 (vgl. S. 98) waren nicht erfüllt worden, weil sich die Regierung über den Umfang der Rechte, die sie ohne Gefährdung der Verwaltung an ein Reichsparlament abgeben könne, nicht klar geworden war (S. 119). Diese Gefahr war ohne Zweifel vorhanden. Die Einrichtung der neugeschaffnen Provinzialverbände konnte nicht ohne Beeinträchtigung von Sonderrechten und eigentümlichen Gewohnheiten der zahlreichen Landschaften vor sich gehen, die reichsständische Selbständigkeit besessen hatten und nun in den Verband mit andern Gebieten treten mußten, zu denen sie bisher wenige oder gar keine Beziehungen gehabt hatten (vgl. S. 96). Parlamentarisch breit getretne Beschwerden und Gegenvorstellungen hätten die ruhige, aber stetige Arbeit der preußischen Beamtenschaft aufgehalten, mindestens viel überflüssige Erörterungen mit sich gebracht. Auch die Besserung der Finanzlage durch die Ordnung des Schuldenwesens, die Beschränkung der Auslagen für das Heer und die Einführung der Klassensteuer (S. 98) konnte nicht rascher und erfolgreicher durchgeführt werden, als es durch Minister wie Graf L. F. V. H. Bülow und A. Wilhelm von Klewitz geschehen war.

Sobald die Hauptarbeit der Neugestaltung des preußischen Staats geleistet war, Wohlstand im Bauern- und Bürgerstand einzukehren begann und die Folgen der Zolleinrichtungen

Digitized by Google

und der damit zusammenhängenden Erweiterung des Markts eintraten, begannen auch die Bürger sich zu fühlen, und sie vereinigten sich mit den Rechtsnachfolgern der zahlreichen Reichs- und Landstände in dem Verlangen nach Mitwirkung an der Staatsverwaltung. Durch den Hinweis auf das Beispiel verfassungsmäßiger Regierungen, das in den deutschen Nachbarländern gegeben wurde, konnte diese Forderung mit Nachdruck unterstützt werden. Die Ansprachen, die Friedrich Wilhelm IV. bei der Krönung in Königsberg (10. September 1840) und bei der Huldigung in Berlin (15. Oktober 1840) mit einer bisher bei Fürsten nicht gekannten rednerischen Kunst hielt, schien die Erfüllung dieser Wünsche in nahe Aussicht zu stellen. Die Beteurung des Königs, daß in Preußen „Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre" herrsche (10. September), die Frage an die Huldigenden, ob sie bereit seien, ihn „im Streben nach Licht, Recht und Wahrheit" zu unterstützen (15. Oktober), waren als Einleitung zur Einführung der konstitutionellen Staatsform gedeutet worden. Aber bald stellte es sich heraus, daß Friedrich Wilhelm gerade vor dieser einen tiefgewurzelten Abscheu habe, daß sein Regierungsvorbild in dem von den romantischen Dichtern erfundnen sogenannten „Mittelalter" ruhte, daß der König sich mit Vorliebe in Phantasien von heldenhafter Hingabe, persönlicher Treue, Aufopferung von Fürst und Volk erging, von der Anwendung feststehender Grundsätze auf die Staatsverwaltung jedoch nichts wissen wollte, weil die göttliche Sendung der Herrscher, die Heiligkeit ihres Berufs dadurch beeinträchtigt werden könnte.

Kräftig angemutet fühlte sich der König von dem Aufflammen nationaler Begeisterung in Deutschland infolge der unbegründeten Drohungen, die Frankreich während der orientalischen Verwicklungen im Herbst 1840 gegen Deutschland richtete. Durch die unvorsichtige Politik des seit 1. März wieder im Amte stehenden Ministers Thiers, der während des türkisch-ägyptischen Kriegs (vgl. Bd. III und V) plötzlich von den Großmächten abgeschwenkt war und selbständige Schritte zu gunsten Ägyptens eingeleitet hatte, waren England, Rußland, Österreich und Preußen zum Abschlusse der Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840 gedrängt worden, die Mehemed Ali zur Annahme der von ihnen vereinbarten Friedensbedingungen zwingen sollte. Daraus leiteten die Franzosen in ihrer nationalen Logik das Recht ab, sich am Festlande schadlos zu halten, weil sie zur See gegen England nichts ausrichten konnten. Sie faselten wieder einmal von der ihnen gebührenden Rheingrenze und rüsteten. Das deutsche Volk äußerte unverhohlen seinen Zorn über diesen frechen Anfall und zeigte volle Einmütigkeit des Entschlusses, ihm mit Kraft zu begegnen; es sang den Franzosen in dem Liede des plötzlich zur höchsten Volkstümlichkeit gelangten Nikolaus Becker entgegen: „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien, deutschen Rhein, Bis seine Flut begraben Des letzten Manns Gebein!" und stellte sich damit an die Seite seiner Fürsten, die größtenteils eine würdige, selbstbewußte Haltung gegen Frankreich einnahmen. Friedrich Wilhelm IV. hätte damals in den Vordergrund treten und, gestützt auf die kriegerische Stimmung aller deutschen Stämme (mit Ausnahme der in Geldverlegenheiten geratnen Österreicher) und auf die Beliebtheit, die er sich durch seine Reden erworben hatte, den Franzosen das Drohen auch für die Zukunft abgewinnen können; er beschränkte sich aber darauf, die Reform der Bundeskriegsverfassung in Wien anzuregen und dadurch Österreich das offne Geständnis seiner Ohnmacht zu ersparen. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Einführung von regelmäßigen Inspektionen der Bundeskontingente und die Befestigung von Ulm und Rastatt als Stützpunkten für die Aufstellung und die Bewegungen künftig aufzubietender Bundesheere.

Digitized by Google

Eine der günstigsten Gelegenheiten, die preußische Heeresmacht, die rascher als jede andre in achtunggebietender Stärke an die deutschen Grenzen hätte gebracht werden können, zur Begründung der preußischen Führung im Bunde zu verwenden, war versäumt worden; gleichzeitig war auch die Haltung Preußens bei den Londoner Konferenzen nichts weniger als mutig und der Stellung einer Großmacht entsprechend gewesen. Über die politische Unentschiedenheit des Königs konnten auch die großartigen Worte, die er am 4. September 1842 bei der Grundsteinlegung zum Anbaue des Kölner Doms sprach, nicht mehr hinwegtäuschen. Friedrich Wilhelm IV. war ein guter Deutscher im Sinne der braven Bürger, die sich in jenen Tagen allerorten zusammenthaten, um das deutsche Lied zu pflegen und Begeisterung für die Tugenden der Deutschen zu erwecken. Sie haben nationale Stimmung gemacht, die singenden Philister und der schönredende König; für jene war es verdienstvoll und ihrem Vermögen entsprechend — für einen König von Preußen, von dem Thaten erwartet werden durften, zu wenig. Und nicht damals nur: so oft man mehr von ihm erwartete oder in entscheidender Stunde von ihm erbat, versagte seine Kraft und wurde das Zutrauen des Volks zu ihm getäuscht.

6. Der Zusammenbruch des Systems Metternich.

A. Die konservative Staatskunst in Österreich.

Nicht zum wenigsten gewann durch die geringe Eignung des Königs von Preußen zu einer selbständigen Politik Metternich. Der alte Staatskanzler in Wien verstrickte sich immer tiefer in den Wahn, die Vorsehung habe ihn ausersehen, die Revolution zu bekämpfen und die geheiligten Throne Europas mit Inbegriff des Großtürken zu erhalten, und er sei thatsächlich der Erfinder eines politischen Systems, von dessen Befolgung Zivilisation, Sittlichkeit und Religion abhänge. In seinen bessern Jahren, als er die für Deutschland ewig denkwürdige That vollbracht hatte, Österreich auf die Seite des gegen den großen Napoleon gebildeten Bündnisses zu leiten, den Kaiser Franz dem noch immer mächtigen, mit ihm vereint nahezu unbesiegbaren Schwiegersohne zu entfremden, da hatte seinem Handeln mehr Wille, richtige Beurteilung der zum Eingreifen berufnen Persönlichkeiten und richtige Schätzung der Machtmittel zu Grunde gelegen als System; die im Alter zunehmende Eitelkeit und Selbstüberschätzung hatte ihn verleitet, blinder Bewundrer der Grundsätze zu werden, die ihn angeblich bei allen seinen staatsmännischen Unternehmungen, bei der Herrschaft über Europa, die er sich noch ein volles Jahrzehnt nach dem Wiener Kongresse zuschreiben durfte, geleitet haben. Zur Befestigung des für Österreich verhängnisvollen Glaubens an sein System hatte der Umstand wesentlich beigetragen, daß sich Zar Alexander I., der so lange sein Widersacher gewesen war, noch vor seinem Tode zu ihm bekannt und es als das der Heiligen Allianz anerkannt hatte. Infolgedessen war bei Metternich eine Verwechslung der Werte eingetreten, die er selbst geschaffen hatte. Er hatte durch klare Auffassung der Lage und der großen Interessen Europas im Sommer 1813 Österreich in die seit Jahrhunderten günstigste Stellung gebracht; sein Entschluß bestimmte das Schicksal Europas, und dadurch erlangte es eine überraschend große Macht. Sie war Metternichs Werk; solange sie vorhielt, konnte auch der Fürst seinen Einfluß behaupten. Er schrieb ihn aber der Überlegenheit seines Geistes, seinem unvergleichlichen Systeme zu und vernachlässigte dabei die Befestigung und Aufrechthaltung der Macht. Schon die Ländererwerbungen, die Österreich nach Metternichs Willen hatte machen müssen, waren schädlich, unbedingt schwächend gewesen. Das lombardisch-venetianische Königreich (S. 94) bedeutete keine Kraftvermehrung: seine

Digitized by Google

Verwaltung kostete Geld und Truppen. Die aus der unkriegerischen Bevölkerung ausgehobenen Soldaten waren unverläßlich. Die durch diesen Besitz bedingte Einmischung in die italienischen Angelegenheiten (S. 113) war eine fortgesetzte Quelle der Verlegenheit, unnützer Geldaufwendung. Dafür waren wertvolle süddeutsche Besitzungen, die man schon besessen hatte, preisgegeben und voraussichtlich nutzbringende Erwerbungen abgelehnt worden. Im Innern herrschte aber trotz aller Bevormundung eine solche Lässigkeit, ein solcher Mangel an Verwaltungsgeschick, daß der Staat bei seinen großen natürlichen Hilfsmitteln doch zur Thatenlosigkeit verurteilt war.

Der Tod des Kaisers Franz I. (1. März 1835) brachte nicht nur keine Besserung, sondern eine wesentliche Verschlimmerung dieser Zustände. Es war den Erzherzogen Karl und Johann nicht gelungen, Metternichs Herrschaft zu beseitigen. Sie wurden von jedem Einfluß auf die Regierung, die bei der Kränklichkeit und Willenlosigkeit des Nachfolgers, Ferdinands I., fast den Charakter einer Vormundschaft hatte, wie bisher ferngehalten; die Bemühungen des Grafen Franz Anton von Kolowrat-Liebsteinsky, den Staatsrat lebensfähig zu machen, wurden von Metternich aus Angst vor Machtverlust durchkreuzt. Zar Nikolaus hat bei seinen Besuchen in Teplitz und Wien (1835) aus seiner Wahrnehmung, daß Österreich nicht mehr die Gewähr für eine erfolgreiche Politik biete, daß es sein „System" praktisch nicht festhalten könne, kein Hehl gemacht; aber Metternich war nicht zu überzeugen, daß er selbst die Ursache der Schwäche sei, weil er an der Unterbindung aller Kräfte, die zu entfalten gewesen wären, festhielt. Erzherzog Ludwig, der jüngste Oheim des Kaisers und Mitglied der Staatskonferenz, war jeder Neuerung abhold und neigte deshalb dem bequemen Systeme zu, das die Erhaltung der bestehenden Einrichtungen zum obersten Grundgesetze der Staatskunst erhoben hatte.

Aber selbst in Österreich war damit nicht mehr auszukommen. Die Regierung war infolge ihrer innern Verkommenheit nicht mehr geeignet zur Anwendung jener Gewalt, die der Zar vermißt hatte. Der ständige Fehlbetrag im Haushalte, der jährlich 30 Millionen Gulden betrug, nötigte sie, die Bewilligungen der ständischen Vertretungen in Anspruch zu nehmen und vor allem den ungarischen Reichstag wiederholt einzuberufen. In diesem regte sich das schlummernde nationale Leben, das nach Selbsthilfe verlangte, wo die Regierung thatenlos blieb. Graf Stefan Széchényi (S. 94) gab die Anregung zu wissenschaftlichen, künstlerischen und gemeinnützigen Schöpfungen; Ludwig Kossuth, Franz Pulszky und Franz Deák traten für verfassungsmäßige Reformen ein. In zahlreichen politischen Abhandlungen, die bei ausländischen (meist deutschen) Verlegern erschienen, wurden die Gebrechen der Verwaltung in Ungarn und in den österreichischen Kronländern schonungslos erörtert; die Aufmerksamkeit Europas wurde auf die Haltlosigkeit der dort herrschenden Zustände gelenkt, die den Verfall des Staats oder eine kräftige Erhebung der Völker gegen die Regierung voraussehen ließen. Gleichzeitig sank auch das Ansehen Österreichs bei den andern Großmächten, das schon durch den Frieden von Adrianopel einen harten Stoß erlitten hatte, immer mehr; Metternich mußte es geschehen lassen, daß sich Ereignisse abspielten und Thatsachen geschaffen wurden, die mit den von den Kongressen in Wien, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona aufgestellten Grundsätzen der konservativen Großmachtpolitik durchaus nicht mehr vereinbar waren.

B. Die Parteikämpfe in Spanien und Portugal.

a) Portugal 1830—33.

Als ein Opfer der Julirevolution und des Siegs der liberalen Partei in England unter Wilhelm IV., dem Nachfolger seines am 26. Juni 1830 verstorbnen Bruders Georg IV., war

Digitized by Google

auch Dom Miguel, der „König" von Portugal, gefallen, dem die konservative Diplomatie die Bestimmung gegeben hatte, die verfassungsmäßigen Zustände, die sein Bruder Dom Pedro von Brasilien begründet hatte (S. 118 unten), zu beseitigen. Er hatte sich ihr mit innrer Befriedigung hingegeben, alle gegen ihn gerichteten Aufstände mit Grausamkeit unterdrückt, Tausende von Liberalen einsperren und verbannen lassen, Tausende auf das Blutgerüst gebracht. Übermütig durch seine Erfolge und im Vertrauen auf die Gunst, die er am österreichischen Hofe genoß, zwang er England und Frankreich, gegen seine Übergriffe Gewalt zu brauchen und das Unternehmen Pedros zu unterstützen, der am 7. April 1831 in Brasilien zu gunsten seines sechsjährigen Sohns Dom Pedro II. abgedankt hatte und nun seine Rechte in Portugal wieder geltend machte. Dieser beharrte auf den konstitutionellen Grundsätzen, die er dies- und jenseit des Ozeans anerkannt hatte, und sammelte nicht nur alle liberalen Portugiesen um sich, sondern erhielt Zuzug aus allen Ländern Europas, wo die blutige Tyrannei Miguels Abscheu erregt hatte. Mit Unterstützung des englischen Seemanns Charles Napier, der die portugiesische Flotte beim Kap São Vicente am 5. Juli 1833 vernichtete, trug endlich Pedro den Sieg über Miguel davon, dem auch die zu seiner Hilfe herbeieilenden französischen Legitimisten und sein Gesinnungs- und Bundesgenosse Don Karlos von Spanien nicht helfen konnten.

b) Spanien 1833—43.

Der Kampf zwischen dem Liberalismus und der von der ungebildeten, verkommnen Geistlichkeit unterstützten Willkürherrschaft, die sich der Bevorzugung der europäischen Ostmächte erfreute, entbrannte auch in Spanien nach dem Tode des Königs Ferdinand VII. (29. September 1833) in Verbindung mit dem Erbfolgestreite, der sich dort wegen der Einführung einer neuen Thronfolgeordnung erhob (vgl. Bd. IV, S. 545). Entgegen dem Gesetze von 1713, das die männliche Erbfolge eingesetzt hatte, übertrug die pragmatische Sanktion vom 29. März 1830 die Nachfolge auf seine aus der Ehe mit Maria Christina von Neapel entsprossnen Töchter Isabella und Louise. Don Karlos erkannte sie nicht an, sondern trat nach dem Tode seines Bruders mit dem Anspruch auf, als König anerkannt zu werden. Nach der Niederlage Dom Miguels, die dessen Abzug aus Portugal zur Folge hatte, erschien Don Karlos persönlich inmitten seiner Anhänger in Spanien, die vornehmlich aus den um ihre Sonderrechte (Fueros) kämpfenden Basken und der von der Geistlichkeit geleiteten Bevölkerung von Katalonien und Altkastilien bestanden. Um die Regentin Maria Christina scharten sich die Liberalen, deren Sache von dem Minister Martinez de la Rosa geschickt und glücklich vertreten wurde. Die Hilfsmittel der Regierung waren jedoch so gering, Flotte und Heer so mangelhaft bestellt, daß sie keine Erfolge gegen die Aufständischen erzielte. Unter der Führung des Thomas Zumala-Carregui erfochten die Karlisten Siege auf Siege, und sie wären vermutlich in den Besitz der Hauptstadt gelangt, wenn der baskische General nicht einer vor Bilbao erhaltnen Wunde erlegen wäre.

Der Sieg der „Cristinos" wurde jedoch trotzdem noch nicht erreicht, weil sich die Radikalen, von denen die Wiedereinführung der Verfassung von 1812 verlangt wurde, von den Liberalen getrennt hatten. Durch die Revolution von La Granja bemächtigten sich die Radikalen des Einflusses über die Regentin, nötigten sie, aus ihrer Mitte das Ministerium Calatrava anzunehmen und die demokratische Verfassung vom 8. Juni 1837 anzuerkennen. Ihre Herrschaft wurde von Don Baldomero Espartero beseitigt, der den Befehl über die Truppen der Königin in den baskischen Provinzen innehatte und nach einer Reihe von erfolgreichen Unternehmungen den Baskengeneral Maroto zur Kapitulation von Vergara (29. August 1839) zwang. Die Partei

Digitized by Google

des Don Karlos hatte an Ausdehnung und Kraft verloren durch die Sorglosigkeit und Kleinlichkeit des Kronwerbers, die Uneinigkeit und den Hochmut seiner nächsten Umgebung, in der sich die Thorheit aller Legitimisten Europas verkörpert zu haben schien. Nachdem Karlos bereits am 15. September 1839 das Land verlassen hatte, kämpfte noch General Cabrera für seine Sache weiter; doch im Juli 1840 zog auch er sich auf französisches Gebiet zurück.

Die Königin-Regentin, die durch ihr Verhältnis zu einem Leibgardisten alle Achtung eingebüßt hatte, mußte am 12. Oktober abdanken. Nun wurde Espartero, der zum Herzog de la Vittoria erhoben worden war, von den Cortes mit der Regentschaft betraut. Obwohl er selbst zu den Männern des weitgehenden Fortschritts, den Exaltados, gehört hatte, wurde seine Regierung von ihnen doch nicht genügend unterstützt. Vielmehr vereinigten sich die Exaltados mit den Moderados (Gemäßigten) im Juli 1843 zu seinem Sturze; dem folgten die Volljährigkeitserklärung und der Regierungsantritt der dreizehnjährigen Königin Isabella am 8. und 10. November 1843. Unter dem Ministerium des Don Ramon Maria Narvaez Herzogs von Valencia wurde die Verfassung von 1837 im Sinne der Moderados abgeändert und damit die konstitutionelle Regierung Spaniens befestigt. Trotz wiederholter Unterbrechungen seiner Amtsthätigkeit gelang es Narvaez, Ruhe und Ordnung in Spanien auch während der Revolutionsjahre 1848—49 aufrecht zu halten (vgl. Bd. IV, S. 547).

C. Die Einheitsbestrebungen in Italien.

Wie weder die moralische Unterstützung der Großmächte noch der Einmarsch des französischen Heers unter dem Herzog von Angoulême die Willkürherrschaft der Bourbonen und Pfaffen in Spanien zu befestigen vermocht hatte, so vorübergehend war auch die Wirkung der österreichischen Siege in Italien 1821 (S. 113) gewesen; das italienische Volk war jetzt erst zum vollen Bewußtsein der Schmach gekommen, die in der Fremdherrschaft auf ihm lastete. Unter Bonaparte und seinen Stellvertretern war sie nicht so schwer getragen worden wie unter den Österreichern. Die Regierungen Murats und Eugènes hatten den Schein, national-italienisch zu sein, möglichst zu wahren verstanden; ihre militärische Macht wurde im Lande gebildet: italienische Regimenter mit französischen Offizieren oder mit italienischen Befehlshabern, die in französischen Regimentern gedient hatten. Die Anpassung der Franzosen an italienische Sitten und Eigentümlichkeiten war rasch von statten gegangen; die gemeinsame Rassengrundlage der romanischen Völker war in Wirkung getreten. Mit den Deutschen dagegen, den Tschechen, Magyaren und Kroaten, auf deren Anwesenheit die österreichische Herrschaft im lombardisch-venetianischen Königreich ausschließlich beruhte, gab es keinen andern Verkehr, als den dienstlichen; das Gefühl gegenseitiger Achtung, eine Annäherung der Sitten war unerreichbar. Abgesehen von den nicht sehr zahlreichen gebildeten österreichischen Offizieren und von einzelnen anstelligen Leuten aus der Mannschaft vorzugsweise slawischer Regimenter, die ihren Vorteil in einem guten Einvernehmen mit ihren Hauswirten fanden, war das bisweilen zu Roheiten ausartende herrische Gebaren der Truppen nicht danach geartet, die Zuneigung der Bevölkerung zu gewinnen. Schon der Abstand der Uniformen von allen bisher gewohnten Formen mochte dazu beitragen, das Fremdartige der bewaffneten Gäste recht scharf in die Augen fallen zu lassen; und unüberwindlich war der Eindruck der fremden Sprachen, die das feine, nach Wohllaut dürstende Ohr des Italieners unaufhörlich beleidigten.

Von einem Austausche der Kulturerzeugnisse, von einem nennenswerten Handelsverkehre zwischen den italienischen Provinzen und den österreichischen Kronländern waren nicht die

Digitized by Google

schwächsten Spuren zu entdecken: das neugewonnene Land nahm von seinen Herren nichts an als ihr Geld. Der Verbrauch der Italiener bewegte sich in den Grenzen, die ihrem nationalen Erzeugungsgebiete gesteckt waren; täglich konnte festgestellt werden, daß Italien mit Österreich gar nichts gemein habe, und daß es auch in keiner Richtung mit dessen geistigen oder wirtschaftlichen Interessen in Beziehung treten wolle. Das Nationalgefühl kräftigte sich an dem lebendigen Gefühle des Unwillens gegen die Fremdherrschaft; es durchdrang alle Volksklassen und beherrschte das geistige Leben, die gesamte Litteratur. Bei Vittorio Alfieri, dem Zeitgenossen Napoleons, war der Freiheitsdrang die Ursache der Ablehnung der französischen Herrschaft (vgl. S. 37); seine Nachfolger Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Giacomo Leopardi schöpften die Begeisterung aus rein nationaler Quelle. Die ursprüngliche Kraft des Verlangens nach Unabhängigkeit, nach Gleichstellung mit andern freien Völkern, das Schamgefühl der Unterdrückten, die ein der glänzenden Eigenschaften der Nation unwürdiges Los auf sich genommen haben und es nicht abzuschütteln vermögen, kamen in ihren Werken zu leidenschaftlichem Ausdruck; und alle Gebildeten empfanden, klagten mit ihnen und hatten das lauterste Mitgefühl mit den unglücklichen Opfern der Politik, mit den Verschwörern, die in den österreichischen Festungen schmachteten. Nicht gering anzuschlagen für die Bedeutung der Bewegung war die Teilnahme der Priester, die sich mit Eifer der Pflege des nationalen Gedankens hingaben und für seine Verwirklichung die Unterstützung, die thätige Hilfe der katholischen Kirche in Aussicht stellten; Vincenzo Gioberti hatte zuerst darauf hingewiesen, daß der Papst dazu berufen sei, die Einheit der italienischen Nation zu begründen.

Der Nachfolger Gregors XVI. (gest. 1. Juni 1846), Mastai Ferretti Bischof von Imola, nun Papst Pius IX., hatte diese Ansicht zu der seinen gemacht. Hätten ihn die Italiener nicht schon als einen aufrichtigen Patrioten gekannt, so wären sie über seine politische Richtung durch das baldigst erlaßne Amnestiegesetz vom 17. Juli 1846 aufgeklärt worden, durch das 4000 politische Flüchtlinge in den Kirchenstaat zurückgerufen wurden. Konnte es eine beschämendere Lage für die konservativen Staatsmänner, namentlich für die österreichische Regierung geben, die der katholischen Kirche so große Vorrechte im Staat eingeräumt und auf ihre kräftige Unterstützung bei der Niederhaltung freiheitlicher Bestrebungen gerechnet hatte, als den Kriegszustand, in den sich nun das päpstliche Italien gegen Österreich versetzte? Gegen die Bürgergarden, die Pius IX. in seinen Städten, also auch in dem von österreichischen Truppen besetzten Ferrara, ins Leben gerufen hatte, mußte das Wiener Kabinett Verstärkungen entsenden.

Da der Stellvertreter Christi auf Erden an der Auflehnung gegen die „legitime" Gewalt teilnahm, konnte es nicht mehr überraschen, daß der reuige Sünder Karl Albert von Sardinien, der einst mit den Carbonari verbündet gewesen, nach den traurigen Erlebnissen von 1821 (S. 113) jedoch an der Nützlichkeit liberaler Gesinnungen irre geworden war, die Zuneigung zu Österreich verleugnete, die er seit seinem Regierungsantritte (1831) geheuchelt hatte. Auch Turin war ein Herd revolutionärer Umtriebe geworden. Dort meinte man, daß das militärisch gekräftigte Königreich Sardinien einen festern Kern für die Nation bieten werde, die den Befreiungskrieg zu beginnen entschlossen sei, als das ganz untüchtige päpstliche Regiment. Der Herausgeber der Zeitschrift „Il Risorgimento", Graf Camillo Benso di Cavour (geb. 10. August 1810), empfahl dringend, daß die militärische Führung der Erhebung Karl Albert und seinem Heer anvertraut werde. Vom Turiner Hofe wurde der Mailänder Adel beeinflußt, von Giuseppe Mazzini, einem der begabtesten und deshalb gefürchtetsten Leiter der demokratischen Partei in Europa (vgl. unten, S. 174), die nationalgesinnte Jugend und die zahlreichen Geheimbünde, die in ganz Italien mit der Julirevolution wieder erstanden waren.

Digitized by Google

Österreich mußte sich darauf vorbereiten, seinen italienischen Besitz mit Waffengewalt zu verteidigen. Die Verwaltung unter dem liebenswürdigen Erzherzog Rainer war ganz macht- und einflußlos. Dagegen besaß man in dem Feldmarschall Grafen Johann Josef Radetzky von Radetz, der seit 1831 an der Spitze der österreichischen Streitkräfte im lombardisch-venetianischen Königreiche stand, einen der ersten Strategen Europas und eine durch organisatorisches Geschick ausgezeichnete Kraft, die allerdings das höchste Vertrauen rechtfertigte, das man am Hof und in dem gesamten Heer in sie setzte. Die Zeit nahte, in der dieser am 4. November 1766 geborne, also mehr als achtzigjährige Feldherr, der zu den Schöpfern des Operationsplans der Verbündeten im Jahre 1813 gehört hatte, die Stütze des österreichischen Staatswesens, der unerschütterliche Eckstein seines hart bedrängten Baues werden sollte.

D. Der Sturz der Jesuitenherrschaft in der Schweiz.

Eine nicht gering anzuschlagende Gefahr für den Fortschritt der Völker auf der Bahn der Selbstbestimmung war in der Schweizer Eidgenossenschaft dadurch entstanden, daß der Jesuitenorden in einer Anzahl ihrer Kantone Einfluß auf die Regierung erlangt hatte. Die Verfassung von 1815 gewährte den Bundesgliedern so viel Selbständigkeit, daß ihre Regierungen ganz entgegengesetzte Richtungen einschlagen konnten. Die Verquickung konfessioneller Einrichtungen mit weitausgreifenden politischen Absichten, die durch die Jesuiten angestrebt wurde, erschwerte die Aufrechthaltung des Friedens unter den katholischen und den reformierten Gemeinwesen, der zwar verfassungsmäßig gewährleistet war, aber doch nur so lange bestehen konnte, als nicht von der einen oder der andern Partei Ausdehnungsversuche auf fremdem Gebiete gemacht wurden.

Nachdem der Versuch einer Bundesreform und einer einheitlichen Gesetzgebung im Gerichts- und Volksschulwesen 1833 gescheitert war, verpflanzte sich die politische Bewegung auf die Kantone, in denen die mannigfachsten Abstufungen der Parteien von den Konservativ-Ultramontanen bis zu den Radikal-Revolutionären um Mehrheit und Herrschaft stritten. Während im Aargau der Aufstand der von den Mönchen geführten Bauern gegen die liberale Regierung niedergeschlagen wurde und den Verkauf der Kirchengüter zur Folge hatte (1841), kamen in Zürich die Konservativen obenauf und verhinderten die Berufung David Friedrich Strauß an die Universität; in Luzern beuteten die Ultramontanen ihre Macht rücksichtslos aus, beriefen die Jesuiten, die schon in Freiburg, Schwyz und Wallis festen Fuß gefaßt hatten, ins Land und übergaben ihnen die Leitung des Unterrichtswesens (24. Oktober 1844). Zwei Vorstöße der Demokraten gegen die Regierung (8. Dezember 1844 und 30. März 1845) mißglückten, vermehrten jedoch die Aufregung in den benachbarten Bundesgebieten, wo Tausende von Flüchtlingen den Haß gegen die Ultramontanen schürten, deren thatkräftiges Haupt der Bauer Peter Leu war.

Die durch Leus Ermordung verschärfte feindselige Stimmung führte endlich zur Stiftung eines Sonderbunds der Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, in denen die Jesuiten die Politik leiteten. Dieser katholische Bund erzeugte bei der konservativen Diplomatie große Hoffnungen. Gelang es, ihn zu kräftigen, so war anzunehmen, daß dadurch ein dauerndes Gegengewicht gegen die liberalen Kantone geschaffen wurde, in denen die von der Polizei der festländischen Großmächte verfolgten Ruhestörer bisher eine unwillig geduldete Zufluchtsstätte gefunden hatten. Die eidgenössische Tagsatzung, in der die Stimmen der liberalen Kantone die Mehrheit besaßen, beschloß am 20. Juli 1847 die Auflösung des Sonderbunds und am 3. September die Vertreibung der Jesuiten aus dem jungen Bundesgebiete.

Digitized by Google

Die Großmächte beantragten auf Metternichs Antrag die Einsetzung eines Kongresses, dem die Schweizer Angelegenheiten zur Entscheidung vorgelegt werden sollten. Darauf ging jedoch die Tagsatzung, die von gerechtem Mißtrauen gegen die fremde Einmischung erfüllt war, nicht ein, sondern verhängte am 4. November die Bundesexekution über die unbotmäßigen Kantone. Dank der ausgezeichneten Fürsorge des Obergenerals Wilhelm Heinrich Dufour, des berühmten Kartographen, unter dessen Leitung die eidgenössische Militärschule zu Thun sich hohes Ansehen errungen hatte, und infolge des raschen Zusammentritts der in Übermacht aufgebotnen Truppen (30,000 Mann) verlief der „Sonderbundskrieg" ebenso rasch wie unblutig: er endete mit der gänzlichen Wehrlosigkeit der katholischen Kantone, denen auch der Zuzug österreichischer Herren nicht zu helfen vermocht hatte.

Darauf wurde von allen die neue Bundesverfassung vom 12. September 1848 angenommen; in den Händen der wesentlich verstärkten Zentralgewalt lagen jetzt die auswärtige Politik, das Recht über Krieg und Frieden, der Abschluß von Verträgen, das Münz-, Zoll- und Postwesen und die Gewährleistung der Kantonsverfassungen. Die Ansichten, die der Rechtsprofessor Dr. Johann Kaspar Bluntschli über das Wesen des Bundesstaats aufgestellt hatte, wurden von der radikal-liberalen Partei, die in der verfassunggebenden Tagsatzung herrschte, berücksichtigt und vorteilhaft angewendet, obwohl Bluntschli selbst, der die konservativ-liberale Richtung vertreten hatte, infolge des Sonderbundskriegs, den er zu verhindern bestrebt gewesen war, aus dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt verdrängt, seine Lehrthätigkeit nach Deutschland (München und Heidelberg) verlegte. Seine staatsrechtlichen Auseinandersetzungen sind nicht ohne Einfluß auf die Grundzüge geblieben, die der Verfassung des Norddeutschen Bunds und des neuen Deutschen Reichs ihren staatsrechtlichen Charakter verliehen haben. Das Vorbild der Vereinigung von Verwaltungseigentümlichkeiten, besondern Regierungsrechten und einer hinsichtlich ihres Wirkungskreises beschränkten Gesetzgebung mit einer nach außen einheitlichen Leitung, die allein und ohne Vorfragen berechtigt ist, den Gesamtstaat zu vertreten und alle seine Kräfte zusammenzufassen, war durch die Schweizer Eidgenossenschaft thatsächlich gegeben.

E. Romantik und Konstitutionalismus in Preußen.

Weder Metternich noch der König von Preußen haben den Mut gehabt, für ihre Gesinnungsgenossen in der Schweiz mit militärischer Macht einzutreten. Preußen hatte dazu eine besondre Veranlassung als Suverän des Fürstentums Neuenburg, das im Anschluß an die gegen den Sonderbund gerichtete Bewegung von den Liberalen besetzt und als selbständiger Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen worden war. Friedrich Wilhelm IV. versäumte die günstige Zeit und Gelegenheit, seine unbestreitbaren Rechte durch eine ausreichende Besetzung seines Fürstentums mit preußischen Truppen zu verteidigen, obwohl er in den angesehnen Familien und wohlhabenden Kreisen der Bevölkerung viele treue und hingebende Anhänger zählte. Seine Unsicherheit in der Neuenburger Sache stand wohl in Zusammenhang mit der Verstimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, nachdem sein Verfassungsentwurf für Preußen von den Ständevertretern zurückgewiesen und die Begründung ehrlicher, die Volksrechte anerkennender konstitutioneller Zustände verlangt worden war.

Selten sind die Vorbereitungen für eine Reichsverfassung so gründlich angelegt, so lange Zeit hinausgezogen worden, wie dies in Preußen geschah. Der König beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit seit seinem Regierungsantritt unausgesetzt; von allen Männern, denen er Vertrauen entgegenbrachte, ließ er sich Gutachten darüber verfassen, und seit 1844 wurden die

Digitized by Google

Verhandlungen und Kommissionssitzungen kaum mehr unterbrochen. Es genügte Friedrich Wilhelm nicht, wenn die ihm unterbreiteten Vorschläge in richtig angewandter konservativer Gesinnung von den ständischen Einrichtungen ausgingen und mit Beibehaltung der brauchbaren unter ihnen eine Erweiterung der ständischen Vertretungen und ihres Wirkungskreises mit Heranziehung des Bürgertums vornahmen. Der Verfassungsentwurf des 1842 zum Minister des Innern ernannten Grafen Adolf Heinrich von Arnim-Boitzenburg wurde vom Könige zurückgewiesen, weil er die regelmäßige Einberufung der Landstände gesetzlich festlegen wollte. Der König wehrte sich gegen jede Art der Anerkennung eines Rechts, das den Unterthanen gegenüber der Majestät des Herrschers zustehe; deshalb widerstrebte es ihm auch, ein solches Recht verfassungsmäßig zu begründen. Aus der Gnade des Fürsten, die dieser bei Ausübung seines göttlichen Berufs in Anwendung bringe, könne von Zeit zu Zeit die Berufung von Vertretern der althergebrachten ständischen Körperschaften zur Abgabe ihres Rats in öffentlichen Angelegenheiten hervorgehen; das Vertrauen des Volks in die Weisheit und Gewissenhaftigkeit des Königs mache jede Vereinbarung über ihr Zusammenwirken überflüssig. „Keiner Macht der Erde", so hat er in der Thronrede vom 11. April 1847 verkündet, „solle es je gelingen, ihn zu bewegen, das natürliche, gerade in Preußen durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln; nie und nimmer werde er es zugeben, daß sich zwischen dem Herrgott im Himmel und diesem Land ein beschriebnes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."

Das war der Abhub aus dem Gebräu aller der Lehren vom christlichen Staat und von der „hierarchisch-feudalen Monarchie des Mittelalters", das von dem Schweizer Ludwig v. Haller (S. 86 unten) und seinen Nachfolgern, dem Berliner Schriftsteller Adam Müller, dem Hallischen Professor Heinrich Leo und Friedrich Julius Stahl, angerichtet worden war, einem zum evangelischen Glauben bekehrten Juden, den Friedrich Wilhelm IV. 1840 aus Erlangen nach Berlin berufen hatte. Mit absichtlichem Mißbrauche des Ansehens der Geschichte wurden phantastische Vorstellungen dieser Herren als erwiesne Zustände aus der Zeit des feudalen Gesellschaftslebens erklärt und angebliche historische Staatsverfassungen als Muster aufgestellt, die niemals bestanden hatten. Der von Stahl offen ausgesprochne Zweck dieser Bestrebungen war die Beugung der Vernunft durch die Offenbarung, die Wiedereinführung der jüdischen Theokratie in das moderne Staatsleben. Friedrich Wilhelm hatte sich überzeugen lassen, daß dies germanische Weltanschauung sei, daß er im Sinne wahrer nationaler Erhebung wirke, wenn er als Ziel seiner Regierung die Anwendung dieser Weltanschauung auf die Regierung und Verwaltung seines Staats anstrebe; er war in jener Verirrung befangen, die den Born nationaler Kraft in der Bewunderung nebelhaft verschleierter Vergangenheitsbilder sucht, obwohl diese Kraft sich jeden Augenblick an der Bewältigung neuer Aufgaben messen muß, für die es überhaupt weder Vorbild noch Überlieferung gibt.

Sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, wegen der Kinderlosigkeit Friedrich Wilhelms voraussichtlicher Nachfolger, stand diesen politischen Trugbildern mit richtiger Erkenntnis ihres Unwerts gegenüber. Er war von der Notwendigkeit der Verfassungsgebung nicht überzeugt, befürchtete davon eine Schwächung der staatlichen Kraft, des Ansehens Preußens im Auslande, weil er eine Beschränkung der Aufwendungen für das Heerwesen durch die Volksvertretung voraussah; aber wenn der bedeutungsvolle Schritt einer Veränderung der Regierungsform geschehen müsse, dann solle der König die öffentliche Meinung wirklich beruhigen und dem konstitutionellen

Digitized by Google

Leben ein unverkümmertes Dasein gestatten. Es geschah daher gegen den mit allem Nachdruck im Staatsministerium erhobnen Widerspruch des Prinzen und ohne aufrichtige Zustimmung irgend eines der Mitglieder des Ministeriums, dem Ernst v. Bodelschwingh vorstand, daß der König am 3. Februar 1847 die acht Provinziallandtage des Reichs zu einem Vereinigten Landtage für den 11. April nach Berlin berief. Das Patent erklärte, daß dies immer erfolgen solle, „wenn die Bedürfnisse des Staats entweder neue Anleihen, oder die Einführung neuer, oder eine Erhöhung der bestehenden Steuern erfordern möchten", oder wenn der König es wegen besonders wichtiger Landesangelegenheiten für angemessen erachte. Im Kriegsfall erachte sich der König jedoch nach wie vor berechtigt, außerordentliche Steuern auch ohne Zustimmung des Vereinigten Landtags auszuschreiben. Die Beratungen hatten in zwei Kurien zu geschehen, im „Herrenstande", dem die königlichen Prinzen, die vormaligen deutschen Reichsstände, die schlesischen Fürsten und sonstige Fürsten, Grafen und Stifter der Provinziallandtage angehörten, und in der „Versammlung der Abgeordneten des Ritterstands, der Städte und Landgemeinden". Nur bei Steuergesetzen fand eine gemeinschaftliche Beschlußfassung statt; Bitten und Beschwerden durften aus dem Vereinigten Landtage nur dann an den König gebracht werden, wenn sich in jeder Kurie eine Zweidrittelmehrheit dafür ausgesprochen habe.

Bereits vor der Eröffnung der Versammlung stellte sich heraus, daß der König mit dem Geschenke dieser neuen Staatseinrichtung, die er für eine großartige Erfindung hielt, niemand eine Freude bereitet habe, weder den alten Ständen, deren Rechte nicht erloschen waren, noch den außerhalb der ständischen Körperschaften stehenden Bürgern, die das Recht der Mitwirkung an Gesetzgebung und Verwaltung erwerben wollten. Schon die Thronrede, ein langatmiges rednerisches Kunststück, schlug bisweilen recht scharfe Töne an; und als sich der Landtag statt zu einer Danksagung zur Besprechung einer Adresse entschloß, in der die Anerkennung von Rechten statt des Versprechens von Gnaden verlangt wurde, zeigte sich der König sehr gereizt. Der Wortlaut der Adresse, den die Vermittlung Alfreds von Auerswald zu stande gebracht hatte, bediente sich zwar der gemäßigtesten Ausdrücke und beruhigte den König so weit, daß er sich sogar zu dem Versprechen bewogen fühlte, innerhalb der nächsten vier Jahre wieder einen Vereinigten Landtag einberufen zu wollen; die weitern Verhandlungen bewiesen jedoch, daß sowohl unter den Adelsvertretern als auch unter den Abgeordneten der Städte, namentlich der einer entwickelten Industrie sich erfreuenden rheinischen, die Überzeugung vorwaltete, daß der Landtag auf konstitutionellen Zugeständnissen beharren müsse.

Mit dem Westfalen Freiherrn Georg v. Vincke gingen Hermann v. Beckerath aus Krefeld, Ludolf Camphausen aus Köln und David Hansemann aus Aachen, die als industrielle Unternehmer und Kapitalisten wohl berechtigt waren, auf die Leistungen des Bürgertums im Staate hinzuweisen. Sie standen an der Spitze einer Mehrheit, die der Errichtung einer Rentenbank zur Ablösung bäuerlicher Fronden und dem Plane des Baus der Eisenbahn Berlin-Königsberg zuzustimmen sich weigerte, weil dies von den königlichen Ministern nicht als eine notwendige Bedingung für die königlichen Entschließungen, sondern nur als ein freiwillig von der Regierung eingeholter Rat anerkannt wurde. Als jedoch die Aufforderung an den Landtag erging, die Wahlen in die Ausschüsse für die Staatsschuldenkontrolle vorzunehmen, die überflüssig geworden wären, hätte man die Befugnisse dieser Ausschüsse einem regelmäßig wiederkehrenden Landtag übertragen, da zersplitterte sich die liberale Mehrheit. Während die Gruppe Vincke-Hansemann die Wahl verweigerte, wählte die Gruppe Camphausen-Beckerath unter Verwahrung gegen Eingriffe in die Rechte des Landtags, der Rest (284 ängstliche Liberale und

Digitized by Google

Konservative) bedingungslos. Der König war von diesem Ergebnisse nicht befriedigt. Er begriff sehr gut, daß sich die Männer von Verstand und Charakter von ihm abgewendet hatten, daß er aber mit den sich Unterwerfenden keine Staatsreformen werde ausführen können, die sich mit seiner Auffassung von der Stellung der Krone vereinbaren ließen.

Das liberale Deutschland hatte sich davon überzeugen müssen, daß der König von Preußen freiwillig das konstitutionelle System nicht annehmen werde, weil er nicht geneigt sei, Volksrechte anzuerkennen. Preußen war daher noch nicht dazu gerüstet, die Volksbewegung, deren Nahen man allgemein fühlte, zu beherrschen und mit der von ihr ausgehenden Kraft ein deutsches Staatswesen zu schaffen, das an die Stelle des unfähigen verachteten Bunds treten könne.

7. Die Februar-Revolution und ihre Wirkungen.

A. Die Begründung der zweiten französischen Republik.

a) Der Ausgang des orleanistischen Königtums.

Das Königtum Louis Philipps von Orléans war unhaltbar geworden, weil es unaufrichtig war. Man kann es den Franzosen nicht verargen, daß sie die Orléans für verkappte Bourbonen halten; der Zweig an dem Stamme der alten Königsfamilie war kein grünendes Reis, sondern ein Wassertrieb mit allen Krankheiten des Stamms, aber ohne seine ehrwürdige Erscheinung. Es war unmöglich, sich für diese altklugen, berechnenden, schwunglosen Herren trotz ihrer guten Erziehung und ihrer maßvollen Ansprüche zu begeistern; in Frankreich hielt man sie nicht für echte Prinzen, weil sie zu philisterhaft und zu sparsam waren, und anderswo war es auch mehr höfisches Entgegenkommen als innerliche Achtung, worauf ihre Hoheitsstellung beruhte.

An Bemühungen, seine Regierung volkstümlich zu machen, hat es der „Bürgerkönig" gewiß nicht fehlen lassen. Wie eifrig hat er sich um die Interessen Frankreichs bemüht, wie dankbar sich den Liberalen beweisen wollen, die ihn auf den Thron gesetzt hatten: er hat auch mit dem Blute seiner Soldaten nicht gespart, um die Ehre Frankreichs in Algier (vgl. S. 124 und 133) zu retten. Nach siebzehnjährigem Kampfe war das Land, dessen Besitz die Franzosen für eine Machtvermehrung hielten, unterworfen; der kühne Beduinenscheich Abd el-Kader (Bd. IV, S. 250) mußte sich am 22. Dezember 1847 dem General Chr. L. L. Juchault de Lamoricière ergeben, und Louis Philipp ließ den edlen Wüstensohn in Frankreich einsperren, obwohl sein Sohn Heinrich Herzog von Aumale als Generalgouverneur von Algier ihm die Wahl seines Wohnsitzes auf mohammedanischem Gebiete verbürgt hatte. Der König sandte seinen Sohn Franz Herzog von Joinville sogar in den Krieg gegen Marokko und ließ ihn eine ebenso hohe Stellung in der Flotte einnehmen, wie Aumale im Heere besaß. Er steckte die Grobheiten Lord Palmerstons ein, um die „Entente cordiale" der Westmächte aufrecht zu erhalten. Er nahm die Niederlage, die seine Diplomatie in dem türkisch-ägyptischen Streit erlitten hatte (S. 160), ruhig hin, gab den kaum gewonnenen Einfluß bei Mehemed Ali preis, um sich dafür mit dem Hoheitsrecht über Tahiti und die Marquesasinseln entschädigen zu lassen. Er vermählte seinen Sohn Anton Herzog von Montpensier mit der Infantin Luise von Spanien, der Schwester der Königin, nicht ohne die Absicht, die dynastische Verbindung zwischen Frankreich und Spanien zu erneuern.

Indem er auf diese Weise die Politik Ludwigs XIV. wieder aufgenommen hatte, war er auch bemüht gewesen, die Bonapartisten mit seiner Regierung zu versöhnen und ihr durch die

Digitized by Google

Pflege der napoleonischen Erinnerungen Volkstümlichkeit zu verleihen. Die Gebeine des großen Kaisers wurden mit Englands Bewilligung von Sankt-Helena abgeholt und am 15. Dezember 1840 unter großen Ehrenbezeigungen im Dome der Invaliden beigesetzt. Der Neffe Louis Bonaparte, der bei Ancona glücklich der ihm drohenden Gefangennehmung durch die Österreicher entgangen war (vgl. S. 144, unten), hatte zwar auch die Absicht gehabt, die Erbschaft des Kaisertums anzutreten und war zweimal (zu Straßburg am 30. Oktober 1836 und zu Boulogne am 6. August 1840) auf französischem Boden erschienen, um sich durch die Verehrer seines Oheims auf den Thron von Frankreich erheben zu lassen; aber er hatte sich nur lächerlich gemacht und mußte seinen Vorwitz schließlich in der Festung Ham büßen. Bis zum Mai 1846 war er dort dazu verurteilt, sich mit der Lösung der sozialen Frage, mit dem Plane des Kanals von Nicaragua und dergleichen schriftstellerisch zu beschäftigen, bis ihn sein treuer Begleiter Dr. Conneau als Maurer Badinguet nach England entführte.

So war denn die Regierung Louis Philipps nicht unglücklich gewesen; aber die Franzosen langweilten sich dabei. Sie waren nicht ohne Teilnahme für die Familie, der sie die Krone geschenkt hatten, interessierten sich wohl bisweilen für die Prinzen, die überall dabei waren, wo ein kleiner Erfolg zu ergattern war; den Tod des ältesten unter ihnen, des Herzogs Ludwig von Orléans, der am 13. Juli 1842 durch einen Sturz aus dem Wagen sein Leben endete, beklagten sie sogar aufrichtig. Aber die Beziehungen zwischen der Dynastie und dem Volke wollten trotzdem nicht inniger werden. Das parlamentarische Leben wogte auf und nieder; die Ministerien wechselten rasch. Die Mehrheiten in der Kammer wurden künstlich, wohl auch mit verwerflichen Bestechungen geschaffen, Verschwörungen entdeckt und bestraft, Mordanschläge zu den schärfsten Maßregeln gegen die Radikalen ausgebeutet, aber keine von den großen Gruppen der Gesellschaft dauernd an das Schicksal des Hauses Orléans gekettet.

Zu seinem Unglücke faßte der König besondres Vertrauen zu dem Geschichtschreiber François Pierre Guillaume Guizot, dem Verfasser einer Geschichte der englischen Revolution und der französischen Zivilisation, der seit der Restauration auch hohe Staatsämter bekleidet hatte. Er hatte neben dem Herzog A. Ch. L. V. von Broglie schon dem ersten Ministerium Louis Philipps angehört, war dann wiederholt Unterrichtsminister und zur Zeit des Streits mit England Gesandter in London gewesen. Von dort ohne Lorbeeren heimgekehrt, ward er nach Thiers' Sturze (Oktober 1840) Minister des Auswärtigen und thatsächlicher Leiter der äußern und innern Politik Frankreichs, soweit diese nicht vom Könige selbst bestimmt wurde. Sein Doktrinarismus (vgl. S. 125) hatte ihn allmählich vom Liberalen zum Konservativen gemacht; seine ehemaligen Gesinnungsgenossen, vor allen Thiers, machten ihm die heftigste Opposition. Sein herbes, bei aller Gelehrsamkeit und persönlichen Ehrenhaftigkeit nicht angenehmes Wesen und sein geistiger Hochmut entfremdeten ihn der Gesellschaft, die in dem litterarischen und politischen Paris jener Tage den Ton angab.

Die republikanische Partei hatte seit der Einsetzung des Julikönigtums viele Wandlungen erlebt; sie übte immer größre Anziehungskraft auf junge Talente aus und wurde dadurch gefährlicher als durch die Aufstände und Anschläge, die sie von 1831—38 versucht hat. Durch diese wurde die Leistungsfähigkeit des Heers im Straßenkampfe wiederholt auf harte Proben gestellt. Lyon mußte zweimal (im November 1831 und im Juli 1834) erobert werden, und die Erstürmung der im April 1834 in Paris errichteten Barrikaden gelang nur den Linienregimentern unter General Bugeaud, die der Nationalgarde zu Hilfe kamen; schneller wurde man mit der Niederwerfung des Kommunistenaufstands in Paris unter Armand Barbès und

Digitized by Google

Louis Auguste Blanqui im Mai 1839 fertig, obwohl bereits das Stadthaus und der Justizpalast in die Hände der Empörer gefallen waren. Dennoch bestärkten diese Ereignisse Louis Philipp in seinem Verlangen nach Errichtung von Festungswerken im Umkreise von Paris, die weniger gegen äußre als gegen innre Feinde zur Verwendung kommen sollten. Die Mordversuche waren nicht mehr Verbrechen einzelner verkommner Wüstlinge und blutdürstiger Narren geblieben, wie der Anschlag des Korsen Josef Fieschi am 28. Juli 1835, dessen Höllenmaschine 18 Menschen, darunter Marschall Mortier, zum Opfer fielen; sie wurden in den Dienst der republikanischen Propaganda gestellt und sollten durch ihre Wiederholung unter den herrschenden Klassen Schrecken verbreiten und Gelegenheit zur Beseitigung der Monarchie schaffen. Die kommunistischen Lehren, die damals in Frankreich verbreitet wurden (vgl. Bd. VII, S. 405), gewannen um so größres Interesse, als das in Paris immer schwunghafter betriebne Börsenspiel in unerhörter Schnelligkeit Reichtümer schuf und die unsinnigste Verschwendung beförderte. Louis Blanc, der Neffe des korsischen Staatsmanns Pozzo di Borgo, führte in seiner Abhandlung „L'organisation du travail" einen Schritt weiter zur Umgestaltung des Gesellschafts- und Wirtschaftssystems, indem er dem individualistischen Betriebe der Arbeit den kollektivistischen in der Form von Nationalwerkstätten entgegenstellte (a. a. O., S. 406). Das Anschwellen der kommunistischen Gruppen unter den Republikanern nötigte die Demokraten alten Stils, sich besonders zu organisieren; sie suchten Fühlung mit den vorgeschrittnen Liberalen und fanden sie ohne Schwierigkeit, da die „dynastische Opposition", an deren Spitze Odilon Barrot (vgl. oben, S. 123) stand, und zu deren gunsten auch Thiers seine parlamentarischen Gastrollen gab, wenn er nicht Minister war, ihr möglichstes that, um den Glauben an den Fortbestand der Julidynastie zu erschüttern. In Alexandre Aug. Ledru-Rollin erhielt die republikanische Partei in der Zweiten Kammer ein neues Haupt, nachdem ihr Etienne Garnier Pagès und Armand Carrel, die Führer im ersten Jahrzehnte des Königtums Orléans, durch den Tod entrissen worden waren. Als ausgezeichneter Jurist und glänzender Redner überragte er bald alle andern Politiker, für die sich die Pariser begeisterten, an Berühmtheit. Seine bedeutenden Geldmittel gestatteten ihm auch die Unterstützung von Zeitungsunternehmungen: sein Blatt „La Réforme" bereitete stetig und unerschrocken auf die Republik als die allein mögliche Staatsform nach dem voraussichtlichen Falle des Julikönigtums vor.

b) Die Pariser Unruhen vom 22. bis 24. Februar.

Die Kammer verlor alles Ansehen, seitdem sich die Mehrheit den Vorschlägen der Opposition widersetzt hatte, durch die den Abgeordneten die Annahme von Regierungsämtern und Beförderungen, die Beteiligung an industriellen oder Handels-Geschäften untersagt und dadurch der offen betriebnen Bestechung Einhalt geboten werden sollte. Konstitutionelle und Republikaner vereinigten sich in dem Verlangen nach einer gründlichen Änderung des Wahlsystems; Louis Blanc und Ledru-Rollin gaben das Schlagwort des allgemeinen Stimmrechts aus. Man veranstaltete schon im Herbst 1847 Bankette, bei denen für die Wahlreform lebhaft eingetreten wurde, und gebrauchte dieses Mittel so lange, bis die Regierung verlauten ließ, sie werde das für den 22. Februar 1848 angesagte Bankett in den Elysäischen Feldern nicht mehr dulden. Zwar ließ sich der Minister des Innern Ch. M. Tannegui Graf Duchatel bewegen, auf die gewaltsame Sprengung der Versammlung zu verzichten, worauf die liberale Opposition ihrerseits das Bankett absagte; aber es war doch an dem bestimmten Tag eine große Volksmenge auf dem Madelaine-Platze versammelt, von dem aus der Zug in die Elysäischen

Digitized by Google

Felder ausgehen sollte. Von den Vertrauten der republikanischen Partei wurde sie aufgefordert, sich vor das Parlamentsgebäude zu begeben. Ein Reiterregiment mußte aufgeboten werden, um die Lärmenden zu zerstreuen. Es gelang ohne Schwierigkeit; aber am 23. wiederholten sich die Unruhen. Man sah wieder Studenten und Arbeiter Arm in Arm; sie riefen nicht nur „Reform!", sondern auch „Nieder mit Guizot!" Die Nationalgarde stimmte ein. Dies machte den König, der bisher sorglos gewesen war, bedenklich; er entließ Guizot und begann Verhandlungen wegen eines neuen Ministeriums mit dem gemäßigt-liberalen Grafen Louis Matthieu Molé. So weit wollte ihn die dynastische Opposition haben: nun hoffte sie, eine Regierung mit ehrlich konstitutioneller Gesinnung durchzusetzen. Sie hätte sich wahrlich getäuscht; denn der König konnte nicht ehrlich sein. Aber die Probe wurde ihm erspart.

Während die meisten Leute, die am 23. Februar abends die Boulevards füllten, über die Entlassung Guizots in Freudenrufe ausbrachen, waren die Agenten der Republikaner geschäftig, die Bevölkerung in den Vorstädten, die längst auf einen Ausbruch vorbereitet war, zu versammeln und in Bewegung nach den belebten Stadtteilen zu setzen. Es ist fraglich, ob es ihnen gelungen wäre, die Fröhlichkeit des Pariser Straßenlebens, die in vollster Entfaltung begriffen war, zu überwinden und eine ernste Lage zu schaffen, wenn die Menge nicht durch einen unglücklichen Zwischenfall plötzlich mit Entsetzen und Wut erfüllt worden wäre. Vor dem Palaste Guizots war ein Volkshaufen mit dem Militär zusammengeraten; freche Burschen beleidigten den befehligenden Offizier, es fiel ein Schuß, ihm folgte eine Salve, und Haufen von Schreiern wälzten sich in ihrem Blute. Es war eines jener Ereignisse, die immer eintreten können, wenn Truppen vom Volke verhöhnt und bedroht werden; es ist müßig, dabei die Schuldfrage aufzuwerfen. Es war geschehen. Ganz Paris widerhallte von dem Rufe „Mord! Zu den Waffen!" Um Mitternacht ertönte die Sturmglocke von Notre-Dame; Tausende um Tausende strömten zum Barrikadenbau. Der Morgen des 24. Februar zeigte Paris im Zustande der Revolution, bereit, den Kampf gegen den Volkskönig zu beginnen. „Louis Philipp läßt auf das Volk schießen, wie Karl X. Senden wir ihn seinem Vorgänger nach!" Dieser Anschlag der „Réforme" wurde die Losung für die Republikaner.

c) Die Erklärung Frankreichs zur Republik.

Für das Königtum gab es keine Rettung mehr; denn der es selbst hätte retten müssen, suchte jetzt Hilfe bei den Liberalen, die ebensowenig Thatkraft besaßen wie er selbst. Wer regieren will, der muß die Gewalt zu gebrauchen verstehen und daran glauben, daß sein Wille eine Macht ist. Als er, von seiner Frau bestimmt, zu Pferde vor seinen Regimentern und der Nationalgarde erschien, empfand es der König selbst, daß er nicht der Mann war, um Truppen zu begeistern. Er hat sich im Bürgerrock unter dem Regenschirm besser ausgenommen, als mit Degen und Achselstücken. Nun dankte Louis Philipp zu gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ab, überließ dessen Schutz dem Herzog Charles von Nemours, nahm die Mappe mit Wertpapieren unter den Arm und fuhr mit seiner Frau nach Saint-Cloud. Die mutige Mecklenburgerin, Henriette von Orléans, führte ihren Sohn, Ludwig Philipp, der nun König sein sollte, in die Deputiertenkammer, wo Odilon Barrot ritterlich für dessen Rechte und für den Konstitutionalismus eine Lanze brach. Aber im Angesichte der in den Saal eingedrungnen Sieger der Straße, deren Genossen sich eben der Tuilerien bemächtigten, reichten sich Legitimisten und Demokraten die Hände zur Beseitigung der Monarchie der Orléans und verlangten die Einsetzung einer Zwischenregierung.

Digitized by Google

Der „christlich-moralische" Dichter und Diplomat Alphonse de Lamartine, dessen achtbändige „Geschichte der Girondisten" mit ihrer Verherrlichung des politischen Mords nicht wenig zur Förderung der Revolutionsstimmung in Frankreich beigetragen hatte, verstand es, aus den in der größten Unruhe abgegebnen Wahlzetteln eine Liste von Namen herauszulesen, die starke Parteien hinter sich hatten; Louis Garnier-Pagès, der Halbbruder des verstorbnen Etienne, Ledru-Rollin, der Astronom Dominique François Arago, der jüdische Advokat Isak Crémieux, der zur Abdankung Louis Philipps wesentlich beigetragen hatte, und er selbst befanden sich darunter. Sie wurde genehmigt. Rechtzeitig verbanden sich die auf diese Art Gewählten mit der Partei Louis Blancs und nahmen ihn samt vier entschiednen Republikanern mit beratender Stimme in die Regierung auf. Diese bezog nun das Stadthaus, verteilte die Ämter und erklärte am 25. Februar unter Zustimmung des Volks Frankreich als Republik. Dem entthronten König und allen Mitgliedern seines Hauses gelang es, zwar nicht ohne Bedrohungen, aber doch ohne ernste Gefahr für ihr Leben, die See und die rettende Küste von England oder die Grenze von Deutschland zu erreichen.

Die neue Regierung entsprach nicht dem Geschmacke der Sozialisten, die nach der Anerkennung des „Rechts auf Arbeit" auch das Recht auf den ihnen zusagenden Lohn geltend zu machen entschlossen waren. Die Errichtung von Nationalwerkstätten, die Verwendung zu Erdarbeiten für zwei Franken Tageslohn befriedigte sie nicht; sie bildeten Hunderte von Klubs, die einer Zentralleitung folgten, und waren entschlossen, an die Stelle der vorläufigen Regierung einen Wohlfahrtsausschuß zu setzen, der zunächst die Güterverteilung einzuleiten hätte. Ledru-Rollin, der nicht geneigt war, die ihm angetragne Präsidentschaft dieser eigenartigen Körperschaft anzutreten, und Lamartine brachten die am 16. April voreilig zur Erstürmung des Stadthauses schreitenden Horden mit Hilfe des Generals N. A. Th. Changarnier und der Nationalgardisten in eine so gefahrvolle Lage, daß sie sich ergeben mußten. Damit war die Ruhe von Paris vorläufig gerettet, und es konnten, da auch in den Départements die Sendlinge der Umsturzmänner kein Gehör fanden, die Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts in Ordnung vorgenommen werden. Auf 40,000 Einwohner kam ein Abgeordneter; jedes Département bildete einen einheitlichen Wahlkörper. Von den 900 Gewählten hatte Lamartine in zehn Départements 2,300,000 Stimmen erhalten. Die Eröffnung der Versammlung erfolgte am 4. Mai.

B. Die revolutionären Ereignisse in Mitteleuropa.

a) Mazzini.

Die Februar-Revolution war für die organisierten Feinde der Monarchien das Zeichen zum Beginn ihrer öffentlichen Thätigkeit und für alle Welt die Versicherung, daß es nun mit der Ruhe vorüber sei und die längst erwartete Bewegung zum Ausbruch kommen müsse. Es läßt sich nicht immer genau unterscheiden, welche Ereignisse aus der geheimen Wühlarbeit der mit Vorbedacht arbeitenden Umsturzmänner abzuleiten, welche aus einer plötzlich hereingebrochnen Stimmung, aus einem bis dahin unbekannten Thatentriebe hervorgegangen sind; es ist auch schwierig zu beurteilen, wie weit der persönliche Einfluß der Verschwörer auf die radikalen Gesinnungsgenossen gegangen ist, die sich ihren Organisationen nicht eingefügt hatten. Diese erstreckten sich hauptsächlich auf Frankreich, Italien, Deutschland und Polen. Ihre Leitung war in Paris und in der Schweiz, wo der edle Giuseppe Mazzini, unstreitig einer der lautersten und hingebungsvollsten italienischen Patrioten, die meisten Fäden des nicht sehr kunstvollen Netzes in seiner Hand vereinigte. Seine Zeitungen „La giovine Europa" und „La jeune

Digitized by Google

Suisse" waren zwar so wenig wie die 1831 zu Marseille herausgegebne „Giovine Italia" von längerer Dauer; aber sie regten stets von neuem zur Vereinigung aller Volksfreunde an, die sich an der Befreiung der Völker aus der Knechtschaft der Monarchien beteiligen wollten.

In Paris bestand seit 1834 ein besondrer „Bund der Geächteten", der „die Absetzung und Verjagung der Fürsten als eine nicht zu umgehende Notwendigkeit" ansah und auf eine in Frankreich oder Deutschland ausbrechende Revolution oder einen Krieg Frankreichs gegen Deutschland und Rußland wartete, um mit den einrückenden Franzosen über die deutschen Fürsten herzufallen. Seine Einrichtungen waren sehr eigentümlich und geheimnisvoll: es gab „Berge", „Nationalhütten", „Brennpunkte", „Kreislager", in denen die Umgestaltung Deutschlands zum Zwecke des Gemeinwohls vorbereitet werden sollte. Von den „Geächteten" hatten sich die „Gerechten" abgezweigt; seit 1840 waren sie wieder im „Bunde der Deutschen" vereinigt, der „die Errichtung eines ganz Deutschland umfassenden Freistaats" anstrebte. Die Verfolgungen und fortgesetzten „Untersuchungen", die der deutsche Bund seit dem Frankfurter Putsche betreiben ließ, hatte die Verbindungen der Pariser Leitung mit den in Deutschland lebenden Gesinnungsgenossen jedenfalls erschwert, aber nicht aufgehoben. Auch aus der Schweiz hörte das Zuströmen von Handwerkern, Lehrern und Schriftstellern nicht auf, die von den verbündeten Republikanern in Eid und Pflicht genommen waren; Karl Mathy, der nachmalige badische Staatsminister, der ein Mitarbeiter Mazzinis in Solothurn gewesen war, hat zu diesen gehört, als er 1840 zur Übernahme der Redaktion der „Landtagszeitung" nach Karlsruhe berufen wurde.

b) Süddeutschland.

Die Verhandlungen des Vereinigten Landtags in Berlin (S. 169) hatten die Aufmerksamkeit der süddeutschen Liberalen auf die bedeutenden politischen Talente in Preußen gelenkt, auf die man bei einer Neugestaltung der deutschen Staatsverhältnisse zählen könnte. Der Gedanke eines gemeinsamen Vorgehens hierzu wurde auf einer Versammlung von Politikern am 16. Oktober 1847 in Heppenheim erörtert, und man beschloß, durch Anträge in den Volksvertretungen der Einzelstaaten die Änderung der Bundesverfassung anzubahnen. Weiter waren die Demokraten im Großherzogtum Baden in einer am 12. September zu Offenburg abgehaltnen Versammlung gegangen, die von dem einer livländischen Familie entstammenden herrschsüchtigen Mannheimer Advokaten Gustav von Struve und dem eitlen Schwätzer Friedrich Hecker geleitet wurde, ebenfalls einem Rechtsanwalte, der bereits im badenschen Landtage den Beweis gänzlichen Mangels an politischer Befähigung geliefert hatte. Dort hatte man damit begonnen, neben die gerechten Forderungen der Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse, der Einführung einer Nationalvertretung beim Deutschen Bunde, der Preßfreiheit, Gewissens- und Lernfreiheit die ungereimtesten und unreifsten Anträge zu stellen, über deren Ausführbarkeit noch niemand ein Urteil besaß; man erwartete nicht nur volkstümliche Wehrverfassung und gerechte Besteuerung, sondern auch „Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und Abschaffung aller Vorrechte". Der Radikalismus hatte sich in der ihm eignen Schamlosigkeit mit seinem Heißhunger gebrüstet und den Weg angedeutet, auf den er bei seinem Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen Erreichbarem und Unerreichbarem die seiner verführenden Stimme lauschenden Massen bringen werde.

In Aufstand und offnem Kriege zwischen der Staatsgewalt und der Mehrheit der Staatsangehörigen befand sich unmittelbar vor dem Eintreffen der Nachrichten über die Februarereignisse in Paris das Königreich Bayern, vornehmlich dessen Hauptstadt. Der „Johannistrieb"

Digitized by Google

des Dichters und Königs Ludwig I., der in ihm eine blinde Leidenschaft für die Tänzerin Lola Montez entfacht hatte, hinter deren spanischem Namen sich eine irische Abenteurerin (Rosanna Gilbert) verbarg, ward nicht nur die Veranlassung zum Sturze des rücksichtslos-klerikalen Ministeriums, dem seit 1837 der Hesse Karl von Abel den Namen gegeben hatte, sondern führte auch zu Straßenauftritten, zu ungerechten Maßregeln gegen die der Tänzerin nicht huldigende Studentenschaft und endlich zu blutigen Kämpfen. Erst nachdem sich eine bedenkliche Lässigkeit der Truppen bei Ausführung der ihnen zugemuteten Gewaltthaten gezeigt hatte, gab der König am 11. Februar 1848 den Bitten der Bürgerschaft nach und entfernte die zur Gräfin erhobne paßlose Schönheit aus München.

Zu den ersten überraschenden Erscheinungen in Deutschland, die unter dem Eindrucke der Februar-Revolution verliefen, gehört die Sitzung des Bundestags am 1. März 1848. Sie war allerdings auch schon von den Vorgängen in der unmittelbaren Nähe Frankfurts beeinflußt. In Baden hatte Karl Mathy schon am 23. Februar, ehe das Schicksal über den Julikönig hereingebrochen war, aus der Kammer heraus das Volk angesprochen: „Die Deutschen haben es dreißig Jahre lang vergebens mit der Mäßigung versucht, sie müssen jetzt einmal zusehen, ob sie mit der Wildheit weiter kommen; die Wildheit darf sich aber nicht nur auf den Ständesaal beschränken!“ Am 27. war in einer Bürgerversammlung zu Mannheim von Struve eine Adresse durchgesetzt worden, die als dringendste Forderung aufstellte: Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere, unbedingte Preßfreiheit, Schwurgerichte nach dem Vorbilde Englands, sofortige Herstellung eines deutschen Parlaments. In Hessen-Darmstadt hatte Heinrich Freiherr von Gagern, der zweite Sohn des einstigen nassauischen und niederländischen Staatsmanns, der volkstümlichste Abgeordnete im hessischen Landtage, von der Regierung nicht nur Schritte für die Berufung des Parlaments, sondern auch zur Aufrichtung einer deutschen Zentralgewalt verlangt. Dies geschah in der Besorgnis eines unmittelbar zu erwartenden Kriegs mit Frankreich, den man damals für unvermeidlich hielt. Die Angst vor diesem Kriege war es, die auch die hohe Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. mit einemmal davon überzeugte, daß man dabei des Volks nicht werde entraten können. Sie beschloß am 1. März einen „Bundeserlaß an das deutsche Volk“, von dem sie doch seit drei Jahrzehnten keine Kenntnis gehabt hatte, betonte die Notwendigkeit der innigsten Eintracht aller deutschen Stämme und sprach die Überzeugung aus, daß Deutschland auf die Stufe gehoben werden müsse, die ihm unter den Nationen Europas gebühre. Am 1. März führte aber Herr von Struve schon Scharen von Proletariern, die im Solde der Republikaner standen, zugleich mit den Abgeordneten der badischen Städte in das Ständehaus und, als er dort abgewiesen war, gegen das Schloß in Karlsruhe, in der Absicht, Unruhen und blutige Kämpfe hervorzurufen, durch die sich die in der Mehrzahl befindlichen Gemäßigten einschüchtern lassen könnten. Die feste Haltung der Truppen vereitelte seinen Plan. Es war aber vorauszusehen, daß er nicht ganz aufgegeben, und daß die nationale Bewegung in Deutschland ihre gefährlichste Hemmung im Radikalismus finden werde.

In München trafen die Telegramme aus Paris und aus dem Westen Deutschlands ein, als die kaum hergestellte Ruhe schon wieder erschüttert war. Man witterte in dem neuen Minister Staatsrat von Berks ein Werkzeug der Montez und erzwang dessen Entlassung. König Ludwig kündigte am 6. März in seiner gewohnten dichterischen Sprache die Befriedigung aller Volkswünsche an; doch das Gerücht, daß die Montez zurückkehren wolle, genügte, um wieder neue Unruhen hervorzurufen. Sie erbitterten Ludwig I., der sich keine Konstitution nach liberaler Art aufdrängen lassen wollte, derart, daß er die Krone niederlegte und seinen Sohn

Digitized by Google

Maximilian (II.) zu seinem Nachfolger berief. Er hatte wohl begriffen, daß es nun in dem gewaltigen Drängen des Volks nach der Anerkennung seiner Rechte kein Einhalten mehr geben und der politische Sturm die ganze ungeheure Summe von Dummheit und Wahnwitz entfesseln werde, die durch die Beschäftigung der einsichtslosen Mehrheiten mit Politik entwickelt wird. Als Ludwig sich ins Privatleben zurückzog, war auch Metternich schon gefallen.

c) Der Sturz Metternichs.

Den Wienern war der Schrecken über den Sieg der Republikaner in Paris zunächst in den Geldsack gefahren; das Mißtrauen gegen die Regierung äußerte sich sehr bezeichnend vor allem darin, daß man die Einlagen aus den öffentlichen Sparkassen zurückzog. Das gebührende Wort an die Staatsleiter fanden aber nicht die Österreicher, sondern der eben versammelte ungarische Reichstag, in dem schon am 3. März Kossuth den Antrag stellte, der König solle aufgefordert werden, in allen seinen Ländern konstitutionell zu regieren und Ungarn die ihm gebührende nationale Selbstverwaltung zu gewähren. In Wien erhoben der Gewerbeverein, der juridisch-politische Leseverein und die Studentenschaft in ähnlichem Sinne das Wort.

Von dem am 13. März zusammentretenden ständischen Landtag erwartete man ein mannhaftes Vorgehen. Als die in den Straßen auf und ab wogenden Scharen von Neugierigen erfuhren, daß die Stände nichts weiter als die Einberufung eines ständischen Ausschusses aus allen Kronländern verlangen würden, stürmten sie in den Landhaussaal und erzwangen die Zusage, daß eine Abordnung die Wünsche des Volks nach einer freisinnigen Verfassung dem Kaiser vortragen dürfe. Während sich diese auf dem Wege nach der Hofburg befand, wurde das beim Landhaus aufgestellte Militär, bei dem sich der Erzherzog Albrecht, der älteste Sohn des 1847 verstorbnen Erzherzogs Karl, befand, beleidigt, mit Steinwürfen angegriffen und gab Feuer. Durch die Opfer, die bei dieser Gelegenheit fielen, wurde erst die Bewegung in Fluß gebracht. Das aus seiner Bequemlichkeit aufgeschreckte Wiener Bürgertum wurde durch das „Schießen auf Wehrlose" in Erregnng versetzt, fing mit den Proletariern um die Wette zu schreien an und gebärdete sich derart, daß man in der Hofburg dem Fürsten Metternich sagen konnte: es handle sich diesmal nicht um einen Krawall, dem einige Polizeisoldaten ein Ende machen könnten, sondern um eine Revolution. Es wäre nirgends leichter gewesen als in Wien, mit dieser Revolution fertig zu werden, wenn es irgend eine Körperschaft oder eine Persönlichkeit gegeben hätte, die in diesem Augenblicke zu handeln verstanden und mit wenigen Worten bestimmte Zusagen über ein neues Regierungssystem gegeben hätte. Es fehlte aber an dem Mittelpunkte für eine zu bildende Regierung, da Fürst Metternich dazu unmöglich zu brauchen war. Denn darüber waren bald alle die Staatsräte, Hofwürdenträger und Generale, die ohne bestimmte Berufung, aus Zufall und Neugierde, in den Korridoren und Vorzimmern der kaiserlichen Burg zusammenliefen, einig, daß man den Staatskanzler opfern müsse. Der eitle Mann stand gänzlich vereinsamt im Gedränge, wußte sich und allen ratlosen Räten nicht mehr zu helfen, haspelte noch einige Phrasen von dem letzten Opfer, das er der Monarchie bringen wolle, und verschwand.

Der Schauplatz seiner Macht blieb leer; niemand war da, ihn zu betreten und mit Ruhe und Fassung die Forderungen, die von der Straße in die Beratungszimmer der Staatskonferenz getragen wurden, zu prüfen und über sie zu entscheiden. Der Kaiser Ferdinand selbst war völlig außer stande, sich von dem, was um ihn vorging, ein klares Bild zu machen. Erzherzog Ludwig, ein nun unbrauchbar gewordnes Werkzeug Metternichs, fand sich in dem Gewirre von Stimmen und Meinungen auch nicht mehr zurecht und hatte offenbar mehr Angst vor den zu erwartenden

Digitized by Google

Greuelthaten der „Roten“ als Einsicht in die Mittel, durch die man sofort alle Gemäßigten hätte beruhigen und zur Aufrechthaltung der Ordnung bewegen können. Er ließ sich die Zustimmung zur Bewaffnung der Studenten und der Bürger abtrotzen, gab aber die Zugeständnisse nicht bekannt, die von der Dynastie dem Volke gemacht werden sollten. Weder er noch Graf Franz Anton Kolowrat-Liebsteinsky kamen zur Aufstellung eines Programms für die Einleitung von konstitutionellen Schritten; sie drückten sich widerwillig noch am 14. März um das Wort „Konstitution“ herum und glaubten mit ständischen Deputationen auskommen zu können. Endlich fand sich am 15. März der Familienrat der kaiserlichen Familie durch die Nachricht von neuen Auftritten zu der Erklärung bewogen: „Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände in der möglichst kürzesten Zeit mit verstärkter Vertretung des Bürgerstands und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassungen zum Behufe der Konstitution des Vaterlands ist das Nötige verfügt.“ In dem am 18. März gebildeten verantwortlichen Ministerium Kolowrat-Ficquelmont befand sich neben den verbrauchten Geschöpfen Metternichs nur ein einziger Mann, der hinreichende Kenntnisse von verfassungsmäßigen Staatseinrichtungen besaß: der Minister des Innern, Freiherr Franz von Pillersdorf; und dieser war weder an Charakter noch an Gesundheit stark und rüstig.

d) Ungarn.

In viel großartigern Formen bewegte sich der Umsturz des Bestehenden in Ungarn. Während Lajos (Ludwig) Kossuth im Reichstage zu Preßburg am 14. März Preßfreiheit verkünden ließ und eine nationale ungarische Wehrverfassung auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht verlangte, bemächtigten sich seine Anhänger, aus Studenten, Schriftstellern und „Juraten“ (rechtskundigen Nichtsthuern) bestehend, in Ofen-Pest der Verwaltung und setzten an die Stelle des Stadtrats einen Sicherheitsausschuß mit vorzugsweise radikalen Mitgliedern. Am 15. verwandelte sich die Ständetafel des Reichstags in eine Nationalversammlung, deren Beschlüsse nur mehr der Mitteilung an die Magnaten, nicht ihrer Zustimmung bedurften. An demselben Tage langte eine von Juraten begleitete Abordnung des ungarischen Reichstags in Wien an; hier fand eine großartige, stürmische Verbrüderung zwischen Magyaren und Deutschen statt. Sie erreichte das Zugeständnis eines selbständigen verantwortlichen Ministeriums für Ungarn, das bereits am 23. März vom Palatin Erzherzog Stephan eingesetzt wurde und die volkstümlichsten Männer unter den ungarischen Politikern vereinigte: neben den Grafen Ludwig Batthyány und Stephan Széchényi den Fürsten Paul Esterházy, den Freiherrn Josef von Eötvös, Franz von Deák und Ludwig Kossuth. Von der alten Verfassung ließ der Reichstag nach den Beratungen weniger Tage so gut wie nichts mehr zurück: Die Herrenrechte wurden aufgehoben, die politischen Rechte der Stadtbürger gleichgestellt, das Wahlrecht in den Reichstag den „Bekennern gesetzlich anerkannter Religionen“ eingeräumt, ein Preßgesetz und das Gesetz über die Nationalgarde beschlossen. Das Land befand sich in einem fast anarchischen Zustande, da die alten Patrimonialverwaltungen und Komitatsbehörden beseitigt und nach dem Muster von Pest durch Sicherheitsausschüsse ersetzt wurden.

e) Die Berliner März-Revolution.

Die Ereignisse in Österreich übten ihre Wirkung in ganz Deutschland aus, wo sich das Verlangen nach freiheitlichen Einrichtungen immer stürmischer kund gab, ganz besonders aber in Berlin. Dort waren die Steuerausschüsse versammelt gewesen, als der Verlauf der

Digitized by Google

Februar-Revolution bekannt wurde; der König entließ sie am 7. März mit der Erklärung, er sei geneigt, den Vereinigten Landtag nunmehr regelmäßig einzuberufen. Sie konnte nicht mehr befriedigen: an demselben Tage hatte bereits eine Volksversammlung bei den Zelten im Tiergarten beschlossen, die Einberufung vom Könige sofort zu erbitten. Das öffentliche Leben gestaltete sich in der sonst so ruhigen Stadt ungemein lebhaft: die arbeitenden Klassen wurden durch zureisende Agitatoren aufgeregt; in Gasthäusern und Kaffeeschänken wurden Zeitungen vorgelesen und Reden gehalten. Der König erwartete den Ausbruch eines Kriegs in Frankreich, sandte daher seinen militärischen Vertrauensmann Joseph Maria von Radowitz schleunigst nach Wien, um mit Metternich Verteidigungsmaßregeln feststellen zu lassen; dem in Berlin sehr wenig beliebten Prinzen Wilhelm von Preußen wollte er vorläufig den Oberbefehl der preußischen Truppen am Rhein übertragen. Aus der Rheinprovinz kamen jedoch Abmahnungen wegen der dort herrschenden Aufregung der Bevölkerung, die durch die Ankunft des Prinzen gesteigert werden könne; aus Wien kam die Depesche, die den Sturz Metternichs meldete. Nun ließ sich der König bestimmen, den Vereinigten Landtag für den 17. April nach Berlin zu entbieten: er meinte wohl, daß seine Preußen einen Monat hindurch sich damit beschäftigen würden, dieses Ereignis freudig zu erwarten.

Da fanden am 15. März infolge der Berichte aus Wien die ersten Zusammenrottungen vor dem königlichen Schlosse statt. Zahlreiche Abordnungen trafen aus den Provinzen ein, um die Wünsche der Bevölkerung nach verfassungsmäßiger Feststellung ihrer Rechte vorzutragen. Der König ging einen Schritt weiter, indem er den Zeitpunkt des Zusammentritts des Landtags auf den 2. April vorschob; aber er begründete dies in dem Patente vom 18. März nur mit seinen Pflichten als deutscher Bundesfürst, mit seiner Absicht, die Bundesreform und in dieser „eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Händen aller deutschen Länder" zu verlangen. Er erkannte sogar an, „daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder erheische", doch bestimmte Versprechungen über die Grundzüge einer preußischen Konstitution gab er nicht. Dennoch huldigte ihm am Nachmittage das Volk vor dem Schlosse. Hier aber wurde durch die Volksverführer, die eine Empörung haben wollten, um ihre verbrecherischen Absichten zu fördern, aus einem Danke künstlich ein blutiger Aufruhr erzeugt. Die im Schlosse versammelten Truppen unter General K. L. W. E. von Prittwitz hatten bis Mitternacht zu thun, um den Raum von den Linden bis zur Leipziger Straße und zum Alexanderplatze freizumachen. Es wäre den 12,000 Mann, die man zur Verfügung hatte, gewiß gelungen, am nächsten Morgen die Barrikaden zu stürmen; der König aber, durch die widersprechenden Ratschläge der ihn umgebenden Militärpersonen und der gerufen und ungerufen sich in das Schloß drängenden Bürger unruhig und nervös geworden, ließ das Feuer einstellen und gab am 19. März nach Empfang einer Bürgerabordnung den Befehl zum Rückzuge der Truppen in die Nähe des königlichen Schlosses und endlich sogar zum Abzuge nach den Kasernen. Liberale Stimmen, die des Freiherrn von Vincke (S. 169) und der Berliner Stadtverordneten, haben zu diesen unheilvollen Entschlüssen beigetragen, deren Tragweite der König nicht erkannte. Sie bedeuteten den Rückzug der monarchischen Gewalt vor den zusammengerotteten, in blinder Leidenschaft die Staatsordnung niedertretenden Volkshaufen, die ihm keinen Dank dafür zollten, daß er ihr schuldiges Blut geschont hatte, sondern den Rückzug der Truppen für ihren Sieg erklärten und nicht nur über diese, sondern auch über den König Spott und Hohn ergossen.

Ein neues Ministerium, an dessen Spitze vom 19. März an Graf Adolf Heinrich von Arnim-Boitzenburg, vom 29. März an aber Ludolf Camphausen, der Präsident der Kölner

Digitized by Google

Handelskammer, stand, dem sich Hansemann (S. 169) und die Führer des liberalen Adels: Alfred von Auerswald, Graf Maximilian von Schwerin und Heinrich Alex. von Arnim zugesellten, hätte ohne Schwierigkeit den konstitutionellen Aufbau des Staats durchführen können, wenn der König nicht selbst seine Schwäche gezeigt und das Königtum wehrlos gemacht hätte. Seine aufrichtige Begeisterung für die nationale Sache, die ihn am 21. März dazu verleitete, das schwarzrotgoldne Banner hoch zu Roß durch die Straßen von Berlin zu geleiten, wurde nicht gewürdigt, sondern von den Republikanern schnöde verhöhnt; der allzu rasche Anlauf zu einer führenden Thätigkeit bei Berufung des Parlaments machte die deutschen Staaten mißtrauisch und trug ihm beschämende Zurückweisungen ein, die ihn verbitterten und sein Ansehen beim eignen Volke nicht zu kräftigen geeignet waren.

Am 2. April 1848 trat der Vereinigte Landtag zusammen und beschloß die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts. Die Regierung stimmte zu, indem sie die Meinung festhielt, die preußische Verfassung werde zwischen ihr und der Versammlung zu vereinbaren sein. Bei den Wahlen, die gleichzeitig mit denen zum deutschen Parlamente stattfanden, gaben die Demokraten das Schlagwort aus, daß die Beschlüsse der preußischen Nationalversammlung keiner Bestätigung bedürfen. Damit trat an die Stelle des Anspruchs auf die Mitwirkung des Volks an der Verwaltung das Streben nach der Alleinherrschaft der von ehrgeizigen Schwätzern geleiteten Massen.

C. Die Berufung des deutschen Parlaments.

a) Das Vorparlament.

Am 5. März 1848 waren in Heidelberg aus eignem Antrieb, auf freundschaftliche Einladungen hin, 51 angesehne deutsche Politiker zusammengekommen, um über gemeinsame Schritte zur Einleitung einer allgemeinen nationalen Bewegung in Deutschland zu beraten. Die meisten gehörten den rheinischen Staaten an; aber auch Preußen, Württemberg, Bayern waren vertreten, und ein zufällig anwesender österreichischer Schriftsteller gesellte sich der Versammlung zu, um die Beziehungen zu Österreich herzustellen. Unter den anwesenden 20 Vertretern von Baden befand sich auch der radikale Demokrat Hecker (S. 175), der schon damals die Einführung der republikanischen Staatsform als einen Wunsch des deutschen Volks bezeichnete. Er mußte sich jedoch dem Mehrheitsbeschlusse fügen, daß zunächst das deutsche Volk in die Lage versetzt werden müsse, seine Stimme zu erheben, daß man daher die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung vorzubereiten habe. Man war darin einig, daß man nicht abwarten dürfe, was der Bundestag unternehmen werde, sondern auf diesen und die deutschen Regierungen durch selbständiges Vorgehen, vollzogne Thatsachen und bestimmte Forderungen einwirken müsse. Einem Ausschusse von sieben Mitgliedern wurde die Aufgabe gesetzt, „alle frühern oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Teilnehmer gesetzgebender Versammlungen in allen deutschen Landen" und einige andre volkstümliche Männer von namhaftem Einflusse für den 30. März nach Frankfurt a. M. zu laden, damit dieses „Vorparlament" die Bestimmungen für die Wahl der deutschen Nationalversammlung träfe.

Sowohl der Bundestag als auch die Mehrzahl der deutschen Regierungen nahmen diese Anregung sehr günstig auf, da sie sofort eingesehen hatten, daß das hoch erregte Volk politisch beschäftigt werden müsse, damit es nicht zur Anwendung von Gewalt und zur Selbsthilfe verleitet werde. Nach dem Ausgange der Pariser Revolution hielt man den Umsturz der bestehenden

Digitized by Google

Staatseinrichtungen überall für möglich und sah sich daher genötigt, mit den Liberalen zu verhandeln und sie durch Zugeständnisse von verfassungsmäßigen Rechten für die Erhaltung der bestehenden Staaten und Fürstenhäuser zu gewinnen. Nur in Hannover und Kurhessen gab es anfangs noch Schwierigkeiten; der Sturz Metternichs brachte jedoch auch den Hochmut Ernst Augusts und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (S. 146) zu Falle. Baden sandte an Stelle seines langjährigen Bundestagsgesandten Fr. L. K. Freiherrn von Blittersdorf den Freiburger Professor Karl Welcker (S. 147) nach Frankfurt; und dieser beantragte schon am 7. März im Namen seiner Regierung die Einberufung eines deutschen Parlaments, das in Verbindung mit den Vertretern der Regierungen die Reform der Bundesverfassung zu beraten und durchzuführen habe. In Hessen-Darmstadt stellte Heinrich von Gagern (S. 176) das gleiche Verlangen in der Kammer. Der König von Württemberg berief einen der Teilnehmer der Heidelberger Versammlung, Friedrich Römer, an die Spitze eines neuen Ministeriums, dem auch Paul Pfizer angehörte. In Sachsen mußte Friedrich August, nachdem er durch Truppenzusammenziehungen die Leipziger unnötigerweise in Aufregung versetzt hatte, sich auch dazu bequemen, das Ministerium Jul. Traug. von Könneritz zu entlassen und den Führer der Fortschrittspartei in der Zweiten Kammer, Alexander Karl Hermann Braun, mit der Leitung der Regierungsgeschäfte zu betrauen. Unter den sächsischen Liberalen besaß der frühere Theatersekretär, Buchhändler und Stadtrat in Leipzig, Robert Blum, den größten Anhang; er gehörte zu den in das Vorparlament berufnen Vertrauensmännern und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Gesinnungsgenossen auf die nationalen Aufgaben, die das deutsche Volk zunächst zu erfüllen habe. Da auch der König von Preußen in dem Patente, mit dem der Vereinigte Landtag am 18. März einberufen worden war, die Bildung einer „vorläufigen Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder" für notwendig und dringend erklärt hatte, so war auch von dieser Seite kein Widerstand gegen das nationale Unternehmen der Heidelberger Versammlung zu erwarten.

An die 500 Männer aus allen Teilen Deutschlands trafen daher in den letzten Märztagen in Frankfurt a. M. zusammen. Sie wurden mit Jubel und Ehrungen aller Art empfangen und schon in den ersten gemeinschaftlichen Beratungen, die unter dem Vorsitze des Heidelberger Rechtslehrers Anton Mittermaier, eines gebornen Bayern (S. 147), in der Paulskirche abgehalten wurden, veranlaßt, in einer der allerwichtigsten Fragen der deutschen Politik eine Entscheidung zu treffen. Der Siebener-Ausschuß hatte ein Programm vorgelegt, das sich nicht nur mit der Wahlordnung für die deutsche Nationalversammlung beschäftigte, sondern eine Reihe von Grundsätzen enthielt, die in die künftige Bundesverfassung aufzunehmen seien. Sie verlangten ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, einen Senat der Einzelstaaten, ein Volkshaus mit je einem Abgeordneten für 70,000 Einwohner eines deutschen Bundesstaats, die Einheit des Heerwesens, der Vertretung im Auslande, des Zollwesens, der Verkehrsanstalten, der bürgerlichen Gesetzgebung und der Strafgesetzgebung. Durch diese Voreiligkeit, die der geringen politischen Erfahrung und der Programmsucht der Deutschen zuzuschreiben ist, war den Radikalen, die unter Struve und Hecker in großer Zahl aus Baden, Darmstadt, Frankfurt und Nassau zusammengekommen waren, die Veranlassung geboten, ebenfalls Beschlüsse über die künftige Staatsform Deutschlands zu verlangen. Hecker verkündete die von Struve aufgestellten „Grundsätze" und verlangte darin die Abschaffung der stehenden Heere, der Beamten, der Abgaben, der erblichen Monarchie und ihre „Ersetzung durch freigewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung, nach dem Muster der Nordamerikanischen Freistaaten". Bis diese und noch viele

Digitized by Google

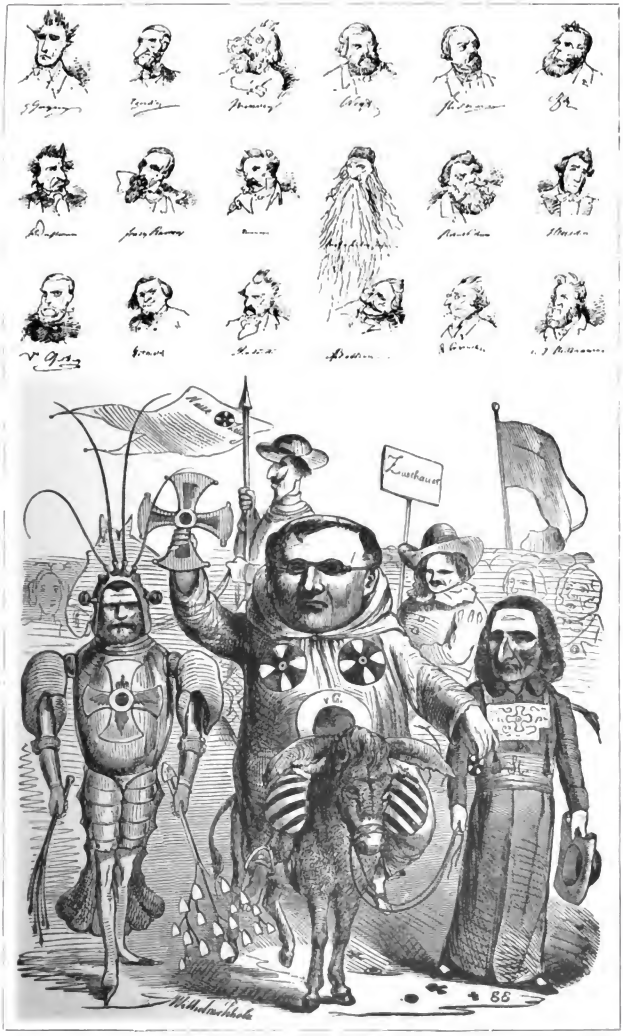
andre Forderungen der deutschen Demokratie durch Gesetze festgestellt seien, müsse die Frankfurter Versammlung beisammen bleiben und durch einen freigewählten Vollziehungsausschuß die Regierung Deutschlands besorgen lassen.

Statt diese ergötzlichen Erfindungen politischer Kinder mit der gebührenden Heiterkeit aufzunehmen oder sie durch Satire lächerlich zu machen (s. den obern Teil der beigehefteten Tafel „Karikaturen von Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung u. s. w."), ließen sich die gemäßigten Demokraten und Liberalen in ernste Gegenrede mit den Radikalen ein; durch die Nachricht über eine harmlose Straßenprügelei wurden sie sogar in Angst und Schrecken versetzt und ergingen sich in gegenseitigen Vorwürfen und persönlichen Angriffen. Endlich aber gelang es den einsichtigern Mitgliedern der Versammlung doch, die Debatte auf die Vorbereitungen für das zu berufende Parlament zu beschränken, indem sowohl das Programm der Siebener wie die „Grundsätze" der Radikalen von der Verhandlung ausgeschlossen wurden. Mit 368 gegen 143 Stimmen wurde auch der Antrag Heckers auf Permanenzerklärung abgelehnt und die Wahl eines Ausschusses von 50 Mitgliedern beschlossen, der die Geschäfte des Vorparlaments weiterzuführen habe. Über diese bestanden nun sehr verschiedenartige Auffassungen. Die Mehrheit der Anwesenden stimmte in der Überzeugung überein, daß nun das Volk allein über seine Geschicke zu entscheiden und die Gesetze, durch die seine Rechte anerkannt werden, zu beschließen habe. Nur wenige waren mit Heinrich von Gagern einverstanden, als er die Notwendigkeit betonte, mit den Regierungen und mit dem Bundestag in Fühlung zu bleiben und auf dem Wege der Vereinbarung zwischen den Volksvertretern und den Trägern der öffentlichen Gewalt das neue staatliche Gebäude herzustellen. Es war der erste folgenschwere Mißgriff, den die liberale Partei bei der Feststellung des Wirkungskreises des Parlaments gemacht hat, daß sie über die „Reinigung" und „die Lossagung von verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen" des Bundestags verhandelte, statt sofort, ohne Rücksicht auf das Vergangne, eine feste Verbindung mit der Bundesbehörde herzustellen und sie zu den notwendigen Beschlüssen mitzureißen.

Das Mißtrauen der Liberalen gegen die Regierungen war größer und nachhaltiger als der Abscheu vor dem Aberwitze der Radikalen, im Vorparlament ebenso wie in der von ihm ins Leben gerufnen Nationalversammlung; das ist die erste und vielleicht die allein entscheidende Ursache der Fruchtlosigkeit aller Bemühungen der uneigennützigsten und aufrichtigsten Wortführer der nationalen Bewegung in Deutschland. Mit der Annahme des von Franz von Soiron aus Mannheim gestellten Antrags, daß die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen sei, war der Weg zu konstitutionellen Zuständen verlassen und ein Traum zum Ziel erkoren, der der „Republik mit dem Großherzog an der Spitze" zum Verwechseln ähnlich sah. Der Erfinder dieser Ungereimtheit, Soiron, wurde Präsident des Fünfziger-Ausschusses.

Die Wahlordnung für die konstituierende Nationalversammlung entsprach den weitestgehenden demokratischen Forderungen: je 50,000 Einwohner der deutschen Bundesländer samt Ost- und Westpreußen hatten „direkt" (nicht durch die bestehenden verfassungsmäßigen Körperschaften) je einen Abgeordneten zu entsenden. Die Tschechen in Böhmen rechnete man ohne weitres zu den Wählern des deutschen Parlaments, unbekümmert um die höhnischen Absagen, die von ihnen zu erwarten waren; ob auch die Polen der preußischen Ostseeprovinzen einberufen werden sollten, wurde der Entscheidung des Parlaments selbst überlassen. Der Bundestag, auf den Karl Welcker bereits Einfluß gewonnen hatte, nahm die Beschlüsse des Vorparlaments klugerweise auf und brachte sie zur Kenntnis der Einzelstaaten, denen ihre Durchführung oblag.

Digitized by Google



Karikaturen von Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung und der preussischen Kreuzzeitungspartei des Jahres 1849.

Digitized by Google

Erklärung umstehender Karikaturen.

Oben: Karikaturen einiger Hauptredner oder sonst bemerkenswerter Mitglieder des Frankfurter Parlaments 1848/49:

Gagern,	Schmerling,	Venedey,	Vogt,	Stedmann,	Fitz,
Dahlmann,	Raveaux,	Eisenmann,	Jahn,	Blum,	Heckscher,
Giskra,	Detmold,	Radowitz,	Boddien,	Pagenstecher,	Mittermaier.

Zur Erklärung der Zusammenstellung dieser Köpfe steht unter dem Bilde: „Piepmeyer kauft sich die Bildnisse verschiedner Mitglieder des Parlaments".

(Aus: Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, von J[oh.] H[erm.] D[etmold] und A[dolf] S[chrödter]; Frankfurt a M. [1849].)

Unten: Karikaturen Bismarcks, Gerlachs und Stahls unter dem satirischen Kennwort: „Der neue Peter von Amiens und die Kreuzfahrer". Unter dem Bilde steht folgende Erklärung in Reimen:

„Es hält Sankt Stahl des Esels Zaum, Sankt Gerlach führt die Truppen,
Zur Seite steht Herr Bismark treu, der Erzschelm, in Panzer und Schuppen.
Und die sich als Lanzknechte mit ihren Mähren quetschen,
Das ist Herr Wagner-Don Quixote mit Sancho Pansa-Gödschen."

(Zeichnung von Wilhelm Scholz im „Kladderadatsch", II. Jahrgang, Nr. 45 vom 4. November 1849.)

Digitized by Google

b) Die Stellung Preußens und Österreichs zu den Ergebnissen des Vorparlaments.

Unter den Regierungen hatte die Stimmung rasche Wandlungen durchgemacht, vor allem in Preußen. Friedrich Wilhelm IV. hatte am 21. März nach dem Umritte mit der deutschen Fahne in Berlin (S. 180) eine öffentliche Kundgebung erlassen, in der er erklärte, die Leitung der nationalen Angelegenheiten übernehmen zu wollen. In seiner Überschwenglichkeit ließ er sich zu dem Satze hinreißen: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf." Diese Worte wären gewiß sehr wirksam gewesen, wenn sich der König im Vollbesitze der ihm gebührenden Macht befunden, wenn er den Beweis geliefert hätte, daß er sein eignes Volk zu beherrschen und seine Residenz von den Übergriffen der verführten, leidenschaftlich verhetzten Pöbelmassen zu befreien verstehe. Die Berliner Märzereignisse hatten sein Ansehen jedoch bei allen Parteien gemindert: die Radikalen verhöhnten ihn, und die Patrioten verzweifelten an seiner Thatkraft, an seiner Befähigung, in schwierigen Lagen seine Würde zu bewahren. Auch das Vertrauen der deutschen Regierungen in die Kraft des preußischen Staats war erschüttert. Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau und Württemberg hatten sich schon dahin geeinigt, dem Könige von Preußen Vollmacht zu erteilen, in ihrem Namen die Herstellung einer neuen, die Rechte des Volks wahrenden Bundesverfassung durchzuführen; sie waren auch bereit, ihn als obersten Bundesfeldherrn anzuerkennen, was er selbst erstrebte, während er den Kaisertitel ablehnte, den ihm die jubelnde Berliner Bevölkerung zugerufen hatte. Als jedoch Max von Gagern an der Spitze einer Gesandtschaft der genannten deutschen Staaten in Berlin anlangte, war sein Vorhaben nicht mehr zeitgemäß; der König, der sich dem Willen der Aufständischen unterworfen und vor den Leichen der im Straßenkampfe gefallnen Anführer verbeugt hatte, war nicht berufen, in stürmischer Zeit die Diktatur in Deutschland zu übernehmen.

Trotz der eignen Bedrängnis hatte auch die Wiener Regierung von den Vorgängen in Berlin Nutzen zu ziehen gewußt; sie hatte keine Ursache, ihre Stellung in Deutschland aufzugeben: vor Friedrich Wilhelm IV. brauchte nicht einmal der Kaiser Ferdinand zurückzuweichen. Die österreichischen Staatsmänner wußten, daß sie des Beifalls der deutschen Bevölkerung, auch der national und fortschrittlich gesinnten, sicher waren, wenn sie den preußischen Vorstoß in der deutschen Politik sofort zurückschlugen, indem sie sich auf den volkstümlichen Standpunkt der Volkssouveränetät stellten und das deutsche Parlament gegen den König von Preußen ausspielten. In Österreich war nach der Äußerung der Regierung und der Volksführer das echte Deutschtum zu finden. Österreich gebührte der Vorrang unter allen deutschen Stämmen; deshalb flatterte auch auf dem Stephansturme die schwarzrotgoldne Fahne, und der gutmütige Kaiser schwang sie vor den Studenten, die ihm in der Burg ein Hoch brachten. Die preußische Führung war abgewiesen: Bundestag und Parlament hatten sich über die deutsche Verfassung zu einigen, dort würde es Österreich wohl gelingen, die ihm gebührende leitende Rolle festzuhalten.

c) Der republikanische Aufstand Heckers und Struves im April 1848.

Nicht minder bedrohlich als die traurigen Erfahrungen mit dem Könige von Preußen war für die Entwicklung der deutschen Bewegung die Haltung der Liberalen gegenüber den Republikanern, deren offenkundige Bestrebungen nicht mit der Entschiedenheit einer aufrichtigen monarchischen Überzeugung abgelehnt wurden. Noch vor dem Zusammentritte des Parlaments

Digitized by Google

war von den badischen Radikalen ein Aufruhr veranstaltet worden, der niemand darüber im unklaren lassen konnte, daß der Radikalismus nur zum Bürgerkriege, zur Rechtlosigkeit, zur Gefährdung des Wohlstands der Nation führen müsse. Dennoch wurden die Liberalen nicht belehrt, daß die Wahrung der Völkerrechte nur in geordneten Staaten mit starken Regierungen und bei voller Aufrechthaltung der fürstlichen Gewalt möglich sei; dennoch stellten sie ihren großen Einfluß den Regierungen nicht zur Verfügung, sondern erwarteten Beruhigung und Frieden von ihren schönen Reden.

Die Partei Struve-Hecker war von den Ergebnissen des Vorparlaments höchst enttäuscht: die Frankfurter Versammlung hatte die Regierung Deutschlands nicht in die Hand genommen; die Fürsten waren nicht abgesetzt, nicht einmal der Bundestag gesprengt worden. Nun entschlossen sich die Häupter, die von ihren französischen Gesinnungsgenossen gedrängt wurden, eine bewaffnete Erhebung für die Republik einzuleiten. Die „Gemäßigten" hatten ihnen durch die Zustimmung zur „Volksbewaffnung" die Wege dazu geebnet; unter dem Vorwande der Errichtung von Bürgerwehren wurden dem Gesindel, das sich in Erwartung von Plünderung und Raub seit Wochen am Rheine herumtrieb und die Gefolgschaft der großen „Volksfremde" bildete, die Waffen in die Hand gedrückt, mit denen es die staatliche Ordnung vernichten sollte. Zu spät erkannten politische Köpfe, wie Karl Mathy (S. 175), daß es nun galt, mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit den Kampf gegen radikalen Wahnwitz und volksaufwühlerische Verruchtheit aufzunehmen. Das wackre Beispiel, das er gab, indem er in eigner Person den Agitator Joseph Fickler verhaftete, als er zur Entfachung des Aufstands von Karlsruhe nach Konstanz abreisen wollte, fand wenig Nachahmung; das Übel wurde nicht mit der Wurzel ausgerottet, da die „Volksmänner" es nicht unterlassen konnten, sich durch radikale Schlagwörter und sinnlose Versprechungen von Volksherrschaft und Tyrannensturz in Wirtshäusern und auf den Rednertribünen den Beifall zu sichern, nach dem sie wie Schauspieler lechzten.

Hecker, der von Karlsruhe aus die Verbindung mit dem Auslande geleitet und über den Anmarsch von Zuzügen aus Paris, die aus der Tasche Ledru-Rollins (S. 172) bezahlt wurden, verhandelt hatte, fühlte sich nach Ficklers Verhaftung am 8. April nicht mehr sicher und floh nach Konstanz. Von dort aus erließ er mit Struve, dessen Adjutanten Doll, dem ehemaligen preußischen Leutnant Willich, dem Württemberger Mögling und dem Holsteiner Bruhe einen Aufruf an alle waffenfähigen Männer, sich am 12. April in Donaueschingen zu vereinigen, um die deutsche Republik zu begründen. Er selbst zog mit einem republikanischen Heere von 50 Mann am 13. von Konstanz aus, wo die Republik einen ganzen Tag hindurch gedauert hat. In der Rheinebene sollte die Vereinigung mit dem vom Dichter Georg Herwegh und dessen jüdischer Frau herbeigeführten „Sturmhaufen der edlen Franken" stattfinden. Zwei Abgeordnete des Fünfziger-Ausschusses in Frankfurt mahnten vergeblich zur Niederlegung der Waffen; sie wurden mit Hohn davongejagt. Hessische und württembergische Truppen des rasch mobilisierten achten Bundesarmeekorps bereiteten dem tollen Unternehmen in den fast unblutigen Gefechten von Kandern (20. April) und Günterstthal bei Freiburg (23. April) sein Ende, ohne daß die Republikaner Zeit und Gelegenheit gefunden hatten, ihr teutonisches Heldentum zu bewähren. Nur dessen konnten sie sich rühmen, den General Friedrich von Gagern aus dem Hinterhalt erschossen zu haben, als er von einer erfolglosen Unterredung mit dem säbelrasselnden Hecker zu seinen Truppen zurückritt. Die französische Legion Herweghs wurde bei Dossenbach (26. April) von einer württembergischen Kompanie zersprengt. Ihre Streiter fanden ebenso wie die „Feldherren" Hecker, Struve und Franz Siegl vorübergehend Aufnahme in der Schweiz.

Digitized by Google

8. Die Kämpfe um die nationale Eigenberechtigung.

A. Italien.

Schon im Januar 1848 war in den lombardischen Städten die Feindseligkeit der Bevölkerung gegen die Österreicher offen zu Tage getreten. Die geheimen Revolutionsausschüsse, die von Rom und Turin ihre Weisungen erhielten, leiteten Kundgebungen ein, verboten den Kauf österreichischer Zigarren und die Beteiligung am Lottospiele, dessen Erträgnis der österreichischen Staatskasse zu gute kam; in Maueranschlägen wurden Drohungen gegen die Truppen ausgesprochen, blutige Rache verkündet, ja es fehlte nicht an Meuchelmorden an einzelnen Soldaten. Feldmarschall Graf Radetzky zweifelte seit dem Beginne der nationalen Bewegung im Kirchenstaate nicht mehr daran, daß diese sich über ganz Italien ausdehnen und Österreich zwingen werde, seinen Länderbesitz mit den Waffen zu verteidigen. Auch von der kriegerischen Stimmung in Piemont war er unterrichtet und von den geheimen Rüstungen, die dort betrieben wurden. Diese waren ja nicht unbegründet, denn eine unbefangne Beurteilung der politischen Verhältnisse der Halbinsel mußte zu der Erkenntnis führen, daß die Regierungen der Einzelstaaten vor der Wahl standen, sich dem heißen Verlangen der Nation nach Befreiung von der Fremdherrschaft zur Verfügung zu stellen und mit ihr in den Kampf zu treten, oder den Sieg der Republikaner über sich ergehen zu lassen. Für die Familie Savoyen-Carignan (S. 113), die einzige nationalen Ursprungs, war die Entscheidung um so leichter, da sie an der Spitze der Patriotenpartei zu einer bedeutungsvollen Stellung gelangen, zum mindesten die Leitung eines italienischen Bundesstaats für sich gewinnen, im Gegensatze zu ihr jedoch ihr Königtum aufs Spiel setzen konnte.

Trotzdem Radetzky nicht müde wurde, der Wiener Regierung volle Klarheit über die zu erwartenden Ereignisse zu geben, wurden seine Forderungen nach Verstärkung der im lombardisch-venezianischen Königreiche vorhandnen Streitkräfte nicht berücksichtigt. Der greise Hofkriegsratspräsident Graf H. Hardegg, der sie unterstützte, wurde von der Finanzstelle so barsch abgewiesen, daß er vor Verdruß starb. Der Feldmarschall, der am 1. August 1847 in sein 64. Dienstjahr in der kaiserlichen Armee eingetreten war, ließ sich durch den Unverstand und die Schwachmütigkeit der Wiener hohen Beamtenschaft von der Überzeugung nicht abbringen, daß das Haus Österreich seine italienischen Länder nicht preisgeben dürfe. Er verstand ganz gut, daß hier eine Machtfrage vorlag, von deren Beantwortung der Bestand der Monarchie abhing. In dem Augenblicke, da sämtliche in der habsburgischen Monarchie vereinten Nationalitäten die überspanntesten Anforderungen an den Staat stellten, war es nicht möglich, eine Stellung freiwillig aufzugeben, deren Bedeutung vor allem eine moralische war.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die nach dem Auflodern des Aufstands den Verzicht Österreichs auf die Lombardei und Venetien empfohlen haben, indem sie es für erreichbar hielten, daß die beiden Länder mit einer selbständigen Regierung in dem locker gefügten Bundesstaate verbleiben würden, den man als künftige Staatsform Österreichs ansah. In einer Zeit, da Könige und Minister mit dem ganzen Generalstabe liberaler Professoren, Advokaten und Schriftsteller in politischen Irrtümern und falschen Voraussetzungen wetteiferten, waren auch diese wohlgemeinten Ratschläge nicht unbegreiflich; ihre Befolgung hätte aber die Schwierigkeiten in der Lösung der von Tag zu Tag sich verwickelter gestaltenden österreichischen Fragen nicht gehoben, sondern vergrößert. Denn nur an der Unbeugsamkeit Radetzkys und seines Heers und an seinem

Digitized by Google

endlichen Siege hat sich der österreichische Staatsgedanke erhoben und gestählt, der in dem Gewirre nationaler und demokratischer Bestrebungen und Programme unbeachtet geblieben war. Der Krieg in Italien wurde volkstümlich, namentlich bei den Deutschösterreichern, weil heldenhafte Pflichterfüllung den Deutschen mehr Bewunderung einflößt und sie tiefer ergreift als Leidenschaft, wenn sie auch in Ideale wurzelt. Dazu kam die kriegerische Veranlagung, die Befriedigung über den Beweis militärischer Überlegenheit, die Heeresüberlieferung, die bei den Österreichern wirkte. Bei den Deutschen der Alpenländer lag darin ganz entschieden ein nationaler Zug. Franz Grillparzer hat niemals so getreu aus der Seele der Österreicher gesprochen, als indem er dem greisen Feldmarschalle, der die alte Kaiserfahne auf welschem Boden hochhielt, die seitdem oft wiederholten Worte zurief: „In deinem Lager ist Österreich, Wir andern sind einzelne Trümmer!"

Man kann sich vorstellen, daß ein ungewöhnlich verständiger und erleuchteter Staatsmann schon damals erkannt hätte, daß Österreichs Rolle in Deutschland ausgespielt, daß mit dem alten römischdeutschen Kaisertum auch der Anspruch der Habsburger auf die Führung der deutschen Nation dahingegangen war, und daß aus dieser Erkenntnis eine friedliche Auseinandersetzung mit Preußen über eine gerechte Verteilung von Einfluß und Macht in Mitteleuropa sich ergeben hätte; aber die Zumutung an das Haus Habsburg, freiwillig mit der Aufteilung der ihm zugefallnen Länder zu beginnen, war thöricht. Die Erwerbung Italiens war ein Fehler Metternichs gewesen; aber er konnte nicht gut gemacht werden, indem die Dynastie erworbne Rechte in demselben Augenblicke preisgab, wo hundertfältige Rechte gegen sie geltend gemacht wurden und durch die Wahrung des Besitzstands auch der innre Zusammenhang des Reichs und die fürstliche Gewalt gewahrt wurde. Es gab keinen andern überzeugenden Beweis für sie, als den Sieg des Heeres. Ein vor Piemontesen und welschen Freischaren sich zurückziehendes Heer hätte überhaupt keine Siege mehr erfochten, auch nicht in Ungarn.

Schlicht und verständlich verkündete Radetzky in einem Armeebefehl am 15. Januar 1848, daß der Kaiser von Österreich den Willen habe, sein lombardisch-venezianisches Königreich gegen jeden äußern und innern Feind zu verteidigen, und daß er diesem kaiserlichen Willen gemäß handeln werde. Strategische Vorbereitungen für den zu erwartenden Kampf konnte er jedoch nicht treffen, weil seine Kräfte kaum ausreichten, die wichtigsten Städte mit Besatzungen zu versehen, die dann immer noch im Mißverhältnisse zu deren starken Bevölkerungen standen. Man hat deshalb behauptet, er habe sich von der Revolution überraschen lassen. Die Sache steht so, daß es für ihn kein Mittel gab, die Überraschung aufzuhalten; er mußte den Kampf so aufnehmen, wie er ihm geboten wurde. Am 17. März, als die Nachrichten über die Wiener Revolution nach Mailand gelangten, begannen die Zusammenrottungen; am 18. und 19. fanden Straßenkämpfe statt, die den Marschall zwangen, die in der großen Stadt zerstreuten Truppen am 20. an den Hauptthoren und Wällen zu vereinigen, um nicht durch ein heranziehendes piemontesisches Heer eingeschlossen zu werden.

Als am 21. März die Gewißheit bestand, daß Karl Albert von Sardinien mit seiner Armee den Ticino überschreiten werde, zog Radetzky von Mailand ab und über den Mincio unter die Mauern der starken Festung Verona, die mit Mantua, Peschiera und Legnago das in dem folgenden Feldzuge berühmt gewordne Festungsviereck bildete. Von den in den lombardischen Städten befindlichen Besatzungen konnten sich die meisten durchschlagen; nur wenige ergaben sich. Dagegen verlor das Heer von ihren 61,000 Mann Infanterie 10,000 Mann durch Fahnenflucht der 20 italienischen Bataillone, die ihr angehörten. Die Staatskassen konnten zum größten

Digitized by Google

Teile nicht gerettet werden; der Feldmarschall brachte nur eine halbe Million Metallgeld aus Mailand nach Verona mit, das durch rasches Heranziehen der in Padua stehenden Division vor dem Aufstande gerettet worden war.

Venedig hatte sich befreit. Der Advokat Daniel Manin, aus einer jüdischen Familie stammend, also kein Nachkomme des letzten Dogen Lodovico Manin, hatte die Arsenalarbeiter gewonnen, mit ihrem Beistande das Arsenal besetzt und den Feldmarschalleutnant Grafen Ferdinand Zichy, einen Schwager Metternichs, der ueben dem Zivilgouverneur Grafen Pálffy von Erdöd den militärischen Befehl führte, dermaßen in Schrecken versetzt, daß sich dieser am 22. März gegen freien Abzug der nicht italienischen Besatzung ergab. Manin trat als Präsident an die Spitze einer neuen demokratischen Republik Venedig, der sich auch die meisten Städte des ehemaligen venezianischen Festlands anschlossen, erlangte aber deren Anerkennung durch England und Frankreich nicht und sah sich daher bald genötigt, mit Sardinien gemeinsame Sache zu machen. Mantua blieb durch die Mannhaftigkeit und Unerschrockenheit des Festungskommandanten General von Gorczkowski den Österreichern erhalten.

Auch nach Südtirol war die italienisch-nationale Bewegung gedrungen. Die Trienter verlangten schon am 19. März die Einverleibung des Trentino, d. h. des Gebiets des ehemaligen Fürstbistums Trient, in die Lombardei; das Erscheinen einer österreichischen Brigade unter General von Zobel zum Entsatze der im Kastell von Trient bedrängten Truppen sicherte nicht nur den Besitz dieses wichtigen Platzes, sondern auch die Verbindung zwischen dem Hauptquartiere Radetzkys und der österreichischen Regierung, die nur noch durch Tirol möglich war. Die Verteidigung ihres Lands übernahmen nun die Deutsch-Tiroler selbst, die ihre auf Grund besondrer gesetzlicher Bestimmungen seit Jahrhunderten bestehenden Schützenkompanien aufstellten und damit die Grenzen besetzten. Da das italienische Landvolk des Südens ihnen nicht entgegentrat, sondern sich häufig selbst freiwillig der Landesverteidigung anschloß, vermochten die revolutionär gesinnten Städter gegen die bewaffnete Macht nicht aufzukommen und konnten die Verbindung mit den gegen die Grenzen vorgehenden Freischaren nicht herstellen. Diese holten sich überall, wo sie einzubrechen versuchten, von den trefflichen Tiroler Schützen, die den Kampf mit den Welschen mit freudiger Begeisterung aufnahmen, die empfindlichsten Niederlagen.

Der König von Sardinien war am 29. März 1848 ohne Kriegserklärung, angeblich zum Schutze des eignen Besitzstands, über den Ticino gegangen. Er verfügte über drei Divisionen, die zusammen auf 45,000 Mann veranschlagt werden müssen, und ging mit ihnen, nachdem er in kleinern Gefechten bei Goito, Valeggio und andern gegen schwache österreichische Abteilungen siegreich gewesen war, am 10. April bis an den Mincio vor. Mazzini (S. 174) war nach dem Abzuge der Österreicher in Mailand erschienen; das Einrücken der Piemontesen verhinderte jedoch die Einrichtung einer republikanischen Verwaltung. Die nationale Bewegung richtete sich zunächst ausschließlich gegen die österreichische Fremdherrschaft. Die italienischen Mittel- und Kleinstaaten wurden durch stürmische Willensäußerungen des Volks gezwungen, ihre Truppen zur Unterstützung der Piemontesen marschieren zu lassen; daher erschienen nahe an 40,000 Mann Neapolitaner, päpstliche Schweizer, Toskanesen, Modenesen und andre unter dem Befehle des Generals Giacomo Durando am Po, um gleichzeitig mit Karl Albert den Angriff gegen die Stellung der Österreicher zu beginnen.

Radetzky hatte nach Abzug der zur Deckung des Etschthals und in den Festungen benötigten Truppen nicht mehr als 35,000 Mann zur Verfügung; es genügten aber, um den am 6. Mai mit 41,000 Mann und 80 Geschützen gegen Verona vorgehenden König bei Santa Lucia

Digitized by Google

anzugreifen und zu schlagen, 19 österreichische Bataillone, 16 Eskadronen und 81 Geschütze: zusammen kaum 16,000 Mann. Die glänzenden Leistungen der Jehner-Jäger unter Oberst Karl von Kopal und die Teilnahme des Thronfolgers Erzherzogs Franz Joseph haben dem hartnäckigen Gefecht einen besondern Ruf in der Heimat der wackern Krieger verliehen, die sich hier um das Schicksal Österreichs kein geringes Verdienst erworben haben. Der Sieg Radetzkys bei Santa Lucia bildet den Wendepunkt in dem Verlaufe der italienischen Revolution. Die Mehrwertigkeit der österreichischen Truppen gegenüber den Piemontesen, den weitaus besten Soldaten italienischer Zunge, war mit Sicherheit festgestellt; das Bewußtsein davon flößte dem kleinen Heere Vertrauen in die eigne Kraft und in die Führung des greisen Marschalls ein, aus dem sich ein Heldengeist von unwiderstehlicher Macht entwickelte. Viele junge Leute aus den besten Familien Wiens und der Alpenländer nahmen Dienste gegen Italien; die gesund veranlagten Studenten freuten sich, dem erkünstelten Volksheldentume, das in der Aula der Wiener Universität mit den schwülstigsten Redensarten gepredigt wurde, entfliehen und in den Reihen tapfrer, mit Jauchzen und Späßen ins Feuer gehender „Freiwilligen" für die Waffenehre ihres Volks bluten zu können. Der Freudenrausch der Italiener fing nach diesen Erfahrungen zu schwinden an; sie begannen wahrzunehmen, daß man mit Begeisterung allein keine Kriege führen kann, und daß beim Gebrauche der Schießgewehre das feurige Temperament ihrer Rasse keinen Vorzug gewährt.

Radetzky ließ sich durch den schönen Erfolg, den er erreicht hatte, nicht verleiten, übermütig vorzurücken; er wartete, nachdem die Hauptmacht Karl Alberts kräftig vom Leibe gehalten war, innerhalb des Festungsvierecks die Ankunft der Reserve ab, die in Innerösterreich gebildet worden war. Feldzeugmeister Laval Graf Nugent, ein Ire von Geburt, der 1793 in das österreichische Heer eingetreten war, 1812 am spanischen Freiheitskriege teilgenommen und 1813 die bewaffnete Volkserhebung im Küstenlande geleitet hatte, führte seinem Kameraden Radetzky 16,000 Mann Infanterie, 8 Eskadronen und 54 Geschütze vom Isonzo zu; er nahm am 22. April Udine, rückte über Pordenone und Conegliano nach Belluno, Feltre und Bassano, am Fuße des Gebirges Deckung suchend, da das Korps Durando vom Po nach Norden aufgebrochen war, um die Vereinigung Nugents mit Radetzky zu verhindern. Nugent erkrankte; General Graf Georg Thurn führte die Reserve unter wiederholten Gefechten nach San Bonifacio bei Verona, wo die Verbindung mit dem Hauptheer am 22. Mai hergestellt wurde.

Da mittlerweile in Neapel die königliche Regierung über die Republikaner wieder die Oberhand erlangt hatte, wurde die bereits an den Po vorgeschobne neapolitanische Armee vom Könige zurückberufen. Sie gehorchte bis auf 2000 Mann, mit denen General Pepe das Streitkräfte Venedigs verstärkte. Da die Gefahr, die Radetzkys linkem Flügel drohte, dadurch wesentlich verringert wurde, konnte der Feldmarschall nun seinerseits den Angriff gegen das sardinische Heer einleiten, indem er von Mantua, wohin er am 28. Mai mit zwei Korps und einem Teile der Reserve gerückt war, einen Vorstoß gegen Curtatone und Goito ausführte. Der Zweck, dadurch auch Peschiera zu entsetzen, das der Herzog von Genua umschlossen hielt, wurde nicht erreicht, da sich die Besatzung, die keine Kenntnis von dem Vormarsche des Hauptheers erhalten hatte, am 30. Mai wegen Mangels an Lebensmitteln ergab. Dagegen gelang am 10. Juni nach einem heftigen Gefecht am Monte Berico, in dem der Roland Radetzkys, Oberst von Kopal, die Todeswunde empfing, die Einnahme von Vicenza, nachdem dem General Durando der Abzug mit den römischen und toscanischen Truppen gestattet worden war. Ihnen schlossen sich die „Crociati" (Kreuzfahrer), die Treviso besetzt hielten, an; auch Padua wurde von den Freischaren geräumt, so daß fast ganz Venetien wieder in österreichische Verwaltung genommen

Digitized by Google

werden konnte. Neue Verstärkungen, die aus dem Innern der Monarchie einlangten, wurden zur Bildung eines zweiten Reservekorps an der Piave unter General von Welden verwendet, dem die Einschließung Venedigs von der Landseite übertragen werden konnte.

Die provisorische Regierung in Mailand trug dem Könige von Sardinien in diesen Tagen die lombardisch-venezianische Königskrone an, und Karl Albert mochte sich schmeicheln, daß er diese doch noch tragen werde, da die österreichische Regierung, die sich wegen erneuter Unruhen in Wien nach Innsbruck zurückgezogen hatte, Geneigtheit zeigte, in Italien einen Waffenstillstand einzugehen, England und Frankreich aber die Preisgabe der italienischen Länder von seiten Österreichs als Vorbedingung einer Friedensverhandlung erklärt hatten. Radetzky weigerte sich, die darauf abzielenden Verhandlungen zu beginnen, und beharrte darauf, den Krieg fortzuführen, zu dem er im Laufe des Juni und Juli 1848 umfassende Vorbereitungen traf. Er errichtete ein drittes Armeekorps unter dem Grafen Thurn in Südtirol, ein viertes unter dem General von Culoz in Legnago und konnte mit den zwei ersten den Angriff auf die befestigte Stellung des Königs bei Sona und Sommacampagna ausführen. Er begann am 23. Juli an diesen Orten und endete am 25. Juli 1848 mit der Schlacht von Custoz(z)a, die für den König unglücklich endete und die ganze Minciolinie in den Besitz Radetzkys setzte.

Jetzt ließ Karl Albert um einen Waffenstillstand nachsuchen. Radetzky spannte seine Forderungen jedoch so hoch, daß der König nicht darauf eingehen konnte. Er mußte aber auch die Adda preisgeben, die der Feldmarschall am 1. August mit drei Armeekorps ohne Kampf überschritt; die Gefechte am 4. vor Mailand erwiesen die Widerstandsunfähigkeit der piemontesischen Truppen so sehr, daß der König froh sein mußte, dem tobenden Stadtpöbel, der über Verrat schrie, mit Hilfe der rasch einrückenden Österreicher entkommen zu können. Am 6. August hielt Radetzky, von einem Teile der Bevölkerung sogar freundlich empfangen, seinen Einzug in Mailand; am 10. wurde Peschiera geräumt. Mit Ausnahme von Venedig war das Doppelkönigreich in den Besitz des Kaisers zurückgebracht. Zwischen Österreich und Sardinien bestand nunmehr das Verhältnis des Waffenstillstands, der am 9. August zwar nur auf sechs Wochen geschlossen, jedoch den Herbst des Jahrs 1848 und den Winter von 1848 auf 1849 ohne Kündigung stillschweigend von beiden Seiten verlängert wurde.

In Toscana hatte Großherzog Leopold II. durch eine liberale Verfassung und durch den Anschluß seiner Truppen an das piemontesische Heer alle politischen und nationalen Wünsche seines Volks befriedigen zu können geglaubt. Aber die Republikaner ließen das schöne Land, das sich seit der Zeit der großen Mediceer nie glücklicher gefühlt hat als unter dem milden Zepter der habsburgischen Großherzoge, nicht zur Ruhe kommen: sie bemächtigten sich der Hafenstadt Livorno und im Februar 1849 unter der Führung des Mazzinisten Francesco Domenico Guerrazzi, den Leopold sogar zum Minister machen mußte, auch der Regierung von Florenz. Der Großherzog floh nach Gaëta, wo auch Papst Pius IX. vor den Republikanern, die ihn im Quirinal belagerten, Ende November 1848 Zuflucht gefunden hatte. Mazzini und sein Freund Giuseppe Garibaldi, der nach den Verfolgungen der dreißiger Jahre ein abenteuerliches Kriegerleben in Südamerika geführt hatte, beunruhigten mit den Freischaren, die sich um sie gesammelt hatten, in der Gegend des Lago Maggiore, wo sie leicht auf Schweizer Gebiet entweichen konnten, die Österreicher und trieben auch in Piemont ihre Anhänger zu neuen Bewegungen an.

König Karl Albert hatte durch eifrige Rüstungen sein Heer wieder auf 100,000 Mann gebracht, indem er in einem erneuten Feldzuge gegen Österreich die einzige Rettung vor der Revolution erblickte, von der auch er bedroht war. Er urteilte richtig, daß ihm ein Sieg alle

Digitized by Google

Patrioten zuführen würde; aber er glaubte nicht an ihn und kündigte in einer verzweifelten Stimmung den Waffenstillstand am 12. März 1849. Radetzky hatte dies längst erwartet und war nicht der Überraschte, sondern darauf vorbereitet, dem Gegner Überraschungen zu bereiten. Statt an die Adda zurückzugehen, wie die Sarden erwartet hatten, machte er von Lodi mit 58,000 Mann und 186 Geschützen eine Rechtsschwenkung nach Pavia, überschritt am 20. März den Ticino und war auf dem Marsche nach Mortara, während Karl Albert gleichzeitig bei Buffalora die entgegengesetzte Bewegung ausführte und bei Magenta lombardisches Gebiet betrat. Er hatte die Führung seines Heers dem polnischen Revolutionsgeneral Adalbert Chrzanowski übergeben, dessen Waffengefährte Ramorino (S. 143) eine aus lombardischen Flüchtlingen gebildete Division befehligte. Radetzkys kühner Flankenmarsch hatte bereits den Zusammenhang der sardischen Streitkräfte unterbrochen: Chrzanowski mußte schleunigst zwei Divisionen nach Vigevano und Mortara senden, um den Vormarsch der Österreicher, der gegen die Rückzugslinie der Sarden gerichtet war, möglichst aufzuhalten. Die feste Stellung bei Mortara wurde jedoch am 21. März vom Korps d'Aspre, dessen erste Division Erzherzog Albrecht führte, genommen. Nun blieb der sardinischen Heeresleitung nichts übrig, als mit den 54,000 Mann und 122 Geschützen, die sie vereinigen konnte, die taktisch vortreffliche Stellung bei Novara zu beziehen und hier die Entscheidungsschlacht anzunehmen; der Rückzug nach Vercelli konnte angesichts der im Vorrücken befindlichen österreichischen Heeressäulen nicht mehr ausgeführt werden.

Radetzky ließ am 23. März seine vier Korps konzentrisch gegen Novara marschieren. Um 11 Uhr vormittags leitete Erzherzog Albrecht den Angriff auf die Höhe von Bicocca ein, die den Schlüssel der italienischen Stellung bildete; vier Stunden lang mußten 15,000 Mann gegen 50,000 das Feld behaupten, bis die an die Straße von Vercelli vorgeschobnen Korps um 3 Uhr nachmittags in den Kampf eingreifen konnten. Als dies geschah, war das Schicksal des Tags entschieden: gegen Abend mußten die Sarden die Höhen von Novara verlassen und sich in diese Stadt zurückziehen, die sofort beschossen wurde. Die Unordnung, die in den sich zusammendrängenden italienischen Heersäulen einriß, löste ihre taktischen Verbände auf und begünstigte die Flucht vieler Soldaten. Da jeder weitre Widerstand ausgeschlossen war, suchte der König bei Radetzky um einen Waffenstillstand nach; dieser wurde ihm aber nicht gewährt. Nun legte Karl Albert die Krone nieder, übertrug sie dem anwesenden Thronfolger Viktor Emanuel, Herzog von Savoyen, und fuhr noch in der Nacht durch die österreichischen Linien, wo ihm kein Hindernis in den Weg gelegt wurde, nach Toscana ab.

Am Morgen des 24. März hatte König Viktor Emanuel eine Unterredung mit Radetzky im Meierhofe von Vignale (s. die beigeheftete Tafel „Radetzkys Begegnung mit Viktor Emanuel nach der Schlacht bei Novara") und vereinbarte mit ihm die Bedingungen des Waffenstillstands, die zugleich als Grundzüge des künftigen Friedens zu gelten hatten. Sie stellten den Besitzstand vor dem Kriege wieder her, der Feldmarschall verzichtete auf den Einmarsch in Turin, das offen vor ihm lag, hielt jedoch die Lomellina, das Land zwischen dem Ticino und der Sesia, bis zum Friedensschlusse mit 21,000 Mann besetzt. Sardinien mußte seine Schiffe aus dem Adriatischen Meere, seine Truppen aus Toscana, Parma und Modena zurückziehen und die ungarischen, polnischen und lombardischen Freikorps, die zur Armee gehört hatten, sofort auflösen. Am 1. April wurde Brescia, das nach dem Abmarsche der Österreicher aus Mailand von republikanischen Banden eingenommen worden war, durch das aus Padua vom General Julius Jakob von Haynau herangeführte Reservekorps erstürmt. In den vorausgegangnen Kämpfen waren von den Italienern viele Grausamkeiten an gefangnen und verwundeten

Digitized by Google

Radetzkys Begegnung mit Viktor Emanuel

nach der Schlacht bei Novara im Gehöfte Vignale am 24. März 1849.

Piemontesische Offiziere.

Heinrich Freiherr von Heß, österreichischer Feldzeugmeister, Radetzkys Generalquartiermeister.

Alfonso Ferrero Cavaliere del Tamarmora, piemontesischer Divisions-General, Kriegsminister unter Karl Albert und Viktor Emanuel.

Viktor Emanuel, König von Piemont.

Graf Radetzky, Feldmarschall, in der Marschall-Campagne-Uniform.

Milius, Leutnant der Seressaner (kroatischer Grenzgensdarmen in Nationaltracht — „Rotmäntler").

Offizier eines freiwilligen Jäger-Bataillons (Wiener oder 3. Steirischen Jäger-Bataillons; nach dem Feldzug aufgelöst).

Haizinger, Oberleutnant im 5. Chevaulegers-Regiment (seit 40 Jahren Ulanen-Regiment).

Schlitter v. Niedernberg, Oberst, Generaladjutant des II. Armeekommandos.

Freiherr von Teyliam, Major, Flügeladjutant.

Otto Eberhard, Major und Personaladjutant des Marschalls Radetzky.

Radetzkys historischer Schimmel.

Seressaner, als Stabswache im Hauptquartier Radetzkys verwendet.

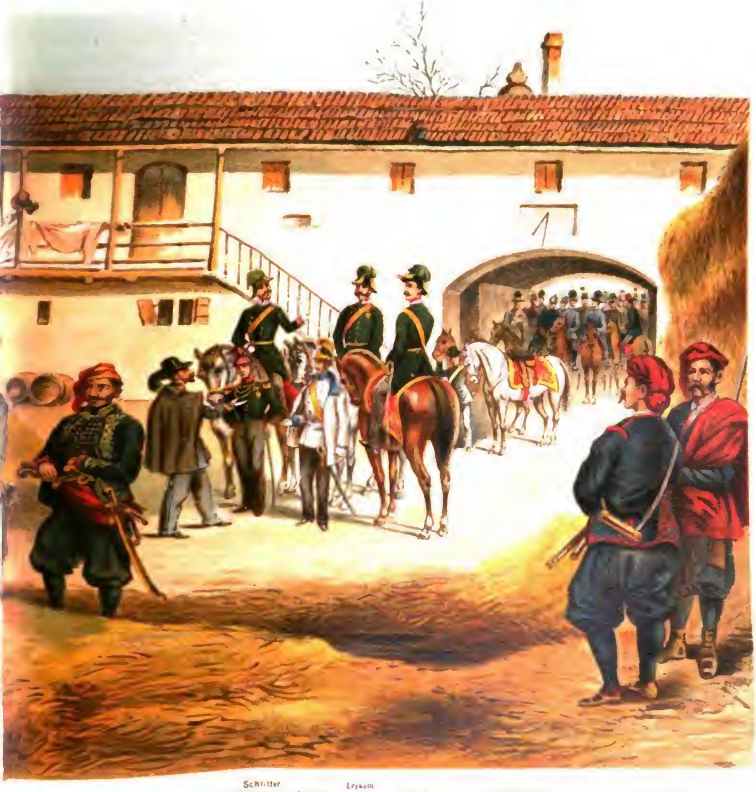
(Nach der Natur gezeichnet von Eugen Adam, auf Stein übertragen von Franz Adam, gedruckt in der Kunstanstalt von Julius Adam in München. Aus dem k. u. k. Fideikommißbibliothek in Wien gehörigen Exemplare von Adams „Erinnerungen an die Feldzüge 1848/49" photographiert und nach den Originaluniformen in Farben ausgeführt von Friedrich Kulnigg in Wien.)

Digitized by Google

Radetzkys Begegnung mit Viktor Emanuel n

(Nach der Lithographie von Franz A

Digitized by Google



ch der Schlacht bei Novara am 24. März 1849.

n, aquarelliert von Friedrich Kulnigg.)

Digitized by Google

österreichischen Soldaten begangen worden; deshalb gaben auch die in die Stadt eindringenden Sieger keinen Pardon: alle Bewaffneten wurden niedergemacht und die Häuser, aus denen Schüsse fielen, angezündet.

Nach der Niederwerfung Sardiniens waren die nationalen Bestrebungen der Italiener vorläufig aussichtslos geworden; nur die Demokraten wehrten sich gegen die Wiedererrichtung der staatlichen Ordnung im Kirchenstaat, in Toscana und den Herzogtümern. Ihr Kampfesmut wurde jedoch von den österreichischen Truppen sehr bald gebrochen; nur Bologna und Ancona erforderten erhebliche Anstrengungen: ersteres wurde am 15., letzteres am 19. Mai besetzt. Rom setzte unter Garibaldis militärischer Leitung den Franzosen und Neapolitanern, die auf Bitten des Papstes seine Wiedereinsetzung erzwingen wollten, kräftigen Widerstand entgegen. Der französische General Victor Oudinot, ein Sohn des Marschalls Napoleons I., mußte die ewige Stadt mit 20,000 Mann vom 1. Juni bis zum 3. Juli regelrecht belagern, bis die Bevölkerung die Verteidigung für aussichtslos ansah und Garibaldi mit 3000 Republikanern zum Abzuge zwang. Frankreich hatte vom Tage des Einmarschs seiner Truppen bis zum Jahr 1866 (und von 1867—70) eine Besatzung zum Schutze des Papstes in Rom. Am längsten kämpfte Venedig um seine Unabhängigkeit. Manin wies die Aufforderung zur Übergabe zurück, selbst nachdem ihm die Niederlage und Thronentsagung Karl Alberts bekannt gegeben worden war. Die Österreicher mußten gegen die in den Lagunen liegenden Festungswerke, unter denen das Fort Malghera das bedeutendste war, Parallelen errichten und Tausende von Bomben hineinschleudern. Erst als durch eine Ruderflotte der Verkehr der Stadt mit den benachbarten Küsten gänzlich unterbrochen worden war, zwang Mangel an Lebensmitteln und Munition den Stadtrat, dem Manin die Regierung übergeben hatte, zur Übergabe.

Italien konnte sich nicht selbst befreien. Obwohl die österreichische Regierung seit dem Sommer 1848 auch gegen das in Empörung begriffne Ungarn mit Waffengewalt vorgehen mußte, obwohl erst im Herbste die Residenzstadt Wien aus den Händen der Aufrührer hatte befreit werden müssen, war sie doch im stande gewesen, die Macht aufzubringen, die zur Bezwingung der Streitkräfte Italiens nötig gewesen war. Nebst den Feldherrngaben und der Standhaftigkeit des großen Marschalls, der mit Recht der Retter der Monarchie genannt werden konnte, war dies dem trefflichen Geiste, der Treue und Hingebung des Offizierkorps und der überlegnen Tapferkeit und Ausdauer der deutschen und slawischen Truppen zuzuschreiben. So hoch auch die nationale Begeisterung der Italiener veranschlagt werden mochte, ihren Mangel an Kriegstüchtigkeit und Disziplin hat sie nicht ersetzen können.

B. Die österreichisch-ungarische Monarchie 1848/49.

Wenn man die Waffengänge zwischen den Italienern und Österreichern als unvermeidlich, einem auf beiden Seiten gerechtfertigten Einsatze der Kraft entspringend bezeichnen darf, so wird dagegen das Urteil der Geschichte über den Feldzug in Ungarn nicht anders lauten können, als daß in ihm ohne zwingende Not und ohne Aufstellung eines für die Nation wertvollen Ziels nutzlos, frevelhaft Blut vergossen und die Veranlassung zu Verirrungen und beklagenswerten politischen Fehlern gegeben worden ist, an denen nicht nur die Magyaren, sondern auch die andern Völker der habsburgischen Monarchie mehr als ein Jahrzehnt schwer gelitten haben. Der Grund liegt darin, daß Revolutionen niemals haltbare Zustände zu schaffen vermögen: sie sprengen zwar drückende Fesseln und sühnen Unrecht, aber sie unterbrechen die natürliche Entwicklung, den gesetzmäßigen Fortschritt und schieben daher die erreichbare Besserung hinaus.

Digitized by Google

a) Wien vom April bis zum August 1848.

Die Märztage hatten sowohl in Wien als auch in Ungarn die größte Verwirrung dadurch hervorgerufen, daß im Zustand augenblicklicher Erregung der Bevölkerung und Fassungslosigkeit der Regierenden von verschiednen Seiten Rechte erzwungen und nachträglich anerkannt wurden, deren Ausübung das fernere Dasein des Staats nicht nur erschwerte, sondern geradezu unmöglich machte. Dazu gehören in Wien vor allem andern die Bewaffnung der Studenten und ihre Einbeziehung in das öffentliche Leben, in Ungarn die Errichtung eines besondern Kriegsministeriums und eines in seinen Befugnissen unbeschränkten Finanzministeriums. Die Studenten standen im Vordergrunde jeder politischen Thätigkeit in Wien: es gab keine allgemein staatliche Beziehung, keine nationale, keine administrative Frage, in der sie nicht im Namen des Volks das Wort ergriffen und Forderungen gestellt hätten. Dies gab den Vorgängen in der Residenz, am Sitze der Regierung, einen nicht nur jugendlichen, sondern sogar kindischen Charakter. Nichts wurde geschäftsmäßig mit Ruhe und Überlegung beraten, jeder Beschluß überstürzt, einsichtige Männer von Erfahrung und Kenntnis der Verwaltung wurden überhaupt nicht mehr gehört. Wortreiche, aber gedankenarme Schwätzer, die über eine theatermäßige Mache in ihren Reden verfügten, standen nicht nur in der Gunst der leicht erregbaren Kleinbürger und Arbeiter obenan, man ließ sich auch in den Regierungskreisen von ihnen bestimmen und leiten. Von einer planmäßigen und zielbewußten Anwendung der erworbnen Rechte konnte unter diesen Umständen keine Rede sein, da man ihren Wert gar nicht zu beurteilen verstand; dagegen wurde nach Kinderart der Mond vom Himmel herunter begehrt, jede vorhandne Autorität untergraben, keine neue befestigt.

Die Studenten wurden verführt und ausgenützt von unwissenden Zeitungsschreibern, vorwitzigen und leidenschaftlichen Juden, die von Börneschem Fürstenhaß erfüllt waren und mit Heineschen Witzen die Leser allen vernünftigen Vorschlägen unzugänglich machten; von Anklägern und gemeinen Leuten, die nur durch die Beseitigung des Einflusses aller anständigen und gewissenhaften Menschen zu einträglichen Stellen gelangen konnten. Durch die Volkstümlichkeit der Studenten, denen sie sich anschlossen, gelangten diese sogenannten „Demokraten" auch bei den wohlhabenden Bürgern zu Ansehen. Sie beherrschten die zahllosen Vereine und Klubs der Nationalgarde in den Vorstädten und hetzten die Arbeiter auf, die in Wien noch auf der untersten Stufe der politischen Bildung standen, jedoch durch einzelne Sendlinge der revolutionären Vereinigungen in Frankreich, in der Schweiz und in Westdeutschland bereits aufgeregt und mit den abenteuerlichsten Erwartungen von dem Anbruch einer neuen Zeit der Freiheit, Ungebundenheit und des schrankenlosen Lebensgenusses erfüllt worden waren. Große Bedeutung erlangten außer den Juden auch die Polen, namentlich nachdem die Thatkraft des Grafen Franz Stadion, des Statthalters von Galizien, und die des Stadtkommandanten von Krakau die Unruhen in den polnischen Ländern Österreichs rasch unterdrückt hatte. Die dort beschäftigungslos gewordnen Hetzer fanden in Wien die glänzendste Aufnahme und wußten sich bald bei „Sturmpetitionen" und Straßenauftritten unentbehrlich zu machen. Die von Pillersdorf (S. 178) hastig, aber nicht ungeschickt entworfne Verfassung wurde am 25. April 1848 veröffentlicht; am 9. Mai folgte die Wahlordnung. Beide waren revolutionär; denn sie beachteten die den Landtagen zustehenden Rechte gar nicht, bauten nicht auf Bestehendem auf, sondern schufen neue Verhältnisse nach dem eben herrschenden politischen Geschmack. Auch standen sie auf zentralistischem Boden; denn sie setzten ein einheitliches Reichsgebiet mit völlig gleichartigen

Digitized by Google

Einrichtungen voraus, von dem nur Ungarn und das lombardisch-venezianische Königreich stillschweigend abgesondert waren. Der Reichstag hatte aus einem Senat und einer Kammer der Abgeordneten zu bestehen: im Senate hatten die männlichen Mitglieder des kaiserlichen Hauses vom 24. Jahr an, eine nicht bestimmte Anzahl vom Kaiser auf Lebensdauer ernannter Mitglieder und 150 von den Großgrundbesitzern Gewählte Sitz und Stimme; in die Kammer wählten 31 Städte und gemischte Wahlbezirke von je 50,000 Einwohnern 383 Abgeordnete durch Wahlmänner.

Den Radikalen waren der Senat und die indirekte Wahl von vornherein widerwärtig: der wahre Freisinn mußte das Einkammersystem und die direkte Wahl, womöglich ohne Vermögensnachweis oder Berücksichtigung der Steuerleistung, als Ausfluß des Volksrechts verlangen; denn das „Volk" durfte ja nur aus Demokraten bestehen. Die Aristokraten (so hießen alle Gemäßigten, alle, die durch politische Erziehung erst eine gewisse Reife der Bevölkerung erzielen wollten) galten als Volksfeinde, Verräter, die nicht nur bekämpft, sondern mundtot und rechtlos gemacht werden mußten. Die Unzufriedenheit über die Verfassung wurde noch gesteigert durch die Ersetzung des Kriegsministers Feldmarschalleutnants Peter Zanini durch den Grafen Theodor Baillet de Latour (28. April). Ersterer war beschränkt, bürgerlich, seiner Aufgabe nicht gewachsen, aber deshalb den Demokraten vertrauenswürdig; letzterer gehörte zu den durch Fähigkeit und Kenntnisse ausgezeichneten Generalen und besaß das Vertrauen des Heers: eben deshalb und weil er Graf war, erregte er den Verdacht des „Volks". Dieses begann daher schon Anfang Mai durch das Johlen und Pfeifen der Studenten dem Ministerpräsidenten Grafen Karl Ficquelmont seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Am 15. Mai drangen die Studenten, die sich am Vorabende durch Brandreden in der Aula gestärkt und mit den Arbeitern verbündet hatten, in die kaiserliche Burg ein und überrumpelten Pillersdorf, der, ohne auch nur den Versuch eines Widerstands zu machen, vor ihnen den Rückzug antrat, von der falschen Meinung ausgehend, daß die Vermeidung von gewaltsamen Zusammenstößen vorläufig die wichtigste Aufgabe der Regierung sei. Es wurde die Einsetzung eines Zentralausschusses der demokratischen Vereine, die Besetzung der Wachen zur Hälfte mit Nationalgarden und die Einberufung eines „konstituierenden Reichstags" mit einer Kammer bewilligt.

Die kaiserliche Familie, der das Ministerium keinen Schutz in ihrem eignen Hause mehr zu gewähren vermochte, reiste am 17. Mai von Wien ab und begab sich nach Innsbruck, wo sie den Launen der Demokraten entrückt war und mit dem italienischen Heer in raschere Verbindung treten konnte. Ihr zur Seite stand (seit 3. Juni) als Minister des Auswärtigen Johann von Wessenberg, ein Diplomat aus der alten Bundeszeit (S. 156), aber von umfassender Bildung und gescheit genug, um zu begreifen, daß in außerordentlichen Zeiten nur durch kräftige Entschlüsse und einen gewissen Wagemut Erfolge erreicht werden können. Er hat sich nach Radetzkys Siegen am Mincio rasch überzeugen lassen, daß der von England und Frankreich begehrte Verzicht auf das lombardisch-venezianische Königreich ein Fehler wäre, der sich auch bei der Ordnung der innern Verhältnisse durch das Mißvergnügen und die Unlust des Heers bald fühlbar machen würde, und wehrte den Einfluß der Westmächte auf die Entwicklung der italienischen Angelegenheiten mit Entschlossenheit ab. Wessenberg nahm die wiederholten Erklärungen des Kaisers, in seinem Reiche konstitutionell regieren zu wollen, als ernste und dauernde Entschließungen auf und hielt, solange er das Vertrauen des Hofs besaß, daran fest, daß an diesen nicht gerüttelt werden dürfe, wenn man auch genötigt sei, mit Gewaltmitteln gegen die Empörungen und Aufstände der radikalen Partei vorzugehen. Die Rückkehr nach

Digitized by Google

Wien konnte er nicht so rasch durchsetzen, wie er gewünscht hatte; er mußte sich daher dem Auskunftsmittel fügen, während der Abwesenheit des Kaisers den Erzherzog Johann mit der Regentschaft zu betrauen. Diese blieb bedeutungslos, weil der Erzherzog gleichzeitig auch an die Spitze der deutschen Geschäfte nach Frankfurt a. M. berufen worden war und deshalb nur vorübergehend und ohne genaue Kenntnis der Verhältnisse in Wien zu wirken vermochte.

Ein vom Erzherzog Johann in Vertretung des Kaisers am 18. Juli eingesetztes Ministerium, dem der fortschrittlich gesinnte Gutsbesitzer Anton von Doblhoff vorstand und der bis dahin volkstümliche Advokat Dr. Alexander Bach angehörte, leitete die Wahlen zum Reichstag ein, nachdem es dem Fürsten Alfred zu Windisch-Graetz als Befehlshaber der in Böhmen liegenden kaiserlichen Truppen rasch gelungen war, einen im Juni im Gefolge des ersten Slawenkongresses (S. 205) ausgebrochnen Aufstand zu Prag niederzuwerfen und dadurch die Ruhe in Böhmen zu sichern (S. 206). Als am 10. Juli die Abgeordneten der österreichischen Länder zur ersten Vorbesprechung zusammentraten, ergaben die Ansprüche der Nationen auf völlige Gleichberechtigung Schwierigkeiten wegen Bestimmung der Verhandlungssprache, da man der deutschen, der allein dazu berufnen, kein Vorrecht zugestehen wollte. Aber die Notwendigkeit eines raschen Gedankenaustauschs und der Abfechen vor den ermüdenden Übersetzungen der Dolmetscher hat sie trotzdem bald zu dem allein im Gebrauche stehenden Verständigungsmittel gemacht, obwohl die zahlreichen polnischen Bauern, die in Galizien gegen den Willen des Adels gewählt worden waren, dagegen Beschwerde erhoben. Die dringende Aufgabe, die Grundzüge der österreichischen Verfassung festzustellen, wurde am 31. Juli einem Ausschuß übertragen, das noch dringendere Bedürfnis einer sofort eintretenden Kräftigung der vollziehenden Gewalt aber nicht befriedigt, sondern bis zum Abschlusse der Ausschußberatungen unberücksichtigt gelassen. Infolgedessen blieb das Ministerium machtlos und seine Stellung auch nach der Rückkehr des Kaisers nach Schönbrunn (12. August) unsicher und bedeutungslos.

b) Die Unabhängigkeitsbewegung in Ungarn.

In Ungarn war während dieser Vorgänge in Wien ein neuer Staat geschaffen worden, der sich dem österreichischen nicht nur ganz unabhängig, sondern bald auch feindlich gegenüberstellte. Die Ursache war auch hier die Unklarheit über den Wert und über die Zulässigkeit der von den Wortführern der Nation aufgestellten Forderungen und die Überstürzung der Regierung in der Bewilligung von Zugeständnissen, deren Tragweite gar nicht überblickt werden konnte. Die Magyaren waren selbst nicht darauf vorbereitet, die Umwandlung ihres feudalen Staatswesens in ein modern-konstitutionelles so rasch durchzusetzen, wie sie wünschten. Sie hatten nicht vorgesehen, daß durch die Anwendung der persönlichen Freiheit auf politische Einrichtungen notwendig nationale Ansprüche erhoben werden mußten, die ihrer Vorherrschaft in den Ländern der Stephanskrone gefährlich waren, daß ihnen in den unvermeidlichen Kämpfen um diese Vorherrschaft der Rückhalt an Österreich und an die Herrscherfamilie den größten Nutzen bringen werde. In einer ihrem Charakter entspringenden Überschätzung der eignen Kraft mutete sie sich die Fähigkeit zu, mit einem Schlag eine selbständige europäische Macht begründen zu können, und beeilten sich, die Schwierigkeiten ihrer Stellung dadurch zu vermehren, daß sie in demselben Augenblicke, wo sie vollauf mit der Ordnung der innern Staatsverhältnisse zu thun hatten, auch die jahrhundertalte politische und wirtschaftliche Verbindung mit den deutschen Erbländern ihres Königshauses zu lösen, ja gewaltsam zu zerreißen bestrebt waren. Sie verlangten eine Unabhängigkeit, die sie seit der Schlacht bei Mohács (Bd. V und Bd. VII,

Digitized by Google

S. 260) nie mehr besessen hatten. Sie entzogen ihrem Könige Gerechtsame, die jeder seiner gekrönten Vorfahren unbestritten ausgeübt hatte, nämlich die Verfügung über sein Heer, zu dem Ungarn eine Anzahl Mannschaften, aber keine selbständigen Truppenkörper zu stellen hatte, und die Hoheit im Münz- und Geldwesen, die auf der Suveränetät beruhte und von dem Träger der mehrfachen Suveränetäten, aus denen sich die habsburgische Macht zusammensetzte, persönlich und daher einheitlich zur Anwendung gebracht wurde. Die Gesetzesartikel, die der Kaiser und König Ferdinand am 10. April 1848 beim Schlusse des alten Reichstags bestätigte, enthielten nicht nur die Anerkennung bestehender Rechte des Königreichs Ungarn, sondern Geschenke des Kaisers, durch die er den Bestand der Gesamtmonarchie nicht nur in Frage stellte, sondern aufhob; dies waren vor allem das unabhängige Ministerium und die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn ohne jede Gegenleistung an die Krone, ohne Anerkennung gemeinsamer Angelegenheiten, ohne die Verpflichtung zu Leistungen, die zur Aufrechthaltung des Besitzstands der Gesamtmonarchie verlangt werden mußten.

Als in Kroatien, Slawonien, im Banat und in der von Serben bewohnten Landschaft Backa die slawonisch-nationalen Bestrebungen in offne Auflehnung gegen die magyarische Gewaltherrschaft übergegangen waren, verlangte das ungarische Ministerium die Rückberufung aller ungarischen Truppenteile vom italienischen Heer, aus Mähren und Galizien, um die „Anarchie" im eignen Lande bekämpfen zu können. Jetzt erst erkannte die kaiserliche Regierung, daß sie die Einheit des Heers und damit die Grundfeste der monarchischen Gewalt preisgegeben hatte, als sie die Einsetzung eines „unabhängigen" ungarischen Kriegsministeriums zugegeben hatte. Damit war ein Streitfall gegeben, für den eine friedliche Lösung nicht zu finden war; denn sie hätte in dem freiwilligen Verzicht Ungarns auf ein eben erst errungnes Recht bestehen müssen. Auch die selbständige, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gesamtheit vorgehende Finanzgebarung Ungarns wurde unerträglich, nachdem sich gezeigt hatte, daß die Rücksichtslosigkeit der Nation, die ihr politisches Dasein den Siegen deutscher Kriegsvölker über die Türken verdankte (Bd. VII, S. 240), so weit ging, lieber Österreich zum Bankrotte zu zwingen, als ein Viertel der Staatsschuld und eine jährliche Beitragsleistung von 10 Millionen Gulden zur Zinsenzahlung zu übernehmen. Die Mehrheit des Ministeriums Batthyány, dem auch der loyal denkende Franz von Deák (S. 162) angehörte, hatte durchaus nicht die Absicht, die Trennung Ungarns von Österreich zu erzwingen; sie wäre sogar geneigt gewesen, dem Hofe Truppen für den italienischen Krieg zu bewilligen, wenn dieser dafür die gegen das unbotmäßige Kroatien eingeleiteten Schritte der ungarischen Regierung gutgeheißen hätte. Graf Ludwig Batthyány war im Mai an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck geeilt und hatte dort beruhigend gewirkt; es war am Hofe die Neigung vorhanden, durch Nachgiebigkeit in allen innern, die Verhältnisse Ungarns allein betreffenden Angelegenheiten dessen Anhänglichkeit an die Dynastie und das Reich zu erkaufen. Aber bald genug offenbarte es sich, daß Batthyány und seine Gesinnungsgenossen nicht mehr die Vertreter der öffentlichen Meinung waren, daß diese vielmehr von dem fanatischen Agitator Kossuth, der selbst durch die Übernahme des Finanzportefeuilles im Ministerium Batthyány nicht zu besänftigen gewesen war, ganz und gar beherrscht wurde.

Ludwig Kossuth war eine schwärmerische Natur mit der Begabung eines großen Schauspielers, ein Redner, der sich im Sprechen zu immer größerer Heftigkeit zu steigern und in eine Stimmung zu versetzen wußte, in der er den Eindruck eines Märtyrers und Gottgesandten zu machen verstand. Politische Überlegung war ihm völlig fremd; seine Fähigkeiten entfalteten sich erst, wenn er leidenschaftlich erregt war. Befriedigung fand er nur in den Augenblicken, wo

Digitized by Google

er mit seiner Schauspielerkunst Hunderte und Tausende zu blinden Werkzeugen seines Willens machte; sein Ehrgeiz verlangte nach großartigen Aufregungen, in denen um die höchsten Einsätze, um das Geschick von Staat und Volk, gespielt wurde. Es ist vielleicht nicht ausgemacht, daß Kossuth sich schon im Beginne seiner politischen Laufbahn die Entthronung der Habsburger, die Errichtung einer ungarischen Republik und seine Alleinherrschaft als deren Präsident zum Ziele gesetzt habe (vgl. S. 162). Aber es ist sicher, daß die Bewegung in Ungarn diesen Verlauf nehmen mußte, wenn Kossuth ihre treibende Kraft blieb; denn er konnte sich selbst keinen Zügel anlegen. Er lechzte nach Reizungen und empfand gegen den Ausgleich von Gegensätzen nur persönlichen Widerwillen, während er vor keiner Verschärfung zurückschreckte und mit schrankenloser Einbildungskraft immer neue, abenteuerliche Pläne zur Verwirklichung seiner Gedanken schmiedete.

Was die Magyaren an nationalen Rechten für sich in Anspruch nehmen konnten, das hat ihnen die Verfassung, die sie mit Beseitigung aller bestehenden Rechte des Adels und einzelner Körperschaften nach liberalen Grundsätzen ersonnen und zum Gesetz erhoben hatten, so reichlich geboten, wie es zur Entfaltung ihrer Kraft und Eigenart nur irgend erforderlich sein konnte. Der am 2. Juli 1848 zusammentretende, auf Grund der neuen Verfassung gewählte Reichstag hatte die große Aufgabe zu lösen, die andern auf dem Boden Ungarns wohnenden Völker: Slawen, Rumänen und Sachsen, zu befriedigen und auch sie, soweit es die Staatssicherheit gestattete, durch nationale Schutzgesetze und Wohlfahrtseinrichtungen mit der Führung der Magyaren zu versöhnen. Er hatte darüber Klarheit zu schaffen, wie die Beziehungen zu Österreich einzurichten seien, damit der gemeinsame Monarch mächtig nach außen auftreten könne; vor allem aber war es notwendig, den Hof über die Treue, Anhänglichkeit und Opferwilligkeit der Magyaren zu beruhigen. Statt dessen trat Kossuth mit einer Reihe von Anträgen vor den Reichstag, die das Vertrauen, das Batthyány bei wiederholtem Aufenthalt in Innsbruck herzustellen bemüht gewesen war, aufs tiefste erschüttern mußte. Schon vorher hatte er den Antrag der österreichischen Nationalbank, ihm 12½ Millionen Gulden in Noten für die Zwecke der ungarischen Regierung vorzustrecken, abgelehnt und ungarisches Papiergeld in gleicher Höhe herstellen lassen; nun verlangte er noch einen Kredit von 42 Millionen zur Ausrüstung eines nationalen Heers von 200,000 Mann und ermangelte nicht, auch in der äußern Politik dem Kaiser und Könige bestimmte Aufträge zu erteilen. Österreich habe alles italienische Gebiet bis an die Etsch abzutreten und sich hinsichtlich seiner deutschen Länder der in Frankfurt geschaffnen Zentralgewalt zu unterwerfen. Wenn die österreichische Regierung mit dieser in Streit gerate, so dürfe sie nicht auf die Hilfe Ungarns zählen. Dieser Standpunkt war unvereinbar mit den Überlieferungen, mit der Weltstellung des Hauses Habsburg; ihn gelten zu lassen, war gleich bedeutend mit der Abdankung als Großmacht und mit der Teilung der Monarchie.

Man mußte befürchten, daß die Übergriffe Ungarns nur noch mit Gewalt zurückgewiesen werden konnten; und nun wurden die Bundesgenossen, die sich für den voraussichtlich schwierigen Kampf bereits angeboten hatten, nach ihrem Werte gewürdigt. Dies waren die bereits im offnen Aufstande gegen die Magyaren befindlichen, von Georg Stratimirović militärisch organisierten Serben und die Kroaten. Die Würde des Banus von Kroatien, der zwar vom König ernannt, aber der ungarischen Regierung verantwortlich war, befand sich seit dem Ausbruche der Revolution in der Hand eines österreichischen Generals aus einer angesehnen Familie der Militärgrenze, des Freiherrn (später Grafen) Joseph Jellačić. Ohne zum Diplomaten erzogen zu sein, gelang ihm dennoch ein politisches Meisterstück, indem er die südslawische Bewegung, die von der „groß-illyrischen“ Partei genährt wurde (vgl. Bd. V), in den Dienst der Dynastie

Digitized by Google

zu stellen verstand. Er ließ die Mehrheit des Agramer Landtags in ihren Bestrebungen, die Trennung von Ungarn vorzubereiten, gewähren, setzte sich den heftigsten Anklagen des Ministeriums Batthyány aus, das seine Absetzung erzwang, nahm jedoch keine Rücksicht darauf und beschwichtigte den Hof, indem er die unter Radetzky kämpfenden Grenzregimenter aufforderte, treu bei der Fahne zu bleiben und für den Ruhm Österreichs ihr Leben einzusetzen. Der Beifall, den ihm seine kaiserlichen Kriegskameraden zollten, bestärkte ihn in der Überzeugung von seinem Rufe, die Armee und das Kaiserhaus zu retten. Er schuf ein kroatisches Nationalheer von 40,000 Mann, das zwar keinen großen militärischen Wert besaß, aber durch Zahl, ungestümes Auftreten und abenteuerliche Bewaffnung Schrecken zu verbreiten geeignet war.

Die Siege des italienischen Heers, die Wiedereroberung von Mailand hoben den Mut des kaiserlichen Hofs; am 12. August kehrte er in das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn bei Wien zurück (S. 194) und begann seine Politik nun auf die bewaffnete Macht zu stützen, die allmählich in verschiednen Teilen des Reichs wieder gesammelt werden konnte. Am 31. August 1848 wurde an den Palatin Erzherzog Stephan, der bis dahin mit der Vollmacht eines unbeschränkten Stellvertreters des Königs in Ungarn und Siebenbürgen ausgestattet gewesen war, ein königliches Schreiben erlassen, worin der Gedanke ausgeführt wurde, es thue not, die Pragmatische Sanktion (vgl. Bd. VII, S. 522) zur Geltung zu bringen. Dies war die Antwort auf die von Kossuth betriebnen Rüstungen. Sie wurde in Verbindung mit einer vom österreichischen Ministerium ausgehenden Denkschrift über das staatsrechtliche Verhältnis zwischen den Provinzen des Kaiserstaats und den Ländern der Stephanskrone von Kossuth sofort als Kriegserklärung aufgefaßt und zum Ausgangspunkte von Maßregeln gemacht, die als einer offnen Empörung gleichbedeutend erachtet werden mußten. Am 11. September trat der Finanzminister in einer Rede, die mit ihrer krankhaften Leidenschaftlichkeit alle Zuhörer in wahnsinnige Aufregung versetzte, mit der Erklärung vor den Reichstag, daß er die Diktatur übernehme, nachdem das Ministerium Batthyány zurückgetreten war. An demselben Tag überschritt das kroatische Heer die Drau und nahm seinen Weg gegen den Plattensee.

c) Wien im September und Oktober 1848.

Zu Bundesgenossen hatte Ungarn die Wiener Demokraten gewonnen, die sich als Herren der Hauptstadt betrachten konnten. Der Reichstag beschäftigte sich nicht etwa mit der so dringenden Herstellung einer kräftigen Regierung, die geeignet gewesen wäre, die Achtung vor den Behörden wieder zu befestigen und auch dem Reichstage die Gewähr für die Freiheit seiner Beratungen und die Durchführung seiner Beschlüsse zu bieten, sondern beriet über den ohne alle Vorarbeiten flüchtig hingeworfnen Antrag des jugendlichen Abgeordneten aus Schlesien, Hans Kudlich, betreffend die Befreiung der bäuerlichen Besitzungen von den grundherrlichen Lasten. Die Güte dieses Reichstags, worin nicht wenige des Lesens und Schreibens gänzlich unkundige Abgeordnete aus Galizien saßen, läßt sich aus dessen Geneigtheit erkennen, über die Frage der Entschädigung der Berechtigten ohne Bedenken hinwegzugehen; Dr. Alexander Bach mußte sein und des Ministeriums Ansehen aufbieten, um wenigstens einen grundsätzlichen Beschluß durchzubringen, daß die Ablösung der Grundlasten gesetzlich festgelegt werden müsse. Das Wiener „Volk" nahm an diesen Verhandlungen wenig Anteil; seine Aufmerksamkeit wurde daher nicht auf den Reichstag, sondern auf das lärmende Treiben der Demokraten gelenkt, die nicht nur mit der radikalen Partei des Frankfurter Parlaments, sondern auch mit Hecker und Genossen (S. 175) in Verbindung standen.

Digitized by Google

Schon Mitte September wurde wieder mit der Veranstaltung von Arbeiterunruhen begonnen und der Rücktritt des Ministeriums verlangt. Große Aufregung verursachte die Anwesenheit einer großen ungarischen Reichstagsabordnung, die mit den aufrührerisch gesinnten Wienern ein Verbrüderungsfest feierte (16. September). Seitdem die Ungarn den offnen Kampf gegen den Hof aufgenommen hatten, war ihnen auch die Freundschaft der Umsturzmänner in Österreich sicher: durch die ungarischen Verlegenheiten war der Eindruck der Siege Radetzkys wieder abgeschwächt und die Hoffnung auf den Sturz des Kaiserhauses und die Errichtung der verbündeten Donau-Republiken in den radikalen Gemütern wieder lebendig geworden.

Auf Bitten des Palatins hatte sich Graf Ludwig Batthyány am 17. September nochmals zur Bildung eines konstitutionellen Ministeriums herbeigelassen, damit die Diktatur Kossuths beseitigt werden könne; es kam jedoch nicht mehr zu wirksamen Entschlüssen. Die Entscheidung war schon gefallen: die Militärpartei hatte es durchgesetzt, daß die kaiserliche Autorität mit Gewalt der Waffen in Ungarn wieder hergestellt werde. Erzherzog Stephan suchte mit Jellačić eine Unterredung, um ihn zum Verlassen des ungarischen Bodens zu bewegen, der Banus wich ihm aber aus; gleichzeitig erfuhr der Palatin, daß Feldmarschalleutnant Graf Franz Philipp von Lamberg mit dem Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in Ungarn betraut und ihm auch der Banus untergeordnet worden war. Das war ein mit der damals bestehenden Verfassung unvereinbarer Schritt; der Erzherzog erkannte, daß er als Mitglied des kaiserlichen Hauses mit seinen konstitutionellen Pflichten in Widerspruch kommen müsse, verließ heimlich das Land und begab sich ohne Aufenthalt in Wien auf seine Besitzungen in Schaumburg. Als Graf Lamberg sein Amt in der ungarischen Hauptstadt antreten wollte, fiel er den aufs höchste erbitterten Anhängern der Kossuthpartei in die Hände und wurde am 28. September 1848 auf der neuen Kettenbrücke, die Pest und Ofen verbindet, grausam ermordet. Der Bruch mit der Dynastie war unheilbar geworden; der Bürgerkrieg begann. In den letzten Septembertagen gelang es den ungarischen Nationaltruppen unter General Johann Moga, die größtenteils aus Linienbataillonen gebildet worden waren, Jellačić zu schlagen und auf niederösterreichisches Gebiet zu drängen; bald rückte ihm ein ungarisches Heer nach, um mit den aufständischen Wienern in Fühlung zu treten, die ebenfalls schon im Kampfe gegen die öffentliche Gewalt begriffen waren.

Am 6. Oktober 1848 hatte der Marsch eines nach Ungarn bestimmten Grenadierbataillons zum Nordbahnhofe den Anlaß zu einer Empörung des Wiener Pöbels gegeben. Die demokratischen Verschwörer, durch Johannes Ronge (S. 152), Julius Fröbel und Karl Tausenau für den Republikanismus begeistert, sorgten redlich für die Erhitzung der Massen, verleiteten die ausgerückten Mannschaften zum Treubruch und machten die Aufrechterhaltung der Ordnung unmöglich. Im Verlaufe des Aufruhrs, der sich über die ganze Stadt verbreitete, wurde der Kriegsminister Graf Latour ermordet. Die radikalen Abgeordneten Löhner, Borrosch, Fischhof, Schuselka und andre mußten nun wahrnehmen, daß sie nicht ungestraft mit dem Feuer gespielt hatten: sie wurden Mitschuldige der Mörder, weil sie die Greueltaten des Pöbels, dem sie die Waffen in die Hand gegeben hatten, nicht zu hindern vermochten.

Für die Regierung gab es, nachdem die kaiserliche Familie zum zweitenmal aus der Nähe der treulosen Residenzstadt entfernt und in das erzbischöfliche Schloß von Olmütz in Sicherheit gebracht war, keine dringendere Aufgabe, als den Herd der republikanischen und anarchistischen Bewegung in Wien zu bewältigen. Sie war in Olmütz durch den Freiherrn von Wessenberg

Digitized by Google

(S. 193) vertreten und fand die kräftigste Unterstützung an dem aus dem Heerlager Radetzkys zu Hofe geeilten Fürsten Felix Schwarzenberg, der sich nicht nur als Militär, sondern auch in der Eigenschaft eines Gesandten in Turin und Neapel hatte verwenden lassen. Er stimmte damals für die Aufrechterhaltung der konstitutionellen Regierungsform und trat für den von Wessenberg entworfnen Erlaß ein, worin die Zusage gemacht wurde, daß die Thätigkeit des nach Kremsier berufnen Reichstags zur Beratung einer mit den Räten des Kaisers zu vereinbarenden Reichsverfassung uneingeschränkt bleiben und unterstützt werden solle.

Die Strömung, die alle Gewalt dem Fürsten Alfred Windisch-Graetz übertragen und diesem die Beseitigung aller Vertretungskörper und die Aufrichtung einer Militärdiktatur anheimgeben wollte, wurde diesmal noch zurückgedämmt. Windisch-Graetz, der am 16. Oktober 1848 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller nicht in Italien stehenden kaiserlichen Truppen ernannt wurde, übernahm dagegen die Niederwerfung der Empörung in Wien und Ungarn. Wien machte wenig Schwierigkeiten. Die Besatzung des Linienmilitärs hatte sich unter dem General Grafen Karl Joseph von Auersperg am 7. Oktober in eine sichere Stellung außerhalb der Stadt zurückgezogen, wo sie mit den an der Leitha stehenden Truppen des Banus Jellačić in Verbindung trat. Diese zogen sich allmählich an die Wiener Vorstädte heran; am 21. Oktober kam auch schon das Heer des Fürsten Windisch-Graetz aus Mähren an die Donau, übersetzte diese bei Nußdorf und rückte nun zugleich mit Auersperg und Jellačić gegen die Linienwälle vor, die Wien in einem weiten Bogen umspannten.

Die demokratischen Machthaber von Wien, denen sich auch die noch zurückgebliebnen Reichstagsmitglieder unterwarfen, entwickelten den Mut der Beschränktheit, verwarfen die von Windisch-Graetz verlangte Unterwerfung, die Auslieferung der Mörder des Kriegsministers, die Auflösung der Studentenausschüsse und der demokratischen Vereine und beschlossen, Wien zu verteidigen, bis die Ungarn zu Hilfe kämen. Robert Blum, der mit Julius Fröbel eine Adresse der Frankfurter Demokraten nach Wien gebracht hatte, beteiligte sich an der Agitation für den Widerstand, den der Oberkommandant der Nationalgarde, Wenzel Messenhauser, zu leiten übernahm, und trat persönlich an die Spitze einer kämpfenden Abteilung. Am 28. Oktober begann der allgemeine Angriff. Der Widerstand war nur im Praterstern und in der Jägerzeile erheblich; am Abende des Tags waren fast alle Barrikaden in den Vorstädten genommen, und das Militär beherrschte schon die Straßen, die über das Glacis zu den Basteien der innern Stadt führten. Den folgenden Tag war die Stimmung für die Ergebung bereits herrschend geworden. Messenhauser selbst legte die Aussichtslosigkeit fernern Kampfs dar und befürwortete das Niederlegen der Waffen; am Vormittage des 30. Oktober aber beobachtete er vom Stephansturm aus das Gefecht, das Jellačić den Ungarn bei Schwechat lieferte, und nun ließ er sich leider dazu verleiten, durch Verbreitung der Nachricht von dem Nahen eines ungarischen Ersatzheers der Kampflust der verzweifelten Rotten, die eine Schreckensherrschaft in Wien einzurichten begannen, neue Nahrung zu geben. Er widersprach zwar den Schreiern, von denen die Wiederaufnahme des Kampfs verlangt wurde; aber er ließ sich von den demokratischen Mordgesellen einschüchtern und legte sein Kommando nieder, ohne das Äußerste gethan zu haben, um pflichtgemäß die mit Windisch-Graetz bereits vereinbarte Waffenstreckung wirklich durchzuführen. Der Feldmarschall ließ am 31. einige Bomben in die Stadt werfen, um den Trotz der rasenden Proletarier zu brechen; doch erst am Nachmittage gelang es den Kaiserlichen, in die Stadt einzudringen. Sie kamen eben noch rechtzeitig, um den Brand des Gebäudes der kaiserlichen Hofbibliothek und Naturaliensammlung zu löschen.

Digitized by Google

Am 1. November 1848 war Wien erobert; man hatte die anständigen und ehrlichen Freunde des Vaterlands, die während des Monats Oktober vergewaltigt und mit dem Tode bedroht gewesen waren, befreit. Damit konnte die Revolution in Österreich als niedergeworfen angesehen werden. Die Opfer der Einnahme von Wien haben beim Heere 60 Offiziere und 1000 Tote und Verwundete betragen. Die Zahl der Einwohner, bewaffneter und unbewaffneter, die in den letzten Oktobertagen umgekommen sind, ist nicht annähernd festzustellen; von dem Augenzeugen Dr. Anton Schütte werden sie auf 5000 geschätzt.

d) Der ungarische Aufstand.

Nun galt es, den Krieg mit Ungarn zu führen, das bereits ein Heer von mehr als 100,000 Mann aufgestellt hatte und sich, mit Ausnahme von Arad und Temesvár, im Besitze aller bedeutenden Festungen im Lande befand. Die Schlacht bei Schwechat (30. Oktober 1848) hatte mit dem Rückzuge der von General Moga herbeigeführten 30,000 Mann und 7½ Batterien geendet; es war dabei auf ungarischer Seite nicht jener Grad von Thatkraft entwickelt worden, den die Bedeutung des Augenblicks erfordert hätte. Daß durch einen Sieg der Ungarn und den dann kaum zweifelhaften Entsatz von Wien die Frage der Lostrennung der Stephanskrone vom Hause Habsburg europäische Bedeutung erlangt hätte, darf wohl behauptet werden.

Am 2. Dezember 1848 bestieg Erzherzog Franz Joseph nach der Abdankung Kaiser Ferdinands und der Verzichtleistung seines Bruders, des Erzherzogs Franz Karl, den Thron. An demselben Tage trat Fürst Windisch-Graetz den Vormarsch an der Donau mit 43,000 Mann und 216 Geschützen an, während General Graf Franz Schlick mit 8000 Mann von Galizien aus einbrach und General Balthasar von Simunich mit 4000 Mann von der Waag gegen Neutra vorging. In einer Reihe von Gefechten bei Preßburg (17.), Raab (27.), Moor (30. Dezember 1848) und nach dem Siege Schlicks bei Kaschau (11. Dezember) mußte die von Kossuth geleitete provisorische Regierung Pest verlassen und sich nach Debreczin zurückziehen; auch das Banat wurde bald von den nationalen Truppen aufgegeben, nachdem Jellačić, der nun ein Armeekorps unter Windisch-Graetz befehligte, mit den bewaffneten Serben in Fühlung getreten war. Der Feldmarschall unterschätzte aber die Widerstandskraft der, wie ihr Kossuth vorstellte, in ihrem staatlichen Bestande bedrohten Nation, die in diesen Tagen der Gefahr eine bewundernswürdige Hingabe und Opferwilligkeit bethätigte; er ließ sich verleiten, mit zu schwachen Abteilungen in die obere Theißgegend vorzudringen, und zersplitterte seine Kräfte, statt sie bei Ofen und Waitzen an der Donau so lange vereinigt in guten Stellungen zu halten, bis für genügende Verstärkung gesorgt werden konnte. Die Schlacht bei Kápolna (26. und 27. Februar 1849), in der die Vereinigung mit Schlick erzielt worden war, konnte zwar noch als ein taktischer Sieg angesehen werden; strategisch bedeutete sie aber bereits den Umschwung zu gunsten der Ungarn, die unter dem polnischen General Henryk Dembinski (S. 143) und den Ungarn Arthur Görgey, Ernst von Poltenberg, Georg Klapka, Anton Vetter von Doggenfeld sich immer fester gliederten und schon Ende März 1849 unter dem Oberbefehle Görgeys zum Angriff übergingen. Am 6. April siegte dieser bei Jfaszégh (Gödöllö), und des nach Olmütz abgerufnen Windisch-Graetz Stellvertreter Ludwig von Welden mußte, um nicht umgangen zu werden, am 27. April bis an die Raab zurückweichen. Da sich Komorn unter Josef von Maythény und Ignaz von Török gegen die belagernden Österreicher tapfer gehalten hatte, fehlte auch dieser wichtige Stützpunkt für weitre Unternehmungen des kaiserlichen Heers. General Moritz Perczel rückte siegreich in das Banat vor; General Joseph Bem führte einen wechselvollen Krieg gegen

Digitized by Google

die schwachen österreichischen Abteilungen in Siebenbürgen unter dem General Anton Freiherrn von Puchner, deren Reste am 20. Februar in die Walachei übertreten mußten. Nur die Festungen Ofen, Arad und Temesvár befanden sich im April 1849 noch in österreichischen Händen.

Die Veröffentlichung einer vom 4. März 1849 datierten neuen Verfassung für Gesamtösterreich wurde von Kossuth am 14. April aus Debreczin durch die Entthronung des Hauses Habsburg beantwortet. Noch war Italien trotz des Waffenstillstands mit Viktor Emanuel nicht so weit beruhigt, um das Heer Radetzkys nach Ungarn führen zu können. Kaiser Franz Joseph schloß daher am 1. Mai einen Vertrag mit Rußland, das seine Streitkräfte zur Unterwerfung Ungarns zur Verfügung stellte, weil der Bestand einer ungarischen Republik die Erneurung eines Aufstands in Polen wahrscheinlich machte. Nun konnte eine erdrückende Übermacht zur Bezwingung des tapfern ungarischen Heers aufgeboten werden. Feldzeugmeister Freiherr von Haynau (S. 190), vom italienischen Feldzug an die Spitze des kaiserlichen Heers in Ungarn berufen, ging mit 60,000 Mann Österreichern, 12,000 Russen und 250 Geschützen von Preßburg vor; Jellačić führte 44,000 Mann und 168 Geschütze nach Südungarn, der russische Feldmarschall Fürst Paskewitsch (S. 143) 130,000 Mann mit 460 Geschützen über den Duklapaß nach Nordungarn. Görgey hielt am 2. Juli einen Angriff Haynaus bei Komorn aus und wurde am 11., im Oberbefehl inzwischen durch Dembinski ersetzt, auf demselben Schlachtfelde geschlagen, führte aber in einem meisterhaft geleiteten Rückzuge durch Oberungarn, wo er an den russischen Abteilungen unangefochten vorbeikam, drei Korps nach Arad. Am 5. August wurde Dembinski bei Szorány in der Nähe von Szegedin zurückgeworfen, und nun verschlossen sich die ungarischen Heerführer nicht länger der Überzeugung, daß ihre Sache verloren sei. Am 11. August floh Kossuth von Arad aus in die Türkei; und am 13. ergab sich der zwei Tage zuvor noch zum Diktator ernannte Görgey mit 31,000 Mann, 18,000 Pferden, 144 Geschützen und 60 Fahnen dem russischen General Grafen Fedor W. Rüdiger bei Világos. Es folgten noch Waffenstreckungen zu Lugos, Boros-Jenö, Mehadia und andern Orten; am 5. Oktober zog Klapka auf Grund der ehrenvollen Kapitulation vom 27. September aus Komorn.

Ungarn ist von Österreich mit russischer Hilfe erobert worden. Es hat durch eine geschichtlich und politisch ungerechtfertigte Übertreibung seiner nationalen Ansprüche alle verfassungsmäßigen Rechte eingebüßt und schweres Unglück über sich und nicht minder über die österreichischen Kronländer gebracht, die nun ebenfalls einer übermächtigen, nicht von staatsmännischen Erwägungen ausgehenden, sondern rücksichtslos nach Alleinherrschaft strebenden Rückschrittspartei ausgeliefert waren. Die All-Magyaren hatten erwartet, daß die Westmächte ihren Unabhängigkeitsbestrebungen großes Gewicht beilegen und zu gunsten des neuen Magyarenstaats gegen Österreich und Rußland Stellung nehmen würden; besonders auf englische Unterstützung glaubten sie rechnen zu dürfen. Sie mußten nun erfahren, daß die ungarische Frage keine europäische ist, daß der Bestand eines selbständigen ungarischen Heers und eines ungarischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten von niemand als Bedürfnis erkannt wurde als von jenen ungarischen Politikern, deren Triebfeder nicht Vaterlandsliebe, sondern überspannte Ehrsucht war.

C. Schleswig-Holstein.

Eine durchaus gesunde und kraftvolle Äußerung des Nationalgefühls entsproß auf dem Boden jener „meerumschlungnen" Herzogtümer, deren Herren seit dem 15. Jahrhundert auch Könige von Dänemark geworden waren. Sie hatten in den schweren Zeiten, die durch die

Digitized by Google

Kämpfe um die Ostseeherrschaft über sie gekommen waren (vgl. Bd. VII), ihr mehrfach verbrieftes Recht auf Sonderverwaltung zwar nur selten in Erinnerung zu bringen vermocht; aber sie waren deutsch geblieben, während der königliche Zweig des Hauses Holstein-Oldenburg, einer der ältesten deutschen Herrenfamilien, dänisch zu werden vorgezogen hatte. Zur Erhaltung der deutschen Gesinnung in Schleswig und Holstein haben die Mitglieder des wiederholt geteilten herzoglichen Hauses Holstein wesentlich beigetragen und ihre Unabhängigkeit gegenüber den dänischen Vettern durch ihre Beziehungen zum Reich und zu den deutschen Nachbarn gestützt. Noch im 18. Jahrhunderte war das Bewußtsein der Selbständigkeit bei den Ständen der beiden Herzogtümer so stark, daß es der dänischen Regierung nicht gelang, dem „Königsgesetze" von 1660, das die ständische Verfassung aufhob und die Alleinherrschaft der dänischen Linie des Hauses Oldenburg befestigte, auch in Schleswig und Holstein Geltung zu verschaffen.

Der Wiener Kongreß wäre in die Lage gekommen, die Rechte der deutschen Länder zu wahren und sie dem Anhänger Napoleons für immer abzunehmen; die Metternichsche Politik hat aber, wie alle nationalen Angelegenheiten, so auch diese verpfuscht, indem sie nur Holstein in den Deutschen Bund einbezog, Schleswig der Willkür der Dänen überließ. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit erfüllte jedoch die gesamte Bevölkerung beider Länder nach wie vor. Er gewann an Kraft und unmittelbarer Wirkung, als Dänemark so unklug war, durch ungerechte Bestimmungen für die 1813 gegründete Reichsbank die Deutschen zu übervorteilen und so selbst dem einfachsten Bauernverstande den Nachteil der dänischen Herrschaft klar zu machen. Aus dem Kampfe gegen das dänische Papier- und Kupfergeld, das den Herzogtümern aufgenötigt wurde, während ihr gutes Silber nach Kopenhagen floß, konnte von den Führern der deutschen Patrioten ein staatsrechtlicher gemacht werden, nachdem König Christian VIII. in dem „Offnen Briefe" vom 8. Juli 1840 die Absicht der dänischen Regierung kundgegeben hatte, auch für den Fall des Erlöschens des Mannesstamms seiner Familie die ungeteilte Vererbung der „Gesamtmonarchie" nach dem dänischen Königsgesetz in weiblicher Linie zu erzwingen. In den Herzogtümern rechnete man mit dem voraussichtlichen Eintritte der Erledigung des Throns, da Christians einziger Sohn Friedrich kinderlos und kränklich war, und erblickte darin die Erlösung von der Fremdherrschaft; denn ihre Verfassung kannte nur die Erbfolge in männlicher Linie, der zufolge das herzogliche Haus Holstein-Sonderburg-Augustenburg zur Regierung berufen war, während in Dänemark der mit Luise von Hessen-Kassel, einer Nichte Christians VIII., vermählte Prinz Christian von Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Nachfolge zu gewärtigen hatte. Gänzliche Trennung von Dänemark ward zur Losung Schleswigs, die nicht nur in zahlreichen Volksversammlungen ausgegeben, sondern auch von der Ständeversammlung zur Richtschnur genommen wurde: diese verwahrte sich gegen die Trennung von Holstein und gegen eine andre Vererbung des Lands als im Mannsstamme.

Der Tod Christians VIII. am 20. Januar 1848 und der Regierungsantritt seines Sohns Friedrich VII. brachte in Verbindung mit dem Eindrucke, den die Revolutionen von Paris, Wien und Berlin hervorriefen, in den Herzogtümern den Entschluß zur Reife, sich selbst zu ihrem Rechte zu verhelfen und für ihre Eigenberechtigung einzutreten. Wäre der König diesem Streben durch volle Anerkennung der Landesverfassungen und Gewährung einer nationalen Sonderstellung und Verwaltung entgegengekommen, so hätte er vorläufig den Besitz der beiden Lande in der Form der Personalunion ohne Waffengewalt festhalten und vielleicht auch für die Zukunft retten können; er ließ sich jedoch von den „Eiderdänen" lenken, die unter Preisgabe Holsteins die Einverleibung Schleswigs in Dänemark verlangten und als geschichtlich

Digitized by Google

begründete Grenze der dänischen Macht die Eider bezeichneten. Diese Partei verlangte eine Gesamtverfassung konstitutionellen Charakters und veranlaßte den König, ein Ministerium aus ihrer Mitte zu wählen und einer nach Kopenhagen entsandten Abordnung der schleswig-holsteinischen Stände am 22. März 1848 den Beschluß der Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie zu verkünden. Die Landesversammlung zu Rendsburg hatte sich indessen schon dafür entschieden, den Kampf gegen die Eiderdänen aufzunehmen, und bestellte am 24. März eine provisorische Regierung für beide Herzogtümer zu Kiel, die im Namen des angeblich von den Dänen gefangen gehaltnen Herzogs Christian von Augustenburg geführt werden solle, bis dieser so weit frei geworden sei, um seine deutschen Lande selbst regieren zu können.

Die gesamte Bevölkerung, auch die Besatzungen der wichtigsten Orte, erkannten die neue Regierung an; sie konnte jedoch nicht rasch genug eine dem dänischen Heere gleichwertige Wehrmacht aufstellen und bewarb sich daher um preußische Hilfe. Dieser scheinbar kluge Schritt erwies sich in der Folge leider als unglücklich; denn das Schicksal der Herzogtümer wurde dadurch an die unentschiedne, schwankende, sich immer kläglicher gestaltende Politik Friedrich Wilhelms IV. gekettet, der nicht im stande war, auch nur eine einzige von den vielen nationalen Pflichten, von denen sein Mund überfloß, wirklich zu erfüllen. Seine ersten Entschlüsse in der schleswig-holsteinischen Sache waren zwar außerordentlich mutig: schon am 3. April 1848 trafen zwei preußische Garderegimenter in Rendsburg ein, und ihr Befehlshaber, General Eduard von Bonin, richtete am 16. die Aufforderung an die dänischen Truppen, die sich nach einem siegreichen Gefechte mit den noch ungeübten Schleswig-Holsteinern bei Bau (9. April) der Stadt Schleswig bemächtigt hatten, diese und das Herzogtum zu räumen. Am 12. April hatte auch der Bundestag in Frankfurt die provisorische Regierung in Kiel anerkannt und zum Schutze des Bundesgebiets das 10. Bundesarmeekorps (Hannover, Mecklenburg, Braunschweig) mobilisiert; der preußische General Friedr. Heinr. Ernst von Wrangel vereinigte es mit den eignen Truppen und lieferte am 23. den Dänen die Schlacht bei Schleswig, die sie zum Rückzuge nach Alsen und Jütland nötigte.

Das rasche Eingreifen Preußens konnte in den Herzogtümern sowohl wie in ganz Deutschland, wo man deren Befreiungskampf mit Begeisterung aufnahm und als gemeinsame Angelegenheit aller deutschen Stämme erklärte, den Glauben erwecken, daß Friedrich Wilhelm geneigt sei, der Vollstrecker des Willens der Nation in den Nordmarken zu werden; nur zu bald aber zeigte es sich, daß der Einspruch Englands und Rußlands genügte, um Preußen von der thatkräftigen Fortführung des Kriegs bis zu einem die Interessen der deutschen Herzogtümer wahrenden Friedensschluß abzuhalten. Der König wurde in seiner Herzensangst, er könne vielleicht doch eine revolutionäre Bewegung unterstützen, an der Rechtmäßigkeit seines Vorgehens irre und ließ sich durch die Drohungen seines russischen Schwagers Nikolaus I. bestimmen, in Unterhandlungen mit Dänemark einzutreten; ihr Ergebnis war der am 26. August 1848 zu Malmö auf sieben Monate abgeschloßne Waffenstillstand, worin Preußen die Räumung des Herzogtums Schleswig zugestand. Eine von Dänemark und Preußen gemeinsam zu bestellende Kommission von fünf Mitgliedern hatte die Regierung der Herzogtümer zu übernehmen. Das Frankfurter Parlament machte zwar einen Versuch, die von Preußen ohne Zuziehung des auf den Kriegsschauplatz geschickten Reichskommissars Max von Gagern eingegangnen, den Gesinnungen des deutschen Volks nicht entsprechenden Bedingungen zurückzuweisen; aber es sah sich außer stande, den mit geringer Mehrheit in dieser Frage gefaßten Beschlüssen Geltung zu verschaffen, und mußte dem Waffenstillstande nachträglich seine Zustimmung erteilen.

Digitized by Google

Die Stände von Schleswig und Holstein hatten mittlerweile, nachdem sie noch rasch ein Gesetz über allgemeine Wehrpflicht angenommen hatten, einer „konstituierenden Landesversammlung" Platz gemacht, die am 15. September ein neues Staatsgrundgesetz beschloß: demzufolge beruhte der Zusammenhang der Herzogtümer mit der Krone Dänemark ausschließlich auf der Person des gemeinsamen Herrschers. Die dänischen Mitglieder der Regierungskommission nahmen die neue Verfassung nicht an und beanstandeten auch die Vornahme von Wahlen zum Frankfurter Parlament in Schleswig; bald zog Dänemark sogar die Anerkennung der Regierungskommission selbst zurück. Die Zeit des Waffenstillstands verstrich, ohne daß es Preußen gelungen wäre, eine Einigung unter den Großmächten in der schleswig-holsteinischen Frage zu erzielen; im Februar 1849 trat daher der Kriegszustand wieder ein. Preußische, Bundes-Truppen und ein schleswig-holsteinisches Korps, in das viele preußische Offiziere mit königlichem Urlaub eingetreten waren, kämpften siegreich bei Eckernförde (5. April; s. die beigeheftete Tafel „Das dänische Linienschiff Christian VIII. fliegt bei Eckernförde in die Luft") und Kolding (23. April 1849). Dagegen wurde bei der Belagerung der dänischen Festung Fridericia das schleswig-holsteinische Korps einer Niederlage ausgesetzt, die sogar den Rückzug hinter die Eider zur Folge hatte. Am 10. Juli 1849 schloß Preußen von neuem einen Waffenstillstand mit Dänemark; die Verwaltung der Herzogtümer wurde einer Kommission übertragen, die aus einem Dänen, einem Preußen und einem Engländer bestand.

Gleichzeitig führten Graf Friedrich Reventlow und Rechtsanwalt Wilhelm Hartwig Beseler im Namen der Landesversammlung die Statthalterschaft von Schleswig-Holstein in Kiel, suchten einerseits mit dem König-Herzog ein Abkommen zu treffen und bereiteten anderseits eine neue Erhebung des Volks gegen die immer heftiger sich äußernde dänische Gewaltherrschaft in Schleswig vor. Die Opferwilligkeit der deutschen Bevölkerung und die begeisterte Teilnahme vieler Freiwilligen aus allen Teilen Deutschlands brachte die einheimische Streitmacht auf 30,000 Mann und ermöglichte es sogar, eine schleswig-holsteinische Flotte in See stechen zu lassen. Als im Sommer 1850 Preußen sich den Anordnungen der Großmächte fügte und den „einfachen Frieden" mit Dänemark schloß (2. Juli), begann Schleswig-Holstein den Kampf um seine Unabhängigkeit mit eigner Kraft; er wäre nicht aussichtslos gewesen, wenn ein bessrer Feldherr als General Wilhelm von Willisen ihn geleitet, und wenn Preußen nicht auch seine beurlaubten Offiziere zurückberufen hätte. Willisen brach die noch unentschiedne Schlacht bei Idstedt (24. Juli) ab und trat einen voreiligen Rückzug an, verfolgte die bei Missunde (12. September) bereits errungnen Vorteile nicht und zog unverrichteter Dinge von Friedrichstadt ab, nachdem er bei einem nutzlosen Sturme 400 Mann geopfert hatte.

Der in Frankfurt wieder ins Dasein zurückgerufne Deutsche Bund erklärte nun, entgegen seinen frühern Beschlüssen, in denen das Selbstbestimmungsrecht der Herzogtümer anerkannt worden war, seine Zustimmung zu dem von Preußen geschloßnen Frieden; ein österreichisches Armeekorps wurde in Marsch gesetzt, um die Herzogtümer zu entwaffnen. Am 11. Januar 1851 mußte die Landesversammlung, obwohl sie noch über ein unbesiegtes, kampfbereites Heer von 38,000 Mann verfügte, den von Österreich und Preußen gemeinsam aufgestellten Forderungen nachgeben, das Heer auflösen und die Besitzergreifung beider Herzogtümer durch Dänemark geschehen lassen, das es sich seit 1852 angelegen sein ließ, den Wohlstand seiner deutschen Unterthanen nach Möglichkeit zu untergraben und sie für ihre nationale Gesinnung zu bestrafen. Diese unedle Politik erreichte jedoch den beabsichtigten Zweck nicht. Weder die Treulosigkeit der preußischen Regierung, noch die Willkürherrschaft der Dänen hat die nationale Kraft

Digitized by Google

Erklärung des umstehenden Bilds.

Im März 1849 hatte die deutsche Zentralgewalt in Frankfurt a. M. dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg den Befehl über eine Brigade bei der mobilen Reichsarmee in Schleswig-Holstein übertragen; dieser bildete sich aus dem sächsischen Obersten Eduard v. Treitschke (aus dessen Papieren sein Sohn Heinrich eine wesentlich berichtigte Darstellung des Gefechts von Eckernförde geschöpft und im 1896er Bande der Historischen Zeitschrift veröffentlicht hat) und zwei andern sächsischen Offizieren einen Generalstab, meldete sich am 1. April in Schleswig beim Oberbefehlshaber Generalleutnant K. L. W. E. von Prittwitz und erhielt den Auftrag, mit seiner Brigade (5 Bataillonen Infanterie aus Baden, Gotha, Meiningen, Reuß und Württemberg, 2 leichten Feldbatterien aus Hessen-Darmstadt und Nassau, 2 Schwadronen hanseatischer Dragoner = 3928 Mann, 12 Geschützen und 223 Pferden) als Reserve die weite Ostküste von der Schlei bis zum Kieler Meerbusen gegen Landungsversuche der Dänen zu decken. Nicht unter dem Befehle des Koburgers, sondern dem des Generals Eduard v. Bonin als Befehlshabers der Herzogtümer standen zwei in der Bildung begriffne schleswig-holsteinische Reservebataillone in Kiel und Eckernförde, die schleswig-holsteinische schwere Artillerie in Friedrichsort und in den Strandbatterien an den beiden Meerbusen. Am 2. April schlug der Herzog sein Hauptquartier in Gettorf (zwischen Eckernförde und Kiel) auf; von seiner Reservebrigade waren nur die Bataillone Gotha, Meiningen, Reuß und die nassauische Batterie am Schnellmarker Holze (= 2150 Mann mit 6 Geschützen) zur Stelle.

Eine starke halbe Stunde östlich von der ungedeckten Stadt Eckernförde lag, von hinten durch Landungstruppen leicht zu nehmen, die mit 2 Bombenkanonen und 4 Vierundzwanzigpfündern bewaffnete, von 55 Mann bediente Nordschanze auf einer kleinen Landzunge dicht am Strande, befehligt von dem schleswig-holsteinischen Hauptmann Eduard Jungmann (geboren 3. April 1815 zu Lissa in Posen, 1845—48 in der Türkei als Artillerielehrer, gestorben 25. März 1862 in Hamburg); schräg gegenüber, mehr im Innern des Meerbusens und kaum eine Viertelstunde vor der Stadt, lag die mit 4 schweren Geschützen ausgerüstete, von 37 Mann bediente, von dem schleswig-holsteinischen Unteroffizier Ludwig Theodor Preußer (geboren 11. Mai 1822 in Rendsburg, Kopenhagener Kadett, 1842 Landwirt, 1848 freiwilliger Kavallerist, dann Jäger auf Fehmarn und im Oktober Artillerist, Februar 1849 Bombardier, beim Herüberholen der gefangnen Dänen von dem brennenden „Christian VIII." mit dem explodierenden Schiff und dem dänischen Kapitänleutnant Krieger am 5. April 1849 untergegangen) befehligte und durch eine nur für Infanterie brauchbare Redoute gegen die Landseite leidlich gesicherte Südschanze.

Am Nachmittage des 4. April lief, da nach dem Ablaufe des Waffenstillstands am 3. April die Feindseligkeiten wieder beginnen durften, die dänische Flotte in den Eckernförder Meerbusen und verankerte sich gegenüber dem Südufer. Unter dem alten Kapitän Christian Karl Paludan, dem von dem dänischen Oberbefehlshaber General Krogh ein Vorstoß gegen den Eckernförder Busen aufgetragen war, standen das Linienschiff „Christian VIII." mit 84 Kanonen, die schnellsegelnde Fregatte „Gefion" mit 48 Kanonen, die beiden Dampfer „Hekla" und „Geyser" mit je 8 Kanonen und 250 Mann Landungstruppen auf 3 Yachten.

Der Hergang des deutscherseits mit besonderm Glücke durchgefochtnen Treffens am 5. April 1849 möge man bei Treitschke (a. a. O.; wieder abgedruckt in dem 4. Bande seiner ‚Historischen und Politischen Aufsätze', Leipzig 1897) nachlesen. Gegen 1 Uhr mittags hißte „Christian VIII." die Parlamentärflagge; doch die Hauptleute Jungmann, Wigand (der Eckernförder Etappenkommandant) und Irminger (der Befehlshaber des schleswig-holsteinischen Reservebataillons) erwiderten, daß sie das Gefecht fortsetzen würden, während der Koburger mit Hauptmann v. Stieglitz in moorige

Digitized by Google

Wiesen geriet und dann nach Gettorf fuhr. Nach 4 Uhr begann das in der Hauptsache von Jungmann, Preußer und dem nassauischen Hauptmann Müller bestrittne Artilleriegefecht von neuem. Gegen 6 Uhr strich die „Gefion" die Flagge, nicht lange danach auch das Linienschiff. Dem wiederherbeigeeilten Herzog übergab in der 7. Stunde Paludan seinen Degen; gegen ½8 Uhr flog der durch einen Bombenschuß der Nordbatterie in der 6. Stunde in Brand gesteckte „Christian VIII." in die Luft.

Während die Dänen außer den beiden Kriegsschiffen 131 Tote und 92 Verwundete, 44 Offiziere und 981 Mann an Gefangnen eingebüßt hatten, belief sich der Verlust der Deutschen nur auf 4 Tote und 14 Verwundete; v. Bonin ernannte Jungmann zum Major und setzte des gefallnen Preußers Namen in die Rangliste als Leutnant ein. Das Gallionbild vom „Christian VIII." aber mit der erbeuteten Danebrog-Flagge der „Gefion" und der Degen Paludans stehen heute noch in einer Trophäenhalle der Koburger Feste; vgl. das fröhliche Heldengedicht „Geisterspuk, oder Das große Umgehen auf der Veste Koburg" von Fritz Hofmann (Leipzig 1877).

„Js en Pracht in de Slacht unse Flagg, un uns Stollt!
Un Swatt, Roth un Gold sind ehr Farben.
Swatt de Dod! Roth dat Blot! Un de Friheit dat Gold!
Un för de, ja för de wüllt wi starben!"

(Johann Meyer im „Gröndunnersdag bi Eckernför"; Leipzig 1873.)

Der Maler des Bilds, der Hamburger Rudolf Hardorff (geb. 8. März 1815), eilte bereits am 6. April 1849 an Ort und Stelle (ein großer Holzsplitter vom „Christian VIII." befindet sich noch in seinem Besitze), skizzierte am Schauplatze des Kampfs die Norder- und die Süderbatterie und was sonst noch sichtbar war, und ließ sich namentlich von den Nassauern genauen Bericht über den Hergang des Treffens erstatten. So darf das (der Hamburger Kunsthalle gehörige) Gemälde den berechtigten Anspruch erheben, das Hauptereignis des Tags geschichtlich getreu wiederzugeben.

Digitized by Google

Das dänische Linienschiff „Christian VIII." fliegt bei Eckernförde in die Luft am 5. April 1849.
(Nach dem in der Hamburger Kunsthalle befindlichen Gemälde von Rudolf Hardorff.)

Digitized by Google

der deutschen Nordmarken gebrochen; beim Tode Friedrichs VII. (15. November 1863) machten sie ihre Rechte von neuem geltend und boten dem mittlerweile seiner Macht und seiner nationalen Bestimmung bewußt gewordnen Preußen Gelegenheit, sein Unrecht zu sühnen.

D. Der Panslawismus und die Polen.

a) Der Prager Slawenkongreß.

Zu den abenteuerlichsten Unternehmungen, die der sogenannte „Völkerfrühling" von 1848 ins Leben gerufen hat, gehört unstreitig der am 2. Juni in Prag eröffnete Slawenkongreß. Auf ihm wurde das Schlagwort von der slawischen Solidarität ausgegeben und der Begriff „Panslawismus" erfunden, der ängstlichen Gemütern noch jetzt bange machen kann, obwohl die Geschichte eines halben Jahrhunderts zu seiner Verwirklichung nicht das Geringste beigetragen hat. Es war gewiß selbstverständlich, daß in dem Augenblicke, wo die Völker Europas ihre Geschicke mitzubestimmen berufen wurden, auch die Slawen in der Aufstellung von Forderungen nicht zurückbleiben konnten; denn es gab slawische Völker, die schon lange ihrer nationalen Rechte beraubt oder, wie die Slowaken und ein Teil der Südslawen, noch gar nie zu ihrer Ausübung gelangt waren. Für sie war die Zeit ernster Prüfung gekommen: es mußte sich erweisen, ob sie überhaupt noch einer innern Entwicklung fähig seien und sich auf eine Stufe nationaler Selbständigkeit zu erheben vermöchten, oder ob sie auch mit Hilfe der ihnen gebotnen politischen Freiheit nicht jene gesellschaftliche Gliederung durchzuführen im stande seien, die zu einer einheitlichen Kulturentfaltung unerläßlich ist. Der erste Versuch der Bethätigung ist nicht sehr günstig ausgefallen; vielmehr hat er Mit- und Nachwelt darüber belehrt, daß die Slawen noch tief in den Kinderschuhen politischer Erkenntnis staken, daß sie an der Erreichung praktischer Erfolge durch eine Überschwenglichkeit des Verlangens, eine komisch wirkende Überhebung und Selbstüberschätzung gehindert werden und wenig oder keine Begabung zur Staatenbildung besitzen. Die Verschiedenheit ihrer Beziehungen zu andern Völkern, die Ungleichheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen sie lebten, der Mangel an politischer Erfahrung und Schulung wurden von ihnen ganz übersehen, die Notwendigkeit, sich erst innerhalb ihrer getrennten Lebensgebiete Bedeutung und Ansehen zu erringen, außer acht gelassen und das Hauptgewicht auf eine große Veranstaltung gelegt, die niemals politische Folgen haben konnte. Hätte man sich darauf beschränkt, die gemeinsamen Interessen der österreichischen Slawen zu besprechen, so wäre es vielleicht möglich gewesen, ein politisches Programm dafür aufzustellen: es lag ja nahe, durch die Forderung eines Zentralparlaments und durch Bekämpfung der ungarischen Selbständigkeit die Mehrheit der Slawen gegenüber Deutschen, Magyaren und Italienern zur Geltung zu bringen. Aber die Teilnahme der Polen, deren Ziele nicht auf dem Boden der habsburgischen Monarchie zu erreichen waren, das Erscheinen des radikaldemokratischen Russen Michael Bakunin und türkischer Unterthanen erweiterte den Kreis der zu behandelnden Fragen ins Ungemeßne und führte zu den willkürlichsten Aufstellungen, deren Erfüllung ganz außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit lag. Das Grundübel der slawischen Politiker, ihre Ansprüche nicht verständig begrenzen zu können und sich stets für mächtiger und stärker auszugeben, als sie wirklich sind, hat die großslawische Bewegung von vornherein bedeutungslos gemacht.

Der Slawenkongreß geriet gegen den Willen seiner Veranstalter, unter denen sich konservative österreichische Kavaliere befanden, in ein ausgesprochen demokratisches Fahrwasser, indem er die Errichtung national-slawischer Staaten von einem europäischen Völkerkongreß erwartete.

Digitized by Google

Zu diesen Staaten sollten gehören: Tschechien (Böhmen und Mähren), ein galizisch-schlesischer Staat, Posen unter preußischer Oberhoheit, bis sich die Bestandteile von Polen zu einem selbständigen Polenreiche verbinden sollten, ein Königreich Slowenien, das die slawische Bevölkerung von Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenland in sich aufzunehmen hätte. Die bisher unter habsburgischem Zepter stehenden slawischen Staaten durften sich zu einem Bundesstaate vereinigen; den deutschen Erbländern sollte es gnädigst freigestellt bleiben, ob sie ebenfalls in diesen eintreten oder sich dem durch das Frankfurter Parlament zu schaffenden Staat anschließen wollten. Das Verhalten der Slowaken, Kroaten und Serben sollte davon abhängen, ob ihnen die Magyaren völlige Gleichberechtigung gewähren würden; wäre dies nicht der Fall, müßte es auch zur Bildung eines slowakischen und eines großkroatischen Reichs kommen. Alle diese Schöpfungen hielten die Kongreßmitglieder für ausführbar, obwohl sie doch nicht leugnen konnten, daß die Slawen, denen angeblich das größte Maß von Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl innewohnen sollte, sich gegenseitig zu unterdrücken suchen und der Pole im Russen, der Ruthene im Polen, der Kroate im Serben seinen gefährlichsten Gegner erblickt.

Die tschechische Studentenschaft in Prag, die sich zu einer bewaffneten Ehrenwache des Kongresses organisiert hatte, gab sich nicht die geringste Mühe, ihren Deutschenhaß zurückzuhalten: sie lechzte danach, wie die Polen im Kampfe mit den Russen, nun auch als Streiter gegen das verfemte Deutschtum Großthaten zu verrichten. Das Kleinbürgertum schloß sich ihnen an, und auch die Arbeiter ließen sich am 12. Juni 1848 leicht dafür gewinnen, dem kommandierenden General in Prag, dem Fürsten Alfred Windisch-Graetz, eine Katzenmusik zu bringen, weil er sich geweigert hatte, den Studenten 60,000 Patronen und eine bespannte Batterie zur Verfügung zu stellen. Aus dieser entwickelte sich ein Aufstand, der von den Tschechenführern ausgebeutet wurde, obwohl sein Ursprung kaum auf nationale Begeisterung zurückzuführen ist, sondern in dem Vergnügen des tschechischen Pöbels an wüsten Auftritten gesucht werden muß. Die Mitglieder des Kongresses wurden davon sehr unangenehm überrascht und suchten sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen, als man ihnen zumutete, die slawische Solidarität im Barrikadenkampfe zu bewähren. Obwohl die verschüchterte, vor dem Pöbel der Residenz zitternde Regierung in Wien einen höchst überflüssigen Vermittlungsversuch machte, blieb Fürst Windisch-Graetz doch Herr der Lage und brachte es zur Bewältigung des Aufstands mit Waffengewalt und zur bedingungslosen Unterwerfung von Prag (vgl. oben, S. 194). Bald hatte er ganz Böhmen in seiner Gewalt; nun säumte die Partei des tschechischen Geschichtsforschers und Politikers Franz Palacky nicht länger, ihr Kongreßprogramm gänzlich fallen zu lassen, von den panslawistischen Idealen abzusehen und sich der österreichischen Staatsgewalt zur Verfügung zu stellen. Die tschechische Demokratie war abgethan; die sie überlebenden konservativen Tschechen wirkten bereitwilligst bei dem Feldzuge gegen die deutschen Demokraten mit und suchten ihre nationalen Pläne mit dem Fortbestand Österreichs in Einklang zu bringen. Palacky gewann am kaiserlichen Hoflager in Olmütz Einfluß und beantragte die Verlegung des Reichstags nach Kremsier, wo sein Schildknappe Ladislaus Rieger an der Zerklüftung der Volksvertretung durch Verhöhnung der deutschen Demokraten hervorragenden Anteil nahm.

Trotzdem die österreichischen Slawen durch den nicht zu unterschätzenden Anteil der Kroaten an dem Sieg über die unbotmäßigen Magyaren und durch ihre Abkehr von revolutionären Gelüsten zu einer sehr günstigen Stellung gelangt waren und um so leichter zur Herrschaft kommen konnten, je mehr sich die Deutschen durch ihren thörichten Radikalismus geschadet hatten, mangelte es ihnen doch an staatsmännischer Fähigkeit, um die Neuordnung des Staats in

Digitized by Google

ihrem Interesse durchzuführen; sie hatten nur den Schemel gebildet, auf dem der Hofadel und der Hofklerus zu unbeschränkter Macht sich erhoben. Sie bleiben ungeeignet zu dauernden politischen Schöpfungen, weil ihr blindes Wüten gegen die deutschen Landesgenossen, das nicht zum geringsten auf Neid und Mißgunst beruht, sie daran hindert, Bundesgenossen zu gewinnen, mit denen sie gemeinsam das Staatsinteresse wahren könnten. Die vergeblichen Bemühungen, die Alleinherrschaft in Böhmen anzutreten, haben sie um den Anteil an der Leitung des Staats gebracht, auf den nach der Stärke und Arbeitsleistung ihres Volksstamms und infolge ihrer unleugbaren Eignung für die Verwaltungsgeschäfte Anspruch hatten, wenn sie den Deutschen die Stellung gönnten, die ihnen durch den Entwicklungsgang der habsburgischen Monarchie und durch deren Bestimmung im europäischen Staatensysteme zukommt.

b) Der polnische Aufstand in Posen.

Für die Wiederherstellung der polnischen Selbständigkeit hätte das Jahr 1848 vielleicht Gelegenheit bieten können, wenn die Leiter der polnischen Nationalpolitik den Weg erkannt hätten, der allein Erfolg versprach. Nur in der Beschränkung auf das von Rußland besetzte Gebiet hätte dieser gesucht werden müssen; was nur an Kräften für den patriotischen Kampf aufzubringen war, hätte seine Verwendung auf russischem Boden finden können. Rußland war ganz und gar vereinsamt; es war undenkbar, daß irgend eine europäische Macht, wie Preußen 1831, ihm hätte zu Hilfe kommen können, wenn es mit der polnischen Nation in Kriegszustand geraten wäre. Österreich war außer stande, Galizien von der Beteiligung an einem polnischen Aufstand abzuhalten; Preußen aber hätte man soweit wie möglich für Polen gewinnen sollen, indem man seinen Besitz in Posen vor einer Einbeziehung in die polnische Selbstverwaltung sicher stellte. Der Zuneigung des deutschen Parlaments war die polnische Nationalpartei ebenso sicher wie der Unterstützung durch die französische Republik, solange die deutschen Interessen ungefährdet blieben.

Gerade das Gegenteil geschah: man begann mit einer Erhebung in Posen, mit der Bedrohung Preußens, mit Mord und Brand in deutschen Gemeinden, mit der Zurückweisung deutscher Bildung, deren Einfluß auf den Kulturzustand des polnischen Volks kaum hätte nachteiliger wirken können als die Willkür und Grausamkeit russischer Beamten und russischer Polizei. Ludwig von Mieroslawski, ein gelehrter Schwärmer, aber kein politischer Kopf, rechnete auf den Sieg der europäischen Demokratie und glaubte, ihn gerade dort befördern zu müssen, wo die Macht der Konservativen am festesten zu wurzeln schien, in Preußen; deshalb begann er, nachdem ihm die Märzbewegung die Freiheit gebracht hatte, seine revolutionäre Thätigkeit in Posen. Am 29. April 1848 focht er an der Spitze von 16,000 Aufrührern unglücklich gegen den Obersten Heinrich von Brandt bei Xions; am 30. warf er ein preußisches Korps bei Miloslaw zurück. Aber da weder aus Russisch-Posen Zuzug kam, noch die Disziplin der preußischen Armee durch demokratische Umtriebe zerstört werden konnte, war der Feldzug in Posen aussichtslos; Ende Mai war er zu Ende: die bewaffneten Scharen waren zersprengt, Mieroslawski zur Flucht gezwungen. Er hat später (Frühjahr 1849) in Sizilien und in Baden seine militärischen Kenntnisse der Revolution zur Verfügung gestellt und mit bewunderungswürdiger Treue den Glauben an die Heilwirkungen der demokratischen Grundsätze trotz ihres Mißbrauchs durch die radikalen Narren und Schurken festgehalten. Von ihm rühren vortreffliche Darstellungen der Revolution von 1830—31 (Paris 1836—38) und des Posenschen Aufstands (Paris 1853) her, in denen er an seinem eignen Volke Kritik übt.

Digitized by Google

9. Die rote und die demokratische Republik in Frankreich.

A. Die Radikalen im Mai und Juni 1848.

Jene europäische Demokratie, die auf den Trümmern der bestehenden Staaten ihr Banner entfalten und unter ihm neue Staatsgebilde errichten wollte, von deren Wesenheit sich aber keiner ihrer Anhänger eine Vorstellung machen konnte, war bereits in Frankreich aufs Haupt geschlagen worden, als man in Italien, Deutschland und Österreich noch immer für sie schwärmte und ihr blutige Opfer brachte. Es ging mit ihr wie mit allen politischen Idealen; wenn man zu ihrer Verwirklichung schreiten zu können glaubt, erkennt man plötzlich, daß es keine einheitliche Vorstellung davon gibt, und daß sie in der Wirklichkeit die verschiedensten Formen annehmen können. Das Volk, dessen Souveränetät angestrebt wird, kann sich in der Bekämpfung unbrauchbarer Regierungen noch als ein Ganzes darstellen; doch in dem Augenblicke, wo es sich darum handelt, eine Herrschaft zu errichten, zerfällt es in eine große Zahl von Interessengruppen, die unmöglich durch dieselben Einrichtungen befriedigt werden können. Nicht nur die Ungleichheit des Besitzes schließt die gleichzeitige Erfüllung aller Wünsche aus, sondern auch das Streben nach Macht, die ohne Anhäufung von Rechten auf der einen Seite und ohne Beschränkung auf der andern nicht ausgeübt werden kann.

Als die 900 Vertreter des französischen Volks am 4. Mai 1848 (vgl. S. 174) die Republik als die Staatsform Frankreichs erklärt hatten, erachtete der größte Teil der Wähler die Revolution für abgeschlossen und verlangte nach öffentlichen Gewalten, von denen die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung und die Herabsetzung der dem Steuerzahler auferlegten Lasten erwartet werden konnte. Der am 10. Mai gewählte Exekutivausschuß, dessen Vorsitz dem großen Physiker Dominique François Arago zugefallen war, erkannte die ihm vom Land übertragne Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung und war entschlossen, sie ehrlich durchzuführen. Er sah sich aber schon in den ersten Tagen seiner Amtsführung einem organisierten Gegner gegenüber, der von der Regierung ausgeschlossen war, diese jedoch für sich allein beanspruchte. Demokraten waren beide Teile, die Regierung und die Opposition; beide traten im Namen des souveränen Volks in die Schranken, die Erwählten der besitzenden Klassen und die Führer der Arbeitslosen und Arbeitsunlustigen, die sich seit zwei Monaten in den „Nationalwerkstätten" von Frankreich für wertlose Dienste hatten bezahlen lassen.

Schon am 15. Mai begannen die Radikalen, die kommunistische oder sozialpolitische Pläne verfolgten oder überhaupt nur die Gewalt in die Hand bekommen wollten, um sie zu ihrem Vorteil auszubeuten, den Vorstoß gegen die zur Herrschaft gelangte Partei; die Teilnahme für Polen gab ihr den Vorwand dazu. Louis Blanc, L. A. Blanqui, P. J. Proudhon, Etienne Cabet (Bd. VII, S. 406) und François Vincent Raspail waren ihre Führer; Ledru-Rollin weigerte sich, mit ihnen zu gehen. Schon hatten sie sich des Stadthauses bemächtigt, als noch rechtzeitig einige Nationalgarde-Bataillone anmarschierten und die angesammelten Massen zersprengten. Während man die Leiter der Verschwörung vor den Gerichtshof von Bourges stellte, der mit Ernst und Strenge gegen sie vorging, wurden die Nationalwerkstätten, die Frankreich täglich 250,000 Franken kosteten und nichts als Sammelplätze für Unzufriedne und Meuterer waren, geschlossen. Diese Verfügung, die mit der Aufforderung an die Arbeiter verbunden war, sich zur Verwendung in den Provinzen zu melden, rief den Juni-Aufstand hervor, eine Straßenschlacht, in der die radikale Demokratie, die sich unter der roten Fahne sammelte, mit

Digitized by Google

den demokratischen Republikanern, deren Losung die „république sans phrase“ wurde, ein Ringen auf Leben und Tod begann. Die Monarchisten stellten sich selbstverständlich an die Seite der republikanischen Regierung; das Linienmilitär und die Nationalgarde hielten treu bei ihr aus. Der Kriegsminister General Louis Eugène Cavaignac, der eine rühmliche Soldatenlaufbahn in Algier hinter sich hatte, leitete am 23. Juni, unterstützt von den Generalen Lamoricière (S. 170) und Ed. Ad. Damesme, den Widerstand gegen die aus den Vorstädten nach dem Mittelpunkte von Paris anrückenden Scharen mit Erfolg ein; als trotzdem die „Roten“ nicht zur Versöhnung geneigt waren, übertrug ihm die Nationalversammlung am 24. Juni die Diktatur. Er verhängte nun den Belagerungszustand über Paris und verfolgte die Aufständischen, denen auch der Tod des Erzbischofs Denis Auguste Affre (25. Juni) zugeschrieben wurde, bis in die Vorstadt Saint-Antoine, wo am 27. Juni ein furchtbares Blutbad dem Kampf ein Ende machte.

B. Die Präsidentschaft Louis Napoleons.

Der Sieg war mit schweren Opfern erkauft worden; Tausende von Verwundeten lagen in den Spitälern von Paris und seiner Umgebung. Die Zahl der Toten ist nie festgestellt worden, aber sie blieb hinter der einer großen Feldschlacht nicht zurück; unter ihnen befanden sich neun Generale, auch einige Abgeordnete. Ein wichtiger Umschwung in der öffentlichen Meinung war eingetreten; sie wendete ihre Gunst den konservativen Kreisen zu und widerstrebte dem Ausgleiche mit den Radikalen. Die demokratische Republik stützte sich auf die Beteiligung der frühern „Konstitutionellen“; Thiers, Montalembert und Odilon Barrot (vgl. S. 123 f., 134 und 173) traten wieder in den Vordergrund. Cavaignac war zwar an die Spitze des Exekutivausschusses gestellt worden; aber seine Volkstümlichkeit verblaßte rasch, da er den Kleinbürger weder durch Versprechungen von Steuernachlaß noch durch glänzende Reden zu fesseln verstand. Die Verfassung, die von der Nationalversammlung nach zweimonatiger Beratung beschlossen wurde, wahrte den Grundsatz der Volkssouveränetät, indem sie die Wahl des Präsidenten der Republik nicht den Abgeordneten überließ, sondern eine Volksabstimmung darüber anordnete; sie eröffnete dadurch aber der Beeinflussung der Massen durch geschickte Agitatoren Thür und Thor und bahnte einem ehrgeizigen Mitgliede der Familie Bonaparte den Weg zur Herrschaft, das seit dem 26. September 1848 als mehrfach gewählter Volksvertreter einen Platz in der Nationalversammlung eingenommen hatte.

Charles Louis Napoléon hatte seit seiner Flucht aus Ham (S. 171) sehr zurückgezogen in England gelebt. Der Ausbruch der Februarrevolution erfüllte ihn mit stolzen Hoffnungen für seine Zukunft; er war jedoch durch die Erfahrungen von Straßburg und Boulogne gewitzigt genug, um sich nicht zu übereilten Schritten verleiten zu lassen, die ihm seine Anhänger in Frankreich sofort zumuteten. Die Überzeugung, daß seine Zeit kommen müsse, stand ihm felsenfest, und dies erleichterte ihm das Erwarten des Augenblicks, wo er zur That schreiten durfte. Nachdem er der Republik den Dank dafür abgestattet, daß ihm nach 33jähriger Ächtung und Verbannung die Rückkehr in die Heimat ermöglicht worden sei, und seinen Abgeordnetenkollegen die Versicherung gegeben hatte, daß er an ihren Arbeiten, die er bisher nur „durch Lesen und Nachdenken kennen gelernt“ habe, mit Hingebung und Eifer teilnehmen wolle, wurde er als Kandidat für die Stelle des Präsidenten nicht nur von seinen persönlichen Freunden und den Anhängern des bonapartistischen Kaiserreichs, sondern auch von zahlreichen konservativ gesinnten Männern in Aussicht genommen, die von starren Republikanern wie Cavaignac keine Rettung vor der drohenden Anarchie zu erwarten vermochten. Ultramontane, Orleanisten,

Digitized by Google

Legitimisten und Sozialisten vereinigten sich mit ihnen aus Abneigung gegen die republikanischen Doktrinäre und beeinflußten die Stimmenabgabe, die am 10. Dezember 1848 stattfand. Eine unerwartet große Mehrheit: 5½ Millionen gegen 1½, die sich auf Cavaignac vereinigten, fiel dem Sohne Louis Bonapartes und der Hortense Beauharnais zu, den niemand für einen großen Politiker hielt, den aber jede Partei zu ihren allgemeinen oder zu den besondern Zwecken ihrer ehrgeizigen oder stellensüchtigen Führer verwenden zu können hoffte. Die Nationalversammlung behandelte ihn nicht sehr schmeichelhaft, als am 20. Dezember das Ergebnis der Abstimmung verkündet wurde. „Einige, die in der Nähe vom Platze Louis Bonapartes saßen", erzählt Victor Hugo, „riefen Beifall; der ganze übrige Teil der Versammlung beobachtete ein eisiges Schweigen. Marrast, der Vorsitzende der Versammlung, forderte den Erwählten des Lands auf, den Eid zu leisten. Louis Bonaparte im schwarzen, zugeknöpften Rocke, den Stern der Ehrenlegion auf der Brust, trat durch die Thüre rechts ein, stieg zur Tribüne hinauf und sprach mit ruhiger Stimme die ihm von Marrast vorgesprochnen Worte; dann verlas er in dem ihm eignen, unangenehmen Dialekt eine nur selten von Lauten des Beifalls unterbrochne Rede. Er spendete darin Cavaignac alles Lob, und dies gefiel. Nach einigen Minuten hatte er schon geendet und verließ die Tribüne, nicht wie Cavaignac unter lauten Zurufen, sondern unter dem einen allgemeinen Ruf: ‚Es lebe die Republik!'" Der mit so viel Mißvergnügen und Gleichgiltigkeit, mit wenig Achtung und ohne jede Spur von Begeisterung aufgenommne „neue Mann" hat ohne Genie und Leidenschaft, mit einer sehr bescheidnen Begabung, aber mit viel Berechnung und Verständnis für die Wirkung von Gemeinplätzen und für die niedrigen Triebe in den Handlangern seiner Politik nicht nur das Interesse von Frankreich, sondern die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zu vereinigen verstanden.

Der Präsident der bürgerlichen Republik aus der Familie des großen Eroberers und Weltbezwingers, an den sich doch jeder Franzose, dessen Vaterlandsliebe nicht im Legitimismus ertränkt war, mit Stolz erinnerte, war eine schwer zu umschreibende Erscheinung: man wußte nicht, sollte man ihn als Prinz, als Hoheit, als Herr, als Monseigneur oder Bürger anreden; es mußte mehr aus ihm werden, oder eine neue Revolution mußte ihn wieder in das Dunkel zurückschleudern, aus dem er so plötzlich emporgetaucht war. An Revolutionen hatte man aber gerade genug. „Verdienst und Genuß" war die Losung; Louis Napoleon nahm sie auf. Victor Hugo behauptet, er habe ihm bei dem ersten Diner im Elysée die Grundzüge der Regierungskunst beigebracht. Unkenntnis mit der Stimmung im Volke, mit dem Nationalstolze sei Veranlassung zum Sturze Louis Philipps geworden; es müsse vor allen Dingen das Panier des Friedens erhoben werden. „Und wie?" fragte der Prinz. „Durch Siege, die Industrie und Fortschritt erringen, durch große Ziele für Kunst, Litteratur, Wissenschaft. Es kann die Arbeit des Volks Wunder schaffen. Frankreich ist eine erobernde Nation; erobert sie nicht mit dem Degen, so will sie durch ihren Geist, ihr Talent erobern. Halten Sie das im Auge, gehen Sie vorwärts — lassen Sie es aus den Augen, so sind Sie verloren." Über so schöne Redensarten verfügte Louis freilich nicht, aber mit dem Inhalte dieser Rede war er längst vertraut; nur faßte er den Gedanken noch etwas greifbarer. Er wußte, daß die Menschen die großen Bewegungen, die politische Erschütterung, den erkünstelten Nothurnschritt nicht allzulange ertragen: die meisten Menschen verlieren den Atem, wenn sie die Backen aufblasen; man muß sie also zu Atem kommen lassen, wenn sie ermüdet sind. So lange das Ruhebedürfnis vorwaltete, konnte der bürgerliche Napoleon der Liebling Frankreichs bleiben; als er sich wieder an die „großen Gefühle" wandte, da war seine Kunst zu Ende, wurde er klein und kindisch. Daß seine politische Richtung

Digitized by Google

dem Liberalismus nahestehe, den die Pariser Gesellschaft des Julikönigtums geschaffen hatte, bewies das neue Staatsoberhaupt, indem es Odilon Barrot an die Spitze seines Ministeriums berief; neben diesem trat einer seiner persönlichen Anhänger, Edouard Drouyn de l'Huys, zum erstenmal als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten hervor.

Das Bedürfnis nach Sicherung der Staatsgewalt gegen neue Anschläge der „Roten" beherrschte die Wahlen zur Nationalversammlung, die auf Grund des in die Verfassung aufgenommnen Wahlgesetzes im Mai 1849 vorgenommen wurden: die Mehrheit bestand aus ehemaligen Royalisten und Konstitutionellen, die nach dem Aufstande der Kommunisten vom Juni 1848 eine ausgesprochen rückbildende Politik einschlugen. Aus Angst vor der italienischen Demokratie, der sich Piemont in die Arme geworfen hatte, versäumte Frankreich die günstige Gelegenheit, die italienische Einheitsbewegung unter seinen Schutz zu nehmen und Österreich auf der apenninischen Halbinsel den Rang abzulaufen. Hätte es das Hilfegesuch Karl Alberts erhört, so wäre die Niederlage von Novara (S. 190) nicht über ihn hereingebrochen und die Erstarkung der österreichischen Regierung nicht zum Ausgangspunkt einer reaktionären Bewegung geworden, die bald nicht nur den Umsturzgelüsten der Radikalen, sondern auch den bescheidensten Forderungen gemäßigter Freiheitsfreunde entgegentrat. Louis Bonaparte hatte ein feines Gefühl dafür, daß die Gesinnung der breiten Bevölkerungsschichten mit dem wiedererwachten Selbstbewußtsein der Regierungskreise fast in ganz Europa zusammenfiel, daß die Ausschreitungen des leidenschaftlich erregten, sittlich verkommnen Pöbels bei den Besitzenden und Ruhebedürftigen das Vertrauen in die Macht der religiösen Führung und Erziehung wieder verstärkt hatte; er leistete daher den Ultramontanen den größten Dienst, der ihnen überhaupt geleistet werden konnte, indem er die Wiederherstellung der von der Demokratie beseitigten weltlichen Herrschaft des Papstes zuließ.

C. Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes.

Der „nationale Papst" Pius IX. hatte sich zwar im März 1848 zur Einführung einer konstitutionellen Verfassung im Kirchenstaate herbeigelassen, aber den Krieg Piemonts und die Teilnahme der römischen Truppen daran, die er nicht hatte hindern können, öffentlich verdammt. Schon durch diesen Schritt war die Begeisterung für ihn völlig abgekühlt worden. Die Stimmung der Römer gestaltete sich jedoch feindlich gegen ihn, als er der liberalen Gesetzgebung der Kammer seine Zustimmung versagte und die Regierung dem Grafen Pellegrino De Rossi übertrug. Mit dessen Ermordung (15. November 1848) begann die Revolution in Rom, die mit des Papstes Gefangensetzung im Quirinal, seiner Flucht nach der neapolitanischen Festung Gaëta (27. November) und der Einsetzung einer provisorischen Regierung endete. Der Papst wäre jetzt nicht abgeneigt gewesen, die ihm angebotnen Dienste Piemonts zur Wiedererlangung seiner Herrschaft zu benutzen; die am 5. Februar 1849 eröffnete konstituierende römische Nationalversammlung beschloß jedoch mit 120 gegen 23 Stimmen die Wiedererrichtung der römischen Republik und forderte damit den Papst dazu heraus, von den katholischen Mächten das bewaffnete Einschreiten zu seinen gunsten zu verlangen. Die römische Republik wurde der Mittelpunkt der italienischen Einheitsbewegung; Venedig, Toscana und Sizilien verbanden sich mit ihr. Mazzini (S. 174) trat an die Spitze des Triumvirats, das die vollziehende Gewalt der Republik besaß; Giuseppe Garibaldi (S. 191) wurde die Seele der nationalen Verteidigung, deren Hauptquartier nach Rom verlegt wurde.

Mit den Erben der Carbonari, mit den Häuptern der europäischen Umsturzpartei wollte die „demokratische Republik", die sich in Frankreich einzurichten begann, nichts zu thun haben;

Digitized by Google

sie glaubte zu ihrer Erhaltung des Bündnisses mit den Klerikalen auf keinen Fall entraten zu können. Deshalb verpflichtete sie sich im Einvernehmen mit Österreich, Spanien und Neapel zur Wiedereinsetzung des Papstes in seinen weltlichen Besitz und schickte sofort 20,000 Mann unter Marschall Oudinot ab, die sich am 25. April 1849 in den Besitz der Hafenstadt Civitavecchia setzten. Der Präsident hatte durchaus nicht die Absicht, den päpstlichen Absolutismus mit seiner schändlichen Verwaltung den Römern wieder aufzuzwingen: er suchte durch die Sendung des ihm vertrauten Unterhändlers Ferdinand de Lesseps eine Vereinbarung zwischen dem Papst und der römischen Bevölkerung zur Aufrichtung einer gemäßigt-liberalen Regierung zu bewerkstelligen. Aber Oudinot wandte zu früh Gewalt an; als er dabei vor den Mauern Roms eine Schlappe erlitten hatte (30. April), verlangte die militärische Ehre Frankreichs, die ein Napoleonide am wenigsten unberücksichtigt lassen durfte, die Eroberung der ewigen Stadt. So wurden republikanische Soldaten die Waffengefährten der rückschrittlichen Österreicher, die am 19. Mai in Bologna einzogen und Ancona halb in Asche legten (S. 191); sie eröffneten am 20. Juni die Beschießung gegen Rom, der viele der herrlichsten Kunstschöpfungen zum Opfer fielen, und erzwangen, nachdem Garibaldi mit 3000 Freiwilligen abmarschiert war, die Übergabe am 3. Juli 1849.

D. Der Staatsstreich.

Durch die Haltung in der römischen Angelegenheit und durch die Verweigerung jeder Unterstützung für die deutschen Demokraten, die im Herbst 1849 die letzten Anstrengungen zur Neugestaltung Deutschlands in republikanischer Form machten, geriet die französische Republik immer mehr in offnen Widerspruch mit ihren eignen demokratischen Einrichtungen. Ihr innrer Verfall wurde dadurch beschleunigt, daß ihre ungeschickt gemachte Verfassung namentlich daran krankte, daß einer mit allen Befugnissen der Gesetzgebung ausgerüsteten, für drei Jahre eingesetzten, unauflösbaren Kammer ein durch allgemeine Abstimmung gewählter Präsident gegenüberstand, dessen Amtsdauer nur vier Jahre währen sollte, nach deren Ablauf er nicht sofort wieder wählbar war. Aufrichtige Republikaner hatten vorausgesagt, daß die Volkswahl dem Präsidenten eine überflüssige Weihe und eine gefährliche Kraft verleihe; aber die Mehrheit der konstituierenden Versammlung wurde, wie Treitschke ausführt, „durch den Haß gegen die Republik bestimmt; sie wollte eine selbständige Gewalt neben dem Hause, um vielleicht dereinst den Thron herzustellen". Louis Bonaparte war am Werke, dies zu besorgen. Er trat schon am 31. Oktober 1849 mit einer Botschaft vor das Land, in der er sich als Vertreter des napoleonischen Systems aufstellte und die Erhaltung der Ruhe und der gesellschaftlichen Ordnung von seiner Stellung abhängig machte. Die Kammer stimmte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung am 31. Mai 1850 einem neuen Wahlgesetze zu, das ungefähr 3 von 10 Millionen Stimmen meistens städtischer Wähler beseitigte und zur Giltigkeit einer Wahl die Anwesenheit von einem Viertel der Wahlberechtigten verlangte; dadurch wurden die Radikalen aufs äußerste erbittert, die Konservativen aber noch nicht befriedigt. Der Präsident suchte auf zahlreichen Reisen dem Volke den Wert seiner Persönlichkeit vor Augen zu stellen und den Urwählern zu schmeicheln, deren Entscheidung allein er sich unterwerfen wolle.

Ein volles Jahr ging vorüber, bevor er es wagte, mit festen Plänen hervorzutreten; die Kammer ließ ihm bald ihre Macht fühlen, bald zeigte sie sich willfährig. Die Dreiviertelmehrheit aber, die zu dem Beschluß einer Verfassungsrevision notwendig war, konnte er nicht erreichen, obwohl von 85 Generalräten 79 sie verlangten. Es war kaum mehr zu bezweifeln, daß die

Digitized by Google

Präsidentenwahl im Mai 1852 die Revision durch die That erzwungen hätte: Louis Napoleon wäre unstreitig mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt worden, obwohl die Verfassung keine sofortige Wiederwahl gestattete. Eine solche Auflehnung der ganzen Bevölkerung gegen das Gesetz hätte jedoch kaum dazu beitragen können, die gesellschaftliche Ordnung, die auf dem gesetzlich festgelegten Rechte beruht, zu kräftigen; die Aufregung der Wahlzeit selbst konnte die radikale Bewegung, die namentlich in Südfrankreich, Marseille, Bordeaux über große Massen verfügte, zu einem neuen Ausbruche befördern. Das war es, was man in Hütten und Palästen fürchtete und eigentlich nur eine monarchische Regierung verhindern konnte. Wer mochte wohl von den eiteln, bissigen, wortreichen, selbstgefälligen, nur für den augenblicklichen Erfolg berechneten Reden, die in der Kammer gehalten wurden, eine wirkliche Besserung der Zustände erwarten; wer hatte sich wohl den kindlichen Glauben an die Fähigkeit und den guten Willen einer Volksvertretung nach den Erfahrungen, die seit 1830 gemacht worden waren, noch bewahrt? Das Parlament hat sich ganz unfähig gezeigt, die Gefahr des Staatsstreichs, die im Herbste 1851 von ihm nicht mehr verkannt werden konnte, abzuwenden; es hat selbst den Antrag abgelehnt, sich die Verfügung über das Heer gesetzlich zuzuwenden, obwohl ihm der Fortschritt nicht unbekannt geblieben war, den das Gefallen des Heers am neuen Cäsar gemacht hatte, obwohl sogar schon General Jacques Leroy de Saint-Arnaud aus Nordafrika verschrieben worden war, der die Gewaltschritte zur außerparlamentarischen Revision der Verfassung einleiten sollte.

Die Vorbereitungen zum Staatsstreiche, für den sich der Präsident nach langem Überlegen und Erwägen entschlossen hatte, wurden vom Grafen Charles Auguste Louis Joseph de Morny, einem Halbbruder Napoleons, dem Sohne seiner Mutter und des Grafen Aug. Ch. Flahault, geleitet; der treue Jean Gilbert Victor Fialin de Persigny unterstützte ihn, und Saint-Arnaud übernahm die militärische Inszenierung. Der 2. Dezember, der Tag von Austerlitz und der Krönungstag des großen Oheims, wurde Ende 1851 dazu bestimmt, dem klugen Neffen die Macht über Frankreich in die Hände zu liefern. Der Befehlshaber der Besatzung von Paris, General Bernard Pierre Magnan, gewann 20 Generale für die Sache Bonapartes, wenn es zum Kampfe kommen sollte. Louis selbst sah, nachdem er einmal zum Entschlusse gekommen war, ziemlich kaltblütig dem Ereignis entgegen. Morny, ein Spieler und Börsenheld, ließ an Staatspapieren aufkaufen, was nur zu haben war; denn er war sicher, daß die Börse den Staatsstreich mit einer großen Kurssteigerung begrüßen werde. Dieser begann damit, daß der Polizeidirektor Charlemagne Emile de Maupas alle bedeutenden Persönlichkeiten der Kammer, darunter die Generale Cavaignac, Changarnier und Lamoricière, im ganzen etwa 60, um 4 Uhr morgens in ihren Betten überfallen und gefangen setzen ließ; gleichzeitig besetzte das Militär, das aus der Umgebung von Paris verstärkt worden war, die strategisch wichtigen Punkte um den Sitzungssaal der Nationalversammlung. Das aus dem Schlafe geweckte Paris las an den Straßenecken drei kurze Aufrufe an das Volk, an die Bevölkerung der Hauptstadt, an das Heer und eine Verordnung, wodurch die Nationalversammlung aufgelöst, das allgemeine Stimmrecht wiederhergestellt, der Belagerungszustand über Paris und die elf umliegenden Departements verhängt wurde. Vom 14. bis 21. Dezember wurden 10 Millionen Franzosen zu den Wahlurnen berufen, um ihre Stimme darüber abzugeben, ob sie die vom Präsidenten ihnen vorgeschlagne Verfassung gutheißen wollen oder nicht. Diese verlangte ein verantwortliches, auf zehn Jahre gewähltes Staatsoberhaupt, eine dreifache Volksvertretung durch einen Staatsrat, einen gesetzgebenden Körper und einen Senat, stellte aber die ausübende Gewalt unter die

Digitized by Google

Kontrolle des souveränen Volks. Der Präsident wurde bei seinem Erscheinen nicht nur von den Truppen, sondern auch vom Volke freundlichst begrüßt, die Abführung der Abgeordneten, die sich versammeln und gegen den Verfassungsbruch Einspruch erheben wollten, nicht gehindert.

Erst am 3. Dezember brach ein Aufstand der Radikalen und Sozialisten aus; im Mittelpunkte von Paris entstanden viele Barrikaden, um die mit Erbitterung gekämpft wurde. Die Beteiligung war jedoch nicht allgemein: die große Masse der Bürger blieb in den Häusern. Der Sieg des Militärs war vollständig; er wurde durch überflüssige Grausamkeiten zu einem Racheakte gegen die Demokraten, aber er sollte doch nur zur Befestigung der „demokratischen Republik" erfochten sein. Der Stamm der bewährten Barrikadenkämpfer wurde in diesen Tagen nicht nur in Paris, sondern in allen größern Städten Frankreichs, in denen sich die letzten Revolutionskämpfe abgespielt hatten, zersplittert und für lange Zeit zerstört.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolgs und der großartigen Versprechungen und bereits zur Anzahlung gelangten Belohnungen, die Louis Napoleon seinen Getreuen vom 2. Dezember zukommen ließ, erfolgte am 20. Dezember 1851 die Volksabstimmung über die Verfassungsänderung, richtiger über seine Erhebung zur Diktatur; 7,439,246 Franzosen stimmten dafür, 640,737 gegen ihn. Der Bonapartismus war in neuer Form zum Regierungssysteme Frankreichs erhoben. „Der härteste Absolutismus, den das 19. Jahrhundert kennt, ist durch eine Kundgebung des demokratischen Volkswillens gegründet. Dem neuen Herrscher standen in den ersten Jahren fast alle bedeutenden Geister der Nation, fast alle glänzenden Namen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und der Waffen als Feinde gegenüber — mit einer Einstimmigkeit, die in der Geschichte kaum erhört ist. Es begann eine Zeit, da die ermatteten Köpfe in dem reinen Nichts der Gedankenlosigkeit ausruhten und edlern Naturen fast alles verloren ging, was ihnen des Lebens besten Inhalt bildet; die Massen aber waren während einiger Jahre unleugbar glücklich und zufrieden. So gering ist die Bedeutung des Talents und des Gedankens in einem Zeitalter der Demokratie und der Volkswirtschaft." (Treitschke.) Frankreich hat sein Schicksal für die nächsten beiden Jahrzehnte dem Willen des Volks zu danken, das sich selbst erniedrigt und einem geschickten Abenteurer die Verfügung über sich eingeräumt hat.

10. Liberalismus, Radikalismus und Reaktion in Deutschland.

A. Das Frankfurter Parlament.

Am 18. Mai 1848 waren 586 Vertreter aller deutschen Stämme in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. eingezogen, um einen Staat zu schaffen, der allen Wünschen und Bedürfnissen des Volks entsprechen werde. Die überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten zur Nationalversammlung, unter denen sich viele ausgezeichnete Männer, Gelehrte, Industrielle, Beamte, Juristen, Gutsbesitzer von Bildung und Erfahrung befanden, war überzeugt, daß diese Aufgabe lösbar sei, und hatte die redliche Absicht und den besten Willen, ihre ganze Kraft dafür einzusetzen. In den Tagen, da „die Morgensonne der jungen Freiheit" die von Sehnsucht und Erwartung gerötеten Gesichter politischer Kinder (vgl. S. 182) beleuchtete, glaubte man an die Macht der Überzeugung, an die segensreichen Folgen unerschütterlicher Grundsätze, wie an die Verheißungen eines Evangeliums; man hielt die Kraft der Regierungen für gebrochen, diese selbst dem Volkswillen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und nahm an, daß ihnen gar nichts andres übrigbleiben könne, als sich den Beschlüssen der deutschen Konstituante zu fügen. Nur wenige zweifelten an der Zuverlässigkeit der parlamentarischen Einrichtungen und an der

Digitized by Google

Möglichkeit, den Ausdruck des wahren Volkswillens zu finden und ihm Geltung zu verschaffen. Niemand ahnte, daß man nach einem halben Jahrhunderte zur Erkenntnis gelangt sein werde, daß ein einheitlicher Volkswille überhaupt nicht zu erforschen sei, daß das Volk sich in gegeneinander kämpfende Klassen auflösen werde, daß nicht nur die Macht der Fürsten, sondern auch die der parlamentarischen, der politischen, sozialen, religiösen und nationalen Parteien über Recht und Vernunft gehen könne, und daß alle Ereignisse, die auf menschlichem Handeln beruhen, den Sieg der stärkern Willen über die schwächern bedeuten.

Es ist ein Merkmal aller politischen Systeme, die aus Theorien hervorgegangen sind, und deshalb auch des liberalen, das ersonnen und nicht praktisch erfunden worden ist, daß sie von der Unbrauchbarkeit, Unhaltbarkeit und Verwerflichkeit aller bestehenden Einrichtungen ausgehen, die sich in den Rahmen nicht einfügen; die erste Forderung liberaler Politiker ist daher zunächst immer auf die Beseitigung des Vorgefundnen gerichtet, damit der theoretische Aufbau ungehindert in Anwendung gebracht werden kann. Sie glauben ebenso wie Sozialisten und Anarchisten, es handle sich bei der Entwicklung von Staaten um die Errichtung von Neubauten, für die der nötige Bauplatz geschaffen werden müsse. Deshalb sind sie es, die den Radikalen stets die Wege ebnen, jenen ungeduldigen Durchgehern, die sich das Vergnügen des Niederreißens gönnen wollen, sogar ehe es auch nur einen Plan des Neubaus gibt, die den Idealismus mit seinem Strahlenglanze für sich in Anspruch nehmen, obwohl sie sich zur Ausgestaltung von Idealbildern nicht im geringsten eignen, sondern im besten Falle von einem heftigen Verlangen nach „Anderswerden" angetrieben sind, wenn es sich nicht um jene gemeine Begehrlichkeit handelt, die uns am häufigsten als Triebfeder des menschlichen Thuns entgegentritt. Die deutschen Liberalen rechneten daher weder mit dem Bundestage, noch mit den im Bunde vereinigten Staaten und deren Regierungen; sie übersahen die Formen, in denen sich das politische Leben der Deutschen seit Jahrhunderten abgespielt hatte, und gingen in ihren Reden mit Vorliebe auf die Stammesgliederung zurück, die dem Volke längst nichts mehr bedeutete, ja nicht einmal von den Gebildeten richtig beurteilt wurde. Sie wählten vor allem andern einen Verfassungsausschuß, der die Gestalt des künftigen deutschen Staats zu erfinden habe, und schufen eine Zentralgewalt für den noch nicht bestehenden Staat, dessen Verhältnis zu den thatsächlich im Besitz aller Machtmittel befindlichen Regierungen nicht klar und verständlich ausgesprochen war.

a) Die deutsche Nationalversammlung vom Mai bis zum September 1848.

Schon die Verhandlungen über die „Zentralgewalt" machten die unüberwindlichsten Hindernisse für die Schaffung einer allgemein befriedigenden Verfassung sichtbar, auch ohne daß die Regierungen sich irgend eine Einmischung erlaubt hätten. Die Demokraten wollten nichts andres, als einen Vollzugsausschuß der souveränen Nationalversammlung anerkennen; die Liberalen brachten verschiedne Vorschläge über einen von den Regierungen zu bildenden Dreierausschuß ein. Erst der „kühne Griff" des Präsidenten Heinrich v. Gagern löste die Verwirrung, indem er das Parlament aufforderte, aus eigner Machtvollkommenheit einen Reichsverweser zu bestellen, der zunächst die Geschäfte des aufzulösenden Bundestags zu übernehmen und mit Hilfe eines Reichsministeriums zu besorgen hätte. Mit 436 von 548 Stimmen wurde Erzherzog Johann von Österreich am 24. Juni 1848 gewählt, am 28. das Gesetz über die Zentralgewalt beschlossen. Wenn mit dieser Reichsverweserschaft nichts andres als eine Übergangsform bezweckt werden sollte, bis man über deren dauernde Gestaltung einig geworden sei, dann

Digitized by Google

war die Wahl des volkstümlichen, ideal veranlagten und dem Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens huldigenden Erzherzogs glücklich gewesen; wenn man aber von ihm erwartete, er selbst würde aus dem Scheine Wirklichkeit machen können, mit weitern kühnen Griffen in die Entwicklung des deutschen Staats eingreifen und zur Verwirklichung seines Daseins etwas Wesentliches beitragen, dann hatte man sich vollständig verrechnet. Erzherzog Johann war der Mann des guten Willens und der schönen Worte, voll Vertrauen in die „braven Menschen“ und stets geneigt, die „biedern“ Bewohner der Alpenländer den andern Deutschen als Muster aufzustellen, auch geistig anregend für kleinre Kreise und mit einem sichern Auge für ökonomischen Vorteil ausgestattet; aber zum Politiker war er durchaus nicht geschaffen. Seine politischen Pläne waren immer nebelhaft, ungreifbar gewesen; er bediente sich der Worte, wo die Begriffe fehlten, und kannte trotz seiner eignen, nicht immer erfreulichen Erfahrungen die Gesinnungen nicht genau, die ihm damals aus den Kreisen des österreichischen Hofs entgegengebracht wurden. Für den Augenblick bedeutete seine Wahl einen Ausweg aus Verlegenheiten aller Art: die Regierungen konnten sie anerkennen, ohne damit einen revolutionären Schritt gutzuheißen; sie konnten annehmen, daß damit der Anfang zur Herstellung des Einvernehmens mit den deutschen Herrscherfamilien gemacht werden sollte.

So war es aber von den führenden Parteien der Nationalversammlung nicht gemeint; nur die Konservativen, die Rechte oder, wie sie lieber genannt werden wollten, das rechte Zentrum, hielt an dem vernünftigen Grundsatze fest, daß die Herstellung eines verfassungsmäßigen deutschen Staatswesens nur durch Vereinbarungen zwischen dem Parlament und den Regierungen erreicht werden könnte. Alle andern Parteien waren darin einig, daß sich das Volk seine Verfassung geben müsse, weil sonst eine Anerkennung aller seiner Rechte nicht durchgesetzt werden könne. Schon dadurch war ein Erfolg ausgeschlossen; die Entscheidung wurde in weite Ferne gerückt, die günstige Zeit, in der die Regierungen sich noch zu Zugeständnissen an den Volkswillen genötigt erachteten, mit Beratungen verbracht und dem Partikularismus Gelegenheit zur Kräftigung gegeben. Nicht die Sorge um eine lebenskräftige, nach außen starke Vereinigung der Bundesländer beherrschte die Patrioten, sondern das Streben, dem doktrinären Liberalismus mit seinen weitgehenden Ansprüchen Gesetzesform zu verleihen und die Regierungen die Macht des entfesselten Volksgeists fühlen zu lassen. Die französische Revolution hatte für die Deutschen umsonst ihre tragische Geschichte gehabt; die Männer, in deren Hand das Geschick Deutschlands gelegt war, unter ihnen nicht wenige, die sich mit der Politik von berufswegen zu befassen hatten, dachten keinen Augenblick daran, daß ihre Wähler ein Recht darauf hatten, von ihnen wenigstens die Vermeidung der allergröbsten politischen Fehler zu erwarten.

Die starke Mehrheit, mit der die Einsetzung der Zentralgewalt zu stande gekommen war, zersplitterte sich bald danach in Gruppen, denen man den Charakter von politischen Parteien nicht mehr zuerkennen konnte, da sie sich voneinander nur in unwesentlichen Punkten unterschieden. Das Erbübel der Deutschen, der Mangel freiwilliger Unterordnung aus Rechthaberei und persönlicher Eitelkeit, übte eine geradezu verheerende Wirkung unter Monarchisten und Republikanern; die Gasthäuser reichten kaum aus, um allen Tischgesellschaften Herberge zu bieten, die sich in ihrem Gewissen verpflichtet hielten, politische Programme aufzustellen. Vom „Kasino“, wo die gemäßigten Liberalen unter Fr. Chr. Dahlmanns und Karl Mathys Führung sich zusammenschlossen, trennte sich bald der „Landsberg“ unter dem stürmischer auftretenden jungen Dichter Wilhelm Jordan ab. Vom linken Zentrum saßen ihrer fünfzig unter Robert v. Mohl im „Augsburger Hof“, ebenso viele unter dem Heidelberger Juristen Karl Anton Mittermaier,

Digitized by Google

einem gebornen Münchner, und dem Wiener Professor der Staatswissenschaft Karl Giskra im „Württemberger Hof“ (s. die obere Hälfte der Tafel bei S. 182). Die Linke tagte unter den beiden Kölnern, dem Tagesschriftsteller und Zigarrenhändler Karl Raveaux und dem ehemaligen Herausgeber des „Geächteten“ in Paris, Jakob Venedey, in der „Westendhalle“ und unter Wilhelm Löwe aus Kalbe im „Nürnberger Hofe“. Das „Deutsche Haus“ und der „Donnersberg“ nahm die äußerste Linke, die Radikalen, auf, unter denen der Leipziger Buchhändler Robert Blum und der Professor und Oberst der Gießner Bürgergarde Karl Vogt zu den gemäßigten gehörten, während Arnold Ruge, der sich bald wegen zu geringer Beachtung aus dem Parlamente davonschlich, Ludwig Simon aus Trier, Franz Heinr. Zitz aus Mainz und der in Reuß gewählte Schweizer Buchhändler und Schriftsteller Julius Fröbel in ihrem Freiheitsdrange bis an die anarchischen Grenzen gelangten, indem sie das unbedingte Recht der Selbstbestimmung nicht nur den Staaten, sondern auch den Gemeinden und jedem Einzelnen zuschrieben. Das „Steinerne Haus“ wurde zum Sitze der katholischen Konservativen: Professor Ignaz Döllinger aus München, Fürst Felix Lichnowski, General Joseph v. Radowitz und andrer, während die protestantischen unter Georg v. Vincke und dem Grafen Maximilian v. Schwerin im „Café Milani“, später im „Englischen Hofe“ verkehrten. Bei den neuen Klubbildungen im Herbst 1848 kamen auch noch die „Loge Sokrates“, das „Hôtel Schroeder“, der „Weidenbusch“ und andre zur Geltung. Die Scheidung in Monarchisten und Republikaner fiel mit den Klubs nicht völlig zusammen: nur die äußerste Linke war durchaus republikanisch; in der Linken gab es sehr viele Abgeordnete, denen die „Republik mit dem Großherzog an der Spitze“ die größte Sympathie einflößte. Als es zu den letzten Beratungen über die Reichsverfassung kam, trat eine neue Gliederung der Parteien ein: da standen sich namentlich die „Großdeutschen“, die auf der Gleichstellung Österreichs mit den reindeutschen Staaten bestanden, und die „Kleindeutschen“, die eine engere Vereinigung unter Preußens Führung und Ausschluß Österreichs anstrebten, schroff gegenüber.

Am 11. Juli 1848 hielt Erzherzog Johann seinen Einzug in Frankfurt; an demselben Tage löste sich der Bundestag auf. Der Reichsverweser setzte ein provisorisches Reichsministerium ein, das die Geschäfte der Zentralgewalt zu führen hatte, bis er selbst die ihm von seinem kaiserlichen Neffen übertragne Aufgabe in Wien vollbracht habe. Anfang August 1848 schlug er seinen Wohnsitz in Frankfurt auf und berief nun den Fürsten Friedrich Karl von Leiningen an die Spitze seines Ministeriums, dem der Österreicher Anton von Schmerling, der Hamburger Rechtsanwalt Moritz Heckscher, die Preußen Hermann von Beckerath (vgl. S. 169) und General Eduard von Peucker, der Bremer Senator Arnold Duckwitz und der Württemberger Robert von Mohl, Professor der Staatswissenschaft in Heidelberg, angehörten. Der Kriegsminister von Peucker hatte zur Feststellung der äußern Macht der Zentralgewalt am 6. August angeordnet, daß bei sämtlichen Truppenkörpern deutscher Staaten eine Ausrückung stattzufinden habe, bei der ein dreifaches Hoch auf Erzherzog Johann als Reichsverweser auszubringen sei. Die Art der Ausführung dieses Befehls lieferte deutlich den Beweis, daß die Regierungen ihn nicht als eine sie treffende Verpflichtung aufnahmen, sondern gerade nur so weit beachteten, wie es ihnen angemessen schien. Befolgt wurde er nur in Sachsen, Württemberg und in den Kleinstaaten. Preußen ließ nur seine Besatzungen in den Bundesfestungen an der Parade teilnehmen, Bayern die Truppen erst dem Könige huldigen und dann das Hoch auf den Reichsverweser folgen; in Österreich nahm man überhaupt nur in Wien von der Verordnung deshalb Kenntnis, weil sie den Erzherzog betraf: das Heer in Italien hat sich niemals um den deutschen Reichskriegsminister gekümmert.

Digitized by Google

Trotzdem war das Verhältnis der Regierungen zur Zentralgewalt nicht unfreundlich. Der König von Preußen brachte dem Reichsverweser persönliche Hochachtung entgegen und gab ihm auch bei den Festlichkeiten, mit denen die Stadt Köln am 14. August 1848 die vor 600 Jahren erfolgte Grundsteinlegung zum Dome feierte, Beweise freundschaftlicher Zuneigung; die meisten Bundesfürsten ehrten in ihm den Angehörigen des Hauses Österreich und standen mit ihm seit langem in vertrautem Verkehre. Die deutschen Regierungen ernannten auch Bevollmächtigte bei der provisorischen Zentralgewalt, die sehr geneigt gewesen wären, eine Art Fürstenrat neben der Nationalversammlung zu bilden: für den Reichsverweser ein gewiß sehr erwünschtes Vermittlungsorgan für den Gedankenaustausch mit den Regierungen; aber der demokratische Hochmut war zu festgewurzelt in der Paulskirche, als daß eine so günstige Wendung zum „Vereinbarungssysteme" geduldet worden wäre. Die Zentralgewalt mußte am 30. August erklären, daß die bei ihr bevollmächtigten Vertreter der Einzelstaaten die Befugnis, auf die Beschlußfassung der Zentralgewalt entscheidend einzuwirken oder irgend eine zusammenhängende Geschäftsführung auszuüben, in keiner Weise besäßen.

Von den auswärtigen Staaten, denen die neue europäische Großmacht durch besondre Gesandtschaften ihr Dasein bekannt gegeben hatte, erkannten sie in aller Form nur die Niederlande, Belgien, Schweden, die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika an; Rußland beachtete sie nicht, Frankreich und England beobachteten sie mit Zweifel und Unglauben. Österreich war im Sommer 1848 noch zu sehr in innre Wirren verstrickt, um die deutsche Frage ernstlich ins Auge fassen zu können: es besaß im Erzherzoge Johann eine Vertrauensperson an hervorragender Stelle und konnte sich seine Entschlüsse vorbehalten; mit Preußen aber führte der Kampf in Schleswig-Holstein sehr bald zu bedenklichen Verwicklungen. Über den Waffenstillstand von Malmö, den Preußen ohne Verständigung des von der Zentralgewalt in die Herzogtümer entsandten Reichsstaatssekretärs Max v. Gagern am 26. August abgeschlossen hatte (S. 203), geriet das Parlament in die höchste Aufregung. Es hatte die schleswig-holsteinische Frage zur Nationalsache erklärt und in Ausübung der früher dem Bundestage zukommenden Rechte die Mitwirkung an der Entscheidung darüber für sich in Anspruch genommen. Am 5. September beantragte Dahlmann die Einstellung der zur Ausführung des Waffenstillstands notwendigen Maßnahmen; der vom Reichsministerium befürwortete Antrag auf dessen Genehmigung wurde mit 244 gegen 230 Stimmen verworfen. Dahlmann, nunmehr vom Reichsverweser mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, mußte diesen Auftrag nach mehrtägigen, fruchtlosen Versuchen zurückstellen. Die Versammlung beriet über die angesichts des bereits in Ausführung begriffnen Waffenstillstands einzuschlagenden Schritte, ohne daß ihm ein Reichsministerium gegenüberstand; währenddessen verlor die demokratische Linke die Mehrheit in der Versammlung, so daß bei der Abstimmung die Anträge des Ausschusses, dem Waffenstillstande die Genehmigung zu versagen und Dänemark durch die provisorische Zentralgewalt den Krieg erklären zu lassen, mit 258 gegen 237 Stimmen verworfen wurden.

Dies gab den Anlaß zu einem Aufstand in Frankfurt, den die Mitglieder der äußersten Linken unter Führung von Zitz aus Mainz mit ihren Anhängern in der Stadt, im benachbarten Hessen und Baden eingeleitet hatten. Der Stadtsenat mußte um militärische Hilfe beim Mainzer Festungskommando ersuchen und am 18. September 1848 die Tagung der Nationalversammlung durch ein österreichisches und ein preußisches Linienbataillon schützen lassen, da die Revolutionäre nach Pariser Muster das Parlament durch Eindringen des bewaffneten Pöbels in Schrecken versetzen und die Eingeschüchterten zu Beschlüssen hinreißen wollten, die den Bürgerkrieg

Digitized by Google

entfacht hätten. Barrikaden wurden erbaut und an zwei Abgeordneten der Rechten, dem Fürsten Felix Lichnowsky und dem General Hans Adolf Erdmann von Auerswald, grauenhafte Mordthaten verübt. Nun konnte auch der langmütige Erzherzog-Reichsverweser nicht mehr auf eine gütliche Beilegung des Streits rechnen; die Truppen erhielten Befehl zum Angriff auf die Barrikaden und machten dem ganzen Unwesen in wenigen Stunden und ohne große Opfer ein Ende. Die Frankfurter Bürger waren den „Roten" nicht ins Garn gelaufen und hatten den wüsten Mordgesellen, mit deren Hilfe die deutsche Republik gegründet werden sollte, keinen Vorschub geleistet. Wenige Tage später ereilte auch den Berufsrevolutionär Gustav Struve (S. 175), der mit einer bewaffneten Bande von Frankreich aus in Baden eingefallen war, um der „großen Sache der Freiheit zum Siege zu verhelfen", das verdiente Schicksal: er wurde bei Lörrach am 25. September 1848 gefangen und hinter Schloß und Riegel gebracht.

b) Preußen in der zweiten Hälfte des Jahrs 1848.

Die Nationalversammlung konnte nun weiter tagen. Aber der Glaube an ihre erhabne Stellung und ihre Macht war merklich erschüttert; wenn der Einschüchterungsversuch der Radikalen gesiegt hätte, wäre ihr wohl ein rasches Ende beschieden gewesen. Nun durfte sie sich aber mit den „Grundrechten" beschäftigen, während die Regierungen in Wien und Berlin um die Rechte der Staatsgewalten kämpften. Die Unterdrückung der Wiener Empörung durch Windisch-Graetz hat ihre Wirkung auch in Preußen geübt. Die Überzeugung kam zum Durchbruche, daß die Ansprüche der Demokratie auf Teilnahme der Staatsbürger an den Aufgaben der Vollzugsgewalt, die Eingriffe in die Befugnisse der Regierung unbedingt zurückgewiesen und jeder Versuch der Gewaltanwendung gegenüber Regierungsorganen mit den schärfsten Maßregeln, wenn nötig mit den Waffen, im Keim erstickt werden müsse, wenn die Staatsordnung, ohne die es keinen ungestörten Genuß verfassungsmäßiger Rechte gibt, aufrecht erhalten werden solle. Man sah ein, daß die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Helden des Umsturzes die Freiheit jener an Zahl überwiegenden Klassen der Bevölkerung gefährde, die um den Preis der Sicherheit und Stetigkeit der Zustände gern auch auf einen Teil der ihnen nach der liberalen Schulmeinung zukommenden Rechte zu gunsten einer starken Regierung verzichten. Daß es dabei inmitten der unnatürlichen Aufregung, in der sich damals jedermann befand, nicht ohne Härten und Übergriffe der Regierungsorgane abgehen konnte, wird in ruhigen Zeiten leicht eingesehen — damals war dies Einsehen nicht möglich.

Daher geschah es, daß der Unwille über die Abgabe einer Salve auf demonstrierende Volksmassen in Schweidnitz (31. Juli 1848) die Nationalversammlung zu Schritten veranlaßte, die dem Ansehen und der in bewegten Zeiten sehr wohlthätigen Achtung vor der bewaffneten Macht Abbruch zu thun geeignet waren. Daraus ergab sich am 7. September der Rücktritt des seit dem 25. Juni amtierenden Ministeriums Auerswald-Hansemann; ihm folgte am 21. September ein Beamtenministerium unter dem Vorsitze des Generals Ernst von Pfuel, das weder beim Könige noch bei der Nationalversammlung Einfluß erlangte. In dieser gewann die Linke die Oberhand. Sie wählte zwar den gemäßigten Eisenbahnbauer Hans Viktor von Unruh zum Präsidenten, aber den Führer der äußersten Linken, den doktrinären Juristen Leo Waldeck, zu dessen Stellvertreter, strich bei der Verfassungsberatung den Beisatz „von Gottes Gnaden" im Titel des Königs und beschloß endlich am 31. Oktober 1848, die Reichsregierung in Frankfurt aufzufordern, sie möge den aufständischen Wienern zu Hilfe kommen. Dabei wurde ein andauernder Verkehr zwischen der Versammlung und den von den demokratischen Hetzern

Digitized by Google

zusammengetriebnen beschäftigungslosen Leuten unterhalten, die den Sitzungssaal der Abgeordneten im königlichen Schauspielhaus umlagerten.

Als am 1. November 1848 die Nachricht von dem Falle Wiens (S. 199) eintraf, meinte Friedrich Wilhelm IV. seinerseits auch wieder für sein Königtum eintreten zu müssen. Er entließ Pfuel und stellte den Grafen Wilhelm v. Brandenburg, einen Sohn seines Großvaters, Friedrich Wilhelms II., und der Gräfin Sophie Juliane Friederike von Dönhoff, an die Spitze eines neuen Ministeriums und ließ 15,000 Mann unter General Friedrich von Wrangel in Berlin einrücken, wo bald danach der Belagerungszustand verhängt wurde. Die Linke der Nationalversammlung, von Berlin nach Brandenburg verwiesen, um „ungestört" beraten zu können, trat zwar noch mehrmals trotz des Verbots des Ministerpräsidenten in Berliner Gasthäusern zusammen, bequemte sich aber, zweimal von Truppen auseinandergejagt, endlich doch, den Konservativen nach Brandenburg zu folgen. Berlin und die Marken leisteten der Demokratie keine Unterstützung; der größte Teil der Bevölkerung zeigte sich erfreut, daß die befürchtete Schreckensherrschaft der „Roten" noch rechtzeitig verhindert worden war. Auch die Auflösung der Nationalversammlung, die auch in Brandenburg keine ersprießliche gesetzgeberische Thätigkeit versprach, die Veröffentlichung einer von der Regierung entworfnen Verfassungsurkunde am 5. Dezember 1848 und die Einberufung eines auf Grund des neuen Wahlgesetzes zu wählenden preußischen Landtags wurde dort mit Befriedigung aufgenommen. In den Provinzen machten sich wohl Gegenströmungen bemerkbar; aber sie nahmen vorläufig noch keinen bedrohlichen Charakter an. Die Einmischung des Frankfurter Parlaments in die preußische Verfassungsangelegenheit blieb völlig bedeutungslos, nachdem dort die vereinigten Zentren der Rechten und der Linken die Führung übernommen und nur solche Beschlüsse zugelassen hatten, durch die sich die preußische Regierung nicht in ihrem Selbstbestimmungsrechte beeinträchtigt sehen konnte.

c) Österreich im Winter von 1848 auf 1849.

Der Umschwung der öffentlichen deutschen Meinung im Sinn einer Beschränkung der Forderungen hinsichtlich des Umfangs der verfassungsmäßig festzustellenden Volksrechte, die Absage der Mehrheit der Nation an den Radikalismus schien eine günstige Wendung in der Thätigkeit der deutschen Nationalversammlung hervorzurufen; die provisorische Zentralgewalt konnte sich thatsächlich einem gewissen Machtgefühle hingeben, seitdem ihr die preußische Regierung, wie am 23. Oktober 1848 vom Reichsminister Schmerling verkündet wurde, ihre sämtlichen Truppen (326,000 Mann) zur Verfügung gestellt hatte. Trotzdem hätte ein Übermaß staatsmännischer Begabung und politischen Verstands dazu gehört, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Schaffung einer nationalen Vereinigung mit staatlichen Eigenschaften und zureichender Kraft nach außen und innen entgegenstanden. Die höchste politische Einsicht hätte aber nicht nur bei den Volksvertretern herrschen müssen — von ihr hätten auch die Schritte der Großmächte geleitet sein sollen, ohne deren Zustimmung die vom ganzen Volke verlangte Einigung nicht zu erzielen war. Diese Voraussetzung traf zunächst bei Österreich nicht zu, dessen Entscheidung die wichtigste war. Hier fand die so oft beobachtete Erscheinung im Menschen- und Völkerleben eine neue Bestätigung, daß wiedergewonnene Macht nicht Besonnenheit erzeugt, sondern zu Übergriffen verleitet. Selbstbeschränkung auf ein deutlich erkennbares und erreichbares Ziel: die Verwandlung der alten habsburgischen Hausmacht in einen modernen Staat, wäre der Ausfluß höchster Weisheit gewesen. Dann war die Form des Bündnisses mit dem neuen deutschen Staat, auf dessen Organisation man keinen Einfluß zu nehmen brauchte, von selbst

Digitized by Google

gegeben; dann brauchte man auch zur Niederwerfung der ungarischen Empörung keiner russischen Hilfe: das bundesverwandte Preußen hätte sie unter Friedrich Wilhelm IV. mit freudiger Begeisterung geleistet; dann gab es für Österreich-Ungarn in absehbarer Zeit kaum andre politische Aufgaben, als die Hebung seiner Kultur, die Förderung seiner Wohlfahrtseinrichtungen, die Erweiterung seines Machtkreises auf der Balkanhalbinsel. Ja, selbst die Vorherrschaft über Italien, wenn es darauf wirklich Gewicht legen wollte, hätte ihm kaum entrissen werden können. Es dürfte heute keinen denkenden Mann im Hause Habsburg geben, der dies nicht zugäbe; vielleicht dürfte sich sogar der eine oder der andre Vertreter jener kirchlichen Macht, die aus der habsburgischen Dynastie seit drei Jahrhunderten eine Vorkämpferin ihrer Interessen zu machen bestrebt war, zu dem Geständnisse herbeilassen, daß die Anstrengungen, dem katholischen Kaiserhause die angestammte Stellung in Deutschland zu erhalten, einen sehr unzweckmäßigen Kraftverbrauch erzeugt haben.

Aber wer hätte im Winter 1848 auf 1849 über diese Erkenntnis verfügen sollen? Der einzige, der sich nahezu bis zu ihr aufgeschwungen hatte, der alte Freiherr von Wessenberg (S. 193), wurde in den Tagen der wichtigsten Entscheidung seines Einflusses beraubt. An seine Stelle trat eine Persönlichkeit, der noch mehr als Begabung und Vorbildung der sittliche Ernst fehlte, um einem im ersten Entwicklungsalter stehenden Staate die Richtung zu geben und die Versöhnung der beleidigten und unwürdig behandelten Dynastie mit den von wissen- und gewissenlosen Hetzern übel beratnen Völkern anzubahnen. Wie gut auch Fürst Windisch-Graetz zur Bewältigung von Straßenaufläufen und zum Kampfe gegen die „Legionen" von Wien zu gebrauchen gewesen war, so hat er doch weder zum Feldherrn noch zum Staatsmanne Beruf gehabt. Trotzdem galt sein Wort am Hoflager in Olmütz am meisten. In dem Fürsten Felix Schwarzenberg gelangte am 21. November 1848 ein Gesinnungsgenosse von ihm zur Leitung der österreichischen Regierung, der ihn zwar geistig überragte, dafür aber um so sprunghafter und hastiger in seinen Entschlüssen war. Die Politik, die er in den deutschen Angelegenheiten einschlug, bewegte sich in Metternichschen Bahnen. Dem achtzehnjährigen Kaiser Franz Joseph I. (S. 200) konnte eine Richtung nur gefallen, die zu einer achtungheischenden Stellung führen sollte, die allen „Splendeur" der Krone Karls des Großen mit der Leistungsfähigkeit einer Großmacht neusten Stils zu verbinden versprach. Welcher ritterlich veranlagte Fürstensohn, der eben Zeuge der Heldenthaten seiner von Radetzky geleiteten Armee gewesen war und den Mut in sich fühlte, sein und seines Staats Schicksal auf die Spitze seines scharfen Schwerts zu setzen, hätte freiwillig ein Recht, eine Ehrenstelle, eine jahrhundertjährige Familienüberlieferung aufgegeben, wenn es ihm nicht von seinen Räten als ein unumgängliches Gebot der Herrscherpflicht dargestellt, ihm sozusagen auferlegt worden wäre?

d) Das Gagernsche Programm und die Kaiserwahl in Frankfurt.

Das Frankfurter Parlament hatte bereits die „Grundrechte" durchberaten, mit großer Mehrheit beschlossen, daß kein Teil Deutschlands anders als durch Personalunion mit fremden Gebieten verbunden sein dürfe, hatte sich für die Anwendung des Zweikammersystems im Reichstag entschieden und den Regierungen selbst der kleinsten Staaten die Vertretung im „Staatenhause" gesichert, auch die Zolleinigung bis spätestens 18. Mai 1849 vorgesehen, als sich unter den Führern des Zentrums die Ansicht immer mehr festsetzte, es werde nicht möglich sein, mit Österreich in dieselbe enge Verbindung zu treten, die zwischen den übrigen deutschen Staaten möglich war, und es werde Kraft und Einheit der reindeutschen Staaten nicht anders zu befestigen

Digitized by Google

sein, als indem man dem Könige von Preußen die Kaiserwürde übertrage. Das Bekanntwerden dieser Gesinnung hatte eine neue Parteigliederung zur Folge, indem die meisten gemäßigt-liberalen Österreicher von ihren Gesinnungsgenossen abfielen und sich mit den Radikalen, Ultramontanen und Partikularisten verbanden, um die Aufnahme des preußischen Kaisertums in die Reichsverfassung zu verhindern. Schmerling legte seine Präsidentschaft des Reichsministeriums nieder; an seine Stelle mußte der Reichsverweser den ersten Vorsitzenden des Parlaments, Heinrich von Gagern, berufen. Dessen am 16. Dezember verkündetes Programm ging dahin, einen engern deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung zu gründen, mit Österreich aber in dem durch die Wiener Kongreßakte festgesetzten weitern Bundesverhältnisse zu bleiben. Nach einer dreitägigen Verhandlung (11.—14. Januar 1849) nahmen 261 Mitglieder der deutschen Nationalversammlung dieses Programm an, 224 verwarfen es. Sechzig österreichische Abgeordnete legten gegen diesen Beschluß Verwahrung ein und sprachen dem Parlamente das Recht ab, die Deutschösterreicher vom deutschen Bundesstaat auszuschließen. Die österreichische Regierung war durch die Aufstellung des Gagernschen Programms so gereizt, daß sie am 7. Februar gegen die gesetzgebende Thätigkeit der Frankfurter Versammlung im ganzen Einspruch erhob und erklärte, sie sei zwar noch immer zu einer Einigung der deutschen Staaten bereit, verwahre sich aber gegen die „Umschmelzung" der bestehenden Verhältnisse. Damit stellte sie sich auf den Standpunkt der Bundesverfassung von 1815.

Die Entscheidung lag jetzt beim König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der, zugleich mit der Annahme der Reichsverfassung am 28. März 1849, mit 290 von 538 anwesenden Abgeordneten zum Kaiser der Deutschen gewählt wurde. Nachdem die Verfassungsurkunde (s. die beigeheftete Tafel „Eingang, Mitte und Beschluß der Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März 1849") nur von 366 Abgeordneten unterschrieben worden war, da die Mehrzahl der Österreicher und die Ultramontanen das preußische, evangelische Kaisertum ablehnten, stellten die 290 Wähler des Königs immerhin eine achtunggebietende Mehrheit dar; aber sie boten die Kaiserkrone als Vertreter des souveränen Volks und machten zur Vorbedingung die Anerkennung der in Frankfurt beschloßnen Reichsverfassung, die in allen Fragen der Gesetzgebung dem Volkshause des Reichstags die Entscheidung zuschrieb und dem Reichsoberhaupte kein unbedingtes, sondern nur ein über drei Sitzungen sich erstreckendes, aufschiebendes Veto gewährte. Das konnte ein König von Preußen nicht annehmen, auch wenn er nicht schon mit Österreich, Bayern und Württemberg in den lebhaftesten Auseinandersetzungen über eine durch die Fürsten dem Parlamente vorzulegende deutsche Bundesverfassung begriffen gewesen wäre. Die Entsendung einer Parlamentsvertretung nach Berlin war eine Übereilung, weil eine bedingungslose Annahme der Kaiserwürde, wie sie Dahlmann und der Königsberger Professor Martin Eduard Simson, damals Präsident der Nationalversammlung, verlangten und erwarteten, eine Unmöglichkeit war. Friedrich Wilhelm konnte am 3. April 1849 keine andre Antwort geben, als eine aufschiebende; die Abordnung hat sie zu einer ablehnenden gestempelt, indem sie die Weigerung des Königs, die Frankfurter Verfassung in ihrem ganzen Wortlaut anzuerkennen, selbst hervorrief. Der Fehler des Königs bestand nur darin, daß er noch immer an die Möglichkeit einer Verständigung mit Österreich glaubte; er sah nicht ein, Schwarzenberg wolle nichts andres als die alte Bundesversammlung wiederherstellen, in dieser aber Österreich noch mehr Macht sichern als unter Metternich. Der fürstliche Staatsmann betrachtete nicht nur Ungarn bereits als unterworfen: er sah auch den aus den österreichischen und ungarischen Ländern, samt Galizien und Dalmatien zu schaffenden Einheitsstaat bereits als

Digitized by Google

Erklärung des umstehenden Urkunden-Faksimiles.

Einer Erklärung bedarf unser aus drei Stücken: dem Eingange, der Mitte und dem Beschlusse, zusammengesetztes Faksimile der (hier auf 5/6 ihrer wirklichen Größe verkleinerten) deutschen Verfassungsurkunde von 1849 eigentlich kaum. Es genügt darauf hinzuweisen, daß die „Verfassung des deutschen Reiches" in dem zu Frankfurt a. M. den 23. April 1849 ausgegebnen 16. Stücke des ‚Reichs-Gesetz-Blattes' vollständig abgedruckt ist. Der Eingang der Urkunde steht dort auf S. 101, die Mitte auf S. 112 und der Beschluß (die Beurkundung durch den Vorstand der verfassunggebenden Reichsversammlung u. s. w.) auf S. 136.

Digitized by Google

Verfassung
des deutschen Reiches.

Abschnitt I. Das Reich.

Artikel I.

§. 1.

Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes.

Die Festsetzung der Verhältnisse des Herzogthums Schleswig bleibt vorbehalten.

§. 2.

Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte eigene Verfassung, Regierung und Verwaltung haben. In die Regierung und Verwaltung des deutschen Landes dürfen nur deutsche Staatsbürger berufen werden.

Die Reichsverfassung und Reichsgesetzgebung hat in einem solchen deutschen Lande dieselbe verbindliche Kraft, wie in den übrigen deutschen Ländern.

Abschnitt III. Das Reichsoberhaupt.

Artikel I.

§. 68.

Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen.

§. 69.

Diese Würde ist erblich im Hause des Fürsten, dem sie übertragen worden. Sie vererbt im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt.

Digitized by Google

§. 70.

Das Reichsoberhaupt führt den Titel: Kaiser der Deutschen.

§. 71.

Die Residenz des Kaisers ist am Sitze der Reichsregierung. Wenigstens während der Dauer des Reichstags wird der Kaiser dort bleibend residiren.

So oft sich der Kaiser nicht am Sitze der Reichsregierung befindet, muß einer der Reichsminister in seiner unmittelbaren Umgebung seyn.

Die Bestimmungen über den Sitz der Reichsregierung bleiben einem Reichsgesetz vorbehalten.

Zur Beurkundung:

Frankfurt a/m 28. März 1849.

Dr. Martin Eduard Simson von Königsberg i/Preußen
d. Z. Präsident der Verfassungsgebenden Reichsversammlung.

Carl Kirchgessner aus Würzburg d. Z. II. Stellvertreter des Vorsitzenden,
Abgeordn. d. Wahlbezirks Weiler in Bayern

Friedrich Siegm. Jucho aus Frankfurt a/M., 1ter Schriftführer

Carl August Fetzer aus Stuttgart, Schriftführer.

Dr. Anton Riehl aus Wien. Abgeordneter für Zwettl. Schriftführer

Karl Biedermann aus Leipzig Abgeordneter für den 11. sächsischen Wahlbezirk
Schriftführer

Eingang, Mitte und Beschluss der Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März 1849.
(Nach der im Besitze des Deutschen Reichstags zu Berlin befindlichen Original-Urkunde.)

Digitized by Google

vorhanden an und verlangte dessen Eintritt in den neuen Bund, der kein deutscher, sondern ein mitteleuropäischer unter Österreichs Führung werden sollte.

e) Der Ausgang des Frankfurter Parlaments.

Als die Abordnung des deutschen Parlaments mit der abschlägigen Antwort des Königs von Preußen nach Frankfurt zurückkehrte, war das Verfassungswerk unausführbar geworden; denn seine wichtigen Bestimmungen über das Reichsoberhaupt hatten sich als unausführbar erwiesen. Die meisten einsichtigen Mitglieder des Parlaments sahen dies ein und erkannten auch, daß eine Umarbeitung der Verfassung nunmehr nur den Sieg der Republikaner ergeben werde; trotzdem ließen sie sich durch die Thatsache, daß 24 Mittel- und Kleinstaaten die Reichsverfassung annahmen, über die Sachlage täuschen und glaubten, noch eine Beßrung der Lage abwarten zu können. Die Unklarheit der Liberalen über die Grenzen der Macht, die dem Volke gegenüber den Regierungen eingeräumt werden darf, ohne die Staatsordnung und den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft zu gefährden, trug die Hauptschuld daran, daß die deutsche Nationalversammlung sich von den Demokraten in revolutionäre Bahnen lenken ließ und dadurch dem Schicksal einer kläglichen Zerbröcklung verfiel.

Es kann den Liberalen auch der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie mit dem Plan einer Volkserhebung zur Durchsetzung ihrer frei erfundnen, gemachten Verfassung, der die innre Beziehung zur geschichtlichen Entwicklung der deutschen Zustände mangelte, ein bedenkliches Spiel getrieben, zum Ausbruche der Volksleidenschaft und zu gewaltthätigen Erhebungen der unverständigen Massen in Sachsen, in der Pfalz und in Baden Anstoß gegeben haben. Preußische Truppen mußten der am 3. Mai durch einen Volksaufstand aus Dresden vertriebnen sächsischen Königsfamilie durch heftige Kämpfe am 7. und 8. Mai die Hauptstadt zurückeroberu. Zwei preußische Korps mußten der aus Hessen, Mecklenburgern, Nassauern und Württembergern zusammengelesnen Reichsarmee zu Hilfe kommen, um die republikanischen Truppen, die sich bei Rastatt vereinigt hatten, zu bekämpfen.

Heinrich von Gagern und seine Freunde erblickten in dem Einrücken der Preußen einen Reichsfriedensbruch; das Ministerium Gagern schied aus dem Amte, weil sich Erzherzog Johann nicht dazu herbeiließ, gegen Preußen einzuschreiten. Der Reichsverweser, der selbst schon nach der Kaiserwahl Rücktrittsabsichten geäußert hatte, mußte auf Geheiß der österreichischen Regierung auf seinem Platz aushalten, damit nicht der König von Preußen an seiner Stelle die Reichsstatthalterschaft an sich bringen könne; er bildete ein konservatives Reichsministerium unter dem Vorsitze des preußischen Justizrats Maxim. Karl Friedr. Wilh. Grävell, das von den nun im Parlamente herrschenden Radikalen mit Hohn und Spott aufgenommen wurde. Darauf traten vom 21. bis zum 26. Mai 1849 mehr als hundert Abgeordnete der Zentren mit Gagern, Dahlmann, Welcker, Simson, Mathy aus; die österreichische Regierung hatte die Abgeordneten aus Österreich schon am 4. April, die preußische ihre Staatsangehörigen am 14. Mai aus der Nationalversammlung abberufen. Am 30. Mai beschlossen auf Antrag Karl Vogts 71 von 135 stimmenden Beratungsteilnehmern die Verlegung des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart, wo man auf den Sieg des schwäbischen Republikanertums rechnete. Thatsächlich gaben 105 Vertreter deutscher Dickköpfigkeit und politischer Einfalt, zu denen sich leider auch Ludwig Uhland gesellte, der Welt das lächerliche Schauspiel der Eröffnung des sogenannten Rumpfparlaments am 6. Juni 1849 in Stuttgart, das in der Wahl von fünf „Reichsregenten" seinen Höhepunkt erreichte. Da die württembergische Regierung diese anmaßende Gesellschaft, die

Digitized by Google

sogar über die württembergischen Truppen verfügen wollte, bald unbequem fand, so sperrte sie ihr den Sitzungssaal, worauf das erste deutsche Parlament in einer Tischgesellschaft des Hôtels Marquardt ausklang.

Die Reichsregierung, Erzherzog Johann und sein Ministerium, fristete ihr Dasein trotz der wiederholten Zumutung, ihre Thätigkeit abzuschließen, bis zum Dezember 1849, wo ein von Österreich und Preußen eingesetzter Ausschuß von vier Mitgliedern als Zwischen-Zentralgewalt die Geschäfte, Akten und Kassenbestände von ihr übernahm. Als eines Nachspiels zum Frankfurter Parlamente muß der am 26. Juni in Gotha abgehaltnen Versammlung von 160 vormaligen Abgeordneten des ersten deutschen Reichstags Erwähnung geschehen, die der „Kaiserpartei" angehört hatten. Heinrich von Gagern bezeichnete die Versammlung als eine Privatbesprechung, veranlaßte jedoch deren Zustimmung zu einem von ihm entworfnen Programme, das an der Bildung eines engern („kleindeutschen") Bunds unter der Führung Preußens oder einer andern von Preußen geleiteten Zentralgewalt festhielt.

B. Preußens Versuche einer Bundesreform.

a) Die Unionspolitik.

Als die preußische Regierung die Abgeordneten aus Preußen aus dem Frankfurter Parlament abberief, erklärte sie in einem unterm 15. Mai 1849 an das deutsche Volk gerichteten Aufrufe, daß sie selbst nunmehr die Verpflichtung übernehme, für die Herstellung der mit Recht verlangten Einigung und eine kräftige Vertretung der deutschen Interessen nach außen sowie für gemeinsame Gesetzgebung in konstitutioneller Form, also unter Mitwirkung eines Volkshauses, zu sorgen. In den am 17. Mai in Berlin eröffneten Konferenzen von Gesandten der deutschen Staaten wurde als preußisches Programm die Bildung eines engern Bundesstaats mit Ausschluß Österreichs und eines weitern Bündnisses mit dem habsburgischen Kaiserstaat aufgestellt. Damit war in der Theorie die Form für die Neugestaltung Deutschlands gefunden. Es fehlte nur auf Seite Preußens die Überzeugung, daß sich dieses Programm nicht durch Ministerbesprechungen verwirklichen lasse, sondern daß es mit Aufbietung der ganzen Macht des preußischen Staats erzwungen werden müsse; und es fehlte dem Volk oder vielmehr den Männern, denen es die Sorge für seine Zukunft anvertraute, die Erkenntnis, daß diese Form der Einigung die allein erreichbare sei, und daß ihr die von den liberalen Doktrinären als unerläßlich bezeichneten „Bürgschaften der Freiheit" geopfert werden müßten. Der deutsche Liberalismus hat es in der nun auf der Tagesordnung stehenden Frage der Entscheidung zwischen radikaler Demokratie und der gemäßigt-konstitutionellen Monarchie zu keinem ehrlichen Entschlusse bringen können. Er liebäugelte besonders in den außerpreußischen Ländern mit der Opposition um jeden Preis; er hielt ein Übereinkommen mit den Regierungen für Abfall von der freiheitlichen Gesinnung und witterte Reaktion, wo sie noch gar nicht vorhanden war. Er trat nicht offen für die zur Selbsthilfe greifenden Republikaner auf, sondern fürchtete das bewaffnete Volk, weil es den Besitz gefährdete und in seinen Wünschen sich nicht durch die Hochachtung vor dem Fortschritte des Reichtums einzelner Unternehmer bestimmen ließ; er bewahrte aber seinen Hochmut und hielt an ungemeßnen Forderungen gegenüber jenen Kraftträgern fest, denen er allein die Aufrechthaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung zu danken hatte.

Die Niederwerfung des badischen Aufstands durch die preußischen Truppen, die unter dem Oberbefehle des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Kaisers, in das von den

Digitized by Google

Radikalen ins Verderben gestürzte Land einmarschiert waren und in einer Reihe von Gefechten das republikanische Heer unter Mieroslawski und Hecker zersprengt, am 23. Juli 1849 auch die in die Hände der Republikaner gefallne Festung Rastatt zur Übergabe gezwungen hatten, wurde auch von den Liberalen als Rettung begrüßt; als jedoch die von den Preußen eingesetzten Kriegsgerichte gegen die Anführer, durch deren Verbrechen Tausende von Menschen unglücklich gemacht waren und ein blühendes Land der Verwüstung ausgesetzt wurde, 17 Todesurteile fällten, als gegen die eidbrüchigen badischen Offiziere und Soldaten die Strenge des Gesetzes angewendet wurde, da glaubten die „Freisinnigen", die sich wieder von ihrem Schrecken vor den „Roten" erholt hatten, nichts Dringenderes zu thun zu haben, als in ganz Süddeutschland gegen Preußen und den „Militarismus" zu hetzen und ungerechte Vorwürfe gegen den fürstlichen Feldherrn zu erheben, der sich durch seine geschickte Leitung des Feldzugs den Dank nicht nur Badens, sondern aller deutschen Patrioten verdient hatte. Wenn die süddeutsche Demokratie sich nicht vor dem ernst zu nehmenden preußischen „Direktorium" gefürchtet und ihren geheimen Kampf gegen eine thatkräftige Verwaltung für wichtiger gehalten hätte, als die Errichtung eines auch nach außen achtunggebietenden Bundesstaats, hätte die Lösung der deutschen Frage vielleicht schon damals gelingen können. Aber es hätte eben das ganze Volk für das preußische Programm eintreten müssen. Davon aber war es weit entfernt; aus Angst vor der preußischen „Reaktion" ließ es die deutsche Einheit fahren, um sich dann in den engen Verhältnissen der souveränen Mittel- und Kleinstaaterei eine noch drückendere landsmannschaftliche Reaktion gefallen zu lassen. Österreich, das seinen Gesandten Anton Grafen von Prokesch-Osten von den Berliner Konferenzen abberufen hatte und Verhandlungen über die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse auf Grundlage der preußischen Vorschläge ablehnte, wäre im Sommer 1849 nicht in der Lage gewesen, ein Heer gegen Preußen marschieren zu lassen; selbst im Bunde mit Bayern wäre es den 300,000 Mann, die Preußen allein mit Leichtigkeit aufbringen konnte, nicht gewachsen gewesen: hatte es doch in Ungarn der Hilfe Rußlands bedurft. Einem einigen Auftreten Deutschlands hätte es wahrscheinlich überhaupt keinen Widerstand entgegengesetzt. Doch Deutschland war nicht einig, das Volk so wenig wie seine Fürsten; deshalb erntete Preußen, das nach der so unwürdig endenden Parlamentsherrlichkeit die Hand bot, um wenigstens einen bescheidnen Erfolg aus der großen Volksbewegung zu erzielen, mit seinen bestgemeinten Vorschlägen nur eine unverdient kränkende Erniedrigung.

Das Ergebnis der Berliner Konferenzen war das Dreikönigsbündnis zwischen Preußen, Hannover und Sachsen gewesen (26. Mai 1849). Bayern und Württemberg verweigerten ihren Beitritt wegen der Ansprüche, die Preußen auf die Bundesleitung erhob; von den übrigen deutschen Staaten schloß sich die Mehrzahl im Laufe des Sommers dem neuen Bund an. Ein Bundesverwaltungsrat trat am 18. Juni zusammen und beschäftigte sich mit der Einberufung eines Reichstags, dem die von den Kabinetten zu vereinbarende Bundesverfassung vorgelegt werden sollte. Dagegen erhoben nun auch Hannover und Sachsen Bedenken und riefen am 20. Oktober ihre Vertreter im Verwaltungsrat ab. Trotzdem setzte Preußen die Berufung des Reichstags nach Erfurt für den 20. März 1850 durch.

Österreich erhob Einspruch dagegen vom Standpunkte der alten Bundesverfassung, deren fortdauernd rechtlichen Bestand es nun plötzlich behauptete. Bayern schloß sich dem an und trat für die Gründung eines Bündnisses der Mittelstaaten ein, das der von Preußen angestrebten „Union" einen andern Verfassungsentwurf entgegenstellen solle. Der später in Deutschland und Österreich zu gleich trauriger Berühmtheit gelangte sächsische Minister Friedrich Ferdinand

Digitized by Google

Freiherr von Beust, der einen den bayerischen fast noch überbietenden Partikularismus in Sachsen züchtete und persönlicher Abneigung gegen Preußen folgte, wurde sofort der eifrigste Förderer der staatsmännischen Pläne seines vormaligen Amtsgenossen L. K. Heinrich von der Pfordten, der im April 1849 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Bayern geworden war. Auch Hannover war bald dafür gewonnen, da man ihm von seiten Österreichs sogar eine Vergrößerung durch Oldenburg zudachte, um eine zweite norddeutsche Macht neben Preußen zu erhalten, und Württemberg hatte seinen Beitritt zu dem „Vierkönigsbündnisse" sogar mit auffälliger Eile erklärt. Man freute sich, mit Österreich, Preußen und den beiden Hessen, die eine gemeinsame Stimme erhalten sollten, gleichberechtigt in einem siebenköpfigen Direktorium zu sitzen, das keine Zentralgewalt ausüben, sondern nur eine „Oberaufsicht", auch in Zoll- und Handelsangelegenheiten, übernehmen solle. Den Kammern sollte durch die Einrichtung eines „Reichstags", in den sie die Abgeordneten zu entsenden hätten, entgegengekommen werden. Als die Königreiche von Preußen abgefallen waren, zeigte sich auch Kurhessen, das in Daniel von Hassenpflug (S. 146) wieder den Minister nach des Kurfürsten Wünschen erhalten hatte, dem Unionswerk abgeneigt.

Trotzdem wäre es noch immer möglich gewesen, durch die Zusammenfassung aller übrigen Bundesländer eine ansehnliche Macht um Preußen zu scharen, wenn man es dem Erfurter Parlament überlassen hätte, die Einigung rasch zum Abschlusse zu bringen. Friedrich Wilhelm hatte mittlerweile, beeinflußt von seinen feudalgesinnten Freunden, Ernst Ludwig von Gerlach und dem Professor Stahl (vgl. S. 168; s. auch die untere Hälfte der Tafel bei S. 182), seinen eignen Plan des engern Bunds wieder aufgegeben und war von dem unerschütterlichen Glauben erfüllt, er müsse als christlicher König mit Österreich um jeden Preis Frieden halten, weil dieses nach dem siegreichen Kampfe gegen die Revolution der Hort und die Stütze der Staaten geworden sei, die auf dem von der göttlichen Gnade beschützten, unbeschränkten Fürstentume beruhten. Dieses gegen alle Anfechtungen der Liberalen zu hüten, blieb doch seine Lieblingsaufgabe trotz des preußischen Staatsgedankens und trotz aller deutschpatriotischen Anwandlungen. Deshalb schlug er die starke Stütze, die ihm die alte Kaiserpartei von Frankfurt nun bereitwillig in Erfurt anbot, in den Wind und klammerte sich an die durch nichts gerechtfertigte Hoffnung, es werde ihm gelingen, den weitern Bund mit Österreich in eine den deutschen Interessen entsprechende Form zu bringen. Sie ward von Schwarzenberg durch die Berufung eines Kongresses der deutschen Bundesstaaten nach Frankfurt schnell genug vernichtet, und die Stellung Preußens wurde von Tag zu Tag ungünstiger, wenngleich eine im Mai 1850 in Berlin abgehaltne Versammlung der Unionsfürsten den vorläufigen Fortbestand des engern, von Preußen geführten Bunds bis 15. Juli 1850 angenommen hatte. Denn der Zar Nikolaus I. drängte zur Beendigung der schleswig-holsteinischen Wirren, die in seinen Augen nur das Werk bösartiger Revolutionäre in Kopenhagen und in den Herzogtümern seien; er ließ in einer Zusammenkunft mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, die in den letzten Maitagen des Jahrs 1850 zu Warschau stattfand, deutlich erkennen, daß im Fall eines aus den deutschen Verhältnissen sich ergebenden Kriegs zwischen Preußen und Österreich er nur dann neutral bleiben werde, wenn vorher das Königsrecht von Dänemark über die Aufrührer in Schleswig-Holstein wiederhergestellt sei.

b) Kurhessen.

Von nun an ist Rußland der Schiedsrichter zwischen Österreich und Preußen, nicht der vorurteilsfreie Vermittler, wofür man ihn in Berlin gern angenommen hätte, sondern der im

Digitized by Google

vorhinein für Österreich entscheidende, der Protektor der alten Bundesverfassung, der dänischen Herrschaft über Schleswig-Holstein und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, der eben den unerhörtesten Wortbruch gegen sein Volk zu verüben sich entschlossen hatte. Zu den schweren Schäden, die dieser unselige Fürst bereits über sein Land und dessen treffliche Bewohner gebracht hatte (vgl. S. 146), fügte er nun auch ein Verbrechen an Deutschland, indem er einen häßlichen Bruderstreit, genährt durch kleinlichsten Eigennutz und niedrigen Neid, entfachte. Kaum hatte der Kurfürst wahrgenommen, daß die liberale Bewegung im Rückgange begriffen und die Neigung des Volks zur Selbsthilfe erkaltet war, als er sofort für seine Gelüste daraus Nutzen zu ziehen begann. Er entließ das konstitutionelle Ministerium und gestattete dem am 22. Februar 1850 wieder in Gnaden aufgenommnen Hassenpflug, durch ein halbes Jahr hindurch Steuern einzuheben, die von der Kammer nicht bewilligt waren. Als diese endlich dagegen Einsprache erhob, erblickte Hassenpflug darin die Handhabe, die ganze kurhessische Verfassung aus den Angeln zu heben. Ohne den geringsten äußern Anlaß wurde über das im tiefsten Frieden lebende Land am 7. September der Ausnahmezustand verhängt und die Weigerung der auf die Verfassung beeideten Beamten, die daraus sich ergebenden Schritte einzuleiten, als Empörung erklärt. Als nun gar am 9. Oktober die hessischen Offiziere fast ausnahmslos ihren Abschied nahmen, um nicht gegen ihre im Rechte befindlichen Mitbürger Gewalt anwenden zu müssen, da war die ersehnte Gelegenheit vorhanden, fremde Hilfe anzurufen, aber nicht etwa das Schiedsgericht der Union, der Kurhessen eigentlich immer noch angehörte, sondern den von Österreich in Frankfurt wieder eröffneten Bundestag (15. Oktober 1850).

Mit nicht geringer Freude nahm Fürst Schwarzenberg die unerwartete Unterstützung seines Gesinnungsgenossen Hassenpflug an; der ihm gehorsame Bundestagsrumpf, der ohne Preußens Zustimmung, ja ohne Anfrage beim preußischen Kabinette berufen worden war, beschloß sofort die Bundesexekution in Kurhessen zur Wiedereinsetzung des Kurfürsten, der aus Kassel nicht vertrieben worden, sondern schon Anfang September freiwillig samt seinem Minister nach Wilhelmsbad geflohen war. Schwarzenberg wußte, daß er dadurch den König von Preußen in die peinlichste Verlegenheit versetze; denn nun stand Bund gegen Union: Österreich mit sämtlichen Königreichen und beiden Hessen auf der einen, Preußen mit seinen für den Krieg wertlosen unierten Kleinstaaten auf der andern Seite. Der Anlaß zum Rachekriege für die Kaiserwahl, die man nur preußischen Machenschaften zuschrieb, brauchte nicht von Österreich gesucht zu werden: er war gegeben in dem Schutze, den ein teures Bundesmitglied, der treffliche Hessenfürst, von seinen gekrönten Bundesbrüdern gegen die demokratischen Anmaßungen, gegen den verruchten Konstitutionalismus, gegen Eidbruch und Abfall des Militärs erheten hatte. Wenn Preußen jetzt der Exekution in Hessen widerstrebte, so machte es gemeine Sache mit Empörern, und der Zar konnte nicht anders, als an der Seite der konservativen deutschen Staaten und des dem Absolutismus mit geschwellten Segeln zueilenden Österreich gegen den zum Demokratenfreunde herabgesunknen Schwager ins Feld ziehen. Diese Lage herbeigeführt und rücksichtslos ausgebeutet zu haben, ist das Meisterstück der Staatskunst des Fürsten Felix Schwarzenberg, der damit den Höhepunkt der österreichischen Macht in Deutschland erreicht hat.

Das Schicksal Friedrich Wilhelms IV. nahm von jetzt an eine tragische Wendung; man wird die harte Bestrafung seines zu stark entwickelten fürstlichen Selbstgefühls, die furchtbare Enttäuschung, die er von einer Seite erfahren mußte, der er Vertrauen und Verehrung entgegengebracht hatte, nicht ohne Mitleid beobachten können. Hatte er denn diese Kaiserkrone, die ihm Österreich so sehr mißgönnte, nicht selbst abgelehnt? Hatte er die Kaiserpartei nicht von sich

Digitized by Google

gestoßen, weil sie ihm noch immer zu demokratisch gesinnt gewesen war? Hatte er nicht selbst die konstitutionellen Grundlagen der Unionsverfassung zu erschüttern begonnen? Hatte er nicht Schleswig-Holstein preisgegeben, weil es sein Gewissen beunruhigte, Volkswillen gegen Fürstenrecht zu verteidigen, und weil er seines Schwagers Zorn nicht gegen Preußen heraufbeschwören wollte? Hatte er denn nicht selbst dem Ausschluß Österreichs aus dem weitern Bunde der deutschen Staaten widerstrebt? War er nicht stets bereit gewesen, mit ihm im Einverständnisse die deutschen Angelegenheiten zu ordnen, indem er für Preußen nur das schon in der Bundesverfassung gewährleistete Recht engerer Verbindungen beanspruchte, die dem Ganzen nicht schaden, sondern ihm neue Kraft verleihen sollten? Und nun setzte man ihm das Messer an die Kehle, wies das Miteinandergehen zurück und verlangte Unterordnung unter die österreichische Vorherrschaft in Deutschland, unter eine Bundesgewalt, die ein österreichischer Erzherzog als Reichsverweser beseitigt hatte, die nur mit Zustimmung aller deutschen Regierungen, nicht nur mit 11 von 17 Stimmen wiederhergestellt werden konnte!

Zwei Monate lang hat der König schwer und unter den heftigsten Aufregungen um seine Stellung gerungen. Noch zu Anfang Oktober 1850 hat er in Wien versichern lassen, daß er bereit sei, „sämtliche Streitfragen in alter Freundschaft mit dem Kaiser von Österreich zu regeln"; er hat die dreisten Drohungen Bayerns ruhig hingenommen und sich auch durch die kriegerischen Reden, die bei einer Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit den süddeutschen Königen am 11. Oktober zu Bregenz gehalten wurden, nicht herausfordern lassen. Er vertraute noch immer der Einsicht des Zaren, mit dessen Gesinnungen er sich ja durchaus nicht im Widerspruche fand, und sandte den Grafen Brandenburg nach Warschau, um ihn von seiner Friedensliebe zu überzeugen und es zu begründen, daß er nicht Bundestag und die Bundesexekution in Hessen und Holstein ungefragt über sich ergehen lassen könne. Auch Fürst Schwarzenberg erschien in Warschau, und es gewann den Anschein, als wenn eine Vereinbarung zwischen den Ansprüchen Österreichs und Preußens auf die Ordnung der deutschen Angelegenheiten nicht ausgeschlossen bleiben müsse. Schwarzenberg gab zu, daß an Stelle des Bundestags freie Konferenzen der deutschen Mächte wie 1819 treten könnten; er ließ es aber im unklaren, ob diese auch berufen sein sollten, die neue Zentralgewalt einzusetzen, oder ob dazu doch der Bundestag herangezogen werden solle. Unbedingt bestand er auf der Bundesexekution in Hessen, d. h. auf der Besetzung des ganzen Kurfürstentums durch bayerische und österreichische Truppen, was Preußen aus militärischen Gründen nicht zulassen konnte. Es mußte seine Etappenstraßen nach der Rheinprovinz unbedingt selbst besetzen und hatte zu deren Sicherung bereits einige tausend Mann unter General Grafen Karl von der Gröben in die Gegend von Fulda rücken lassen. Das Vorrücken der Bayern in dieser Richtung mußte zu einem Zusammenstoße mit den preußischen Truppen führen, wenn diese nicht zurückgezogen wurden.

c) Olmütz.

Graf Brandenburg kehrte, wie Heinrich von Sybel festgestellt hat, mit der Absicht nach Berlin zurück, den Krieg zu verhindern, weil er ihn bei der Haltung des Zaren für aussichtslos hielt. Radowitz, seit 27. September 1850 Minister des Auswärtigen, verlangte die Mobilmachung der Armee und war selbst geneigt, den Kriegsfall anzunehmen, weil er Österreichs Rüstungen nicht für gefährlich hielt und überzeugt war, daß Rußland vor dem Sommer keine beträchtlichen Streitkräfte an die preußischen Grenzen werfen könne. Der König erklärte sich am 2. November 1850 ebenfalls für die Mobilmachung, doch in der Meinung, daß trotzdem die

Digitized by Google

Verhandlungen mit Österreich fortgeführt werden könnten; er sei aber bereit, im Sinne Brandenburgs vorzugehen, wenn die Mehrheit im Ministerrate dafür eintrete. Brandenburg erlag schon am 6. November einem plötzlich ausgebrochnen Gehirnfieber (nicht, wie man lange behauptet hat, dem Schmerz über die Ablehnung seiner kriegerischen Anträge); seine Politik wurde von Otto Freiherrn von Manteuffel aufgenommen und zu Ende geführt, nachdem Radowitz aus dem Ministerium geschieden war. Er ließ, nachdem schon am 8. November die ersten Schüsse zwischen bayerischen und preußischen Vorposten bei Bronzell (südlich von Fulda) gefallen waren, die Unionsverfassung gänzlich fallen, gab den Einmarsch der Bayern zu, wenn Österreich die gleichzeitige Besetzung der Etappenstraße durch preußische Truppen gestatte, und machte sich schließlich mit eigenhändigen Schreiben des Königs und der Königin Elisabeth an den Kaiser Franz Joseph und dessen Mutter, Erzherzogin Sophie, eine Schwester der preußischen Königin, auf den Weg, um mit dem Ministerpräsidenten des benachbarten Kaiserstaats die Friedensbedingungen zu besprechen. Fürst Schwarzenberg wollte es zum Kriege kommen lassen; der jugendliche Kaiser jedoch widerstrebte ihm, da er keinen Bruderkrieg heraufbeschwören wollte. Auf seinen Befehl unterzeichnete Schwarzenberg am 29. November 1850 die Olmützer Punktationen, durch die Preußen allen Forderungen Österreichs entgegenkam, wogegen dieses nur das einzige Zugeständnis machte, daß die Bundesreform in freien Konferenzen zu Dresden verhandelt werden solle.

Die deutsche Politik Preußens war völlig gescheitert; die Absicht der Verwirklichung des Gagernschen Programms durch die Schließung eines engern deutschen Bunds unter Preußens Führung mit Beseitigung direkter oder indirekter Volksvertretung mußte fallen gelassen werden. Das Ansehen Preußens sank tief; die Begeisterung, womit in allen Provinzen die Kriegshoffnung genährt worden war, wich nach der „Kapitulation von Olmütz" einer bittern Verurteilung der vermeinten Schwäche des Königs. Auch Prinz Wilhelm, sein Bruder, brauste in der Sitzung des Staatsministeriums vom 2. Dezember 1850 in gerechtem Unwillen über den Flecken auf, der nunmehr nach seiner Auffassung den blanken Schild preußischer Ehre verunstalte; Friedrich Wilhelm IV. mußte bis an sein Ende den Vorwurf tragen, daß er Preußen erniedrigt und zu einer unwürdigen Stellung in Deutschland habe herabsinken lassen. Vielleicht war aber der Entschluß, der den vorübergehenden Sieg Österreichs mit sich brachte, das hochsinnigste Opfer, das der König damals dem deutschen Volke bringen konnte. Er hat der Versuchung widerstanden, den norddeutschen Bundesstaat mit Hilfe und im Bündnisse mit Frankreich zu begründen, das ihm durch Louis Napoleons vertrauten Unterhändler Persigny (S. 213) angeboten worden war. Zu dessen Verwirklichung standen 50,000 Mann Franzosen bei Straßburg versammelt. Sie wären in Süddeutschland eingefallen und hätten Schwaben und Bayern im Namen Preußens mit Krieg überzogen. Das war nicht der Weg, auf dem die Einheit der deutschen Stämme hätte erzielt werden können; so war die Gründung des Deutschen Reichs nicht auszuführen. Der Verzicht für den Augenblick ward eine Bürgschaft des Erfolgs der Zukunft. Fürst Bismarck versichert in seinen „Gedanken und Erinnerungen", daß der Kriegsminister August von Stockhausen die Rüstungen Preußens im November 1850 nicht für hinreichend hielt, um den Marsch des in Böhmen versammelten österreichischen Heers nach Berlin aufzuhalten; er wurde von Stockhausen in diesem Sinne belehrt und hat in der Kammer die Haltung des Königs verteidigt. Er glaubt versichern zu können, auch Prinz Wilhelm, später sein König und Kaiser, habe sich überzeugt, daß Preußens militärische Kraft damals nicht zum entscheidenden Schlag ausgereicht hätte. Die Überzeugung, daß dieser Schlag einst werde geführt werden müssen, hat er nicht geäußert; aber sie scheint sich seit jenen Tagen in ihm festgewurzelt zu haben.

Digitized by Google

11. Politische und kirchliche Rückbildungen 1850—53.

A. Die Reaktion in der abendländischen Politik der fünfziger Jahre.

Mit dem Siege Schwarzenbergs in Olmütz kam in Mitteleuropa der Geist des Zaren Nikolaus I. zur Herrschaft, der an Enge und Beschränktheit in allen Zeiträumen, in denen die gesellschaftliche Entwicklung der europäischen Menschheit stillzustehen scheint, seinesgleichen sucht. Mit weniger Vernunft ist bei den Kulturnationen des Abendlands selten regiert worden, als in den mit Recht berüchtigten fünfziger Jahren. Gewiß hatte die vorhergehende Bewegung die Völker nicht reif gefunden für die Aufgaben, die sie sich gestellt hatten; der Wille war gut, das Vermögen gering gewesen. Der unglückselige Wahn, es könne so schnell und leicht aufgebaut wie niedergerissen, in wenigen Monaten nachgeholt werden, was seit Jahrzehnten versäumt worden war, der Wahn, man brauche staatliche Einrichtungen nur aufrichtig verbessern zu wollen, dann sei die Besserung auch schon erreicht, der Mangel an Beziehung zwischen der Gedankenwelt und dem wirklichen Leben, der namentlich den Politikern anhaftete, haben die Vertrauensträger der Völker, denen in den Märztagen 1848 ein Überfluß von Macht in die Hand gegeben war, unfähig gemacht, diese Macht rechtzeitig zu gebrauchen; die Zeit wurde mit Reden und Gegenreden, mit Partei- und Klubbildungen, mit hochfliegenden Programmen und selbstgefälligen Weisheitsanpreisungen, mit hochmütigen Auftritten und böswilligen Befehdungen vergeudet und verpraßt. Der Liberalismus hat abdanken müssen, weil er weder seine Scheidung vom Radikalismus ehrlich vollzogen noch erkannt hat, daß er nicht selbst zu regieren, sondern nur bei der Regierung berücksichtigt zu werden geeignet sei; die Völker haben ihre Rechte nicht gesetzlich festzulegen vermocht, weil sie über deren Umfang noch selbst im unklaren und über die Notwendigkeit der freiwilligen Beschränkung nicht belehrt waren. Das alles ist begreiflich; ja, der Rückschauende fühlt sich fast veranlaßt, an die Notwendigkeit dieser aus dem Zusammenprallen vieler Kräfte entstandnen Stauung zu glauben. Aber eine Erscheinung, die um so verblüffender wirkt, je besser sie bei wachsender Entfernung von dem reinen Lichte parteiloser Kritik beleuchtet werden kann, ist die Thatsache, daß auf die Verirrungen des Geistes die Abwendung von allem Denken folgen muß, daß das Erbe einer unfruchtbaren Genialität von der nackten Dummheit angetreten wird, daß die Übergriffe, zu denen sich die Völker in dem Kampf um die Selbstbestimmung verleiten lassen, mit noch rohern Machtmißbräuchen gesühnt werden, deren sich die Regierungen, die angeblichen Bewahrer eines höhern Rechts und einer höhern Sittlichkeit, schuldig machen.

Es hätte wahrhaftig keiner übernatürlichen Weisheit bei einigen leitenden Staatsmännern bedurft, um die richtigen Schlüsse aus den Ereignissen zu ziehen und die Formeln für das Verhältnis zwischen Staatsgewalt und Volkskraft zu finden. Aber es fehlte an den klugen Köpfen, die ganz bescheidnen Ansprüchen hätten genügen können; es schien, als wäre durch die Überspannung der politischen Thätigkeit die Fähigkeit dazu völlig ausgetilgt worden, als hätten die Sieger überhaupt vergessen, daß auch sie um den Staat, um seine innere Kräftigung und Neugestaltung gerungen hatten, daß die Revolution ja nur deshalb ausgebrochen war, weil die entarteten und verdorbenen Staaten nicht mehr leisteten, was man von ihnen verlangen durfte. Die Völker waren so niedergedrückt durch die traurigen Erfahrungen, die sie an sich selbst gemacht hatten, daß sie jedem Beweise von Wohlwollen und Vertrauen die höchste Empfänglichkeit entgegenbrachten. Die infolge der demagogischen Überreizungen sehr verminderte

Digitized by Google

Aufnahmefähigkeit der politischen Organismen hätte durch eine mäßige Zufuhr von Rechten und Freiheiten wieder gehoben werden können — für Hungerkuren waren die geschwächten Organe nicht mehr widerstandsfähig genug. Nicht zu strafen, sondern zu belehren und zu erheben war die schöne Sendung der wieder zu unbeschränkter Macht gelangten Regierungen: sie waren aber selbst ganz unbelehrt, entbehrten des Aufschwungs und straften nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Rache für die Hiebe, die sie während der Revolution hatten erdulden müssen.

a) Österreich unter dem Ministerium Schwarzenberg.

Am unheilvollsten wurde der Mangel schöpferischer Kräfte, erfahrner Staatsmänner von Bildung und sittlichem Ernste für Österreich. Hier hätte eine aufgeklärte Regierung alles erreichen können, was sie nur wollte; die Gelegenheit zu einer grundlegenden Änderung der Staatsform war geboten: jeder Widerstand war gebrochen, die Lebensfähigkeit des Staats in einem der härtesten Kämpfe des Daseins, die ihm während einer dreihundertjährigen Dauer aufgezwungen worden waren, glänzend dargelegt. Ein neuer Herrscher (S. 221), gesund, mutig, unterrichtet, voll edlen Ehrgeizes und von weicher Gemütsart, zu jung, um in vorgefaßten Meinungen befangen zu sein, doch alt genug, um sich für seine erhabne Sendung begeistern zu können, konnte einem Ministerium, das ihn in der Richtung des gemäßigten Fortschritts, der Achtung vor den Volksrechten zu leiten verstanden hätte, die denkbar festeste Bürgschaft des Erfolgs bieten. Der zerfahrne und unbequeme Reichstag von Kremsier (vgl. S. 199) war am 7. März beseitigt und unterm 4. März 1849 eine Verfassung (S. 201) freiwillig erlassen worden, in der die Regierung sich reichlichen Spielraum zu selbständigem Eingreifen in die Staatsentwicklung gewahrt hatte; seit dem 26. Dezember 1849 war auch das Königreich Ungarn in diese einbezogen, nachdem dessen Nebenländer, von der Verbindung mit der Stephanskrone losgelöst, besondre Provinzialrechte erhalten hatten. Die besten Verwaltungsbeamten, über die das Reich verfügte: Anton Ritter von Schmerling, Alexander (seit 1854 Freiherr von) Bach, Graf Leo Thun und Hohenstein, Karl von Bruck, standen dem Ministerpräsidenten zur Verfügung, um das innre Leben der Monarchie wirtschaftlich und geistig zu erneuern. Niemand hätte Widerstand geleistet, wenn die außerungarischen Länder in komitatähnliche Kreise zerlegt und damit die unerschütterliche Grundlage für einen zentralistischen Aufbau des Staats zugleich mit den Vorbedingungen für die allmähliche Erziehung kleiner nationaler Gruppen hergestellt worden wäre. Das Schicksal Österreichs war in die Hand der Räte der Krone gelegt; aber es war kein Radetzky unter ihnen, nur ein hochmütiger Kavalier, der sich damit vergnügte, den König und das Volk von Preußen mit Österreich zu entzweien, dem sie seit 1815 die treuesten Bundesgenossen gewesen waren. In Frankfurt, nicht in Wien und Budapest hätte der Staat der Habsburger gefestigt und vor künftigen Stürmen bewahrt werden sollen.

Noch ist der Schleier nicht völlig gelüftet, hinter dem sich der Gesinnungswechsel der leitenden Kreise am Wiener Hofe vollzogen hat; gewiß aber ist es, daß es nicht Männer der fruchtbringenden Arbeit, sondern die Schmarotzer am Staatskörper waren, die ihn hervorgebracht und einen von den besten Absichten geleiteten Herrscher in politische Verwirrungen gestürzt haben, denen er in einem langen, an Sorge und grausamen Erschütterungen überreichen Leben nicht mehr Einhalt gebieten konnte. Das kostbare Jahr 1850, in dem die Völker für ihre Erhebung aus Unruhe und Befürchtungen, für jeden Beweis von Vertrauen in ihre Tüchtigkeit dankbar gewesen wären, verging unausgenützt; im darauffolgenden Jahre gewannen ihre Feinde die Oberhand: der Bruch mit dem Konstitutionalismus, die Zurückweisung aller

Digitized by Google

Ansprüche der Bürger zur Mitwirkung an der Gesetzgebung und an der Ordnung des Staats wurde beschlossen. Im September 1851 erging die Aufforderung an die Regierungen von Preußen und Sardinien, die bestehenden Verfassungen aufzuheben. Damit war ein Schritt geschehen, mit dem selbst der absolutistische Eifer Metternichs noch überboten war. Schmerling und Bruck traten aus dem Ministerium aus (5. Januar und 23. Mai 1851), weil sie der reaktionären Strömung nicht entgegenzuwirken vermochten. Am 20. August 1851 wurde dem durch die Verfassung vom 4. März 1849 eingeführten Reichsrate, der noch nicht ins Leben getreten war, der Charakter einer Volksvertretung genommen und dabei schon die Andeutung gemacht, es müsse die Frage der Vollziehung jener Verfassung noch vom Ministerium geprüft werden. Am 31. Dezember 1851 erfolgte die Aufhebung der Verfassung und zugleich die Preisgabe der persönlichen Sicherheit der Staatsbürger, die als Anhänger verfassungsmäßiger Zustände bekannt waren. Die Polizei und eine mit unerhörten Vollmachten ausgestattete Gendarmerie nahmen den Kampf nicht gegen überspannte und unpraktische Forderungen, sondern gegen den Liberalismus auf, und die Gewalthaber schalteten und walteten in dem kindischen Glauben, daß dieser sinnlose Kampf einen staatsmännischen Erfolg bedeute. Der freisinnige Zentralismus hätte Tausende von opferwilligen Mitarbeitern gefunden, hätte schlummernde Kräfte zu Thaten geweckt; aber die Zentralisation aller rückschrittlich gesinnten Freiheitsfeinde mußte unfruchtbar bleiben und alle nach Thätigkeit verlangenden frischen Triebe der Volkskraft zerstören.

b) Die Dresdner Konferenzen.

Auch die Erfolge in der äußern Politik, die den Übermut genährt hatten, fanden keine Fortsetzung. Schon auf den Dresdner Konferenzen, die in Olmütz beschlossen worden waren (S. 229), mußte Schwarzenberg an seinen mittelstaatlichen Bundesgenossen traurige Enttäuschungen erleben und die Entdeckung machen, daß er Preußen ohne Nutzen für Österreich vor den Kopf gestoßen hatte. Sein Ziel war es gewesen, die Bundesakte dahin abzuändern, daß Österreich mit seinem Gesamtgebiet in den Deutschen Bund eintreten dürfe, damit der Bund für die Unverletzlichkeit der ganzen habsburgischen Macht eintreten müsse. Dies wehrten nun England und Frankreich als Bürgen ab; und unter den deutschen Regierungen bestand kein Verlangen, für die nur zu Österreichs gunsten dienende Bundesreform mit zwei Großmächten in die Schranken zu treten. Preußen konnte ohne besondre Anstrengung das Scheitern der Bemühungen Schwarzenbergs abwarten. Nach langwierigen Verhandlungen (vom Dezember 1850 bis zum Mai 1851) wurde es klar, daß alle Reformversuche vergeblich seien, solange Österreich die von Preußen verlangte Gleichstellung im Vorsitz und im Einfluß auf das beabsichtigte „Direktorium" verweigere. Da Schwarzenberg auf seinem Standpunkte beharrte, so blieb nichts andres übrig, als sich wieder der alten Bundeseinrichtungen zu bedienen und somit das beschämende Geständnis abzulegen, daß die Regierungen in ihrer Gesamtheit ebenso unfähig seien, die ungenügenden politischen Verhältnisse zu verbessern, wie das zerfallne Parlament. Im Bundespalaste zu Frankfurt a. M., wo noch vor kurzem die Souveränetät dieser deutschen Nationalversammlung anerkannt worden war (S. 176), herrschte seit 1851 wieder die Ansicht, daß es keine gefährlichern Feinde von Staat und Gesellschaft geben könne, als die Vertreter der Volksrechte. Die armen Liberalen, die durch ihr eignes Unvermögen ohnehin so beschämt und kleinlaut geworden waren, büßten nun ihre demokratischen Neigungen, indem man sie als „zerstörende Kräfte" brandmarkte und die Gefängnisstrafen absitzen ließ, die eigentlich den flüchtig gewordnen Republikanern gebührt hätten.

Digitized by Google

c) Die deutschen Mittelstaaten und Preußen unter der erneuerten Herrschaft des Bundestags.

Von den liberalen Verfassungen, die ihren Ursprung der 1848er Revolution verdankten, wurden die meisten beseitigt, und zwar in Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Württemberg sehr bald (Juni, September und November 1850), in Hannover, wo am 18. November 1851 der blinde König Georg V. den Thron bestiegen hatte, erst nach hartnäckigem Widerstreben der Kammer im August 1855. Die Kurhessen wurden von Bundes Gnaden wieder mit ihrem liebenswürdigen Herrscher beglückt, der an den Roheiten und Eigenmächtigkeiten, die von den Exekutionstruppen an seinen Unterthanen verübt wurden, wahre Herzensfreuden erlebte. Sein Hassenpflug, „der Hessen Fluch", trug redlich zu deren Vermehrung bei, indem er die widerspenstigen Beamten, die sich an ihre verfassungsmäßigen Verpflichtungen gebunden erachtet hatten, seinen Grimm fühlen ließ.

In Preußen hätte die reaktionäre Partei sehr gern mit dem Konstitutionalismus ganz aufgeräumt; der König ließ sich jedoch, so tief auch seine Abneigung gegen die moderne Form der Beteiligung des Volks wurzelte, zu keiner Verletzung des von ihm abgelegten Eids verleiten. Auch Chr. Karl Jos. von Bunsen und Prinz Wilhelm bestärkten ihn in der Abneigung gegen einen Staatsstreich, der um so weniger notwendig erschien, als ja eine Umbildung der Verfassung im konservativen Sinn (6. Februar 1850) ohnedem gelang. Durch die Einführung des Dreiklassensystems bei den direkten Wahlen (Ende April 1849) war die Steuerleistung der Maßstab der politischen Rechte, die in der Zweiten Kammer ausgeübt werden durften, und somit der Majorisierung der Besitzenden durch die Arbeitenden vorgebeugt worden; die Erste Kammer wurde gänzlich umgestaltet, indem an die Stelle der Wahl die Berufung durch die Krone trat und durch die Einführung der Vererbung von Kammersitzen in den Familien des Hochadels das Überwiegen des Adels gesichert wurde. Härter als die Einrichtung eines eigentlichen Herrenhauses (12. Oktober 1854) schädigte den Staat die Aufhebung der Gemeindeordnung und die Wiedereinführung der Provinziallandtage (1851), in denen die öffentliche Meinung kaum unverfälscht zum Ausdrucke kommt.

Schleswig-Holstein wurde den Dänen ausgeliefert; die Verfassung vom 15. September 1848 und die deutschen „Grundrechte" wurden von einer Oberbehörde, die durch österreichische, preußische und dänische Kommissare bestellt worden war, außer Kraft gesetzt. Die Großmächte erkannten im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 die Erbfolge des Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg an, dessen Gemahlin die Prinzessin Luise war, eine Tochter der Landgräfin Luise Charlotte von Hessen, der Schwester Christians VIII. Der Deutsche Bund trat diesem Beschlusse jedoch nicht bei; die Stände der Herzogtümer, denen die Entscheidung gebührte, wurden überhaupt nicht darum gefragt. Der Herzog Christian von Holstein-Augustenburg verkaufte 30. Dezember 1852 seine in Schleswig gelegnen Güter an das regierende Haus in Dänemark für 2¼ Millionen Thaler und verzichtete zugleich auf seine Erbansprüche; die Verwandten stimmten dem Verzichte jedoch nicht zu. Der Sieg der Dänen war also nur vorübergehend; denn man konnte schon jetzt voraussehen, daß nach dem Tode des Königs Friedrich VII. der Kampf für die Loslösung der deutschen Lande aus dem „dänischen Gesamtstaate" von neuem beginnen werde.

Ein Vermächtnis der nationalen Erhebung, die „deutsche Flotte", wurde zur Versteigerung auf den Markt gebracht. Der Deutsche Bund hatte keine Interessen zur See zu vertreten;

Digitized by Google

er ließ sich's nicht beifallen, der deutschen Flagge, die von den Seemächten zurückgewiesen worden war, die Anerkennung zu erzwingen. Von den vier Fregatten, fünf Korvetten und sechs Kanonenbooten, die durch die Sammlung von 3,600,000 Thaler hergestellt worden waren, kaufte Preußen den bessern Teil, nachdem am 2. April 1852 infolge hannöverscherUmtriebe die Auflösung der Flotte vom Bundestage beschlossen worden war. Preußen erwarb von Oldenburg ein Stück Land am Jadebusen und baute sich allmählich einen Kriegshafen (Wilhelmshaven), der ihm das Auftreten als seefahrender Macht auch in der Nordsee gestattete.

Dies war um so bedeutungsvoller, als Preußen seine Stellung an der Spitze der deutschen Wirtschaftsgemeinschaft, die man den „Zollverein" nannte (S. 158), trotz heftiger Bekämpfung behauptete. Der Vertrag lief am 31. Dezember 1853 ab. Seit 1849 bemühte sich Österreich um die Aufnahme und erreichte auch auf der Zollkonferenz zu Wiesbaden im Juni 1851 die Zustimmung aller bedeutendern Zollvereinsstaaten mit Ausnahme Preußens. Dies nötigte Preußen, seiner in den letzten Jahren gesteigerten Vorliebe für den Schutzzoll zu entsagen und sich am 7. September 1851 dem freihändlerischen „Steuervereine", den Hannover mit Oldenburg und Lippe (1834 und 1836) gegründet hatte, zu verbinden. Damit war die Gefahr der Trennung seiner östlichen und westlichen Ländergruppe beseitigt, der österreichisch-mitteldeutsche Zollverein von der See abgeschnitten und um alle Vorteile gebracht, die der alte preußische Zollverein geboten hatte. Nun zog es auch Österreich vor, mit Preußen am 19. Februar 1853 einen günstigen Handelsvertrag abzuschließen, und die Mittelstaaten, die sich ohnehin durch allerlei Ersatz- und Vergütungsansprüche lästig gemacht hatten, ihrem Schicksale zu überlassen. Diesen blieb nichts andres übrig, als sich wieder an Preußen anzuschließen. So wurde der Zollverein am 4. April 1853 mit einem Gebiete von 9046 Quadratmeilen und 35 Millionen Einwohnern bis 31. Dezember 1865 erneuert.

B. Die reaktionäre Kirche in ihrer Stellung zum Staate.

Der Löwenanteil an der Siegesbeute aus dem Kampfe gegen die Revolution fiel, wie nach dem Sturze Napoleons I., auch jetzt wieder den Kirchen zu. Der Liberalismus hatte namentlich dem Katholizismus einen großen Dienst erwiesen, indem er in seine Lehren auch den Satz „von der freien Kirche im freien Staat" aufgenommen hatte. Die Jesuiten verstanden sich sofort auf die Ausbeutung dieser Freiheit: sie verlangten den freien Verkehr der deutschen Bischöfe mit dem römischen Stuhl und mit der Pfarrgeistlichkeit, die unbeschränkte Disziplinargewalt über alle Priester ohne Berufung an den Staat. Nichts war einfacher, als aus dem Begriffe der Freiheit der Kirche auch das seit acht Jahrhunderten begehrte Oberhoheitsrecht abzuleiten und es in einen neuen Satz zu kleiden: Kirchenrecht über Landesrecht. Der Erzbischof von Freiburg, Hermann von Vicari, machte davon so unverschämten Gebrauch, daß selbst einer reaktionären Regierung nichts übrigblieb, als ihn gefangen zu setzen. In Darmstadt und Stuttgart aber unterwarfen sich die Regierungen den römischen Forderungen. Die preußische Kammer wurde durch eine neue Partei, die von den Brüdern August und Peter Franz Reichensperger geleitete katholische, vermehrt, der sich die 1841 von dem Kultusminister Joh. Albr. Friedr. Eichhorn geschaffne „Katholische Abteilung" im Kultusministerium sehr gefällig erwies (vgl. Bd. VII, S. 350).

Zu einem Zusammenstoße der weltlichen Macht mit dem Ultramontanismus kam es in Preußen nicht; denn die Regierung begünstigte die Reaktion in der evangelischen Kirche, die bis zu einer unverkennbaren Annäherung an den Katholizismus fortschritt. Die Mächte,

Digitized by Google

deren Endziel die Unterdrückung des selbständigen Denkens ist, die dem gläubigen Menschen nicht einmal gestatten wollen, sein Gefühlsleben nach seinen eigensten Bedürfnissen einzurichten, müssen sich notwendig begegnen und unterstützen. Friedr. Jul. Stahl, Ernst Wilhelm Hengstenberg und Ernst Ludwig von Gerlach, die Friedrich Wilhelm IV. seit der Revolution beherrschten (vgl. S. 152 und 168), rüttelten an den Grundpfeilern des evangelischen Bekenntnisses, vor allem an der Achtung vor der innern Überzeugung, ohne die der Protestantismus hinfällig wird; sie befestigten in den „Regulativen" vom Oktober 1854 die Pfaffenherrschaft in der Schule und auf den „Kirchentagen" die Herrschaft der Heuchelei, gegen die sich nun selbst ein Bunsen als Vorkämpfer der Geistesfreiheit den Ehrentitel eines „Verwüsters der Kirche" verdiente.

Noch tiefere Demütigungen als in Preußen erfuhr das Recht der menschlichen Vernunft in Österreich durch den Abschluß des berüchtigten Konkordats vom 18. August 1855. Es war der Ausdruck einer Verbindung zwischen dem neuen zentralistischen Absolutismus und dem Ultramontanismus. Die Hierarchie gab sich für kurze Zeit dazu her, die nationalen Parteien zu bekämpfen und die Verweigerung verfassungsmäßiger Rechte gutzuheißen; dafür stellte ihr der absolute Staat seine ganze Verwaltung zur Verfügung, überließ den Bischöfen die unbedingte Herrschaft über den Klerus, der bis dahin die ihm von Joseph II. angewiesne Stellung zum Segen des Volks und gewiß nicht zum Schaden der Kirche verwertet hatte, und lieferte ihn dadurch einer geistlichen Übermacht aus, die ihn zum Werkzeug ihrer Herrschaft machte. Es war nur eine neue Stufe in dem Entwicklungsgange, den der Jesuitenorden der katholischen Kirche aufzwang, daß der Beiseitedrängung der christlichen Gemeinde auch die Entmündigung der Seelsorger folgen mußte. Erst wenn diese vollkommen erreicht und den Pfarrvorstehern der Schutz des Staats entzogen war, konnte man daran gehen, auch den Bischöfen das Rückgrat zu brechen und das Papsttum in eine orientalische Despotie zu verwandeln, in der dem Jesuitengenerale das Wezirat für alle Zeiten zufallen müsse. Und das geschah im Zeichen einer Religion, in der die Gleichheit und Gottähnlichkeit aller Menschen gelehrt, die Sittlichkeit auf Grund innrer Freiheit zur Lebensaufgabe erhoben worden war, in der die Menschheit einst Kraft und Freude zum Kampfe gegen Druck, Willkür und Unduldsamkeit gefunden hatte! Ein neues Zeitalter der Religionsgeschichte wurde damit eingeleitet; nun muß sich erst der volle Wert der Religion erproben, auf deren Fälschung der Jesuitismus eine neue Weltordnung aufbauen will, die den Sieg der katholischen Freiheit über den Orden oder die Auflösung der Kirche verzeichnen wird.

Österreichs Beispiel wirkte in den italienischen Staaten, die ihm ihr Dasein verdankten; nur Piemont sammelte die Gegner der römischen Hierarchie um sein Banner, die nun zur Überzeugung gelangt waren, daß die große Lüge von dem nationalen Papste keinen Patrioten mehr auf falsche Wege locken dürfe. In Spanien verbündeten sich die Jesuiten mit den Karlisten (S. 164 oben) und führten an deren Seite einen hoffnungslosen Feldzug, in dem sie nur Niederlagen erlitten; dagegen schufen sie sich in Belgien (S. 142 oben) 1855 eine fast uneinnehmbare Stellung und bekämpften die Liberalen mit ihren eignen Waffen. Nur Portugal, von wo sie im 18. Jahrhunderte zum ersten Male vertrieben worden waren (vgl. Bd. IV, S. 540), hielt sich auch im neunzehnten von ihnen frei und bewies, daß selbst eine katholische Regierung die Drohungen der Päpste nicht zu fürchten brauche. In Frankreich, auf das man in Rom die besten Hoffnungen gesetzt hatte, seitdem mit Hilfe der Geistlichkeit Louis Napoleons „Volksabstimmungen" so glücklich durchgeführt waren, sah sich die Kurie einem sehr vorsichtigen Freunde gegenüber, der nicht zu überrumpeln war. Napoleons III. diplomatische Kunst

Digitized by Google

hat sich nirgends besser bewährt als in der Begrenzung der weltlichen und der geistlichen Macht; an ihm sind selbst die Jesuiten irre geworden: sie haben nie gewußt, wie weit er sich mit ihnen einlassen werde.

12. Die Machtverschiebungen unter dem Einflusse des zweiten französischen Kaiserreichs bis zum Jahre 1859.

Unter den Blinden konnte der Einäugige König werden — über die reaktionären Regierungen erhob sich der „Retter der Ordnung", den die Revolution auf den Thron erhoben hatte. Aus dem Präsidentensitze, dem der Staatsstreich des 2. Dezember 1851 Festigkeit und Dauer verliehen hatte (S. 213), formte sich der geschickte und nicht ganz talentlose Erbe des großen Namens Bonaparte binnen Jahresfrist eine neue Kaiserkrone. Die Verfassung, die er am 14. Januar 1852 den im leidenschaftlichen Ringen um die Freiheit außer Atem gekommnen Franzosen zur Beruhigung und Heilung von allen überspannten Vorstellungen verordnet hatte, verlangte nach einem monarchischen Abschlusse. Sie gewährte alles, was zu den Mittelchen eines Volkskaisertums gehörte: einen aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden gesetzgebenden Körper, einen Senat, der über die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze wachte, den „Appell an das Volk" bei jedem Antrage, der als Änderung der Verfassung ausgelegt werden könnte, dazu eine starke und weise Leitung aller Staatsangelegenheiten, deren „Entwürfe" in geheimen Sitzungen geprüft wurden, die alles vorbereitete, alles ausführte, was zum Wohle des Volks diene. Den 12 Millionen Franken, die der thatkräftige Senat dem Präsidenten als Jahresgehalt bewilligt hatte, konnte Frankreich auch den Kaisertitel zulegen: als es darum gefragt wurde, antwortete es mit 7,840,000 Ja, gegen die sich die 254,000 Nein nur wie eine Gegenprobe, eine Beglaubigung der Stimmfreiheit ausnahmen. Am 2. Dezember 1852 trat Napoleon III. durch Gottes Gnade und den Willen des Volks als Kaiser der Franzosen in die Gesellschaft der Souveräne Europas ein. Keiner dachte daran, ihm die Anerkennung zu versagen; man übersah die demokratische Abkunft des neuen Genossen um der Verdienste willen, die er sich im Kampfe gegen die Revolution erworben hatte, um seiner Achtung willen, die er vor der Religion und vor den Bajonetten bethätigte. Leider konnte sich der jüngste Monarch nicht die Zeit gönnen, sie vollends von seiner Ebenbürtigkeit zu überzeugen: die alten Fürstenfamilien waren noch nicht vertraut genug mit ihm geworden, um ihn durch eine Heirat in ihre Mitte aufzunehmen; er mußte aber sich und Frankreich einen Erben geben, denn ein Thron ohne Erben verliert zu bald das Interesse. Da er, geboren am 20. April 1808, damals schon in der Mitte der Vierziger angelangt war und sich durch allzuviel verfehlte Werbungen nicht dem Gelächter oder dem Mitleid aussetzen durfte, so heiratete er rasch entschlossen am 29. Januar 1853 die schöne 26jährige Gräfin Eugenie von Teba aus dem spanischen Grandenhause der Guzman, die alle Eigenschaften besaß, um den Parisern nicht nur zu gefallen, sondern sie auch fortgesetzt durch neue Launen zu beschäftigen, munter zu erhalten, alle Eigenschaften besaß, um die Königin der Mode zu werden, der das Volk von Frankreich jeden Götzendienst zu leisten stets geneigt ist.

A. Der Krimkrieg.

Das zweite Kaiserreich bedurfte nun noch des Ruhms auf dem Gebiete der äußern Politik, um sich bei den Franzosen vollends einzubürgern. Es durfte nicht nur geduldet sein; es mußte

Digitized by Google

glänzen und die andern Fürsten zwingen können, sich um seine Gunst zu bewerben. Napoleon wäre durch seine alten Verbindungen mit den Carbonari, mit Mazzini und Garibaldi vielleicht schon damals veranlaßt worden, die nationalen Fragen Europas mit besondrer Rücksicht auf Italien zu studieren, wenn ihm nicht gerade jener Monarch, der ihn mit unverhohlner Geringschätzung behandelte und in ihm nichts andres als einen politischen Abenteurer erblicken konnte, Zar Nikolaus, die große Gefälligkeit erwiesen hätte, eine politische Verwicklung herbeizuführen, in der es einem „Denker" wie Louis leicht wurde, alle Welt aufzuregen, die konservativsten Höfe zu Übereilungen zu verleiten, für seine eignen Interessen andre arbeiten zu lassen und schließlich für sich und Frankreich allein den ganzen Gewinn einzustreichen.

Der schönste Fürst Europas in der schönen roten Uniform, die seine Gestalt so vorteilhaft zur Geltung kommen ließ, hatte die Revolutionsjahre, in denen er im Oriente hätte Geschäfte machen können, gründlich verpaßt. Die Besorgnis vor einer neuen Erhebung der Polen (vgl. S. 207) bestimmte ihn, seine Regimenter an der Weichsel zusammenzuhalten, vielleicht auch, sich in das undankbare Unternehmen zu gunsten der Habsburger in Ungarn einzulassen (S. 201); erst 1852 faßte er den Entschluß, die Ermüdung der Nachbarn auszubeuten und der Türkei einige Provinzen abzunehmen. Er meinte anfänglich, ein Kompaniegeschäft mit England machen zu können, und zettelte Unruhen in Palästina an, um den religiösen Fanatismus seines Volks in Bewegung zu bringen. Dabei geschah es, daß ihm, als dem Vertreter der Rechte der griechischen Kirche, der neue Machthaber in Frankreich entgegentrat und seine Stellung als „Protektor der Lateiner" zum Schutze der katholischen Ansprüche wahrnahm. Hätte sich Nikolaus zu raschem Handeln entschließen können, die Donaufürstentümer besetzt und militärisch gesichert, während Preußen und Österreich sich noch um die Bundesreform stritten, das Kriegsfeuer in Deutschland glomm und Napoleon noch mit der Einrichtung seiner Volksabstimmungen beschäftigt war, so hätte er einen großen Vorsprung gehabt. Auch die Unruhen in Montenegro wurden zu spät angezettelt und nicht zu einer Südslawenerhebung ausgedehnt, die Österreich an einer leicht verwundbaren Stelle berührt hätte. So kam es, daß das heilige Rußland gänzlich vereinsamt blieb, als Fürst Alexander S. Menschikow an den Sultan Abdul Medjid das Ultimatum vom 11. Mai 1853 richtete, worin Rußland die Anerkennung seines Protektorats über die gesamte griechische Kirche in allen türkischen Ländern und damit eine Art Teilung der Macht mit dem Sultan verlangte. Der englische Botschafter Lord Stratford-Redcliff hatte die Pforte auf diesen Fall vorbereitet, die dort herrschende Angst beseitigt und entgegenkommende Schritte verhindert. Der Zar mußte die Folgen seines herrischen Auftretens ziehen, seinen Botschafter abberufen und seine Truppen am 2. Juli 1853 in die Donaufürstentümer einrücken lassen.

Noch immer wäre der Erfolg auf russischer Seite unausbleiblich gewesen, hätte sich das Kabinett von Sankt-Petersburg Österreichs versichert gehabt. Wenn sich diese beiden Mächte über ein gemeinsames Vorgehen gegen die Türkei verständigen und Preußen gegen entsprechende Zugeständnisse es übernimmt, ihnen den Rücken zu decken, dann können die Flotten der Westmächte wohl Störungen und Schaden verursachen, aber den Fall Konstantinopels kaum aufhalten. Rußland hat aber seinen Feldzug so wenig diplomatisch wie militärisch vorbereitet. Der Zar hatte in seiner Unfähigkeit, Kräfte richtig zu schätzen, und in seinem vorgeschrittnen Größenwahne bis zum letzten Augenblick an der Meinung festgehalten, es werde genügen, seine Forderungen mit Drohungen zu unterstützen; niemand könne es wagen, sich seinem Willen entgegenzusetzen. Er hatte sich über die Widerstandsfähigkeit der Pforte getäuscht, hatte mit England peinliche Erfahrungen gemacht und mußte nun auch erleben, daß Österreich, das er

Digitized by Google

ganz im Bereiche seiner Macht wähnte, plötzlich gegen ihn Front machte. Nachdem am 30. November 1853 die türkische Flotte im Hafen von Sinope von den Russen vernichtet worden war und die bereits in den Bosporus eingelaufnen französischen und englischen Schiffe am 4. Januar 1854 auch den Weg ins Schwarze Meer genommen hatten, da erst erschien Fürst Alexei F. Orlow, der vertraute Freund des Zaren, in Wien, aber nicht mit reichen Anerbietungen und lockenden Anträgen, die vielleicht doch gewirkt hätten, sondern mit der Erinnrung an die Dankbarkeit, die Rußland von Österreich erwarten dürfe.

Die auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats wurden damals nicht mehr vom Fürsten Schwarzenberg versehen, da dieser am 5. April 1852 unerwartet rasch vom Tode dahingerafft worden war. An seine Stelle hatte man den Grafen Karl Ferdinand von Buol-Schauenstein, den Sohn des ersten österreichischen Bundestagsgesandten (S. 99 unten), gestellt, einesteils weil er der Vollstrecker der Schwarzenbergschen Befehle während der kurzen Zeit seiner Geschäftsführung gewesen war, also in dessen „Ideen" eingeweiht sein sollte, andernteils weil er, aus einem alten katholischen Geschlechte Graubündens hervorgegangen, ein verläßlicher Verbündeter des am 4. Juli 1853 gewählten Jesuitengenerals Pater Peter Beck (aus Sichem bei Löwen; bisher Provinzials des Ordens in Österreich) zu werden versprach. Mit ihm war der Kaiser Franz Joseph, von dessen Jugend ein Durchschauen der Weltpolitik und ein selbständiges Urteil über die schwierigsten politischen Fragen noch nicht erwartet werden konnte, vom Regen in die Traufe gekommen. Buols Kurzsichtigkeit verleitete ihn zu der falschen Annahme, daß die Interessen Österreichs im Oriente nur im Gegensatze gegen Rußland wahrgenommen werden könnten, und er glaubte, diesem unerschütterlichen Grundgedanken sogar die politische Moral opfern und Rußlands Ruf an die Dankbarkeit Österreichs unberücksichtigt lassen zu müssen. Er schloß sich der von den Westmächten aufgestellten Forderung nach Räumung der Donaufürstentümer am 27. Februar 1854 an und ermutigte diese dadurch zur Kriegserklärung an Rußland am 27. März. Am 14. Juni erteilte die Türkei Österreich das Recht, während des Kriegs in die Fürstentümer einzurücken, wovon es zum Schaden seiner ohnehin sehr zerrütteten Finanzen leider auch Gebrauch machte.

Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Mann, aus dem Bruche der österreichisch-russischen Freundschaft und aus der Not Rußlands Kapital zu schlagen. Es war das erste Verdienst, das sich Otto von Bismarck-Schönhausen, seit 18. August 1852 preußischer Bundestagsgesandter, um sein Vaterland und um das Haus Hohenzollern erworben hat, daß er seinen König von dem Bündnisse mit den Westmächten abhielt, in das ihn die sogenannten konservativen Freunde aus der romantischen Schule hetzen wollten; sein Einfluß war aber nicht stark genug, um die Verlängerung der Abmachungen zwischen Preußen und Österreich, mit der die Verbürgung des Besitzstands verbunden war (9. April 1854), zu hindern. Sie war für Preußen gänzlich überflüssig, ermöglichte es aber Österreich, seine Schwenkung zu den Westmächten zu vollziehen. Diese ließen im Herbste desselben Jahrs Landtruppen in der Krim ausschiffen, die nach den siegreichen Schlachten an der Alma (20. September), bei Balaklawa (25. Oktober) und Inkerman (5. November 1854) zur Einschließung der Festung Sebastopol schritten. Österreich hätte auch den Deutschen Bund gern zu einer drohenden Haltung gegen Rußland veranlaßt, nachdem es seit dem 2. Dezember 1854 dem Bündnisse der Westmächte beigetreten war; Preußen setzte es aber durch, daß die Kriegsbereitschaft nicht gegen Rußland allein, sondern „gegen alle Eventualitäten" ausgesprochen wurde. Hätte Buol-Schauenstein die Entschlossenheit besessen, auf der einmal beschrittnen Bahn rücksichtslos fortzuschreiten und die österreichischen Truppen nach

Digitized by Google

Der Pariser Kongreß im Jahre 1856.

Edouard Dubufe hat den Pariser Kongreß in folgenden 15 Vertretern der fünf Großmächte und der zwei Mächte Europas dargestellt, die in die mit dem Krimkriege zusammenhängende orientalische Angelegenheit verwickelt worden waren.

I. Frankreich:
1. Florian Alexandre Joseph Graf Colonna Walewski (1810—1868).
2. François Adolphe Baron von Bourqueney (1799—1869).
3. Vincent Graf von Benedetti (1817—1900), als Protokollführer.

II. England:
4. George William Frederick Villiers Graf von Clarendon Baron Hyde de Hindon (1800—1870).
5. Henry Richard Charles Wellesley Baron Cowley (1804—84).

III. Österreich:
6. Karl Ferdinand Graf von Buol-Schauenstein (1797—1865).
7. Joseph Alexander Hafenbredl, genannt Freiherr von Hübner (1811—1892).

IV. Türkei:
8. Mohammed Emin A(a)li Pascha (1815—1871).
9. Mehemed Djemil Bei (1825—1872).

V. Sardinien:
10. Graf Camillo Benso di Cavour (1810—1861).
11. Salvator Pes Marcheſe de Villamarina.

VI. Rußland:
12. Alexej Fedorowitsch Graf Orlow (1787—1861).
13. Philipp Baron von Brunnow (1797—1875).

VII. Preußen:
14. Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805—1882).
15. Maximilian Friedrich Karl Franz Graf von Hatzfeldt-Wildenburg-Schönſtein (1813—1859).

(Die beiden letzten erſchienen erſt ſeit dem 18. März 1856 in den Sitzungen.)

Der Stich Aug. Blanchards, der (in einem Abzuge vor der Schrift) unſrer Wiedergabe zu Grunde liegt, iſt 1859 bei Goupil & Co. in Berlin, Paris und New York erſchienen, demſelben Kunſtverlage, der unter andern auch Jentzens figurenreiche Lithographie von 1854: Die Verteidiger des orthodoxen Glaubens (Nikolaus I. und ſeinen Hof), in den Handel gebracht hat.

Auf einer in Wilds Verlag erſchienenen Lithographie von C. Schultz, die den Grafen Walewski als Vorſitzenden ebenfalls im Mittelgrunde zeigt, während die übrigen von Bourqueney bis Clarendon links, von Villamarina bis Buol rechts angeordnet ſind, fehlen die Vertreter Preußens und der Protokollführer Benedetti; auf einem dritten Bilde des Kongreſſes, das die Vertreter der Mächte paarweiſe nebeneinander ſitzend aufweiſt, ſteht Benedetti beſcheiden links im Hintergrunde.

Vgl. Edouard Gourdon, Histoire du Congrès de Paris (Paris 1857).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

10. Cavour 5. Cowley 6. Buol 12. Orlow 2. Bourqu

Der Pariser Kongress i

(Nach Auguste Blanchards Kupferstich da

Digitized by Google

nay 7. Hübner 9. Djemil 3. Benedetti 13. Brunnow 15. Hatzfeldt
14. Manteuffel 1. Walewski 4. Clarendon 8. Aali 11. Villamarina

im Jahre 1856.

Gemäldes von Edouard Dubufe.)

Digitized by Google

Odessa marschieren zu lassen, so wäre ihm möglicherweise die Entscheidung zugefallen: er hätte die englischen und französischen Streitkräfte aus ihrer nichts weniger als günstigen Lage in der Krim befreit und sich eine wertvolle Entschädigung verdient. Statt dessen mußte er es geschehen lassen, daß die Westmächte in der Zwangslage, die Streitkräfte vor Sebastopol zu vermehren, am 26. Januar 1855 das Königreich Sardinien heranzogen und von diesem im Mai 15,000 Mann Hilfstruppen erhielten.

Am 2. März 1855 starb Zar Nikolaus, wie es scheint, nicht ohne Einfluß der seelischen Erschütterung, die er durch die Niederlagen seines Heers und die traurige Lage seines Reichs erlitten hatte; sein Sohn, Alexander II., begann Unterhandlungen, lehnte aber die Beschränkung der russischen Flotte im Schwarzen Meer ab. Der Krieg wurde durch die Erstürmung des Malakowturms (8. September 1855) und die darauf folgende Räumung von Sebastopol zu einem Abschnitte gebracht, der den Westmächten einen ehrenvollen Abzug aus der Krim gestattete, während die Einnahme der armenischen Festung Kars durch ein russisches Heer unter General Nikolai N. Murawjew (28. November 1855) auch Rußland einigen Anspruch gewährte, billige Friedensbedingungen zu verlangen.

Zur Regelung der orientalischen Angelegenheiten wurde ein Kongreß nach Paris berufen und am 6. Februar 1856 eröffnet (s. die beigeheftete Tafel „Der Pariser Kongreß im Jahre 1856“). Friedrich Wilhelm IV. mußte es nun erleben, daß der Tiefstand des preußischen Ansehens aller Welt offenbar wurde, indem die Mächte anfangs gar keinen Vertreter Preußens zu den Verhandlungen zulassen wollten. Als man im Verlaufe der Geschäfte zu der Überzeugung kam, daß der Meerengenvertrag von 1841 doch nicht ohne die Mitwirkung der damals vermittelnden Macht abgeändert werden könne, und nachträglich die Einladung nach Berlin richtete, hatte der englische Vertreter, Lord Clarendon, die Unverschämtheit, zu verlangen, daß Preußen nur zu der Beschlußfassung über diesen einen Punkt zugelassen werden solle. Der Pariser Friede vom 30. März 1856 erklärte das Schwarze Meer für neutral, öffnete es den Handelsmarinen aller Nationen, verschloß es aber den Kriegsflaggen der Uferstaaten wie aller andern Mächte mit der Ausnahme, daß Rußland und die Türkei je zehn leichte Schiffe für den Küstendienst darin halten und jeder an der Donauregulierung und der Freiheit der Donaumündung interessierte Staat zwei leichte Schiffe an den Mündungen aufstellen dürfe. Die Türkei wurde der Vorteile öffentlichen europäischen Rechts teilhaftig erklärt und mit Verbürgung ihres Länderbestands in das europäische Konzert aufgenommen. Für die Ordnung der Donauschifffahrt wurde eine besondre, dauernde europäische Kommission eingesetzt (vgl. Bd. VII, S. 123) ebenso für die Prüfung der Angelegenheiten der Moldau und Walachei. Das erste von diesen Fürstentümern wurde durch einen von Rußland abzutretenden Küstenstrich vergrößert; beide aber und das Fürstentum Serbien blieben unter der Oberhoheit der Pforte. In Kleinasien wurde unter Vermittlung von Frankreich und England die Grenze, die vor dem Kriege bestand, wieder hergestellt.

So hatten also die Eifersucht der christlichen Reiche und Völker Europas, der Neid und das Mißtrauen, mit dem sie sich beobachteten, sowie die Furcht vor einseitiger Machtvermehrung dahin geführt, daß sie den türkischen Raubstaat, der nur kulturzerstörend gewirkt und sich unfähig erwiesen hat, die staatlichen Aufgaben gegenüber seiner Bevölkerung, sowohl der muselmännischen als auch der christlichen, zu erfüllen, unter ihren besondern Schutz nahmen und sein Leben fristeten. Dieses sollte fortan keinen andern Zweck haben, als die natürliche Entwicklung dieser Völker zu hemmen und die Entscheidung über das Schicksal der Balkanländer hinauszuschieben.

Digitized by Google

B. Österreichs Niederlage in Italien.

a) Napoleons III. innere Politik.

Für kurze Zeit hatte Napoleon III. die Rolle des Fürsten Metternich übernommen; er täuschte Europa über seinen wahren Zustand und gab ihm den Glauben an Kräfte ein, die gar nicht vorhanden waren, vor allem an seine eigne. Paris war durch die Weltausstellung von 1855 und den darauffolgenden Kongreß wiederum einmal das Herz Europas geworden; wer immer konnte, wallfahrte zu der Stadt des Vergnügens und des guten Geschmacks, für deren Verschönerung der Seinepräfekt Georges Eugène Haußmann jährlich 100 Millionen Franken aufwenden durfte. Der bewährte Regierungsgrundsatz des ersten Bonaparte, den vierten Stand durch reichlichen Verdienst zufriedenzustellen und ihm damit sein Wohlverhalten und die stillschweigende Billigung einer absolutistischen Herrschaft abzukaufen, wurde in dem „verneuerten" Kaiserreiche vorläufig mit bestem Erfolg angewendet (vgl. Bd. VII, S. 410). Napoleon III. war aber auch, ebenso wie Metternich, in der Überzeugung von der Notwendigkeit der Unumschränktheit befangen und beging den größten Fehler dadurch, daß er es unterließ, den konstitutionellen Formen, die er seiner Regierung äußerlich aufgedrückt hatte, allmählig einen Inhalt zu geben und dadurch jenen Teil der Bevölkerung an sich zu ketten, der seine Neigungen nicht von einem Tag auf den andern wechselt und die Zuerkennung eines einzigen bescheidnen, aber wirklichen Rechts höher schätzt als das jesuitische Geflunker mit der Volkssouveränetät, mit der das Volk zum Narren gehalten wird. Die Ausbildung des „gesetzgebenden Körpers" zu einer Volksvertretung mit Budgetrecht und der Befugnis zur Einbringung von Anträgen und Gesetzesvorschlägen hätte dem Thronerben, der dem Kaiser am 16. März 1856 geboren wurde, mehr genützt als alle die erkünstelten Gaukeleien, durch die sich das zweite Kaiserreich den übertriebnen Beifall aller Lebemänner und Taugenichtse des Erdteils verdiente.

b) Frankreichs Verhältnis zu Rußland und Österreich, Preußen und England.

Rußland, das für lange Zeit unschädlich gemacht und an Macht hinter die Türkei gerückt schien, richtete sich sofort auf die neue Weltordnung ein. Alexander II. versicherte seinen Untertanen, daß durch den von seinem Vater begonnenen Krieg das Los der Christenheit im Oriente gebessert und gesichert sei, und näherte sich mit einer großartigen Unbefangenheit dem Herrscher Frankreichs, der ihm soeben eine so herbe Lehre erteilt hatte. Die russischen Politiker erkannten sehr richtig, daß Napoleon froh sei, das orientalische Abenteuer so glücklich bestanden zu haben, und daß sie daher so bald keine Störung ihrer Kreise von jener Seite zu befürchten haben würden. Louis zeigte sich dieses Vertrauens würdig, ging auf die Absichten Rußlands ein, berücksichtigte seine Wünsche bei jeder Gelegenheit und erhielt die stillschweigende Zusicherung, man werde ihn nicht daran hindern, wenn er etwa auch noch eine andre Großmacht auf die Probe ihrer Leistungsfähigkeit stellen wolle. Österreich hatte sich, trotzdem es keinen Schutz gegen russische Truppen abgegeben hatte, viel unangenehmer gemacht als Frankreich, dessen Marschall als Sieger in Sebastopol eingezogen war; es hatte nicht nur die Hilfe in Ungarn so schnöde vergolten, sondern war auch als Wettbewerber im Balkan aufgetreten und doch eigentlich nur von Preußen abgehalten worden, Rußland den entscheidenden Schlag zu versetzen. Jede Schwächung Österreichs bedeutete also eine Stärkung Rußlands und war geeignet, ihm die Entfaltung seiner Pläne im Oriente für die Zukunft zu erleichtern.

Digitized by Google

Preußen war so bescheiden geworden, daß man von ihm keine Störungen zu erwarten brauchte, wenn es sich um die Aufrollung großer europäischer Fragen handelte, von denen es sich nicht unmittelbar betroffen sah. Friedrich Wilhelm IV. hatte in einem Geisteszustande, der bereits die bald darauf folgende Umnachtung ahnen ließ, schließlich alle seine Wünsche in den einen zusammengedrängt, sein Fürstentum Neuenburg wiedergewinnen zu können; auch dieser war ihm versagt geblieben: nach dem ungeschickten Putsche, den die Preußenfreunde im Kanton am 3. September 1856 veranstaltet hatten, mußte er am 26. Mai 1857 doch für immer auf diesen Besitz verzichten. Daß er für Preußen gänzlich wertlos war, änderte nichts an dem Eindrucke, daß der deutsche Großstaat doch wieder eine Niederlage erlitten habe. Napoleon gehörte zu den wenigen Staatsmännern, die Preußen trotzdem höher einschätzten, als es damals galt; er hat schon im März 1857 in einem Gespräche mit Bismarck um die Neutralität Preußens für den Fall eines Kriegs in Italien geworben und ihm Anerbietungen gemacht, die mehr bedeuteten als das Programm der Union, nämlich die Einverleibung von Hannover und Holstein und die Begründung einer norddeutschen Seemacht, die stark genug wäre, um in Verbindung mit der französischen auch England entgegenzutreten. Dafür wollte er nichts als eine „kleine Grenzregulierung" am Rhein, aber gewiß nicht das linke Rheinufer, dessen Besitz Frankreich zu weitern Erwerbungen zwingen und eine neue Koalition heraufbeschwören könnte. Bismarck wehrte weitere Eröffnungen in dieser Richtung entschieden ab und suchte dem Kaiser beizubringen, daß sich mit Preußen keine großen politischen Verschwörungen anzetteln ließen. England war in Persien, Indien und China fast über seine Kraft in Anspruch genommen; es bedurfte des Wohlwollens, ja selbst der Geschäftsfreundschaft Frankreichs. Daher durfte auch das Toryministerium, dessen Berufung dem Sturze Palmerstons 1858 folgte, an dem guten Einvernehmen mit Napoleon nicht rütteln, so sehr es dazu eigentlich geneigt gewesen wäre.

c) Die Verwertung des nationalen Gedankens.

Napoleon hatte also freie Hand für die Steigerung seines Einflusses in Europa, die ihm geboten schien, um die Franzosen immer mehr für das Kaiserreich zu gewinnen. Der zweite Grundsatz des Bonapartetums, durch äußre Ereignisse, durch eine gebieterische Stellung unter den Großmächten, womöglich auch durch militärischen Ruhm von einer eingehenden Beschäftigung mit den innern Zuständen abzulenken, mußte zur Anwendung kommen. Polignac hatte es ja auch versucht (S. 133); er war aber zu ungeschickt gewesen: die Einnahme von Algier kam zu spät, um die Julirevolution aufzuhalten. Louis wollte klüger sein, und es gelang ihm wenigstens noch einmal. Selbstverständlich durfte der Volkskaiser nicht nach einem der alten Mittel greifen, mit denen die Minister des „alten Régimes" ihre Kriege eingeleitet hatten; auch war er zu wenig Soldat, um wie sein großer Oheim einfach seinen Degen ziehen und Europa verkündigen zu können, diese oder jene Dynastie müsse aufhören zu regieren. Es galt, Grundsätze zu haben, moderne Gedanken zum Siege zu führen oder wenigstens die zu regierende Menschheit glauben zu machen, daß man nichts andres als das Werkzeug der großen, treibenden Kräfte sei, die in den Völkern ruhen. Mit dem Konstitutionalismus war er so schön fertig geworden, das Streben der liberalen Partei nach Anteilnahme an der Regierung hatte ihm so gut dazu gedient, sich einen Thron zu errichten — warum sollte nicht eine andre Idee, von der das junge Europa stark ergriffen war, von einem klugen Staatsmanne zu seinen politischen Zwecken ausgebeutet werden: die nationale? Napoleon hat sie weder überschätzt noch unterschätzt; er hat nur die Wurzeln nicht alle gesehen, mit denen sie in die Volksseele

Digitized by Google

eindringt. Er wußte, daß sie häufig auf Überhebung und Eitelkeit beruht, daß die Heranziehung des Volks zur Lösung der Staatsaufgaben die Meinung begünstigt, die Zusammenfassung der nationalen Kräfte sei unter allen Umständen für die Nationen wichtiger als die Erhaltung der Staaten; er erkannte daher den Wert der nationalen Idee für die Einleitung des Kampfs gegen bestehende staatliche Einrichtungen. Aber er hatte von ihrer sittlichen Kraft keine Vorstellung; er ahnte nicht, daß sie in ihrer reifsten Entfaltung zur Staatenbildung führen und die Staatskunst zwingen könne, sich in ihren Dienst zu stellen. Das war die Ursache seines tragischen Falls; sie hat ihn zum politischen Zauberlehrlinge gemacht, der die Geister, die er rief, nicht loswerden konnte, als sie ihm gefährlich wurden.

Sein Auge war schon lange auf Italien gerichtet; Träume seiner Jugend wiederholten sich in neuer Gestaltung und lockten ihn, dorthin den Schauplatz seiner Großthaten zu verlegen. Aber der erste Versuch, das Nationalitätsprinzip in das europäische Konzert einzuführen, sollte im Oriente gemacht werden, der sich schon so günstig für napoleonische Unternehmungen erwiesen hatte. Die Türkei mußte es sich gefallen lassen, das Recht der rumänischen Nation, von der sie kaum Kenntnis genommen hatte, anzuerkennen, als es sich um die Ordnung der Verwaltung in den Donaufürstentümern handelte. Sie durfte es nicht hindern, daß die Moldau und die Walachei, von denen jede für sich einen dem Sultane tributpflichtigen Hospodar wählen sollte, sich auf eine und dieselbe Persönlichkeit, den Obersten Alexander Johann Cusa, einigten und Anfang 1859 (29. Januar und 17. Februar) zu ihrem Fürsten erhoben.

Als dies geschah, war die neue Erhebung des Königreichs Sardinien gegen Österreich zur Beseitigung der Fremdherrschaft in Italien bereits beschloßne Sache: der Sieg des nationalen Gedankens in dem Donaufürstentume, der zugleich nicht nur alle Hoffnungen Österreichs auf Ausdehnung seines Gebiets an das Schwarze Meer vernichtete, sondern sogar seine östlichen Besitzungen dauernd beunruhigte, sollte seine Anwendung auf Italien rechtfertigen. Es wird behauptet, daß das Attentat des Italieners Felice Grafen Orsini, der mit drei Genossen am 14. Januar 1858 in Paris Bomben gegen das französische Kaiserpaar schleuderte und zwar nicht dieses, aber 141 andre Personen verletzte, wesentlich dazu beigetragen habe, Napoleon zur Einleitung des italienischen Kriegs zu bestimmen. Er bekam Furcht vor den Mitteln, mit denen die radikal-nationale Partei zu wirken begann, weil Orsini noch angesichts des Tods ihn um Hilfe für sein unterdrücktes Vaterland anrief und es klar wurde, daß das Attentat thatsächlich der Ausdruck nationaler Überspannung gewesen war.

Im Zustande dieser Überspannung befand sich auch der sardinische Staat, seine Dynastie und deren Führer, der Graf Camillo Cavour (S. 165), der seit dem 4. November 1852 Ministerpräsident des Königs Viktor Emanuel war. Ursprünglich gemäßigt, hatte er sich mit den Liberalen unter Urbano Rattazzi und Giovanni Lanza verbündet und Beziehungen zu der Umsturzpartei in der ganzen Halbinsel angeknüpft. Er verstand es, unter ihren Führern die Überzeugung zu befestigen, daß die Einigung Italiens nur von Piemont-Sardinien ausgehen könne. Vincenzo Gioberti, Daniele Manin (S. 187 und 191) und Giuseppe Garibaldi nahmen das Programm Cavours an und sagten ihm ihre Unterstützung zu, wenn er einen neuen Krieg gegen Österreich entfache. Auf diesen steuerte nun Cavour im Einverständnisse mit dem Könige mit vollen Segeln los, da er nicht daran zweifelte, daß Napoleon einer wiederholten Niederwerfung Italiens und der daraus sich ergebenden Machtvergrößerung Österreichs nicht ruhig zusehen könne. Die österreichische Regierung arbeitete ihm in die Hände, indem sie die Einführung einer völlig autonomen und nationalen Verwaltung in der Lombardei und Venetien

Digitized by Google

unterließ und gegen die aristokratischen Teilnehmer des Mailänder Aufstands vom 6. Februar 1853 mit Härte vorging. Sardinien nahm sich der Flüchtlinge an, erhob sie zu Ehrenstellen und reizte Österreich auf alle mögliche Weise zum Angriffe. Zu spät durchschaute man in Wien den Plan des Hauses Savoyen und seines Parteigängers; zu spät erkannte man, daß man die Lombarden und Venezianer mit der österreichischen Herrschaft versöhnen müsse, indem man ihr nur den Charakter einer militärischen Besetzung gab; zu spät sandte man den liebenswürdigen und unterrichteten Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, als Vizekönig nach Mailand, um die Freunde Österreichs um sich zu sammeln und neue zu gewinnen. Cavour ließ die Lombarden nicht mehr zur Ruhe kommen, bediente sich des Nationalvereins, um die Erregung in ganz Italien in Brand zu erhalten, und hetzte die Presse unaufhörlich gegen Österreich, so daß sich dessen Regierung genötigt sah, ihren Gesandten von Turin abzuberufen. Piemont antwortete sofort.

d) Der Krieg von 1859.

Im Juli 1858 vereinbarte Napoleon mit Cavour im Bade Plombières, daß Frankreich für eine Erwerbung der Lombardei und Venetiens durch Sardinien die Landschaft Savoyen erhalte, für eine Angliederung von Parma und Modena die Grafschaft Nizza. Das Haus Savoyen opferte sein Stammland für die Erhebung zur Vormacht Italiens, worunter man damals noch einen Bundesstaat verstand, in den sowohl der Papst als auch der Großherzog von Toscana und der König von Neapel eintreten könnten. Sofort begannen die Rüstungen in Sardinien, das sich durch die Erbauung von 400 km Eisenbahnen bereits darauf vorbereitet hatte. Am 1. Januar 1859 kündigte Napoleon beim Neujahrsempfange dem österreichischen Gesandten, Freiherrn von Hübner, mit einer kaum mißzuverstehenden Redewendung seine Einmischung in die italienischen Angelegenheiten an; am 17. Januar wurde durch die Verlobung des Prinzen Joseph Napoleon (Plon-Plon), eines Sohns Jérômes von Westfalen, mit Klotilde, der Tochter Viktor Emanuels, die Interessengemeinschaft Frankreichs und Sardiniens von neuem bestätigt. Noch wäre es möglich gewesen, den Krieg zu bannen, wenn Österreich die Vermittlung Englands angenommen und sich dessen Bedingung, daß beide Teile abrüsten müßten, gefügt hätte. Napoleon wagte es nicht, England herauszufordern, und ließ am 20. April Cavour die Weisung zukommen, auf die englischen Vorschläge einzugehen. Da hatte das Wiener Kabinett aber bereits den unklugen Schritt begangen, seinerseits ein Ultimatum mit dreitägiger Frist an Sardinien zu richten und den Einmarsch seiner Truppen anzukündigen, wenn Sardinien nicht sofort ohne Gegenversicherung die Abrüstung zusage. Dies war eine um so gefährlichere Übereilung, als Österreich selbst nicht genügend gerüstet war, um seine ganze Macht in Italien einzusetzen. Cavour wich der Antwort auf das Ultimatum mit der Annahme der englischen Vermittlung aus; Frankreich erklärte die Überschreitung des Ticino durch die Österreicher für sich als Kriegsfall. Sie erfolgte trotzdem am 30. April 1859.

Damit begann ein Krieg, der keinem der Beteiligten besondre Ehre eingebracht, aber die Lage Europas wesentlich verändert hat. Vor allem zeigte sich das österreichische Heer den neuen Aufgaben durchaus nicht gewachsen; es war nicht nur in seinen Rüstungen weit zurück, sondern hatte seit den Feldzügen von 1848 und 1849 auch an innrer Tüchtigkeit eingebüßt. Die Verwaltung war ebenso mangelhaft wie die Führung. Offiziere ohne genügende Fachkenntnisse, häufig sogar ohne Bildung überhaupt, waren in verantwortungsreiche Stellen vorgerückt; der Adel war ohne Rücksicht auf Befähigung bevorzugt worden: seines Auftreten, eine gewisse

Digitized by Google

vornehme Gleichgiltigkeit gegen Erfahrung und Wissen galten mehr als militärische Tugenden. Man rasselte mit den Waffen; aber man hatte ihren Gebrauch nicht genügend erlernt. Namentlich im Generalstabe herrschte viel Dünkel; es gab aber wenig Talente, und die vorhandnen fanden keine Verwendung, wenn sie nicht in gewisse Kreise und Gruppen einzudringen verstanden, die sich die Verleihung der wichtigsten Ämter und Befehle angelegen sein ließen. Das Heer in Italien betrug Ende April 1859 wenig mehr als 100,000 Mann, obwohl Österreich 520,000 Mann Infanterie, 60,000 Reiter, 1500 Geschütze zur Verfügung haben sollte. Ihr Befehlshaber, Graf Franz Gyulay, war ein ehrenwerter und nicht ganz unfähiger Mann, aber kein Feldherr. Sein Generalstabschef, Oberst Franz Kuhn Freiherr von Kuhnenfeld, vom Lehrstuhle der Kriegsschule auf den Kriegsschauplatz gesandt, wußte zwar stets alle möglichen geistreichen Pläne zu entwickeln, hielt aber niemals an einem Gedanken fest und konnte nichts durchführen.

Mit seinen 100,000 Mann hätte Gyulay die 70,000 Piemontesen und italienischen Freiwilligen, die am Po zusammengelaufen waren, wohl über den Haufen rennen können. Auch die französischen Generale und eine Division, die schon am 26. April 1859 in Turin eintrafen, hätten den Rückzug von dort kaum aufgehalten; die österreichische Kriegsleitung fürchtete aber eine Überflügelung am Po durch die in Genua landenden französischen Korps. Gyulay blieb vier Wochen zwecklos in der Lomellina, der Landschaft zwischen Ticino und Sesia, stehen; erst am 23. Mai wagte er eine Erkundung nach Montebello, ohne etwas dabei zu erfahren. Das Gefecht bei Palestro am 30. Mai täuschte ihn über die Absichten Napoleons, der hauptsächlich den Ratschlägen des Generals Adolphe Niel folgte. Er hatte eine Umgehung des rechten Flügels der Österreicher beschlossen. Garibaldi war mit 3—4000 schlecht bewaffneten Freischärlern am Südende des Lago Maggiore über den Ticino gegangen; dieser Richtung folgte ein Korps unter General Marie Edme Patrice Maurice de Mac Mahon, und Niel erreichte am Tage von Palestro bereits Novara und bedrohte den Rückzug Gyulays. Am 1. Juni ging dieser daher an und hinter den Ticino zurück. Von dem Linksabmarsche Mac Mahons hatte er nichts gemerkt und glaubte seinen rechten Flügel durch das von Tirol herangezogne Korps des Grafen Eduard von Clam-Gallas genügend gedeckt, als er am 3. Juni den Kampf am Naviglio annahm und sich mit 50,000 Mann gegen die 58,000, die Kaiser Napoleon selbst befehligte, in seinen Stellungen hielt.

Mac Mahon war aber bei Turbigo über den Ticino gegangen, hatte Clam-Gallas mächtig bedrängt und stand abends in der linken Flanke der Österreicher bei Magenta (4. Juni 1859). Infolge der geringen Zuversicht, die sich hinsichtlich der Fortsetzung des Kampfs bei seinen Korpskommandanten kundgab, verließ Gyulay am nächsten Tage seine Stellungen, räumte Mailand und führte sein Heer an den Mincio. Hier übernahm Kaiser Franz Joseph selbst den Oberbefehl und beschloß auf den Rat des Generals Wilhelm Freiherrn Ramming von Riedkirchen, der an der Seite des greisen Feldzeugmeisters Heinrich Freiherrn von Heß die Operationskanzlei leitete, mit der auf 140,000 Mann ergänzten Feldarmee, hinter der aber noch 100,000 Mann Reserven und Besatzungstruppen standen, wieder an die Chiese vorzugehen. Dabei begegneten sie am 24. Juni dem in fünf Heeressäulen gegen den Mincio vorrückenden Feind, und es entwickelte sich zur Überraschung beider Teile die Schlacht von Solferino, eine der blutigsten des Jahrhunderts, die trotz des Siegs des Feldmarschalleutnants Ludwig von Benedek über die Piemontesen am rechten Flügel doch mit dem Rückzuge der Österreicher endete. Selten sind so große Heereskörper — es hatten 300,000 Mann mit nahezu 800 Feuerschlünden gegeneinander gestanden — mit so wenig Verstand und Kunst zu einem Hauptschlage

Digitized by Google

verwendet worden, wie an diesem Tage. Der Sieg hätte der französischen Armee, der es an einem einheitlichen Schlachtplane mangelte, ohne große Schwierigkeit entrungen werden können, wenn sich auf österreichischer Seite nicht derselbe Fehler fühlbar gemacht hätte. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß: 12,000 Tote und Verwundete bei den Österreichern, beinahe 17,000 bei den Verbündeten; dagegen waren vom österreichischen Heer 9000 gefangen und zersprengt, auf der Gegenseite nur 1200 Italiener gefangen.

Kaiser Napoleon hatte den Feldzug noch nicht gewonnen; er stand mit einer geschwächten Armee vor dem Festungsviereck Peschiera — Mantua — Verona — Legnago, das noch 200,000 Österreicher deckten. Diese hatten mehr und rascher Verstärkungen zu erwarten, als er. In Süddeutschland regte sich die landsmannschaftliche Teilnahme für Österreich gewaltig; sie übte auch auf den Deutschen Bund und auf Preußen so starken Druck aus, daß jeden Augenblick eine kriegerische Bewegung von jener Seite gewärtigt werden mußte. Friedrich Wilhelm IV. war seit dem Oktober 1857 wegen eines Gehirnleidens von der Regierung zurückgetreten; sein Bruder Wilhelm stand seit 7. Oktober 1858 als Prinz-Regent an der Spitze des preußischen Staats. Er hatte zuviel Neigung für die österreichische Kaiserfamilie und zuviel Achtung vor der Bundestreue deutscher Fürsten, um die Not des Nachbarn rücksichtslos auszubeuten; er konnte sich nicht zu harten Bedingungen oder Drohungen entschließen, um Zugeständnisse in Deutschland von Österreich zu erpressen: er hatte sogar Herrn von Bismarck von Frankfurt nach Petersburg versetzt, damit nicht ein anerkannter Gegner der bevorzugten Stellung Österreichs im Bunde diesen beeinflussen solle. Aber er erwartete Anerbietungen vom Wiener Hofe. Sechs Armeekorps harrten bereits des Mobilisierungsbefehls, um an den Rhein zu marschieren. Kaiser Franz Joseph sandte den Fürsten Windisch-Graetz nach Berlin, um Preußen an die Bundeshilfe zu mahnen, obwohl sich diese nach dem Wortlaute der Bündnisse auf das lombardisch-venezianische Königreich nicht bezog; aber er konnte es nicht über sich bringen, Preußen die Führung des engern Bunds anzutragen, oder wenigstens die Begründung einer norddeutschen Union zu gestatten. Der Gesinnungsgenosse eines Felix Schwarzenberg konnte wohl auch die Worte nicht finden, die vielleicht den Bann gelöst hätten. So hat es Österreich mit einem viel geringern Opfer, als es 1866 bringen mußte, verscherzt, an dem Sieg über Frankreich und den Bonapartismus an der Seite der deutschen Brüder teilzunehmen und im alten, tausendjährigen Verbande geehrt und gesichert zu verbleiben.

Während in Berlin noch über die Entschließungen des Bunds verhandelt wurde, war aber das Ende des Kriegs von den Beteiligten bereits herbeigeführt worden. Kaiser Napoleon war davon unterrichtet, daß die Stimmung am Bundestage für ihn sehr gefährlich wurde, daß England und Preußen mit Vermittlungsanträgen an ihn herantreten würden, und erfaßte den letzten Augenblick, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem er dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand und einen Vorfrieden anbot, die nach zwei verlornen Schlachten den Schein großer Mäßigung an sich trugen. Österreich solle die Lombardei an Frankreich abtreten, das damit Sardinien vergrößern dürfe; der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena dürfen in ihre Staaten zurückkehren, ohne daß ihnen die beiden Großmächte behilflich sind, ihre Regierung daselbst zu erneuern; Österreich bewilligt die Gründung eines Italienischen Bunds. Der Wunsch des Kaisers Franz Joseph, Peschiera und Mantua zu behalten, wurde sofort bewilligt. So erfolgte am 8. Juli der Abschluß des Waffenstillstands, am 11. Juli die Festsetzung des Vorfriedens von Villafranca. Die Darstellung des Kriegs von 1859 durch den österreichischen Generalstab sucht militärische Beweggründe für den Entschluß des

Digitized by Google

Kaisers zum Friedensschlusse geltend zu machen und die Schwierigkeiten der Fortsetzung der Feindseligkeiten, die Unmöglichkeit der Aufstellung eines Heers am Oberrheine, die der Bund verlangen konnte, hervorzuheben. Damit wird der Kern der Frage nicht getroffen. Hätte Preußen allein, ohne den Bund zu fragen, auf Grund eines Übereinkommens mit Österreich, an Frankreich den Krieg erklärt und 150,000 Mann innerhalb vier Wochen vom Rhein an die französische Grenze rücken lassen, so hätte die Lage des österreichischen Heers in Italien gewiß nicht mehr zu Besorgnissen Anlaß gegeben. Napoleon wäre sicher nicht vor Verona geblieben, wenn die Preußen die ihnen nicht ganz unbekannten Heerstraßen nach Paris einschlugen.

Graf Cavour nahm seinen Abschied, als er die Bedingungen des Friedensschlusses vernahm, und fürchtete, daß die Befreiung Italiens „bis zur Adria" für lange Zeiten hinausgeschoben sei; Viktor Emanuel hatte ihn ruhiges Bluts unterschrieben. Er hatte seinem angeheirateten Vetter Louis zu gut in die Karten gesehen, als er mit ihm im Felde lag; er war ein besserer Offizier als jener und hatte sich davon überzeugen können, daß der Neffe von der Kriegskunst des Oheims nichts geerbt hatte; der würde daher wohl manches, das nicht in sein Spiel paßte, geschehen lassen müssen, weil er es nicht hindern könne. Bismarck, der in Petersburg die schlechtesten Tage erlebt hatte, solange er fürchtete, „die preußische Politik werde mehr und mehr in das österreichische Kielwasser gleiten", fühlte eine Last von sich genommen, als Österreich selbst auf die Kriegserklärung Preußens verzichtete. Nun sah er wieder die Möglichkeit vor sich, „das Gebrechen in dem Verhältnisse Preußens zum Bunde ferro et igni (mit Stahl und Feuer) zu heilen", was er schon am 12. Mai 1859 in dem denkwürdigen Schreiben an den Minister des Auswärtigen, Grafen Alexander von Schleinitz, als ein Heilmittel der Zukunft bezeichnet hatte.

Im Flusse der äußern Ereignisse bildet der italienische Krieg von 1859 keinen merklichen Abschnitt: die durch ihn geschaffnen Verhältnisse waren schon überholt, als am 11. November der Friede von Zürich geschlossen wurde. Sardinien selbst hatte dem „Italienischen Bunde" seine Teilnahme versagt. Die „Emilischen Provinzen" Romagna, Parma, Modena samt dem Großherzogtume Toscana standen unter einer von der Unabhängigkeitspartei geschaffnen Verwaltung, reif zur Einverleibung in das Königreich des Hauses Savoyen; am 20. Januar 1860 war Cavour schon wieder dessen erster Berater. Der Sieg des nationalen Gedankens war in Italien vorbereitet; die Entscheidung über die Neugestaltung des deutschen Staatswesens war nur für kurze Zeit hinausgeschoben.

Und dennoch war eine andre Entscheidung von größter Bedeutung gefallen: das Urteil über die politische und kirchliche Reaktion. Noch waren nicht zehn Jahre dahingegangen, seit Felix Schwarzenberg den österreichischen Staat aus der Bahn natürlicher Entwicklung herausgerissen, die Völkerrechte verleugnet und die Handhabe geboten hatte, die Einflüsterungen von Jesuiten an die Stelle des Rats gewählter Volksvertreter zu setzen, und schon war der Nachweis erbracht, daß auf diesem Wege die Staaten nicht zu Kräften kommen; das 1849 verjüngt erstandne, zur Bewunderung der Welt seine Daseinsberechtigung erweisende Österreich war in schmachvolle Ohnmacht gesunken. Die Hilfe des Himmels, zu dessen Generalvertreter der römische Papst bestellt sein soll, ist ihm nicht zu teil geworden: es hat sie in der Kraft seiner mündig erklärten Völker suchen müssen.

Digitized by Google

III. Die Einigung Italiens und Deutschlands (1859—66).

Von

Dr. Heinrich Friedjung.

Digitized by Google

1. Vorbemerkungen.

Das größte politische Ereignis des 19. Jahrhunderts ist die gleichzeitig erfolgte Aufrichtung der staatlichen Einheit des deutschen und des italienischen Volks. Das Antlitz Europas wurde dadurch dauernd verändert, stärker als durch irgend ein Ereignis seit der Reichsschöpfung Karls des Großen. Das Nationalgefühl ist so alt wie die Nationen, und auch die Geschichte der beiden zersplitterten Völker weist fast in jedem Menschenalter stolze oder wehmütige Mahnungen zur Erhebung auf. Von Dante und Petrarca über Machiavelli und Julius II. („Hinaus mit den Barbaren aus Italien!") bis Alfieri und Ugo Foscolo reißt die Reihe kaum jemals ab. Ähnlich unter den Deutschen. Nur tönten die Weckrufe der Schriftsteller der deutschen Renaissance, Huttens voran, dann Pufendorfs oder Klopstocks nie so leidenschaftlich, weil die Nation auch während ihrer Zersplitterung stets kräftig genug war, um Fremdherrschaft abzuwehren. Zuletzt hob die geistige Blüte des 18. Jahrhunderts das Nationalgefühl; das deutsche Volk wurde sich des Zusammenhangs seiner Volksstämme bewußt. Die geistige Kultur der Deutschen wäre indessen, wie David Strauß in einem Brief an Ernest Renan sagt, eine taube Nuß geblieben, wenn sie nicht schließlich den Nationalstaat gezeitigt hätte. Festzuhalten ist, daß die Träger der Einheitsbewegung in Deutschland wie in Italien nur die Gebildeten waren. Mächtige Förderung fand ihr Streben indessen durch die Gründung und Ausdehnung der Weltwirtschaft, durch den Ausbau von Straßen und Eisenbahnen; die einzelnen Volksteile rückten einander dadurch näher. Dem Gelehrten und Schriftsteller schloß sich der Fabrikant an, der für den Absatz auch außerhalb seines Vaterländchens produzierte, und der Kaufmann, der durch die Zollschranken beengt war. Erst viel später folgten die Männer des Staats und des Heers jenen Anregungen. In Deutschland blieb die Mehrzahl der hohen Beamten und der Offiziere lange partikularistisch, bis Preußen sich für die Einheit der Nation einsetzte.

In Italien verhielt es sich zum Teil anders; hier waren die Generale und Offiziere des durch Napoleon I. geschaffnen italienischen Heers von vorneherein von der Überzeugung erfüllt, wie wichtig ein kräftiger Staatswille zur Erziehung ihres Volks sei; von ihnen ging die 1821er Erhebung (S. 113) zum großen Teil aus. Ebenso schlugen sich die Offiziere der kleinern italienischen Heere zwischen 1859 und 1861 zum großen Teil auf die Seite König Viktor Emanuels. Erst zuletzt wurden die Massen von der Bewegung ergriffen. Sie stehen aber noch heute in Italien vielfach der neuen Ordnung gleichgiltig gegenüber, während sie in Süddeutschland und Hannover, zum Teile sogar am Rhein hie und da noch partikularistisch sind. Als Garibaldi gegen das Heer des Königs von Neapel zog, wollten sich dessen gemeine Soldaten willig für seine Sache schlagen und fühlten sich von Generalen und Offizieren verraten. Es ist Thatsache, daß die neapolitanischen Bourbonen im niedern Volke nicht geringen Anhang besaßen. Die

Digitized by Google

katholische Geistlichkeit Italiens war geteilt; ihre Spitzen waren Anhänger der alten Ordnung, während die niedre Geistlichkeit der Bewegung zustimmte. Die Bettelmönche Siziliens schwärmten geradezu für Garibaldi, und der neapolitanische General Bosco mußte, als er gegen ihn zog, in einem Tagesbefehle seine Soldaten davor warnen, sich im Beichtstuhl in ihrer Treue zu ihrem König erschüttern zu lassen. Pius IX. erlebte den Schmerz, daß 1862 nicht weniger als 8493 Priester eine Petition unterzeichneten, in der er gebeten wurde, der Einigung Italiens kein Hindernis entgegenzusetzen.

Von Deutschland, diesem Mutterschoße so vieler Gedanken, ging zu Anfang des 19. Jahrhunderts die auf Staatseinheit hinzielende moderne Nationalitätsbewegung aus. Der Anstoß kam aber nicht aus dem Strome der innern Entwicklung, sondern von außen her, durch die Gewaltherrschaft Napoleons. Die Nation erkannte, daß sie ihre Unabhängigkeit nur durch Einigkeit erringen und durch Einheit bewahren könne. Im Freiherrn vom Stein fand der Gedanke von Kaiser und Reich den größten Anwalt. Doch war ihm und seinen Freunden die Abschüttelung der Fremdherrschaft, wie billig, zunächst wichtiger als die formale Einheit. In der 1812 dem Zaren überreichten Denkschrift bezeichnete er es, da die alte Monarchie der Ottonen und der Staufer nicht mehr aufgerichtet werden könne, als wünschenswert, daß Deutschland, dem Laufe des Mains entsprechend, zwischen die beiden Großmächte Preußen und Österreich geteilt werde. Freilich hätte er diese Lösung nur als ein durch die Verhältnisse gebotnes Auskunftsmittel betrachtet. „Ich habe nur ein Vaterland", schrieb er nach London an den Grafen E. Fr. Herb. zu Münster am 1. Dezember 1812, „das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Teile desselben angehöre, so bin ich nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig. Es sind bloße Werkzeuge ..." Steins Wirksamkeit auf dem Wiener Kongreß, wo er vergebens für Kaiser und Reichstag eintrat, blieb dem nächsten Geschlecht ein großes Vorbild. Von Deutschland aus, wo Arndt, Uhland, Körner, Rückert in gleichem Sinne dichteten, strahlte der Nationalitätsgedanke aus. Doch hatte Napoleon auch die Italiener und die Polen aufgerüttelt, die erstern, indem er wenigstens Mittelitalien und Oberitalien (außer Piemont) zum Königreich Italien vereinigte; die letztern, indem er ihnen das Lockbild der Wiederherstellung ihres Staats hinhielt. Es ist bezeichnend, daß der erste Aufruf zur Einheit von Murat ausging, der, als er 1815 gegen die Österreicher zog, die Nation für sich gewinnen wollte und durch den bologneser Professor De Rossi, der 1848 als liberaler Minister des Papstes ermordet worden ist (S. 211), einen Aufruf verfassen ließ mit dem Grundgedanken der italienischen Einheit. Von Deutschland empfingen später dann auch die Völkerschaften der österreichischen Monarchie die Anregung zu gleichen Bestrebungen.

Zwischen Deutschland und Italien bestand der Unterschied, daß dort die geschichtliche Entwicklung an das frühere Reich anknüpfen konnte, während hier seit den Zeiten der Römer keine staatliche Einheit vorhanden war. In Italien war die Einheit etwas Ungeschichtliches, und überall überwog bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Munizipalgeist". Als 1848 ins piemontesische Heer viele nicht einheimische Offiziere aufgenommen wurden, unterschieden die Soldaten lange scharf zwischen „Piemontesen" und „Italienern" unter ihren Vorgesetzten. Und als im Krimkriege 15,000 Piemontesen entsendet wurden, um an der Seite der Franzosen und Engländer zu kämpfen, hörten die meisten von ihnen zum ersten Male, daß die fremden Völker sie als Italiener bezeichneten. Übrigens galt es in Deutschland, blühende Staatswesen zu einigen, in Italien dagegen zumeist verrottete (Kirchenstaat und Neapel) zu

Digitized by Google

stürzen. In Deutschland mußte man mit überquellenden Kräften rechnen, mit der Eifersucht zweier Großmächte, neben denen eine Anzahl bildungsfroher, blühender kleinerer Staaten bestand. Italien dagegen stand in Abhängigkeit von den Österreichern, die man als Tedeschi, als Deutsche, bezeichnete; hierbei mußten die Italiener zugeben, daß nur in den österreichischen Gebieten und in Toscana, also unter der Herrschaft des Hauses Habsburg, eine geordnete Verwaltung und eine Gesetzgebung bestand, die selbst Piemont gegenüber weit fortgeschritten war. Außerdem hatten die Italiener mit dem großen Hindernisse zu kämpfen, daß das Papsttum als geistige Weltmacht ihrer Einigung widerstrebte.

2. Die Einigung Italiens.

A. Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

a) Das Zeitalter der Verschwörungen.

Die Erhebungen von 1821 in Neapel und in Piemont wie die von 1831 in der Romagna (S. 144) hatten weit mehr auf die Einführung parlamentarischer Formen als auf die Erringung nationaler Einheit gezielt. Der Freiheitsgedanke war damals stärker als der nationale. Nur im Hintergrunde schwebte dem Geheimbunde der Carbonari die Einigung Italiens vor. Die Anhänger des Genuesen Joseph Mazzini (1805—72; vgl. S. 174) nehmen für ihn den Ruhm in Anspruch, daß er als erster den Einheitsgedanken folgerichtig bis zu Ende dachte und ihm sein ganzes, von glühender Begeisterung getragnes und durch Mißerfolge ungebeugtes Leben widmete. „Ich habe", so sagte er einmal nach dem Kriege von 1859, „die Italiener das Wort Einheit erst lallen gelehrt." Den Plan, einen Bund unter dem Namen des „jungen Italiens" zu gründen, dessen Ziel die Schöpfung einer italienischen Republik war, faßte er, als er, 1830 von der piemontesischen Regierung als Mitglied der Carbonaria verhaftet, durch mehrere Monate als Gefangner auf der Festung Savona saß. Schwärmerisch und gottgläubig gab er den Schlachtruf aus: „Gott und das Volk!" Über seine Empfindungen als Gefangner schrieb er später: „Ich sah Rom, wie es im Namen Gottes und eines republikanischen Italiens den Nationen ein gemeinsames Ziel und die Grundlage einer neuen Religion schenkte. Und ich sah Europa, wie es, müde des Skeptizismus, des Egoismus und der Anarchie, den neuen Glauben mit begeisterten Zurufen aufnahm. Das waren meine Gedanken in meiner kleinen Zelle zu Savona." Vor keinem Mittel der Verschwörung bis zum Meuchelmorde schreckte er zurück. Alle Aufstände und Verschwörungen, die er anzettelte, mißlangen; aber selbst unter schweren Gewissensbedenken, ob er das Recht habe, so viele hochbegabte Genossen in Tod und langjährige Kerkerhaft zu jagen, hielt ihn der Gedanke aufrecht, daß nur so die nationalen Ideale im Volke wachzuhalten seien. In dem Eide, den er die Mitglieder seines Geheimbunds ablegen ließ, gelobten sie: „bei der Nöte, die mein Gesicht färbt, wenn ich angesichts der Bürger andrer Länder stehe und mich überzeuge, daß ich kein Bürgerrecht, kein Vaterland und keine nationale Fahne besitze ... bei den Thränen italienischer Mütter um ihre auf dem Schafott, im Kerker oder im Exil verstorbnen Söhne ... schwöre ich, mich selbst gänzlich und für immer dem gleichen Zwecke zu weihen, ein einiges, freies, unabhängiges, republikanisches Italien zu schaffen, mit allen in meiner Macht stehenden Mitteln ..."

Der Geheimbund verbreitete sich über Italien und überall, wo Italiener lebten. Joseph Garibaldi hörte zum erstenmal von ihm, als er 1833 als Kapitän eines kleinen Handelsschiffs

Digitized by Google

zu Taganrog am Schwarzen Meer in einem Wirtshause saß und an einem Nebentische das Gespräch ihm unbekannter italienischer Schiffer und Kaufleute anhörte. „Sicher empfand Kolumbus", so schrieb er 1871, „keine so große Genugthuung über die Entdeckung von Amerika, wie ich sie fühlte, jemand gefunden zu haben, der die Befreiung des Vaterlands anstrebte." Er schloß sich dem feurigen Sprecher jener Tischgesellschaft, dessen Name Cuneo war, herzlich an und eilte, von ihm mit einer Empfehlung versehen, zu Mazzini, der damals zu Marseille seine Verschwörungen spann. Garibaldi beteiligte sich im Februar 1834 an einer der vergeblichen Erhebungen, wurde zum Tode verurteilt und begab sich nach Argentinien, wo er seine ersten Kriegserfahrungen sammelte. Lange folgte er der Führung Mazzinis, wenn er ihm auch innerlich nie näher trat, weil beider Naturen zu verschieden waren. Garibaldi nannte den Genuesen den „zweiten Unfehlbaren"; aber er schätzte ihn so hoch, daß er ihn 1864 bei einem zu seinen Ehren in London gegebnen Festmahl als seinen Meister feierte.

b) Die Anfänge der konstitutionellen Einungsbewegung.

Nur bis in die Mitte des fünften Jahrzehnts hat Mazzini im Mittelpunkte der italienischen Bewegung gestanden. Von da an trat eine Gesundung im Leben seines Volks ein; da sich der gesamte Mittelstand der Sache der Freiheit zuwandte, schwand die Bedeutung der Verschwörungen, und das ganze Sektenwesen (den Carbonari und dem jungen Italien hatte die Reaktion den Geheimbund der Sanfedisten entgegengesetzt; vgl. S. 144) geriet in Mißachtung. Ein größrer Zug ging durch das öffentliche Leben. Der einseitige, blinde Republikanismus war nicht mehr die ausschließliche Losung; die Führer der Bewegung begannen mit den *thatsächlichen Verhältnissen* zu rechnen, und insbesondre die Piemontesen arbeiteten auf die konstitutionelle Monarchie zu. Mazzini dagegen haßte das Haus Savoyen wie jede andre Dynastie; zwei seiner Verschwörungen waren gegen Piemont gerichtet, so daß hier das Todesurteil über ihn ausgesprochen wurde.

Von *Piemont* gingen die neuen Gedanken aus. Der edle Priester Vincenzo Gioberti stellte das Programm auf, ganz Italien solle sich um den Papst scharen und ihm als Führer im Unabhängigkeitskampfe folgen. Eine Reihe piemontesischer Edelleute, Graf Cesare Balbo, Marchese Massimo d'Azeglio und der größte von ihnen, Graf Camillo Cavour, waren von der Überzeugung erfüllt, dem konstitutionellen Piemont gebühre die Führung Italiens. Sie alle erwuchsen auf dem Boden konservativer Anschauungen, mit starker Betonung der monarchischen Gewalt, im Bewußtsein, daß im Heer und im Beamtentume Piemonts eine ehrenwerte Kraft vorhanden sei. In der Revolution von 1848, die nur einig war in der Bekämpfung der Fremdherrschaft, stritten die noch nicht geklärten Ansichten wirr durcheinander. Die Hoffnung, Papst Pius werde dauernd für den großen Gedanken gewonnen werden, zerrann bald. In der ganzen Erhebung überwog noch weitaus der *föderalistische* Gedanke. Venedig und Rom erklärten sich unter Daniele Manin und unter Mazzini für selbständige Republiken; selbst die Lombardei schloß sich nur halb widerstrebend Sardinien an. De Rossi, der Minister des Papstes, wünschte bloß einen Bund der suveränen Fürsten Italiens, nicht ein einheitliches Parlament. In Piemont stand der bürgerliche Mittelstand den Vertretern des monarchischen Militärstaats mißtrauisch gegenüber, und Cavour, der die königliche Autorität verteidigte, war 1849 einer der unbeliebtesten Männer. Schon damals stand er im Gegensatze zu Urbano Rattazzi, der bald der Führer der bürgerlichen Kreise werden sollte. So unterlag Italien den Waffen Radetzkys (S. 190); dem römischen Freistaate machte Napoleon als Präsident der französischen Republik ein Ende,

Digitized by Google

weil er nicht ganz Italien von den Österreichern unterwerfen lassen wollte. Die heldenmütige und längre Zeit erfolgreiche Verteidigung Roms durch Garibaldi (vgl. S. 211; an der Stätte dieses denkwürdigen Kampfs, auf der Höhe des Janiculus, steht jetzt sein riesengroßes Denkmal) erhob ihn zum Lieblingshelden der Nation, während Mazzinis republikanische Redensarten den verständigen Italienern allgemach schal erschienen.

Aus den Kämpfen von 1848 und 1849 blieb den Italienern der entscheidende Eindruck, daß nur Piemont es hatte wagen können, den österreichischen Waffen im offnen Kampf entgegenzutreten. König Karl Albert war sichtbar das Opfer der Einheit Italiens; als gebrochner Mann starb er nach Niederlegung der Krone in einem portugiesischen Kloster. Indem sein Sohn Viktor Emanuel als einziger unter den italienischen Fürsten die 1848 gewährte Verfassung aufrecht erhielt, wurde seine Person zum Mittelpunkte der Hoffnungen Italiens. Im Jahre 1852 erreichte Cavour das nächste Ziel seines heißen, jedoch berechtigten Ehrgeizes; nachdem er sich mit Rattazzi und den bürgerlichen Liberalen verbunden hatte, wurde er mit der Leitung der Regierung betraut. Alsbald wagte er es, das kurz vorher niedergeworfne Piemont offen als den Vorkämpfer im nächsten Unabhängigkeitskriege zu bezeichnen. Er holte seine Waffen aus der Rüstkammer der klugen Minister, die im 17. und 18. Jahrhundert den Herzogen von Savoyen geholfen hatten, sich zwischen Frankreich und Österreich zu behaupten. Er war der Erbe der alten savoyischen Hauspolitik, jedoch in einer größern, unter der Herrschaft des nationalen Gedankens stehenden Zeit; er suchte und fand die Verbindung mit dem Manne, den die Republikaner Italiens auf tiefste haßten, gegen dessen Leben sie mehr als eine Verschwörung anzettelten.

c) Das Eingreifen Napoleons III. und der Rücktritt Cavours.

Die Frage darf erhoben werden, ob in den Bonapartes das italienische Blut rege gewesen ist, als 1805 der erste Napoleon das Königreich Italien schuf, als 1830 sein Neffe in einen italienischen Geheimbund trat und sich als Napoleon III. schließlich mit Cavour zur Befreiung Italiens verband? Wohl möglich, wenn auch der Neffe bei dem Bündnisse gewiß in erster Linie durch Gründe der Staatsklugheit und durch Machthunger bestimmt worden ist. Denn er betrachtete es als Vermächtnis seines Oheims, das Werk des Wiener Kongresses zu zerstören, und dies besonders in Italien, wo Österreich die Erbschaft Frankreichs angetreten hatte. Überall gewann Napoleon für Frankreich Zuneigung, als er sich zum Anwalte des Nationalitätsgedankens aufwarf. In der letzten Falte seiner Seele lag dabei die Absicht, Frankreich auf Grund dieser Idee durch Belgien und Savoyen zu vergrößern und so alle französisch redenden Bevölkerungen mit dem Kaiserreiche zu vereinigen. Dagegen hielt er es für bedenklich, die Hand nach dem Rhein auszustrecken, wo sich ihm die Deutschen entgegenstellen konnten, die er die Rasse der Zukunft nannte. Italien wollte er von der österreichischen Herrschaft befreien, aber nur, um dann als dessen Schutzherr zu walten. Deshalb lehnte er von vornherein den Gedanken der staatlichen Einheit der Halbinsel ab. Er verabredete zu Plombières (S. 243) mit Cavour nur, daß Sardinien zu einem norditalienischen Königreiche mit 10—12 Millionen Einwohnern erweitert werden solle. Ein mittelitalienisches Königreich, aus Toscana und dem größten Teile des Kirchenstaats bestehend, sollte davon ebenso unabhängig sein wie Neapel; der Papst sei auf das Gebiet der Stadt Rom und Umgebung zu beschränken und zum Ersatze dafür zum Vorsitzenden des italienischen Staatenbunds zu erheben. Napoleon behielt sich dabei vor, zum Könige Mittelitaliens seinen Vetter Joseph, genannt Jérôme, zu erheben, was er

Digitized by Google

Cavour verschwieg, während er ihm andeutete, daß er in Neapel gern den Sohn König Murats einsetzen wolle. Als Entgelt für seine Waffenhilfe bedang sich der Kaiser damals die Abtretung von Savoyen und Nizza aus.

Der Krieg von 1859 wurde von den Verbündeten mit Glück geführt; aber es war ein furchtbarer Schlag für Italien, als Napoleon, vornehmlich aus Besorgnis vor den Rüstungen Preußens, am 11. Juli 1859 mit Kaiser Franz Joseph den Vorfrieden von Villafranca schloß. Seine Versprechungen wurden also zum Teile nicht erfüllt. Da Venetien bei Österreich blieb, so war die Proklamation Lügen gestraft, mit der er am 3. Mai den Krieg eröffnet hatte: Italien solle frei werden „von den Alpen bis zur Adria". Cavour fühlte sich hintergangen, bloßgestellt. Sein alter Gegner Mazzini hatte vor dem Kriege seine Politik verhöhnt und die Italiener davor gewarnt, die Herrschaft Österreichs mit der Frankreichs zu vertauschen. So unklug diese Haltung des alten Verschwörers war, so schien er jetzt mit der Vorhersagung recht zu behalten, daß Napoleon die Italiener betrügen werde. Die Leidenschaftlichkeit, die in Cavour hinter seinem halb wohlwollenden, halb spöttisch-diplomatischen Äußern schlummerte, brach mächtig in ihm hervor. Er eilte in das Hauptquartier Viktor Emanuels und forderte von ihm, er solle wie sein Vater Karl Albert die Krone niederlegen, um der Welt das von Napoleon geübte Unrecht deutlich zu erweisen. So heftig war sein Auftreten, daß sich die beiden Männer in hellem Zorne trennten. Cavour aber warf ohne weiteres sein Amt von sich: es war das Klügste, was er thun konnte, um dem Vorwurfe des Verrats, den die republikanische Partei gegen ihn bereit hielt, die Spitze abzubrechen. In heftigen Worten machte er seinem Unwillen in einem Gespräche mit dem Senator Joachim Pietri, dem Vertrauten Napoleons, Luft; er warf dabei dem Kaiser den Vorwurf der Täuschung in die Zähne. „Ihr Kaiser hat mich entehrt", rief er aus, „ja, mein Herr, entehrt, entehrt hat er mich. Mein Gott, er hat mir sein Wort gegeben, hat mir versprochen, nicht aufzuhören, ehe die Österreicher völlig aus Italien vertrieben wären. Als Belohnung hat er sich Nizza und Savoyen ausbedungen. Ich überredete meinen König, anzunehmen, Italien dieses Opfer zu bringen. Mein König, mein guter, ehrlicher König traute meinem Wort und ging darauf ein. Und nun steckt Ihr Kaiser die Belohnung ein, und uns läßt er laufen ... Ich bin entehrt vor meinem König. Aber", so fügte Cavour hinzu, „aus diesem Frieden wird nichts, dieser Vertrag wird nicht vollzogen werden."

Eine der Ursachen, weshalb Napoleon so rasch Frieden geschlossen hatte, war die Besorgnis, die Italiener würden weit über seine ursprüngliche Absicht hinausgehen und sich die volle staatliche Einheit erringen. Im Grunde hatte Cavour, so große Worte er auch von der Ehrlichkeit der piemontesischen Politik machte, seinerseits gleichfalls den Kaiser überlisten wollen. Denn auf seinen Antrieb und infolge der Agitationen des insgeheim von ihm geleiteten Nationalvereins hatten sich nicht bloß Parma und Modena, nicht bloß die Romagna gegen den Papst erhoben, sondern auch in Mittelitalien, in Toscana, in den Marken und in Umbrien waren die Behörden vertrieben worden; und überall wurde der Anschluß an ein einiges Italien gefordert. Allerdings hatte Viktor Emanuel auf Verlangen Napoleons dieses Ansuchen abgelehnt und nur den Oberbefehl über die überall sich bildenden Freischaren übernommen. Weiterm Ausgreifen wollte Napoleon den Riegel vorschieben. Deshalb der rasche Abschluß des Waffenstillstands, deshalb die Bestimmung des Friedens von Zürich vom 10. November 1859, daß Sardinien wohl die Lombardei erhalten, aber sich nicht über sie hinaus vergrößern dürfe. In Toscana, Parma und Modena sollte, wenn die Bevölkerungen damit einverstanden seien, die alte Ordnung wiederhergestellt werden, und der Kirchenstaat (dies galt als

Digitized by Google

selbstverständlich) mußte wieder dem Papste gehorsam sein. Alle italienischen Staaten hätten eine Konföderation zu bilden, der auch Österreich für Venedig beitreten wollte. Empört über diese den Italienern auferlegten Fesseln, sagte Cavour bei seinem Austritt aus dem Ministerium: „Nun gut, sie werden mich nötigen, den Rest meines Lebens mit Verschwörungen zuzubringen.“ Und in den letzten Briefen vor seinem Rücktritte forderte er insgeheim die Leiter der Bewegung in Mittelitalien auf, Waffen und Geld zu sammeln, treu auszuharren und sich dem Verlangen Napoleons zu widersetzen.

B. Das Ministerium Rattazzi.

Rattazzi (S. 252), der Nachfolger Cavours, war ein beredter und gewandter Advokat, schmiegsam und deshalb dem Könige genehmer als Cavour, ein Kopf mehr zur Rede und zu Ränken als zum Handeln befähigt; Cavour hatte von ihm mit einem englischen Ausdrucke gesagt, er sei der erste unter den Politikern zweiter Klasse. Der Volksstimmung entsprechend erklärte der neue Minister des Äußern Giuseppe Dabormida schon am 23. Juli, daß Sardinien niemals in eine italienische Konföderation treten werde, an der auch Österreich teilnehme. So gebot einfach die Selbsterhaltung, da Piemont in einem Bunde neben Österreich, dem Papst und Neapel stets in der Minderheit gewesen wäre.

Das neue Kabinett war schwankend, unsicher und so abhängig von der Willensmeinung Napoleons, daß es ohne dessen Zustimmung keinen Schritt vorwärts wagte. Hier aber tritt die Thatsache in Erscheinung, daß das Einigungswerk nicht von der Geschicklichkeit einzelner Männer, sondern von der Haltung des ganzen Volks abgehangen hat. Es ist erstaunlich, mit welchem politischen Takte die verschiednen italienischen Landschaften der Vereinigung mit Sardinien zugestrebt haben. Sofort nach dem Vorfrieden mußte die sardinische Regierung die Männer abberufen, die sie nach Bologna, Florenz, Modena und Parma zur Leitung der Bewegung entsendet hatte. Diese Gebiete waren somit auf sich angewiesen; aber Toscana fand am 1. August 1859 in Baron Bettino Ricasoli, die Romagna und die Herzogtümer in Luigi Carlo Farini, einem frühern Arzte, Führer, welche die provisorischen Gemeinwesen verständig verwalteten und Volksabstimmungen leiteten, die sich für die Unterwerfung unter Viktor Emanuel aussprachen. Nur ganz ausnahmsweise kamen Gewaltthaten gegen die verhaßten Werkzeuge der frühern Regierungen vor; sonst herrschte im allgemeinen Ordnung und eine kindliche, fast rührende Begeisterung für die Einheit Italiens. Der Papst versuchte einen Rückschlag, und es gelang ihm, am 20. Juli 1859 durch seine schweizer Söldner Perugia zu erobern, wobei es nicht an Gewaltthaten und Plünderungen fehlte. Darauf schlossen die Romagna, Toscana und Modena ein Verteidigungsbündnis. General Manfredo Fanti organisierte im Oktober 1859 eine Wehrmacht von 40,000 Mann, so daß der Papst weitre Angriffe unterließ. Da der Vertrag von Villafranca die Rückkehr der frühern Regierungen offen ließ, wofern fremdes Einschreiten unterbleibe, so rechneten der Papst und die Herzoge auf den Ausbruch der Anarchie, die einen Rückschlag hervorrufen würde. Sie setzten auf die Mazzinisten Hoffnung, und Walewski, der den Italienern abgeneigte Minister Napoleons (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 239), sagte auch, sie seien ihm lieber als eine Partei, die sich Regierung nenne. Diese Hoffnung zerrann aber angesichts der verständigen Haltung der Mittelitaliener.

Kaiser Napoleon sah sich jetzt vor die unangenehme Wahl gestellt, die Italiener gewähren zu lassen oder die alte Ordnung mit Gewalt wiederherzustellen. Sollte aber der Befreier Italiens dem Lande den Krieg erklären? Noch weniger konnte davon die Rede sein, daß

Digitized by Google

er den geschlagnen Österreichern das Einschreiten gestattete. Zu wiederholten Malen erklärte er den Italienern, daß er auf der Durchführung seines föderalistischen Programms beharre. Man hat daran gezweifelt, ob der in diesem Sinne von ihm am 20. Oktober 1859 an Viktor Emanuel gerichtete Brief wirklich seine wahre Meinung ausgesprochen habe. Er forderte darin nochmals die Wiederherstellung der alten Ordnung in Mittelitalien und die Gründung einer italienischen Konföderation, mit dem Papst an der Spitze. Es ist aber klar, daß dies wirklich sein eigentlicher und letzter Gedanke gewesen ist; denn er war zu klug, um nicht vorauszusehen, daß ein geeinigtes und starkes Italien sich einst auch gegen Frankreich wenden könne. Er sagte deshalb in diesem Sinne zu dem Marchese Napoleone von Pepoli: „Wenn die Einverleibung die Apenninen überschreitet, dann ist die Einheit Italiens fertig, und ich will keine Einheit, ich will bloß und ausschließlich die Unabhängigkeit.“ Sein Programm wäre die für Frankreich günstigste Lösung gewesen, da es dann seine Hände stets in den italienischen Angelegenheiten gehabt hätte, schon aus dem Grunde, weil das norditalienische Königreich, das ihm sein Dasein verdankte, keine andre Stütze gegen Österreich und die übrigen Fürsten Italiens besessen hätte. Genau das war es, was Cavour am meisten fürchtete; deshalb spornte er insgeheim die Führer Mittelitaliens an, sich den Absichten Napoleons nicht zu fügen. Thatsächlich boten Deputationen aus der Romagna, Toscana und den Herzogtümern dem König Viktor Emanuel die Herrschaft an. Er konnte es nicht wagen, den Antrag gegen den Willen Napoleons anzunehmen, und versprach in seiner Antwort nur, er werde die Wünsche der Mittelitaliener Europa gegenüber vertreten.

Es ist sehr merkwürdig, daß Viktor Emanuel in diesen Verwicklungen einen Augenblick daran gedacht hat, Arm in Arm mit Mazzini die Fahne der Revolution gegen Napoleon zu erheben. Durch Angelo Brofferio, den Führer der demokratischen Opposition im piemontesischen Parlamente, den Gegner der Diplomatie Cavours, verhandelte der König mit dem alten republikanischen Verschwörer, den zuerst sein Vater und dann 1857 er selbst wegen der Organisation eines Aufruhrs in Piemont zum Tode hatte verurteilen lassen. Mazzini bewies in dieser Krise, daß ihm die Größe seines Vaterlands höher stehe als jede andre Rücksicht. Dies ließ er dem Könige sagen und verlangte von ihm nur, er solle sich ganz von Napoleon lossagen, den die Republikaner als den Antichrist betrachteten. Dafür bot ihm Mazzini die Revolutionierung von ganz Italien, Rom und Neapel eingeschlossen, an, worauf die Erhebung Viktor Emanuels zum Könige der Halbinsel erfolgen solle. Dann aber, so behielt Mazzini sich ausdrücklich vor, gedachte er, wie bisher, für die Republik und für die Vertreibung des Hauses Savoyen zu arbeiten. Der König soll zu Brofferio gesagt haben: „Versuchen Sie eine Verständigung; aber sorgen Sie dafür, daß der Staatsanwalt nichts davon erfährt.“ Indessen führten die Verhandlungen nicht zum Ziele; denn dem Könige schien das Spiel doch zu gefährlich. Mazzini versprach zudem damals gewiß mehr, als er halten konnte: gegen den ausgesprochnen Willen Napoleons, der den Papst und Rom nicht preisgegeben hätte, hätte sich das alles nicht ins Werk setzen lassen. Italien hatte die Unterstützung des Kaisers gegen Österreich nur deshalb erhalten, weil die monarchische Politik Cavours Napoleon die Gewähr bot, daß wenigstens in Italien die Revolutionäre, die seine Herrschaft in Frankreich bedrohten, an die Kette gelegt würden. Der Kaiser hätte, wie sein Verhalten im Jahr 1867 deutlich genug beweist, gewiß Gewalt gegen Italien gebraucht, wenn auch Rom revolutioniert worden wäre; denn er mußte, da die französische Demokratie ihn unversöhnlich befehdete, wenigstens die klerikale Partei auf seiner Seite haben.

Digitized by Google

Garibaldi, der damals im Auftrage der provisorischen Regierung die Truppen Toscanas befehligte, bedachte das alles nicht und war bereits entschlossen, loszuschlagen und auf Rom loszurücken. Farini aber, der Diktator der Romagna und der Herzogtümer, hielt sein Beginnen für gefährlich, trat ihm entgegen und bestimmte ihn, Mittelitalien zu verlassen. Nach Turin zurückgekehrt, wurde Garibaldi von Viktor Emanuel, der ja in diesen Anschlag eingeweiht war, mit Auszeichnung empfangen, und er richtete damals ein Schreiben an Italien, worin er die elende Fuchspolitik verdammte und die Italiener aufforderte, ausschließlich auf Viktor Emanuel ihre Hoffnung zu setzen. Dieser König besaß eben bei seiner äußern Biederkeit genug natürliche Schlauheit, um mit Allen, welche die Einheit Italiens fördern wollten, in gutem Einvernehmen zu bleiben. Darin zumeist liegt sein nicht genug zu würdigendes Verdienst um die Einheit Italiens.

C. Das zweite Ministerium Cavours.

Gegen Ende des Jahrs 1859 mußte sich Napoleon davon überzeugen, daß er ohne Gewalt sein Programm in Mittelitalien nicht durchsetzen könne. Dabei lief er Gefahr, daß ihm Nizza und Savoyen entgingen, die ihm vor dem Krieg als Preis zugesagt waren. Sein Eigennutz und anderseits seine Vorliebe für die italienische Sache wirkten mit, um ihn zu bestimmen, Mittelitalien wenigstens zum Teile Viktor Emanuel zu überlassen. Um diese Schwenkung durchzuführen, wurde Walewski entlassen und der Liberale Eduard Anton Thouvenel, der Napoleons Vorliebe für Italien teilte, am 5. Januar 1860 zum Minister des Äußern ernannt. Mit dem Kabinette Rattazzi war aber die neue Politik nicht möglich, weil dieser Minister nicht den Mut besaß, die Verantwortung für die Abtretung Savoyens und Nizzas zu übernehmen. Eine großzügige Politik war nur mit Cavour durchzuführen. Dieser lechzte bereits nach der Macht, während Rattazzi sich vergebens bemühte, ihm den Weg zu ihr zu verlegen. Auch der König war von dem Ministertausche nicht sehr entzückt: er grollte Cavour noch von der „Szene" her, die dieser ihm nach dem Frieden von Villafranca gemacht hatte (S. 254). Die öffentliche Meinung dagegen, zumal in Mittelitalien, hoffte ausschließlich von Cavour die Erfüllung ihrer Wünsche. Da sein Ehrgeiz durch die Aussicht auf neue große Thaten entflammt war, ließ er seine Freunde kräftig für sich arbeiten, so daß das Kabinett Rattazzi ihm am 16. Januar 1860 Platz machen mußte. Rattazzi und seine Amtsgenossen dachten nicht alle so unbefangen wie der Minister des Äußern Dabormida, der fühlte, er könne sich nicht mit Cavour vergleichen, und damals schrieb: „Ich war ungeduldig, ihm den Platz zu räumen. Er aber war noch ungeduldiger als ich selbst. Ich bedaure, daß er sich viel Mühe gegeben hat, die Pforten zu sprengen, die ihm weit offen standen. Aber er hat das Recht, ehrgeizig zu sein."

Während Napoleon zu einer großen und durchgreifenden Politik nicht angelegt war, verstand er es mit vieler Geschicklichkeit, seine häufigen Schwenkungen zu maskieren und seinen Ränken den Schein edlen Handelns zu geben. Da er wußte, daß die Engländer ihm mißtrauten, und da er voraussah, die Einverleibung von Nizza und Savoyen würde ihnen als Beginn einer weit ausgreifenden Eroberungspolitik erscheinen, so beschwichtigte er sie, indem er am 23. Januar 1860 einen Handelsvertrag auf Grund freihändlerischer Prinzipien schloß. Gleichzeitig machte er den Papst aufmerksam, daß Frankreich nicht mehr gewillt sei, auf der Rückgabe der Legationen, der Romagna, Bolognas und Ferraras an den Kirchenstaat zu bestehen.

Diese Wendung der Politik Napoleons mußte niemand unangenehmer werden als dem Papst. Allerdings hatte Pius IX. dies sich selbst zuzuschreiben, weil er den verständigen

Digitized by Google

Ratschlägen Napoleons Trotz entgegengesetzt hatte. Am 14. Juli 1859 hatte der Kaiser ihn in einem Brief aufgefordert, den bereits abgefallnen Legationen eine getrennte Verwaltung und eine vom Papst ernannte Laienregierung zu geben. „Ich beschwöre Eure Heiligkeit demütig", so hieß es in dem Briefe, „die Stimme eines ergebnen Sohns der Kirche zu erhören, der dabei die Notwendigkeiten seiner Zeit begreift und weiß, daß Gewalt nicht hinreicht, so schwierige Fragen zu lösen. In der Entscheidung Eurer Heiligkeit sehe ich entweder die Keime einer Zukunft des Friedens und der Ruhe, oder Fortsetzung eines gewaltsamen, jammervollen Zustands." Die Kurie blieb aber hartnäckig und erklärte, sie könne von den Grundsätzen der Regierung des Kirchenstaats nicht abgehen. Ja, der Papst erhob sogar gegen die Gewährung der Religionsfreiheit, die von der provisorischen Regierung zu Bologna gewährt worden war, Einspruch. Jetzt zog Napoleon schärfere Saiten auf. Er ließ im Dezember 1859 eine Broschüre veröffentlichen: „Der Papst und der Kongreß", in der gesagt war, daß eine Restauration der päpstlichen Herrschaft in Mittelitalien unmöglich geworden sei. Wohl sei für den Papst zur Behauptung seiner Unabhängigkeit ein weltlicher Staat notwendig; aber es genüge hierfür ein kleineres Gebiet. Und kurze Zeit später richtete Napoleon an Pius IX. ein neues Schreiben, worin er den Papst aufforderte, auch seinerseits der sich unaufhaltsam vollziehenden Einigung Italiens ein Opfer zu bringen.

Indessen war Cavour noch nicht am Ziel angelangt: am 17. Februar 1860 erfuhr Italien das neue unter den vielfach wechselnden Programmen Napoleons. Danach sollten nur Parma und Modena in Sardinien einverleibt werden; in den Legationen hätte Viktor Emanuel als Vikar des Papstes zu herrschen; Toscana aber müsse unabhängig bleiben: höchstens dürfe dort ein Prinz aus dem Hause Savoyen eingesetzt werden. Cavour begegnete jedoch der Weigerung Napoleons mit einem kühnen Schachzuge, den sich Rattazzi nie erlaubt hätte. Ohne den Kaiser zu fragen und gegen seinen Willen wurde im März 1860 die Volksabstimmung in allen Provinzen Mittelitaliens, Toscana eingeschlossen, vorgenommen über die Frage, ob sie die Einverleibung in das Königreich Italien wünschten. Unter gleicher Begeisterung gingen zu derselben Zeit die Wahlen für das Parlament Oberitaliens vor sich. Alle Hauptstädte übertrugen Cavour ein Mandat, um ihm ihr Vertrauen auszudrücken. Es war keine Redensart, als Napoleon in einer am 1. März gehaltnen Rede seinen Unwillen über die Eigenmächtigkeit Italiens aussprach. Cavour aber hatte sich klugerweise der Zustimmung Englands versichert, das ganz damit einverstanden war, daß Italien sich dem Einflusse Napoleons entzog; Palmerston war boshaft genug, gerade damals Cavour ob seiner Kühnheit und seiner Thaten im britischen Parlamente zu preisen.

Und jetzt erst ging Cavour auf die förmliche Unterhandlung über die im Vertrage vom Januar 1858 zugesagte Abtretung von Savoyen und Nizza ein. Was sollte der Kaiser thun? Sollte er jetzt seinerseits die Erwerbung der beiden Provinzen durch Hartnäckigkeit aufs Spiel setzen? Vielleicht hätte er noch im letzten Augenblicke die Einverleibung Toscanas verhindern können, wenn er erklärt hätte, unter diesen Umständen begnüge er sich mit Savoyen; aber nun war die Erwartung und die Begehrlichkeit der Franzosen bereits aufgestachelt, und er mochte nicht mehr zurück. Es ist keine Frage, daß Napoleon damals das eigenste Interesse Frankreichs preisgab und von Cavour überwunden wurde. Es ist oft gesagt worden, und die weitern Ereignisse haben es bestätigt, daß Cavour auf Napoleons schwankenden Sinn einen wahrhaft dämonischen Einfluß übte. Der Italiener war bis auf den Grund der Seele des französischen Kaisers gedrungen und wußte, was er sich erlauben dürfe. Indem er den Eigennutz

Digitized by Google

Napoleons und auf der andern Seite dessen empfindsame Beurteilung der italienischen Frage in Rechnung zog, konnte er es bis zu einer gewissen Grenze wagen, mit ihm zu spielen.

Aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Vergebens versuchte Cavour jetzt alle Künste seiner Diplomatie, alle Ausflüchte, die ihm sein gewandter Geist bot, um wenigstens Nizza für Italien zu retten. Hier aber begegnete er der bestimmten Willensmeinung des Kaisers, der vor Frankreich bloßgestellt gewesen wäre, wenn er nachgegeben hätte. Am 24. März 1860 unterzeichneten Cavour und Benedetti (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 239) den Vertrag. Als dies geschehen war, wandte der italienische Minister sich mit dem Aufblitzen seines Humors plötzlich zum Ohre Benedettis und sagte ihm leise: „Nicht wahr, jetzt sind wir Mitschuldige?"

Noch aber stand Cavour eine Leidenszeit bevor: die Debatte im italienischen Parlamente. Die große Mehrheit des Volks begriff allerdings, daß König Viktor Emanuel und Cavour nicht anders hatten handeln können. Rattazzi jedoch, der alte Nebenbuhler Cavours, stellte sich an die Spitze der Opposition; und er hatte eine starke Unterstützung an Garibaldi, der eigens seinen Sitz im Parlament einnahm, um gegen die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza an Frankreich zu stimmen. Von da an haßte er Cavour, der, wie er sagte, ihn zum Fremdlinge gemacht habe in seinem Vaterlande. Garibaldi war nicht so sehr über die Thatsache selbst erbittert als darüber, daß Cavour ihn getäuscht hatte, indem er ein Jahr vorher auf seine direkte Frage die Abtretung Nizzas in Abrede stellte; nur so hatte sich der kluge Staatsmann des Degens Garibaldis zum Befreiungskampfe versichern können. Garibaldi schlug es dagegen dem Könige hoch an, daß dieser ihm einige Monate später auf die Frage „ja oder nein?" die Wahrheit hatte antworten lassen. Viktor Emanuel fügte damals hinzu, daß, wenn er als König sich herbeilasse, Savoyen, das Land seiner Ahnen, an Frankreich abzutreten, Garibaldi der Einheit Italiens zu Liebe zu gleichem Opfer bereit sein müsse.

Es wird erzählt, Cavour habe in dieser kritischen Zeit, um Garibaldi milde zu stimmen, diesem eine Zuschrift mit der kurzen Frage gesandt: „Nizza oder Sizilien?" So habe er den begeisterten Vaterlandsfreund zur Eroberung der Insel angetrieben. Diese Geschichte ist ganz unwahrscheinlich; denn sicher hätte es Cavour vorgezogen, vorerst Halt zu machen und das norditalienische Königreich (4 Millionen Piemontesen, 2½ Millionen Lombarden, 4 Millionen Mittelitaliener) innerlich zu festigen und wirtschaftlich zu ordnen. Gewiß wäre dieses Staatswesen ohne den durch schlechte Verwaltung vernachlässigten eigentlichen Kirchenstaat und ohne die armselige Bevölkerung Neapels zu ansehnlicher Blüte gelangt. Für Norditalien wäre es ein Glück gewesen, wenn es nicht mit der Aufgabe belastet worden wäre, die halbbarbarischen Gebiete des Südens in den Kreis seiner höhern Bildung und seines größern Wohlstands zu ziehen. „Erst müssen wir uns organisieren", so sagte Cavour in diesen Tagen, „und ein starkes Heer schaffen; dann können wir unsern Blick nach Venetien und weiterhin nach dem Süden und nach Rom wenden." Es war also gewiß keine Heuchelei, wenn er bis zum März 1860 mehrmals Angebote nach Neapel gelangen ließ, um die Bourbonen zu bestimmen, nationale Politik zu treiben und sich mit dem norditalienischen Königreiche zu verbinden.

D. Garibaldi.

a) Die sizilianische Unternehmung.

Aber hier ging der Genius des italienischen Volks andre Wege. Bald sah sich der umsichtige Staatsmann durch die Aktionspartei weiter fortgerissen, als er selbst gewollt hatte.

Digitized by Google

Denn Mazzini und seine Anhänger arbeiteten unaufhörlich an der Erhebung Siziliens; in ihrem Auftrage bereiste Francesco Crispi, der lange vorher von den neapolitanischen Gerichten zum Tode verurteilt worden war, unter Gefahren die Insel, überall Gleichgesinnte sammelnd, überall den Tag des Ausbruchs vorbereitend. Thatsächlich schlugen die Sizilianer an verschiedenen Stellen los; aber ihre Versuche waren hoffnungslos, wenn es nicht gelang, Garibaldi zum Zuge nach Sizilien zu bestimmen. Von vornherein erklärte er den Mazzinisten, daß er nur unter der Fahne „Italien und Viktor Emanuel" in den Kampf ziehen wolle; trotz seiner republikanischen Neigungen erkannte er mit hellem Sinne, daß Italien nur durch die Monarchie geeinigt werden könne. Auch Mazzini erklärte, wie im Jahre vorher, daß er sich dem ausgesprochnen Willen des Volks vorerst fügen wolle.

Noch aber zögerte der gewissenhafte Garibaldi: auf ihm lastete die ungeheure Verantwortlichkeit, ob er die feurige Jugend Italiens in Gefahren und Tod führen dürfe, da doch alle bisherigen Anschläge gegen die Bourbonen fehlgeschlagen und im Blut ihrer Urheber erstickt waren. König Ferdinand II. von Neapel („Re Bomba" seit der grausamen Beschießung Messinas im September 1848) hatte es verstanden, die Soldaten seines Heers an seine Person zu knüpfen; er war hartherzig, aber verschlagen und besaß durch seine volkstümliche Art bei den untern Klassen des Festlands eine gewisse Beliebtheit. Die Sizilianer freilich haßten von jeher ihre neapolitanischen Herren, und keine Erinnerung war bei ihnen volkstümlicher als die der sizilianischen Vesper, durch die sie sich 1282 von Neapel losgerissen hatten. König Ferdinand war am 22. Mai 1859 gestorben; ihm folgte sein schwacher Sohn Franz II., eine weiche, religiöse, unselbständige Natur. Da der Aufstand in Sizilien niedergeschlagen wurde und zu erlöschen schien, widerriet auch Cavour dringend das Unternehmen Garibaldis, wenn er es auch später insgeheim durch Lieferung von Waffen und Munition unterstützen ließ. Es handelte sich für Cavour auch darum, vor der europäischen Diplomatie die Verantwortlichkeit für den völkerrechtswidrigen Anschlag des Generals abzulehnen.

Endlich faßte Garibaldi den großen Entschluß, sich am 5. Mai 1860 mit etwa tausend Freiwilligen nach Sizilien einzuschiffen. Von da beginnt sein Heldenzug und gleichzeitig das unübertreffliche Ränkespiel des Grafen Cavour; denn die gesamte europäische Diplomatie, Frankreich voran, erhob dagegen Einspruch, daß die italienische Regierung in tiefem Frieden ein kriegerisches Unternehmen gegen den Nachbarstaat gestattet habe. Cavour, von allen Gesandten bestürmt, erklärte ihnen nicht ohne Grund, Garibaldi habe gegen Wunsch und Willen der Regierung gehandelt, und ließ dem französischen Kaiser sagen, die Regierung sei zu schwach, um den Zug mit Gewalt zu verhindern, da sonst eine republikanische Empörung gegen den König zu befürchten wäre. Gleichzeitig damit traf Cavour Maßregeln, um von Garibaldi jede Gefahr abzuwenden. Konteradmiral Graf Carlo Pellion di Persano erhielt von ihm den Auftrag, sich mit seinen Schiffen zwischen die Fahrzeuge Garibaldis und die neapolitanische Flotte zu legen, die gegen Garibaldi auf der Lauer lag. Auf diesen absichtlich unklar gefaßten Befehl erwiderte Persano, er glaube verstanden zu haben: im Notfalle könne Cavour ihn nach Fenestrelles auf die Festung schicken: er mußte, falls der Zug mißlang, gefaßt sein, ebenso verleugnet zu werden wie Garibaldi.

Garibaldi landete am 11. Mai 1860 zu Marsala, dem Lilybäum der Alten. Er fand bei den Sizilianern nur geringe Hilfe; als er am 15. Mai bei Calatafimi mit den Truppen des Königs zusammenstieß, liefen die 2400 Sizilianer, die sich ihm angeschlossen hatten, auf den ersten Schuß davon, während er mit seinen Freiwilligen einen schönen Erfolg errang. In

Digitized by Google

Palermo war übrigens alles zum Aufstande bereit; im Einvernehmen mit seinen dortigen Freunden wagte Garibaldi in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai trotz der großen Übermacht der bourbonischen Truppen einen kühnen Überfall. Das Volk nahm Partei für ihn; die Truppen des Königs wurden aus den Häusern beschossen und zogen in die Zitadelle ab, von der aus sie Palermo bombardierten. Auf der ganzen Insel erhob sich der Aufstand, und die zerstreuten Besatzungen zogen sich auf die Hauptplätze an der Küste, zumal nach Messina, zurück.

b) Die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel.

Erschreckt über den Abfall der Insel, lenkte König Franz von Neapel ein; in seiner Not berief er liberale Minister und versprach den Neapolitanern eine freie Verfassung. An Kaiser Napoleon III. schickte er eine Gesandtschaft mit der Bitte um Hilfe. Dessen Haltung war sehr bezeichnend. Er eröffnete den Gesandten, daß er die Erhaltung des Königreichs Neapel wünsche, daß es aber nicht in seiner Macht stehe, der Volksbewegung Einhalt zu thun. Die Italiener seien fein und wüßten, daß er, nachdem er das Blut der Franzosen für ihre Befreiung verspritzt habe, nicht mit den Waffen gegen sie einschreiten könne. Er fügte dann hinzu: „Die Macht steht auf der nationalen Seite und ist unwiderstehlich. Ihr gegenüber stehen wir entwaffnet da.“ Er riet aber dem Könige von Neapel, Sizilien preiszugeben und dem Könige Viktor Emanuel ein Bündnis anzutragen; Napoleon versprach, dieses Angebot zu unterstützen. Dies geschah, und alle Großmächte traten dem Wunsche Frankreichs bei, selbst England, das bei aller Zuneigung zu den Italienern doch eine staatliche Zweiteilung der Halbinsel wünschte. Cavour war in der schwierigsten Lage: es war nicht möglich, Europa zum Trotz die Unterhandlung mit Neapel abzulehnen; aber er mußte fürchten, sein ganzes Werk zu gefährden, wenn er den verhaßten Bourbonen die Hand böte. Scheinbar ging er daher auf die Unterhandlung ein und ließ sogar König Viktor Emanuel einen Brief an Garibaldi schreiben, in dem dieser aufgefordert wurde, die Landung auf dem Festlande von Neapel zu unterlassen. Darauf antwortete Garibaldi dem König am 27. Juni: „Eure Majestät kennt die Hochachtung und die Liebe, die ich für Ihre Person hege; aber der Stand der Angelegenheit Italiens erlaubt mir nicht, Ihnen zu gehorchen, wie ich wollte. So erlauben Sie denn, daß ich Ihnen diesmal ungehorsam sei. Sobald ich aber meine Pflicht erfüllt habe und die Bevölkerungen von dem verabscheuten Joche befreit sind, werde ich mein Schwert zu Ihren Füßen niederlegen und Ihnen während des Restes meines Lebens gehorchen.“

Cavour war aber noch von einer weitern Sorge bedrückt. Garibaldi umgab sich auf seinem Zuge durch Sizilien fast ausschließlich mit Anhängern Mazzinis und war entschlossen, sobald Neapel befreit war, gegen Rom zu ziehen. Wenn aber die republikanische Aktionspartei auf diese Weise das Beste zur Befreiung Italiens leistete, so war vielleicht das Schicksal der Monarchie entschieden. Gleichzeitig mit den Unterhandlungen mit Neapel setzte Cavour deshalb alles daran, um auf dem Festland einen Aufstand hervorzurufen, durch den nicht Garibaldi, sondern Persano oder der König selbst zum Diktator ausgerufen würde. Er trat in Verbindung mit einem der Minister des Königs von Neapel, Liborio Romano, der ebenso wie Ferdinands II. Generaladjutant Alessandro Rinziante Duca di Majano zum Verrate bereit war. Durch letztern hoffte Cavour einen Teil des neapolitanischen Heers zum Aufstande zu bewegen. An Persano schrieb er: „Verlieren Sie, Admiral, nicht aus den Augen, daß die Augenblicke entscheidend sind. Es handelt sich darum, die größte Unternehmung der Neuzeit durchzuführen, indem man Italien vor den Fremden, vor den schlechten Grundsätzen und vor den Narren schützt.“ Aber

Digitized by Google

Nunziante, den Verdacht der bourbonischen Regierung erweckend, mußte auf die piemontesische Flotte flüchten; der Oheim des Königs, Prinz Ludwig Graf Aquila, der für die italienische Sache gewonnen zu sein schien, erhielt den Befehl seines Neffen, das Königreich zu verlassen.

Es zeigte sich somit, daß wieder Garibaldi das Beste leisten mußte, um die Bourbonen zu stürzen. Er landete am 19. August 1860 an der Küste der Halbinsel bei Melito, und unaufhaltsam zog er auf Neapel zu. Die Generale, die ihm entgegengeschickt wurden, waren unsicher, weil sie mit ihren Herzen auf italienischer Seite standen; die Soldaten, die den Bourbonen anhingen, glaubten sich verraten und erschlugen am 25. August zu Mileto den General Fileno Briganti, nachdem er die Kapitulation mit Garibaldi abgeschlossen hatte. Begeistert wurde Garibaldi überall empfangen; das niedere Volk betrachtete ihn als unverwundbaren Helden. Als er am 7. September 1860 mit seinen 18,000 Freiwilligen in Neapel einzog, wurde er von Liborio Romano als Befreier begrüßt; der König zog sich mit seinem 60,000 Mann starken Heer in eine feste Stellung am Volturno zurück. Nun war ein großer Augenblick gekommen. Den Anhängern Mazzinis in der Umgebung Garibaldis lag alles daran, zu verhindern, daß das Volk von Neapel zur Abstimmung berufen werde, ob es Viktor Emanuel zum Könige wünsche. Sie bestärkten Garibaldi in dem Gedanken, unmittelbar gegen Rom aufzubrechen, die französischen Truppen zu vertreiben und der Priesterherrschaft ein Ende zu machen. Garibaldis Brust war von den bisherigen Erfolgen geschwellt; er war der Schmeichelei zugänglich und verhärtete sich in dem Gedanken, daß es bloß Cavours Neid sei, wenn König Viktor Emanuel nicht den edeln Antrieben seines Herzens folge und ihm den Weg nach Rom und Venedig freigebe. Als Cavour seinen Vertrauten, den Sizilianer Giuseppe La Farina absandte, um sich mit Garibaldi in Verbindung zu setzen, that dieser ihm den Schimpf an, La Farinas Verbannung aus Sizilien anzuordnen. Anfangs ließ sich Garibaldi den vom Könige gesandten Agostino Depretis als Prodiktator gefallen; am 18. September aber ersetzte er ihn, weil der Verbindung mit Cavour verdächtig, durch den Mazzini nahestehenden Antonio Mordini. Auf diesem Wege konnte Garibaldi Italien gleichzeitig in einen Krieg mit Frankreich und Österreich verwickeln. Mißmutig sah Kaiser Napoleon nach Neapel, wo sich ein revolutionärer Herd bildete, von dem aus seinem Throne Verderben drohte.

E. Cavours Ausgang.

a) Castelfidardo.

Da nun griff Cavour wieder mit dem kühnsten Entschlusse durch. In ihm lebte die Überzeugung, daß die Monarchie und die gesetzliche Regierung Norditaliens ebenso viel zur Einigung der Halbinsel beitragen müsse wie Garibaldi; deshalb riet er dem Könige, mit seinem Heer in das päpstliche Gebiet einzurücken und es — mit Ausnahme des von Napoleon geschützten Rom — zu besetzen, nach Neapel zu ziehen und das Heer des bourbonischen Königs, das am Volturno lagerte, zu überwinden. Die Dinge hatten sich so zugespitzt, daß, als Viktor Emanuel seinen Minister Luigi Farini (1859/60 Diktator der Emilia) und den General Enrico Cialdini zu Napoleon III. schickte, um ihm seinen Plan auseinanderzusetzen, der Kaiser eine Antwort gab, die erkennen ließ, daß er sich der Notwendigkeit des Handelns durch Viktor Emanuel nicht verschloß.

Der Papst hatte sich, um nicht allein auf französische Hilfe angewiesen zu sein, die nur Rom selbst und seine nächste Umgebung zu schützen bestimmt war, mit einem Heere von 20,000 geworbnen Soldaten umgeben, an dessen Spitze er General L. L. Juchault de Lamoricière

Digitized by Google

berief, einen der Führer der legitimistischen Partei in Frankreich. Die Söldner bestanden aus Franzosen, Österreichern, Belgiern und Schweizern; ihre Offiziere waren zum Teile die Blüte des legitimistischen Adels Frankreichs, was Napoleon nicht eben angenehm sein konnte. König Viktor Emanuel aber schickte 40,000 Mann unter Führung des Generals Manfredo Fanti gegen den Kirchenstaat, und da Lamoricière die Hälfte seiner Truppen zur Niederhaltung der Bevölkerung des Kirchenstaats zurücklassen mußte, wurde er mit großer Übermacht angegriffen. Bei Castelfidardo wurde er am 18. September 1860 so geschlagen, daß er sich bloß mit 130 Mann nach Ancona retten konnte, während nahezu die ganze päpstliche Armee gefangen genommen wurde. Persano erhielt den Auftrag, Ancona zu beschießen; es ergab sich am 29. September.

b) Am Volturno.

Unterdessen hatten die Truppen Garibaldis das bourbonische Heer am Volturno angegriffen, doch ohne Erfolg. Die bourbonischen Truppen überschritten den Volturno, um ihrerseits zum Angriff überzugehen. Garibaldi hielt mit den Seinigen mutig stand, und die Neapolitaner konnten, obwohl dreifach überlegen, den Sieg nicht erringen; aber auch Garibaldi war weit entfernt davon, auf einen raschen Erfolg rechnen zu können. Unter diesen Umständen machte es auf die öffentliche Meinung einen starken Eindruck, als das Heer Viktor Emanuels am Ufer des Volturno erschien; die Neapolitaner zogen sich hinter den Garigliano zurück.

Es war die höchste Zeit, daß König Viktor Emanuel in Neapel erschien; denn Garibaldi stand gerade jetzt so sehr unter dem Einflusse der Gegner Cavours, daß er sich geradezu weigerte, die Einverleibung Neapels und Siziliens in das Königreich Italien vollziehen zu lassen. Mordini, sein Stellvertreter in Sizilien, wirkte bei ihm dafür, daß in Neapel und in Palermo unabhängige Parlamente einzuberufen seien, die darüber zu beschließen hätten. Garibaldi ließ sogar dem Könige sagen, er werde den Anschluß nicht zugeben, wenn nicht zuvor Cavour und dessen nächste Freunde aus dem Ministerium entlassen seien. Indessen stand er mit dieser Forderung nahezu zur gesamten öffentlichen Meinung Italiens in Gegensatz; insbesondere in Neapel und Sizilien wünschten alle Umsichtigen einen raschen Anschluß an Italien, da die Auflösung der alten Ordnung zumal auf Sizilien Verwirrung, Greuel und politische Morde im Gefolge hatten. Lange kämpfte Garibaldi mit sich selbst, ob er nachgeben solle; als aber der Marchese Giorgio Pallavicino-Trivulzio, der die Jahre seines Mannesalters als Gefangner auf dem Spielberge zu Brünn vertrauert hatte und jetzt einer der Führer der Aktionspartei war, und mit ihm eigentlich die ganze Bevölkerung Neapels auf die andre Seite traten, überwand er sich selbst und ließ die Abstimmung zum Anschluß an Italien anordnen (21. Oktober). Der König wäre bereit gewesen, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn zum Generalstatthalter der von ihm eroberten Gebiete zu ernennen, wenn Garibaldi nicht die Bedingung daran geknüpft hätte, daß er im nächsten Frühjahre gegen Rom ziehen dürfe. Als ihm dies abgeschlagen werden mußte, zog er sich in edlem Stolze, wenn auch tief verwundet und Cavour unversöhnlich grollend, auf sein Felseneiland Caprera zurück. In der Abschiedsproklamation forderte er die Italiener auf, sich um den König-Ehrenmann (Rè galantuomo) zu scharen; zugleich aber prophezeite er, er hoffe im März 1861 eine Million Italiener unter Waffen zu finden: damit andeutend, daß er mit ihnen Rom und Venedig befreien wolle. Wie recht aber Cavour hatte, als er die Italiener jetzt noch von Rom abseits hielt, beweist eine Thatsache, die viele Jahre später aus den Denkwürdigkeiten Thouvenels und Beusts bekannt geworden ist. Als Garibaldi gegen Rom ziehen wollte, ließ Napoleon dem Wiener Kabinette sagen, daß er nichts dagegen habe, wenn es zur

Digitized by Google

Verteidigung des Züricher Friedens, also für das Papsttum, das Schwert gegen Italien ziehen wolle; nur die Lombardei dürfe es nicht wieder zurückfordern. Begreiflicherweise widerriet der Minister des Äußern Graf Rechberg (S. 277) dem Kaiser Franz Joseph einen Krieg, der für Österreich selbst im Falle des Siegs keinen Gewinn bringen konnte.

c) Der Fall von Gaeta; der Tod Cavours.

Das bourbonische Heer konnte sich gegen die Truppen Viktor Emanuels nicht halten und König Franz warf sich in die Festung Gaeta. Als er sich hier am 13. Februar 1861 mit 8000 Mann ergab, war die Einigung Italiens nahezu errungen. Cavour selbst sollte das Ziel seiner Wünsche nicht mehr erleben. Nicht lange nach einer aufregenden Sitzung des Parlaments, in der Garibaldi ihn mit schweren Vorwürfen überhäufte, wurde er von einer tödlichen Krankheit ergriffen. In seinen Fieberphantasien träumte er von der Zukunft seines Vaterlands. Von Garibaldi sprach er mit Hochachtung; er sagte, er sehne sich ebenso wie der General, nach Rom und Venedig zu gehen. Lebhaft sprach er davon, daß es wünschenswert sei, den Papst mit Italien zu versöhnen. Als ihm am 6. Juni 1861 sein Beichtvater Jakob das Sakrament reichte, sagte er zu ihm: „Bruder, Bruder, die freie Kirche im freien Staate" (libera chiesa in libero stato). Das waren seine letzten Worte.

F. Die römische Frage: das Scheitern Ricasolis und Garibaldis.

Nichts hatte den Einiger Italiens in den letzten Monaten so stark beschäftigt wie die römische Frage. Unter seinen Freunden gab es eine Gruppe, die es für notwendig hielt, Rom dem Papste zu überlassen, damit die Weltstellung des Papsttums unberührt bleibe. So dachte D'Azeglio; Stefano Jacini meinte, Rom könne wie eine der Hansestädte zu einem freien Gemeinwesen umgewandelt werden, worin der Papst als Protektor und Souverän seinen Sitz behalte. Cavour dagegen war der Überzeugung, daß Italien ohne seine natürliche Hauptstadt ein unfertiges Gebilde sei. Er hätte dem Papste die günstigsten Bedingungen gewährt, wenn er den Wünschen der Italiener entgegengekommen wäre. Damals saß auf dem Stuhle Petri als Nachfolger zahlreicher staatskluger Männer Pius IX., der, eine kindlich fromme Natur, sich ganz in die unversöhnlichen Vorstellungen Giacomo Antonellis und der Jesuiten einspinnen ließ und durch seine Hartnäckigkeit der Einigung Italiens den besten Vorschub leistete. Er lehnte trotz wiederholten Andringens Kaiser Napoleons die Einführung von Reformen in der Verwaltung des Kirchenstaats ab, ebenso ein Entgegenkommen an die nationalen Gefühle der Italiener. Noch vor seinem Einmarsch in den Kirchenstaat erklärte sich Viktor Emanuel bereit, die päpstliche Souveränetät in den alten Gebietsgrenzen anzuerkennen, wofern ihm die Kurie das Vikariat über die ihr abgenommenen Provinzen übertrage. Ebenso heilsam für den jungen Staat war, daß der Papst dadurch, daß er in der Enzyklika (8. Dezember 1864) und im Syllabus (S. complectens praecipuos nostrae aetatis errores) Gewissensfreiheit und freie politische Einrichtungen verwarf, die Empfindungen auch der Katholiken verletzte, welche die Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft wünschten, aber den Sprung ins Mittelalter nicht mitmachen wollten. Die liberalen Ideen hätten zwischen 1860 und 1870 in den katholischen Staaten Österreich, Italien und Frankreich nicht ihren Siegeslauf vollziehen können, wenn nicht der päpstliche Stuhl unfreiwillig ihr bester Bundesgenosse gewesen wäre.

Baron Bettino Ricasoli, der Nachfolger Cavours, glaubte in dessen Geiste zu handeln, indem er dem Papste geradezu glänzende Anerbietungen machte, wofern er den Status quo

Digitized by Google

anerkenne. Er schlug ihm einen Vertrag vor, der ihm nicht bloß alle Rechte des päpstlichen Primats sicherte, sondern ihm als Preis der Versöhnung sogar den Verzicht des Königs auf seine Patronatsrechte, insbesondere auch auf die Einsetzung der Bischöfe anbot. Damit hätte der Papst die Kirche von Italien vollständig beherrscht, und diesem Staate wäre ein Souveränetätsrecht entzogen gewesen, das sich nicht bloß Ludwig XIV., sondern ebenso Philipp II. von Spanien und Ferdinand II. von Österreich niemals hätten entziehen lassen. Statt jeder Antwort ließ Kardinalsekretär Antonelli im amtlichen „Giornale di Roma" erklären, der Vorschlag Ricasolis sei eine beispiellose Unverschämtheit.

Ricasolis Ministerium stürzte ob dieses mißglückten Versuchs, und unter seinem Nachfolger Rattazzi hoffte Garibaldi seinen Anschlag auf Rom ausführen zu können. Er sammelte in Sizilien seine Freiwilligen und landete mit 2000 Mann an der Küste von Kalabrien; aber die Regierung machte Ernst mit der Ankündigung, daß sie seinem Unternehmen mit den Waffen entgegentreten werde. Am 29. August 1862 mußte er, durch eine Kugel am rechten Fuße verwundet, nach kurzem Kampfe bei Aspromonte die Waffen strecken. Der Weg nach Rom ward den Italienern erst eröffnet, als Frankreichs Macht durch die deutschen Siege niedergeworfen war.

3. Die Mißerfolge Kaiser Napoleons III.

Wiewohl die italienische Politik Napoleons III. schon den Zeitgenossen unklar und widerspruchsvoll erschien, so blieb ihm in ihren Augen doch der Ruhm, der Schöpfer des Königreichs Italien zu sein, so daß er um das Jahr 1860 auf dem Höhepunkte seines Einflusses in Europa stand. Er verstand es, die öffentliche Meinung darüber hinwegzutäuschen, wie vieles eigentlich gegen seinen Willen geschehen war. Man fand, es liege etwas Sphinxartiges in seinem Auftreten; was Schwäche war, schien machiavellistische Berechnung. Cavour freilich durchschaute ihn und nutzte sein Schwanken aus; und viel später erzählte man sich, Bismarck habe schon in jenen Tagen den französischen Kaiser une incapacité méconnue (eine überschätzte Unfähigkeit) genannt. Doch muß gegenüber diesem unverbürgten Ausspruche betont werden, daß der Kaiser einen weiten Umfang geistiger Interessen und ein feines Verständnis für die Bedürfnisse seiner Zeit besaß. Dagegen fehlte ihm fester Wille; Naturen wie Cavour und Bismarck kreuzten leicht seine Pläne, ja vermochten ihn auf ein ihnen wünschenswertes Ziel hinzulenken.

Außerhalb Frankreichs gefiel sein Eintreten für die nationalen Wünsche der kleinern Völker Europas. Als die Moldau und die Walachei sich, entgegen dem Wortlaute der Verträge, einen gemeinsamen Fürsten, Alexander Cusa (S. 242), wählten, setzte Napoleon III. mit Hilfe Rußlands dessen Anerkennung durch die Großmächte durch und schützte die Rumänen bei der Vereinigung der Fürstentümer zu einem nationalen Staate. Cusa wurde zwar am 23. Februar 1866 durch eine Revolution gestürzt; der am 20. April gewählte Fürst Karl von Hohenzollern errang am 21. Mai 1877 durch die Kraft seiner Persönlichkeit dem jungen Staate volle Selbständigkeit und am 26. März 1881 die Königswürde.

a) Polen.

Es lag in Napoleons Absicht, den Polen ähnliche Dienste zu leisten. Zar Alexander II. setzte, um sie zufrieden zu stellen, im Juni 1862 ihren Landsmann Marquis A. J. J. P. von Wielopolski seinem Bruder Konstantin, dem Statthalter Kongreßpolens, an die Seite, und Wielopolski wirkte für eine Versöhnung seines Volks mit Rußland, um seinen Landsleuten zu

Digitized by Google

einer wenn auch bescheidnen Selbstverwaltung zu verhelfen. Aber das leidenschaftliche Ungestüm der Polen vereitelte seine Absicht, und er konnte den Ausbruch des Aufstands (Januar 1863) nicht verhindern. Darauf trat Wielopolski ab, und die russische Regierung ergriff die strengsten Maßregeln. Im Februar verpflichtete Preußen den russischen Kaiser, indem es die Verfolgung polnischer Empörer durch russische Truppen auf preußisches Gebiet gestattete. Diese Abmachung trat zwar, weil sie den Unwillen Europas erregte, nicht in Kraft; sie zeigte aber den guten Willen Preußens, und Bismarck versicherte sich durch diesen und durch andre Dienste in der polnischen Frage den Zaren so sehr, daß Rußlands Neutralität für den Fall einer Fehde in Deutschland gesichert war. Nun bestimmte Napoleon England und nach langem Zögern auch Österreich, an Rußland das Verlangen zu stellen, den Polen vollständige Amnestie zu gewähren. Aber Rußland lehnte dieses Verlangen ab. Die preußische Unterstützung war Rußland deswegen so wertvoll, weil sich Frankreich, England und Österreich entschlossen, sich des Weitern für die Polen zu verwenden; in der Note vom 27. Juni 1863 empfahlen die drei Mächte Rußland die Bewilligung von sechs Forderungen, unter denen ein polnisches Parlament und eine vollständige Begnadigung die wichtigsten waren. Palmerston unterstützte diese ersten Schritte Napoleons, weil er im Interesse der Erhaltung der englischen Herrschaft in Indien in Bezug auf Russisch-Polen dem Satze huldigte: die Wunde muß weiter bluten. Er verweigerte aber ernstern Schritten, zu denen Napoleon drängte, seine Zustimmung, weil die polnische Frage den Engländern nicht wichtig genug war, um ihretwegen in einen Krieg einzutreten. Noch weniger konnte Österreich, da es eine der Teilungsmächte war, Napoleon auf seinem Wege folgen. Der Zar war indessen durch Österreichs schwankende Haltung so erbittert, daß er unmittelbar darauf König Wilhelm ein Bündnis gegen Frankreich und Österreich vorschlug. Indessen widerriet Bismarck seinem Könige, den Antrag des Zaren anzunehmen, weil die Hauptlast in einem Kriege gegen Frankreich und Österreich doch von Preußen hätte getragen werden müssen. Damals ließ Kaiser Napoleon dem österreichischen Kaiser durch den Herzog A. A. A. von Gramont vorschlagen, Galizien an das zu befreiende Polen abzutreten, dafür aber sich in den Besitz der Donaufürstentümer zu setzen. Graf Rechberg antwortete ihm jedoch, es sei merkwürdig, Österreich zuzumuten, einen Krieg gegen Rußland zu führen, zu dem Zweck, um eine Provinz zu verlieren, da man doch sonst nur zum Schwerte greife, um eine zu erobern. So sah sich Napoleon vollständig im Stiche gelassen, und Rußland unterdrückte mit blutigem Ernste den Aufstand, wobei insbesondere der Wilnaer Generalgouverneur Michael N. Murawjew mit unerbittlicher Strenge waltete.

b) Mexiko.

Es wäre verfehlt, Napoleon für einen empfindsamen Politiker zu halten, der die Kräfte seines Lands an die Befreiung unterdrückter Völker hätte setzen mögen. Seine Selbstsucht enthüllte sich bei dem Unternehmen gegen Mexiko, und auch hier suchte er seine Absicht durch tönende Redensarten zu verschleiern. Er kündigte der Welt an, er wolle die lateinische Rasse in Amerika den Angelsachsen gegenüber kräftigen, welche die Herrschaft über den neuen Weltteil anstrebten. Ursprünglich war er vereint mit England und Spanien ausgezogen, um bei der mexikanischen Regierung die Geldforderungen europäischer Gläubiger einzutreiben. Die beiden Bundesgenossen zogen sich, nachdem Mexiko ihr Verlangen erfüllt hatte, zurück; der französische General Ch. Ferd. Latrille Graf Lorencez setzte sich aber hierauf durch Vertragsbruch in den Besitz der gesunden Hochebene oberhalb der fieberreichen Küste von Veracruz, wo die Franzosen

Digitized by Google

gelandet waren. General E. Fr. Forey eroberte hierauf den größten Teil des Lands, und eine Versammlung von Notabeln erwählte am 11. Juli 1863 den Bruder Franz Josephs, Erzherzog Maximilian, zum Kaiser. Dieser zögerte lange, die Krone anzunehmen, weil Franz Joseph seine Zustimmung nur unter der Bedingung gab, daß Maximilian zuvor bedingungslos auf sein Thronfolgerecht in Österreich verzichtete. Nachdem Napoleon im Vertrage vom 12. März 1864 versprochen hatte, bis 1867 mindestens 20,000 französische Soldaten im Lande zu belassen, stimmte am 10. April der Erzherzog endlich seiner Kaiserwahl zu; Maximilian gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Monarchie nur langsam in dem Lande Wurzel fassen werde. Napoleon verfolgte mit der Einsetzung des Kaisers Max den Zweck, sich allgemach aus dem mexikanischen Handel zu ziehen, da die nordamerikanische Republik gegen das Verbleiben der Franzosen in Mexiko Einspruch erhob. Als dann der Krieg zwischen Preußen und Österreich heraufzog, empfand Napoleon die Expedition in Mexiko um so mehr als eine Last, als der Präsident Benito Juarez mit wachsendem Glücke die Befreiung des Lands von den Fremden betrieb. Wie Napoleon den unglücklichen Kaiser zuletzt im Stiche ließ und damit die Mitschuld an seiner Erschießung zu Queretaro auf sich lud, darüber vergleiche man Band I, S. 533.

Der unruhige Ehrgeiz der Politik Napoleons erregte gegen ihn in Europa allgemeines Mißtrauen. Als der Krieg von 1866 ausbrach, war nach seinen Mißerfolgen in der polnischen und mexikanischen Angelegenheit sein Stern bereits im Sinken, und drohend erhob sich in Frankreich eine wachsende, von dem jüngern Geschlechte getragne republikanische Gegnerschaft.

4. Die Heeresreform und der Verfassungsstreit in Preußen.

A. Das Ministerium Hohenzollern-Schwerin.

Auf dem Totenbette sprach Cavour unaufhörlich von der Zukunft seines Vaterlands und äußerte sich hierbei über Deutschland: „Dieser Deutsche Bund ist eine Ungereimtheit; er wird sich auflösen, und die deutsche Einheit wird gegründet werden. Aber das Haus Habsburg kann sich nicht ändern. Was werden die Preußen thun, sie, die so langsam im Fassen von Entschlüssen sind? Sie werden 50 Jahre benötigen, um zu stande zu bringen, was wir in drei Jahren geschaffen haben.“ So stellte sich der sterbende Staatsmann, dem der Name Bismarck wohl noch unbekannt geblieben war, die Zukunft vor. Wohl möglich, daß Deutschland — trotz seiner Tüchtigkeit und seiner Bildung — ohne Bismarck noch ein halbes Jahrhundert zu seiner Einigung bedurft hätte; auch König Friedrich Wilhelm I. hat ein schlagfertiges Heer besessen, ohne sich wie sein großer Sohn zur Geltung bringen zu können: beide Male waren die Werkzeuge bereits geschaffen, bevor der Meister auf den Plan trat, der sie zu benutzen verstand.

Man kennt das Ziel genau, das sich König Wilhelm I. in der deutschen Frage setzte, bevor Bismarck sein Minister wurde. Die Pläne, die er als Prinz-Regent dem Kaiser Franz Joseph bei der Zusammenkunft zu Teplitz, Ende Juli 1860, entwickelte, waren bescheiden. Er war bereit, mit Österreich einen Bund zu schließen, der diesem Staate seinen Besitzstand, sonach auch Venedig, verbürgt hätte. Dafür verlangte er den Wechsel im Vorsitze des Deutschen Bunds sowie die Feldherrnschaft über die Truppen Norddeutschlands in den künftigen Bundeskriegen; der Oberbefehl in Süddeutschland solle Österreich zufallen. Dadurch sollte für immer verhindert werden, daß der Bund selbst einen Feldherrn wähle, wie dies Österreich noch

Digitized by Google

am 6. Juni 1859 beantragt hatte, als Deutschland gegen Napoleon III. rüstete. Preußen mußte verhindern, daß eine Mehrheit im Bund über den Oberbefehl seines Heers entscheide. Weder Wilhelm I. noch seine damaligen Minister zielten auf die Unterwerfung Deutschlands. Aber selbst jene Ansprüche wurden von Österreich abgewiesen. Kaiser Franz Joseph erklärte, daß der Vorsitz am Bund ein altes Ehrenrecht seines Hauses und deshalb unantastbar sei. In der andern Angelegenheit wurde das Nein nicht ausgesprochen und Verhandlungen am Bundestag eingeleitet; doch Österreich war sicher, daß die Versammlung die Vorlage ablehnen werde.

Sieht man von der Heeresreform, dem nicht genug zu würdigenden Werke Wilhelms I., ab, so gewahrt man bis zum Auftreten Bismarcks in der innern wie in der äußern Politik Preußens ein bedenkliches Schwanken. Als der Prinz-Regent die Stellvertretung König Friedrich Wilhelms IV. übernahm (S. 245), erließ er am 9. Oktober 1858 ein Programm, das in vorsichtigen Redewendungen den Bruch mit der reaktionären Regierungsweise ankündigte. Wohlthuend wirkte die Abwehr religiöser Frömmelei; über die deutsche Frage gab es nur allgemeine Schlagsätze, unter anderm die Wendung: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen." Als der Prinz-Regent kurz darauf ein gemäßigt liberales Ministerium unter dem Vorsitze des Prinzen Anton von Hohenzollern berief, atmete die öffentliche Meinung auf, und der Beginn einer „neuen Ära" wurde erwartet. Der Name des Grafen Maximilian Schwerin, des Ministers des Innern, schien eine freisinnige Reformpolitik zu verbürgen. Graf Alexander von Schleinitz dagegen, der Minister des Äußern (S. 246), stand mit beiden Füßen noch im alten System. Indessen verstand das preußische Volk die gute Absicht, und die Neuwahlen zur Kammer brachten eine Mehrheit von gemäßigten Liberalen, welche die Regierung zu unterstützen bereit war. Absichtlich stand eine Reihe von liberalen Führern von der Kandidatur ab, um nicht das Mißtrauen des Prinz-Regenten zu erwecken, es sei auf eine Wiederkehr der Zustände von 1848 abgesehen. Die führende Persönlichkeit der im Januar 1859 zusammentretenden Kammer war Georg von Vincke (S. 169), dessen königstreue Gesinnung über allem Zweifel stand. In diesem Maßhalten der Wählerschaften zeigte sich erfreuliche politische Klugheit. Thatsächlich brachte die neue Regierung Reformentwürfe ein: über die Aufhebung der Grundsteuerprivilegien des Adels und über die Abschaffung der Polizeigewalt der Rittergutsbesitzer. Es kostete große Anstrengungen, um das Herrenhaus, wo die Konservativen die Mehrheit hatten, zur Annahme der Reformen zu bestimmen. Auch in einer Angelegenheit der deutschen Politik, in der das Gewissen des Volks mitsprach, erfüllte die neue Ära die in sie gesetzte Erwartung: Preußen sprach sich am Bundestage für die Wiederherstellung der schnöde verletzten kurhessischen Verfassung (vgl. S. 227 und 233) aus.

Über diese Anläufe jedoch vermochte sich die Regierung nicht zu erheben. Der Prinz-Regent konnte sich nicht entschließen, mit einer Reihe von unbeliebten hohen Beamten aufzuräumen, die sich in der reaktionären Zeit offenbare Verletzungen der Gesetze hatten zu schulden kommen lassen. Die Erhebung Italiens wirkte sofort stark auf das deutsche Volk. Die Gründung des Nationalvereins unter dem Vorsitze Rudolfs von Bennigsen im Juli 1859 war eine unmittelbare Folge des italienischen Kriegs. Der Verein wirkte für den Gedanken, ein liberales Preußen solle das außerösterreichische Deutschland unter seiner Führung einigen. Der Prinz-Regent fühlte sich jedoch durch die Vorgänge in Italien nicht etwa ermutigt, sondern eher erschreckt; ihn stieß die revolutionäre Erhebung in Neapel und der Zug Garibaldis ab: er konnte sich nicht überzeugen, daß der nationale Wille das Recht habe, sich an die Stelle des legitimen Rechtes zu setzen. So behielt seine ganze Politik nach innen wie nach

Digitized by Google

außen ein konservatives und dabei unsicheres Gepräge; es gelang dem österreichischen Minister Rechberg bei den Zusammenkünften des Kaisers Franz Joseph mit dem Prinz-Regenten und mit dem Zaren zu Teplitz und Warschau, diese beiden Herrscher in der Überzeugung zu bestärken, daß auch sie durch die nationalen und liberalen Strömungen bedroht seien. Österreich stand nicht mehr wie 1859 (S. 246) vereinsamt da.

B. Die Heeresreform.

a) Die Änderung der Wehrpflichtverfassung.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um das Ohr des preußischen Volks zu verschließen, als der König, der am 2. Januar 1861 seinem Bruder auf dem Throne folgte, mit dem Plane der Heeresreform vor die Kammer trat. Wilhelm I. war darin der Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen überlegen, daß er erkannte, eine großzügige preußische Politik sei nur mit einem starken Heere durchzuführen. Leopold Ranke berichtet über ein Gespräch, das er am 13. Juni 1860 mit ihm geführt hat: „Die Summe seiner Entschlüsse war ... die deutschen Fürsten in ihrer Souveränetät zu schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorzubringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermöglicht. Einen vollkommenen Begriff hatte er davon, daß die militärische Macht die Souveränetät in sich schließe." Schon bei den Rüstungen, die 1850 zu einem Kriege gegen Österreich hätten führen können, überzeugte sich der Prinz, daß das preußische Heer, das auf dem Kriegsfuße 200,000 Mann in der Linie und 400,000 Mann in der Landwehr zählen sollte, nicht für langdauernde Kämpfe ausreichte. Die bestehende Organisation war in der schweren Zeit geschaffen worden, wo das Mißtrauen Napoleons I. und widerwärtige Vertragsverpflichtungen Preußen nötigten, eine kleine Friedensarmee zu halten. Unter den Finanznöten der Zeit nach 1815 mußte es bei dieser Verteidigungsrüstung bleiben, die im Verhältnisse zu der der andern Militärstaaten weit schwächer war als das Heer, das Friedrich II. in dem weit kleinern preußischen Staat aufgestellt hatte. Bei der Mobilisierung von 1859 hatten sich überall bedenkliche Lücken gezeigt. Übrigens ordnete der Prinz-Regent schon damals, um den größten Übelständen abzuhelfen, aus eigner Machtvollkommenheit eine wichtige Reform an. Ein großer Mangel lag darin, daß für die Landwehrregimenter zumeist die notwendigen Stämme fehlten, und daß bei einer neuen Mobilisierung die einberufnen Mannschaften nicht bloß eingereiht werden, sondern geradezu erst zu Regimentern formiert werden mußten. Heute scheinen solche Dinge kaum glaublich. Bei der Demobilisierung von 1859 nun ordnete der Prinz-Regent an, daß die soeben geschaffnen Stämme der Landwehrregimenter aufrecht zu erhalten seien. Das konnte jedoch nicht genügen; denn da man die Landwehrmänner entlassen mußte, bestanden jene Stämme zumeist nur aus Offizieren und reichten zur Grundlage einer kräftigen Neubildung nicht aus. Darauf nun war die Aufmerksamkeit Wilhelms I. gerichtet. Aber sein damaliger Kriegsminister Eduard von Bonin war zu zaghaft, um für die notwendigen Maßnahmen die Verantwortung zu übernehmen, und am 5. Dezember 1859 mußte Albrecht von Roon an dessen Stelle berufen werden.

Am 10. Februar 1860 ging dem preußischen Landtage die neue Vorlage zu. Einer der größten Übelstände der bisherigen Heeresverfassung bestand darin, daß, während jährlich durchschnittlich 155,650 Mann das 20. Lebensjahr erreichten, doch nur 40,000 Mann in das Heer eingereiht wurden. So trugen 26 Prozent der wehrhaften Jugend die ganze Kriegslast, die deshalb hart war, weil die Verpflichtung zum Landwehrdienste bis zum 39. Jahre dauerte. Die Folge davon war, daß das erste Aufgebot der Landwehr zur Hälfte aus Familienvätern

Digitized by Google

bestand, das zweite sogar zu fünf Sechsteln. Die Anzahl der Wehrpflichtigen war seit mehr als 40 Jahren dieselbe geblieben, obwohl die Bevölkerung des Staats von 10 auf 18 Millionen gestiegen war. Die Unterlage der Dienstpflicht zum stehenden Heere (3 Jahre in der Linie, 2 Jahre in der Reserve) war für den Heereskörper zu schwach. Deshalb schlug die Regierung vor, statt 40,000 Mann jährlich 63,000 Mann, also 40 Prozent aller Wehrpflichtigen, auszuheben, dafür aber die Verpflichtung zur Landwehr bloß bis zum 35. Jahre dauern zu lassen. Außerdem sollten die Jahre der Reserve von 2 auf 5 erhöht werden. Dies bedeutete eine erhebliche Kräftigung des Feldheers und eine Verringerung der Landwehr. Dies ergibt sich aus den Ziffern des vollen Kriegsstands, den man anstrebte. Das Heer sollte fortan aus 371,000 Mann in der Linie, 126,000 Mann in der Ersatzreserve und 163,000 in der Landwehr bestehen. Die Organisation hatte den Landtag in doppelter Beziehung zu beschäftigen. Auf der einen Seite war eine Geldbewilligung notwendig, weil man die zahlreichen neuen Mannschaften nicht in die alten Regimenter einreihen konnte, sondern 39 neue Feldregimenter aufstellen mußte; dazu benötigte man jährlich 9 Millionen Thaler. Außerdem mußte das bestehende Gesetz über die Wehrpflicht erheblich abgeändert werden. Dies galt nicht bloß für die Verteilung der Dienstzeit im stehenden Heer und in der Landwehr, sondern auch, was die Dauer der aktiven Dienstpflicht betraf; denn damals wurden, um die Finanzen zu schonen, die Soldaten oft nach einer Dienstzeit von zwei und zweiundeinhalb Jahren entlassen. König Wilhelm aber hielt diese Zeit nicht für ausreichend und forderte die Verlängerung der Wehrpflicht auf drei und in der Kavallerie auf vier Jahre.

b) Die Taktik der Infanterie.

Maßnahmen von nicht geringerer Bedeutung sind damals auch in Bezug auf die Taktik der Infanterie getroffen worden. Nach dem Kriege von 1859 ergab sich die Frage, welche Schlüsse aus den italienischen Erfahrungen zu ziehen seien. Die defensive Kriegsweise der Österreicher war gegenüber der Angriffstaktik der lebhaftern Franzosen in Nachteil geraten. Den Franzosen war es öfters gelungen, im Infanteriegefechte durch stürmische Anläufe die Geschosse der Österreicher, die eine stark gekrümmte Flugbahn hatten, zu unterlaufen und so den Sieg zu erfechten. Darum glaubte man nun in der österreichischen Armee allgemein, es müsse mit der Defensivtaktik vollständig gebrochen werden. Man überschätzte die Erfolge der Franzosen und ging zwischen 1859 und 1866 zur Stoßtaktik zurück, die geringen Wert auf das einleitende Feuergefecht legte und darin bestand, nach einigen Salven sofort mit dem Bajonette zum Sturme zu schreiten. Es fehlte auch im preußischen Heere nicht an Stimmen, die Ähnliches rieten. Im August 1859 war der Oberstleutnant Karl Rudolf Ollech vom preußischen Generalstabe nach Frankreich gesandt worden, um den Zustand der französischen Armee kennen zu lernen. Er kehrte mit der stärksten Vorliebe für die Stoßtaktik zurück und gab den Rat, der König habe im Anschluß an einen ähnlichen, von Friedrich dem Großen für die Kavallerie gegebnen Befehl zu verfügen: „Jeder Infanteriekommandeur wird vor ein Kriegsgericht gestellt, welcher eine Position verliert, ohne der Attacke des Feinds eine Contre-Attacke entgegengesetzt zu haben.“ Zu allen Zeiten hat es König Wilhelm verstanden, hervorragende Männer für die leitenden Stellen herauszufinden.* Der Chef des Generalstabs, Generalleutnant Freiherr

* Scherzhaft erzählte er einmal nach dem Kriege von 1870, wie er persönlich zuerst auf den jungen Leutnant v. Moltke aufmerksam gemacht habe. Es sei seinerzeit den Offizieren als Aufgabe gestellt worden, Befestigungspläne auszuarbeiten. Der damalige Prinz Wilhelm sah die Arbeiten durch, und die Moltkes

Digitized by Google

Helmuth von Moltke, durchschaute die Gefährlichkeit jenes Rats. In den Bemerkungen zum Bericht Ollechs legte er zwar großen Wert auf den Offensivgeist im Heer; aber er erkannte richtig, daß das 1847 eingeführte Zündnadelgewehr den Preußen das Übergewicht im Feuergefechte sichre, worauf denn bei der Ausbildung der Nachdruck zu legen sei. Moltkes leitender Gesichtspunkt war, daß die Infanterie zu Anfang des Gefechts ihre Feuerüberlegenheit auszunutzen und zu diesem Zweck offnes Gelände aufzusuchen habe, wo die Feuerwirkung am stärksten ist. Erst wenn die feindliche Infanterie erschüttert wäre, sei vorzubrechen, und hierbei seien Unternehmungen gegen die Flanke des Gegners zu bevorzugen. Mit dieser überlegnen Taktik gingen die Preußen 1866 in den Krieg; ihr haben sie einen großen Teil der erzielten Erfolge verdankt.

C. Die Haltung des Landtags.

a) Die Erhöhung des Heeresbudgets.

Der preußische Landtag verkannte nicht den Wert der von der Regierung gemachten Vorschläge, erhob aber wichtige Einwendungen. Die Mehrheit war einverstanden mit der Erhöhung der jährlichen Rekrutierung, mit der Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere und mit der Entlastung der ältern Jahrgänge der Landwehr. Dagegen begegnete die starke Verringerung des Kriegsstands der Landwehr, also die Herabdrückung ihrer Bedeutung, insbesondere aber die dreijährige Dienstpflicht lebhaftem Widerspruche. Der Berichterstatter für die Vorlage, General Friedrich Stavenhagen, bezeichnete die zweijährige Dienstpflicht für ausreichend. Die Regierung erkannte, daß sie mit der Gesetzesvorlage, die Wehrpflicht betreffend, nicht durchdringen werde und zog sie deshalb zurück. Sie begnügte sich damit, eine Erhöhung des Kriegsbudgets um 9 Millionen Thaler zu verlangen, um die Vermehrung der Regimenter durchzuführen. Der Finanzminister Freiherr Er. Rob. von Patow erklärte namens der Regierung, die also geschaffne Organisation sei eine einstweilige, die erst dann endgiltigen Charakter erhalten solle, wenn die Regierung und die Volksvertretung sich über das Gesetz selbst geeinigt hätten. Die altliberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses ging auf diesen Mittelweg ein und bewilligte die Mehrforderung. So wurde das jährliche Budget für das Heer auf 32,800,000 Thaler erhöht, etwa ein Viertel der gesamten Jahreseinnahme von 130 Millionen Thaler.

Dieser Ausweg enthielt aber eine offenkundige Selbsttäuschung. Der König verfügte sofort die Auflösung von 36 Landwehrregimentern, an deren Stelle ebenso viele Regimenter des Feldheers traten; im ganzen wurden 117 Bataillone und 12 Schwadronen neu gebildet. Selbstverständlich konnte doch der König, der den neuen Regimentern am 18. Januar 1861 vor dem Denkmale Friedrichs des Großen Fahnen und Feldzeichen verlieh, diese Neubildungen nicht wieder auflösen und ihren Offizieren nicht den Abschied geben. Das Abgeordnetenhaus wurde in der That mißtrauisch, bewilligte aber noch für das nächste Jahr das erhöhte Heeresbudget. Die endgiltige Entscheidung wurde, da die Wahlen zum Landtage vor der Thüre standen, dem neuen Hause überlassen.

b) Der Konflikt.

Es wäre verfehlt, wollte man die jetzt folgenden Vorgänge landläufig so behandeln, der König sei einsichtig, die Kammer jedoch in Heeresfragen kleinlich gewesen, und in diesem Kampfe

fiel ihm auf; er machte dessen Vorgesetzten auf ihn aufmerksam, wobei er scherzhaft sagte, der junge Offizier sei zwar so dünn wie ein Bleistift, lasse aber Vortreffliches hoffen. Diesen Mann wählte er 1855 zum militärischen Berater seines Sohns (des nachmaligen Kaisers Friedrich III.), wie er ja auch Roon 1847 hatte bestimmen wollen, die Erziehung des Prinzen zu übernehmen.

Digitized by Google

habe glücklicherweise Regentenweisheit über den Vorwitz der Berufspolitiker gesiegt. So stand die Sache nicht. Der Gegensatz in der Sache selbst war ja überbrückbar. Man hätte sich im Notfall über eine mittlere Ziffer der Kriegsverpflichtung einigen können, und das preußische Heer wäre kaum weniger wehrhaft gewesen, wenn die zweijährige Dienstpflicht schon damals und nicht erst nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. eingeführt worden wäre. Damit wird das Verdienst des Königs nicht geschmälert. Es handelte sich jedoch, wie die Neuwahlen zeigten, um ein Andres und Größeres. Gerade jetzt war die Geltung der liberalen Ideen in Europa auf dem Höhepunkt angelangt, und die überwiegende Volksmeinung ging dahin, die königliche Macht in Preußen müsse eingeschränkt werden, ähnlich wie in dem parlamentarischen Musterstaat England. Das Bürgertum sei in die Jahre der Reife gekommen, und es besitze ein Recht darauf, Königtum und Adel in ihrer bisherigen Machtübung abzulösen. Bei den Neuwahlen (6. Dezember 1861) bildete sich gegenüber den Altliberalen, die der frühern Kammer das Gepräge gegeben hatten, die Fortschrittspartei, in der die Männer der Bewegung von 1848 die Leitung übernahmen; indessen hatte diese politische Gruppe noch nicht die ganze Wählerschaft auf ihrer Seite: sie gewann 100 Sitze, kaum ein Drittel der Versammlung. Die Altliberalen fühlten sich indessen überholt, zumal da der König den in der Wehrfrage unterlegnen liberalen Ministern nicht mehr sein Vertrauen schenkte.

Gleichzeitig mit dieser Wandlung im Bürgertum erhob sich auf der andern Seite mit derselben Entschiedenheit der Anspruch des Adels und der konservativen Partei, die es schwer verwunden hatten, daß sie nach dem Eintritte des Prinzen in die Regentschaft vom Staatsruder entfernt worden waren. Die großen Verdienste des preußischen Adels um das Heer und das Beamtentum, denen es früher und später Männer ersten Ranges gestellt hat, konnten allerdings nicht bestritten werden. Aber zu dem begründeten Stolz auf diese Thatsache gesellte sich doch ein so starkes Standesbewußtsein, daß selbst ein Roon es lange nicht über sich brachte, die Berechtigung einer gewählten Volksvertretung anzuerkennen. Neben ihm wirkte als Chef des Königlichen Militärkabinetts General Edwin von Manteuffel im gleichen Sinne. In der „Kreuzzeitung“ vertraten Ernst Ludw. von Gerlach und Hermann Wagener ähnliche Anschauungen (vgl. die untere Erklärung der Tafel bei S. 182). Den General Manteuffel nannte Karl Twesten, einer der hervorragendsten Männer der liberalen Partei, einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung, was Manteuffel mit der Herausforderung zu einem Zweikampfe beantwortete, bei dem Twesten verwundet wurde. Die liberalen Minister sahen mit Besorgnis, wie der König immer mehr in die Wege der konservativen Partei einlenkte. Sie rieten ihm angesichts des in der Militärfrage heraufziehenden Konflikts, die öffentliche Meinung dadurch zu gewinnen, daß Reformen auf verschiednen Gebieten der Gesetzgebung in Angriff genommen wurden. Dem widersprach Roon lebhaft, darin eine Demütigung der Krone erblickend. Er bestimmte den König am 1. März 1861, diese bereits festgestellten Gesetzentwürfe zu vertagen. Unaufhörlich drängte er den König zur Entlassung seiner liberalen Kollegen und zum Ergreifen starker Maßregeln. Von dem Kabinette Hohenzollern-Schwerin, in dem er doch selbst einen Platz angenommen hatte, schrieb er in einer dem Könige vorgelegten Denkschrift vom April 1861, daß es nur zu vereinigen sei „mit dem Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps, nicht mit einem echt preußischen Königtum von Gottes Gnaden, mit einem Königtum nach Ihren Intentionen ... Man hat Euer Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen; nur weil sie an das Gespenst glaubten, ruinierte sie es.“

Digitized by Google

D. Die Berufung Bismarcks.

a) Das Ministerium Hohenlohe.

Der Gegensatz trat sofort nach dem Zusammentritte der neuen Kammer (14. Januar 1862) zu Tage. In die Kommission zur Beratung des Wehrgesetzes wurden überwiegend Gegner der Vorlage gewählt. Bei der Beratung des Budgets wurde der Antrag des Abgeordneten Ad. Herm. Wilh. Hagen angenommen, der eine größere Spezialisierung des Staatshaushalts verlangte. Das war kein unbilliges Verlangen, und es ist nicht viel später auch von Bismarck erfüllt worden. Aber die konservativen Ratgeber des Königs bezeichneten den Wunsch damals als Eingriff in seine Thronrechte, und das Abgeordnetenhaus wurde nach kurzer Lebensdauer am 18. März 1862 aufgelöst. Gleichzeitig damit erhielt das liberale Ministerium seine Entlassung. An dessen Stelle wurde ein Kabinett gesetzt, das vorwiegend aus Beamten bestand, jedoch im ganzen einen konservativen Charakter trug. Der Präsident war Prinz Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen; Gust. Wilh. von Jagow, Graf Leopold zur Lippe, Graf H. Fr. Aug. von Itzenplitz und Heinr. von Mühler waren Parteigänger der Konservativen.

Es ist gewiß ein Verdienst Roons und Manteuffels, daß ihr Einfluß auf den König Bismarck den Weg gebahnt hat. Aber sie haben doch auch dem großen Minister den Beginn seiner Amtsführung insofern erschwert, als er sofort in den schärfsten Gegensatz zur Volksvertretung hineingezogen wurde. Es muß die Frage aufgeworfen werden, ob Preußen bei seiner großen militärischen und geistigen Überlegenheit nicht dieselben Erfolge erzielt hätte, wenn der Bruch mit der öffentlichen Meinung nicht vollzogen worden wäre. Dieser Ansicht war der Kronprinz Friedrich Wilhelm und mit ihm nicht bloß der Prinzgemahl von England, Albert, sondern auch des Königs Schwiegersohn, Großherzog Friedrich von Baden, der eben damals mit den liberalen Ministern Freiherrn Franz von Roggenbach und Karl Mathy sein Land verjüngte. Männer ähnlicher Art hätten schon damals gerne mitgewirkt, um König Wilhelm die Kaiserkrone erringen zu helfen. König Wilhelm fühlte selbst, daß infolge seines Zwistes mit der Kammer viele aufrichtige Freunde Preußens an dessen deutschem Beruf irre wurden. Dies machte sich selbst im Nationalvereine geltend.

Um dem entgegenzuwirken, hatte der König an Stelle des legitimistisch gesinnten Schleinitz den Grafen Albrecht von Bernstorff, der die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung erstrebte, zum Minister des Äußern bestellt. Bernstorff griff wirklich thatkräftig durch, als mehrere Staaten des Deutschen Zollvereins nach Abschluß des freihändlerischen Handelsvertrags mit Frankreich die Drohung aussprachen, sie würden infolgedessen aus dem Zollverein austreten. Sie fanden Unterstützung an Österreich, das den Zollverein gerne in die Luft gesprengt hätte; aber sie wurden genötigt, Preußen nachzugeben, weil ihr eigner wirtschaftlicher Vorteil ihr Verbleiben im Zollvereine gebot. Bernstorff sprach des weitern in einer am 20. Dezember 1861 an die deutschen Höfe gerichteten Kundgebung programmatisch den Anspruch Preußens auf die Führung des engern Deutschlands aus. Damit kehrte das Berliner Kabinett zu der 1850 aufgegebnen Unionspolitik (vgl. S. 225) zurück.

Dem gegenüber sammelte sich auch die großdeutsche Partei. Österreich beschloß, Preußen durch einen greifbaren Antrag beim Bunde zuvorzukommen, und schlug folgende Bundesreform vor: ein Direktorium mit entsprechender Zentralgewalt solle eingesetzt werden, daneben eine Delegiertenversammlung aus den Volksvertretungen der einzelnen Staaten. Früher noch, bevor die Einigung über diesen Antrag gelinge, solle zur Ausarbeitung einer gemeinsamen

Digitized by Google

Zivilprozeß-Ordnung und eines Obligationenrechts für ganz Deutschland geschritten werden. Sowohl die preußische Note wie der Antrag Österreichs stieß auf Widerspruch und auf eine gegnerische Mehrheit im Frankfurter Bundestage; denn die Mittelstaaten wollten nichts von ihrer Souveränetät zu gunsten sei es der österreichischen, sei es der preußischen Regierung abgeben. Die Voraussetzung für das Gelingen der preußischen Politik wäre gewesen, wenn sich wie 1849 so auch jetzt die Mehrheit in einem deutschen Parlament auf die Seite Preußens gestellt hätte. Zur Berufung einer Nationalversammlung aber konnte Bernstorff, obwohl er innerlich diesen Plan billigte, dem Könige schon deshalb nicht raten, weil, wie die Dinge damals standen, deren Mehrheit den Widerstand der preußischen Fortschrittspartei gebilligt hätte.

b) Königtum und Parlament.

Bei den Neuwahlen ins Abgeordnetenhaus erzielte der radikale Liberalismus den größten Gewinn. Jetzt zählten die beiden Parteien dieser Richtung zusammen 235 Mitglieder, also zwei Drittel von den 352 Abgeordneten des Landtags; die Altliberalen unter Führung Vinckes waren auf 23 Stimmen zusammengeschmolzen. Die neue Mehrheit nahm den ihr hingeworfnen Fehdehandschuh mit Freuden auf; denn in ihr war der Gedanke, den Roon mit Unrecht als das letzte Ziel auch der gemäßigten Liberalen bezeichnet hatte, wirklich herrschend. Sie wünschte keinen Ausgleich, sondern die Unterwerfnng des Königs unter das Parlament. Ihr war das englische und belgische Vorbild in jeder Beziehung maßgebend. Die Heeresfrage wurde zum äußern Anlasse, bei dem die beiden Staatsauffassungen aufeinanderstießen. Da der König die zweijährige Dienstpflicht, welche die Kammer als Bedingung für die Heeresreform forderte, nicht zugestand, so beschloß das Haus am 23. September 1862, die Kosten für die Reform vollständig zu streichen, also die neuen Regimenter aufzulösen. Damit war dem König eine Demütigung auferlegt, die ihn biegen oder brechen sollte.

König Wilhelm war entschlossen, lieber die Krone niederzulegen, als sich einem Zwang unterzuordnen, durch den er seinem Gefühle nach zum Schattenkönige herabgedrückt worden wäre. Dies erwog er ernstlich, da das Ministerium Hohenlohe keinen Ausweg sah und seine Entlassung erbat. Der König zweifelte, ob sich Männer finden würden, mutig genug, um dem Abgeordnetenhause die Stirne zu bieten. So oft ihm durch Roon und Manteuffel früher von Bismarck (s. die Bildnisse 1 und 2 auf der Tafel bei S. 325) gesprochen worden war, hatte der König Bedenken getragen, ihm, den er für einen Feuerkopf hielt, die Regierung zu übertragen. Jetzt, so meinte er zu Roon, werde Bismarck selbst nicht mehr den Wunsch hegen, an die Spitze der Geschäfte zu treten; zudem befand er sich gerade auf einer Urlaubsreise in Südfrankreich. Roon konnte dem Könige jedoch erwidern, daß Bismarck, schon zurückgerufen, in den Dienst des Königs zu treten bereit sei. Bald darauf erfuhr der König, Bismarck habe bei seiner Rückkehr sogleich dem Kronprinzen einen Besuch gemacht; dies war geschehen, weil der Kronprinz ihn zufällig zu sich hatte bescheiden lassen. In König Wilhelm erwachte das Mißtrauen, und er meinte: „Mit dem ist's auch nichts; er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Alle Bedenken schwanden jedoch, als Bismarck vor ihn trat und ihm seinen Regierungsplan entwickelte. Der König zeigte ihm die Abdankungsurkunde, die er bereits entworfen hatte, weil er, wie er sagte, kein Ministerium mehr finde. Da richtete ihn Bismarck durch die Versicherung auf, er gedenke in dem Kampfe zwischen Königs- und Parlamentsherrschaft bei ihm auszuharren. Am Tage des Beschlusses des Abgeordnetenhauses, durch den der Herrscher sich aufs tiefste verletzt fühlte, am 23. Sept. 1862 wurde die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten veröffentlicht.

Digitized by Google

5. Bismarcks erste Kämpfe.

A. Sein Gegensatz zum Abgeordnetenhaus und zum Kronprinzen.

Bismarcks Werk ist ebenso die Aufrichtung der Einheit Deutschlands wie die Neubelebung der Macht des Königtums und aller konservativen Kräfte in diesem Lande. Seine Zeitgenossen haben ihr Urteil über ihn je nach ihrer politischen Stellung gefällt: wer die fortschreitende Demokratisierung Englands und Frankreichs auch für Deutschland wünschenswert und als das Endziel der Entwicklung betrachtete, mußte in dem gewaltigen Manne den Gegner sehen. Gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit wurde Bismarck vor eine schwierige Rechtsfrage gestellt. Er riet dem König, über das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses hinwegzuschreiten. Für die geschichtliche Würdigung Bismarcks ist es nicht entscheidend, ob die von ihm bei diesem Anlasse gebrauchten staatsrechtliche Begründung haltbar ist oder nicht; man wird diese Rechtsfrage wohl gegen Bismarck entscheiden müssen. Er berief sich darauf, das Budget sei nach der Verfassung ein Gesetz, über das sich die Krone, das Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus einigen müßten; die Schöpfer der preußischen Verfassung hätten dies so im Gegensatze zu England bestimmt, wo Geldbewilligungen ausschließlich Sache des Unterhauses sind. Für den Fall, daß die Drei sich nicht einigen können und das Gesetz nicht zu stande komme, hätten die Schöpfer der Verfassung nicht vorgesorgt; es entstehe dadurch eine Lücke. Da aber der Staat nicht stillestehen könne, so erwachse dadurch ein verfassungsmäßiger Notstand, der durch die Krone behoben werden müsse, die das Budget bis auf weiteres feststelle. Die Folge dieser Lehrmeinung wäre, daß die Krone jede höhere Budgetforderung durchsetzen könnte, auch wenn die beiden Häuser sich für die niedrigere Ziffer ausgesprochen hätten. Bei dieser Betrachtung der Dinge spitzt sich alles zu einer Machtbethätigung der staatlichen Gewalten zu. In der großen Rede, worin der preußische Ministerpräsident seine Ansicht ausführte, hielt er der Kammer seine politische Grundanschauung entgegen: „Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenbestandteil in den Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden." Selbst der König wurde einen Augenblick schwankend, als Bismarck in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses (30. September 1862) seine berühmte Äußerung that, daß die „Einigung Deutschlands nicht durch Reden, Vereine und Majoritätsbeschlüsse geschaffen werden könne; es werde ein ernster Kampf notwendig sein, ein Kampf, der nur durch Blut und Eisen durchgeführt werden könne". Auch Roon hielt diese Redewendung für bedenklich.

Durch vier Jahre wurde der Staat ohne verfassungsmäßig festgestelltes Budget verwaltet. Das Abgeordnetenhaus erklärte dieses Verfahren für gesetzwidrig, und tiefe Erregung ging durch das Land. Um die Opposition niederzuhalten, wurden am 1. Juni 1863 strenge Verordnungen erlassen, die gegen die Freiheit der Presse und der Vereine gerichtet waren. Den Gegnern Bismarcks schloß sich in diesem Zeitpunkte Kronprinz Friedrich Wilhelm an, weil das Verfahren der Minister in Preußen eine neue Revolution hervorrufen könne. Er hielt am 5. Juni im Rathause zu Danzig beim Empfange der Stadtbehörden eine Rede, die gegen die Regierung gerichtet war: „Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben,

Digitized by Google

nichts gewußt." Zugleich richtete der Kronprinz an den König eine Denkschrift in ähnlichem Sinne; am 30. Juni aber sandte er dem Ministerpräsidenten ein Schreiben voll Zorn und Geringschätzung, das einen andern als Bismarck stark erschüttert hätte. „Glauben Sie durch neue Kränkungen des Rechtsgefühls die Gemüter beruhigen zu können?... Diejenigen, welche Seine Majestät, den König, meinen allergnädigsten Herrn Vater, auf solche Wege führen, betrachte ich als die allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland." Der König war aufs tiefste über das öffentliche Auftreten seines Sohns verletzt; er dachte an harte Maßnahmen gegen ihn, und Bismarck mußte ihn von diesem Vorhaben abbringen. Der Ministerpräsident erinnerte den König auch daran, daß in dem Zwiste zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne die Neigung der Mit- und Nachwelt auf seiten des Thronfolgers gestanden habe; es sei nicht ratsam, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen. So schien es, als ob damals in Preußen alles zum Zerreißen gespannt sei. Das Abgeordnetenhaus faßte 1863 mit großer Mehrheit den Beschluß, daß die Minister mit ihrem Vermögen für die Überschreitung des Budgets haftbar seien.

B. Die deutsche Frage.

Bewunderungswürdig ist die Freiheit des Geistes und die Kraft, mit der Bismarck mitten unter diesen Aufregungen die äußere Politik leitete. Man schlage die Blätter der Geschichte von 1850—62 nach und wird vor allem finden, wie wenig Preußen als europäische Macht zählte. Es spielte infolge der Schwankungen Friedrich Wilhelms IV., zumal zur Zeit des Krimkriegs, eine schwächliche Rolle. Aber auch später, da schon Wilhelm I. als Prinz-Regent und als König das Land regierte, mußte sich Cavour (vgl. oben, S. 257) unaufhörlich zwar mit den Möglichkeiten zermartern, die eine Wendung der Politik Frankreichs und Österreichs, Englands und Rußlands herbeiführen könnten; aber Preußen zog er hierbei nur entfernter in Rechnung. Dieser Staat wog während der italienischen Krisis von 1860 nicht mehr als irgend ein Mittelstaat, nur etwa soviel wie Spanien, von dem es zeitweise hieß, es werde die französische Besatzung in Rom durch seine Truppen verstärken oder ablösen. So groß auch König Wilhelms Verdienste um das Heer und den Staat Preußen sind, ohne einen Mann wie Bismarck hätte er nicht zu so großen Erfolgen fortschreiten können.

Angesichts der durch Jahre belächelten Schwäche Preußens war anfangs jedermann über die kräftige Sprache Bismarcks erstaunt. Als er in einer der ersten Ministerratssitzungen das Programm entwickelte, Preußen müsse die Gewinnung von Schleswig-Holstein ins Auge fassen, da erhob der Kronprinz die Hände zum Himmel, als ob der Redner etwas ganz Unsinniges gesagt hätte, und der Protokollführer glaubte Bismarck einen Gefallen zu thun, daß er seine Worte wegließ; dieser mußte den Zusatz mit eigner Hand vornehmen. In den Zeitungen und Streitschriften jener Zeit begegnet man fast nur Spott über das Auftreten des neuen Ministers, dem man weder den Ernst noch die Kraft zumutete, sein Programm durchzusetzen. Die Zeitgenossen wurden auch dadurch nicht in ihrer Geringschätzung irre, als er am 26. November 1862 dem mehrere Jahrzehnte währenden Verfassungsstreit in Kurhessen ein plötzliches Ende machte, indem er dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm durch einen Feldjäger eine geharnischte Weisung sandte, dem Lande die Verfassung von 1831 zurückzugeben. Und nun erst das merkwürdige Gespräch mit dem österreichischen Gesandten Grafen Aloys Károlyi! Kurz vorher hatte Österreich, ohne sich mit Preußen ins Einvernehmen zu setzen, den bereits (S. 273 unten) erwähnten Antrag auf Bundesreform vor die Versammlung in Frankfurt gebracht; Bismarck

Digitized by Google

machte in jenem Gespräche Österreich den Vorwurf, daß es von der Methode des Fürsten Metternich abgewichen sei, der alle Maßregeln in deutschen Angelegenheiten zuvor mit Preußen verabredet habe, und erklärte dem Grafen, Österreich werde bald vor der Wahl stehen, entweder aus Deutschland zu weichen und seinen Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen, oder aber Preußen im nächsten Krieg auf seiten seiner Gegner zu finden. Wie eine Bombe schlug diese Äußerung in Wien ein. Graf Rechberg (vgl. unten) hatte nicht so unrecht gehabt, als er vom „schrecklichen" Bismarck meinte, der sei im stande, sogar auf die Barrikade zu steigen, wenn dies der Größe Preußens nützlich sei.

C. Österreich als konstitutioneller Staat.

Gerade zur Zeit, da Bismarck ins Amt trat, organisierten sich die beiden großen Parteien in Deutschland. Am 28. September 1862 trat zu Weimar ein Abgeordnetentag aus den verschiednen deutschen Parlamenten zusammen, der von etwa 200 Mitgliedern besucht wurde. Diese Versammlung forderte die Berufung eines deutschen Parlaments aus freien Volkswahlen und den vorläufigen Zusammenschluß des außerösterreichischen Deutschlands; wenigstens für den Anfang müsse Österreich außer dem engen Bunde bleiben. Diese Versammlung und die Thätigkeit des Nationalvereins riefen auf der andern Seite die Gründung des großdeutschen Reformvereins hervor, der zu Frankfurt ins Leben trat. Er forderte eine straffere Zusammenfassung der deutschen Staaten unter Führung Österreichs. Abseits von diesen Bestrebungen stand der engherzige Partikularismus der Fürsten und ihrer nächsten Anhänger, die von der Souveränetät der einzelnen Staaten nichts zum Wohle des Ganzen opfern wollten. Ihren innersten Gedanken sprach der hannöversche Minister Fr. Wilh. Otto Graf Borries aus, der sich in der Bekämpfung der Bestrebungen des Nationalvereins am 1. Mai 1860 zu der Drohung verstiegen hatte, daß die Mittelstaaten zu außerdeutschen Bündnissen gedrängt werden würden, um ihre Selbständigkeit zu wahren.

Die großdeutsche Richtung gewann an Anhängern nicht bloß durch den Verfassungsstreit in Preußen, sondern ebensosehr durch die Wendung, die Österreich damals zum Liberalismus machte. Das unumschränkte Regiment, das in Österreich seit 1849 gewaltet hatte, endete mit einer Niederlage auf dem Schlachtfelde, mit der schwersten Zerrüttung der Finanzen. Der harte Polizeidruck wurde um so stärker gefühlt, als die Organe des Staats seit dem Abschlusse des Konkordats mit Rom (S. 235) zugleich kirchlichen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden. Die Unzufriedenheit aller Nationalitäten des Reichs bestimmte den Kaiser nach Solferino (24. Juni 1859; vgl. S. 244) zur Umkehr. Das Naturgemäße wäre gewesen, wenn der Kaiser sich gleich jetzt entschlossen hätte, die 1849 wiedergewonnene Einheit des Reichs dadurch zu befestigen, daß er ein gemeinsames Parlament berief. Die Krone und noch mehr aber die Aristokratie befürchteten jedoch, daß in dieser Reichsvertretung das deutsche Bürgertum mit allzu großen Ansprüchen hervortreten werde. Deshalb kam es zunächst zu einem aristokratischen Zwischenspiele. Der Pole Graf Agenor Goluchowski, bisher Statthalter von Galizien, wurde am 21. August 1859 Minister des Innern, während Graf Joh. Bernh. von Rechberg und Rothenlöwen, der schon am 17. Mai den Grafen Buol-Schauenstein als Minister des Äußern und des kaiserlichen Hauses ersetzt hatte, den Vorsitz erhielt. Durch das kaiserliche Manifest vom 20. Oktober 1860 wurden dann die administrativ-politischen Angelegenheiten der Gesamtmonarchie in einem neuen Mittelpunkte, dem Staatsministerium, vereinigt, an dessen Spitze Goluchowski gestellt ward, während die Leitung der ungarischen Angelegenheiten dem

Digitized by Google

Baron Nikolaus Vay und dem Grafen Nikolaus Széchen anvertraut ward; gleichzeitig wurde verfügt, daß die Landtage und ein aus ihnen gewählter Reichsrat einzuberufen seien. Diese Körperschaften sollten jedoch nur eine beratende Stimme haben, und außerdem wurde in den Landesstatuten dem Adel und der Geistlichkeit ein überwiegender Einfluß zugewiesen. Entscheidender noch war, daß die Männer des konservativen ungarischen Hochadels in ihrer Abneigung gegen das deutsche Beamtentum den Kaiser bestimmten, die Verwaltung Ungarns wieder den Komitaten (Versammlungen des Adels) zu übertragen, denen, wie vor 1848, die freie Wahl der Beamten überantwortet werden sollte. Diese Maßnahmen hatten aber eine ganz andre Folge, als Vay und Széchen angenommen hatten. Die Komitatsversammlungen, die seit 1849 nicht getagt hatten, waren von revolutionärem Geist erfüllt, traten sofort in die schärfste Opposition, verweigerten die Ausführung der Anordnungen der Minister, weil allein der verfassungsmäßige Reichstag zur Steuerbewilligung berechtigt sei, und wählten Beamte, welche die Steuererhebung entweder förmlich verweigerten oder nur lässig betrieben. Das Land stand nach wenigen Monaten nahezu in offnem Aufruhr.

Als die ungarischen Minister des Kaisers das Reich in diese Verwirrung gestürzt hatten, mußten sie dem Kaiser selbst raten, eine kräftige Persönlichkeit aus den Reihen des hohen deutschen Beamtentums mit der Leitung der Geschäfte zu betrauen: Anton von Schmerling (S. 231) wurde an Stelle Goluchowskis am 17. Dezember 1860 zum Staatsminister ernannt. Dieser gewann den Kaiser für seine den Ungarn abgeneigte Auffassung und setzte die Erhaltung des Einheitsstaats sowie die Berufung eines Zentralparlaments durch. Neben diesem sollte den Landtagen der einzelnen Provinzen ein beschränkter Spielraum eingeräumt werden. Dies waren die Grundgedanken der am 26. Februar 1861 gewährten Verfassung. Es ist Schmerlings Verdienst, das staatliche Ansehen in Ungarn ohne Blutvergießen, wenn auch mit Strenge, wiederhergestellt zu haben. Die Komitatsversammlungen wurden aufgelöst und zuverlässige einheimische Beamte an deren Stelle gesetzt. Indessen war im magyarischen Volke durch das Schwanken des Kaisers im Jahre 1860 die Überzeugung gefestigt, schließlich werde die Krone in ihrem Widerstande nachgeben und die Selbständigkeit Ungarns, wie sie durch die Verfassung vom April 1848 errungen worden war, wieder bewilligen. Die Führung dieser Opposition in dem 1861 berufnen Landtag übernahm Franz Deák (S. 162 und 195); in der vom Landtage beschloßnen Adresse wurde die Beschickung des Zentralparlaments abgelehnt und für Ungarn die volle Selbständigkeit gefordert.

D. Der Fürstentag zu Frankfurt.

Vorerst schritt Schmerling auf dem betretnen Wege unbeirrt weiter. Gleichzeitig gewann er auch großen Einfluß auf die Führung der deutschen Geschäfte. Eine Zeitlang war er darin maßgebender als der Minister des Äußern, Graf Rechberg. Dieser hielt es für ratsam, mit Preußen in gutem Einvernehmen zu bleiben und die deutsche Frage nicht aufzurollen. Schmerling dagegen setzte sich höhere Ziele, wollte Deutschland die ersehnte Bundesreform bringen und durch die Schaffung einer starken Zentralgewalt in Frankfurt Österreichs Einfluß in Deutschland befestigen. Den Widerstand Preußens hoffte Schmerling mit Hilfe der öffentlichen Meinung im außerpreußischen Deutschland zu überwältigen. Durch die Einführung konstitutioneller Formen in Österreich gewann er auch in Deutschland Vertrauen. In einem kühnen Anlaufe suchte Österreich die deutschen Fürsten mit sich fortzureißen. Einer Anregung folgend, die von dem Schwager Kaiser Franz Josephs, dem Erbprinzen Maximilian von Thurn und

Digitized by Google

Taxis, ausging, beschloß der Kaiser, alle deutschen Fürsten nach Frankfurt am Main zu einer Beratung einzuladen und ihnen hier seinen Reformplan vorzulegen. Dabei wurde der König von Preußen nicht anders behandelt als der kleinste und machtloseste der Bundesfürsten. Bei der Zusammenkunft zu Gastein am 2. August 1863 teilte der Kaiser dem König Wilhelm seine Absicht mit, und ohne das vereinbarte schriftliche Gutachten König Wilhelms abzuwarten, ließ er ihm schon am 3. August durch einen Adjutanten die formelle Einladung zu dem für den 16. August einberufnen Fürstentag überreichen.

Der von Österreich geführte Schlag führte zu einem vorübergehenden Erfolge. Die öffentliche Meinung in Süddeutschland war erregt, stellenweise begeistert; die Könige und Fürsten stellten sich der österreichischen Reform zur Verfügung. König Wilhelm war tief erschüttert: auf der Fahrt von Gastein nach Baden-Baden drangen die bayerische Königin Marie und seine Schwägerin, die Witwe König Friedrich Wilhelms IV., in ihn, sich nicht ablehnend gegen den österreichischen Vorschlag zu verhalten. Indessen blieb er, dem Rate Bismarcks folgend, der Frankfurter Versammlung fern. Unter Glockenklang und dem Jubel der österreichisch gesinnten Frankfurter hielt Kaiser Franz Joseph seinen Einzug in die Freie Stadt. Gewandt leitete er die Beratung der Fürsten, und König Johann von Sachsen (1854—73), geschäftserfahren und beredt, widerlegte die Einwendungen, die von einer kleinen Minderheit erhoben wurden. Der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin stellte den Antrag, König Wilhelm zur Reise nach Frankfurt einzuladen. König Johann stimmte zu, stellte jedoch zwei Zusatzanträge, die nicht gerade freundlich gegen Preußen waren. Zunächst bestimmte er die Versammlung, zu erklären, sie halte die österreichischen Vorschläge als Grundlage zur Reform für geeignet; und ebenso wurde gleich jetzt ausgemacht, daß die Ablehnung des Königs von Preußen kein Hindernis für eine weitere Beratung sei. Nach diesen am 18. August gefaßten Beschlüssen fuhr König Johann nach Baden-Baden, um dem König von Preußen die Einladung zu überbringen.

König Wilhelm schien nicht abgeneigt, der Einladung zu folgen, und sagte zu Bismarck: „Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskurier, wie kann man da ablehnen?“ Aber Bismarck sah in der beabsichtigten Überrumpelung durch Österreich einen Schlag gegen Preußen und hätte das Erscheinen seines Königs in Frankfurt als schwere Demütigung empfunden. Deutschland sollte sehen, daß eine Änderung der deutschen Verfassung an dem bloßen Widerspruche Preußens scheitern müsse. Bismarck bedurfte seiner ganzen Willenskraft, um den König zur Ablehnung zu bestimmen; er erklärte, er würde wohl, wenn es der König befehle, mit ihm nach Frankfurt reisen — wenn aber dieses Geschäft beendigt sei, nicht mehr mit ihm nach Berlin als Minister zurückkehren. So stimmte der König seinem Rate zu. Was Bismarck vorausgesehen hatte, traf ein. Wohl wurde der österreichische Vorschlag zu Ende beraten und gegen die Stimmen von Baden, Schwerin, Weimar, Luxemburg, Waldeck und Reuß j. L. angenommen. Aber da sich die Versammlung nur für den Fall verpflichtete, daß auf Grund der Beschlüsse eine Verständigung mit Preußen gelinge, so hatte Österreich in der Hauptsache nicht das erzielt, was es erstrebt hatte.

6. Der Kampf um Schleswig-Holstein.

A. Das Erbrecht auf die Herzogtümer.

Alle diese Beratungen und Ränke traten in den Hintergrund, als das Geschick Schleswig-Holsteins durch die Waffen entschieden werden sollte. Den Anstoß hierzu gab der Tod des

Digitized by Google

dänischen Königs Friedrich VII., mit dem am 15. November 1863 die Hauptlinie des Königshauses ausstarb. Die Seitenlinie Holstein-Glücksburg besaß das Erbrecht auf Dänemark, während das Haus Augustenburg Ansprüche auf Schleswig-Holstein erhob. Ganz Deutschland glaubte den Augenblick gekommen, durch Unterstützung des Augustenburgers Schleswig-Holstein von der dänischen Herrschaft zu befreien. Die beiden deutschen Großmächte waren jedoch durch den Londoner Vertrag (S. 233) in andrer Richtung gebunden. In dieser Abmachung hatte Dänemark sich ausdrücklich verpflichtet, Schleswig-Holstein eine selbständige Verwaltung zu gewähren; auf Grund dessen verbürgten die Großmächte ihrerseits dem Könige von Dänemark und allen seinen Nachfolgern den Besitz der Herzogtümer. Es gehörte zu den Sünden der beiden deutschen Großmächte, daß sie 1850 die Schleswig-Holsteiner gezwungen hatten, sich den Dänen zu unterwerfen (vgl. S. 204). Aus Haß gegen den Liberalismus und gegen alles, was er 1848 gefehlt haben sollte, vernichteten sie die Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner für den Fall des Aussterbens des Königshauses. Herzog Christian von Augustenburg ließ sich sein Erbrecht von Dänemark um 2¼ Millionen Thaler abkaufen, wogegen sein Sohn Friedrich allerdings Einspruch erhob. Dänemark dachte aber nicht daran, sein Versprechen einzulösen. Jahrelang begnügte sich der Deutsche Bund mit Mahnungen und Vorschlägen zu einem Schiedsgericht. Endlich beschloß der Bundestag 1863 die Exekution gegen Dänemark. Hannöversche und sächsische Truppen besetzten Holstein; an der Eider jedoch mußten sie Halt machen, da Schleswig nicht zum Bunde gehörte.

In Kopenhagen zog die eiderdänische Partei (S. 202) aus diesen Umständen eigentümliche Folgerungen: da Schleswig nicht zum Bunde gehöre, könne man sich über den Londoner Vertrag hinwegsetzen, das Band zwischen Schleswig und Holstein lösen und wenigstens Schleswig in den Einheitsstaat einfügen. Drohende Volksmassen zwangen den neuen Herrscher Christian VIII., trotz seiner bessern Einsicht der Gesamtverfassung seine Zustimmung zu geben. Damit war der Londoner Vertrag förmlich gebrochen. So fand der Anspruch Herzog Friedrichs von Augustenburg auf Schleswig-Holstein bei der öffentlichen Meinung Deutschlands einmütigen Beifall. Er erklärte sich bereit, die demokratische Verfassung, die sich die Herzogtümer 1848 gegeben hatten, treu zu befolgen und umgab sich mit liberalen Ratgebern. Ein großer Teil der Regierungen der deutschen Mittelstaaten erkannte den Augustenburger als Erben an, und die Mehrheit des Bundestags entschied in seinem Sinne.

Preußen und Österreich freilich, die den Londoner Vertrag unterschrieben hatten, fühlten sich dadurch Europa gegenüber gebunden. Sie besaßen danach das Recht, Dänemark zu zwingen, den Herzogtümern Selbständigkeit und die Personalunion zu gewähren; aber sie mochten sich nicht von der Anerkennung des Erbrechts König Christians VIII. lossagen. Österreich insbesondere, dessen Bestand (Venetien!) auf europäischen Verträgen beruhte, durfte nicht zugeben, daß das Recht der Nationalität jene Verträge zu lösen vermöge. Konnte sich nun Preußen allein den übrigen Großmächten entgegenstellen? Solches Spiel schien Bismarck bei aller seiner Entschlossenheit doch zu gefährlich. Auch wäre der Einsatz bei diesem Kampfe zu kümmerlich gewesen; denn wie Bismarck dem preußischen Abgeordnetenhause vorstellte, hätte es seine Waffen der Einsetzung eines Herzogs geliehen, der gleich den andern Mittelstaaten in Frankfurt doch zumeist mit Österreich gestimmt hätte. „Die Unterzeichnung des Londoner Vertrags", so sagte Bismarck am 1. Dezember 1863 im preußischen Abgeordnetenhause, „mag beklagt werden; aber sie ist erfolgt, und es ist ein Gebot der Ehre wie der Klugheit, an unsrer Vertragstreue keinen Zweifel haften zu lassen." Diese Gründe überzeugten jedoch das preußische Abgeordnetenhaus

Digitized by Google

nicht: es sprach sich für das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg aus. Vergebens hielt Bismarck der Opposition vor, daß, sobald Preußen den Boden des Londoner Vertrags verlasse, keine Handhabe gefunden werden könne, um auch in Schleswig einzugreifen, das außerhalb des Deutschen Bunds stand.

Der heftige Widerstand des Abgeordnetenhauses gegen die Methode Bismarcks hatte seinen Grund darin, daß die konservative Partei, der auch Bismarck angehört hatte, 1849 und 1850 die Auflehnung der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark verurteilt hatte; und man befürchtete, die Anhänger der Legitimität würden wie damals schließlich doch die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark durchsetzen. Thatsächlich hatten die beiden deutschen Großmächte die Verletzungen des Londoner Vertrags durch Dänemarck seit 1852 geduldet und nichts zur Wahrung des Rechts der Herzogtümer beigetragen. Deshalb der Vorwurf, den der Ausschuß einer Abgeordnetenversammlung zu Frankfurt am 21. Dezember 1863 in einer Ansprache an das deutsche Volk gegen die beiden Großmächte erhob. Zwölf Jahre lang habe man den Dänen gestattet, den Londoner Vertrag mit Füßen zu treten. Jetzt sei mit dem Aussterben des Königshauses und dem Aufleben des augustenburgischen Erbrechts die Möglichkeit gekommen, sich des schmählichen Vertrags zu entledigen. „Jetzt, wo der Vollzug jenes Vertrags der Sache der Herzogtümer tödlich wäre, setzt man Heere in Bewegung, um diesen Vollzug zu erzwingen."

Dieser Vorwurf gegen die preußische Politik wäre berechtigt gewesen, wenn Bismarck noch wie 1848 der Mann ausschließlich konservativer Parteipolitik gewesen wäre. Daß er ein Größerer geworden war, konnte das deutsche Volk nicht wissen. Er hatte jetzt die Erwerbung der Herzogtümer durch Preußen ins Auge gefaßt und steuerte diesem Ziele, das König Wilhelm noch als unerreichbar ansah, kräftig entgegen. Gleich damals errang er einen großen diplomatischen Erfolg: Österreich trennte sich in der Frage der Herzogtümer von den deutschen Mittelstaaten, seinen Bundesgenossen, und Bismarck trieb den Keil immer tiefer. Er eröffnete dem Wiener Kabinette, daß Preußen entschlossen sei, dem Londoner Vertrage, wenn notwendig allein, gegen Dänemark mit den Waffen Achtung zu erzwingen. Österreich nun konnte und durfte seinem Nebenbuhler die Befreiung Schleswigs nicht allein überlassen, da es sonst in Deutschland freiwillig abgedankt hätte. Nechberg, ohnedies dem preußischen Bündnisse zugethan, bestimmte seinen Kaiser unter diesen Umständen, das Kriegsbündnis mit Preußen zu schließen; war Franz Joseph doch auch enttäuscht darüber, daß der Frankfurter Fürstentag und die Preußen feindselige Politik keine Früchte getragen hatten. Im Vertrage vom 16. Januar 1864 verpflichteten sich die beiden Großmächte zum Angriff auf Dänemark und bestimmten, daß nach Befreiung der Herzogtümer über sie nur im Einvernehmen der beiden Mächte entschieden werde. So fühlte sich Österreich gegen Überraschungen seitens Preußens gedeckt. Wie im preußischen, so fand der Vertrag auch im österreichischen Abgeordnetenhause den größten Widerspruch. In Berlin wurde das Geld für die Kriegführung geradezu verweigert. Das österreichische Abgeordnetenhaus ging nicht so weit; aber die Mehrheit hielt es für verfehlt, daß Österreich sich feindselig gegen die Mittelstaaten stelle und die Gelegenheit versäume, sich den künftigen Herzog von Schleswig-Holstein zum Freunde zu machen.

B. Der Krieg gegen Dänemark.

Zur Eroberung Schleswigs zogen 37,000 Preußen und 23,000 Österreicher aus, denen 40,000 Dänen gegenüberstanden. Den Oberbefehl über die Angreifer führte der Feldmarschall Graf Friedr. Heinr. Ernst von Wrangel, dem auch der österreichische Feldmarschallleutnant

Digitized by Google

Freiherr Ludwig von Gablenz unterstand. Die Dänen hofften bis zuletzt auf fremde Hilfe; aber die Drohungen Englands an die deutschen Mächte waren bloße Schreckschüsse. Zuerst versuchten die Dänen im Danewerk Widerstand. Aber die Österreicher erstürmten in den Gefechten von Jagel und Oversetk am 3. Februar die Vorposten vor den Schanzen und verfolgten die Dänen bis unter die Kanonen des Danewerks. Da zudem die Umgehung der festen Stellung durch die Preußen unterhalb Missunde zu befürchten war, so räumte der dänische General Chr. Jul. De Meza am 5. Februar das Danewerk und zog sich nach Norden zurück. Die Österreicher folgten rasch und erreichten die Dänen noch am nächsten Tage bei Oversee, so daß diese um den weitern Rückzug kämpfen mußten. So war Schleswig erobert mit Ausnahme einer kleinen Halbinsel im Osten, wo sich die Düppeler Schanzen erhoben, die mit der Insel Alsen und der überlegenen dänischen Flotte in Verbindung standen. Preußen schlug darauf vor, die Dänen durch Besetzung von Jütland zum Frieden zu zwingen. Dazu konnte sich das österreichische Kabinett anfänglich nicht entschließen; Generalleutnant von Manteuffel (S. 272), der nach Wien geschickt wurde, drang erst durch, als Preußen die Zusage machte, daß Schleswig-Holstein nicht von der Oberhoheit des dänischen Königs losgerissen werden dürfe; vielmehr sollten die selbständigen Herzogtümer mit Dänemark durch Personalunion verbunden sein. Darauf unterwarfen sich die Verbündeten Jütland bis zum Ljim-Fjord, und durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April erwarben die preußischen Truppen einen ruhmvollen Waffenerfolg. Da zudem die Blockade der Elbemündungen infolge des Seegefechts von Helgoland am 9. Mai 1864, wo österreichische und preußische Schiffe unter dem österreichischen Kapitän Wilhelm von Tegetthoff kämpften, gebrochen wurde, so hatte Deutschland endlich gezeigt, daß es sich von dem kleinen Dänemark nicht länger demütigen lasse.

C. Der Vertrag von Gastein.

Nun handelte es sich um das weitere Schicksal der Herzogtümer. Kräftig sprach sich die öffentliche Meinung in Deutschland gegen ihre Rückgabe an den Dänenkönig aus, und jetzt nährte Bismarck den Entrüstungssturm, weil er Preußen von der gemachten Zusage losschmieden wollte. Er hätte aber dieses Ziel nicht erreicht, wenn nicht zum Glücke für Deutschland die Dänen hartnäckig geblieben wären. Am 25. April 1864 trat zu London eine Konferenz der beteiligten Mächte zusammen. Die dänischen Bevollmächtigten, noch immer auf die Unterstützung Englands hoffend, lehnten am 17. Mai den Vorschlag Preußens und Österreichs auf staatliche Selbständigkeit der Herzogtümer unbedingt ab, selbst für den Fall, wenn deren Besitz ihrem Könige Christian zugedacht wäre. Damit war die Sache endgiltig entschieden. Jetzt mußte auch Österreich von der mit Preußen zuletzt getroffnen Abmachung zurücktreten. Notgedrungen entschloß sich das Wiener Kabinett, um Schleswig-Holstein nicht an Preußen fallen zu lassen, zur Kandidatur des Herzogs von Augustenburg. Dazu war König Wilhelm schon lange geneigt, wenn nur Herzog Friedrich ein Militärabkommen mit Preußen schließen wollte, ähnlich der koburgischen, wenn er Preußen eine Flottenstation gewährte, den Nordostseekanal bauen ließe, und wenn die Herzogtümer dem Zollvereine beiträten. Diesen Bedingungen hätte sich der Herzog wohl gefügt, um zur Herrschaft zu gelangen, wenn Österreich seinerseits ihm nicht günstigere Zusagen gemacht hätte. Man wollte in Wien verhindern, daß Schleswig-Holstein ein Vasallenstaat Preußens werde. Dadurch ermutigt, sagte der Herzog dem Könige zwar das Einhalten jener Bedingungen zu; aber er fügte die Abschwächung bei, daß er nicht wissen könne, ob die Stände Schleswig-Holsteins dem Vertrage zustimmen würden.

Digitized by Google

Sollte dies nicht geschehen, so sei er bereit, zu gunsten seines Sohnes zurückzutreten. Dieser Zusatz erfüllte Bismarck mit Mißtrauen: dann konnte sich ja das Spiel wiederholen, das schon einmal aufgeführt worden war, als Herzog Christian von Augustenburg sich seine Ansprüche von Dänemark abkaufen ließ und sein Sohn Friedrich dann doch mit seinem Erbrecht auf Schleswig-Holstein hervortrat. Von Tag zu Tag wuchs die Entschlossenheit des preußischen Ministerpräsidenten, nicht nachzugeben, bis die Lande in Preußen einverleibt seien. Der erste Schritt hierzu war der Friedensschluß mit Dänemark vom 30. Oktober 1864: das Doppelherzogtum wurde bedingungslos an Österreich und Preußen abgetreten, ohne daß auf die Erbansprüche der Häuser Augustenburg und Oldenburg Rücksicht genommen war.

Indessen wünschte Bismarck damals noch nicht den Bruch mit Österreich. Deshalb sah er es ungern, daß Graf Rechberg am 27. Oktober 1864 von seinem Amt als Minister des Äußern zurücktrat; man hatte ihm in Österreich den Vorwurf gemacht, die von ihm betriebne Bundespolitik mit Preußen gereiche bloß diesem Staate zum Nutzen. Sein Nachfolger, Graf Alexander Mensdorff-Pouilly, setzte sich zwar dieselben Ziele wie Rechberg; da er aber der Geschäfte wenig kundig war, so gewannen die Gegner Preußens unter seinen höhern Beamten, voran Hofrat Freiherr Ludwig von Biegeleben, immer mehr Einfluß. Das war um so schädlicher, als die beiden Großmächte die Herzogtümer gemeinsam verwalteten, was ohnedies zu Reibungen führte. Im Februar 1865 trat Preußen mit den Bedingungen hervor, unter denen es den Herzog von Augustenburg in Schleswig-Holstein einsetzen wollte. Sie enthielten im wesentlichen das, was dem Herzoge schon früher eröffnet worden war. Darauf aber ging Österreich nicht ein. In Wien beharrte man darauf, der Deutsche Bund sei eine Vereinigung souveräner Fürsten, unter denen sich kein Vasallenstaat Preußens befinden dürfe. Darauf griff Preußen zu schärfern Maßregeln und verlegte seine Marinestation von Danzig nach Kiel. Offen erklärte damals Bismarck: „Wenn Österreich unser Bundesgenosse bleiben will, muß es uns Platz machen."

Schon damals zog die Kriegsgefahr herauf. Das Berliner Kabinett ließ in Florenz anfragen, ob Italien zur Bundesgenossenschaft bereit sei. Indessen scheuten die beiden deutschen Mächte noch vor einem Waffengang unmittelbar nach einem gemeinsam unternommnen Feldzuge zurück; nach längern Verhandlungen kam es am 14. August 1865 zum Vertrage von Gastein. Die bisher gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer wurde getrennt, so daß das nähere Holstein (s. die Karte bei S. 297) Österreich verblieb, das fernere Schleswig dagegen Preußen; Lauenburg wurde für 2½ Millionen Thaler ganz an Preußen abgetreten. Offenbar schritt Preußen siegreich vorwärts, und die Erwerbung der Herzogtümer stand in naher Aussicht. Das preußische Abgeordnetenhaus, das sich anderthalb Jahre vorher bestimmt für das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg ausgesprochen hatte, beriet im Sommer 1865 wieder über die Angelegenheit; jetzt aber waren die Freunde der Einverleibung schon so zahlreich, daß es sich nicht mehr auf einen Mehrheitsbeschluß einigen konnte. Schon damals zeigte sich, daß die äußere Politik der Fortschrittspartei in Preußen Schiffbruch gelitten hatte. Der König erhob Bismarck zum Zeichen seiner Anerkennung in den Grafenstand (15. September) und bekundete damit auch nach außen, daß er seiner Geschäftsführung fest vertraue.

D. Der Bruch zwischen Österreich und Preußen.

Bismarck nannte den Vertrag von Gastein eine Verkleisterung der Risse im Bau. Im Grunde war der Ministerpräsident, wie aus seinen „Gedanken und Erinnerungen" hervorgeht,

Digitized by Google

schon lange zum Kriege mit Österreich entschlossen. Da Österreich nach wie vor die Anhänger des Herzogs von Augustenburg begünstigte und ihren Agitationen gegen Preußen Raum gewährte, so beklagte sich die preußische Note vom 26. Januar 1866 über die „Mittel der Aufwiegelung", deren sich Österreich bediene. In diesem Schriftstücke wurde angekündigt, daß Preußen fortan für seine Politik volle Freiheit in Anspruch nehme. Das war die formelle Aufkündigung des seit zwei Jahren bestehenden Bündnisses. Schon vorher hatte Bismarck mit Kaiser Napoleon angeknüpft und ihn zu diesem Zweck im Oktober 1865 im Pyrenäenbade Biarritz aufgesucht. Er wollte sich der Neutralität Frankreichs für den Fall eines Kriegs Preußens mit Österreich vergewissern. Napoleon ging jedoch bei den Eröffnungen des preußischen Ministers nicht aus seiner träumerischen Zurückhaltung heraus; er wartete auf ein Angebot von Preußen als Preis seiner Neutralität, ermutigte Bismarck zu kühnerm Vorgehen, verpflichtete sich aber vorerst zu nichts. Erst wenn sich die Gegnerschaft mit Österreich verschärfen werde, sollten ernstere Verhandlungen beginnen.

Dazu sollte es bald kommen. Wohl hielt sich Bismarck noch den Friedensweg offen, falls Österreich aus Schleswig-Holstein weichen wollte. Der Verlauf jedoch des preußischen Ministerrats vom 28. Februar 1866 beweist, daß sich auch der König mit dem Kriegsgedanken vertraut machte. Bei dieser Beratung entwickelte der Ministerpräsident den Gedanken, daß wegen Schleswig-Holsteins allein kein Krieg zu entzünden sei; größeres, die Einigung Deutschlands, müsse ins Auge gefaßt werden. Vorerst wurde beschlossen, mit Italien Verhandlungen über ein Kriegsbündnis zu beginnen. In diesem Kriegsrate sprach sich Moltke bedingungslos für den Krieg aus, während der Kronprinz nachdrücklich vor solcher Politik warnte, schon deshalb, weil sie eine Einmischung des Auslands in Aussicht stelle.

Als im März 1866 namens der italienischen Regierung General Giuseppe Govone in Berlin ankam, erkannte man in Wien die drohende Kriegsgefahr. In Österreich war im Juli 1865 eine wichtige Änderung vor sich gegangen. Es war Schmerling nicht gelungen, den Kaiser dauernd für seine Staatsauffassung zu gewinnen. Franz Joseph I. war unzufrieden, weil das auf den Rat Schmerlings berufne Parlament allzugroße Ansprüche auf Mitregierung erhob und in den Abstrichen am Militärbudget zu weit ging. Die österreichische und die ungarische Aristokratie gesellten sich den Gegnern der Einheitsverfassung zu, und Graf Moritz Esterházy, seit 19. Juli 1861 Minister ohne Portefeuille, benutzte die Mißstimmung des Kaisers zur Untergrabung des deutschen Beamtenministeriums. An Stelle Schmerlings wurde am 30. Juli 1865 das „Grafenministerium" unter dem Vorsitze des Grafen Richard Belcredi ernannt; am 20. September 1865 sprach ein kaiserliches Manifest die Sistierung der Verfassung und die Vertagung des Reichsrats aus. In allen Zweigen der Staatsverwaltung wurde der hohe Adel begünstigt, das Slawentum gegen das Deutschtum ausgespielt und der Ausgleich mit Ungarn angebahnt. In diesem Kabinette war Graf Esterházy in der äußern Politik maßgebend; er wurde durch Hofrat Biegeleben vom Auswärtigen Amt in preußenfeindlichem Sinne beeinflußt, während der schwache Minister des Äußern, Graf Mensdorff, vergebens der Erhaltung des Friedens das Wort sprach.

E. Die beiderseitigen Rüstungen.

Erschreckt durch die Kriegsabsichten der preußischen Regierung, glaubte man in Wien im März 1866 Rüstungsmaßregeln verfügen zu sollen. Etwa zehn Bataillone wurden, um das in Böhmen liegende Korps zu vervollständigen, dorthin verlegt und mehreren Kavallerie-

Digitized by Google

regimentern aus Ungarn und Siebenbürgen der Aufbruch in die zunächst bedrohte Provinz befohlen; zugleich erhielt der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Károlyi (S. 276), den Auftrag, anzufragen, ob Preußen wirklich Österreich anzugreifen gedenke. Dieses übereilte Vorgehen Österreichs erleichterte es Bismarck und den zum Kriege ratenden Generalen, König Wilhelm gleichfalls zu Rüstungen zu bestimmen. Im Ministerrate vom 28. März beschlossen, umfaßten sie: Pferdebeschaffung für die Artillerie, Instandsetzung der Festungen und Verstärkung der im Süden des Staats stehenden Divisionen. Bismarck beantwortete die im Grunde zwecklose Anfrage des Grafen Károlyi mit „Nein", richtete jedoch zugleich ein Rundschreiben an die deutschen Höfe, worin er Österreich anklagte, daß es wie 1850 Preußen durch seine Rüstungen einschüchtern wolle. Des weitern kündigte er an, Preußen werde in Bälde mit einem Reformplane der deutschen Bundesverfassung hervortreten.

Wichtiger aber als diese, die Öffentlichkeit beunruhigenden Maßregeln und Noten war die geheime Verhandlung zum Abschlusse des Bündnisses mit Italien. Sie wollte anfangs nicht von statten gehen, da Italien fürchtete, gemißbraucht zu werden: Preußen konnte die Drohung mit einem italienischen Bündnisse dazu benutzen, Österreich zum Nachgeben zu bestimmen. Um dies zu vermeiden, erklärte die italienische Regierung, sie könne bloß auf ein förmliches Kriegsbündnis zum Angriff auf Österreich-Ungarn eingehen. Dazu aber vermochte sich König Wilhelm nicht zu verstehen, da ein Überfall auf Österreich, für den doch kein Anlaß bestand, nicht in seiner Absicht lag. Die preußische Regierung war nur zu einem Freundschaftsbündnisse bereit, das verhindern sollte, daß einer der beiden Teile ein gesondertes Abkommen mit Österreich treffe und den andern im Stiche lasse. So kam man zu dem Auskunftsmittel eines Schutz- und Trutzbündnisses, das aber nur drei Monate gelten sollte, falls bis dahin nicht der Krieg von Preußen erklärt werde. Italien zögerte, darauf einzugehen, und wandte sich an Napoleon III. um Rat. Der französische Kaiser nun wünschte nichts sehnlicher als einen Krieg in Deutschland, um während dessen mit seinen Anschlägen auf Belgien oder auf das Rheinland hervortreten zu können. Er wußte, daß Wilhelm I. nur dann von Bismarck zum Kriege zu bestimmen sei, wenn er sich zuvor der Bundesgenossenschaft Italiens versichert habe; sonst hielt der König den Waffengang, da nahezu das ganze übrige Deutschland auf seiten Österreichs stand, für bedenklich. Auf den Rat Kaiser Napoleons ist es zurückzuführen, daß der zögernde italienische Ministerpräsident Alfonso del Lamarmora am 8. April 1866 den für drei Monate geltenden Vertrag abschloß.

Diese Frist wollte Bismarck zur Aufrollung der deutschen Frage benutzen. Er gedachte der Nation zu zeigen, daß sie von Preußen allein die Erfüllung ihrer Wünsche auf Einheit zu erwarten habe. Am 10. April machte Preußen am Frankfurter Bundestage den Vorschlag, ein deutsches Parlament auf Grund des allgemeinen Wahlrechts einzuberufen. Um Bayern von Österreich zu trennen, wurde diesem Staate der Vorschlag auf Teilung des Oberbefehls der deutschen Bundestruppen gemacht: Preußen solle im Norden, Bayern im Süden kommandieren. Aber so ernst auch die Absicht Bismarcks war, so fand sie vorerst in dem größten Teile der deutschen Nation kein Verständnis. Die Liberalen behaupteten, die Bekehrung Bismarcks zu einem deutschen Parlamente mit allgemeinem Wahlrechte sei nicht ernst gemeint, und hielten ihm vor, daß eine Regierung, die im eignen Lande das Recht der Volksvertretung nicht achte, nicht dazu berufen sei, ein konstitutionelles Band um ganz Deutschland zu schlingen. Und so eingewurzelt war das Mißtrauen gegen Preußen, daß Bayern den ihm günstigen Vorschlag ablehnte. Der Minister Freiherr von der Pfordten (S. 226) war dem Plan innerlich

Digitized by Google

nicht abgeneigt; der Hof aber, insbesondere der Oheim des jungen Königs Ludwigs II., Prinz Karl, drang auf Anschluß an Österreich.

Da Österreich die Aussicht wachsen sah, die deutschen Mittelstaaten in dem Kampfe gegen Preußen für sich zu gewinnen, erhielt auch in Wien die Kriegspartei die Oberhand, und die behutsamen Ratschläge Mensdorffs wurden nicht beachtet. Allerdings wurde im Laufe des April zwischen Wien und Berlin über gleichzeitige Abrüstung beider Teile verhandelt, und einen Augenblick eröffneten sich infolge einer entgegenkommenden Note Österreichs Friedensaussichten. König Wilhelm glaubte, Preußen dürfe einem Ausgleiche nicht hartnäckig widerstreben. Aber diese friedlichere Wendung wurde durch die Rüstungen Italiens zu nichte gemacht, das mit Unruhe die Anbahnung besserer Beziehungen zwischen Preußen und Österreich verfolgte; auf Befehl des Königs Viktor Emanuel wurden im April gegen 100,000 Mann ins Heer eingereiht. Der österreichische Generalstabschef Alfred Freiherr von Henikstein legte dem Kaiser in einer Denkschrift vom 20. April dar, Österreich sei ernstlich bedroht, da es, wenn Preußen gleichfalls rüste, nahezu einen Monat wehrlos wäre, weil die Regimenter nicht wie in Preußen in ihren Ergänzungsbezirken lägen und das Eisenbahnnetz noch nicht ausgebaut sei. Infolgedessen befahl Kaiser Franz Joseph trotz der Warnungen des Grafen Mensdorff am 21. April die Mobilisierung der Südarmee, am 27. die der Nordarmee.

Damit erhielten die auf den Krieg hindrängenden Ratgeber König Wilhelms den gewichtigen Grund, Preußen dürfe nicht hinter diesen Rüstungen zurückbleiben. Der König war, wie sein in dem Anhange zu den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks veröffentlichter Brief vom 23. April 1866 beweist, ohnedies bereits von der Notwendigkeit eines Waffengangs mit Österreich überzeugt, indem er im April selbst den plötzlichen Überfall auf den noch nicht gerüsteten Kaiserstaat erwog. Doch weil er vor Europa nicht als Friedensstörer erscheinen wollte, hatte er die Mobilisierung Österreichs abgewartet. Jetzt aber wurden zwischen dem 5. und 12. Mai auch von ihm die gleichen Verfügungen getroffen.

F. Die letzten Verhandlungen und der Kriegsausbruch.

So war der Krieg kaum mehr abwendbar. Das Wiener Kabinett, das die Gefahren eines Kriegs gegen zwei Fronten nicht verkannte, entschloß sich in zwölfter Stunde zu einer vollständigen Schwenkung seiner Politik Italien gegenüber. In den letzten Jahren war der Verkauf der Provinz Venetien mit dem Hinweis auf die staatliche Ehre Österreichs abgelehnt worden. Jetzt wollte man die Provinz dahingeben, um freie Hand zu einem Eroberungskriege gegen Preußen zu erhalten. Fürst Metternich, der österreichische Botschafter in Paris, erhielt den Auftrag, die Vermittlung Napoleons III. anzurufen. Falls sich Italien in dem nahenden Kriege neutral verhalte und falls Österreich darauf Schlesien zu erobern vermöchte, wollte sich das Wiener Kabinett zur Abtretung Venetiens verpflichten. Es schien dem Kaiser Napoleon ein Glücksfall, daß er gleichzeitig Anträge von Preußen und von Österreich erhielt; nun sei durch kluge Ausnutzung der Sachlage die Vergrößerung Frankreichs im Norden oder Osten so gut wie gesichert. Als er das Angebot Österreichs der italienischen Regierung mitteilte, wandte diese mit Recht ein, daß die bedingungsweise gemachte Zusage einer Überlassung Venetiens nicht die geringste Sicherheit biete; die Eroberung Schlesiens durch Österreich sei zweifelhaft, und wenn sie gelinge, dann werde das übermächtige Österreich sich gewiß nicht zur Einlösung seines Versprechens bestimmt fühlen. Daraufhin erklärte sich Österreich zu einem Vertrage bereit, der den Italienern Venetien bedingungslos sichern sollte. Damit trat eine starke Versuchung

Digitized by Google

an Italien heran — allerdings hätte es sich, wenn es zustimmte, eines groben Vertragsbruchs Preußen gegenüber schuldig gemacht. In einer mehrstündigen Ministerratssitzung entschloß sich am 14. Mai das italienische Kabinett zur Ablehnung, weil die Kriegslust in Italien bereits entflammt war, und weil die Hinnahme des Geschenks von dem republikanischen Teile der Bevölkerung dem Hause Savoyen sicherlich als unmännliche und unehrliche Politik angerechnet worden wäre.

Immerhin hatten die Unterhandlungen für Österreich den Vorteil, daß Italien sich nicht mehr auf einen Krieg auf Leben und Tod vorbereitete, da es des Gewinns Venetiens selbst bei einem weniger günstigen Ausgange des Kriegs so gut wie sicher war. Des weitern gelang der österreichischen Diplomatie eine größere Annäherung an Frankreich. Napoleon versuchte nämlich zu jener Zeit nochmals, Preußen zu einer bestimmten Zusage in Bezug auf die Landabtretungen am Rheine zu bestimmen. Bismarck jedoch hielt ihn bloß mit allgemeinen Versprechungen hin; seine „dilatorische" Diplomatie war, wie er sich später ausdrückte, darauf gerichtet, in Napoleon den Glauben zu erwecken, daß er wohl bereit sei, etwas Landesverrat zu treiben, daß aber der König von einer Abtretung deutscher Gebiete an Frankreich nichts wissen wolle. Seine Politik war ebenso kühn wie gewandt; er hielt den Kaiser bei der Neutralität fest, ohne ihm auch nur die leiseste Preußen bloßstellende Zusage zu machen.

Napoleon war, wie damals nahezu alle Franzosen, überzeugt, Österreich sei bei dem Zusammenstoße mit dem preußischen Staate militärisch überlegen; war es doch 1859 oft nahe daran gewesen, einen Sieg zu erringen, und selbst nach der Schlacht bei Solferino war das österreichische Heer noch lange nicht überwunden (S. 245 oben). Stolz auf die eigne Waffentüchtigkeit, glaubten die Franzosen, ein Gegner von solcher militärischer Kraft sei durch keine andre Armee als durch die französische zu besiegen. Deshalb hatte ihr Kaiser, um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, Italien zum Bündnisse mit Preußen bestimmt, und deshalb wollte er sich auch für den von ihm als wahrscheinlich angenommenen Fall eines österreichischen Siegs sichern. Napoleon schloß daher mit dem Wiener Kabinett am 12. Juni einen geheimen Vertrag, worin sich Österreich verpflichtete, auch im Fall eines Siegs Venedig an das vom Kaiser stets begünstigte Italien abzutreten. Damals schwebte ihm als Ziel seiner Politik folgender Plan vor: Venetien an Italien, Schlesien an Österreich, Schleswig-Holstein und andre norddeutsche Gebiete an Preußen, das seinerseits beträchtliche Rheingebiete an Frankreich hätte abtreten müssen. Statt aber zu rüsten, um diese ihm erwünschte Lösung durchzusetzen, glaubte Napoleon nach der Erschöpfung der Gegner als Schiedsrichter Europas auftreten zu können. Darin bestand sein Irrtum. Wohl konnte das unfertige und militärisch schwache Italien 1860 zur Abtretung Nizzas und Savoyen gezwungen werden; daß Preußen dagegen nach dem Kriege stark genug sein werde, Frankreichs Ansprüche abzuweisen, das ahnte Napoleon nicht. Sein Fehler bestand darin, daß er gegenüber Cavour und Bismarck, gegenüber Italienern und Deutschen ein und dasselbe Verfahren befolgte.

Je näher der Krieg kam, desto ungünstiger wurde die diplomatische Lage Preußens. Der Gesandte in Paris, Graf Rob. Heinr. Ludw. von der Goltz, warnte davor, sich auf die Neutralität Napoleons zu verlassen. Die Regierungen der deutschen Mittelstaaten fühlten sich durch die vorgeschlagne Bundesreform (S. 285) bedroht, und die öffentliche Meinung Süd- und Westdeutschlands war Preußen abgeneigt. Die Hoffnung, daß Bayern und Hannover neutral bleiben würden, schwand; Sachsen war mit Österreich auf das engste verbündet. Dem Könige Wilhelm war es besonders peinlich, daß er von preußischen Städten und

Digitized by Google

Körperschaften mit Adressen zur Erhaltung des Friedens bestürmt wurde. Namentlich in den katholischen Rheinlanden herrschte tiefe Abneigung gegen den Krieg; bei der Einberufung der Landwehrmänner kam es sogar stellenweise zu Unbotmäßigkeiten. Deshalb hielt es der König für angezeigt, auf die jetzt auftauchenden Vermittlungsvorschläge einzugehen. Als Anton von Gablenz, ein sächsischer Gutsbesitzer und Bruder des österreichischen Generals, nach Berlin kam, um eine Teilung Deutschlands zwischen den beiden Mächten zu empfehlen, erhielt er die Vollmacht, diesen Vorschlag auch dem Wiener Kabinette zu unterbreiten. Das österreichische Ministerium lehnte jedoch diese Vermittlung ab, offenbar, weil es bereits zum Krieg entschlossen war, und weil Österreich seine Bundesgenossen, die deutschen Mittelstaaten, mit denen es so gut wie handelseins war, im letzten Augenblicke nicht mehr zur Teilung preisgeben konnte. Überhaupt war es nunmehr Österreich, das zum Kriege drängte und die Schritte Bismarcks erleichterte. So lehnte das Wiener Kabinett auch den von Napoleon III. ausgehenden Vorschlag der Beschickung eines Kongresses ab, mit der Begründung, das Schicksal Venetiens würde Gegenstand der Verhandlung werden; eine Großmacht aber könne andre Staaten nicht über ihren eignen Besitzstand beschließen lassen.

Trotzdem zögerte König Wilhelm noch, das Zeichen zum Kriege zu geben. Am 5. Juni war die Aufstellung aller preußischen Heeresteile an den Südgrenzen des Staats beendet. Moltke meinte, die preußischen Korps sollten konzentrisch in Sachsen und Böhmen eindringen und die Österreicher überfallen, die ja erst drei Wochen später kriegsbereit sein konnten. Der König zog es jedoch vor, den Fortgang der feindseligen Maßregeln abzuwarten, die das Wiener Kabinett in Schleswig-Holstein und Frankfurt vorbereitete. Thatsächlich ging man in Wien mit Ungestüm vor. Die österreichische Regierung berief die holsteinischen Stände zur Beratung über das Schicksal des Lands, obwohl die vertragsmäßige Verpflichtung vorlag, über Schleswig-Holstein nur mit Zustimmung Preußens zu verfügen. Als Preußen diese Berufung mit dem Einmarsche seiner Truppen in Holstein beantwortete, forderte das Wiener Kabinett den Deutschen Bund auf, gegen die Verletzung des Bundesfriedens durch Preußen die Mobilisierung des Bundeskorps zu veranlassen. Am 14. Juni fand die entscheidende Sitzung des Bundestags statt. Preußen hatte den Mittelstaaten erklärt, daß es den Beschluß der Mobilisierung als Kriegserklärung betrachten werde. Trotzdem kam ein Antrag Bayerns zur Abstimmung, der, wenn er auch nicht ausdrücklich gegen Preußen gerichtet war, doch die Aufstellung eines Bundesheers zum Gegenstande hatte. Als die Annahme dieses Vorschlags mit 9 gegen 6 Stimmen erfolgte, erklärte der preußische Bevollmächtigte Karl Friedr. von Savigny den Austritt Preußens aus dem Bund. Unmittelbar darauf gab König Wilhelm Befehl zum Einmarsch in Sachsen, Hannover und Kurhessen.

7. Der Entscheidungskampf.

A. Hannover.

Beim Kriegsausbruche standen etwa 290,000 Preußen zum Einmarsch in Österreich und Sachsen bereit; bloß 48,000 waren zur Bekämpfung der Mittelstaaten bestimmt. Wohl konnten die letztern gegen 120,000 Soldaten aufstellen; aber Moltke ging von dem Grundsatz aus, daß auf dem Hauptkriegsschauplatze die Entscheidung mit überlegnen Kräften zu suchen sei. Der erste Schlag wurde gegen Hannover, Kurhessen und Nassau geführt, deren Fürsten

Digitized by Google

die Zusage der Neutralität verweigert hatten. Der blinde König Georg V. von Hannover erklärte dem preußischen Gesandten, Prinzen Gustav von Ysenburg-Büdingen, das Eingehen auf die Forderung Preußens sei der Mediatisierung gleichzuachten — mediatisieren aber lasse er sich nicht, lieber wolle er in Ehren untergehen. Darauf rückte von Holstein die Division Manteuffel ins Land, von Westen die Divisionen Goeben und Beyer; den Oberbefehl über diese Truppen führte General Eduard Vogel von Falckenstein. Vor dieser überlegnen Macht zogen sich die Hannoveraner, 18,000 Mann stark, nach Süden, und es gelang ihnen, sich dem ersten Anschlage, der sie noch bei Göttingen vermutete, zu entziehen, so daß Vogel von Falckenstein schon glaubte, sie seien ihm entschlüpft. Er gab zunächst die Verfolgung auf; so hätten die Truppen König Georgs über Gotha und Eisenach den Thüringer Wald erreichen und sich nach Bayern retten können. Erst auf dringende Mahnungen Moltkes sandte Falckenstein endlich die Division Goeben nach Eisenach; die Straße über Gotha wurde ihnen durch den General Ed. Mor. von Flies gesperrt. So sah sich König Georg umstellt. Flies, der ihm zunächst stand, griff ihn am 27. Juni mit 9000 Mann bei Langensalza an. Die an Zahl überlegnen Hannoveraner behaupteten mutig den Kampfplatz. Aber unmittelbar darauf zog sich der Kreis enger um sie zusammen, und am 29. Juni mußte sich König Georg ergeben.

B. Der Krieg in Böhmen.

a) Die ersten Bewegungen der feindlichen Heere.

Dem preußischen Hauptheere standen 248,000 Österreicher gegenüber, zu denen noch 23,000 Sachsen stießen. Österreichischer Feldherr war Ludwig von Benedek, der sich in den Feldzügen von 1848, 1849 und 1859 reiche Ehren geholt hatte; in der Schlacht bei Solferino behauptete er auf dem rechten Flügel den Kampfplatz und zog sich erst zurück, als das übrige Heer das Schlachtfeld verlassen hatte. Seit 1860 war er Oberbefehlshaber der österreichischen Armee in Italien, die er auch im nächsten Kriege zu befehligen gedachte. Er war unerschrocken, kriegserfahren, hochgesinnt; er kannte aber auch die Grenzen seiner Begabung. Er wußte, daß er nur in kleinern Verhältnissen, etwa auf dem oberitalienischen Schauplatze, zum Feldherrn geeignet sei; zum Führer eines großen Heers fehlte ihm geistiger Weitblick und tiefere militärische Bildung: als er endlich gegen seinen Willen den Oberbefehl gegen Preußen übernahm, mußte er sich von einem seiner Offiziere Vorträge über die Militärgeographie von Deutschland halten lassen. Da die öffentliche Meinung nicht bloß in Österreich, sondern auch in Süddeutschland seine Ernennung zum Feldherrn der Nordarmee erwartete, bat ihn Kaiser Franz Joseph, seine Bedenken zu unterdrücken. Er weigerte sich; erst als der Kaiser ihm vorstellen ließ, daß er die Dynastie nicht im Stiche lassen dürfe, gab er nach. Dem Namen nach stand ihm Feldmarschalleutnant Freiherr von Henikstein als Generalstabschef zur Seite; thatsächlich leitete Generalmajor Gideon von Krismanić die Operationen. Auf dessen Rat wurde die Armee in Mähren aufgestellt, an Olmütz gelehnt und Böhmen nur mit einer schwachen Truppenzahl besetzt. Hier stand unter dem General der Kavallerie Grafen Eduard von Clam-Gallas (S. 224) bloß ein Armeekorps, auf das sich auch die Sachsen zurückzogen.

Moltkes ursprünglicher Vorschlag, den Krieg mit einem Überfalle zu eröffnen und schon am 6. Juni von allen Seiten in Böhmen einzudringen, war aus diplomatischen Gründen nicht ausgeführt worden. In diesem Zeitpunkte waren die preußischen Heeresteile in einer 400 km langen Linie von Halle bis Neiße aufgestellt; nach Moltkes Plane sollten sie ihre Vereinigung

Digitized by Google

im Feindeslande suchen. Als aber der Angriff hinausgeschoben werden mußte und man im preußischen Hauptquartier erfuhr, daß die Österreicher in Mähren stünden, glaubte man, Benedek plane einen Vorstoß gegen Schlesien. Deshalb schoben sich die östlich stehenden Abteilungen des preußischen Heers nach links und nahmen an der Neiße eine feste Stellung.

b) Der Einmarsch der Preußen; Benedeks Angriffsplan.

Diese Verzögerung der Offensive wurde preußischerseits sofort wettgemacht, als der Krieg beschlossen war. Am 15. Juni rückten die Vortruppen der Elbarmee unter dem General Karl Eberhard Herwarth von Bittenfeld: 1½ Armeekorps (48,800 Mann), in Sachsen ein. In der Lausitz sammelte sich die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl: 3 Korps (97,000 Mann); in Schlesien endlich stand die Zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm: 3½ Armeekorps (121,000 Mann). Als Reserve rückte das Korps Von der Mülbe (25,000 Mann), zumeist aus Landwehren bestehend, nach. Allen Heeresteilen wurde der Einmarsch in Böhmen am 21. Juni befohlen und die Gegend von Jitschin (Jicin, Gitschin) als Marschziel gesetzt, wo die Vereinigung am 28. Juni stattzufinden habe. Infolge der Verschiebung der schlesischen Korps gegen Südosten an die Neiße war der Weg, den das Heer des Kronprinzen nach Jitschin zu durchmessen hatte, größer als die Einmarschlinien des Prinzen Friedrich Karl und der Elbarmee. Das getrennte Einrücken der preußischen Heeresteile in Böhmen war somit nicht gefahrlos. Moltke, dessen Hände bisher durch diplomatische Rücksichten gebunden waren, wußte dies, und mit höchster Umsicht lenkte er, vorerst mit dem König in Berlin zurückbleibend, die Bewegungen der drei Heere (s. den Anmarsch der Preußen auf der beigehefteten Karte „Der Krieg von 1866").

Die Österreicher bekamen am 20. Juni den Befehl zum Aufbruch aus den mährischen Quartieren. Von der getrennten Aufstellung der Preußen durch sein Kundschaftsbüreau genau unterrichtet, wollte Benedek sein Heer rechtzeitig zwischen ihre anrückenden Abteilungen führen und eine nach der andern vor ihrer Vereinigung schlagen. Am 23. Juni erreichte die Erste Armee Reichenberg und rückte gegen die Iser vor; in gleicher Linie marschierte auch die Elbarmee. Die Zweite Armee befand sich zu dieser Zeit noch auf schlesischem Boden im Anmarsche gegen die Pässe des Riesengebirges. Als nun Benedek am 26. Juni sein Hauptquartier zu Josefstadt in Böhmen aufschlug und Prinz Friedrich Karl bereits das nördliche Böhmen durchmessen hatte, wählte sich der österreichische Feldherr ihn zum nächsten Gegner. Er befahl den zwei Korps, die er in Böhmen stehen hatte, dem österreichischen unter Clam-Gallas und den Sachsen, zusammen 60,000 Mann, dem Prinzen Friedrich Karl an der Iser die Stirne zu bieten, um ihn aufzuhalten. Er selbst setzte die Hauptmasse seines Heers gegen die Iser in Bewegung.

c) Die Gefechte von Trautenau, Nachod und Skalitz (27. und 28. Juni).

Am 26. Juni überschritten auch schon die Truppen des Kronprinzen die böhmische Grenze in den Pässen des Riesengebirgs; deshalb ließ Benedek, während er den Prinzen Friedrich Karl im ganzen mit sechs Armeekorps angreifen wollte, zwei Korps unter Gablenz (S. 282) und Ramming (S. 244) zum Schutze der Bergpässe gegen die Zweite Armee zurück. Da nun die Bewegungen der Preußen trefflich zusammenstimmten und ein Heer das andre zu entlasten bemüht war, so wurden diese zwei österreichischen Korps schon am 27. Juni kräftig angegriffen. Es maßen sich also das preußische 1. Korps unter General Adolf von Bonin mit dem österreichischen Korps Gablenz bei Trautenau, während General Karl Friedr. von Steinmetz bei

Digitized by Google

Erläuterungen zu der Karte „Der Krieg von 1866".

I. Der Böhmische Kriegsschauplatz 1866. Die weit vorgestreckte Lage Schlesiens zwang Preußen, wollte es nicht diese Provinz gänzlich preisgeben und eine Defensivstellung in der Gegend von Görlitz einnehmen, seine Armee zu teilen. Zwei Heereskörper: die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, zusammen etwa 130,000 Mann stark, rückten, erstere über Görlitz–Friedland–Reichenberg, letztere durch Sachsen, in der zweiten Hälfte des Juni in Nordböhmen ein. Die österreichische Iserarmee, bestehend aus den Sachsen und dem 1. österreichischen Armeekorps unter Clam-Gallas, 60,000 Mann, wich vor dieser Übermacht langsam zurück, wobei es zu einer Anzahl für die Iserarmee ungünstigen Treffen kam (s. die Karte). In Schlesien überschritten gleichzeitig vier preußische Armeekorps unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, etwa 120,000 Mann, auf Parallelstraßen die Sudetenpässe.

Die österreichische Hauptarmee unter Benedek, die um Olmütz konzentriert war, verließ nach längerm Zögern diese Stellung und rückte nach Josephstadt vor. Benedek beabsichtigte nach Aufnahme der Iserarmee, der Armee Friedrich Karls entgegenzutreten und diese mit Übermacht an der Iser zu schlagen. Das rasche Vordringen der kronprinzlichen Armee machte diesen Operationsplan zunichte. Die gegen sie gesandten drei Armeekorps konnten den Vormarsch der Preußen nicht verhindern: wohl schlug von Gablenz am 27. Juni bei Trautenau das Korps Bonin zurück; doch schon am folgenden Tage brachte ihm das Gardekorps bei Soor eine vernichtende Niederlage bei. Die glänzendste Leistung vollbrachte das Korps Steinmetz, indem es am 27. bei Nachod, am 28. bei Skalitz und am 29. bei Schweinschädel drei verschiedene österreichische Korps zurückschlug. Damit war der gefahrvolle Marsch durch die Engpässe glücklich beendet. Die kronprinzliche Armee vereinigte sich am linken Ufer der Elbe, angesichts der österreichischen Hauptarmee; ein Angriff auf diese wurde auf Befehl Moltkes nicht unternommen. Benedek hatte seine Truppen, nachdem der Vormarsch nach der Iser hatte aufgegeben werden müssen, bei Dubenetz in einer festen Stellung versammelt und erwartete hier den Angriff. Die Iserarmee hatte in der Annahme, daß die Hauptarmee zu ihrer Unterstützung herbeieile, ein größeres Gefecht bei Jitschin am 29. Juni gegen die preußische Avantgarde angenommen; sein Verlauf war noch völlig unentschieden und hätte bei der Überzahl der Österreicher und Sachsen günstig für diese enden können, wenn nicht während des Kampfs der Befehl Benedeks eingelaufen wäre, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Dieser genau befolgte Befehl brachte besonders das österreichische Korps in eine mißliche Lage. Der Rückzug artete in Flucht aus; der größte Teil der Iserarmee wurde nach Süden auf die Straße nach Königgrätz gedrängt und konnte die Hauptarmee bei Dubenetz nicht mehr erreichen. Infolgedessen war die linke Flanke der österreichischen Hauptarmee arg gefährdet, die Stellung von Dubenetz unhaltbar geworden. Am 30. Juni wurde der Rückzug hinter die Elbe angeordnet. Die taktisch günstige Lage der Höhen von Chlum-Problus vor Königgrätz bewog Benedek, den Rückzug zu unterbrechen und hier eine Hauptschlacht zu wagen.

II. Die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866. Das preußische Hauptquartier erlangte erst in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die Gewißheit, daß die Österreicher nicht hinter die Elbe zurückgegangen seien, vielmehr schlachtbereit auf den Höhen hinter der Bistritz lagerten. Sofort wurde von Moltke der Schlachtplan entworfen, der gesamten kronprinzlichen Armee unverzüglicher Anmarsch und Angriff auf die rechte Flanke des Feinds befohlen; die Armee des Prinzen Friedrich Karl sollte im Zentrum einen hinhaltenden Kampf führen und die Elbarmee gegen die linke Flanke der Österreicher vorrücken (s. den Schlachtplan). Das österreichische Zentrum, die Höhen von Chlum, Lipa und Langenhof, war durch 160 Geschütze, die etagenförmig aufgestellt waren, vortrefflich geschützt und konnte durch einen Frontangriff schwerlich genommen werden. Thatsächlich machten auch die 7. und 8. preußische Division nach Eroberung

Digitized by Google

des Swiep- und Holawalds keine weitern Fortschritte. Besonders die Lage der 7. Division war äußerst gefährdet, als das 4. österreichische Korps und auch Teile des 2. sich auf sie warfen. Diese Truppen waren gegen die kronprinzliche Armee bestimmt, glaubten aber, als sie keinen Feind vor sich erblickten, die verlockende Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu sollen, den vermeintlich schwachen Feind zur Linken zu vernichten, und verließen eigenmächtig ihre Stellungen. Dadurch wurde es der preußischen Garde, als diese endlich gegen 2 Uhr auf dem Schlachtfeld erschien, möglich, bis ins Herz der feindlichen Stellung vorzudringen und Chlum und sogar Rosberitz beim ersten Anlaufe zu nehmen; sie befand sich jetzt im Rücken des österreichischen Zentrums. Zwar wurde die Garde durch die österreichischen Reserven aus Rosberitz wieder hinausgedrängt; aber die Wiedereroberung Chlums gelang nicht: jetzt erhielt die Garde Unterstützung durch die übrigen Korps der kronprinzlichen Armee. An eine Verteidigung der österreichischen Linien war nicht länger zu denken, zumal nun auch die Armee Friedrich Karls die Höhen erstieg. Die ganze österreichische Armee flutete, zum Teil in völliger Auflösung, nach Königgrätz zurück, wobei viele im Überschwemmungsgebiete der Festung ertranken. Dem aufopferungsvollen Ausharren der tüchtigen Artillerie wie Kavallerie hatte es die österreichische Infanterie zu danken, daß die Verluste nicht noch größer waren. Allerdings erlahmte auch bald die Verfolgung der Preußen. Der Kampf der Elbarmee gegen die Sachsen und das 8. österreichische Korps, der in keinem taktischen Zusammenhange mit der Hauptschlacht stand, wurde von den Preußen auch siegreich durchgeführt. Wohl errang die sächsische Leibbrigade einige Vorteile; aber weniger gut hielt sich das 8. Korps. Und als Oberprim verloren ging, glaubte Kronprinz Albert auch Problus nicht länger halten zu dürfen und befahl ½5 Uhr den Rückzug, der in geordneter Weise vor sich ging. Ein Nachdrängen der Preußen, das besonders der österreichischen Hauptarmee sehr gefährlich hätte werden können, fand nicht statt.

Die Stärke der feindlichen Armeen war ziemlich gleich: die der Österreicher-Sachsen betrug 215,000 Mann, die der Preußen 221,000 Mann. An Toten, Verwundeten, Vermißten und Gefangnen verloren die Österreicher-Sachsen fast 45,000 Mann, wovon 13,000 Mann tot, die Preußen 9000, wovon 2000 tot.

III. Die Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866. Früher als auf dem böhmischen Kriegsschauplatze war der Kampf in Oberitalien entbrannt. Österreich konnte hier unter dem Erzherzog Albrecht, der sehr gut von seinem Generalstabschef John beraten war, nur 80,000 Mann den mehr als doppelt so starken Italienern entgegenstellen. Die 165,000 Mann starke Armee der Italiener hatte sich geteilt. Die größere Hälfte unter Lamarmora und dem Könige sollte den Mincio überschreiten und zwischen das berühmte Festungsviereck marschieren, die kleinere unter Cialdini hatte von Süden zu operieren, Po und Etsch zu passieren; auf diese Weise hoffte man, den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen.

Der Erzherzog Albrecht beschloß, selbst die Offensive zu ergreifen und der Armee Lamarmoras entgegenzutreten, diese zu schlagen, ehe Cialdini die schwierigen Flußübergänge bewerkstelligt hätte, und sich dann gegen diesen zu wenden. Es gelang den Österreichern, die Italiener völlig zu überraschen. Diese hatten tags vorher den Mincio überschritten und befanden sich teilweise in Marschkolonnen, als ihr rechter Flügel, das Korps Della Rocca, bestehend aus den Divisionen Bixio und Humbert, plötzlich von vier österreichischen Reiterregimentern heftig angegriffen wurde (s. die Karte). Dieser Reiterangriff bezweckte, die Italiener irrezuführen und den Hauptstoß, der gegen die linke Flanke der Italiener gerichtet war, zu maskieren. Thatsächlich wagten auch die zwei Divisionen, weitere Angriffe befürchtend, nicht, im spätern Verlaufe des Kampfs dem italienischen Zentrum zu Hilfe zu eilen. Fast die Hälfte der österreichischen Armee unter den Generälen Rupprecht und Rodich ward zum Stoß auf den linken Flügel der Italiener, Division Cerale, verwandt. Der Monte Cricol ward im ersten Laufe genommen, nach heftigem Kampf auch das Dorf Olioſi; die Eroberung des Monte Vento, wodurch die Italiener vom Mincio abgedrängt worden wären, gelang jedoch nicht: hier konnte eine Brigade der Division Pianell erfolgreich eingreifen. Zu zeitig und heftig griff jetzt auch General Hartung im Zentrum an. Drei Brigaden schickte er vor, um Belvedere und Monte Croce zu nehmen. Der nur schwach besetzte Belvedere ward von General Scudier erstürmt und sogar Custoza vorübergehend eingenommen; hingegen gelang die Eroberung des von der Division Brignone gut verteidigten Monte Croce nicht. Die zu Hilfe eilenden Divisionen Govone und Cugia stellten das Gefecht wieder her und warfen das österreichische Korps Hartung auch vom Belvedere zurück. Damit trat gegen Mittag eine Pause im Kampf ein; die Division Rupprecht war zu sehr erschüttert, um den Auftrag, die Minciobrücke bei Monzambano zu zerstören, ausführen zu können. Die ursprüngliche Absicht des Erzherzogs Albrecht, die Italiener völlig vom Mincio und ihren

Digitized by Google

jenſeitigen Reſerven abzudrängen, war nicht mehr zu verwirklichen; jetzt wurde die Durchbrechung des italieniſchen Zentrums beſchloſſen. Das Korps Rodich warf die Diviſion Sirtori aus Santa Lucia hinaus und konnte nun gegen Cuſtoza von der Flanke vorgehen. In Front ſtürmte das Korps Maroičić, die letzte öſterreichiſche Reſerve, den Belvedere und ging dann mit Rodich zum konzentriſchen Angriffe gegen Cuſtoza vor. Die italieniſchen Truppen, beſonders die Diviſion Govone, ſchlugen ſich tapfer, konnten aber, da die von Della Rocca erbetne Hilfe ausblieb, auf die Dauer nicht widerſtehen und mußten Cuſtoza räumen. Mit dem Verluſte Cuſtozas war die Schlacht für die Italiener verloren; gedeckt von ihrem unbeſiegten rechten Flügel, traten ſie den Rückzug an. Der italieniſche Heerführer Lamarmora hatte durch ſein kopfloſes Verhalten viel zum Verluſte der Schlacht beigetragen, wie auch ſein erſter zu peſſimiſtiſcher Bericht an General Cialdini dieſen ebenfalls zum Rückzug bewog.

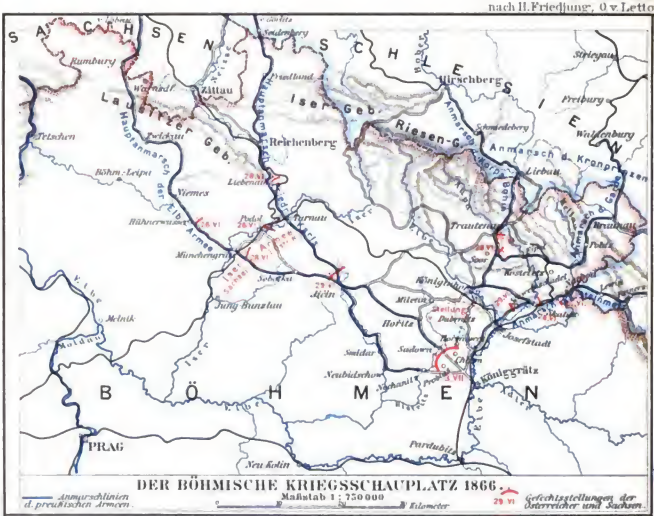
IV. Der Mainfeldzug. Nur langſam ſammelten ſich in der zweiten Hälfte des Juni die Kontingente der ſüddeutſchen Staaten. Das 8. Bundeskorps, das die Württemberger, Badner, beide Heſſen, Naſſauer und eine öſterreichiſche Brigade umfaßte, lagerte Ende Juni nördlich von Frankfurt am Main in der Stärke von 35,000 Mann unter Prinz Alexander von Heſſen (ſ. die Karte). Das 45,000 Mann ſtarke 7. Bundeskorps, ausſchließlich aus Bayern beſtehend, wurde vom 71jährigen Prinzen Karl von Bayern befehligt, der zugleich den Oberbefehl über die geſamten Bundestruppen führte. Auf die Nachricht von der Bedrängnis der hannöveriſchen Truppen ſetzten ſich die Bayern gegen Meiningen in Marſch. Am 30. Juni erhielten ſie ſichere Kunde von der Übergabe der Hannoveraner bei Langenſalza am 29. Juni und ſuchten hierauf Vereinigung mit dem 8. Korps, das nach Fulda vorrücken ſollte. Die 40,000 Mann ſtarke preußiſche Mainarmee, unter dem Oberbefehle Vogel von Falckenſteins, ſetzte ſich aus dem Korps Manteuffel (beſaß nur die Stärke einer Diviſion), den Diviſionen Goeben und Beyer zuſammen. Ihr war von Moltke die Direktive gegeben, über Fulda nach Schweinfurt zu marſchieren und die Bayern, als den Hauptgegner, im eignen Land aufs Haupt zu ſchlagen. Falckenſtein dagegen ſchwebte mehr eine Operation gegen Frankfurt vor. Auf dem Marſche nach Fulda, das auch das Ziel der Bayern war, ſtieß die Diviſion Goeben bei Dermbach am 4. Juli auf die Bayern; es kam zu einigen für die Bayern nachteiligen Gefechten, die den Prinzen Karl veranlaßten, nach Neuſtadt zurück zu marſchieren und auch dem 8. Korps Befehl zu geben, ſich ſüdlich von der Rhön mit den Bayern zu vereinigen. Das ſelbſtändig operierende bayriſche Kavalleriekorps unter dem Prinzen Thurn und Taxis war bis Hünfeld vorgerückt; einige hier in eine Küraſſierſchwadron einſchlagenden Granaten ſcheuchten das ganze Korps zurück, und blinder Lärm in der folgenden Nacht erzeugte eine ſolche Panik, daß die Regimenter auseinanderſtoben und in Schweinfurt und Würzburg erſt wieder geſammelt werden konnten. Das 8. Korps hatte ſich, dem neuen Befehle gemäß, über Schlüchtern nach Brückenau in Marſch geſetzt, als dem Prinzen Alexander die Nachricht von der Schacht bei Königgrätz traf; unter ihrem Eindrucke hielt er den Schutz Frankfurts und Sicherung der Mainlinie für das Wichtigſte und trat den Rückzug an. Die Mainarmee wandte ſich am 8. Juli von Fulda gegen die Bayern, die ſie am 10. in zwei blutigen Treffen bei Kiſſingen und Hammelburg ſchlug. Falckenſtein beſchloß jetzt, die Bayern nicht weiter zu verfolgen, ſondern ſich in den Beſitz Frankfurts zu ſetzen. Auf dem Marſche dahin ſtieß die Diviſion Goeben auf Teile des 8. Bundeskorps, das ſich nun doch nur mit den Bayern vereinigen wollte; am 13. wurden die Heſſen bei Laufach, am 14. die öſterreichiſche Brigade Neipperg bei Aſchaffenburg zurückgeworfen. Das 8. Korps verſuchte nun die Vereinigung ſüdlich durch den Odenwald. Am 16. Juli wurde Frankfurt beſetzt, kurz darauf Falckenſtein abberufen und durch Manteuffel erſetzt. Am 21. Juli traf das 8. Korps an der Tauber ein. Manteuffel beſchloß den ſofortigen Vormarſch durch den Odenwald, 21. und 22. Juli. Die endlich vereinigte Bundesarmee wollte nun die Offenſive gegen Aſchaffenburg über den Speſſart ergreifen. Infolge des unglücklichen Gefechts von Hundsheim ging das 8. Korps über die Tauber zurück. Bei der Verfolgung durch die Diviſion Goeben kam es zu den Gefechten von Tauberbiſchofsheim und Werbach; hier entzogen ſich die Badner dem Kampfe, während die Württemberger am meiſten zu leiden hatten. Auf dieſe Hiobspoſt mußte Prinz Karl die geplante Offenſive aufgeben und eilte dem 8. Korps zu Hilfe. Bei dem unglücklichen Gefechte von Helmſtadt kamen die Badner dem Befehle zur Unterſtützung nicht nach; weitere für Bayern unglückliche Gefechte fanden noch bei Gerchsheim und Roßbrunn ſtatt. Um Preußen vor Eintritt des zu erwartenden Waffenſtillſtands eine möglichſt günſtige Lage zu ſichern, bekam die Mainarmee den Auftrag, ſoviel Land wie möglich zu beſetzen; demgemäß wurden Abteilungen nach Darmſtadt, Heidelberg und Mannheim beordert, auch Würzburg eingenommen, wobei die Feſte Marienberg beſchoſſen ward. Ein preußiſches Reſervekorps unter dem Großherzoge von Mecklenburg drang

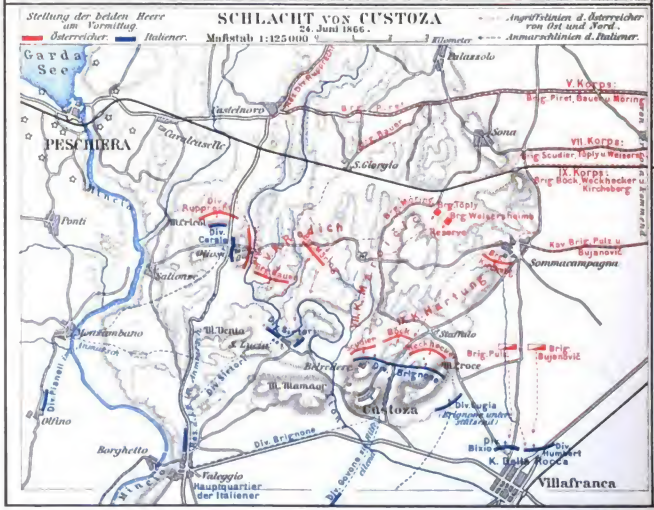
Digitized by Google

von Hof in Nordbayern ein und beſetzte am 1. Auguſt (am 2. begann der Waffenſtillſtand) noch Nürnberg, ohne nennenswerten Widerſtand zu finden. In der ungewöhnlich ſchwachen Kriegsführung der Bundesſtaaten offenbarte ſich das ganze Elend des alten Deutſchen Bunds; dazu kam, daß unter dem Eindrucke der Schlacht von Königgrätz die Sorge um die Sicherung des eignen Lands die militäriſchen Operationen beeinflußte und lähmte.

V. Die Seeſchlacht bei Liſſa am 20. Juli 1866. Herrſcher und Volk von Italien erwarteten von der Marine, für die große Opfer gebracht worden waren, und die in modernen Panzerfahrzeugen den Öſterreichern weit überlegen war, daß ſie die Niederlage des Landheers bei Cuſtoza wett machen ſolle. Es wurde die Eroberung der befeſtigten Inſel Liſſa ins Auge gefaßt: am 16. Juli verließ die italieniſche Flotte, 23 Schiffe, darunter 11 Panzer, wozu am 19. noch einige Verſtärkungen kamen, unter Admiral Perſano die Reede von Ancona. Am 18. Juli begann die Beſchießung des Hafens von Liſſa, San Giorgio, durch die italieniſchen Panzer; die Holzſchiffe ſollten mittlerweile in der Bucht von Comiſa ein Landungskorps ausſchiffen, was jedoch dem unfähigen Vizeadmiral Albini nicht gelang. Die Forts von Liſſa, obwohl nicht gut armiert, beantworteten das Feuer kräftig, beſonders die Batterie Madonna, wobei der italieniſche Panzer Formidabile ſchwere Beſchädigungen erlitt. Zum Glücke für die Inſelbeſatzung, die ſich nicht lange hätte halten können, erſchien am Morgen des 20. die telegraphiſch herbeigerufene öſterreichiſche Flotte unter Tegetthoff in drei Geſchwadern in Keilform (ſ. die Karte) und fuhr mit Volldampf auf die italieniſche Flotte zu, wobei ihr der Wind günſtig war. In Anbetracht ihrer nicht weit tragenden Geſchoſſe galt es, raſch an den Feind heranzukommen. Den Italienern blieb wenig Zeit, ſich zum Kampfe zu ordnen. Die doch noch in letzter Stunde von den Holzſchiffen gelandeten Truppen wurden wieder aufgenommen — am Kampfe ſelbſt Anteil zu nehmen, hielt Albini für die Holzſchiffe zu gefährlich. Perſano ſtellte ſeine zehn Panzer ſichelförmig auf; Formidabile war nicht mehr kampffähig, und Terribile hielt ſich ängſtlich zu den Holzſchiffen. Zum Admiralſchiffe wählte Perſano ſtatt des Rè d'Italia den eben angekommen Affondatore, ohne ſeinen Kapitänen entſprechende Mitteilung zu machen. Tegetthoffs Keilſtellung trennte die italieniſchen Panzer, von denen die drei erſten beiſeite geſchoben wurden und kaum noch am Kampfe teilnahmen. Die öſterreichiſchen Holzſchiffe, voran der Kaiſer, widerſtanden mutig den drei linken italieniſchen Panzern, ſo daß Tegetthoff es im Zentrum nur mit drei Gegnern zu thun hatte; der ſchwer lenkbare Affondatore geriet an die öſterreichiſchen Holzſchiffe. Der erſte Rammſtoß des öſterreichiſchen Admiralſchiffs Ferdinand Max ging fehl; bald aber entzündeten Granaten die italieniſchen Panzer Paleſtro und San Martino und machten ſie kampfunfähig (Paleſtro ſank ſpäter). Dem italieniſchen Hauptſchiffe Rè d'Italia wurde das Steuer zertrümmert, ſo daß es leicht vom Ferdinand Max gerammt und in wenig Minuten zum Sinken gebracht werden konnte. Tegetthoff wandte ſich nun zum linken Flügel der Italiener, wo ſeine Holzſchiffe den ungleichen Kampf hatten aufgeben müſſen: blieb doch dem Kaiſer, um nicht ſelbſt gerammt zu werden, nichts übrig, als ſich auf den Rè di Portogallo zu ſtürzen, wobei ihm zwar der Bug zertrümmert wurde, er aber doch der drohenden Gefahr entging. Ohne weitern durchgreifenden Erfolg wurde noch eine zeitlang gekämpft. Gegen Mittag unterbrach Tegetthoff die Schlacht, um ſeine Schiffe wieder zu ordnen. Die Feinde hatten die Stellung gewechſelt: Tegetthoff ſtand in der Nähe Liſſas. Perſano, der erſt jetzt die großen Verluſte ſeiner Flotte überſchauen konnte, wagte es nicht, den Kampf fortzuſetzen und zog ſich nach Ancona zurück; Liſſa war entſetzt.

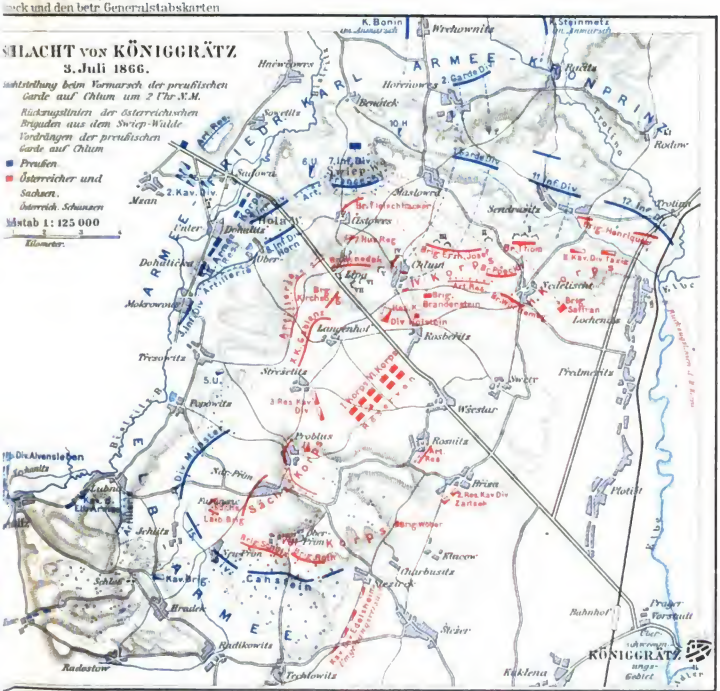
Digitized by Google

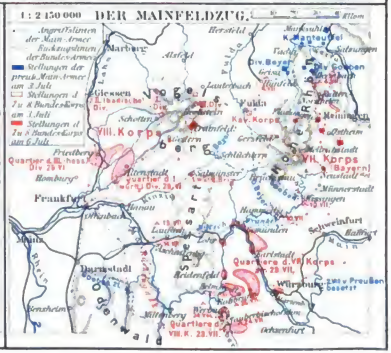




Digitized by Google

IG VON 1866
nach und den betr. Generalstabskarten





...stalt in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachod mit Ramming zusammengeriet. Die blutigen Kämpfe endigten hier mit einer Niederlage, dort mit einem Siege der Österreicher. Trotzdem zeigte sich schon jetzt, daß die preußische Taktik der österreichischen weit überlegen war. Das preußische Zündnadelgewehr schoß dreimal so schnell wie der österreichische Vorderlader; abgesehen davon, war die Stoßtaktik der Österreicher (S. 270), die mit dem Bajonett gegen Anhöhen und Waldränder vorstürmten, in hohem Grade verhängnisvoll. Die Preußen brachten die feindlichen Vorstöße durch Schnellfeuer zum Stehen; dann warfen sie sich mit kleinern Abteilungen in die Flanken des Gegners und vollendeten so dessen Niederlage. Daher die furchtbaren Verluste der Österreicher auch nach einem gelungnen Sturme. Bei Trautenau verloren sie, obwohl Sieger, 183 Offiziere und 4231 Mann durch Tod und Verwundung, die Preußen bloß 56 Offiziere und 1282 Mann; bei Nachod fielen 5700 Österreicher und nur 1122 Preußen. Überall zeigte sich die Überlegenheit der Preußen in den Kriegsvorbereitungen, in der Taktik, in der bessern Ausbildung der Offiziere und Soldaten.

Am Abend des 27. Juni überblickte man im österreichischen Hauptquartiere noch nicht die Wucht dieser Thatsachen. Deshalb hielt Benedek noch an dem Plane fest, den Vormarsch gegen Friedrich Karl fortzusetzen. Dies war jedoch deshalb bedenklich, weil der nähere Feind, der Kronprinz, sich am nächsten Tage gewiß noch bemerklicher machen mußte. Kriegserfahrne Offiziere rieten deshalb Krismanić, von dem Angriff auf die Erste Armee abzusehen und sich mit allen verfügbaren Truppen auf die Zweite zu werfen. Wäre dies geschehen, so hätte der Kronprinz mit einem Angriffe durch überlegne Streitkräfte zu rechnen gehabt. Das wußte man auch im preußischen Hauptquartier, und Friedrich Wilhelm wie sein Generalstabschef Leonhard von Blumenthal machten sich darauf gefaßt, im weitern Vormarsche durch die Bergpässe harte Kämpfe bestehen zu müssen. Bonin war nach seiner Niederlage vom 27. Juni auf das preußische Gebiet zurückgekehrt; dagegen rückte die Garde auf der Straße nach Eipel, Steinnetz von Nachod gegen Skalitz vor. In der Mitte dieser beiden Heeressäulen verweilte der Kronprinz mit seinem Stabe, bereit, an den Ort der Gefahr zu eilen. Die Kaltblütigkeit und Umsicht der Führung angesichts der schwierigen Lage konnte nicht überboten werden. Benedek hielt indessen hartnäckig an seinem ursprünglichen Plane fest. Er besichtigte wohl am Vormittag des 28. Juni die gegen Steinmetz zusammengezognen drei Korps, ohne jedoch mit diesen überlegnen Truppen einen Schlag gegen ihn zu führen. Er befahl vielmehr dem größern Teile dieser Truppen den Abmarsch gegen Friedrich Karl und beauftragte insbesondere den Erzherzog Leopold, eine feste Stellung hinter der Elbe einzunehmen. Damit gab er eine günstige Kriegsaussicht preis und irrte sich; denn an diesem Tag überrannten die Truppen des Kronprinzen sowohl bei Skalitz wie bei Trautenau die vereinsamten österreichischen Korps. Erzherzog Leopold nahm bei Skalitz gegen den Befehl Benedeks den Kampf auf und holte sich eine vollständige Niederlage; von den 20,000 Österreichern blieben 5000 auf dem Platze. Gleichzeitig wurde der am Vortage bei Trautenau siegreich gebliebne Gablenz durch die Garde unter dem Prinzen August von Württemberg bei Trautenau überwunden. Dadurch hatte der Kronprinz am 28. Juni den Durchmarsch durch die Pässe erzwungen; der Weg zur Elbe war frei. Es war jetzt schon klar, daß in dem Wettkampfe zwischen Preußen und Österreich die protestantische Macht militärisch und geistig überlegen war.

d) Münchengrätz und Jitschin (28. und 29. Juni).

Nicht so kraftvoll wie der Kronprinz hatte unterdessen der andre preußische Feldherr sein Ziel verfolgt. Die Vortruppen des Prinzen Friedrich Karl, dessen Generalstabschef General

Digitized by Google

Konst. Bernh. von Voigts-Rhetz war, kamen am 26. Juni an der Iser an. Vergebens suchte das österreichisch-sächsische Heer ihnen den Übergang bei Podol in einem blutigen Nachtgefechte streitig zu machen. Aber der Prinz verfolgte seinen Sieg ziemlich langsam und ließ sich durch das für die Österreicher freilich unglückliche Rückzugsgefecht bei Münchengrätz am 28. Juni im Vorschreiten aufhalten. Moltke, die Bewegungen der beiden Heere fürsorglich überwachend, sandte dem Prinzen am 29. Juni von Berlin aus das Telegramm: „Seine Majestät erwartet, daß die Erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die Zweite Armee begagiere, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet." Infolgedessen setzte der Prinz mit nicht zu überbietender Thatkraft den Vormarsch fort.

Benedek hatte unterdessen mit tiefer innerer Erschütterung die Niederlage seiner gegen den Kronprinzen vorgeschobnen drei Korps erfahren. Diese Nachrichten übten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er die gegen den Prinzen Friedrich Karl beabsichtigte Offensive aufgab. Er entschloß sich vielmehr am 29. Juni auf den Rat des „Positionsstrategen" Krismanić eine von Natur aus feste Verteidigungsstellung auf den Hügeln über der Elbe zu beziehen. Hier wollte er die weitern Angriffe abwarten. Er sandte auch an das österreichisch-sächsische Heer den Befehl, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Unglücklicherweise aber war der Meldungsdienst in seinem Hauptquartier so saumselig, daß diese Weisung noch nicht eingelangt war, als die Truppen des Prinzen Friedrich Karl am Nachmittage des 29. Juni bei Jitschin auf die Sachsen und auf das Korps Clam-Gallas stießen. Die Befehlshaber der Verbündeten mußten der Ansicht sein, daß das Hauptheer nahe sei, und daß sie deshalb den Straßenknotenpunkt Jitschin festhalten müßten. Sie nahmen die Schlacht an und widerstanden anfänglich mit Erfolg. Da kam um 7 Uhr der österreichische Offizier an, der den Befehl zum Rückzug überbrachte. Nun wollten die Österreicher den Kampf abbrechen, wurden jedoch von den scharf vordringenden Preußen in verlustvolle Gefechte verwickelt und vollständig besiegt. Die Sachsen des Kronprinzen Albert zogen sich in Ordnung zurück; das Korps Clam-Gallas aber löste sich auf dem Rückzuge, der die ganze Nacht und den nächsten folgenden Tag dauerte, auf und kam kampfunfähig bei der Hauptarmee an

e) Der Rückzug der Österreicher.

Dadurch war die feste, von dem österreichischen Hauptheer unterdessen bezogne Stellung unhaltbar geworden; denn die beiden Korps, die den linken Flügel bilden sollten, waren besiegt, und Prinz Friedrich Karl konnte den Österreichern in Flanke und Rücken brechen. So mußte Benedek in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli den Befehl zum Rückzuge geben. Da die Preußen ihm nicht sofort folgten, wußten sie nicht, wie weit er sein Heer zurückgeführt habe. Unterdessen waren König Wilhelm und Moltke am 1. Juli beim Heere des Prinzen Friedrich Karl angelangt. Moltke glaubte, die Österreicher hätten eine feste Stellung hinter der Elbe bezogen und erwarteten zwischen den Festungen Josefstadt und Königgrätz den Angriff. Indessen machten sie bereits hinter der Bistritz Halt, einem Nebenflüßchen der Elbe, wo sie nach einem ungeordneten Nachtmarsch ermüdet anlangten. Benedek hatte durch diese Vorgänge alle Siegeshoffnung verloren; und als am Morgen des 1. Juli Oberstleutnant Friedrich von Beck im Auftrage des Kaisers Franz Joseph in seinem Lager ankam, um sich über den Zustand des Heers zu unterrichten, wurde in einem Kriegsrate der weitere Rückzug hinter die Elbe und, wenn es notthäte, selbst nach Olmütz oder gegen Wien beschlossen. Dieser trübe Zustand der Dinge äußerte sich auch in einem Telegramme, das, von dem österreichischen Befehlshaber

Digitized by Google

unmittelbar darauf dem Kaiser geschickt, dringend riet, um jeden Preis Frieden zu schließen; eine Katastrophe für die Armee sei unvermeidlich. Kaiser Franz Joseph glaubte jedoch, daß er sich ohne eine Hauptschlacht nicht besiegt erklären könne. Deshalb antwortete er: „Einen Frieden zu schließen, unmöglich. Wenn Rückzug nötig, ist derselbe anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?“ Diese Willensäußerung des Kaisers scheint für Benedek maßgebend gewesen zu sein, um ihn zur Annahme einer Hauptschlacht zu bestimmen. Zu dieser machte er sich angesichts des raschen Vorrückens der Preußen auch sofort bereit.

Am späten Abend des 2. Juli erhielt man im preußischen Hauptquartiere die Kunde davon, daß die Österreicher noch vor der Elbe stünden, bereit zur Aufnahme des Kampfs. In einer Beratung zwischen König Wilhelm und Moltke wurde beschlossen, den Feind sofort mit allen Kräften anzugreifen, und Oberstleutnant Graf Reinhold Finck von Finckenstein (gefallen 1870 bei Mars-la-Tour) wurde noch in der Nacht zum Kronprinzen gesandt, um ihn aufzufordern, sofort aufzubrechen. In diesen Tagen hatte Generalmajor von Blumenthal geraten, die beiden preußischen Armeen, deren Vereinigung kein Hindernis mehr entgegenstand, auch taktisch westlich von der Elbe zusammenzuziehen, um so der Gefahr der Trennung in einer Hauptschlacht auszuweichen. Moltke jedoch verfügte, es habe bei der Sonderung zu bleiben, doch so, daß die Armeen am Schlachttag in einem raschen Marsche zusammenrücken könnten. Er wollte es in der Hand haben, mit einem Heere die Österreicher in der Front, mit einem andern in der Flanke anzugreifen. In dieser kühnen, auf die vollständige Vernichtung des Feinds hinzielenden Strategie, die in breiten Anmarschfronten den Feind umfaßt, liegt die Größe Moltkes; in Anwendung dieser Methode gelangte er 1870 zur Gefangennehmung ganzer Heere.

f) Die Schlacht bei Königgrätz.

Die Österreicher und Sachsen standen in der Frühe der Schlacht von Königgrätz, am 3. Juli, 215,000 Mann stark, enggeschlossen aufgestellt. Der große Nachteil ihrer Stellung bestand darin, daß sie die Elbe im Rücken hatten, über die allerdings mehrere Brücken geschlagen worden waren. Die Mitte und der linke Flügel standen mit der Front nach Westen und erwarteten den Angriff des Prinzen Friedrich Karl; der rechte Flügel, aus dem 4. und 2. Korps bestehend, hatte den Auftrag, Front gegen Norden zu halten, da von da aus der Anmarsch der Zweiten Armee zu erwarten war (s. die Skizze auf der Karte bei S. 290).

Der Kronprinz brach, dem an ihn ergangnen Befehle folgend, sofort am frühen Morgen auf; aber er konnte erst mittags auf dem Schlachtfeld eintreffen. Unterdessen griff die Erste Armee die Mitte, die Elbarmee den rechten Flügel des österreichischen Heers an. Die Elbarmee machte schöne Fortschritte; dagegen mühte sich Prinz Friedrich Karl vergebens gegen das starke Zentrum der Österreicher ab. Die österreichische Artillerie war stockwerkförmig auf den Hügeln von Chlum, Lipa und Langenhof aufgestellt und schnitt den Versuch eines Infanterieangriffs von vornherein ab. Da Prinz Friedrich Karl den Anschluß des Kronprinzen an seinen linken Flügel erst abwarten mußte, so befand sich hier sein schwacher Punkt; hier konnten die vorerst überlegnen Österreicher ihn überflügeln. Zum Glücke für die Preußen stand hier die 7. Division unter dem tapfern Generalmajor Eduard Friedr. von Fransecky, der die Schwäche seiner Stellung durch eine entschlossne und ruhmvolle Offensive verdeckte. Er drang in den Swiepwald vor, vertrieb die Österreicher und beunruhigte von da ihren rechten Flügel, der dem zu erwartenden Angriffe des Kronprinzen standzuhalten beauftragt war. Als nun die österreichischen Generale Graf Thassilo Festetics und Graf Karl von Thun-Hohenstein sich von Fransecky

Digitized by Google

angepackt fühlten, gedachten sie diesen Feind zuvor um jeden Preis zu schlagen. Sie verließen, von der Hoffnung auf Waffenruhm gelockt, ihre nach Norden gerichtete Stellung; das 4. Korps, nach der Verwundung Festetics' unter Befehl des Generals Anton Ritters Mollinary von Monte Pastello, versuchte den Preußen den Swiepwald zu entreißen. Dieser Angriff wurde zunächst mit blutigen Köpfen zurückgewiesen und erst, als auch ein Teil des 2. Korps sich gegen Frausecky wandte, konnte der Wald von den Österreichern erobert werden. Bis dahin hatten 11 preußische Bataillone 59 österreichischen Bataillonen die Stirne geboten.

Indessen stand die Schlacht gegen Mittag für die Österreicher äußerst günstig. Sorgenvoll blickte König Wilhelm nach Norden, wo man den Kronprinzen lange vergeblich erwartete. Benedek erwog, ob er nicht jetzt seine starken Reserven einsetzen und durch einen kräftigen Stoß gegen die preußische Mitte den Sieg erringen solle. Er fühlte sich jedoch gelähmt durch die Botschaft, die ihm drei Stunden früher als König Wilhelm und Moltke zuging, der Kronprinz sei im Anzuge. Mit Unruhe sah Benedek auch, wie sich sein rechter Flügel, sich in dem Kampfe gegen den Swiepwald verbeißend, gegen Norden starke Blößen gab. So geschah es, daß das Zweite Heer bei seinem Eintreffen um Mittag den österreichischen rechten Flügel im ersten Anlauf überrennen konnte. Die preußische Garde und das 6. Korps standen in der ersten Linie; die Korps Bonin und Steinmetz folgten nach. Die Garde drang siegreich vor, eroberte nach kurzem Kampfe den Schlüssel der österreichischen Position, das Dorf Chlum, und bald darauf auch Lipa. Wie überraschend dieser Einbruch der Preußen auch war und wie gewaltig ihr Erfolg, so glanbte Benedek doch, die Schlacht noch wiederherstellen zu können. Er bot seine Reserven auf, um Chlum zurückzuerobern. Thatsächlich drängten die Österreicher, mutig vorstürmend, die Garde durch ihre Übermacht zurück. Eben wollten sie auch in Chlum eindringen, da erschien, etwas verspätet, das preußische Korps Bonin, warf die Österreicher zurück, und bald darauf war ihre Niederlage entschieden. Nun rückte auch das bisher in Schach gehaltne Heer des Prinzen Friedrich Karl vor, und die preußische Kavallerie wurde aufgeboten, um den Sieg zu vervollständigen. Obwohl die österreichische Reiterei in dem Kampfe bei Streschetitz dieser Verfolgung Halt gebot, wälzten sich die Infanteriemassen unter Auflösung aller Ordnung zur Elbe, die Brücken des Flusses aufsuchend. Ihr Glück war, daß eine Verfolgung durch die preußische Infanterie unterblieb. So konnten die Österreicher, obwohl beim Übersetzen der Elbe zum Teil schreckliche Verwirrung herrschte, in der Nacht zum 4. Juli das linke Elbufer gewinnen. Ihre Verluste waren furchtbar: sie zählten an Toten, Verwundeten und Gefangnen über 44,000 Mann, von denen etwa die Hälfte teils verwundet oder unverwundet gefangen genommen war. Die Preußen hatten einen Verlust von 1355 Toten und 9200 Verwundeten. Die meisten Österreicher waren bei den fruchtlosen Massenstößen gegen das preußische Zündnadelgewehr gefallen (vgl. oben, S. 270 und 291).

C. Die Schlacht bei Custoza.

Dieser schweren Niederlage gegenüber fiel der Sieg, den die Österreicher am 24. Juni 1866 bei Custoza über die Italiener erfochten hatten, nicht sehr in die Wagschale. Die Italiener waren doppelt so stark wie das 74,000 Mann zählende Heer des Erzherzogs Albrecht; aber sie begingen den Fehler, ihr Heer zu teilen, mit der größern Hälfte über den Mincio zu gehen, während die kleinere unter Enrico Cialdini, Herzog von Gaeta, den Po überschreiten sollte. Dies benutzend, warf sich Erzherzog Albrecht, dem als Generalstabschef Generalmajor Franz Freiherr von John zur Seite stand, in unwiderstehlicher Offensive auf das unter dem

Digitized by Google

König und Lamarmora von Westen her vordringende Heer, griff es an dessen linkem Flügel überraschend an und errang so den Sieg (s. die Skizze auf der Karte bei S. 290).

8. Die letzten Kämpfe und der Friedensschluß.

A. Der Vormarsch der Preußen an die Donau; die Kämpfe in West- und Süddeutschland.

Nach der Schlacht von Königgrätz hielt es Kaiser Franz Joseph für geboten, die Vermittlung Frankreichs anzurufen; am 5. Juli 1866 kündigte das amtliche Pariser Blatt an, Venetien sei von Österreich an Kaiser Napoleon abgetreten worden. Österreich rechnete mit Sicherheit darauf, daß der französische Kaiser Italien zur Neutralität verweisen und durch Aufstellung eines Heers am Rheine dem Siegeslaufe Preußens Einhalt thun werde. Dazu riet dem Kaiser auch sein Minister des Äußern, Drouyn de l'Huys (S. 211). Aber Frankreich war nicht gerüstet, der Kaiser gerade damals von seinem Prostataleiden gequält, und so ließ er sich von dem Prinzen Jérôme (ursprünglich Joseph; S. 243) wie von seinen Ministern Marquis Ch. J. M. Fél. de Lavalette und Eugène Rouher bestimmen, jede Feindseligkeit gegen Preußen zu unterlassen, um durch Unterhandlungen von König Wilhelm Landabtretungen zu gewinnen. Geschickt wußte ihm auch der preußische Gesandte Graf von der Goltz (S. 287) vorzustellen, nun wie viel günstiger für ihn eine Verständigung mit Preußen sei. Von diesem Augenblick an hatte Frankreich seine Rolle als Vormacht Europas ausgespielt.

Denn Preußen pflückte die Früchte seines Siegs mit höchster Thatkraft. Goltz hielt Napoleon mit liebenswürdigen Andeutungen hin, ohne die preußische Regierung in irgend einer Weise zu verpflichten. Als im Auftrage Kaiser Napoleons der französische Diplomat Benedetti (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 239) im preußischen Hauptquartier in Mähren erschien, erregte dies in Bismarck die Befürchtung, Napoleon werde jetzt mit seinen Forderungen hervortreten; es stellte sich aber heraus, daß Benedetti nur unklare Aufträge hatte und bloß den Einzug der Preußen in die österreichische Hauptstadt verhindern sollte. Benedek hatte unterdessen auf dem eiligen Rückzuge mit seinem Heer Olmütz erreicht. Zu seiner Beobachtung und Verfolgung wurde die Zweite Armee des Kronprinzen befehligt, während die Erste unterdessen gegen Süden auf Wien loszog. Da Österreich durch die Abtretung Venetiens seine Südgrenze gesichert glaubte, wurde der größere Teil der in Italien stehenden Feldarmee, 57,000 Mann, nach dem nördlichen Kriegsschauplatze befehligt. Erzherzog Albrecht übernahm den Oberbefehl. Benedek erhielt die Weisung, sich von Olmütz an die Donau zurückzuziehen, damit das hinter diesem Strome neu gesammelte Heer den Widerstand aufnehmen könne. Der geschlagne Feldherr zögerte aber in Olmütz so lange, daß sich Abteilungen des kronprinzlichen Heers seinem Rückzuge vorlegen konnten. Benedeks Marschkolonnen wurden bei Tobitschau, südlich von Olmütz, am 15. Juli angegriffen und erlitten eine empfindliche Niederlage; 18 Kanonen fielen den Preußen in die Hände. So mußte Benedek den Marsch nach Süden aufgeben und zog sich nach Ungarn zurück, um auf einem Umwege längs der Waag die Donau zu erreichen. Infolgedessen konnten die Preußen früher als er an diesem Strom erscheinen.

Unterdessen kämpften die Preußen mit Erfolg gegen die deutschen Mittelstaaten (s. die Skizze auf der Karte bei S. 290). Nach der Gefangennahme der Hannoveraner (S. 289) hatte General Vogel von Falckenstein die Aufgabe, sich bei Fulda zwischen das bayerische Heer und das 8. Bundeskorps (Württemberger, Hessen, Badener) zu drängen, um zuerst die Bayern

Digitized by Google

und dann die anderen zu schlagen. Der bayerische Feldherr Prinz Karl forderte den Befehlshaber des 8. Korps, Prinzen Alexander von Hessen, auf, sich mit ihm zu vereinigen; aber der Bundestag wünschte, daß Alexander zunächst Frankfurt decke und bestimmte ihn, die Vereinigung hinauszuschieben. Dadurch wurde es möglich, daß die Bayern am 10. Juli 1866 bei Kissingen von der Division Goeben angegriffen und überwunden wurden. Obwohl nun Moltke den General Falckenstein anwies, zunächst der feindlichen Hauptmacht, den Bayern, zu folgen und sie vollständig zu besiegen, zog es Falckenstein vor, zuerst Frankfurt zu erobern. Er schlug das Bundeskorps in den Gefechten von Laufach und Aschaffenburg und zog siegreich in der Freien Stadt ein. Da er somit den Befehlen aus dem Hauptquartiere des Königs nicht gehorcht hatte, wurde er des Oberbefehls entsetzt; und am 19. Juli trat General Manteuffel (S. 282) an seine Stelle. Wieder gelang es den Preußen, die stets uneinigen Gegner einzeln anzugreifen und zuerst das Bundeskorps bei Bischofsheim und Wertheim, dann die Bayern bei Neubrunn und Roßbrunn zu schlagen. Die tapfern deutschen Truppen, die sich 1870 mit Ruhm bedecken sollten, mußten damals unterliegen, weil Einheit und Klarheit dem Oberbefehle fehlte.

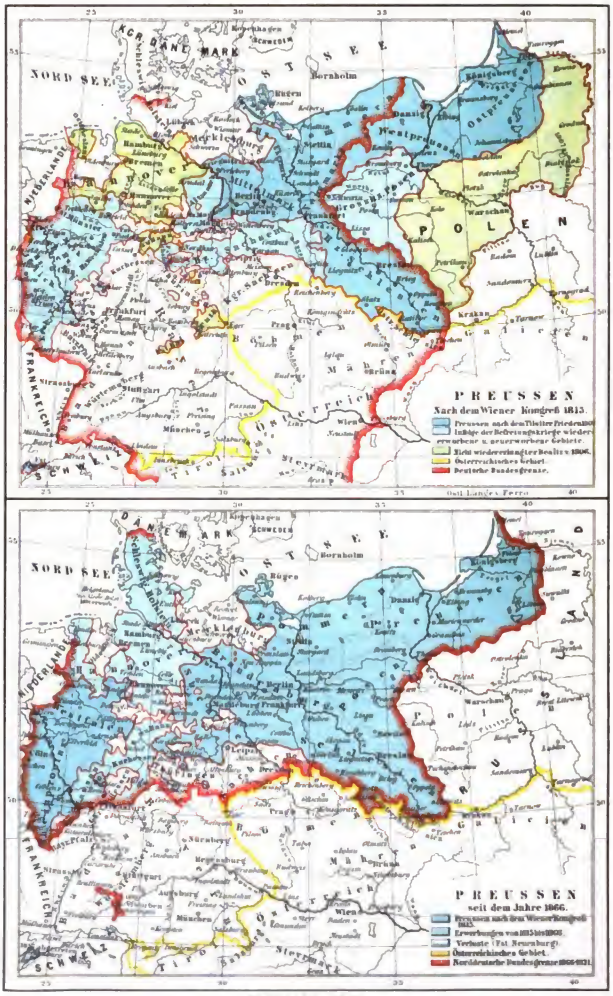
B. Nikolsburg; Lissa.

Dem Drängen Napoleons folgend, hatte Goltz mit ihm am 14. Juli vorläufige Vereinbarungen als Grundlage des Friedens getroffen. Darin war vor allem der Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bunde festgesetzt; das Gebiet der österreichischen Monarchie jedoch sollte, Venetien abgerechnet, nicht verringert werden. Preußen bedang sich zudem das Recht aus, einen Norddeutschen Bund unter seiner militärischen Oberhoheit zu bilden und Schleswig-Holstein einzuverleiben. Ein Süddeutscher Bund sei zu organisieren, mit unabhängiger Stellung nach allen Seiten. Mit diesen Vorschlägen trat Napoleon als Vermittler zwischen die kriegführenden Staaten. Es wäre Bismarck überaus willkommen gewesen, ohne Napoleon mit Österreich allein Frieden zu schließen, da stets zu fürchten war, Frankreich werde während der Verhandlungen mit eignen Gebietsforderungen hervortreten. Dies ließ Bismarck dem Wiener Kabinett eröffnen, mit dem Hinzufügen, daß Preußen in diesem Fall auf den Ersatz der Kriegskosten verzichten wolle. Österreich aber, irrtümlich in Frankreich eine Stütze erblickend, lehnte das Angebot ab. Dies war deshalb ein schwerer Fehler, weil Napoleon ausschließlich von dem Wunsche beseelt war, durch Gefälligkeit gegen Preußen dessen Zustimmung zu seinen Anschlägen auf Belgien und auf die Rheingebiete zu gewinnen. Deshalb beeilte sich auch Kaiser Napoleon, als König Wilhelm, die von seinem Gesandten in Paris am 14. Juli vereinbarten Bedingungen für ungenügend erklärend, ansehnliche Einverleibungen norddeutscher Gebiete forderte, auch dazu seine Zustimmung zu geben; selbst Sachsen hätte er aus jener Rücksicht heraus ohne weiteres geopfert. Jetzt hatte Preußen seinen Siegespreis gesichert und schloß Waffenruhe mit Österreich ab. Unmittelbar vorher wollte Moltke noch einen glücklichen Streich führen. General Fransecky erhielt den Befehl, Preßburg zu besetzen, damit bei etwaigem Kriegsausbruche der Übergang über die Donau dem preußischen Heere gesichert sei. Bei Blumenau kam es am 22. Juli zum Gefecht; als jedoch am Mittag auf beiden Seiten die Kunde eintraf, die Waffenruhe sei abgeschlossen, wurde es unentschieden abgebrochen.

Zu Nikolsburg wurde darauf der Vorfriede vereinbart. Die Einigung erfolgte bald, da Österreich nach seiner schweren Niederlage sich bereit erklären mußte, Preußen freie Hand in Deutschland zu lassen (s. die beigeheftete Karte). Freilich hätte König Wilhelm noch gern österreichische Gebiete, insbesondere Österreichisch-Schlesien und Teile Nordböhmens, für Preußen

Digitized by Google

Preussen im XIX. Jahrhundert.



Bibliogr. Institut in Leipzig

Digitized by Google

erwerben mögen. Erst auf die ernste Vorstellung Bismarcks, daß man durch die Überspannung der Ansprüche das Errungne in Frage stelle, gab der König nach. Die letzte Schwierigkeit schwand, als Preußen auf eine von Österreich gestellte Bedingung einging und die Unverletzlichkeit des Königreichs Sachsen anerkannte. Auf dieser Grundlage wurde am 26. Juli der Präliminarfriede geschlossen. Ihm folgte am 23. August der Friede zu Prag.

Schwieriger gestaltete sich die Vereinbarung zwischen Österreich und Italien. Noch im Ausgange des Kriegs erhielt der italienische Admiral Persano (S. 260) den Auftrag, durch die Besetzung der dalmatinischen Insel Lissa für Italien ein Faustpfand zu sichern. Während der Beschießung des Hauptorts der Insel erschien der österreichische Admiral Tegetthoff (S. 282), griff die italienische Flotte am 20. Juli 1866 an, bohrte mit seinem Admiralschiffe den Rè d'Italia in den Grund und zwang die italienische Flotte zum Abzuge (s. die Skizze auf der Karte bei S. 290). Da auch Garibaldi beim Eindringen in Welschtirol von dem österreichischen General Kuhn (S. 244) in mehreren Gefechten besiegt wurde, mußte sich Italien in dem am 3. Oktober abgeschloßnen Frieden in die Abtretung Venetiens finden.

C. Bismarcks Staatskunst.

Unter dem Eindrucke der preußischen Siege gelang es der überlegnen Staatskunst Bismarcks gleich jetzt, das außerösterreichische, bis dahin in Parteien zerrißne Deutschland wenigstens für den Fall eines Kriegs zu einigen. Vor allem bestimmte er den König, den Konflikt mit dem preußischen Abgeordnetenhause dadurch zu beendigen, daß er in der Thronrede vom 5. August 1866 die Hand zur Versöhnung bot. Es gab unversöhnliche Konservative, die den König drängten, den auswärtigen Sieg zur völligen Niederwerfung auch der liberalen Partei zu benutzen; die Thronrede erkannte jedoch ausdrücklich an, daß die für Militärzwecke gemachten Ausgaben nachträglich vom Landtage bewilligt werden müßten, und heischte deshalb für sie Indemnität. Auch hier folgte der König nur zögernd dem Rate Bismarcks. In dem Gespräche mit dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses erklärte er, er würde in einem ähnlichen Falle nicht anders handeln können als früher; doch ist diese Äußerung, für die Bismarck die Verantwortlichkeit ablehnte, glücklicherweise erst später in die Öffentlichkeit gelangt.

Ebenso klug war die Behandlung der besiegten Mittelstaaten. Bismarck stellte den Grundsatz auf, daß die volle Einverleibung oder die gänzliche Schonung der einzelnen Staaten richtig sei; wer zum Genossen des neuen Bundes erkoren sei, dem dürfe der Eintritt nicht durch harte Bedingungen erschwert werden. Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt a. M. wurden vollständig einverleibt, wodurch das preußische Gebiet um 1300 Quadratmeilen vergrößert wurde (s. die beigeheftete Karte „Preußen im 19. Jahrhundert.“). Dagegen waren die den übrigen Staaten auferlegten Forderungen Preußens auf Kriegsentschädigung mäßig. Sein größter Erfolg der Unterhandlungen war, daß Württemberg, Baden und Bayern zwischen dem 13. und 21. August 1866 mit Preußen Schutz- und Trutzbündnisse schlossen, auf deren Grund ihre Truppenmacht im Kriegsfalle dem preußischen Oberbefehl untergeordnet wurde. Diese Bestimmungen, die zunächst geheim gehalten wurden, bildeten die Grundlage der Einigung Deutschlands.

Dieses günstige Ergebnis war wesentlich dadurch erzielt worden, daß Napoleon III. unklugerweise den richtigen Zeitpunkt versäumt hatte und erst jetzt die Hand nach deutschen Gebieten ausstreckte. Mit höchster diplomatischer Feinheit hatte Bismarck den Kaiser hingehalten, bis der Krieg entschieden war. Jetzt verlangte der Kaiser den Preis für seine Neutralität. Sein

Digitized by Google

Gesandter Benedetti forderte in einer Unterredung mit Bismarck am 5. August die Rheinpfalz nebst Mainz, dann das Gebiet an der Saar. Da trat ihm Bismarck stolz entgegen. Er drohte, falls Frankreich auf diesen Ansprüchen beharre, sofort und um jeden Preis mit den Süddeutschen Frieden zu machen und mit ihnen vereint zur Eroberung von Elsaß und Lothringen auszuziehen. Da erschrak Napoleon, weil seine Streitkräfte der gewaltigen Kriegsrüstung Deutschlands nicht gewachsen waren; hatte doch Preußen allein gegen 660,000 Mann unter den Fahnen. Bismarck aber sorgte dafür, daß die Forderungen Frankreichs in einem Pariser Blatte bekannt gemacht wurden, so daß das Nationalgefühl der Deutschen gewaltig erregt wurde. Unter diesen Eindrücken gelang es, die oben besprochnen Bündnisse mit den süddeutschen Staaten zu stande zu bringen. Mit ihnen war Deutschland stark genug, jeden Zoll nationalen Bodens gegen Osten und Westen zu verteidigen. Napoleon III. war, bevor er auf dem Schlachtfelde besiegt wurde, diplomatisch vollständig überwunden. Drouyn de l'Huys nahm, da der Kaiser von seiner zum Kriege drängenden Politik nichts wissen wollte, den Abschied und sagte: „Ich habe drei Dynastien kommen und gehen gesehen. Ich kenne die Anzeichen des nahenden Falls und ziehe mich zurück."

Digitized by Google

IV. Westeuropa in den Jahren 1866–1902.

Von

Professor Dr. Gottlob Egelhaaf.

Digitized by Google

1. Westeuropa 1866—71.

A. Die Verschmelzung der neuen Provinzen mit dem preußischen Staate.

Am 3. Oktober 1866 ergriff König Wilhelm durch ein Patent feierlich Besitz von Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt a. M., die ihm der Prager Friede (S. 297) völkerrechtlich zugesprochen hatte, und deren Einverleibung in Preußen durch den Landtag der Monarchie im September gutgeheißen worden war. Der König erklärte in seiner Ansprache an die Hannoveraner vom gleichen Tage, daß er den Schmerz ehre, mit dem sie sich von frühern ihnen liebgewordnen Verhältnissen lossagten, daß aber die nationalen Interessen die feste und dauernde Vereinigung Hannovers mit Preußen geböten und somit Deutschland gewonnen haben solle, was Preußen erworben habe. Wie richtig auch diese Sätze waren, so war doch ein großer Teil der Hannoveraner wenig geneigt, sie anzuerkennen und sich in das Unvermeidliche zu finden. Die Anhänglichkeit an das welfische Haus, vor allem an den blinden und deshalb besonders bemitleideten König Georg V. und seine Gemahlin, die allgemein geliebte Königin Marie; die Erwägung, daß die Ritterschaft des Lands aus dem vorwiegenden Besitze der hohen Staatsämter verdrängt, die Hauptstadt durch den Verlust des Hofs schwer geschädigt, die alten verknöcherten, aber gewohnten Erwerbsverhältnisse durch die preußische Gewerbefreiheit und Freizügigkeit auf allen Seiten durchbrochen werden würden; die landsmannschaftliche Abneigung des Hannoveraners gegen den Preußen, namentlich den als hochnasig und windig verschrienen Berliner — kurz, Gemütsstimmungen und praktische Interessen wirkten gleichmäßig dahin, daß die preußische Herrschaft namentlich beim Adel, der Geistlichkeit und einem großen Teile der Bürger und Bauern nur mit stummem Ingrimm betrachtet und ertragen ward. Der nach Schloß Hietzing bei Wien geflüchtete König schürte noch das Mißvergnügen durch eine Ansprache an sein Volk vom 5. Oktober, worin er dem Patente Wilhelms I. entgegen die Einverleibung seines Lands in Preußen für null und nichtig erklärte und das Vertrauen zu dem Allmächtigen aussprach, daß „Er Hannover wie vor 60 Jahren, wo dasselbe Unrecht von derselben Seite her keinen Bestand haben durfte", dem Welfenhause wieder zurückerstatten werde. Nun bildeten sich im ganzen Land insgeheim Vereine, deren Ziel eben diese Rückerstattung war, und man beabsichtigte eine „hannöversche Legion" bereit zu halten, die im Ernstfalle mit den Waffen in der Hand zur Stelle sein sollte. Der Haß des Pöbels gegen Preußen gab sich in Beschimpfungen einzelner Personen, namentlich preußischer Soldaten, kund.

Es ist interessant, zu hören, daß Bismarck einen ähnlichen Gedanken gehabt hat, wie er einst durch Kleisthenes in Athen mit Erfolg verwirklicht worden ist (vgl. Bd. IV, S. 276): durch Zerreißung der bisherigen Zusammenhänge neue Formen des politischen Lebens zu

Digitized by Google

schaffen, die die Verschmelzung der alten und der neuen Landesteile erleichtern sollten. Nach seiner Rede im Abgeordnetenhause vom 5. Februar 1867 wollte er das ganze Land westlich von der Elbe neu einteilen in vier große Provinzen, die den mittelalterlichen Stämmen entsprechen und Rheinfranken, Westfalen, Niedersachsen und Thüringen heißen sollten; in ihnen wären Alt- und Neupreußen zu provinzialem Sonderdasein verknüpft und so der sie trennende Gegensatz gemildert worden. Aber es gelang Bismarck nicht, diesen Gedanken durchzuführen: „die (allmählich durch die politischen Ereignisse geschaffenen) Staaten erwiesen sich stärker als die (ursprünglichen) Stämme".

So blieb nichts übrig, als die unverändert für sich bleibende Provinz Hannover mit wohlwollender und doch fester Hand zu regieren und auf die alles ausgleichende Macht der Zeit zu hoffen. Unter Benutzung des Umstands, daß der Regierung bis zum 30. September 1867 in den neuen Landesteilen diktatorische Macht gelassen war und die preußische Verfassung dort erst am 1. Oktober 1867 in Kraft treten sollte, verfügte ein Erlaß an den Generalgouverneur von Voigts-Rhetz (S. 292), daß alle Beamten, auf deren rückhaltlose Mitwirkung nicht gerechnet werden könne, ohne weiteres ihres Amts enthoben werden sollten; auch wurde eine Anzahl welfischer Wühler in die Festung Minden eingesperrt. Dies wirkte so weit, daß wenigstens eine äußerliche Ruhe einkehrte; doch traten auch Anzeichen hervor, daß im Volk selbst die welfischen Gesinnungen keineswegs durchweg herrschend waren. Schon am 1. Oktober erklärten 39 Abgeordnete zur Zweiten Kammer und 70 Gemeindebevollmächtigte, daß sie die Einverleibung als eine unabänderliche, durch die Halsstarrigkeit der frühern Regierung selbst herbeigeführte Thatsache hinnähmen; und als am 11. Oktober ein besonderes hannöversches Armeekorps, das zehnte, errichtet wurde, da traten von 660 hannöverschen Offizieren 425, also fast zwei Drittel, sofort in preußische Dienste über, was dem vertriebnen Könige begreiflicherweise eine schmerzliche Enttäuschung bereitete.

In Kurhessen und Nassau gingen die Dinge weit glatter von statten als in Hannover; dort hatte das tyrannische Regiment des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., hier die rücksichtslose Ausübung des Jagdrechts und die Vorenthaltung der freisinnigen Verfassung vom Jahr 1849, deren Herstellung der Landtag vergeblich gefordert hatte, eine solche Abkehr der Unterthanen von ihren Fürsten zur Folge gehabt, daß man das Ende der Kleinstaaterei allgemein als eine Erlösung aus unhaltbaren Verhältnissen empfand. Bitterer war die Stimmung in den altfrankfurter Kreisen, weil die Wahlstadt der alten Kaiser und eine der angesehensten Handelsmetropolen Süddeutschlands aus einer Freien Stadt zur preußischen Landstadt herabgedrückt war; selbst die alsbald einsetzende riesenhafte Entfaltung des nun aus seiner Vereinzelung befreiten Gemeinwesens, das bald alle andern süddeutschen Städte, außer München, überholte, vermochte den Schmerz über den Verlust der Selbständigkeit nicht zu bannen.

Bismarck und der König waren aber unausgesetzt bemüht, durch Eingehen auf alle irgend erfüllbaren Wünsche der Einverleibten diese für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen. Der persönlichen Dazwischenkunft des Monarchen verdankten es die Kurhessen, daß die Hälfte ihres Staatsschatzes im September 1867 ihnen als Provinzialfonds verblieb, aus dem sie Arbeitsanstalten, Armenpflege und die Landesbibliothek versorgen sollten; und die Provinz Hannover erhielt im Februar 1868 eine Summe von jährlich 500,000 Thalern für ihre besondern Verwaltungszwecke überwiesen. Den abgesetzten Fürsten wurden ebenfalls reiche Geldentschädigungen gewährt. Der Kurfürst von Hessen empfing im September 1867 die andre Hälfte des Staatsschatzes, der aus den Hilfsgeldern erwachsen war, die England 1776 für

Digitized by Google

die nach Amerika gesandten Mannschaften gezahlt hatte. Dem Herzog von Nassau wurden im September 1867 einige Schlösser und 15 Millionen Gulden (= 27 Millionen Mark) überwiesen, und König Georg empfing im gleichen Monat ein Kapital von 16 Millionen Thalern, dessen Rente mit 700,000 Thalern ihm in halbjährlichen Teilzahlungen ausgefolgt werden sollte, das aber selbst so lange gerichtlich hinterlegt blieb, bis mit den Verwandten ein Vertrag über seine Verwaltung vereinbart sei. Die Voraussetzung bei diesem Entgegenkommen, das erst nach harten Kämpfen die Genehmigung des preußischen Landtags fand, war natürlich, daß die drei Fürsten, wenn auch nicht formell-rechtlich, so doch thatsächlich auf ihre frühern Länder verzichteten. Weil aber König Georg im Februar 1868, der Kurfürst Friedrich Wilhelm im September 1868 sich in öffentlichen Kundgebungen mit aller Schroffheit gegen Preußen kehrten, so wurden die den beiden Fürsten zugestandnen Summen im März und September 1868 mit Beschlag belegt. Da Georg seine Welfenlegion auf 730 Mann brachte und sie in Frankreich unbewaffnet (als „Flüchtlinge") zusammenhielt, so bestimmte ein Gesetz vom Frühjahr 1869, daß die Zinsen der mit Beschlag belegten 16 Millionen Thaler zur Abwehr der gegen Preußen gerichteten Unternehmungen des Königs und seiner Sendlinge verwandt werden sollten. Von Bismarcks Ausspruch her: „Wir werden diese bösartigen Reptilien bis in ihre Höhlen verfolgen", wurde der betreffende Schatz bald allgemein Reptilienfonds genannt; er fand großenteils für Preßartikel zu gunsten der neuen Ordnung der Dinge Verwendung. Erst 1892 ist die Beschlagnahme zu gunsten des Sohns Georgs V., des Herogs Ernst August von Cumberland, rückgängig gemacht worden.

In Schleswig-Holstein (S. 283/284) bestanden die Zuneigungen zu Herzog Friedrich zwar noch fort; aber die Gewißheit, daß der preußische Aar die Herzogtümer gegen das verhaßte dänische Joch ein für allemal beschirmen werde, und die jetzt in den dänischen Grenzbezirken Schleswigs erwachende nationaldänische Propaganda trugen langsam, doch sicher dazu bei, daß die ganz überwiegend deutsche Bevölkerung sich in die neuen Zustände finden lernte. Die Hochherzigkeit des in seinen schönsten Hoffnungen getäuschten Herzogs, der es verschmähte, einen nutzlosen Widerstand zum Unheile der Herzogtümer zu schüren, hat auch zur Beruhigung der Gemüter viel mitgeholfen und den Tag vorbereitet, da seine Tochter Auguste Viktoria die deutsche Kaiserkrone tragen durfte.

B. Die Errichtung des Norddeutschen Bunds.

In dem Augenblicke, da Preußen aus dem Deutschen Bund austrat und den Krieg gegen Österreich begann, hatte es alle norddeutschen Staaten zum Abschluß eines neuen Bündnisses aufgefordert. Im August 1866 erklärten sich alle 19 Regierungen, die den Krieg an Preußens Seite durchgefochten hatten, hierzu bereit; Meiningen und Reuß ä. L., die auf österreichischer Seite gestanden waren, thaten nach einigem Zögern im September dasselbe, und der alte preußenfeindliche Herzog Bernhard von Meiningen dankte zu gunsten seines Sohnes Georg ab. Am 15. Dezember wurden in Berlin unter Bismarcks Vorsitz Ministerberatungen eröffnet, die von allen norddeutschen Regierungen beschickt waren, auch von Sachsen und von Hessen-Darmstadt für seine Landesteile rechts vom Main. Auf diesen Beratungen wurden die Grundzüge der neuen Bundesverfassung vereinbart. Danach sollte das Präsidium des Bunds dem Könige von Preußen zustehen, in der Art, daß er den Bund nach außen vertreten, Krieg und Frieden in dessen Namen erklären, die Ausführung der Bundesbeschlüsse überwachen, alle Bundesbeamten ernennen, Heer und Flotte des Bunds befehligen sollte. Die Vertretung

Digitized by Google

der Regierungen sollte der Bundesrat darstellen, in dem (auf Grund der Stimmverhältnisse im vormaligen Deutschen Bunde) 17 Stimmen von Preußen, 4 von Sachsen, je 2 von Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig, je eine von den übrigen 18 Staaten, in ganzen 43 Stimmen geführt werden sollten. Dem Bundesrate stand die Mitwirkung bei der ganzen Gesetzgebung zu; er war auch der Träger der Bundessouveränität. Das Volk sollte durch einen aus dem allgemeinen direkten Wahlrechte hervorgehenden Reichstag an der Gesetzgebung beteiligt sein; diesem Reichstage stand auch das Recht der Initiative zu; Geldentschädigung für ihre Mühewaltung sollten die Abgeordneten nicht empfangen. Als Bundesfachen wurden erklärt: Heer und Flotte, wobei durch Artikel 56 die Friedensstärke des Heers auf 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 bestimmt und nach je zehn Jahren eine Erhöhung vorbehalten wurde, dann auswärtige Politik, Post und Telegraphie, Zölle und Handel. Die Finanzen sollten auf die Zölle, die gemeinsamen Steuern und die Erträge von Post und Telegraphie gegründet werden; soweit diese Quellen aber nicht zureichten, sollten die einzelnen Staaten zu „Matrikularbeiträgen" nach der Kopfzahl ihrer Bevölkerung verpflichtet sein. Der Bundeshaushalt sollte auf je drei Jahre bewilligt werden; für jeden Kopf beim Heere sollten — ohne Zeitgrenze — 225 Thaler zur Bestreitung der Heereskosten zur Verfügung gestellt werden. Nachdem verschiedne Bedenken gegen einzelne dieser Bestimmungen geltend gemacht worden waren, wurden sie schließlich doch am 2. Februar 1867 genehmigt und solchergestalt dem am 12. Februar gewählten verfassunggebenden Reichstage vorgelegt.

Für die Parteiverhältnisse in diesem Reichstage war es nun von großer Wichtigkeit, daß im Herbst 1866, als es galt, den preußischen Konflikt aus der Welt zu schaffen, zwei neue Parteien auf den Schauplatz getreten waren. Am 24. Oktober war die Nationalliberale Partei durch Männer wie Max von Forckenbeck, Friedr. Hammacher, Ed. Lasker, Otto Michaelis, Karl Twesten, Hans Viktor von Unruh gegründet worden; sie sagte sich von der mehr und mehr in unfruchtbare Verneinung versinkenden Fortschrittspartei los und strebte ein vertrauensvolles, frisches Zusammengehen mit dem großen Staatsmann an, der durch die That bewiesen hatte, daß er nicht der beschränkte Junker war, als den ihn die Fortschrittspartei verschrieen hatte und noch verschrie. „Uns", so heißt es in dem nationalliberalen Programm vom 13. Juni 1867, „vereinigt der Gedanke, daß die nationale Einheit nicht ohne die volle Befriedigung der liberalen Ansprüche des Volks erreicht und dauernd erhalten werden kann." Wie sich so die bejahenden Glieder der Linken auf eigne Füße stellten, so thaten denselben Schritt die gemäßigten Konservativen und begründeten die Freikonservative Partei (seit 1871 auch „Deutsche Reichspartei"), die das Festhalten an den gesunden konservativen Grundsätzen: der Achtung vor der Autorität und der Hochhaltung des Königtums, mit besonnenem Fortschritt und mit Wahrung bürgerlicher Freiheit vereinbaren wollten. In dem verfassunggebenden Reichstage zählten die Konservativen 59 Abgeordnete, die Freikonservativen 36, die ihnen nahestehenden Altliberalen 27, die Nationalliberalen 79, der Fortschritt nur 19; dazu kamen 18 Partikularisten, 12 Polen, 2 Dänen, 1 Sozialdemokrat (Aug. Bebel) und eine Anzahl „wilder" Politiker. Die Entscheidung lag bei den beiden Parteien, die sich ihren Grundsätzen nach von rechts und links her berührten und nach sonstigem Sprachgebrauch als rechtes und linkes Zentrum bezeichnet worden wären: bei den Freikonservativen und den Nationalliberalen.

Der Reichstag erwählte zu seinem Präsidenten Eduard Simson, der 1848—49 in der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. den Vorsitz geführt hatte (S. 222), und knüpfte damit auch äußerlich an die Überlieferungen der erbkaiserlichen Partei an. Bei den Beratungen

Digitized by Google

überwog das Gefühl, daß trotz mancher von dem Standpunkte der Regierungen abweichenden Wünsche diese nicht unbedingt vorwiegen dürften, vielmehr unter allen Umständen durch gegenseitiges Nachgeben etwas zu stande kommen müsse. Bismarck verlieh diesem Gefühl in seiner Rede vom 11. März 1867, einer der gewaltigsten, die er jemals gehalten hat, einen ergreifenden Ausdruck, indem er denen, welche die Verkürzung des preußischen Budgetrechts beim Militärwesen nicht gutheißen wollten, zurief: „Die großartigen Bewegungen, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Italiens, vom Rhein bis an die Karpathen zum eisernen Würfelspiele getrieben haben, in denen um König- und Kaiserkronen gespielt worden ist, die tausend und abertausend der Gebliebnen und der Seuche Unterlegnen, die mit ihrem Tode die nationale Entscheidung besiegelt haben, können nicht mit einer Resolution ad acta gelegt werden. Meine Herren, wenn Sie das glauben, stehen Sie nicht auf der Höhe der Situation! ... Was würden Sie wohl einem Invaliden von Königgrätz antworten, wenn er nach den Ergebnissen dieser gewaltigen Anstrengungen fragte? Sie würden ihm etwa sagen: ‚Ja freilich, mit der deutschen Einheit ist es wieder nichts geworden; die wird sich bei Gelegenheit finden; aber wir haben das Budgetrecht des preußischen Abgeordnetenhauses gerettet, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen; darum haben wir mit dem Kaiser von Österreich unter den Mauern von Preßburg gerungen. Du tröste dich damit, Krieger, und auch die Witwe mag sich trösten, die ihren Mann begraben hat.‘ Meine Herren, diese Situation ist eine Unmöglichkeit! Arbeiten wir rasch, setzen wir Deutschland in den Sattel — reiten wird es schon können!“

Im Laufe der Beratungen wurden vom Reichstag etwa 40 Abänderungen an dem Entwurfe vorgenommen. So wurde dem Bunde das Recht zugewiesen, nicht bloß indirekte, sondern auch direkte Steuern zu erheben; jede Abänderung an dem Heerwesen und der Flotte wurde von der ausdrücklichen Zustimmung des Präsidiums abhängig gemacht. Dem Bunde wurde das Strafrecht, das Prozeßverfahren und vom Zivilrechte wenigstens das Obligationenrecht übertragen. Für die Anordnungen des Präsidiums sollte der Bundeskanzler durch Namensunterschrift die (moralische, nicht rechtliche) Verantwortung übernehmen. Das Wahlrecht zum Reichstage sollte geheim sein; den Beamten wurde auch das passive Wahlrecht zuerkannt. Wahrheitsgetreue Berichte über die öffentlichen Sitzungen des Reichstags sollten gegen Verfolgung sicher sein; den Abgeordneten wurden Tagegelder zugebilligt. Der Bundeshaushalt sollte nicht auf drei Jahre, sondern je nur auf ein Jahr bewilligt werden. Beim Kriegswesen wurden die Bestimmung, daß ein Hundertstel der Bevölkerung von 1867 im Frieden unter den Fahnen stehen solle, und der Satz von 225 Thalern auf den Kopf nur bis zum 31. Dezember 1871 zugestanden. In Notfällen wurde dem Bunde das Recht zur Aufnahme von Anleihen erteilt; bei Rechtsverweigerung in einem Bundesgliedstaate sollte (falls auf gesetzlichem Weg Abhilfe nicht erlangt werden könne) der Bund gehalten sein, einzugreifen und gerichtliche Abhilfe zu bewirken. Betreffs des Eintritts der oder auch nur eines der süddeutschen Staaten in den Bund war festgesetzt, daß das auf Antrag des Präsidiums im Wege der Gesetzgebung zu erfolgen habe. Schließlich wurden Veränderungen der Verfassung auf denselben Weg, aber unter Forderung einer Zweidrittelmehrheit im Bundesrate, verwiesen.

Von diesen Beschlüssen nahmen die verbündeten Regierungen fast alle an; nur gegen zwei erhoben sie durch Bismarck am 15. April im Reichstage bestimmte Einsprache. Einmal gegen die Zuerkennung von Tagegeldern an die Reichstagsabgeordneten: in den Augen der Regierungen bildete die durch den Vorenthalt von Diäten bewirkte Beschränkung der Wählbarkeit

Digitized by Google

(des passiven Wahlrechts) ein unentbehrliches Gegengewicht gegen das schrankenlose aktive Wahlrecht. Der Reichstag gab demzufolge die Tagegelder wieder preis. Zweitens betrachteten die Regierungen es als durchaus unzulässig, daß das Heerwesen nach dem 31. Dezember 1871 alljährlich von schwankenden Mehrheiten abhängig sein sollte, während doch die Ausgaben für die bürgerliche Verwaltung gesetzlich festgelegt seien; der Abgeordnete Rudolf Gneist machte darauf aufmerksam, daß zwar für ein Söldnerheer, wie es in England bestehe, das Unterhaus die Kosten verweigern könne, ein Volksheer wie das deutsche dagegen gar nicht anders denn als eine dauernde Einrichtung zu denken sei. Am liebsten hätten es die Regierungen gesehen, wenn dem Entwurfe gemäß die bleibende Festlegung einer Mindestheeresstärke ein für allemal (Äternat) und die ebenso bleibende Bewilligung einer für die Kosten ausreichenden Summe zugestanden worden wären. Sie erklärten sich aber schließlich (17. April) mit dem Antrag einverstanden, den namens der Freikonservativen Fürst Hugo von Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest, und namens der Nationalliberalen deren hannöverscher Führer Rudolf von Bennigsen einbrachten (angenommen am 15. April): daß die im Artikel 56 (nunmehr 60) der Verfassung durch die zweite Lesung bis zum 31. Dezember 1871 festgesetzte Friedenspräsenzstärke des Heers von einem Hundertstel der Bevölkerung und die Pauschalsumme von 225 Thalern für den Kopf des Heers auch über den 31. Dezember 1871, aber doch nur so lange festgehalten werden sollten, bis sie durch Bundesgesetz abgeändert seien; aber die Verausgabung der Summen für das gesamte Landheer sollte jährlich durch Etatsgesetz festgestellt werden. Am 17. April 1867 schloß der König den verfassunggebenden Reichstag mit einer Thronrede, die der Befriedigung darüber Ausdruck verlieh, daß die Bundesgewalt die ihr notwendigen Befugnisse erlangt habe und den Bundesgliedern doch die Freiheit der Bewegung auf allen den Gebieten verblieben sei, wo sie ersprießlich zu wirken vermöge.

Nachdem die Landtage der einzelnen Staaten ihre Beistimmung erklärt hatten, trat die Verfassung mit dem 1. Juli 1867 ins Leben. Wohl waren jetzt nur etwa vier Fünftel aller Deutschen im „Norddeutschen Bunde" vereinigt. Aber diese Vereinigung war straffer und damit machtvoller, als jemals eine in Deutschland bestanden hatte, und zum erstenmal in seiner Geschichte war dem deutschen Volke das Recht verbürgt, durch den Mund frei gewählter Vertreter bei der Gestaltung seiner Geschicke mitzuwirken. Noch fehlten freilich die Süddeutschen; doch das allgemeine Empfinden war so, wie es der hannöversche Nationalliberale Johannes Miquel ausdrückte: „Die Mainlinie ist kein Gespenst mehr, sondern nur eine Haltestelle für uns, wo wir Wasser und Kohlen einnehmen, wo wir Atem schöpfen, um nächstens weiter zu gehen!"

C. Napoleonische Verlegenheiten und Auswege.

a) Die luxemburgische Angelegenheit.

Während der Beratungen des Reichstags war eine schwere Wetterwolke am Himmel aufgezogen, aber doch noch glücklich beschworen worden. Der französische Kaiser Napoleon III. hatte schon am 5. August 1866 (S. 298) den Versuch gemacht, sich für die Vergrößerung Preußens und den Zusammenschluß Norddeutschlands „Kompensationen" zu verschaffen, indem er Rheinhessen mit Mainz und die bayrische Rheinpfalz verlangte: entschieden abgewiesen, hatte er am 20. August gegen Preisgabe Deutschlands an Preußen für sich Belgien und Luxemburg gefordert, dessen Großherzog der König der Niederlande, Wilhelm III., war, und das auf 2600 Quadratkilometern etwa 200,000 Seelen zählte. Bismarck zog die Verhandlungen

Digitized by Google

hierüber hin, da er Frankreich nicht aufs äußerste reizen und so den Feinden Preußens in die Arme treiben wollte; er gab auch auf das Angebot eines Schutz- und Trutzbündnisses, das ihm gleichzeitig von Frankreich gemacht wurde, keine bestimmte Antwort, ließ aber, was Luxemburg betraf, dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, darüber keinen Zweifel, daß der König Wilhelm jede thätige Mitwirkung zu dessen Erwerbung für Frankreich ablehnen und sie höchstens duldend geschehen lassen werde.

Um aber Freund und Feind darüber beizeiten aufzuklären, daß ein etwa ausbrechender Krieg Deutschland geeint finden werde, ließ Bismarck am 19. März 1867 die Schutz- und Trutzverträge veröffentlichen, die Preußen im August 1866 mit Bayern, Württemberg und Baden geschlossen hatte (S. 297), und denen am 11. April 1867 nun auch Hessen-Darmstadt beitrat. Nach diesen Verträgen stand dreierlei fest: 1) Nord- und Süddeutschland unterstützten sich im Kriegsfalle mit ihrer gesamten Heeresmacht; 2) diese stand unter dem einheitlichen Oberbefehle des Königs von Preußen; 3) die sämtlichen Staaten verbürgten sich die Unversehrtheit ihres Besitzstands. Napoleon brachte nun zwar den König Wilhelm III. der Niederlande zu einem Vertrage, nach dem dieser dem Kaiser sein Recht auf Luxemburg gegen eine Entschädigung von 5 Millionen Franken abtrat; aber der König, der nur ungern Luxemburg aufgab, bedang die formelle Zustimmung Preußens zu dem Vertrag aus, und diese war, wie erwähnt, nicht zu erlangen. Am 1. April stellte Rudolf von Bennigsen im Reichstage, nach vorherigem Einvernehmen mit der Regierung, eine Anfrage über den Stand der Sache an Bismarck, bei welcher Gelegenheit sich ergab, daß die ganze Nation einmütig entschlossen war, die Abreißung auch des kleinsten Teils von Deutschland, und mochte er auch nur noch durch das Band des Zollvereins mit dem Körper der Nation zusammenhängen (wie das seit der Auflösung des Deutschen Bunds bei Luxemburg der Fall war), auf jede Gefahr hin zu verhindern; „thäten wir das nicht", rief Bennigsen aus, „so müßte ein Stempel undeutscher Schwäche auf unsere Politik fallen". Vor dieser Entschiedenheit des nationalen Gefühls wich Napoleon, dessen Kriegsmacht für einen Zusammenstoß mit Deutschland nicht gerüstet war, schließlich zurück, um so mehr, als Österreich, wo seit 30. Oktober 1866 der frühere sächsische Ministerpräsident, Freiherr von Beust, die auswärtigen Angelegenheiten leitete, selbst durch das Angebot Schlesiens sich nicht zum Waffenbunde gegen Preußen bestimmen ließ: es hatte dessen militärische Überlegenheit erst vor kurzem zu deutlich empfunden und schreckte vor dem Wagnis eines neuen Kriegs, vollends eines solchen gegen die ganze deutsche Nation, zurück.

Auf den Vorschlag Zar Alexanders II. ward eine Konferenz aller Großmächte nach London berufen, und diese entschied am 11. Mai, daß Luxemburg beim Hause Nassau-Oranien verbleiben, aber für neutral erklärt werden sollte; demgemäß hatte Preußen nunmehr seine Besatzung aus der frühern Bundesfestung Luxemburg, deren Werke geschleift wurden, zurückzuziehen. Im Zollverein aber ist Luxemburg nach wie vor verblieben. Der unrühmliche Ausgang einer an sich wenig rühmlichen Sache war dem Ansehen Napoleons III. sehr nachteilig; schon die Siege Preußens und die Errichtung des Norddeutschen Bunds galten (ebenso wie wenige Jahre vorher die Gründung des Königreichs Italien) allen Anhängern der Lehre von Frankreichs naturgemäßer, „legitimer" Hegemonie in Europa als schwere Niederlagen Frankreichs: „jetzt", rief Thiers in der Kammer im März 1867 drohend und warnend aus, „darf kein Fehler mehr gemacht werden". Der Kaiser fühlte sich tief verletzt, daß Preußen sich der von ihm so heiß ersehnten Vergrößerung Frankreichs versagt hatte: „Bismarck hat mich zu täuschen versucht", sagte er später zu Heinrich von Sybel; „aber ein Kaiser von Frankreich darf

Digitized by Google

sich nicht täuschen lassen." Auch die katholische Partei grollte ihm, weil er in Italien die Revolution hatte gewähren, den Papst hatte berauben lassen (S. 265). Die republikanische Opposition vollends überbot sich in den giftigsten Angriffen gegen den Kaiser, wobei Victor Hugo und A. Rogeard den Ton angaben.

Und nun kam zu allem hinzu noch der Zusammenbruch des mexikanischen Kriegsunternehmens. Vor der Drohung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß sie die fernere Anwesenheit eines französischen Heers auf amerikanischem Boden als Kriegsfall ansehen würden, wich der Kaiser zurück; die verzweifeltsten Bitten der Kaiserin Charlotte, die im Juli 1866 eigens nach Europa reiste, waren nutzlos; als sie das begriff, verfiel sie in Wahnsinn. Ende Januar bis Mitte März 1867 zogen die Franzosen unter François Achille Bazaine (vgl. unten, S. 339) aus Mexiko ab, und Kaiser Maximilian, der, zu stolz, seine Anhänger im Stiche zu lassen, durch liberale Zugeständnisse den dahin schwindenden Einfluß seiner Partei noch zu stärken hoffte, ward mit den Generalen Miguel Miramon und Tomas Mejia in Querétaro gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 19. Juni 1867 als Landfriedensbrecher erschossen (vgl. S. 267 und Bd. I, S. 533).

b) Die liberale Wendung in Frankreich und dessen Annäherung an Österreich.

Um die Stimmung in Frankreich wenigstens etwas zu verbessern, entschloß sich Napoleon zu liberalen Maßregeln, die den selbstherrlichen Überlieferungen des zweiten Kaisertums entgegen waren (vgl. S. 240). Er gewährte im Januar 1867 dem Senat und dem gesetzgebenden Körper das Recht, Anfragen an die Regierung zu stellen, und gestattete, daß nicht bloß der „Staatsminister", d. h. der bisher allmächtige Ministerpräsident, sondern jeder Minister seine Politik vor den Kammern vertreten dürfe, allerdings nur „im Auftrage des Kaisers"; es wurde dieses Zugeständnis aber doch als ein grundsätzlich sehr wichtiger Schritt angesehen, durch den der Kaiser anstatt seiner eignen und ausschließlichen Unverantwortlichkeit die Ministerverantwortlichkeit einführen, also von der selbstherrlichen zur konstitutionellen, ja parlamentarischen Regierungsweise übergehen wolle. Die Meinung Napoleons selbst war das freilich noch nicht; aber ein Schritt zieht den andern nach sich, und der Gesundheitszustand des Kaisers, der am Blasensteine litt, legte es ihm mehr und mehr nahe, sich selbst von den Regierungsgeschäften zu entlasten. Die Politiker, die einen Systemwechsel aus politischen oder persönlichen Gründen bekämpfen zu müssen glaubten, schlossen sich jetzt unter dem Namen Cercle de la rue de l'Arcade zu einem reaktionären Kammerklub zusammen. Das geistige Haupt dieser „Arkadier" war der „Vizekaiser", der Staatsminister Eug. Rouher (S. 295), während die liberalisierende Richtung, „le tiers parti", die sich 1866 zwischen den „Arkadiern" und den Republikanern bildete, von dem frühern Republikaner, nunmehr „freisinnigen Imperialisten", dem begabten, aber ehrgeizigen und schwachen Emil Ollivier, geleitet wurde.

Die Pariser Weltausstellung vom Sommer 1867 verlieh Frankreich und dem Kaiser wohl einen vorübergehenden Glanz; aber der Mordversuch des Polen Anton Beresowski gegen den Kaiser Alexander II. (6. Juni) brachte einen ebenso schrillen Mißklang in die Feier, wie das Ausbleiben des Kaisers Franz Joseph, der aus Trauer um seinen von Napoleon im Stiche gelaßnen Bruder Maximilian die französische Hauptstadt mied. Napoleon und seine Gemahlin reisten deshalb im August 1867 nach Salzburg, um Franz Joseph ihre Teilnahme auszudrücken; sie verweilten hier vom 18. bis 23. August, und obwohl Napoleon nur in Begleitung des Generals Em. Fel. Fleury gekommen war, so wurde doch zwischen ihm und Beust eine

Digitized by Google

Annäherung der beiden Kaiserreiche zu stande gebracht, die man in Deutschland allgemein als gegen Preußen gerichtet ansah. Aber obgleich bloß ein Zusammengehen beider Mächte dahin verabredet worden war, daß sie Preußen am Main, Rußland am Pruth Halt gebieten wollten, so bildeten sich nun zwei Heerlager in Europa: Preußen und Rußland hier, Österreich und Frankreich dort. Am 23. Oktober machte Franz Joseph seinen Gegenbesuch in Paris. Auf dem Hinwege hatte er mit dem Könige von Preußen auf dessen Wunsch in Oos eine „flüchtige und steife" Begrüßung; zu General Aug. Alex. Ducrot aber sagte er in Straßburg: „Ich hoffe, daß wir eines Tags zusammen marschieren werden."

D. Die Festigung der deutschen Verhältnisse.

a) Die Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland.

Die französische Auffassung von dem Prager Frieden ging dahin, daß Preußen damit auf Norddeutschland eingeschränkt worden sei und keinerlei Vereinigung mit den süddeutschen Staaten aufrichten dürfe, ohne daß die bei dem Frieden beteiligten Mächte um ihre Zustimmung gefragt würden. Zu diesen Mächten rechnete aber Frankreich auch sich selbst, weil es im Juli 1866 vermittelnd eingegriffen hatte; es hatte aber keineswegs seine Unterschrift unter den Frieden gesetzt — hätte sie wohl auch nicht darunter setzen dürfen, da es ja an dem Kriege nicht teilgenommen hatte — und besaß also eigentlich kein Recht, über die Durchführung des Friedens zu wachen. Bismarck hielt auch unbedingt daran fest, daß lediglich Österreich eine Befugnis habe, in dieser Richtung etwas zu thun, daß aber auch Österreich nichts dagegen einwenden dürfe, wenn alle zu einem Vereine zusammengeschloßnen Staaten des Südens ein nationales Band mit dem Norden knüpfen wollten. Nur das ließ er als fraglich gelten, ob auch ein einzelner Staat befugt sei, sich dem Norddeutschen Bund anzuschließen. Nun stellte sich aber sehr bald heraus, daß der 1866 in Prag vorgesehne „Südbund" nicht zu stande kommen werde, weil in ihm naturgemäß Bayern als der weitaus größte Staat das Übergewicht erlangt hätte; der König Karl von Württemberg aber wollte sich dem Könige Ludwig II. von Bayern noch viel weniger unterordnen als dem Könige von Preußen. Der Großherzog Friedrich von Baden, der Schwiegersohn des Königs von Preußen, ein ebenso liberaler wie patriotischer Fürst, war mit der Mehrheit seines Volks entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit in den Norddeutschen Bund einzutreten. Seine Minister Karl Mathy (S. 273) und Rudolf von Freydorf waren wie er selbst entschiedne deutsche Patrioten; schon am 18. November 1867 hat Mathy in einer Denkschrift an Bismarck Badens Eintritt angeboten, ist aber auf später vertröstet worden und vor der Erreichung des Ziels gestorben (in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1868).

Allmählich vollzog sich trotz aller demokratischen und ultramontanen Opposition eine immer ausgeprägtere Anlehnung des Südens an den Norden. Dem Geiste der Verträge gemäß wurde 1868 in allen Staaten südlich vom Main die allgemeine Wehrpflicht und die Bewaffnung des Fußvolks mit dem preußischen Zündnadelgewehr eingeführt; infolgedessen erbaten sie sich preußische Lehrmeister für ihre Truppen, und Hessen-Darmstadt schloß schon im April 1867 einen Militärvertrag mit Preußen, vermöge dessen seine Division als Teil des 11. Armeekorps völlig in das Heer des Norddeutschen Bunds eingefügt ward (S. 307). Das königlich sächsische Heer aber bildete kraft des Abkommens vom 7. Februar 1867 vom 1. Juli ab das unter eigner Verwaltung (Kriegsminister General G. F. A. von Fabrice) stehende und vom Kronprinzen Albert befehligte 12. norddeutsche Armeekorps. In Württemberg förderten der neue Kriegsminister

Digitized by Google

Rudolf von Wagner und sein talentvoller, feuriger Generalstabschef Albert von Suckow, in Bayern der Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh — bei allem bajuvarischen Partikularismus — die Entwicklung der Wehrkraft im Anschluß an das preußische Vorbild; das deutsche Heer war in unaufhaltsamem Werden. Im Herbst 1867 wurden ohne Kampf in Baden und nach heftigen parlamentarischen Kämpfen in Württemberg der Bündnisvertrag mit Preußen von den Kammern genehmigt, obgleich die demokratische Partei Württembergs davon eine unerschwingliche Belastung des Volks durch den „Militarismus" und doch keinen genügenden Schutz vor Frankreich vorhersagte. In Bayern bedurfte der Vertrag laut der Verfassung der ständischen Genehmigung nicht.

Auf Grund der so gewährleisteten Wehrgemeinschaft aller deutschen Stämme wurde dann auch der von Preußen gekündigte Zollverein auf neuen Grundlagen wieder aufgerichtet. Vor allem fiel das sogenannte liberum veto jedes einzelnen Staats (das Recht, jeden Beschluß der Mehrheit als für den nicht zustimmenden Staat nicht rechtsverbindlich abzulehnen) weg; an dessen Stelle wurde der Grundsatz eingeführt, daß Mehrheitsbeschlüsse auch die Minderheit verpflichten. Die Gesetzgebung des Zollvereins sollte nach diesem Grundsatze von dem Bundesrat und Reichstag ausgeübt werden. Jener wurde durch den Hinzutritt von 6 bayerischen, 4 württembergischen, 3 badischen und 2 weitern hessischen Stimmen auf 58 Stimmen gebracht; in den Reichstag sollten 48 bayerische, 17 württembergische, 14 badische und noch 6 hessische Abgeordnete eintreten, so daß die Zahl seiner Mitglieder auf 384 anwuchs. Natürlich hatten diese süddeutschen Abgeordneten nur dann Recht und Pflicht, im Reichstage zu erscheinen, wenn der Reichstag zur Erledigung von Zollgesetzen sich in das „Zollparlament" verwandelte. Dessen Beschlußfassung unterlagen außer den Zollsachen auch noch die Besteuerung des im Zollvereine gewonnenen Salzes und des im Zollverein erzeugten oder eingeführten Tabaks. Die Dauer des Zollvertrags wurde wieder (vgl. S. 234) auf zwölf Jahre festgesetzt, mit der Maßgabe, daß er, wenn nicht gekündigt, von selbst weitere zwölf Jahre gelten sollte. Auch diese Verträge stießen in Württemberg und in Bayern auf Widerstand bei den Schutzzöllnern und den Partikularisten, die von den in Preußen herrschenden freihändlerischen Grundsätzen schweren wirtschaftlichen Schaden fürchteten und die Zolleinigung mit dem Norden überdies als Vorstufe der politischen Verschmelzung verabscheuten. Doch war die Rücksicht auf Handel und Industrie, die ohne den Zollverein handgreiflicherweise nicht mehr bestehen konnten, so durchschlagend, daß am 22. Oktober 1867 in der bayerischen Abgeordnetenkammer 117 Stimmen gegen 17, am 31. in der württembergischen 73 gegen 16 für die Zolleinigung abgegeben wurden. Die Erste Kammer in Bayern, die der „Reichsräte", machte einen vergeblichen Versuch, das bajuvarische liberum veto zu retten; der Ministerpräsident Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst reiste deshalb nach Berlin. Auf Bismarcks Erklärung, daß er lieber auf den Zollvertrag selbst verzichte, als daß er diese Schranke sich gefallen lasse, gaben die Herren nach.

Die im Februar und März 1868 vorgenommnen Wahlen zum Zollparlamente hatten nun freilich für die nationale Sache kein erfreuliches Ergebnis. Von 85 süddeutschen Abgeordneten waren 50 ausgesprochne Gegner des Eintritts in den Norddeutschen Bund; und von den 35 andern durften 9 bayerische Abgeordnete als ziemlich lau gesinnt gelten. In Bayern waren insgesamt 27 Partikularisten, in Württemberg gar nur Partikularisten gewählt worden, und das Ministerium Varnbüler-Mittnacht hatte hier bei den Wahlen mit den Demokraten und Ultramontanen gegen die „deutsche Partei" gemeinsame Sache gemacht. In Hessen dagegen wurden lauter Nationalliberale, in Baden 8 (gegen 6 Partikularisten) gewählt. Die

Digitized by Google

süddeutschen Partikularisten bildeten im Zollparlament die „süddeutsche Fraktion", und der Versuch der Nationalliberalen, einen Beschluß des Parlaments zu gunsten „der vollen nationalen Einigung" herbeizuführen, fand am 7. Mai 1868 keine Mehrheit. Als aber am 18. Mai anläßlich der in Hessen bestehenden, der Abänderung bedürftigen Weinbesteuerung der württembergische Abgeordnete Rudolf Probst daran erinnerte, daß die europäische Lage es rätlich mache, jede Beeinflussung eines süddeutschen Staats zu vermeiden, weil sonst die am Berge hängende Lawine in Bewegung gesetzt werden könnte, da rief ihm Graf Bismarck unter brausendem Jubel der Mehrheit zu: „Der Appell an die Furcht vor dem Auslande findet in deutschen Herzen keinen Widerhall!" und der Abgeordnete des bayerischen Allgäus, der treffliche Joseph Völk, sprach das zukunftsfrohe Wort: „Es ist Frühling geworden in Deutschland!" Die gesetzgeberischen Ergebnisse des Zollparlaments waren freilich gering; die wegen der Finanznot der Einzelstaaten geforderte Petroleumsteuer und eine namhafte Erhöhung der Tabaksteuer wurden verworfen, und damit auch die Tarifreform, deren Bestandteile beide Vorlagen waren. In der zweiten Tagung im Juni 1869 ging es ähnlich. Erst in der dritten Tagung des Parlaments im Mai 1870 wurde der Tarif zu stande gebracht, nachdem statt des Petroleumzolls, von dem das Parlament eine Verteurung des Lichts befürchtete, eine Erhöhung des Kaffeezolls von den Regierungen vorgeschlagen und vom Parlament angenommen worden war. Damit hatte sich das Zollparlament wenigstens nicht als völlig unfruchtbar erwiesen.

b) Die liberale Gesetzgebung des Norddeutschen Bunds.

Um so günstiger muß das Urteil über den ersten und einzigen regelmäßigen Reichstag des Norddeutschen Bunds lauten, der nach dem Inkrafttreten der Verfassung am 31. August 1867 gewählt worden war. Er wies eine noch stärkere, zu thatsächlichem Schaffen und Zusammenwirken mit der Regierung bereite Mehrheit auf als der verfassunggebende Reichstag; und wenn es auch an Reibungen sowohl der liberalen wie der konservativen Seite des Hauses mit Bismarck nicht fehlte, so sind doch die Ergebnisse der drei Parlamentstagungen von 1868, 1869 und 1870 außerordentlich bedeutsam gewesen. Zuerst ist durch die Postreform das gesamte norddeutsche Postwesen vom 1. Januar 1868 zur Bundessache gemacht und das einstufige Groschenporto für alle Briefe im gesamten Bereiche des Bunds eingeführt worden; unter der Leitung des genialen Generalpostmeisters Heinrich Stephan wurde die norddeutsche Post bald eine Musteranstalt, vorbildlich für die ganze Welt. Dann sind — trotz mancher Schattenseiten — von Bedeutung die Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit und die Regelung des Unterstützungswohnsitzes; die Abschaffung aller gesetzlichen Zinsbeschränkungen; die Aufstellung eines Flottengründungsplans, wonach binnen 10 Jahren, 1868—78, eine Flotte von 16 Panzerschiffen und 55 andern Kriegsschiffen gebaut werden sollte; die Aufhebung vieler Beschränkungen der Verehelichungsfreiheit; endlich die Verabschiedung eines Strafgesetzbuchs im Mai 1870, wobei gemäß der damals herrschenden Milde alle Strafen herabgesetzt und dem Richter große Freiheit in der Strafbemessung gelassen wurde; wenn die Todesstrafe doch noch wenigstens für Mord und für Mordanschlag gegen Landesfürsten beibehalten ward, so war dies nur der Festigkeit zu verdanken, womit Bismarck in einer tiefernsten und gedankenschweren Rede für diese Strafe eintrat. Die Bestrebungen der Liberalen, für das Amt des Reichskanzlers die juristische Verantwortlichkeit statt der bloß moralischen durchzusetzen, scheiterte im April 1868, da Bismarck es für unannehmbar erklärte, „den Bundeskanzler unter den Kreisrichter zu stellen". Das Gesetz über das Bundesschuldenwesen, aus

Digitized by Google

dessen Anlaß dieser Streit entbrannte, scheiterte damit auch. Auf Vorschlag des neuen preußischen Finanzministers Otto Camphausen, der die preußische Staatsschuld im Dezember 1869 in eine unkündbare Rentenschuld zu 4½ Proz. umwandelte und damit das Gleichgewicht der preußischen Finanzen herstellte, wurde die Kontrolle der Bundesschuld der preußischen Oberrechnungskammer überwiesen, womit jedenfalls dem praktischen Bedürfnisse genügt war. Die aus der Konfliktszeit herrührende Frage, ob die Redefreiheit der Abgeordneten unbedingt gegen gerichtliche Verfolgung geschützt sein solle, wurde zwar nicht durch Gesetz, aber durch die That entschieden, insofern die Regierung seitdem niemals mehr den Versuch gemacht hat, einen Abgeordneten wegen einer Äußerung im Parlamente gerichtlich zu belangen.

Hier wie in der freisinnigen wirtschaftlichen Gesetzgebung, die alle Kräfte in einer weitgehenden und vielleicht zu weit gehenden Weise entfesselte, zeigte sich Bismarcks Bestreben, den Liberalen entgegenzukommen. Dies verstimmte freilich die Konservativen, von denen ein Teil den großen Staatsmann als offenkundig Abtrünnigen betrachtete; aber für das neugegründete, auf den Fortschritt angewiesene Staatswesen war das Zusammengehen der Regierung mit dem Liberalismus eine geschichtliche Notwendigkeit, der sich kein Staatsmann entziehen konnte. Dagegen versagte sich Bismarck den auf Hereinnahme Badens in den Norddeutschen Bund gerichteten Wünschen nochmals im Februar 1870, weil damit die dann allein außerhalb der nationalen Einheit verbleibenden Königreiche Württemberg und Bayern völlig dem österreichischen Einflusse, der ja auf Aufrechthaltung der Mainlinie ging, überliefert worden wären; Bismarck „wollte die Sahne nicht von der Milch abschöpfen", sondern Baden als Vertreter der nationalen Einheitsbestrebungen im Süden neben den partikularistischen Königreichen wirken lassen. Außerdem hätte eine engere, also auch verpflichtende Angliederung des einem französischen Angriff unmittelbar ausgesetzten langgestreckten Großherzogtums für sich allein eine schwierige strategische Aufgabe geschaffen, der man sich nur im Notfall unterziehen wollte.

E. Österreich-Ungarn nach 1866.

a) Der Dualismus.

Nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstands vom Jahre 1849 war Ungarn seiner Selbständigkeit beraubt und soweit wie möglich auf die Rechtsstellung eines einfachen Kronlands herabgedrückt worden, das im letzten Grunde von Wien aus regiert wurde. Die stolze magyarische Nation hatte aber dieses Los nicht schweigend hingenommen, sondern unausgesetzt die Herstellung ihrer Selbständigkeit gefordert; das durch die Verfassung vom 26. Februar 1861 geschaffne Zentralparlament der Monarchie (S. 278), den Reichsrat in Wien, hatte sie einfach nicht beschickt. Der Führer der Opposition war Franz Deák (1803—76), von Haus aus Jurist und Gerichtstafelbeisitzer seines Komitats Szala, im Jahre 1848 auch Justizminister (vgl. S. 195), später Parlamentarier von Beruf; ein Mann von Klugheit, Festigkeit und Lauterkeit des Charakters, immer gemäßigten Sinns, entschieden in seinem Eintreten für die Rechte seines Volks und doch nicht gewillt, die unzweifelhaften Rechte der Krone anzutasten, ein Gegner ebenso der feudalen Ausbeutung der Bauern wie der unter dem ungarischen Bauernstande hervortretenden kommunistischen Anschauungen, deren Anhänger am liebsten die adeligen Güter unter die Bauern verteilt hätten. Neben Deák besaß Ansehen und Einfluß namentlich der Graf Julius Andrássy, dessen Neigungen und Fähigkeiten ihn besonders auf das Gebiet der auswärtigen Politik hinführten.

Digitized by Google

Die Niederlage Österreichs im Jahre 1859 brach das Eis wie in der westlichen, so in der östlichen Reichshälfte; der Schöpfer der Februarverfassung, Schmerling, willigte schon im April 1861 in die Wiedereinberufung des ungarischen Landtags, der 1849 abgeschafft worden war. Weil aber Deák ein Rückgehen auf den Zustand vor 1848 forderte, kam keine Einigung zu stande, und im Jahre 1866 organisierte General Klapka (S. 200) mit Bismarcks Unterstützung eine „ungarische Legion", die an der Seite der Preußen gegen das Haus Habsburg-Lothringen fechten sollte. Die Niederlage von 1866 überzeugte den Kaiser Franz Joseph, daß die Aussöhnung mit Ungarn unerläßlich geworden sei, wenn Österreich nicht durch den innern Hader völlig gelähmt und an der Erhaltung seiner ohnehin erschütterten Großmachtstellung verhindert werden sollte; „im Orient", rief Andrássy, „gilt niemand weniger als Österreich, und doch sollte es dort viel gelten im Interesse der Zivilisation!" Die Deutschen in Österreich kamen den Magyaren dadurch zu Hilfe, daß sie am 10. September 1866 auf einer Versammlung in Aussee erklärten: Dualismus, aber nicht Föderalismus! Keine Gesamtmonarchie, noch weniger bloßer Staatenbund, sondern zwei in sich fest geschloßne und untereinander gegen außen eng verbündete Reichshälften!

Der neue Minister des Auswärtigen, Friedrich Ferdinand Freiherr von Beust (1809—86), ein eitler, im Übermaß rühriger, aber den Erfordernissen der Zeit sich nicht verschließender Mann, arbeitete in derselben Richtung; er wollte Österreich durch Schlichtung des Zwiespalts und durch moderne Gesetzgebung wieder aufrichten und seine Kräfte für eine starke auswärtige Politik frei machen, die Preußen wie Rußland ein Bis hierher und nicht weiter! zurufen sollte. Der Umstand, daß Beust ein Fremder und Protestant war, verlieh ihm eine größere Unbefangenheit gegenüber den österreichischen Verhältnissen, als sie ein im Parteikampfe stehender einheimischer Staatsmann durchschnittlich haben konnte, erweckte ihm aber auch viel Voreingenommenheit und Mißtrauen. Nachdem er bereits am 19. November 1866 dem wiederberufnen ungarischen Reichstage seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den Wünschen der Nation zu entsprechen, erwirkte er, am 7. Februar 1867 statt des Grafen Belcredi zum Ministerpräsidenten Österreichs ernannt, die kaiserlichen Erlasse vom Februar 1867, nach denen Ungarn seine Selbständigkeit dadurch zurückerhielt, daß ihm ein eignes verantwortliches Ministerium unter Andrássy bewilligt ward; Kroatien, die Militärgrenze und Siebenbürgen wurden mit ihm vereinigt; die „Hofkanzleien", die für Ungarn und Siebenbürgen in Wien bestanden, sowie die ungarische Statthalterei wurden mit dem Augenblick aufgehoben, da das neue Ministerium seine Amtsthätigkeit begann. Die westliche Reichshälfte (für die außeramtlich bald der Name Cisleithanien, das Land diesseit des Grenzflusses Leitha, aufkam) erhielt nun natürlich auch ihre besondere Regierung.

Als gemeinsame Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, wie der amtliche Ausdruck lautete, sollten die auswärtige Politik, das Heer (mit deutscher Befehlssprache), das Zollwesen und die Staatsschuld behandelt werden. Für die auswärtige Politik, das Heer und die Finanzen wurden demgemäß drei Reichsministerien gegründet; der Reichsminister für die auswärtigen Angelegenheiten sollte den Vorsitz im Reichsministerium und den Titel Reichskanzler führen; am 30. Juni 1867 wurde dem Freiherrn von Beust, als dem Schöpfer des „Ausgleichs" mit Ungarn, diese Würde übertragen. Die Reichsminister hatten die Verantwortlichkeit für ihre Maßnahmen vor den sogenannten Delegationen zu tragen, Körperschaften von je 36 Abgeordneten, die durch die Parlamente der beiden Reichshälften (mit festen Anteilen für die Ersten und Zweiten Kammern) erwählt werden und sich abwechslungsweise in

Digitized by Google

Wien und Ofen-Pest versammeln sollten. Sie berieten die Regierungsvorlagen je getrennt und selbständig; giltige Beschlüsse konnten also nur durch Vereinbarung der Delegationen zu stande kommen. Der Anteil Ungarns an den gemeinsamen Ausgaben wurde 1867 auf 30, der Österreichs auf 70 Prozent festgesetzt. Der „Ausgleich" sollte, ebenso wie das Zoll- und Handelsbündnis der beiden Reichshälften, auf je zehn Jahre Giltigkeit haben. (Er wurde denn auch 1877 und 1887 erneuert. 1897 aber stieß die Erneuerung auf große Schwierigkeiten, so daß der Ausgleich zunächst durch eine für den Fall der Nichtvereinbarung verfassungsmäßig vorbehaltne kaiserliche Verfügung vorläufig in Kraft gesetzt wurde. Die „Quoten" wurden am 10. Juni 1899 mit Rücksicht auf die seit 1867 sehr gehobne wirtschaftliche Kraft Ungarns für Ungarn auf 34,4, für Österreich auf 65,6 festgesetzt; und am 31. Dezember 1902 vereinbarten die Regierungen den neuen Ausgleich; vgl. S. 369). Am 8. Juni 1867 erfolgte die feierliche Krönung des Königspaars Franz Joseph und Elisabeth in Preßburg.

Die Magyaren fühlten sich als Sieger und als Herren in ihrem Lande; die Rumänen und die Sachsen in Siebenbürgen hatten bald die schwere Hand des herrschenden Stamms zu empfinden, der die ganze Bevölkerung Ungarns in Güte oder mit Gewalt zu magyarisieren trachtete. Den Kroaten dagegen, die ein geschlossnes, den Ungarn seit alters feindlich entgegenstehendes Volk von zwei Millionen bildeten, ward am 21. Juni 1868 von Ungarn zugestanden, daß im Ministerium zu Pest ein eigner kroatischer Minister sitzen, und daß die Einnahmen des Lands zu 45 Prozent dem Lande selbst vorbehalten bleiben sollten. Am 29. Dezember 1868 erschienen dann die 29 kroatischen Abgeordneten im ungarischen Reichstage, dem sie seit vollen zwanzig Jahren ferngeblieben waren.

b) Die liberale Umgestaltung Österreichs.

In Österreich waren die Gegensätze der Parteien und Nationalitäten aufs höchste gespannt. Die Deutschen verteidigten die zentralistische Verfassung vom 26. Februar 1861 und mit ihr die Vorherrschaft ihres durch kulturelle Leistungen und kulturelle Begabung den andern Nationalitäten voranstehenden Stamms; in politischer Hinsicht waren sie in ihrer Mehrheit liberal. Die Slawen dagegen, vor allem die Tschechen, waren für den Föderalismus, der den einzelnen Kronländern freiere Bewegung verbürgte, und mit ihnen hielten es die Feudalen und Klerikalen. Beust brachte aber die Polen durch Zugeständnisse auf Kosten der galizischen Ruthenen (die 43 Prozent der 7 Millionen zählenden galizischen Bevölkerung bilden) und der übrigen Kronländer dahin, daß sie im Reichsrat ihre Sitze einnahmen; auch gelang es ihm, in den Landtagen von Böhmen und Mähren eine deutsche Mehrheit zu stande zu bringen. So konnte am 22. Mai 1867 der (aus Abgeordneten der einzelnen Landtage gebildete) ordentliche „engere" Reichsrat eröffnet werden; die Tschechen verweigerten es aber, in ihn zu sitzen. Gemäß dem allgemeinen Umschwunge wurde durch das Ministerium Beust im Laufe des Jahrs 1867 eine Reihe von Gesetzen durch die beiden Häuser des Reichsrats geleitet und durch die kaiserliche Genehmigung vom 21. Dezember 1867 rechtskräftig gemacht, wodurch Österreich, einst das gelobte Land der unumschränkten Herrschaft, in einen modernen Rechtsstaat verwandelt wurde. So wurde die Ministerverantwortlichkeit eingeführt und ein Staatsgerichtshof von 25 Mitgliedern für die Aburteilung angeklagter Minister geschaffen; Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, gleiche Berechtigung zu allen Ämtern, Freizügigkeit, Preß- und Vereinsfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Schutz des Hausrechts und des Briefgeheimnisses, Freiheit der Wissenschaft, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung: kurz, alle

Digitized by Google

Güter des modernen Staats wurden auf einen Schlag einem Volke zuteil, das noch vor kurzem wie eine Herde regiert worden war. Das Abgeordnetenhaus erhielt das Recht der Präsidentenwahl, das Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht, das Gesetzgebungsrecht über alle wichtigen Angelegenheiten, alljährliche Berufung und Öffentlichkeit der Beratung; die Befugnisse der Landtage wurden demgemäß eingeschränkt.

Zu diesen Errungenschaften gesellte sich auf Grund des 11. Artikels des Gesetzes über die Reichsvertretung ein Gesetz von der Aufsicht über die Volksschule, durch das Orts-, Bezirks- und Landesschulräte gebildet und in alle drei nicht bloß Vertreter der Kirche, sondern auch solche des Staats und der Schule berufen wurden. Je härter das Konkordat vom Jahr 1855 (S. 235) die Schule geknechtet und der Kirche die volle Herrschaft über die Schule zuerkannt hatte, desto heftiger war nun nach einem der wenigen feststehenden historischen Gesetze der Rückschlag. Es war vergeblich, daß 25 in Wien versammelte Erzbischöfe und Bischöfe am 28. September 1867 einen feierlichen Einspruch gegen die Bestrebungen erließen, „welche die heiligsten Güter der Menschheit gefährdeten, das Seelenheil von 17 Millionen Erlöster bedrohten und eine Ehe ohne Festigkeit und Heiligung, eine Schule ohne Religion und Sittlichkeit schaffen wollten". Der Kaiser tadelte am 16. Oktober in einem Handschreiben an den Wiener Erzbischof Jos. Othmar Ritter von Rauscher die Bischöfe, daß sie, statt versöhnlich und entgegenkommend zu sein, die Gemüter tief erregt und dadurch die Aufgabe der Regierung erschwert hätten. Er ernannte am 30. Dezember das sogenannte Bürgerministerium, dessen Haupt der liberale Fürst Carlos Auersperg war, und in dem die liberalen Führer Eduard Herbst die Justiz, Karl Giskra das Innere, Leop. Ritter von Hasner den Kultus und Unterricht verwalteten. Dieses Ministerium setzte unter besonderer Unterstützung Beusts (der dabei dem päpstlichen Nunzius versicherte, daß nach seiner Überzeugung die österreichische Monarchie und die katholische Kirche Schwestern seien, die sich wechselweise unterstützen müßten) die schon 1867 im Abgeordnetenhause beschlossnen Gesetze im März 1868 auch im Herrenhause durch, wonach 1) die Zivilehe für den Fall zugelassen ward, daß ein Seelsorger aus staatlich nicht anerkannten Gründen das Aufgebot eines Brautpaars verweigere; 2) die oberste Leitung der Schule (mit Ausnahme des Religionsunterrichts) dem Staate vorbehalten und die Lehrämter sämtlichen Staatsbürgern ohne Unterschied der Konfession zugänglich wurden; 3) die Söhne aus gemischten Ehen die Religion des Vaters, die Mädchen die der Mutter annehmen und allen Staatsbürgern nach vollendetem 14. Jahre das Recht des Religionswechsels zukommen sollte. Der Kaiser gab den Gesetzen am 25. Mai 1868 seine Unterschrift. Aber als Pius IX. am 22. Juni sie in den schärfsten Ausdrücken für verfluchenswert, durchaus nichtig und auf immerdar ungiltig erklärte, da wurde der Streit zwischen Staat und Kirche aufs äußerste verschärft. Der Papst fühlte sich angesichts der gegen die kirchliche Allmacht gerichteten Gesetzgebung in seinem schon lange gehegten Vorsatze, für den heiligen Stuhl die lehramtliche Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen, nur noch bestärkt. Als jedoch am 18. Juli 1870 diese Eigenschaft ihm durch das vatikanische Konzil zugesprochen war, da antwortete Österreich, obwohl hier das Bürgerministerium am 11. April 1870 infolge seiner schon im Dezember 1869 deutlich gewordnen innern Uneinigkeit zusammengebrochen war, am 30. Juli mit der Kündigung des Konkordats und der Herstellung des placetum regium, ohne dessen Erteilung keine päpstliche Verfügung in Österreich Geltung hat.

Während dieser Kämpfe wurden auch die finanziellen Verhältnisse Österreichs durch einen freilich gewaltsamen Schritt geordnet. Im Juni 1868 fand nämlich der Vorschlag des

Digitized by Google

Handelsministers Ignaz Edlen von Plener eine große Mehrheit im Abgeordnetenhause, wonach die gesamte Staatsschuld in eine einheitliche, mit 5 Prozent zu verzinsende Schuld verwandelt, die Zinsen aber mit einer 20prozentigen Steuer belegt werden sollten; dadurch wurde der vom Staate zu leistende Zinsbetrag thatsächlich auf 4 Prozent herabgesetzt. Das Heerwesen wurde im Dezember 1868 auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht neugestaltet und die Kriegsstärke für zehn Jahre auf 800,000 Mann festgesetzt. Die Landwehr sollte nicht bloß die ältern Jahrgänge der Linientruppen, sondern auch die Leute umfassen, die, obwohl tauglich, doch als überzählig ausgeschieden wurden und also keinerlei dienstliche Ausbildung genossen hatten.

F. Großbritannien: die Parlamentsreform; Irland; Abessinien.

In England war im Jahr 1866 (vgl. Band VI) das liberale Ministerium über den Versuch, den Wunsch der Arbeiter nach Erlangung des Wahlrechts zu befriedigen, in Zwiespalt unter sich geraten und hatte einem Torykabinett unter Benjamin Disraeli Platz machen müssen. Dieser begriff aber sehr gut, daß er die Wahlreform nicht auf die lange Bank schieben dürfe, wenn er sich behaupten wollte; er beschloß also, durch ihre Lösung darzuthun, daß die Konservativen den notwendigen Bedürfnissen des Staats so gut oder besser gerecht zu werden wüßten, als die Liberalen, und brachte im März 1867 ein Gesetz ein, das nach langen Kämpfen im Unter- und Oberhause durchgesetzt wurde und am 15. August die Unterschrift der Königin Viktoria erhielt. Nach dieser „zweiten Reform-Bill“ wurde in den ländlichen Wahlbezirken, den Grafschaften, der zur Wahl berechtigende Vermögenssatz von 50 Pfund Sterling (1000 Mark) auf 15 Pfund (300 Mark) heruntergesetzt. In den Städten erhielt jeder Hausherr, falls er zwei Jahre ansässig war, das Wahlrecht. Die städtischen Wahlbezirke, die unter 7000 Seelen zählten, behielten nur je einen Abgeordneten; dafür bekamen die größern Städte mehrere, z. B. Liverpool, Manchester, Birmingham und Leeds je vier. Wenn die erste Wahlreform von 1832 (vgl. Bd. VII, S. 379) neben die Aristokratie der Geburt die des Kapitals gesetzt hatte, so schuf die Reform von 1867 eine dritte Wählerschaft, die sich aus den Arbeitern und den Vertretern der geistigen Bildung zusammensetzte; beiden war bisher das Wahlrecht in der Hauptsache vorenthalten gewesen. England that durch diese Reform einen mächtigen Schritt nach der Richtung der Demokratisierung seines öffentlichen Lebens. Folgerichtig begann jetzt die Wühlerei gegen das Haus der Lords, dessen aristokratischer Charakter mit der immer stärker anschwellenden Strömung in scharfem Gegensatze stand.

Die Unzufriedenheit der Iren mit der englischen Herrschaft, die auf der Ausbeutung der Masse der besitzlosen Bevölkerung durch die angelsächsischen Grundbesitzer beruhte, gab Veranlassung zu der Gründung des Bunds der Fenier (Bd. VII, S. 397), die von Nordamerika aus die englische Herrschaft mit jedem Mittel, auch durch Dolch und Dynamit, zu brechen suchten. Ein Erfolg der Iren war es, daß im Juli 1869 die anglikanische Staatskirche, der kaum ein Sechstel der irischen Bevölkerung angehörte, abgeschafft und an ihrer Stelle eine freie anglikanische Kirche mit einem Vermögen von 240 Millionen Mark errichtet wurde. Der Zustand, daß das Bekenntnis einer geringen Minderheit das amtliche Bekenntnis der Insel war, hatte damit sein Ende erreicht.

Im Jahr 1868 sah sich England in ein Kriegsabenteuer in Afrika verwickelt. In Abessinien (vgl. Band III, S. 561) hatte sich ein gewisser Kasai zum Kaiser des ganzen Lands aufgeschwungen; er legte sich den Namen Theodor (II.) bei, rottete das Räuberwesen aus, verbesserte die Rechtspflege und brach durch Einziehung des Kirchenguts die Macht der Geistlichkeit.

Digitized by Google

Weil er aber englische Missionare, von denen er sich in Europa verleumdet glaubte, gefangen setzte und sie nur im Austausche gegen geschickte Techniker freilassen wollte, so sandte England ein Heer von 16,000 Mann, dessen 45 Kanonen von Elefanten fortgeschafft wurden, unter Generalleutnant R. C. Napier nach Abessinien. Dieser schlug die bloß mit alten Luntenflinten gerüsteten Abessinier bei Magdala und nahm diese auf drei Felsgipfeln gelegne Festung am 13. April 1868 mit Sturm, worauf sich Theodor II. aus Verzweiflung erschoß. Mit ihm ward auch sein kühner Plan zu Grabe getragen, den Islam in Ägypten auszurotten und dort die Herrschaft des Christentums und der Abessinier aufzurichten; vielmehr gewann bald der Islam im Süden neues Leben (Bd. III, S. 549 ff.). Die Engländer verließen Abessinien sofort nach Befreiung der Missionare.

G. Die römische Frage: die Folgen des Vertrags vom September 1864.

Zu den größten Schwierigkeiten, mit denen Napoleon III. zu ringen hatte, gehörte die römische Frage. Der Kaiser hatte im September 1864 seine Truppen aus Rom zurückgezogen, nachdem die italienische Regierung sich verpflichtet hatte, die Residenz des Königreichs von Turin nach Florenz zu verlegen (worin ein gewisser Verzicht auf die Hauptstadt Rom enthalten war) und Rom weder selbst anzugreifen, noch es von irgendwem angreifen zu lassen. Über diesen Septembervertrag waren die Ultramontanen in Frankreich außer sich; sie erblickten darin die Zurückziehung des französischen Schutzes für den noch vorhandnen Rest der weltlichen Macht des Papstes, also den Anfang von deren völligem Ende; und wenn sie dieses Ende als einen schweren Schlag für die Kirche ansahen, so betrachtete die von Adolf Thiers geleitete chauvinistische Partei, welche die französische Führerschaft in Europa für einen Teil der Weltordnung hielt, einen völligen Sieg des italienischen Nationalstaats als eine unwiderrufliche Verhinderung dieser Führerschaft jenseit der Alpen, wie ihr die Errichtung des deutschen Nationalstaats als das Ende dieses Vorrangs jenseit des Rheins erschien. Schon im Februar 1866 faßte die französische Kammer unter solch doppeltem Einflusse den Beschluß, daß die weltliche Souveränetät des Papstes für dessen geistliches Ansehn notwendig sei; und nach dem Heimfalle Venetiens an Italien häuften sich die ultramontanen Vorstöße gegen die liberale Weltauffassung im allgemeinen und Italien insbesondere immer mehr. Der freisinnige Unterrichtsminister Viktor Duruy, der die mit der Erziehung sich befassenden Orden unter das gemeine Recht stellte, die Erziehung der Mädchen für den Staat beanspruchte und Volksbibliotheken mit liberalem Charakter gründete, hatte sich der ausgesprochnen Gegnerschaft der Klerikalen zu erwehren und konnte im Juli 1867 die zeitweilige Schließung der École normale, der Lehrerbildungsanstalt, in der sich liberale Anschauungen regten, nicht verhindern.

Auf italienischer Seite hatten diese Dinge die Wirkung, daß der demokratische und franzosenfreundliche Minister Rattazzi einen Aufstand in Rom selbst erhoffte, in dessen Verlauf Viktor II. Emanuel ebenso als Ordnungsstifter auftreten sollte, wie 1859; wenn seine Truppen auf diese Art Rom besetzten, so werde die römische Frage sehr einfach und ohne direkte Verletzung des Septembervertrags gelöst werden. Allein der unbesonnene, von heißem Eifer erfüllte Garibaldi zerriß dieses feine Gespinst der Staatskunst, indem er im September 1867 an der Spitze einer Freischar in den Kirchenstaat einfiel, um den Papst zu stürzen. Als Rattazzi, von Napoleon III. auf Grund des Vertrags zu Gegenmaßregeln aufgefordert, es vorzog, seine Entlassung zu geben, entsandte der Kaiser von Toulon aus ein Heer unter General P. L. Ch. de Failly nach Rom. Dieses holte mit den päpstlichen Soldaten unter General Hermann

Digitized by Google

Kanzler zusammen am 3. November die Garibaldianer, die sofort den Rückzug angetreten hatten, am Monte Rotondo bei Mentana, nordöstlich von Rom, ein und schlug sie aufs Haupt; „die Chassepotgewehre", schrieb Failly an den Kaiser, „haben Wunder gethan". Natürlich mußte das französische Heer nun wieder in Rom bleiben, da sonst die Herrschaft des Papstes sofort zusammengestürzt wäre; ein Teil von Napoleons Macht war aufs neue in Italien festgelegt, der Zorn aller Gegner des Papsttums gegen den Schergen des Papstes aufs neue entfesselt, die Abneigung der Italiener insbesondere gegen den Mann, der den Abschluß ihrer Einheit verhinderte, verschärft. Vergebens suchte der Kaiser die römische Frage der Entscheidung eines zu diesem Zwecke zu berufenden europäischen Kongresses zu unterbreiten: keine andre Großmacht wollte sich an dieser schwierigen Sache die Finger verbrennen.

II. Neue Verwicklungen.

a) Die französische Heeresreform.

Inzwischen hatte Napoleon in der Erkenntnis, daß Frankreich militärisch hinter Preußen gewaltig zurückstand, allerlei Pläne zur Ausgleichung dieses Mißverhältnisses entworfen. Der einzige, der wirklich etwas taugte und das Übel an der Wurzel faßte, bezweckte einfach die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach preußischem Muster; allein der Kaiser stieß dabei auf den Widerstand sowohl seiner Heerführer, die in der Mehrzahl befangen genug waren, ein Berufsheer für tüchtiger als ein Volksheer zu halten, als auch auf den der Parlamentarier, die teils aus Rücksicht auf die Abneigung des Volks gegen den allgemeinen Kriegsdienst, teils aus politischen Gründen von einer solchen Maßregel nichts wissen wollten: alle Radikalen verabscheuten den „Militarismus" und jede Kräftigung der Monarchie. So mußte sich der einsichtige und thatkräftige Kriegsminister Marschall Adolf Niel am Ende gegen seine bessere Überzeugung damit begnügen, im Februar 1868 ein Gesetz durchzubringen, das zwar die allgemeine Wehrpflicht im Grundsatz aussprach und ihre Dauer auf neun Jahre festsetzte, sofort aber thatsächlich diese Wehrpflicht preisgab, indem das Recht jedes einzelnen, vom Dienst in der Linie sich loszukaufen, anerkannt wurde. Nur die Teilnahme an der Landwehr, der garde mobile, ward allen auferlegt; aber aus Sparsamkeitsgründen ließ man diese garde mobile bloß auf dem Papiere bestehen, ohne sie wirklich ins Leben zu rufen; nur die Offiziere wurden für alle Fälle bezeichnet, die Mannschaften aber nicht organisiert, noch jemals zu Übungen einberufen. So geschah es, daß der Norddeutsche Bund bei 30 Millionen Seelen und einer jährlichen Rekrutenaushebung von 90,000 Mann ein Feldheer von 540,000 Mann aufstellen konnte, Frankreich bei 36 Millionen nur 330,000 Mann. Nur in der Bewaffnung gewann das französische Fußvolk dadurch einen beträchtlichen Vorsprung, daß es mit dem 1200 Schritt weit tragenden Chassepotgewehr ausgerüstet wurde, dem gegenüber das nur 400 Schritt weit reichende Zündnadelgewehr auf größere Entfernungen zur Wertlosigkeit eines Stocks herabsank; außerdem übertraf jenes durch kleineres Kaliber (11 mm), bessern Gasverschluß und Bequemlichkeit der Handhabung das deutsche Gewehr. Dagegen war die norddeutsche Artillerie, deren Granaten erst beim Aufschlagen platzten, der französischen überlegen, deren Geschosse nach einer gewissen, beim Zielen oft nicht leicht haarscharf zu berechnenden Zeit zersprangen, ja oft schon in der Luft, ehe sie ihr Ziel erreichten. Die Mitrailleuse (Kugelspritze), auf welche die Franzosen große Hoffnungen setzten, hat sich 1870 als eine keineswegs sehr praktische Waffe erwiesen, und deutscherseits hielt man ihre Annahme für nicht notwendig.

Digitized by Google

Das Bedürfnis, im Volke wieder eine stärkere Stütze zu erlangen, gab dem Kaiser im Januar 1869 den Plan ein, durch die französische Ostbahn die belgischen Privatbahnen nach Brüssel und Rotterdam ankaufen und verwalten zu lassen; dadurch sollte Belgien zunächst wirtschaftlich, weiterhin aber auch politisch von Frankreich abhängig werden. Allein die liberale belgische Regierung unter Hub. Jos. Frère-Orban verweigerte ihre Zustimmung zu dem Kaufvertrag, und da sie in dieser Frage auch die ihr sonst in den Tod verfeindete ultramontane Partei hinter sich hatte, so schlug auch dieser Versuch des Kaisers, sein Ansehen herzustellen, völlig fehl.

Obwohl Preußen sich in der ganzen Angelegenheit jeder Teilnahme völlig enthalten hatte, so wurde es doch von manchen französischen Blättern beschuldigt, die belgische Regierung zum Widerstand aufgereizt zu haben. Auch der Vertrag mit Baden, wonach Badener ihre Heerespflicht in Preußen und Preußen die ihrige in Baden sollten ableisten können, ließ sich nicht mit Erfolg als Verletzung des Prager Friedens darstellen. Gleichwohl wurden die Verhandlungen über ein gegen Preußen gerichtetes Dreibündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien seit Sommer 1868 lebhaft geführt. Beust sah sich aber aus Rücksicht auf Österreichs Finanzlage und auf sein noch in der Umgestaltung begriffnes Heer, durch die zahlreichen innern Schwierigkeiten und die Stimmung der 10 Millionen Deutschen sowie die Abneigung der Ungarn gegen jeden Versuch einer Wiederherstellung der österreichischen Vorherrschaft in Deutschland außer stande, sofort einen Krieg zu unternehmen, so sehr dieser seinem alten Hasse gegen Preußen entsprochen hätte. Ein solcher Krieg mußte seiner Ansicht nach aus einer nichtdeutschen Ursache entspringen, etwa einem Zusammenstoß Österreichs und Rußlands im Orient, wobei Preußen auf russische Seite treten und so der Anschein vermieden würde, als ob der Krieg gegen die deutsche Einheit geführt werde; sonst war er das beste Mittel, den Süden und Norden sofort unter einen Hut zu bringen. Ein Krieg gegen die deutsche Einheit war auch den Italienern nicht genehm, weil er voraussichtlich nur der Vorläufer eines Kriegs gegen ihre eigne Einheit werden mußte; diese wollten sie aber nicht zerstört, sondern vollendet sehen, und nur gegen die Preisgabe Roms wäre vielleicht ein Teil der konservativen Partei zu einem Kriege gegen Preußen zu haben gewesen. Diese Bedingung aber konnte der Kaiser, der die schon gereizten katholischen Gefühle seines Volks nicht noch mehr verletzen durfte, keinesfalls erfüllen; und die Mehrheit der Italiener stand auf seiten der Minister, die dem Könige Viktor Emanuel im Juli 1869 erklärten, daß man zu einer Vernichtung der Ergebnisse des Jahrs 1866 die Hand überhaupt nicht bieten dürfe. Bezeichnend ist auch die Besorgnis Beusts, daß Napoleon III. gar kein ehrliches Spiel spiele, sondern sich im letzten Augenblicke, wenn Preußen, durch den Dreibund eingeschüchtert, zur Nachgiebigkeit gestimmt sei, auf Kosten Österreichs mit Preußen verständigen werde. Weil die Verhandlungen also überall auf unübersteigliche Schwierigkeiten stießen, wurde ihre Fortsetzung im September 1869 „auf unbestimmte Zeit verschoben", wie Napoleon an Franz Joseph schrieb. Damals war (nach Beusts Angaben) noch gar nichts unterzeichnet; nur über drei Punkte war man mündlich einig geworden: 1) daß das Bündnis nur auf Verteidigung und Frieden gerichtet sein solle, wenn es überhaupt abgeschlossen werde; 2) daß man sich bei allen Verhandlungen zwischen den Großmächten unterstützen wolle, und daß 3) Österreich bei einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen mindestens neutral bleiben solle.

b) Das Ministerium Ollivier und die Volksabstimmung (1870).

Im Augenblicke, da die Verhandlungen auf dem toten Punkt ankamen, hatte sich in Frankreich eine große Veränderung der innern Lage vollzogen. Bei den Neuwahlen zum gesetzgebenden

Digitized by Google

Körper zeigte sich am 23. Mai 1869 ein großer Rückgang der regierungsfreundlichen Stimmen; während die Opposition 1857 nur 810,000 und 1863 schon 1,800,000 Stimmen erhalten hatte, schwoll sie jetzt auf 3,300,000 an, und die Ziffern der Regierungspartei gingen von 5,300,000 im Jahre 1863 auf 4,600,000 zurück. Olliviers „dritte Partei" erlangte 130 Abgeordnetensitze und bildete zusammen mit den 40 Stimmen der republikanischen Linken eine Mehrheit gegen die Gefolgschaft Rouhers. Napoleon III. brauchte das Wahlergebnis nicht gerade als gegen sich selbst gerichtet zu betrachten: auch die „dritte Partei" war kaiserlich; aber das Ergebnis mußte sich gegen ihn kehren, wenn er sich mit Rouher und den Arkadiern (S. 308) für eins erklärte. Deshalb lenkte er ein, schaffte am 17. Juli das „Staatsministerium" ab (wobei Rouher mit dem Vorsitz im Senate, der am 2. August in feierlicher Sitzung den vom Ministerrate festgestellten Reformplan entgegennahm, entschädigt ward) und ließ am 6. September 1869 durch den Senat weitgehende Verfassungsänderungen genehmigen. Danach erlangte der Gesetzgebende Körper das Recht, seinen ganzen Vorstand frei zu wählen, und das Recht der Initiative, der Anfragen und der Bewilligung der Ausgaben nach einzelnen Abschnitten des Staatshaushalts; ohne Aufgabe der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit des Kaisers selbst wurde doch die Verantwortlichkeit der Minister eingeführt und ihre Aburteilung vor dem Senate vorgesehen. Die Tragweite dieser Reformen bezeichnete der Kaiser selbst gegenüber dem italienischen Gesandten Konstantin Nigra mit den Worten: „Ich hatte die Wahl zwischen Krieg und persönlichem Regiment einerseits und Frieden mit liberalen Reformen anderseits. Ich habe mich für das letztere entschieden." Der Umstand, daß der erprobte Kriegsminister Niel am 14. August 1869 starb, wirkte zunächst auch in der Richtung, jedes kriegerische Abenteuer als doppelt gewagt erscheinen zu lassen; freilich sollte sich zeigen, daß sein Nachfolger, Marschall Edmond Leboeuf, weder die Erfahrung noch die Vorsicht Niels besaß.

Am 2. Januar 1870 berief der Kaiser das Ministerium, das auf Grund des Senatsbeschlusses die Geschäfte verantwortlich leiten sollte. Sein Haupt war Emil Ollivier, der die Justiz und den Kultus übernahm; das Auswärtige erhielt Graf Napoleon Daru, ein kluger, umsichtiger und charaktervoller Mann, das Innere J. P. N. E. Chevandier de Valdrôme, die Finanzen Ludw. Jos. Buffet. Weil die Linke aber forderte, daß der Kammer das Recht, bei einer künftigen Verfassungsänderung mitzuwirken, gewährt werde, da sonst ein Senatsbeschluß wieder jeden Tag das zurücknehmen könne, was ein Senatsbeschluß gestern gegeben habe, so unterbreitete der Kaiser kurzerhand die Verfassungsänderungen einer Abstimmung des Volks mit der Begründung, daß dieses seiner Zeit (1852; vgl. S. 236) die Verfassung des Kaiserreichs gutgeheißen habe und also darüber zu hören sei, ob diese Verfassung geändert werden solle. Die Frage, die an das Volk gerichtet wurde, lautete: ob es das Senatskonsult vom 6. September 1869 billige und dadurch den einstigen Übergang der Krone vom Kaiser an dessen Sohn erleichtern wolle? Die Antwort von 7,350,142 Wählern lautete Ja, die von 1,538,825 Nein; bei dem Heer, das auch stimmen durfte, fielen 285,000 Ja, 48,000 Nein. Wenn auch die Opposition nicht unbeträchtlich war, so zerfiel sie doch in einen absolutistischen Teil, dem das Senatskonsult viel zu weit ging, und einen republikanischen, dem es noch nicht weit genug ging, weil es das Kaiserreich bestehen ließ, ja seiner Befestigung dienen sollte. Dieser gespaltnen Opposition gegenüber nahm sich die ohnehin fast fünfmal so starke Mehrheit überwältigend aus, und der Kaiser war berechtigt, in dem Plebiszit vom 8. Mai 1870 einen mächtigen Beweis des Vertrauens von reichlich fünf Sechsteln der Franzosen in seine Person, sein Haus und sein Regiment zu sehen.

Digitized by Google

c) Das Vatikanische Konzil in seinen Beziehungen zur europäischen Politik.

Das Ministerium erfuhr kurz nachher dadurch eine bedeutsame Veränderung, daß an Stelle Darus der Herzog Agenor von Gramont trat. Daru hatte zwei Gründe des Rücktritts. Einmal hatte er mit der Ansicht nicht durchdringen können, daß zur Anordnung etwaiger künftiger Volksabstimmungen nicht bloß der Kaiser berechtigt sei, sondern daß auch der Gesetzgebende Körper vorher gehört werden müsse. Dann hatte Daru die schwersten Bedenken gegen das Vatikanische Konzil, das Pius IX. am 8. Dezember 1869 in Rom eröffnet hatte, um in derselben Zeit, wo die weltliche Macht des Papsttums vermindert und sogar mit völliger Vernichtung bedroht war, dessen geistliche Macht durch Verkündung der lehramtlichen Unfehlbarkeit des römischen Bischofs in Sachen von Glauben und Sitten schrankenlos zu machen. Gegen die schwere Gefahr, die bei Annahme dieses Lehrsatzes von der päpstlichen Infallibilität der Selbständigkeit der Staaten drohte, erhob sich schon am 9. April 1869 der bayerische Ministerpräsident Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (1819—1901) und forderte alle Staaten, die katholische Unterthanen hätten, zu gemeinsamen Maßregeln beim päpstlichen Stuhl auf; allein er fand aus verschiednen Gründen nur bei Rußland insofern Zustimmung, als es seinen katholischen Bischöfen schlechthin verbot, am Konzile teilzunehmen, und wurde von der ultramontan-partikularistischen Mehrheit des bayerischen Landtags am 15. Februar 1870 gestürzt. Daru erging es mit seinen Warnungen nicht besser; sein eigner Kollege Ollivier behauptete, die Unfehlbarkeit sei eine rein innerkirchliche Sache, die den Staat nichts angehe — als ob die Kirche ihrerseits irgend ein Gebiet als rein staatlich anerkennen würde! — und ließ sich mit den zweifelhaften Versicherungen des päpstlichen Staatssekretärs Grafen Giacomo Antonelli abspeisen: „In der Theorie sind wir hochfliegend wie Gregor VII. und Innocenz III.; in der Praxis sind wir nachgiebig und geduldig.“ Vergebens mahnte der einst von den Ultramontanen so hoch gepriesene edle Graf Charles Montalembert, der ebenso die Unterdrückung der Kirche durch den Staat wie die des Staats durch die Kirche verwarf, man solle sich dem Strome von Schmeichelei, Betrug und Knechtssinn, der die Kirche zu überfluten drohe, beizeiten entgegenstemmen: er starb, ehe sein Mahnruf durch die Ereignisse selbst bestätigt ward, und Darus Nachfolger Gramont war ein entschiedner Ultramontaner und haßte als solcher auch das ketzerische Preußen.

d) Das Aufkommen der Sozialdemokratie.

Wie man in den Bestrebungen der Kurie, die auf die Leitung aller Völker durch den römischen Stuhl abzielten, etwas erblicken muß, das den damaligen nationalstaatlichen Wünschen direkt entgegengesetzt war, so ist dasselbe von andern Bestrebungen zu sagen, die damals zuerst mit stärkerer Wucht hervorzutreten anfingen, von den sozialdemokratischen (vgl. darüber Ausführlicheres: Band VII, S. 416). In die Jahre 1862—64 fällt die agitatorische Wirksamkeit Ferdinand Lassalles, der die vom Kapital ausgesogne Arbeiterklasse vermöge des allgemeinen Stimmrechts zum Herrn im Staat und weiterhin durch die vom Staate geförderte Bildung von Produktivgenossenschaften mit jährlicher Verteilung des vollen Gewinns selbst zu Kapitalisten machen wollte. Im September 1866 ward zu Genf die (schon 1864 in London angebahnte) „Internationale“ gegründet, ein Zusammenschluß der Arbeiter aller Nationen. Zu voller Ausgestaltung aber sind diese Bestrebungen erst später gekommen (vgl. unten, S. 354); zunächst gelangte der auf den Sieg des Nationalitätsgedankens gerichtete historische Vorgang in Mitteleuropa zum Ziele.

Digitized by Google

J. Der Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs.

a) Frankreichs Beziehungen zu Österreich.

Der europäische Friede schien am 30. Juni 1870 so gesichert, daß Ollivier in der Kammer erklären konnte, von nirgends her drohe ihm eine Störung, und daß der Kriegsminister Leboeuf beantragte, für 1871 statt 100,000 Rekruten nur 90,000 ins Heer einzustellen. Die Abgeordneten der Linken bezeugten ausdrücklich, „daß die 40 Millionen Deutsche, die sich unter Preußens Führung geeinigt hätten, Frankreich in keiner Weise bedrohten", und Ollivier selbst kaum geradezu als ein Freund der deutschen Einheit bezeichnet werden. Allerdings hatte der Erzherzog Albrecht von Österreich anläßlich einer angeblichen Studienreise nach Südfrankreich im April 1870 Paris besucht und dabei im Hinblick auf den möglichen Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund (S. 309) von der Notwendigkeit gemeinsamer Schritte zur Aufrechthaltung des Prager Friedens gesprochen. Er hatte dabei den Plan entwickelt, daß, im Fall ein Krieg notwendig werde, ein französisches Heer über Stuttgart nach Nürnberg vorstoßen solle, um sich hier mit den Italienern, die über München, und den Österreichern, die von Böhmen her anrücken würden, zu verbinden und dann etwa bei Leipzig mit den Preußen zu schlagen. Der Erzherzog spielte also mit dem Feuer; doch erklärte er, daß die österreichische Heeresumgestaltung vor 1 bis 2 Jahren noch nicht beendet sei, und bezeichnete es, da Österreich sechs Wochen zur Mobilmachung brauche, als notwendig, daß Frankreich zunächst allein losschlage, jedenfalls im Frühling, damit man vor dem Herbste mit seinen langen und kalten Nächten, und ehe Rußland eingreifen könne, mit den Preußen fertig werde. Diese Forderung, daß Frankreich vorerst allein seine Haut zu Markte trage, erklärte ein Kriegsrat, den Napoleon am 17. Mai abhielt, für mannehmbar. Der General B. L. J. Lebrun, der damals nach Wien gesandt ward, fand aber den Kaiser Franz Joseph nicht geneigt, von der durch Albrecht gestellten Forderung abzustehen; der Kaiser hielt sie nicht bloß militärisch, sondern auch politisch für geboten, weil, wenn er gleichzeitig mit Frankreich Krieg erkläre, Preußen den „neuen deutschen Gedanken" ausnutzen und den Süden mit sich fortreißen werde: nur im Verlaufe des Kriegs, wenn die in Süddeutschland eingerückten Franzosen dort als Befreier vom preußischen Joch aufgenommen würden, könne er die Gelegenheit wahrnehmen und sich an einem solchen Kriege beteiligen.

Die damaligen Vorgänge in Süddeutschland ließen eine Hoffnung auf Hinwendung zu Frankreich aufkommen: in Bayern war Hohenlohe im Februar gestürzt und durch den strengen Partikularisten Grafen Otto Bray-Steinburg ersetzt worden; in Württemberg gaben die verbissensten Demokraten die Losung aus: lieber französisch als preußisch! und eine Massenpetition, die 150,000 Unterschriften fand, forderte Einführung des Milizheers nach schweizerischem Muster, worauf König Karl im März 1870 allerdings mit der Entlassung des der Schwächlichkeit beschuldigten Ministers des Innern, Ernst Geßler, und der Berufung Suckows (S. 310) ins Kriegsministerium antwortete. Dieser erklärte sich bereit, wozu sein Vorgänger Wagner sich nicht verstanden hatte, eine halbe Million Gulden am Kriegsetat zu sparen, sonst aber die erst 1868 eingeführte Heeresorganisation nach preußischem Vorbilde zu erhalten. Vor einer Überschätzung der partikularistischen Kräfte aber warnte den Kaiser Napoleon ein einsichtiger französischer Beobachter selbst, der Militärbevollmächtigte Oberst Eug. G. Stoffel. Jedenfalls war es sehr ungewiß, ob die Franzosen die Bedingungen erfüllen konnten und wollten, an die Österreich seine Mitwirkung knüpfte — falls es überhaupt durch den Bruch des Prager Friedens sollte zum Kriege gedrängt werden, was es ohnehin als Vorbedingung jedes bewaffneten

Digitized by Google

Vorgehens bezeichnete. So gewinnt man auch hier den Eindruck, daß trotz aller Spannung der europäischen Lage, trotz aller zum Losbruche drängenden Neigungen und Personen doch die Erhaltung des Friedens wenigstens für das Jahr 1870 noch Anfang Juli als wahrscheinlich erschien.

b) Die hohenzollernsche Kandidatur für den spanischen Thron.

Die Regierung der Königin Isabella II. von Spanien (vgl. Bd. IV, S. 547) war seit langem wegen der persönlichen Unwürdigkeit der Königin, die, sechzehnjährig an einen Schwächling verheiratet, das ihr in der Ehe versagte Liebesglück außerhalb der Ehe suchte, in völlige Mißachtung gefallen. Als Isabella sich ganz und gar der reaktionären Partei hingab, erhoben sich die Liberalen unter Führung von Francisco Serrano und Juan Prim am 20. September 1868. Nach der Niederlage des königlichen Heers bei der Brücke von Alcolea am Guadalquivir, wobei der Oberfeldherr General E. Pavia schwer verwundet wurde (28. September), mußte sich die gerade im Seebade San Sebastian weilende Königin am 30. September mit ihrer Familie und ihrem „Intendanten" Carlos Marfori nach Frankreich flüchten. Der Gedanke, mit dem sich die bigotte Königin soeben noch getragen hatte, an Stelle der französischen Truppen spanische nach Rom zu legen, war damit begraben; die siegreichen Liberalen dachten nicht daran, dem Kaiser von Frankreich die Last der Beschützung des Papstes abzunehmen.

An der Monarchie aber hielten sie fest. Und als alle Versuche, den Neffen des Königs von Italien, den noch minderjährigen Herzog Thomas von Genua, oder den seit 1853 verwitweten Titularkönig von Portugal, den klugen Ferdinand von Koburg-Gotha, zum Könige zu gewinnen, gescheitert waren, boten sie den Thron dessen Schwiegersohn, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 1835) an, der katholisch, glücklich verheiratet und Vater von Söhnen, rechtschaffen und tüchtig war und im rüstigsten Mannesalter stand. Ein erstes Angebot soll nach Heinrich v. Sybel schon im April 1869 erfolgt sein, aber zunächst in privater Weise durch einen Brief des Marschalls Prim an des Erbprinzen Vater Karl Anton; aber dieser habe Bedenken gegen die Annahme einer so gefährdeten Krone gehabt. Sicherlich hat der Spanier J. Allende Salazar ein Angebot im September 1869 im tiefsten Geheimnis nach Schloß Weinburg in der Schweiz gebracht, wo die Hohenzollern damals weilten; aber er erfuhr eine Ablehnung, da das Unternehmen allzu gewagt erschien.

Erst bei einem neuen Versuche Salazars im Februar 1870 änderte sich die Sachlage. Er ging mit Briefen Prims an den Fürsten, den Erbprinzen, den König Wilhelm und Bismarck zunächst nach Berlin. König Wilhelm war gegen die Annahme; aber er erkannte an, daß nach den für das hohenzollernsche Gesamthaus giltigen Hausgesetzen ihm, dem Oberhaupte des Hauses, ein Verbot in diesem Falle nicht zustehe. Anders verhielt sich Bismarck. Er versprach sich — zwar keine direkte militärische Hilfe von seiten Spaniens, wenn der Hohenzoller dessen Krone trage — wohl aber engere freundschaftliche Beziehungen beider Länder und infolge davon eine Verstärkung der Stellung Deutschlands „um ein bis zwei Armeekorps" und namentlich auch eine Erleichterung des Handelsverkehrs. Deshalb riet er dem Erbprinzen, „er solle sich aller Bedenken entschlagen und im Interesse Deutschlands die Kandidatur annehmen". Doch konnte sich dieser auch jetzt noch nicht dazu entschließen. Es lag sehr nahe, an die Wirkung einer solchen Kandidatur auf Frankreich zu denken. Robert von Keudell, einer der Vertrauten Bismarcks, bezeugt aber ausdrücklich, daß Bismarck an die Gefahr der Entzündung eines Kriegs aus diesem Anlaß nicht dachte, weil Kaiser Napoleon doch lieber den Hohenzollern

Digitized by Google

in Madrid sehen werde als Isabellas Schwager, den Herzog Anton von Montpensier aus dem Haus Orléans, oder als die Republik; auch hatte Napoleon, der im Herbst 1869 durch Karl Anton von der Sache in Kenntnis gesetzt worden war, weder Ja noch Nein gesagt, schien also keinen Einspruch zu erheben. Eine nochmalige Anfrage in Paris selbst war unmöglich, weil Prim dringend um Geheimhaltung der Sache gebeten hatte, damit sie nicht von vornherein durch gegnerische Bestrebungen vereitelt werde; und dann waren die Sigmaringer durch Karl Antons Mutter, eine Murat, und seine Gemahlin, eine Beauharnais, mit den Bonapartes so nahe verwandt, daß man sogar eine Einwilligung Napoleons III. für nicht ausgeschlossen halten durfte. Bismarck sandte nun zwei Vertraute, den klugen Lothar Bucher und den frühern Major Max von Versen, insgeheim nach Spanien, die von da „sehr zufriedenstellende" Nachrichten heimbrachten; dies alles geschah aber in persönlicher, privater Weise: die preußische Staatsregierung ist nicht damit befaßt worden. Schließlich wurde, um der den spanischen Machthabern natürlich unerwünschten Kandidatur des Herzogs von Montpensier zu entgehen, Salazar Anfang Juni 1870 nochmals nach Sigmaringen gesendet und erhielt nunmehr am 20. Juni von Karl Anton und von Leopold die Zusage. Es schien doch ein großer Augenblick für das Haus Hohenzollern-Sigmaringen gekommen, und Leopold empfand es als eine schwere Verantwortung, sich einem Volke zu entziehen, „das nach langem Siechtum eine mannhafte Anstrengung machte, seine nationale Kultur auf eine höhere Stufe zu heben", d. h. sich von der Herrschaft der Ultramontanen zu befreien. Am 4. Juli verkündigte man hierauf die Kandidatur Leopolds in Madrid amtlich und berief die Cortes auf den 20. Juli zur Königswahl ein.

c) Die Anmaßungen Gramonts und die Emser Depesche.

Bei dem ganzen Vorgange handelte es sich um eine Sache, die zunächst eine durchaus innere Angelegenheit des spanischen Volks war; dieses konnte offenbar jeden beliebigen Mann zu seinem Könige wählen, und wenn es ihn unter den Sprößlingen fürstlicher oder einst fürstlich gewesener Häuser suchte, so konnte nur etwa verlangt werden, daß der Erwählte auf jedes Erbrecht an einem andern Throne verzichte, damit eine Vereinigung der spanischen Monarchie mit einer andern und dadurch eine Gefährdung des europäischen Gleichgewichts für alle Zukunft verhütet werde. Im vorliegenden Falle war ein solcher Verzicht nicht einmal notwendig, weil die schwäbische Linie der Hohenzollern an Preußen gar kein Erbrecht besitzt und der Erbprinz Leopold sonach gar kein „preußischer" Prinz heißen durfte. Darum war die preußische Regierung als solche an der Frage gar nicht beteiligt worden, weil ihr kein gesetzlicher Einfluß auf sie zustand; der König wie der Kronprinz und Bismarck hatten lediglich als Privatpersonen ihren Rat erteilt. Gleichwohl schlug die amtliche Nachricht von der Aufstellung der Kandidatur Leopolds in Paris wie der Blitz ein, und der Herzog von Gramont war sofort überzeugt, daß es sich wieder um einen teuflischen Streich Bismarcks „gegen Frankreichs Interesse und Ehre" handle. Obwohl der französische Vertreter in Madrid, Baron H. Mercier de Lostende, telegraphisch berichtete, daß Prim jede Anschuldigung gegen Bismarck als grundlos bezeichnet und die Kandidatur für ein ausschließliches Werk der spanischen Nation erklärt habe, ließ sich Gramont doch am 6. Juli durch den Abgeordneten Ludw. Ad. Cochery im Gesetzgebenden Körper darüber befragen und erklärte herausfordernd, daß Frankreich bei aller Achtung vor dem Willen der spanischen Nation doch nicht dulden werde, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch das Gleichgewicht Europas störe: als ob

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse Bismarcks.

1) Otto von Bismarck-Schönhausen als Deichhauptmann und konservativer Abgeordneter, um 1850. Nach der Natur gemalt von M. Berendt; Lithographie von E. Weinecke. (Gedruckt bei L. Sachse u. Co. in Berlin.)

2) Bismarck als Bundestagsgesandter im Jahre 1858. Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Ölgemälde von Jakob Becker. (Mit Erlaubnis des Verlags von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig; vgl. „Bismarck" von Ed. Heyck, ebenda 1898, S. 65.)

3) Fürst Bismarck als Kanzler des neu geeinten Deutschen Reichs, am 3. Juli 1871. Nach einer Aufnahme der Hofphotographen Loescher u. Petsch in Berlin; mit Erlaubnis der Firma. (Vgl. „Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild", herausgegeben von Graf Yorck v. Wartenburg, Berlin 1900, Tafel 5.)

4) Bismarck als Siebzigjähriger, am 12. April 1885. Nach einer Photographie derselben Firma. (Vgl. a. a. O., Tafel 15, und „Das Deutsche Volkstum" von Hans Meyer, Leipzig u. Wien 1898, S. 208.)

Digitized by Google

Otto von Bismarck auf vier verschiednen Stufen seiner Laufbahn.

Digitized by Google

das längst zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunkne Spanien noch das Reich sei, das vor 300 Jahren die führende Stellung in Europa einnahm, und als ob Leopold gleichzeitig in Berlin und in Madrid zum König ausgerufen werden solle! Der Eindruck war überall der, daß eine so sinn- und rücksichtslose Sprache notwendig zum Kriege führen müsse.

Das weitere Vorgehen Gramonts bestätigte diese Besorgnis. Er befahl dem in Wildbad die Kur gebrauchenden Grafen Vincenti Benedetti (geb. 1817; vgl. S. 295), dem König Wilhelm in Ems die Forderung vorzutragen, daß er, der Leopolds Kandidatur zugelassen und dadurch Frankreich gekränkt habe, nunmehr dem Prinzen die Zurücknahme seiner Zusage auferlege. Dazu war der König aber selbstverständlich nicht zu haben: was er nach den Hausgesetzen nicht hatte erlauben können, das konnte er auch nicht verbieten, vollends nach dem Auftreten Gramonts vom 6. Juli; er ließ aber nach Sigmaringen wissen, daß er gegen einen etwaigen Verzicht des Erbprinzen auch persönlich nichts einzuwenden habe. Angesichts der Gefahr, durch sein Beharren bei der Kandidatur Deutschland und Spanien in einen Krieg zu stürzen, trat Leopold am 12. Juli wirklich von der Thronbewerbung zurück; König Wilhelm ließ das Telegramm der „Kölnischen Zeitung" aus Sigmaringen, das diese Nachricht enthielt, am Morgen des 13. Juli durch seinen Flügeladjutanten, Prinzen Anton Radziwill, dem französischen Botschafter auf der Emser Promenade zustellen. Der König hielt die Angelegenheit damit für erledigt; das war ebenso die Ansicht der ganzen Welt wie der Wunsch Kaiser Napoleons und Olliviers. Nicht so der Gramonts: er blieb dabei, daß der König ins Spiel gebracht werden und sich demgemäß verpflichten müsse, niemals, falls die Kandidatur je nochmals aufleben sollte, seine Zustimmung zu geben. Dies mußte Benedetti auf telegraphischen Befehl seines Vorgesetzten eben an jenem Morgen des 13. Juli in Ems dem König sagen; er that es, abgewiesen, wiederholt und „in zuletzt sehr zudringlicher Art", wie der König an Bismarck nach Berlin telegraphierte, so daß der König schließlich dem Botschafter, um ihn loszuwerden, durch den Adjutanten vom Dienste melden ließ, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen. Der König stellte in einem Telegramm, das der Geheime Legationsrat Heinr. Abeken abfaßte, es Bismarck anheim, ob er diese neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl den norddeutschen Gesandten bei den fremden Mächten als auch der Presse mitteilen wolle oder nicht; keineswegs hat er ihm diese Mitteilung befohlen.

Bismarck, der, aus Varzin zurückgekehrt, tief bekümmert über des Königs weitgehende Geduld den Franzosen gegenüber mit Roon und Moltke in Berlin beriet und entschlossen war, nicht Minister zu bleiben, wenn nicht für die französischen Unverschämtheiten in irgend einer Weise Genugthuung erlangt werde: Bismarck (s. die beigeheftete Tafel „Otto von Bismarck auf vier verschiednen Stufen seiner Laufbahn") hat das große Verdienst, keinen Augenblick gezaudert zu haben. Nur um die über kurz oder lang doch sichere Einigung des Nordens und Südens um ein paar Jahre zu beschleunigen, würde er niemals einen Krieg gesucht haben, der ihm (nach von Keudell) damals in furchtbarstem Licht, als erster einer langen Reihe von Rassenkriegen, erschien. Jetzt aber, wo der Krieg ihm aufgedrungen ward, wo er ohne den „fressenden Schaden" einer tiefen Demütigung der eben sich zum staatlichen Leben durchringenden Nation nicht zu vermeiden war, jetzt kannte er keine Bedenken und kein Schwanken: Nachts elf Uhr, am 13. Juli, ging die berühmte Emser Depesche der Redaktion der halbamtlichen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und den Gesandtschaften zu. Diese Emser Depesche gab das von Abeken verfaßte Telegramm des Königs aus Ems wörtlich, aber mit Auslassung alles Nebensächlichen, wieder und lautet also: „Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Prinzen von

Digitized by Google

Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden ist, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Seine Majestät hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Diese Depesche, die am 14. Juli in ganz Deutschland bekannt wurde, rief überall die tiefste Genugthuung darüber hervor, daß der französischen Anmaßung eine deutliche und wohlverdiente Abfertigung zuteil geworden war; und diese Genugthuung ward nur noch vermehrt, als man erfuhr, daß Gramont dem Botschafter Freih. Karl von Werther in Paris noch das weitere Ansinnen gestellt hatte, der König von Preußen solle an den Kaiser Napoleon einen Brief richten, in dem er beteure, daß er mit seiner Zustimmung zur Kandidatur Leopolds Frankreich nicht habe beleidigen wollen. Die Emser Depesche hat keineswegs den Krieg erzwungen: dies hat vielmehr die französische Anmaßung gegenüber Deutschland gethan; es war so, wie Dav. Friedr. Strauß an Ernest Renan schrieb: „Wir kämpfen wieder mit Ludwig XIV." Jede Beleidigung Frankreichs in der Person seines Vertreters ist in Ems sorglich vermieden worden; Benedetti hat selbst bezeugt: „Es hat dort weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten gegeben" — oder wenn es einen gab, so hat Hans Delbrück recht, wenn er sagt: „Der Beleidiger war das französische, der Beleidigte war das deutsche Volk." Diese Wahrheit und die Abwehr französischer Frechheit las jedermann aus der Depesche; indem sie alle diplomatischen Rücksichten, deren sich weder der König noch Benedetti entschlagen hatten, wegließ und bloß den Kern des Hergangs herausschälte, ward aus Abekens Depesche die Bismarcks oder „aus der Schamade", wie Moltke sagte, „die Fanfare" und aus dem aktenmäßigen Berichte der Hornstoß, der Deutschland auf die Schanzen rief.

d) Der Beschluß zur Mobilmachung und die französische Kriegserklärung.

In Paris empfand man die Schärfe der Ablehnung einer dauernden Verpflichtung König Wilhelms wohl. Aber da man sich nicht verhehlen konnte, daß angesichts der Zurücknahme einer von Frankreich als unerträglich bezeichneten Kandidatur niemand in Europa es billigen werde, wenn die kaiserliche Regierung sich nicht befriedigt erkläre, so lehnte die Mehrzahl der Minister Gramonts Verlangen, daß man die Reserven einberufe, zunächst, am 14. Juli vormittags, ab; mochte Gramont den Denkzettel für sein zudringliches Vorgehen nur einstecken oder zurücktreten. Der Kaiser selbst war auch für Frieden, weil er die militärische Stärke der Deutschen kannte und den Anlaß zum Kriege für ungeeignet hielt; auch die Kaiserin Eugenie scheint mit Unrecht beschuldigt zu werden, sie habe — aus Haß gegen das ketzerische Deutschland und aus Besorgnis um ihres Sohnes Zukunft — zum Kriege getrieben. Wenn gleichwohl im Laufe des 14. Juli die Stimmung im Ministerrat umgeschlagen und in später Nachtstunde der Beschluß zur Mobilmachung gefaßt worden ist, so gibt der englische Gesandte Rich. B. Lord Lyons dafür den Grund mit folgenden Worten zutreffend an: „Die Bewegung im Heer und im Volk ist so stark, daß keine Regierung, welche für den Frieden wäre, Bestand haben könnte." Vor dieser Strömung im Volke wich der Kaiser, das Herz voll von bösen Ahnungen, vor ihr wich Ollivier, vor ihr das gesamte Ministerium: unter Berufung auf eine neu eingelaufne Depesche, die aber trotz des Verlangens der Opposition nicht vorgelegt wurde (die Emser Depesche, die

Digitized by Google

man ja schon vorher kannte, kann es nicht gewesen sein), wurde am 15. Juli im Gesetzgebenden Körper ein Gesetzentwurf über die Einberufung der Mobilgarde und die Bewilligung von 66 Millionen für Heer und Flotte eingebracht und nach stürmischer Verhandlung mit 245 gegen 10 Stimmen der äußersten Linken angenommen. Das französische Volk hat seine Regierung zum Kriege gezwungen; fast einstimmig hat seine Vertretung ihn gutgeheißen.

Am 19. Juli erfolgte die amtliche Kriegserklärung Napoleons an Preußen durch den Geschäftsträger Georges Le Sourd in Berlin. So unglaublich hatten sich die Dinge durch Gramonts Drängen und Benedettis Sendung nach Ems entwickelt, daß diese Kriegserklärung das einzige amtliche Aktenstück ist, das von Paris an die preußische Regierung erging: archivalisch angesehen erscheint der Krieg wie aus der Pistole geschossen, während er in Wahrheit eine Vorbereitung hat, die über Jahrhunderte zurückreicht: das Verhältnis der deutschen und der französischen Nation, seit 1552 (vgl. Bd. VII, S. 266) zu unsern ungunsten verändert, sollte durch diesen Krieg endgiltig eingerenkt, unsre völlige Unabhängigkeit von Frankreichs „Präponderanz" festgestellt werden.

e) Die Wirkung der Kriegserklärung auf Deutschland.

Das empfand man auch sofort in ganz Deutschland. Wie mit einem Zauberschlage verschwand all der innere Hader und die Stammesfeindschaft, die bisher die deutsche Nation gespalten und auf die der welsche Feind sehr mit Unrecht seine Hoffnung gebaut hatte, daß auch diesmal, wie früher immer, ein Teil der Deutschen unter seinen Fahnen kämpfen werde. Die Wortführer der preußenfeindlichen Richtung im Süden blieben zwar für ihre Person meist auf ihrem verbohrten Standpunkte stehen; aber sie hatten die Massen nicht mehr hinter sich, die in dem Augenblicke, da die nationale Ehre und Sicherheit bedroht erschienen, mit erfreulicher Entschiedenheit ihrem deutschen Gefühle folgten und empfanden, daß nicht bloß kraft der beschwornen Verträge, sondern auch kraft ungeschriebnen Rechts Germania in Preußens Lager war (vgl. S. 186). Als der König am 15. Juli von Ems über Koblenz nach Berlin reiste, gestaltete sich seine Fahrt zu einem Triumphzuge durchs deutsche Land; auf dem Berliner Bahnhof entschied er sich, von den Beschlüssen der französischen Kammer benachrichtigt, für die Mobilmachung des ganzen norddeutschen Heers, nicht bloß, wie er ursprünglich gewollt hatte, für die von einigen Armeekorps, und bestimmte als den ersten Tag der Kriegsbereitschaft den 16. Juli. Am gleichen Tage befahl König Ludwig II. von Bayern, da der casus foederis eingetreten sei und Bayern vertragsgemäß Preußen Hilfe zu leisten habe, daß das bayerische Heer auf Kriegsfuß gesetzt werde; am 17. Juli erging der gleiche Befehl durch König Karl I. von Württemberg, der schleunigst aus Sankt Moritz nach Stuttgart zurückgeeilt war.

Am 19. Juli trat der norddeutsche Reichstag zusammen; er ward mit einer Thronrede begrüßt, die in ihrer kraftvollen Würde und Schlichtheit ein Meisterstück patriotischer Sprechweise ist, wie es nur aus Bismarcks klassischer Feder fließen konnte: „Hatte Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in frühern Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war ... Heute, wo seine Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt es in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat ... Gott wird mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war." Mit Ausnahme der beiden Sozialdemokraten bewilligte der Reichstag einhellig 120 Millionen Thaler zur Führung des Kriegs; die süddeutschen Landtage thaten das Gleiche. Die Begeisterung und Opferwilligkeit, mit der sich das deutsche Volk — mit

Digitized by Google

Ausnahme natürlich der Welfenlegion (S. 303) und der hohen Finanz, die auch in diesem weltgeschichtlichen Augenblicke nur an sich dachte — in allen Gauen erhob, um Ehre, Freiheit und Einheit zu verteidigen, übertraf in einer Hinsicht noch die großen Tage des Jahrs 1813: zum erstenmal in der deutschen Geschichte stand das ganze Deutschland auf.

f) Das Verhalten des Auslands.

Während aber die Heere sich sammelten, veröffentlichte Bismarck in den „Times" das Angebot, das ihm Frankreich im August 1866 durch Benedetti unterbreitet hatte, und das ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Frankreich vorschlug, dem dafür, daß es Preußen in Deutschland gewähren ließ, Luxemburg und Belgien zufallen sollten. Der englische Exminister Graf J. H. H. Malmesbury nannte diesen Entwurf „ein entsetzliches Schriftstück", weil es trotz Benedettis verlegner Ableugnungsversuche den Beweis lieferte, daß die französische Regierung bereit gewesen war, ihre nur durch das Völkerrecht geschützten Nachbarn ohne jeden Rechtstitel zu vernichten; bloß Preußens Rechtsgefühl wie Klugheit war es zuzuschreiben, daß das Vorhaben Napoleons III. nicht zur Ausführung gediehen war. Solche Enthüllungen haben ihren Teil dazu beigetragen, daß sich kein Arm in Europa für Frankreich erhob. England erklärte sich sofort für neutral, und seine Kaufleute zogen durch Lieferung von Kohlen und Waffenvorräten an die Franzosen aus dem Kriege großen Gewinn. Rußland war Preußen günstig gesinnt, fürchtete von einem etwaigen Vordringen der Franzosen nach Berlin einen Aufstand der Polen und hoffte, während des Kriegs eine Gelegenheit zur Zerreißung des Pariser Vertrags von 1856 zu erlangen. In Italien war König Viktor Emanuel zwar persönlich geneigt, den Franzosen als seinen Waffenbrüdern von 1855 und 1859 her beizustehen; aber seine Minister widerstrebten auch jetzt einem Kriege, der gegen die werdende deutsche Einheit gerichtet war, deren Verhinderung eine Niederlage des nationalen Prinzips bedeuten und also auch der italienischen Einheit gefährlich werden mußte. Keinesfalls war Italien um geringern Preis als den der Herausgabe Roms zu gewinnen; dazu aber konnte sich Napoleon III. aus Rücksicht auf die klerikale Partei auch jetzt nicht entschließen.

Die Politik Österreichs ist am wenigsten durchsichtig. Bisher hatte es sich, wie es scheint, noch zu nichts verpflichtet; am 11. Juli richtete Beust einen herben Tadel nach Paris, daß man sich kopfüber in ein schweres Abenteuer gestürzt habe, bei dem Österreich nichts versprechen könne als ein wohlwollendes Zusehen. Am 20. Juli aber verfaßte Beust, obwohl ein Kronrat am 18. noch Neutralität und zu deren Schutze Rüstungen im Kostenbetrage von 20 Millionen Gulden beschlossen hatte, ein zweites Schreiben an den Botschafter Fürsten Rich. Metternich, laut dessen jedes Mißverständnis, das durch das Unvorhergesehne dieses Kriegs entstanden sein könnte, beseitigt war und Österreich die Sache Frankreichs wie seine eigne zu betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge der französischen Waffen mitzuwirken versprach. Unter dem Deckmantel der Neutralität sollte Österreich seine Rüstungen vollenden, ohne sich einem vorzeitigen Angriffe Rußlands auszusetzen; nach Vollendung der Rüstungen sollten Preußen von Österreich und Italien gemeinsam unannehmbare Bedingungen gestellt werden — dann sollte es offenbar von allen drei Mächten bekriegt werden. Wie sich dieses heimtückische Schreiben mit dem frühern Verhalten Österreichs und dem Schriftstücke vom 11. Juli vereinigen läßt, ist ein Rätsel, dessen Auflösung erst von weitern Aufschlüssen aus der Geheimgeschichte jener Tage zu erwarten ist. Da aber Italiens Beitritt von Napoleon nicht erkauft wurde, so blieb der Plan eines Dreibunds auch jetzt, in der entscheidenden Stunde, auf dem Papiere. Die Schnelligkeit,

Digitized by Google

womit Frankreichs Kriegsrüstung durch die Deutschen zertrümmert ward, hat in Wien bald alle Lust zur Anteilnahme am Krieg erstickt.

g) Die Abstimmung des Vatikanischen Konzils über die Unfehlbarkeit des Papstes.

Am Vorabende der Kriegserklärung, am 18. Juli, vollzog sich in Rom ein folgenschweres Ereignis. Das seit 8. Dezember 1869 versammelte Vatikanische Konzil stand vom Anfang an unter dem Druck eines als unabwendbar empfundnen Verhängnisses. Die Opposition zählte wohl etwa 150 Bischöfe und Äbte, und darunter viele der ersten Namen der katholischen Christenheit, so die Franzosen Georges Darboy und Fel. Ant. Dupanloup, die Österreicher Friedr. Cöl. Fürst Schwarzenberg, Rauscher (S. 315) und Jos. Georg Stroßmayer, den Württemberger Karl Jos. von Hefele; aber sie hatte eine über dreifach so starke Mehrheit von Anhängern der Unfehlbarkeit sich gegenüber, war in sich gespalten (da nur ein Teil gegen das Dogma selbst war, ein Teil aber es bloß jetzt nicht verkündigt sehen wollte). Außerdem war bei der Leitung der Verhandlungen durch die päpstlichen Bevollmächtigten von voller Freiheit der Meinungsäußerung und Abstimmung keine Rede. Nachdem eine Probeabstimmung vom 13. Juli ergeben hatte, daß 451 mit Ja, 88 mit Nein stimmten, und eine Abordnung der Opposition an den Papst ergebnislos geblieben war, reisten die meisten Gegner ab, weil sie dem Papste nicht ins Angesicht trotzen wollten. So ward am 18. Juli 1870 (vgl. Bd. VII, S. 349) unter dem Losbruch eines furchtbaren Gewitters, das den Sitzungssaal in Dunkelheit hüllte, mit 533 gegen 2 Stimmen das Dogma angenommen, daß der römische Papst, wenn er vom Lehrstuhl aus redet und etwas über Glauben und Sitten festsetzt, unfehlbar ist und derartige Bestimmungen an sich, nicht erst durch die Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind.

K. Der Krieg Deutschlands gegen das französische Kaiserreich.

a) Die Mobilmachung; der Aufmarsch; der Kriegsplan Moltkes.

Bei der Schnelligkeit, mit der Frankreich den Ausbruch des Kriegs herbeigeführt hatte, war zu erwarten, daß es mit seinen Rüstungen den Deutschen voraus sein und den Krieg alsbald nach Deutschland hineintragen werde. Der Kriegsminister Leboeuf hat wohl den Ausspruch gethan: „Wir sind erzbereit, bis zum letzten Gamaschenknopf", und vielleicht hoffte der Kaiser, durch rasche Schläge Preußen zahm zu machen und dann Belgien einzuverleiben. Aber alsbald zeigte es sich, daß Frankreich nicht fertig war. „Es fehlte", sagt der französische Geschichtschreiber Arthur Chuquet, „an Geld, an Mundvorrat, an Feldkesseln, Kochgeschirren, Zelten, Pferdeausrüstung, Arzneien, Tragbahren, kurz an allem"; die vorhandnen Eisenbahnen reichten nicht hin, um die 300,000 Mann, über die Frankreich ungefähr für den Feldkrieg verfügte, an die Grenze zu schaffen, so daß die Hälfte zu Fuß hinmarschieren mußte. Die Regimenter waren nicht auf bestimmte geographisch geschloßne Bezirke aufgebaut: Elsässer mußten nach Bayonne reisen, um in ihr Regiment eingestellt zu werden, Südfranzosen nach der Bretagne; daraus ergab sich bei dem Drange der Umstände bald ein heilloser Wirrwarr und eine ungemeine Verzögerung des Aufmarschs. Umgekehrt vollzog sich bei den Deutschen, wo alles aufs beste vorbereitet und jedem Tage seine Aufgabe genau zugemessen war, die Mobilmachung rasch und einfach; Moltke hat das bezeichnende Wort gethan, daß die 14 Tage der Mobilmachung, in denen nur längst Vorgesehnes auszuführen war, zu den ruhigsten Tagen seines Lebens gehört hätten.

Die Franzosen bildeten nach der anfänglichen und eigentlichen Absicht eine einzige Armee, die Rheinarmee, deren Oberbefehlshaber der Kaiser sein sollte mit Leboeuf als Generalstabschef;

Digitized by Google

thatsächlich aber zerfiel diese Armee in zwei Heere, eins von 200,000 Mann unter Marschall Bazaine in Metz, eins von 100,000 Mann unter Marschall Mac Mahon in Straßburg. Die deutschen Streitkräfte wurden in drei Armeen gegliedert (s. die Skizze davon auf der Karte bei S. 333). Die erste stand unter General v. Steinmetz nordöstlich von Trier um Wittlich und wurde vom 7. und 8. Korps, den Rheinländern und Westfalen, gebildet; sie zählte etwa 60,000 Mann. Daran schloß sich die zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, die aus dem 3., 4. und 10. Korps, also aus Brandenburgern, Sachsen aus der Provinz und Hannoveranern, und aus dem Gardekorps bestand; sie vollzog ihren Aufmarsch um Neunkirchen und Homburg und war 134,000 Mann stark. Endlich die dritte Armee (130,000 Mann) ward unter den Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gestellt; zu ihr gehörten das 5. und 11. Korps, die Posener, Hessen und Thüringer, und die Bayern, Württemberger und Badener; ihre Aufstellung nahm sie bei Rastatt und Landau. Der Kronprinz besuchte, ehe er an die Front ging, die süddeutschen Höfe und gewann durch sein ritterliches und freundliches Wesen rasch die Herzen seiner Soldaten. Hinter den drei Heeren standen noch starke Reserven: das 9. und 12. Korps (die Schleswig-Holsteiner und die Sachsen aus dem Königreiche) bei Mainz, und das 1., 2. und 6. Korps, die Ostpreußen, Pommern und Schlesier, die teils der Eisenbahnverhältnisse wegen erst am 20. Tag befördert werden konnten, teils für alle Fälle gegen Österreich bereit gehalten werden sollten. Die Seeküste sollte gegen die zu erwartenden Angriffe der französischen Flotte durch die 17. Division (Magdeburger und Hanseaten) und die Landwehr gedeckt werden.

Von der Aufstellung eines bis in die Einzelheiten ausgedachten Plans nahm Moltke (S. 270) als Chef des preußischen Generalstabs von vornherein Abstand, da die Durchführung eines solchen nicht verbürgt werden kann, weil jede Schlacht eine neue Lage schafft, die für sich betrachtet und behandelt werden muß. Moltke stellte also nur drei Gesichtspunkte als maßgebend auf. Erstens: wo der Feind angetroffen wird, da soll er mit aller Kraft angegriffen werden. Zweitens: der Zielpunkt, nach dem alles zu streben hat, ist die feindliche Hauptstadt, deren Besitz in einem Kriege mit Frankreich bei dessen straffer Zentralisation wichtiger ist als in jedem andern Kriege. Drittens: die feindlichen Streitkräfte sind thunlichst nicht nach dem reichen Süden Frankreichs, sondern in den an Hilfsmitteln ärmern und vom Meere begrenzten Norden zu drängen.

b) Die Treffen und Schlachten im Anfange des Monats August.

Weil kein Schlag geschehen sollte, ehe der Aufmarsch des gesamten Heers vollendet und die volle Wucht eines geschloßnen Vorstoßes verbürgt war, so hatten die Franzosen ein paar Tage lang scheinbar freie Hand und verdrängten am 2. August mit drei Armeekorps die drei Bataillone des Oberstleutnants Eduard v. Pestel aus Saarbrücken, wobei der Kaiser seinen 14jährigen Sohn mit ins Feuer nahm; nach dem amtlichen Telegramme „vergossen einige Soldaten Thränen der Freude, als sie den Prinzen so ruhig sahen". Die Genugthuung ward aber rasch ins Gegenteil verwandelt, als die dritte Armee, um die linke Flanke der gegen die Saar vordringenden zweiten zu decken, näher an diese sich heranzog und am 4. August die französische Division des Generals Abel Douay, welche die Stadt Weißenburg und den in ihrem Süden liegenden Gaisberg besetzt hielt, angriff und aufs Haupt schlug. Unter den Gefangnen war eine Anzahl sogenannter Turkos, d. h. arabischer Soldaten aus Algier, die Napoleon, obwohl sie nicht als zivilisierte Soldaten gelten konnten, unbedenklich im Kriege gegen die Deutschen verwendete; sie erlagen aber der ungestümen Tapferkeit der Bayern und Posener.

Digitized by Google

Noch war der Jubel über diesen ersten Sieg nicht verrauscht, als neue herrliche Botschaften erschollen. Am 6. August stieß die dritte Armee bei ihrem Vormarsch ins Elsaß auf die Armee des Marschalls Mac Mahon, die bei dem Städtchen Wörth auf dem rechten Ufer des dem Rheine zueilenden Sauerbachs (s. die Skizze auf der Karte bei S. 333) eine starke Stellung innehatte. Rechts griffen die Bayern, links die Preußen an, und in dem letzten Abschnitte der langwierigen und blutigen Schlacht war es auch noch den Württembergern vergönnt, erfolgreich einzugreifen. Das Ende war, daß die Franzosen, deren Minderzahl durch ihre furchtbaren Stellungen auf Anhöhen und Weinbergen ausgeglichen wurde, vollständig geschlagen wurden und mit Verlust von 16,000 Mann und unter Zurücklassung von 33 Kanonen in wilder Flucht den Vogesenpässen sich zuwälzten: „nachdem sie wie Löwen gefochten hatten", sagt Arthur Chuquet, „flohen sie nunmehr wie Hasen". Die Deutschen erkauften den glänzenden Sieg, der ihnen das Unterelsaß, abgesehen von Straßburg, auslieferte, mit einem Verlust von 10,000 Mann, worunter fast 500 Offiziere waren.

Am gleichen Tag ward auch die Scharte von Saarbrücken ausgewetzt: das siebente Korps unter General Heinr. Ad. von Zastrow nahm, vom achten und dritten unterstützt, die uneinnehmbar scheinenden Spicherer Höhen bei Saarbrücken ein, obwohl nur 27 deutsche Bataillone gegen 39 französische zur Stelle waren. Der General Charles Aug. Frossard sah sich, wenn er nicht von Metz abgeschnitten werden wollte, zum schleunigen Rückzuge genötigt, der den Deutschen das östliche Lothringen preisgab. Dieser Sieg überragt wegen der unbedingten taktischen Überlegenheit, welche die Franzosen den Deutschen gegenüber gehabt hatten, noch den von Wörth; er wurde erfochten, weil die deutschen Truppen selbst der schwersten Aufgabe gegenüber nicht verzagten, und weil sie einander überall zu Hilfe eilten, wo Kanonendonner ertönte und davon Kunde gab, daß Brüder im Kampfe standen. „Mein Grundsatz ist: ein Hundsfott, der nicht hilft, wo er helfen kann!" schrieb damals der kommandierende General des achten Korps, August Karl von Goeben, nach Hause, und nach diesem Grundsatz echter Waffenbrüderschaft verfuhren im ganzen Krieg alle deutschen Heeresteile.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze brachten in Paris, wo man sich wochenlang in tollen Siegeshoffnungen gewiegt und mit dem Ruf: à Berlin! heiser geschrieen hatte, eine ungeheure Ernüchterung, dann aber eine gewaltige Erbitterung gegen die Regierung hervor, der man alle Schuld an den Niederlagen schon deshalb in die Schuhe schob, weil dies das Bequemste war. Das Ministerium Ollivier wurde am 9. August durch ein Mißtrauensvotum der Kammer, die es für unfähig zur Organisation der Landesverteidigung erklärte, gestürzt; doch drangen die Republikaner mit ihrer Absicht, einen Vollzugsausschuß der Kammer an die Spitze des Lands zu stellen und so das Kaiserreich kurzerhand zu beseitigen, nicht durch. Vielmehr übertrug die Kaiserin den Vorsitz im Kabinette dem General Palikao (vgl. Bd. II, S. 105), der Leboeuf das Kriegsministerium abnahm und ihm die Führung eines Korps übertrug.

c) Die Kämpfe vor Metz.

Der Kaiser wollte anfangs mit dem ganzen Heere nach dem Lager von Châlons-sur-Marne zurückgehen, wo Mac Mahon die Trümmer seines Heers sammelte und frische Truppen an sich zog. Weil aber die Preisgabe des ganzen Ostens von Frankreich politisch einen sehr schlechten Eindruck hervorgerufen hätte, blieb Napoleon zunächst in Metz stehen, gegen das sich nun die erste und zweite deutsche Armee in Bewegung setzten, während die dritte durch die Vogesen auf Châlons vorging. Weil sie den längern Weg zurückzulegen hatte, so befahl der König, daß die

Digitized by Google

beiden andern Armeen langsamer vorrücken sollten, damit die gesamten deutschen Streitkräfte eine ununterbrochen zusammenhängende, in gleicher Höhe bleibende Masse bildeten und der Feind nirgends Gelegenheit finde, sich mit Übermacht auf einen einzelnen Teil zu werfen. Am 14. August war die Vorhut der ersten Armee unter Karl Friedr. von der Goltz bei Colombey (s. die Skizze auf der beigehefteten Karte) fast vor den Thoren von Metz eingetroffen, als sie die französische Hauptarmee im Abzuge begriffen fand. Um sie auf dem rechten Ufer der Mosel festzuhalten und bei Metz eine große Entscheidung zu erzwingen, griff von der Goltz sofort trotz der geringen Zahl seiner Truppen den Feind an. Dieser warf sich sofort herum, voll Begier, endlich einmal den verwegnen Angreifer zu züchtigen; aber wie bei Spichern eilten die nächsten deutschen Regimenter, sobald sie den Geschützdonner vernahmen, von der Goltz zu Hilfe, befreiten ihn aus großer Gefahr und drängten die Franzosen bis unter das Fort von Saint-Julien zurück, das mit seinen schweren Kanonen beim Einbruche der Nacht noch in den heißen Kampf eingriff. So war der Abmarsch der Franzosen um einen Tag verzögert, und inzwischen hatte die deutsche Hauptmacht die Mosel erreicht. Der Kaiser Napoleon aber übergab nunmehr den Oberbefehl, der öffentlichen Meinung weichend, dem Marschall Bazaine, zu dem Heer und Volk ein (wenig begründetes) Zutrauen hatten, verließ Metz in fluchtähnlicher Eile am 14. August und traf am 17. mit Mac Mahon in Châlons zusammen.

Das Hauptheer selbst verließ erst am 15. August Metz, kam aber, da der Troß alle Wege verstopfte, an einem ganzen Tage nur 8 km voran. Inzwischen hatte das dritte (brandenburgische) Armeekorps unter Konstantin von Alvensleben die Straße erreicht, die von Metz über Vionville und Mars-la-Tour (s. dieselbe Skizze) nach Verdun ins Maasthal führt, und der General entschloß sich, auf jede Gefahr hin dem Feinde den Weitermarsch zu sperren, obwohl er sich sagen mußte, daß er vier französische Korps gegen sich haben werde und längere Zeit auf keine Hilfe zählen dürfe. Ein verzweifeltes Ringen begann (16. August); um 2 Uhr mittags hatte Alvensleben kein Bataillon Fußvolk und kein Geschütz mehr in Reserve; als jetzt der Marschall François C. de Canrobert mit richtiger Berechnung vorbrach, um die erschöpfte deutsche Linie zu sprengen, mußte die zwölfte Reiterbrigade: die Magdeburger Kürassiere und die altmärkischen Ulanen unter General Adalbert von Bredow (gest. 3. März 1890), den Feind angreifen, so schwierig auch für Reiter der Kampf gegen ein mit dem Chassepot bewaffnetes Fußvolk sein mochte. Die tapfern Reiter durchbrachen in todesmutigem Ansturme zwei Treffen französischen Fußvolks und zwangen die dahinter stehende Artillerie zur Flucht, wurden aber dann von zwei französischen Reiterdivisionen, also von vierfacher Übermacht, angegriffen. Sie gingen zurück, sprengten das französische Fußvolk, das, inzwischen wieder gesammelt, ihnen den Weg verlegte, nochmals auseinander und kamen in ihre frühere Stellung bei Flavigny zurück. Von 800 Reitern waren bei diesem von Ferd. Freiligrath ergreifend besungnen „Blut- und Todesritt“ 400 gefallen oder gefangen worden; aber der Heldenmut war nicht vergeblich. „Dieser heroische Todesritt“, sagt Arthur Chuquet, „hat das dritte Korps gerettet; Canrobert rührte sich den ganzen Tag nicht mehr; er hätte durchbrechen können, aber bei dem wütenden Angriffe der sechs Schwadronen Bredows fürchtete er in eine Schlinge zu fallen und hielt sich ruhig.“ Indem dann allmählich von links her das zehnte, von rechts das achte Korps Alvensleben zu Hilfe kamen, ging die Gefahr vorüber; die Deutschen, die an diesem Tage mit 29,000, später mit 65,000 Mann gegen 120,000 Franzosen standen, behaupteten das Schlachtfeld.

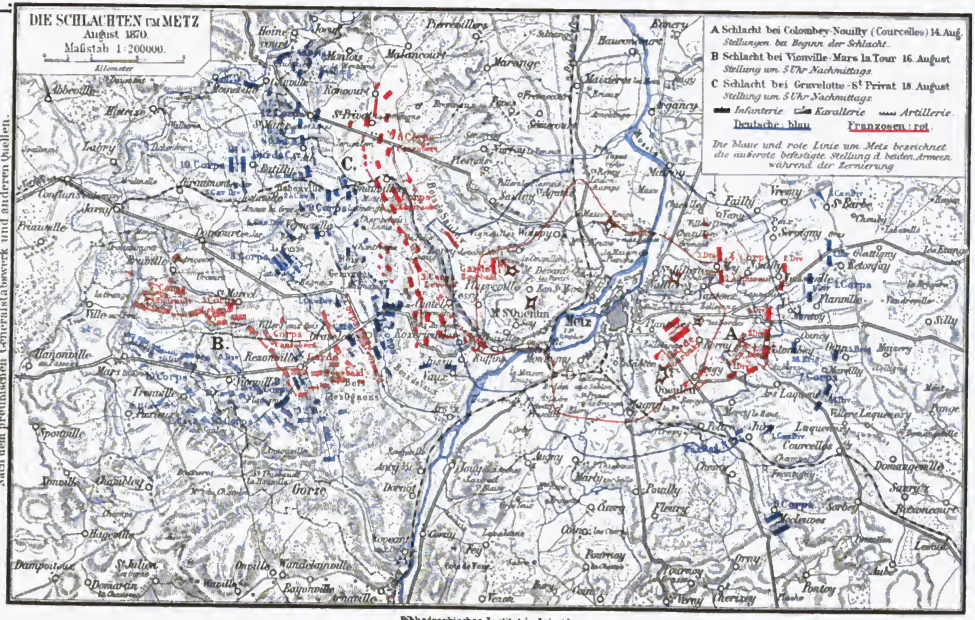
Von den Straßen, auf denen Bazaine von Metz her Verdun erreichen konnte, war die südliche ihm nunmehr abgeschnitten; er konnte nur noch auf der nördlichen, über Saint-Privat,

Digitized by Google

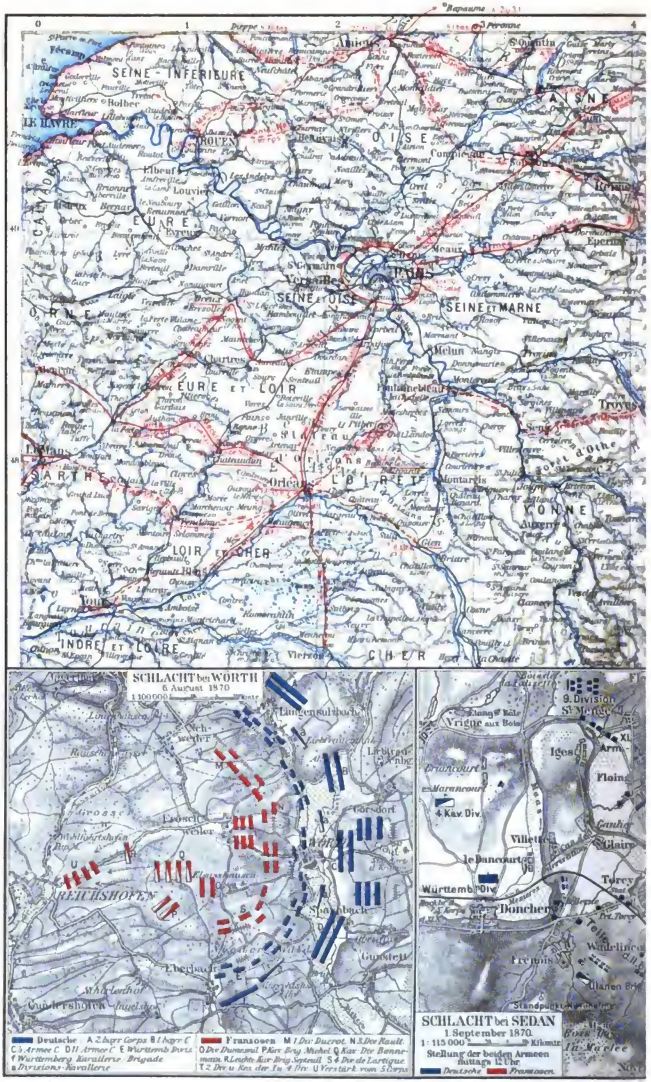
1.

DER KRIEG von 1870-71.

Nach dem preußischen Generalstabswerk und anderen Quellen.

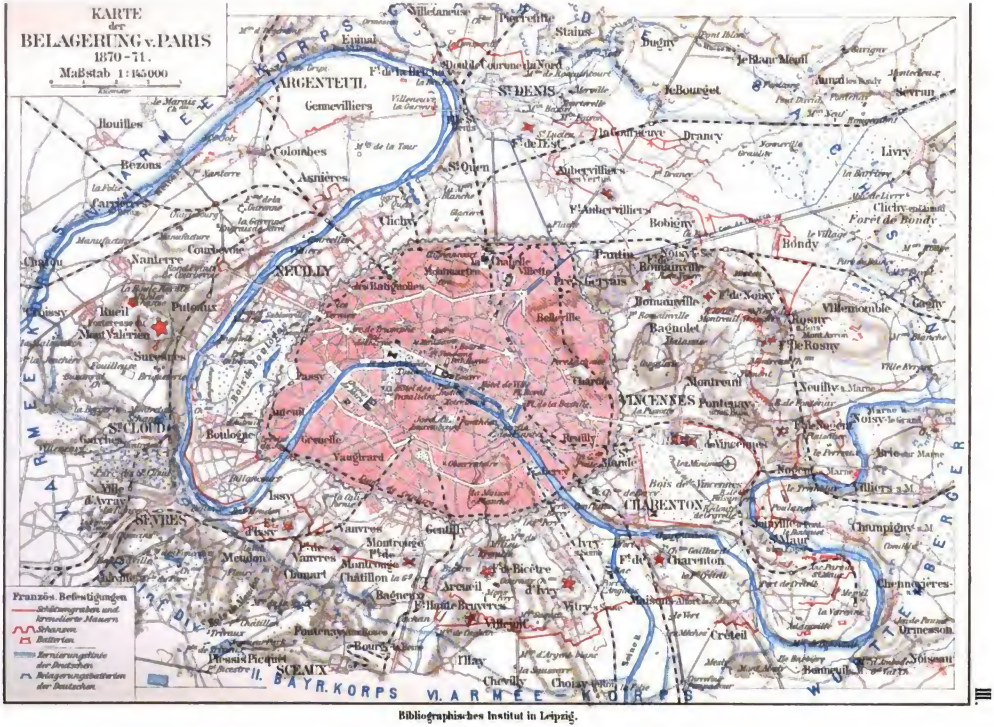


Bibliographisches Institut in Leipzig



Digitized by Google

Östl. Länge S. v. Greenwich
6
DER
KRIEGSSCHAUPLATZ
VON 1870-71.
1:2250000
Kilomtr
Marschrouten d. deutschen Heere
Orte und Tage der Schlachten
und wichtigsten Gefechte.
Frul. - Iernierte und eroberte Festungen.
ARDENNES
MEUSE
MEURTHE et MOSELLE
HAUTE-MARNE
VOSGES
HAUTE-SAONE
CÔTE D'OR
DOUBS
JURA
SCHWEIZ
Pfalz
ELSASS
Luxemburg
Nancy
Chaumont
Dijon
Belfort
Basel
Bern
Colmar
Mülhausen
Freiburg
Rastatt
Hagenau
Zabern
Saarbrücken
Metz
Verdun
Toul
Epinal
Remiremont
Langres
Vesoul
Besançon
Pontarlier
Neufchâteau
Bruyères
Gérardmer
Schlucht
Münster
Kolmar
Schelestadt
Weissenburg
Landau
Zweibrücken
Pirmasens
Kaiserslautern
Donaueschingen
Schaffhausen
Luzern
Solothurn
Neuchâtel
Yverdon
Lausanne
Genf
Sedan
Illy
Givonne
Preuß. Garde
Sachsen
Bazeilles
Balan
Rubecourt
Moncelle
Daigny
Frenois
Villers Cernay
Donchery
Floing
Illy
Armee-K.
XII. Armee-K.
Iv. Armee-K.
7. Division
I. Bayr. Armee-K.
u. Theile d. II. bayr. A.K.
Kürassier-Brig.
Kav. Div.
Deutsche
Franzosen
SCHLACHT bei BELFORT
15-17. Januar 1871
1:230000
Kilomtr
BELFORT
Montbéliard
Héricourt
Villersexel
Arcey
Chagey
Brevilliers
Dambenois
Danjoutin
Bessoncourt
Delle
Beaucourt
Grandvillars
Roppe
Meroux
Chèvremont
Essert
Pérouse
Bourogne
Morvillars
Trétudans
Frahier
Chalonvillars
Montreux-Vieux
Montreux-Château
Rougemont
Sermamagny
Valdoie
Offemont
Cravanche
Bavilliers
Pérouse
Roppe
Meroux
Chèvremont
Essert
Pérouse
Bourogne
Morvillars
Trétudans
Frahier
Chalonvillars
Montreux-Vieux
Montreux-Château
Rougemont
Sermamagny
Valdoie
Offemont
Cravanche
Bavilliers



Bibliographisches Institut in Leipzig.

den Abmarsch bewerkstelligen. Und nun ward ihm auch noch diese Möglichkeit genommen, indem am 18. August die zwei deutschen Armeen, die inzwischen beide oberhalb von Metz die Mosel überschritten hatten, auf der ganzen Front von Sainte-Marie-aux-Chênes und Saint-Privat bis Gravelotte (s. dieselbe Skizze) zum Angriffe vorgingen und dabei die Sachsen unter ihrem Kronprinzen Albert und die Garde unter Prinz August von Württemberg die festungähnliche Stellung bei Saint-Privat unter Vergießen von Strömen Blutes erstürmten; auf dem rechten Flügel bei Gravelotte ward kein Erfolg errungen. Die Hauptsache war aber erreicht: das große französische Heer war nach Metz hineingeworfen und wurde hier sofort von den Deutschen in weitem Umkreis umschlossen. An diesem verhängnisvollen Ausgange des mehrtägigen Ringens, an dem auf beiden Seiten schließlich je etwa 180,000 Mann beteiligt waren, trug die Unschlüssigkeit des französischen Oberfeldherrn einen guten Teil der Schuld; in der Sorge, schließlich von Metz selbst abgeschnitten und in freiem Feld umstellt zu werden, hielt Bazaine ein Drittel seiner Streitkräfte in Reserve zurück, deren Einsatz vielleicht ausgereicht hätte, ihm das Spiel zu gewinnen. Die Opfer auf beiden Seiten waren ungeheuer: die Deutschen verloren am 14., 16. und 18. August 5000, 16,000 und 20,000 Mann, zusammen 41,000 an Toten, Verwundeten und Gefangnen, die Franzosen 3600, 16,000 und 13,000, zusammen gegen 33,000 Mann. Ihre geringere Einbuße erklärt sich daraus, daß sie sich meist in der Verteidigung befanden (obwohl sie eigentlich hätten angreifen müssen) und hinter Verschanzungen fochten.

d) Der Rechtsabmarsch der Deutschen; Sedan.

Das französische Heer in Metz war verloren, wenn ihm nicht von den Waffengefährten, die außerhalb der Stadt waren, die Hand gereicht wurde; es verlautete, daß Bazaine noch einen Versuch machen werde, dem erwarteten Entsatze bis Montmédy oder Sedan entgegenzugehen In Paris sprachen sich alle Zeitungen einmütig dahin aus, daß Bazaine gerettet werden müsse, koste es, was es wolle. Unter dem Drucke dieser Lage faßte Mac Mahon, der in Châlons durch eine von der spanischen Grenze geholte Division und durch vier Regimenter Seesoldaten verstärkt und vom Kaiser zum Oberbefehlshaber aller Truppen außerhalb von Metz ernannt worden war, den Entschluß, nicht auf Paris zurückzugehen, was ihm an sich als das Richtigste erschien, sondern unter Preisgabe des Lagers von Châlons über Vouziers und Buzancy auf Montmédy vorzurücken und hier womöglich sich mit Bazaine zu vereinigen.

König Wilhelm hatte inzwischen angeordnet, daß der Prinz Friedrich Karl mit sieben Armeekorps (dem 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10), zusammen etwa 150,000 Mann, Metz einschließen solle; General Steinmetz wurde, weil er sich mit seinem nunmehrigen Vorgesetzten, dem Prinzen Friedrich Karl, nicht vertrug und überhaupt seiner Aufgabe (Gravelotte) nicht gewachsen gewesen war, zum Generalgouverneur von Posen und Schlesien ernannt. Das 9. und 12. Korps sowie die Garde wurden als „Maasarmee" dem Kronprinzen Albert von Sachsen, einem vortrefflichen Heerführer, unterstellt und er angewiesen, zusammen mit der dritten Armee gegen Châlons vorzugehen: alle Versuche der Franzosen, dort sich zu setzen und gegen Metz vorzustoßen, sollte er vereiteln. Als aber die Maasarmee bis über Verdun hinaus, die dritte Armee bis Sainte-Menehould gelangt war, erfuhr das Hauptquartier, das diesen Bewegungen folgte, den Abmarsch Mac Mahons aus Châlons und Reims, und sofort ordnete Moltke am 25. August an, daß die beiden Armeen rechts umschwenken sollten, um Mac Mahon womöglich im Rücken zu fassen (s. die Skizze der Operationslinien auf der beigehefteten Karte „Der Krieg von 1870/71").

Digitized by Google

Diese gefährliche Schwenkung, die sich natürlich auch auf den Troß der Heere ausdehnen mußte, gelang vollständig, ohne daß eine Verwirrung der Kolonnen entstand. Mac Mahons Blick entging die vielversprechende Möglichkeit, die mehrere Tage bestand, daß er sich mit 120,000 Mann auf die 90,000 des Kronprinzen von Sachsen stürzte und ihn vernichtete, ehe die dritte Armee zur Stelle war.

Als Mac Mahon am 27. August bei Montmédy keine Spur von Bazaine vorfand, wollte er den Rückmarsch auf Paris antreten; auf direkten Befehl des Kriegsministers Palikao aber setzte er, die militärischen Erwägungen hinter die politischen zurückstellend, seinen Zug in der Richtung nach Metz fort und stürzte so in sein Verderben. Am 30. August wurde das Korps des Generals P. L. Ch. A. de Failly von den Sachsen, den Bayern und dem 4. preußischen Korps unter Gustav von Alvensleben bei Beaumont überfallen und auf Mouzon zurückgeworfen.

Von hier aus ging das ganze französische Heer auf die Festung Sedan zurück, in der Hoffnung, hier etwas rasten und dann längs der belgischen Grenze sich nordwärts zurückziehen zu können. Allein dazu sollte es nicht mehr kommen. Von Osten her drängte die Maasarmee, von Westen die dritte Armee heran; das 11. Korps besetzte die Brücke, die bei Donchery über die Maas führte, und schnitt damit den Weg nach Nordwesten ab. Wohl war die Umgegend von Sedan leicht zu verteidigen, weil die Maas, einige Bäche und Schluchten dem Angriffe beträchtliche Schwierigkeiten boten; allein am 1. September drangen die Deutschen, die an Zahl den Franzosen fast ums Doppelte überlegen waren, an allen Punkten trotz der tapfersten Gegenwehr siegreich vor. Die Bayern eroberten im Südosten Bazeilles, dessen Einwohner sich am Kampfe beteiligten und dadurch die Zerstörung des Dorfs herbeiführten. Das 11. Korps nahm den Kalvarienberg von Illy im Norden; ein großer Reiterangriff unter dem Marquis G. A. A. de Gallifet (bei Floing; s. die Skizze auf derselben Karte) konnte das Schicksal des Tags nicht wenden; von überall her nach Sedan hineingeworfen, hatte das französische Heer nur die Wahl, mit der Festung selbst, die von allen Seiten unter Feuer genommen werden konnte, zu Grunde zu gehen oder sich zu ergeben. Es blieb dem Marschall Mac Mahon erspart, sich in dieser schmerzlichen Lage entscheiden zu müssen: ein Granatsplitter hatte ihn gleich am Morgen um halb sieben Uhr schwer an der Lende verwundet; so mußte der dienstälteste General nach ihm, der eben erst aus Algier angekommne Em. Fel. Freih. v. Wimpffen, angesichts der 690 auf die Stadt gerichteten Feuerschlünde am 2. September die Übergabe auf Gnade und Ungnade vollziehen. Dadurch gerieten außer 21,000 Franzosen, die schon während der Schlacht gefangen worden waren, noch 83,000 in Gefangenschaft; mit ihnen wurden 558 Geschütze erbeutet. An Toten und Verwundeten hatten die Franzosen 17,000 Mann verloren (die Deutschen 9000); ein Heer von 120,000 Mann war auf einen Schlag vernichtet. Zwei deutsche Korps mußten mit der Bewachung und allmählichen Abführung der Gefangnen nach Deutschland beauftragt werden.

Mit dem Heere fiel auch der Kaiser Napoleon selbst in die Hände der Deutschen. Es ist auch sonst bezeugt, was er dem Könige Wilhelm schrieb, daß er, ehe er es so weit kommen ließ, in der Mitte seiner Truppen habe sterben wollen; aber die Kugeln, die Tausende niedermähten, gingen an ihm vorbei, damit er, auf dem vor der Geschichte die Verantwortlichkeit für Krieg und Niederlage ruht, obschon sein ganzes Volk der eigentlich Schuldige ist, vor den Herrscher trete, den er zum Kampfe herausgefordert hatte, und dieser, wie zuvor seine Kraft, so nun seine Großmut bethätigen könne. Um 2 Uhr nachmittags fand die Begegnung der beiden Monarchen in dem Schlosse Bellevue bei Frénois statt, wobei Napoleon beteuerte, daß er nur gezwungen von der öffentlichen Meinung seines Lands den Krieg begonnen habe. Als Aufenthalt

Digitized by Google

wies ihm König Wilhelm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel an; hier ward der Kaiser bis zum Ende des Kriegs als Fürst gehalten.

Am Abend brachte der König, der in einem Telegramm an seine Gemahlin Gott die Ehre gegeben hatte, einen Trinkspruch aus auf den Kriegsminister Roon, der das Schwert geschärft, auf Moltke, der es geführt, und auf Bismarck, der seit Jahren durch seine Leitung der Politik diese Erhebung Preußens zuwege gebracht habe. Von sich selber, der alle diese Männer an die entscheidenden Posten gestellt und ihr Wirken ermöglicht hatte, sagte der bescheidne Mann kein Wort; um so lauter wird die Geschichte von ihm bezeugen, daß er das Wort Ludwigs XIV. bestätigt hat: gouverner, c'est choisir (Regieren ist Auswählen) — der Männer und der Maßregeln, die beide sich der Entscheidung der Herrscher darbieten.

I. Der Krieg Deutschlands gegen die französische Republik.

a) Die Folgen des Siegs von Sedan.

Der Sieg von Sedan hatte eine Reihe schwerwiegender Folgen. Fürs erste rief er in Deutschland nicht bloß einen allgemeinen Jubel hervor, wie ihn die Gefangennahme des feindlichen Staatsoberhaupts und eines großen Heers notwendig hervorrufen mußte, sondern er erhöhte auch das nationale Selbstgefühl mächtig und gab dem Willen der Nation eine feste Richtung. In tausend Stimmen von Rednern an den Siegesfeiern und von Zeitungsartikeln sprach sich der Entschluß aus, daß solche Erfolge nur dann entsprechend ausgenützt würden, wenn sie einmal zur Zurücknahme der in trüber Zeit verlornen Westmark, des Elsasses und Deutsch-Lothringens mit Straßburg und Metz, und dann zur Aufrichtung der vollen, 1866 erst angebahnten deutschen Einheit führten. Bismarck verlieh dem erstern Empfinden einen entsprechenden Ausdruck, indem er in zwei Erlassen an die Gesandten des Norddeutschen Bunds vom 13. und 16. September erklärte, daß Deutschland bessere Bürgschaften für seine Sicherheit erhalten müsse als die des Wohlwollens der Franzosen. Solange Straßburg und Metz in französischem Besitze blieben, sei Frankreichs Angriff stärker als unsre Verteidigung; in deutschem Besitz aber gewännen beide einen defensiven Charakter, und das Interesse des Friedens sei zugleich ein europäisches Interesse.

Die zweite Wirkung des Siegs von Sedan machte sich auf die neutralen Mächte geltend. Nach dem eignen Zeugnisse König Wilhelms in dem Brief an die Königin Augusta vom 7. September 1870 haben vor Sedan allerlei Quertreibereien stattgefunden, die auf Friedensvermittlung gerichtet waren und natürlich das Ziel verfolgten, Deutschland um die Frucht seiner Siege zu bringen. Ihr eigentlicher Ausgangspunkt war wohl Wien, wo man über die deutschen Siege sehr bestürzt sein mußte. Aber sie waren auch in Sankt Petersburg nicht ohne Widerhall geblieben. Hier hielt zwar Zar Alexander an der Freundschaft mit Preußen fest, und seine Muhme Helene (geborne Prinzessin von Württemberg, Gemahlin des Großfürsten Michael Pawlowitsch, Bruders des Zaren Nikolaus I.) war eine zuverlässige Stütze der deutschfreundlichen Partei am Hof; aber der Reichskanzler Fürst Alexander M. Gortschakow sprach sich gegen jede Forderung einer Abtretung von französischem Land aus, da dies ein neuer Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich und also eine stete Gefährdung des europäischen Friedens sein werde. Mit Recht bemerkte König Wilhelm, daß danach Deutschland das ganze linke Rheinufer zurückzugeben hätte, da von Frankreich erst dann Ruhe zu erwarten wäre. Die Schlacht von Sedan machte allen Gelüsten der Neutralen, sich in einen Krieg zu mischen, den sie nicht verhindert hatten, ein Ende; es war so, wie Emanuel Geibel es aussprach:

Digitized by Google

„Es stritt mit uns im Gliede
Niemand als Gott allein;
So soll nun auch der Friede
Ein deutscher Friede sein."

Die dritte Wirkung des Tags von Sedan aber war die, daß das französische Kaiserreich jählings zusammenbrach. Am Abende des 2. Septembers empfing die Kaiserin Eugenie die amtliche Nachricht von der Übergabe. Den ganzen 3. September schwankte sie, was in dieser Lage zu thun sei. Am 4. aber mußte die Kammer zum Worte zugelassen werden, und sofort beantragte der Führer der Linken, Jules Favre, daß Napoleon Bonaparte und sein Haus für abgesetzt zu erklären seien und der corps législatif einen Ausschuß ernennen solle, der alle Regierungsgewalt ausüben und dessen Aufgabe sein sollte, den Feind außer Lands zu jagen. Das Ministerium Palikao schlug auch einen solchen Ausschuß von fünf Mitgliedern vor, den der Gesetzgebende Körper ernennen sollte; sein Generalleutnant aber sollte Palikao sein: dieser Mann bot die Bürgschaft, daß der Ausschuß, in den die Mehrheit der Kammer ohnehin zuverlässige Bonapartisten wählen würde, dem Kaisertume den Platz warm halten solle, damit es ihn zu gelegner Stunde wieder einnehmen könne.

Diese Besorgnis trieb die Volksmasse an, nicht mit der Kammer, sondern gegen sie zu handeln. Die Haufen drangen in die Galerien und schließlich in den Sitzungssaal selbst ein, so daß der Präsident Eugen Schneider erklärte, man könne so nicht weiter beraten; die Sitzung sei geschlossen. Der Versuch, eine Abendsitzung unter Ausschluß aller Störung abzuhalten, konnte nicht mehr ausgeführt werden; um 3 Uhr mußte auch der Senat geschlossen werden. Darauf ward auf dem Pariser Rathause die Republik ausgerufen, in deren Namen die Abgeordneten von Paris mit Ausnahme von Thiers, der ablehnte, zu einer vorläufigen Regierung zusammentraten. Zu deren Mitgliedern wurden auch der radikale Zeitungsschreiber Henri Graf Rochefort, den man so in die Hand zu bekommen hoffte, und General L. J. Trochu als Gouverneur von Paris ernannt. Trochu erhielt das Präsidium dieser Regierung; sein Stellvertreter wurde Jules Favre. Am 5. September wurde von dieser Regierung ein Ministerium gebildet, in dem Favre das Äußere, der thatkräftige Advokat Léon Gambetta das Innere, General A. Ch. E. Leflô den Krieg übernahmen. Sofort wurde der Gesetzgebende Körper aufgelöst, der Senat abgeschafft, alle Beamten ihres dem Kaiser geleisteten Eids entbunden und 30 neue Präfekten von stramm republikanischer Gesinnung eingesetzt. Die deutschen Kaufleute, die bisher noch in Frankreich geblieben waren, wurden, soweit ihnen nicht eine besondre Erlaubnis zu teil wurde, binnen 24 Stunden aus Paris und seiner Umgebung ausgewiesen.

b) Die Fortsetzung des Kampfs und der Vormarsch auf Paris.

In der Hauptfrage des Augenblicks, ob Frankreich nicht nach seinen schweren Niederlagen Frieden suchen solle, erklärte Favre durch ein Rundschreiben vom 6. September, daß, falls der König von Preußen diesen traurigen Krieg gegen Frankreich auch nach dem Sturze der schuldigen Dynastie fortführen wolle, die Regierung die Herausforderung annehmen und nicht einen Zoll des Nationalgebiets, nicht einen Stein der Festungen abtreten werde. Am 12. September wurde Thiers, der sich dazu angeboten hatte, an die neutralen Mächte abgesandt, um sie zu einem Einschreiten zu bewegen; allein angesichts der schon erwähnten Erlasse Bismarcks vom 13. und 16. September hielt es niemand für geraten, sich einzumischen, da Deutschland ebenso entschieden Gebietsabtretung verlangte, wie Frankreich sie verweigerte: eine Vereinbarung

Digitized by Google

zwischen den Kämpfenden war das vorerst gänzlich ausgeschlossen. In London, Wien, Sankt-Petersburg und Florenz erhielt Thiers nichts als verbindliche Worte, aber keine Hilfe. Tief betrübt schrieb Beust damals: je ne vois plus d'Europe (ich sehe nichts mehr von Europa); selbst Gortschakow riet dem Unterhändler jetzt trocken, den Frieden sofort durch einige Opfer zu erkaufen, da er später wohl härter ausfallen könnte.

Inzwischen rückten die Deutschen unaufhaltsam auf Paris vor. Gleichzeitig blieb Metz durch die sieben Korps unter Friedrich Karl eingeschlossen; der Versuch Bazaines, Mac Mahon am 31. August und 1. September durch einen großen Durchbruchsversuch bei Noisseville in die Hand zu arbeiten, war völlig gescheitert: 36,000 Deutsche hatten eine Linie von 9 km gegen 134,000 Franzosen gehalten.

Auch die französische Panzerflotte, die im August vor Helgoland und vor Kolberg erschien, konnte wegen ihres Mangels an Landungstruppen nichts ausrichten; durch einen furchtbaren Sturm am 9. September hart mitgenommen, kehrte sie ruhmlos in die heimischen Häfen zurück. Am 9. November wurde der französische Aviso „Bouvet" von dem deutschen Kanonenboote „Meteor" unter Kapitän Ernst Wilh. Ed. Knorr vor dem Hafen von Havana angegriffen und durch Zerstörung seines Dampfkessels zum Rückzuge genötigt.

Als die Deutschen nach der Einnahme von Reims und Laon in der Nähe von Paris erschienen, bat Favre um eine Unterredung mit Bismarck; am 19. und 20. September fanden in den Schlössern Haute Maison und Ferrières zwischen beiden Staatsmännern Besprechungen statt. Favre erklärte, daß Gebietsabtretungen jedenfalls nur von einer Nationalversammlung gemacht werden könnten, und bat um 14 Tage Waffenstillstand, damit eine solche Versammlung gewählt werden könne. Bismarck war dazu erbötig, verlangte aber als Entgelt dafür, daß Frankreich in diesen 14 Tagen der Waffenruhe wieder einigermaßen zu Atem kommen konnte, die Auslieferung der Festungen Pfalzburg, Toul und Straßburg. Da Favre von solchen Bedingungen nichts hören wollte, so zerschlugen sich die Verhandlungen.

c) Der Fall Straßburgs.

Die Deutschen vollzogen am 19. September die Einschließung von Paris und zwangen am 23. September Toul zur Übergabe. Seit dem 11. August wurde Straßburg von den badischen Truppen unter General Aug. von Werder belagert und vom 23. an beschossen, wobei das Gemäldemuseum, die an unersetzlichen Handschriften überaus reiche Bibliothek, das Gerichts- und Regierungsgebäude und das Theater in Feuer aufgingen; vom Münster verbrannte nur das Dach. Auch 450 Privathäuser gingen zu Grunde, und 2000 Menschen wurden getötet oder verwundet. Schuld an diesem Unglücke war, daß Straßburg eine durchaus veraltete Festung war, deren Beschießung nicht nur die Werke, sondern auch die Wohnungen der Menschen dem Verderben preisgab. Der französische Befehlshaber, General Joh. Jak. Alexis Uhrich, hätte unter diesen Umständen es auf eine Beschießung gar nicht ankommen lassen dürfen; aber in der Erkenntnis, „daß Straßburg das Elsaß sei", leistete er so lange Widerstand, bis ein Sturm unmittelbar bevorstand, dessen Gelingen außer Zweifel war. Am 28. September früh 2 Uhr wurde die Übergabe unterzeichnet; es war derselbe Tag, an dem 189 Jahre früher Louvois die Ergebung Straßburgs an das Heer Ludwigs XIV. entgegengenommen hatte (vgl. Bd VII, S. 486). Unendlich war der Jubel in Deutschland, als die Freudenbotschaft von der Wiedergewinnung einer Stadt erscholl, die jedem deutschen Herzen auch in den langen Jahren, da sie unter welscher Herrschaft stand, teuer und wert geblieben war; man empfand den 28. September

Digitized by Google

als einen Tag nationaler Genugthuung, als eine greifbare Bürgschaft dafür, daß nunmehr die Zeit deutscher Demütigung und Unmacht für immer überwunden sei.

Seitdem Straßburg gefallen war, stand auch die große Eisenbahnlinie nach Paris den Deutschen zur Verfügung; die Einnahme von Schlettstadt (24. Oktober), Verdun (8. November), Neubreisach (10. November), Diedenhofen (24. November), Montmédy (14. Dezember) und Pfalzburg (14. Dezember) vollendete die Einnahme der kleinern Festungen des Ostens, mit denen große Vorräte an Geschützen und Pulver in die Hand der Sieger fielen; die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen gewannen sehr an Sicherheit und Ungestörtheit.

d) Die Belagerung von Paris und die französischen Entsatzversuche.

Das war um so wichtiger, als seit der Schlacht von Sedan der Krieg, der bis dahin ein Zweikampf der Heere gewesen war, einen andern Charakter annahm; unter der Bezeichnung von Franctireurs („Freischützen") nahmen bewaffnete Banden aus dem Volk am Kampfe teil und brachten durch unvermutete Überfälle auf vereinzelte deutsche Posten und Nachschübe den Deutschen manche Verluste bei. Deutscherseits wurden diese Banden als außerhalb des Völkerrechts stehend erklärt und Ortschaften, deren Bewohner als Franctireurs am Kriege teilnahmen, unter Umständen, um abzuschrecken, niedergebrannt. Auch Franzosen geben zu, daß die zuchtlosen Franctireurs vielfach den Einheimischen gefährlicher waren als den Feinden.

Das Hauptziel der Franzosen mußte, nachdem die Friedensverhandlungen gescheitert waren, natürlich die Befreiung der Hauptstadt sein. Denn obwohl unter den 1,700,000 Menschen, die in Paris sich befanden, etwa 540,000 waffenfähige Männer waren, so waren doch davon die 340,000 Pariser Nationalgardisten militärisch wertlos, und von den 120,000 Mobilgardisten taugte nur ein Teil der Provinzialen etwas; völlig brauchbar waren nur die 80,000 Linienfoldaten, und mit diesen allein konnte General Trochu die 150,000, später 200,000 deutschen Kerntruppen, die unter der obersten Leitung des in Versailles residierenden Königs einen eisernen Ring um Paris zogen, nicht sprengen und zur Aufhebung der Belagerung zwingen. Unter diesen Umständen lag die Pflicht, von außen her Hilfe zu schaffen, auf den Regierungsmitgliedern, die Paris noch rechtzeitig verlassen hatten, um die Bewaffnung des Lands zu leiten, und in Tours an der Loire ihren Sitz aufschlugen.

Aber dieser aus drei Greisen: Crémieux (S. 174), Martin Fourichon und Alex. Glais-Bizoin, bestehenden „Delegation" ward erst Leben eingeflößt, als Gambetta (S. 336) am 6. Oktober im Luftballon Paris verließ und am 9. in Tours eintraf. Sofort übernahm er das Ministerium des Kriegs zu dem des Innern, und mit der leidenschaftlichen Thatkraft seines heißen südländischen Wesens und seiner 32 Jahre unterzog er sich der Aufgabe, „Legionen aus den Boden zu stampfen" und die frechen Horden zu zermalmen, die es wagten, das heilige Paris, „den Nabel der Erde", zu bedrängen. Gambettas rechte Hand bei der Organisation neuer Streitkräfte war der 42jährige Charles de Freycinet, ein Protestant, von Haus aus Ingenieur, gescheit, gewandt, klar und kaltblütig in all seinem Thun, aber infolge des völligen Schiffbruchs der Berufssoldaten voll hochmütiger Verachtung des militärischen Fachwissens und von der Überzeugung beseelt, daß nun Männer von freierm Blicke die Leitung übernehmen müßten und der flammende Patriotismus den kriegerischen Drill zu ersetzen habe. Beiden Männern schwebte der Gedanke vor, daß 1870 bei 1793 in die Schule gehen müsse, daß, wie damals die Soldaten aus der Überlieferung Friedrichs des Großen und Laudons durch das Massenaufgebot zurückgeschlagen worden seien, so jetzt den Soldaten Wilhelms I. mit denselben Mittel der

Digitized by Google

Lorbeer entrissen werden könne. Es war das freilich ein schwerer Irrtum: 1793 waren die gegen Frankreich verbündeten Mächte hauptsächlich an ihrer Uneinigkeit gescheitert, nicht an den bewaffneten Volksmassen Frankreichs, die zum Teile nur auf dem Papiere standen; und das Heer, das jetzt auf französischem Boden kämpfte, übertraf die Truppen der ersten Koalition an Zahl wie an sittlichem Werte bei weitem. So haben Gambettas Bemühungen Frankreich nicht gerettet, sondern nur seinen Todeskampf verlängert, die Opfer vervielfacht und den Sieg der Deutschen vergrößert. Auch war es trotz aller Willenskraft nicht möglich, binnen kurzer Zeit aus bewaffneten Menschen wirkliche Soldaten zu schaffen. Da man auch Waffen und Schießbedarf in einem Lande, das nur noch 6 Batterien und 2 Millionen Patronen besaß, von überall her, namentlich aus England, beziehen mußte, so entstand eine bunte Musterkarte von Waffen; an Gewehren waren in dem neuen Volksheer allein fünfzehn verschiedne Arten im Gebrauche. Gleichwohl verdient es Bewunderung, daß Gambetta binnen vier Monaten 600,000 Mann auf die Beine gebracht hat; und wenn auch alle Versuche an der überlegnen Heeresleitung und der unvergleichlichen Tüchtigkeit der deutschen Truppen völlig zerschellt sind, so hat Gambetta doch Frankreichs Ehre und mit ihr die Zukunft der Republik gerettet.

e) Der Fall von Metz.

Die Deutschen hatten kurz nach Gambettas Eintreffen in Tours unter dem bayerischen General Ludwig von der Tann-Ratsamhausen am 11. Oktober Orléans besetzt und am 18. Oktober unter General Ludw. von Wittich Châteaudun erstürmt, das, weil die Bürger mitfochten, in Feuer aufging. Jetzt aber sammelten sich gegen von der Tann so überlegne Massen, daß man im großen Hauptquartier zu Versailles ernstlich besorgt zu werden begann, ob man die drohenden Vorstöße gegen Paris werde alle eindämmen können.

Unter diesen Umständen sah man mit Spannung auf Bazaine (S. 308, 330 f.), der immer noch das halbe deutsche Heer unter den Mauern von Metz festhielt. Es haben während dieser Zeit allerlei politische Unterhandlungen zwischen Bazaine, der deutschen Heeresleitung und der nach England entflohnen Kaiserin Eugenie stattgefunden. Der Kern bestand darin, daß Bazaine, gestützt auf sein Heer, das bis jetzt immer noch dem gefangnen Herrn die Treue hielt, Frieden schließen und das Kaisertum herstellen sollte; allein die Sache scheiterte an zahlreichen und großen Schwierigkeiten, und allmählich wurde die Lage des eingeschloßnen Heers, das den Ring der Belagerer nicht zu sprengen vermochte, immer schlimmer. Vom 8. bis 31. Oktober fiel ununterbrochen Regen in solchen Strömen, daß die Belagerer und die Belagerten, die beide auf freiem Feld in schlechten Bretterhütten lagen, namenlose Strapazen erduldeten: trockne Kleider hatte fast niemand mehr; der Wind pfiff durch die Ritzen, und deutsche Divisionen, die nur den fünften Teil ihrer Mannschaft im Lazarett liegen hatten, galten noch als in besonders gutem Stande befindlich. Bei den Franzosen trat zu den Unbilden des Wetters noch der täglich größer werdende Mangel an Lebensmitteln: schließlich erhielten die Soldaten nur noch ein Drittel ihrer ursprünglichen Brotportion; Salz gab es gar nicht mehr. So mußte Bazaine, nachdem er vergeblich die Neutralisation seines Heers und dann dessen Waffenstreckung ohne gleichzeitige Auslieferung von Metz zu erreichen versucht hatte, am 27. Oktober sich mit 173,000 Mann und 1570 Geschützen an den Prinzen Friedrich Karl ergeben. Das war ein Erfolg, der den Tag von Sedan zwar nicht an Glanz, aber an Größe noch übertraf; Deutschland hatte jetzt das Gebiet in Händen, das es zur Sicherung seiner Ruhe als notwendig erachtete, und das ganze Heer Friedrich Karls war für andre Kriegsschauplätze verfügbar.

Digitized by Google

f) Rußlands Vorstoß gegen den Pariser Frieden von 1856.

In diesen Tagen wurde die Welt durch ein Rundschreiben des russischen Reichskanzlers, Fürsten Gortschakow, überrascht, das, vom 31. Oktober datiert, die Erklärung enthielt, daß der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 (S. 239) wiederholt, so 1859 und 1862 durch die Vereinigung der beiden Donaufürstentümer Moldau und Walachei zu dem einheitlichen Fürstentume Rumänien (S. 265), durchlöchert worden und es nicht Rußlands Pflicht sei, bloß das an jenem Vertrage zu beobachten, was ihm Schaden bringe. Es halte sich also nicht mehr an die Bestimmung gebunden, die das Schwarze Meer für neutral erkläre, werde vielmehr wieder das Recht ausüben, dort einen Kriegshafen anzulegen. Das Rundschreiben ließ erkennen, daß man in Sankt-Petersburg die Lage Europas benutzen und bei der Unmacht Frankreichs den Vertrag, zu dem Frankreich und England seiner Zeit das Zarenreich gezwungen hatten, aus der Welt schaffen wollte, da er Rußlands Ehre und Macht abträglich war.

England und Österreich erließen am 10. und 16. November gegen dieses einseitige Vorgehen Rußlands einen Einspruch; die Londoner Konferenz aber, die auf Bismarcks Vorschlag am 17. Januar 1871 zusammentrat, hieß das Vorgehen Rußlands im Schwarzen Meere gut und bestimmte nur, daß die Meerengen der Dardanellen und des Bosporus für die Kriegsschiffe aller Großmächte (mit Ausnahme der Türkei natürlich) geschlossen sein sollten. Das Deutsche Reich stand in dieser Frage auf Seite Rußlands, dessen Kaiser durch seine Haltung den Sieg über Frankreich unstreitig erleichtert hatte, wenn auch sein Kanzler Gortschakow die Folgen dieses Siegs möglichst herabzudrücken suchte.

g) Die Kämpfe an der Loire.

Nach dem Falle von Metz erhielt Prinz Friedrich Karl den Befehl, das 1., 7. und 8. Korps, also wesentlich die ursprüngliche erste Armee, unter dem General Edwin von Manteuffel zur Einnahme der noch unbezwungen im Rücken der Deutschen liegenden Festungen abzuzweigen, selbst aber mit seinen vier übrigen Korps, dem 2., 3., 9. und 10., über Fontainebleau und Sens eiligst an die Loire zu rücken. Hier standen die Dinge recht bedenklich. Die französische Loire-Armee unter dem General L. J. B. d'Aurelle de Paladines, einem thatkräftigen Heerführer, hatte sich in einer Stärke von 60,000 Mann auf die 15,000 Bayern von der Tauns geworfen, diese am 9. November bei Coulmiers geschlagen und zur Räumung von Orléans genötigt. Der König sandte sofort den Bayern die 17. und 22. Division (Hanseaten, Mecklenburger und Thüringer) nebst vier Reiterdivisionen, die vor Paris nicht mehr nötig waren, zu Hilfe und übertrug den Oberbefehl über diese „Armeeabteilung", die Bayern eingeschlossen, dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg. Alles ließ sich zu einer großen Entscheidung an; die Pariser Armee bereitete sich zu einem gewaltigen Ausfalle vor, dem Gambetta durch einen wuchtigen Stoß von Orléans her entgegenkommen wollte; die vor der Riesenstadt gelagerten Deutschen sollten womöglich zwischen zwei Feuer gebracht und die Aufhebung der Einschließung erzwungen werden. Aber bei Beaune-la-Rolande brach sich der Stoß von 58,000 Franzosen unter dem ungestümen, von Freycinet dann mit Unrecht gemaßregelten General Jean Constant Cronzat am 28. November an der Tapferkeit von fünf deutschen Regimentern und einigen Batterien, die der Artilleriemajor Jul. Wilhelm Körber, ein Held von Mars-la-Tour, befehligte. Der große Ausfall aber, den General Ducrot (S. 309) im Südosten von Paris am 30. November gegen die Stellungen der Württemberger und Sachsen bei den Dörfern Champigny und Brie (s. die

Digitized by Google

Skizze auf der Karte bei S. 333) unternahm, führte trotz der großen Übermacht der Franzosen nicht zum Ziele. Hinter den Parkmauern von Villiers und Coeuilly hervorbrechend, mähte das Feuer der Württemberger die anstürmenden Kolonnen der Franzosen haufenweise nieder; am 2. Dezember wurde mit Hilfe der Pommern das am 30. November verlorne Dorf Champigny großenteils zurückerobert, und am 3. Dezember kehrte das Ausfallsheer nach Paris zurück: es hatte 12,000, die Deutschen hatten 6000 Mann verloren, und die Hoffnung auf Durchbruch aus eigner Kraft mußte von den Belagerten aufgegeben werden. General Ducrot, der gelobt hatte, zu siegen oder zu sterben, und der sich verwegen den Kugeln aussetzte, mußte ebenfalls, lebend und besiegt, Paris wieder betreten.

Prinz Friedrich Karl aber schlug die jetzt von dem tapfern General A. E. A. Chanzy befehligte Loire-Armee in der viertägigen Schlacht vom 1.—4. Dezember bei Loigny und Orléans, und am 4. Dezember zog der Großherzog von Mecklenburg wieder in diese Stadt ein; am Standbilde der Jungfrau von Orléans lagerten deutsche Wachtposten. Das französische Heer war in der traurigsten Verfassung: die nur mit Leinwandhosen und Blusen bekleideten Soldaten zitterten vor Kälte und weigerten sich, weiter zu kämpfen. Schließlich ward das Heer in zwei Teile zersprengt, von denen der eine unter Charles Bourbaki am 4. Dezember sich ostwärts wandte (vgl. weiter unten), der andre Teil unter Chanzy auf dem rechten Ufer der Loire unter Preisgabe von Tours in nordwestlicher Richtung zurückwich, während Gambetta mit der „Delegation" am 8. Dezember nach Bordeaux floh. Von dem Prinzen und dem Großherzog verfolgt, ward Chanzy vom 7.—10. Dezember nochmals bei Beaugency geschlagen und auf Le Mans zurückgeworfen. Aber auch hierher folgten ihm die Deutschen auf schneestarrenden, eisbedeckten Wegen, wo die Reiter ihre Rosse zu Fuß am Zügel führen mußten, und erfochten am 11. und 12. Januar 1871 vor Le Mans einen neuen großen Sieg, infolgedessen Chanzy noch weiter westlich gegen die Bretagne, nach Laval, zurückweichen mußte; die Loire-Armee war damit so gut wie vernichtet.

h) Die Kämpfe um Dijon und im Norden.

Inzwischen wurde noch auf zwei andern Schauplätzen gekämpft. Der General Werder (S. 337) war nach der Einnahme des Elsasses in die Freigrafschaft und in Burgund eingedrungen, dessen Hauptstadt Dijon er am 31. Oktober besetzte. Gegen ihn übernahm den Oberbefehl der italienische Revolutionsheld Giuf. Garibaldi, der durch die Umwandlung Frankreichs in eine Republik so begeistert wurde, daß er derselben Nation, die 1860 seine eigne Vaterstadt Nizza dem italienischen Nationalstaat abgenommen hatte (S. 259), sein Schwert zur Verfügung stellte. Chuquet bemerkt, daß er, der nur noch ein Schatten seiner selbst war und nicht mehr reiten konnte, mitsamt seinem Generalstabschef Fil. Bordone, einem frühern Apotheker, am besten auf seiner Felseninsel Caprera geblieben wäre. Die garibaldinischen Freiwilligen, die sich um den Anführer aus Italien und andern Ländern sammelten, waren ein in malerische Kriegstracht gehülltes Gesindel, das schließlich den Franzosen lästiger war als den Deutschen. Die Badener unter General Adolf von Glümer erstürmten denn auch, ohne sich von diesen Scharen aufhalten zu lassen, am 18. Dezember Nuits, das von dem aus Metz entflohnen General Camille Crémer, der seine Offiziere mit der Pistole zum Angriff antreiben mußte, verteidigt ward; hier wurden Glümer selbst und der Bruder des Großherzogs Friedrich, Prinz Wilhelm von Baden, schwer verwundet.

Die andre Gegend, wo gekämpft wurde, war der Nordosten Frankreichs, vor allem die Picardie und die Normandie. Hier wurde ebenfalls wie anderswo der Widerstand durch Sendlinge

Digitized by Google

der „Delegation" (S. 338) organisiert und die „Nordarmee" geschaffen, so daß die deutsche Heeresleitung im November den General von Manteuffel (S. 340) mit zwei Armeekorps, dem 1. unter H. A. von Zastrow (S. 331) und dem 8. unter August von Goeben, dorthin abordnete. Manteuffel schlug die Franzosen unter J. J. F. A. Farre am 27. November bei Amiens, wobei die „Moblots" (Mobilgardisten) durch schmähliche Flucht auch die Linientruppen mit fortrissen; Amiens und Rouen wurden besetzt, und General von Goeben verstand die Normannen so gut zu behandeln, daß sie ihm zutraulich auf der Straße nachliefen und die Bauern bereitwillig Lebensmittel zu Markte brachten — ganz anders als im Osten, wo alle Läden herabgelassen und alle Thüren verschlossen wurden, wenn die Deutschen nahten.

Zwar gelang es dem klugen und thatkräftigen General Faidherbe (vgl. Bd. III, S. 493), die französischen Truppen wieder zu sammeln und zu verstärken; aber bei seinem Vormarsch aus Lille wurde er durch Manteuffel am Bache La Hallue bei Port Royelles am 23. Dezember zurückgeschlagen; da seine Soldaten ohne Brot bei —7° die Nacht verbringen mußten, so fühlte er sich am 24. Dezember zu weiterm Kampf außer stande, gab seine furchtbaren Stellungen auf und zog sich nach Arras zurück. Ein zweiter Vorstoß am 3. Januar 1871 bei Bapaume mißlang ebenfalls. Den Kampf im Norden beschloß General Goeben (S. 331), der nach Manteuffels Absendung nach dem Südosten den Oberbefehl über die beiden deutschen Korps bekam, mit der Einnahme der Festung Péronne am 8. Januar und dem glänzenden Siege bei Saint-Quentin vom 19. Januar, durch den Faidherbe 13,000 Mann verlor; die Festung Saint-Quentin selbst fiel den Siegern in die Hände, und die französische Nordarmee war so zugerichtet, daß auch auf sie nicht mehr zu rechnen war.

i) Die Frage der Beschießung des belagerten Paris.

Inzwischen hielt sich die Hauptstadt Frankreichs immer noch gegen die sie umlagernden Deutschen; aber die Lebensmittel gingen mehr und mehr auf die Neige, und gelegentliche Aufstandsversuche aus der Mitte der Bevölkerung deuteten an, daß das Ansehen der Regierung im Schwinden war. Gleichwohl währte der Widerstand viel länger, als man deutscherseits jemals für wahrscheinlich gehalten hatte, und so forderte die öffentliche Meinung in Deutschland mit steigendem Nachdrucke, daß Paris wirksam beschossen und dadurch der Zeitpunkt seiner Übergabe beschleunigt werde. Bismarck vertrat vom Anfang der Belagerung an den Standpunkt, daß man nicht thatkräftig genug dem Feinde zusetzen könne, weil einmal die Einschließungstruppen unter dem langen Hinliegen geistig wie körperlich schwer litten, und weil der anscheinend erfolgreiche Widerstand von Paris die Hoffnungen der Franzosen auf endlichen Sieg belebte und die mit Sedan für überwunden gehaltne Gefahr einer fremden Einmischung aufs neue hervorrief. Der Kronprinz aber, sein Generalstabschef Leonhard von Blumenthal (S. 293), Moltke selbst und der General Walth. Phil. Wern. von Gottberg waren der Meinung, daß eine Beschießung die Arbeiterviertel von Paris nicht erreichen, also wirkungslos sein werde, und das einzige Mittel, die Stadt zu bezwingen, in der Aushungerung liege: 6 Wochen würden genügen (Blumenthal). Erst in dem Kriegsrate vom 9./10. Dezember wurde König Wilhelm durch die Artilleristen General G. Ed. von Hindersin, Prinz Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen u. a. über die wirkliche Lage der Sache aufgeklärt. Bismarck sowohl wie Roon vertreten in ihren Denkwürdigkeiten überdies den nicht mehr voll zu haltenden Satz, daß von England aus über Berlin die Ansicht ins Hauptquartier gelangt und hier einflußreich geworden sei, man dürfe „das Metka der Zivilisation" nicht wie jede gewöhnliche Festung behandeln, es also nicht beschießen.

Digitized by Google

k) Die Lösung der deutschen Einheitsfrage.

Während dieses Zuwartens sollte die wichtigste Angelegenheit von allen unter den Mauern von Paris zum Abschlusse kommen, die Frage der deutschen Einheit. Allgemein war gleich nach den ersten Siegen das Gefühl, daß die Deutschen, die einig in den Krieg gezogen waren, nicht nach dessen Ende wieder in die alte Zerrissenheit auseinandergehen dürften, daß vielmehr aus der militärischen Einheit die politische als notwendige Folge und als höchste Frucht des Kriegs sich ergeben müsse. Von dem Augenblick an, wo Bismarck namens der Deutschen die Abtretung von Straßburg und Metz als greifbare Friedensbürgschaft gefordert hatte, stand weiter fest, daß ohne dauernde politische Einheit der deutschen Nation diese Grenzwälle unsers Volkstums nicht würden behauptet werden können. Die auf die Einheit gerichtete Strömung war stark genug, auch die Fürsten zu ergreifen, die sich wegen der voraussichtlich an ihrer Souveränetät zu bringenden Opfer nicht leicht zu den entscheidenden Verhandlungen entschlossen. Den Anstoß zu diesen Verhandlungen gab eine große, in Berlin am 30. August abgehaltene Versammlung, welche die Losung ausgehen ließ, daß die Früchte des Kriegs sein müßten: eine einige Nation und geschützte Grenzen! Am 2. September erklärte der Großherzog Friedrich von Baden, dessen erster Berater seit Mathys Tode (vgl. oben, S. 309) der eifrig nationalgesinnte Julius Jolly war, daß er für die verfassungsmäßige Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bund eintrete; am 5. und 7. September gaben auch die Könige Ludwig II. von Bayern und Karl I. von Württemberg die Zusicherung, daß sie bemüht sein wollten, Deutschland die Früchte des Siegs im vollsten Maße zu sichern und die nationale Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme mit ihrer Selbständigkeit in ein richtiges Verhältnis zu bringen.

Die amtlichen Verhandlungen wurden Ende September durch Rudolf Delbrück (geb. 16. April 1817, gest. 1. Februar 1903), den Präsidenten des Bundeskanzleramts des Norddeutschen Bunds (vgl. S. 360), in München eröffnet und später durch Bismarck in Versailles fortgesetzt. Sie stießen freilich auf beträchtliche Schwierigkeiten, da der Partikularismus nur ein möglichst bescheidnes Maß von Zentralisation zugestehen wollte. Eben aus der Treue, die alle Stämme dem nationalen Gedanken bewiesen hatten, folgerten die Bayern die Überflüssigkeit einer straffen Einheit: im Falle der Not werde Germania immer alle ihre Kinder um sich geschart finden. Der König von Bayern beanspruchte als Entgelt für seine Zustimmung zur Errichtung eines deutschen Bundesstaats eine Art von Vizekaisertum für das Haus Wittelsbach, so, daß die bayerischen Gesandten im Falle der Verhinderung der Reichsgesandten diese von selbst vertreten sollten; ja, nach dem Tagebuche Moritz Buschs hätte der Oheim des Königs, Prinz Luitpold, noch am 10. Januar 1871 den Wechsel des Kaisertums zwischen den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach in Anregung gebracht, worauf er aber gar keine Antwort erhalten hätte. Neben Bayern machte Hessen, dessen Minister K. Fr. R. Freiherr von Dalwigk ein geschworner Preußenfeind war, möglichst Schwierigkeiten; der König von Württemberg ließ sich noch am 12. November, als schon alles erledigt schien, von München aus nochmals zur Verzögerung des Abschlusses bestimmen. Als aber Baden am 15. November den Vertrag über den Beitritt zum Norddeutschen Bund unterzeichnete und Hessen am gleichen Tage nachfolgte, da war das Eis gebrochen.

Nach den Tagebuchaufzeichnungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die durch die gleichzeitigen Notizen Ludwig Bambergers bestätigt werden, ist der Kronprinz über die lange Verschleppung der Angelegenheit so ungeduldig geworden, daß er meinte, man solle durchfahren,

Digitized by Google

durch die anwesenden Fürsten von Baden, Oldenburg, Weimar und Koburg Kaiser und Reich ausrufen und eine den berechtigten Volkswünschen entsprechende Verfassung durch den Reichstag und die Landtage genehmigen lassen: dann würden die beiden süddeutschen Könige wohl oder übel sich anschließen müssen. Daß der König von Preußen als Vorsitzender des deutschen Bundesstaats den altehrwürdigen Kaisertitel führen müsse, darüber waren der Kronprinz und Bismarck völlig einig. Der greise König selbst aber hatte schwere Bedenken, den inhaltreichen Titel eines Königs von Preußen, den sein Ahnherr Friedrich I. aus eignem Entschlusse geschaffen hatte, an zweite Stelle rücken zu lassen und einen hohlen Titel anzunehmen, den sein Bruder 1849 abgelehnt hatte und den er selbst spöttisch als „Charaktermajor" bezeichnete.

Bismarck bewahrte seine volle geniale Selbständigkeit gegenüber dem Vater wie dem Sohn: er betonte gegen jenen, daß der Kaisertitel eine äußerliche Anerkennung der thatsächlich überwiegenden Stellung des preußischen Königs enthalte, worauf viel ankomme; und er fragte den zweiten, ob er es für klug und ehrlich erachten könne, zwei treue Bundesgenossen, die ihr Blut Schulter an Schulter mit den Norddeutschen vergossen hätten, zu vergewaltigen? Er soll damals das ebenso edle und schöne, wie weise Wort gesprochen haben: „Ich will ein zufriedenes Bayern" — er war der Überzeugung, daß das neue Reich nur dann auf festen Grundlagen ruhe, wenn alle deutschen Stämme sich ihm in voller Freiwilligkeit, ohne das Gefühl erlittnen Zwangs, anschlössen. So gewährte er den Bayern und Württembergern durch die „Reservatrechte" eine gewisse Sonderstellung im Reiche, die, von allen entschiednen Anhängern der deutschen Einheit nur ungern hingenommen, doch, der Voraussicht des großen Staatsmanns gemäß, für die Königreiche mit ihrer bedeutsamen Geschichte und ihrer nicht zu unterschätzenden Macht die Brücke zu ehrlichem Übertritt ins nationale Lager geworden ist. Die Verträge, die der Minister von Bray-Steinburg am 23. November in Versailles für Bayern, die Minister Herm. von Mittnacht und von Suckow (S. 322) am 25. November 1870 in Berlin für Württemberg unterschrieben, behielten für beide Staaten die selbständige Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens und die eigne Besteuerung des inländischen Biers und Branntweins vor; dieses zweite Recht ward auch Baden gewährleistet. Ferner ward bestimmt, daß das bayerische Heer ein geschlossner Bestandteil des deutschen Bundesheers mit eigner Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern sein, und daß auch das württembergische (13.) Armeekorps ein geschlossnes Korps bilden solle, dessen Befehlshaber aber der König von Württemberg nur nach vorhergehender Zustimmung des Königs von Preußen ernennen darf. Die Organisation, Ausbildung und Mobilmachung der bayerischen und württembergischen Truppen hat nach den Normen, die für das Bundesheer bestanden, zu geschehen; der Bundesfeldherr besitzt das Recht der Besichtigung auch der bayerischen und württembergischen Streitmacht, und vom ersten Tage der Mobilmachung an haben sämtliche Truppen von Nord- und Süddeutschland seinen Befehlen gleichermaßen Gehorsam zu leisten.

Die Rücksicht, die Bismarck den Königen bewies, verschaffte ihm nicht bloß auf die ganze Zeit seines Lebens deren aufrichtiges Zutrauen, was auch politisch von großem Werte gewesen ist, sondern ermöglichte auch die Erledigung der Titelfrage. In der Erkenntnis, daß es für den mittelstaatlichen Ehrgeiz erträglicher sei, einen deutschen Kaiser, als den König von Preußen über sich zu haben, willigte König Ludwig am 3. Dezember ein, in einem von Bismarck selbst entworfnen, von Ludwig angenommnen und abgesandten Briefe den deutschen Fürsten vorzuschlagen, man wolle gemeinsam in Anregung bringen, daß Seine Majestät der König von Preußen die Ausübung der Bundespräsidialrechte mit Führung des Titels eines „deutschen

Digitized by Google

Kaisers" verbinde. König Wilhelm ging unter Überwindung seiner Bedenken auf den allgemeinen Wunsch der Fürsten und Stämme Deutschlands ein; der Reichstag und die Landtage gaben der Verfassung des „Deutschen Reichs" im Dezember und Januar ihre Genehmigung, und am 18. Dezember erschien eine Abordnung des Reichstags in Versailles, um durch den Präsidenten Simson (S. 222) dem Könige den Glückwunsch der Volksvertretung zur Kaiserkrone übermitteln zu lassen. Noch waren Reibungen zu überwinden; aber am 18. Januar 1871, an dem Tag, an dem 1701 das preußische Königtum ausgerufen worden war (Bd. VII, S. 501), wurde in dem Spiegelsaale des von Ludwig XIV. erbauten Versailler Prachtschlosses die Annahme des Kaisertitels in Anwesenheit zahlreicher deutscher Fürsten feierlich vollzogen. Der Großherzog Friedrich von Baden brachte das erste Hoch aus auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm. In einer von Bismarck verfaßten Ansprache an das deutsche Volk verkündigte der Kaiser seinen Entschluß, „mit Gottes Hilfe allezeit ein Mehrer des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". In mehr denn dreißig Jahren hat seitdem die Welt Gelegenheit gehabt zu erkennen, daß dieser Vorsatz kein hohles Wort, sondern der Leitstern dreier deutschen Kaiser gewesen ist.

l) Die Zertrümmerung der Pariser Forts; die Kämpfe an der Lisaine.

Um die Zeit, da Kaiser und Reich wieder oder, vielleicht richtiger gesagt, neu geboren wurden, neigte sich die Widerstandskraft Frankreichs überall zu Ende — auch die der Hauptstadt war im Erlöschen. Nachdem um das Weihnachtsfest 235 schwere Belagerungsgeschütze in Villacoublay östlich von Versailles versammelt waren, begann am 27. Dezember die Beschießung der Ostfront von Paris, und zwar mit solcher Wucht, daß die Franzosen den Mont Avron (s. die Skizze auf der Karte bei S. 333) „fast im Galoppe räumten". Die Beschießung der Stadt selbst nahm von Süden her am 5. Januar ihren Anfang, und schon nach fünf und einhalb Stunden stellte das Fort Issy sein Feuer ein. Da die Kugeln vermöge einer durch besondre Vorrichtungen erlangten Schußhöhe von 30 Grad über die Mitte der Stadt hinaus reichten, so floh die Bevölkerung vom Süden nach dem Norden von Paris; dadurch wurde die Schwierigkeit ihrer Verpflegung sehr gesteigert. Ein großer (letzter) Ausfall gegen den Westen hin, der am 19. Januar von Trochu mit 90,000 Mann unternommen wurde, scheiterte bei Buzenval und Saint-Cloud, ehe die Franzosen auch nur an die Hauptstellungen der Deutschen herankamen. Am 21. Januar begann die Beschießung der Nordfront. Auch hier wurden die Forts vollständig zusammengeschossen; die Bastionen lagen bald zum Teil in Trümmern; die Mannschaft hatte nirgends mehr Schutz gegen die deutschen Geschosse. In der Stadt wußte man, daß Chanzy am 11. und 12. Januar bei Le Mans völlig geschlagen war, und die letzte Aussicht auf Entsatz ward durch die Hiobsposten aus dem Osten zerstört.

Dorthin hatte sich der General Bourbaki mit der einen Hälfte der Loirearmee (S. 340) geworfen; auf 130,000 Mann verstärkt, hoffte er die Deutschen unter Werder, die nur 42,000 Mann zählten, zur Aufgabe der Belagerung der Feste Belfort zu zwingen und durch Bedrohung ihrer Rückzugslinien die Deutschen auch vor Paris zum Abzuge zu nötigen. Allein Werder warf sich bei Montbéliard am Bache Lisaine (s. die Skizze auf derselben Karte) dem dreifach überlegnen Feind entgegen und schlug in der dreitägigen Schlacht vom 15.—17. Januar alle Angriffe Bourbakis ab; kein französisches Bataillon vermochte bis vor Belfort vorzudringen, wo vergeblich Viktoria geschossen ward, als man den Kanonendonner vernahm. Entmutigt

Digitized by Google

und entkräftet trat Bourbaki den Rückzug an; als er aber erfuhr, daß Moltke den General von Manteuffel (S. 340 und 342) mit den Pommern und Rheinländern (1. und 7. Korps) ihm über Gray und Dôle in den Weg warf, und als ihm Garibaldi, obwohl er Dijon wiedernahm und am 23. Januar die Fahne des 61. Regiments unter Leichen erbeutete, nicht helfen konnte, so ging er bis Pontarlier zurück. Ehe er aber sein Heer der Entwaffnung durch die neutralen Schweizer preisgab, schoß er sich verzweifelnd eine Kugel vor den Kopf, ohne jedoch den ersehnten Tod zu finden. Sein Nachfolger Justin Clinchant vollzog am 1. Februar mit noch 80,000 Mann den Übertritt über die französisch-schweizerische Grenze. Das letzte Heer Frankreichs war damit vernichtet und das Schicksal Belforts besiegelt; am 18. Februar übergab Oberst P. Phil. Denfert-Rochereau die tapfer verteidigte, aber nicht länger zu haltende Stadt an General Udo von Tresckow.

m) Vom Waffenstillstande bis zum Friedensschlusse.

In Paris wurde die Teuerung im Laufe des Januars immer größer: am 21. galt ein Pfund Schinken 16 Mark, ein Pfund Butter 40 Mark, eine Gans 112 Mark; längst aß man Pferde, Katzen (= 9 Mark), Hunde, Ratten. Angesichts der drohenden Hungersnot erschien endlich am 23. Januar, am 127. Tage der Belagerung, der auswärtige Minister Favre im Hauptquartier, um über die Übergabe zu verhandeln. Erst am 28. Januar kam man zu der Abkunft, wonach ein Waffenstillstand von 21 Tagen zur Wahl einer Nationalversammlung, die über Krieg und Frieden beschließen solle, gewährt, dafür aber alle Forts rund um Paris den Deutschen ausgeliefert und die gesamte Besatzung der Stadt für kriegsgefangen erklärt wurde. Sie hatte binnen 14 Tagen alle ihre Kanonen und Gewehre abzuliefern; nur die Entwaffnung der Nationalgarde (der Bürgerwehr) erklärte Favre bei dem in dieser Truppe herrschenden aufrührerischen Geist als unausführbar. Paris war damit in der Hand der Deutschen, wenn schon der Kaiser von einer förmlichen Besetzung, die leicht zu blutigen Zusammenstößen und damit zu neuen Schwierigkeiten führen konnte, vorerst in der Hoffnung auf baldigen Frieden absah; die Versehung der Stadt mit Lebensmitteln wurde natürlich zugestanden.

Gambetta wollte sich dem Waffenstillstande nicht fügen, wurde aber durch den von der Regierung nach Bordeaux entsandten Jules Simon am 6. Februar zum Rücktritte genötigt. Der Mann der Lage war nunmehr Adolf Thiers (S. 307 und 336f.), der bei Beginn der kriegerischen Verwicklung zur Vorsicht geraten und dann, nach Sedan, sich vergebens bei den Großmächten um Vermittlung bemüht hatte; er hatte sich als einsichtigen Patrioten erwiesen, von dem das Land seine Rettung erhoffen durfte. Am 8. Februar wählten ihn 26 Departements in die Nationalversammlung, die unter 768 Abgeordneten 400—500 Anhänger des Königtums (Orléanisten und Legitimisten), namentlich aber eine große Mehrheit für den Frieden zählte; war doch ein volles Drittel Frankreichs von den Deutschen besetzt, und Faidherbe erklärte, wenn man in Flandern den Krieg fortsetzen wolle, so werde das Volk dies verhindern und sich den Deutschen ergeben! Am 17. Februar wurde Thiers unter dem Titel „Chef der Exekutive" zum Staatsoberhaupte gewählt und am 21. zur Friedensverhandlung nach Versailles gesandt. Bismarck forderte das ganze Elsaß mit Belfort und ein Fünftel von Lothringen mit Metz und Diedenhofen, dazu 6 Milliarden und den Einzug der deutschen Truppen in Paris. Nach langen Verhandlungen willigte er in den Nachlaß einer Milliarde und den Verzicht auf Belfort (s. die beigeheftete Tafel „Wichtige Stücke aus dem Versailler Vorfrieden und dem Frankfurter Friedensvertrage vom 26. Februar und vom 10. Mai 1871"),

Digitized by Google

Zur Erklärung der umstehenden Urkunden.

Links. Wichtige Stücke der Versailler Friedenspräliminarien vom 26. Februar 1871 sind der Schluß des I. Artikels, wo nach der Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Metz die von Marie-aux-chênes und Dionville an Deutschland und das (von Thiers durchgesetzte) Verbleiben von Belfort bei Frankreich ausdrücklich erwähnt werden, und der Anfang des II. Artikels, worin Frankreich in die Zahlung von 5 Milliarden Franken (statt der von Deutschland verlangten 6 Milliarden) willigt; die Schriftzüge sind die einer Kanzleihand. Die letzte Seite des umfangreichen Vorfriedens trägt außer dem letzten Absatze des Vertrags die Unterschriften von Bismarck (mit Siegel), Thiers und Favre und darunter die von dem Grafen Bray eigenhändig geschriebne Beitrittserklärung der süddeutschen Staaten: Bayern (Graf von Bray-Steinburg), Württemberg (Freiherr von Waechter und Mittnacht) und Baden (Jolly).

Rechts. Da die wichtigen Bestimmungen über Elsaß-Lothringen mit Metz, über Belfort und die Kriegsentschädigung nicht im Frankfurter Frieden selbst, sondern nur in den Versailler Präliminarien (s. oben) stehen, so werden vom endgiltigen Vertrag Eingang und Schluß am meisten interessieren.

Wortlaut des Originals.

Links. [Eingang der Präliminarien. Article I. ... La frontière telle qu'elle vient d'être décrite, se trouve marquée en vert sur deux exemplaires conformes de la carte du territoire formant le Gouvernement général d'Alsace, publiée à Berlin, en septembre 1870, par la division géographique et statistique de l'état-major général, et dont un exemplaire sera joint à chacune des deux expéditions du présent traité.]

Toutefois le tracé indiqué a subi les modifications suivantes de l'accord des deux parties contractantes: Dans l'ancien département de la Moselle les villages de Marie-aux-chênes près de St. Privat-la-Montagne, et de Vionville, à l'ouest de Rezonville, seront cédés à l'Allemagne. Par contre la ville et les fortifications de Belfort resteront à la France avec un rayon qui sera déterminé ultérieurement.

Article II.

La France paiera à Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne la somme de cinq milliards de francs.

[Le paiement d'au moins un milliard de francs aura lieu dans le courant de l'année 1871, et celui de tout le reste de la dette dans un espace de trois années à partir de la ratification des présentes.

Deutsche Übersetzung.

. . . . [Die Grenze, wie sie soeben beschrieben worden ist, findet sich in Grün eingetragen auf zwei gleichen Abzügen der Karte des das Generalgouvernement Elsaß bildenden Gebiets, veröffentlicht zu Berlin im September 1870 durch die geographische und statistische Abteilung des Großen Generalstabs, und wovon je ein Abzug jeder der beiden Niederschriften des vorliegenden Vertrags beigeschlossen sein wird.]

Jedoch hat die gezogne Grenze folgende Änderungen mit Übereinstimmung beider vertragschließenden Parteien erlitten: In dem ehemaligen Departement Mosel werden die Dörfer Marie-aux-chênes bei Saint-Privat-la-Montagne und Dionville westlich von Rezonville an Deutschland abgetreten werden. Dagegen werden Stadt und Festung Belfort mit einem Umkreise, der später bestimmt werden wird, bei Frankreich verbleiben.

Artikel II.

Frankreich wird an Se. Majestät den Deutschen Kaiser die Summe von fünf Milliarden Franken zahlen.

[Die Zahlung von mindestens einer Milliarde Franken wird im Laufe des Jahres 1871 stattfinden, und die des Restes der Schuld innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren von der Ratifikation des Vorliegenden ab.

Digitized by Google

Toutefois le tracé indiqué a subi les modifications suivantes de l'accord des deux parties contractantes : Dans l'ancien département de la Moselle les villages de Marie-aux-chênes près de St. Privat-la-Montagne, et de Vionville, à l'ouest de Rezonville, seront cédés à l'Allemagne. Par contre la ville et les fortifications de Belfort resteront à la France avec un rayon qui sera déterminé ultérieurement.

Article II.

La France paiera à Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne la somme de cinq milliards de francs.

En foi de quoi les soussignés ont revêtu le présent traité préliminaire de leurs signatures et de

Le Prince Otton de Bismarck-Schönhausen, Chancelier de l'Empire germanique;

Le Comte Harry d'Arnim, Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne près du St Siège;

stipulant au nom de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne;

d'un côté,

et l'autre

Monsieur Jules Favre, Ministre des affaires étrangères de la République française,

Monsieur Augustin Thomas Joseph Pouyer-Quertier, Ministre des finances de la République française, et

Monsieur Marc Thomas Eugène de Goulard, Membre de l'Assemblée nationale,

stipulant au nom de la République française,

Digitized by Google

Wichtige Stücke aus dem Versailler Vorfrieden und dem Frankfurter Friedensvertrage vom 26. Februar und vom 10. Mai 1871.

(Nach den Originalurkunden im Zentralbüreau des Auswärtigen Amts in Berlin.)

Digitized by Google

Article III.

L'évacuation des territoires français occupés par les troupes allemandes commencera. . . .]

En foi de quoi les soussignés ont revêtu le present traité préliminaire de leurs signatures et de leurs sceaux.

Fait à Versailles le 26. février 1871.

v. Bismarck. A[dolphe] Thiers.
Jules Favre

Les Royaumes de Bavière et de Württemberg et le Grand Duché de Bade ayant pris part à la guerre actuelle comme alliés de la Prusse et faisant partie maintenant de l'Empire Germanique, les soussignés adhèrent à la présente convention au nom de leurs souverains respectifs.

Versailles, le 26 Février, 1871.
Cte de Bray-Steinburg
Br de Waechter
Mittnacht.
Jolly

Rechts. Le Prince Othon de Bismarck-Schoenhausen, Chancelier de l'Empire germanique, le Comte Harry d'Arnim, Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne près du St. Siége: stipulant au nom de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne, d'un côté, de l'autre Monsieur Jules Favre, Ministre des affaires étrangères de la République française, Monsieur Augustin Thomas Joseph Pouyer Quertier, Ministre des finances de la République française, et Monsieur Marc Thomas Eugène de Goulard, Membre de l'Assemblée nationale, stipulant au nom de la République française [s'étant . . .

. . . d'un côté, et de l'autre par l'Assemblée nationale et par le Chef du Pouvoir exécutif de la République française] seront échangées à Francfort dans le délai de dix jours ou plus tôt*) si faire se peut.

En foi de quoi les Plénipotentiaires respectifs l'ont signé et y ont apposé le cachet de leurs armes.

Fait à Francfort le 10 mai 1871.

v. Bismarck	Jules Favre
Arnim	Pouyer-quertier
	E. de Goulard

Artikel III.

Die Räumung der von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebiete wird beginnen ....]

Zu dessen Beglaubigung haben die Unterzeichneten den vorliegenden Vertrag mit ihren Unterschriften und ihren Siegeln versehen.

Geschehen zu Versailles am 26. Februar 1871.

v. Bismarck. A. Thiers.
Jules Favre

Da die Königreiche Bayern und Württemberg und das Großherzogtum Baden am gegenwärtigen Krieg als Verbündete Preußens teilgenommen haben und jetzt einen Teil des deutschen Kaiserreichs ausmachen, so schließen sich die Unterzeichneten im Namen ihrer entsprechenden Herrscher der vorliegenden Vereinbarung an.

Versailles, am 26. Februar 1871.
Graf von Bray-Steinburg
Freiherr von Waechter
Mittnacht.
Jolly

Der Fürst Otto von Bismarck-Schönhausen, Kanzler des Deutschen Reichs, der Graf Harry von Arnim, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Deutschen Kaisers beim Heiligen Stuhle, vertragschließend im Namen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, von der einen Seite, von der andern Herr Jules Favre, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik, Herr Augustin Thomas Joseph Pouyer-Quertier, Finanzminister der französischen Republik, und Herr Marc Thomas Eugen de Goulard, Mitglied der Nationalversammlung, vertragschließend im Namen der französischen Republik [. . .

. . . von der einen Seite und von der andern durch die Nationalversammlung und durch das Haupt der ausführenden Gewalt der Französischen Republik] werden zu Frankfurt binnen einer Frist von zehn Tagen oder wenn möglich früher ausgetauscht werden.

Zu dessen Beglaubigung haben es die entsprechenden Bevollmächtigten unterzeichnet und daneben den Siegelabdruck ihrer Wappen gesetzt.

Geschehen zu Frankfurt [a. M.], am 10. Mai 1871.

v. Bismarck	Jules Favre
Arnim	Pouyer-Quertier
	E[ugen] de Goulard

*) Ein vom Schreiber ursprünglich geschriebnes plutôt ist durch Rasur getilgt und dann durch plus tôt ersetzt worden.

Digitized by Google

bestand aber um so entschiedner auf dem Einzug in Paris, der gewissermaßen das Siegel auf die deutschen Siege drücken und den Franzosen ihre völlige Niederlage, zur Abschreckung vor künftigen Kriegen, recht deutlich vor Augen führen sollte. Thiers eilte mit den erwähnten Bedingungen nach Bordeaux; am 1. März, an demselben Tage, da 30,000 aus allen deutschen Stämmen ausgewählte deutsche Soldaten in Paris einzogen und das Stadtviertel bei den Elysäischen Feldern samt dem Kaiserschlosse der Tuilerien besetzten, ward in Bordeaux schon der vorläufige Friedensvertrag ausgefertigt, den die Nationalversammlung nach einer stürmischen Verhandlung mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen hatte. Am Abende des 2. März traf die amtliche Bestätigung des Vorfriedens in Versailles ein. Am 3. räumten die Deutschen Paris und zogen sich hinter das rechte Ufer der Seine zurück, die so lange die Grenze der beiden Heere sein sollte, bis der endgiltige Friede geschlossen sei; demgemäß blieben die Forts im Osten und Norden von Paris vorerst noch von den Deutschen besetzt.

Die weitern Friedensverhandlungen wurden durch Bevollmächtigte in Brüssel geführt, schritten aber so langsam voran, daß Bismarck zu Anfang Mai 1871 schließlich Favre nach Frankfurt a. M. einlud, um mit ihm persönlich ins reine zu kommen. Hier ward dann nach kurzer Verhandlung am 10. Mai der endgiltige Friede unterzeichnet (s. die beigeheftete Tafel); er enthielt gegen den vorläufigen Vertrag einen kleinen Gebietsaustausch bei Belfort und Diedenhofen und die Bestimmung, daß entsprechend der in bestimmten Absätzen zu leistenden Abzahlung der fünf Milliarden das französische Gebiet von den Deutschen allmählich geräumt werden sollte.

Die Erfolge des deutschen Einheitskampfes waren gewaltig. Ihnen gegenüber fielen die Opfer des Kriegs nicht allzusehr ins Gewicht: sie beliefen sich auf deutscher Seite auf 28,600 Gefallne, 12,000 an Krankheiten Gestorbne und 4000 Vermißte, insgesamt also auf beinahe 45,000 Mann; die Zahl der Verwundeten wird auf 101,000 berechnet. Die Franzosen hatten 150,000 Tote und 150,000 Verwundete eingebüßt; die Zahl der Gefangnen erhöhte sich schließlich auf mehr denn 600,000.

Kaiser Wilhelm I. hatte im Osten von Paris am 7. März eine große Parade über die siegreichen Truppen abgehalten und war am 17. März in Berlin eingetroffen. Am 21. März eröffnete er in Person den ersten deutschen Reichstag; am 16. Juni erfolgte, durch zwei Reihen von 7400 eroberten Kanonen, der Einzug des aus allen Stämmen auserlesenen deutschen Heers in Berlin. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und der Napoleone hatte ein Ende; das europäische Gleichgewicht ruhte von nun an fest und sicher auf der unantastbaren Macht der für immer geeinten deutschen Nation.

2. Westeuropa 1871—1902.

A. Das Deutsche Reich.

In den Jahren 1871—1902 haben drei Kaiser an der Spitze des Deutschen Reichs gestanden: zuerst der greise Gründer des Reichs, Wilhelm I., von 1871—88; dann sein Sohn Friedrich III., als Kronprinz Friedrich Wilhelm genannt, der, von unheilbarem Kehlkopfkrebs befallen, nur 99 Tage geherrscht hat: vom 9. März bis zum 15. Juni 1888; von da ab sein ältester Sohn, Wilhelm II. (geb. 27. Januar 1859).

Die drei Herrscher waren untereinander sehr verschieden. Wilhelm I. war ein Mann von schlichtem Wesen, durch und durch Soldat, ohne wesentliches Interesse für Kunst und

Digitized by Google

Wissenschaft, den praktischen Aufgaben des Lebens mit scharfem Blicke zugewandt, voll menschlicher Liebenswürdigkeit und von großer Pflichttreue; das Wort, das er auf dem Sterbebette sprach: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", charakterisiert sein ganzes Wesen. Von seinen königlichen Rechten und Pflichten hatte er die größte Vorstellung: er las alles, was er unterschreiben sollte, und machte seine eigne Ansicht mit Nachdruck geltend; aber für den Rat erprobter Männer war er zugänglich. An den altpreußischen Überlieferungen hing er mit größter Zähigkeit.

Friedrich III. war von Natur und durch den Einfluß seiner englischen Gemahlin Viktoria, der ältesten Tochter der Königin Viktoria und des Prinzen Albert von Koburg, den liberalen Auffassungen der Zeit zugethan, ein warmer Freund aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen (so hat er auf den Vortrag von Ernst Curtius die Ausgrabungen in Olympia auf Kosten des Reichs veranlaßt) und nur so weit, aber auch so weit Soldat, wie es zu seiner historischen Stellung gehörte. In seiner kurzen Regierung ließ er sich von dem 1871 zum Fürsten erhobnen Reichskanzler Otto von Bismarck (gest. 30. Juli 1898; s. die Bildnisse bei S. 325) beraten, von dem niemals sich trennen zu wollen sein Vater wiederholt erklärt hatte; Gegensätze, die früher (namentlich 1863—66) zwischen dem Herrscher und dem Staatsmanne vorhanden gewesen waren, traten in den 99 Tagen so sehr zurück, daß Bismarck wohl geäußert hat, er habe in seiner langen Ministerlaufbahn nie weniger Reibungen zu überwinden gehabt als unter Kaiser Friedrich.

Ganz anders gestalteten sich die Dinge unter Wilhelm II., der, 29jährig zur Regierung gelangend, ein überaus selbständiges, ja selbstherrliches Naturell mitbrachte und im Gefühle genialer Veranlagung und redlichen Wollens das Zeug in sich fühlte, sein eigner Kanzler zu sein. So trat schon nach anderthalb Jahren zwischen dem jungen Herrscher und dem greisen Staatsmanne, der so lange die Geschäfte mit Bedacht und Kühnheit geleitet hatte, ein tiefgreifender Gegensatz hervor. An Meinungsverschiedenheiten über die rechtliche Stellung des Ministerpräsidenten gegenüber der Krone und den einzelnen Ministern und über die sozialpolitischen Fragen, die Wilhelm II. im Sturme lösen zu können glaubte, entzündete sich der Gegensatz so sehr, daß der Kaiser am 20. März 1890 in schroffer Weise die Entlassung Bismarcks vollzog. Seitdem versahen zuerst der General, spätere Graf Leo von Caprivi (gest. 6. Februar 1899), seit Oktober 1894 Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (gest. 6. Juli 1901; vgl. S. 310, 321 und 322) und seit 17. Oktober 1900 Bernhard (Graf) von Bülow das Amt des Reichskanzlers; alle aber besaßen gegenüber dem überragenden Willen des Kaisers nur ein beschränktes Maß von Einfluß und Bedeutung.

So vielfach aber auch an einzelnen Maßnahmen der Regierung in dem Zeitraume von 1871 bis 1902 und an ihrer seit 1890 oft schlaffen und zerfahrnen Haltung berechtigte Kritik geübt worden ist, und so schwere Verstimmung auch namentlich unter Caprivi die Engländerei, die Polenhätschelei und die gehässige Behandlung Bismarcks hervorriefen, den der Kaiser erst im Januar 1894 wieder zu Gnaden annahm — das läßt sich doch nicht verkennen, daß sich in dieser ganzen Zeit die Entwicklung der deutschen Nation trotz unerquicklicher Zwischenfälle aller Art in aufsteigender Richtung bewegt hat. Das Wort Wilhelms II.: „Ich führe euch herrlichen Dingen entgegen" ist wohl ein stolzes, aber kein unwahres Wort.

a) Die Befestigung des Reichs im Innern.

Gleich in den ersten Jahren seines Bestands sind die Einrichtungen des Reichs durch eine rastlose und meist erfolgreiche gesetzgeberische Arbeit vervollkommnet worden. Im Jahr 1872 wurde an Stelle der Buntscheckigkeit der bisherigen Münzen, Maße und Gewichte das

Digitized by Google

einheitliche Zehnersystem gesetzt; das Münzwesen ward auf die Grundlage der Goldwährung gestellt, die durch die heftigen Angriffe der Anhänger einer Doppelwährung doch nicht hat ernsthaft erschüttert werden können.

Auf dem Gebiete der Rechtspflege wurde 1876 die Einheitlichkeit des Zivilprozesses und der Gliederung der Gerichte durchgeführt, nachdem bereits der Norddeutsche Bund die Strafrechtspflege einheitlich gestaltet hatte (vgl. S. 311). Den Abschluß der Gerichtsreformen bildete die Annahme eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuchs durch den Reichstag im Jahr 1896; das Gesetzbuch trat nach Vollendung der Einführungsarbeiten am 1. Januar 1900 im ganzen Reich in Kraft. Hierher gehört auch die im Jahr 1898 erfolgte Verabschiedung eines einheitlichen Militärstrafprozesses, wobei dem bayerischen Sondergeiste das Zugeständnis eines in sich abgeschlossnen bayerischen Senats an dem Obergericht in Berlin gemacht wurde.

Die wirtschaftliche Krisis in der Mitte der siebziger Jahre benutzte Bismarck, um mit Hilfe des Zentrums 1879 eine Zollreform zu stande zu bringen, die für alle Zweige der produktiven nationalen Arbeit, für Landwirtschaft und Gewerbfleiß, mäßige Schutzzölle gewährte und durch die auf Kolonialwaren gelegten Finanzzölle die leeren Kassen des Reichs füllte. Dieses war seitdem bis vor kurzem im stande, statt durch Matrikularumlagen (S. 304) die Einzelstaaten zur Deckung seiner Kosten heranzuziehen, in günstigen Jahren vielmehr diesen Staaten beträchtliche Überweisungen aus seinen Einnahmen zuzuwenden. Als das Ideal einer geordneten Finanzwirtschaft betrachteten die verbündeten Regierungen freilich die völlige Trennung der Finanzen des Reichs von denen der Einzelstaaten, so daß jeder Teil bestimmte Steuerquellen zur ausschließlichen Ausnutzung zugewiesen erhalten würde. Bis jetzt ist es aber nicht gelungen, für diesen Plan des preußischen Finanzministers Johannes von Miquel (gest. am 8. September 1901) eine Mehrheit im Reichstage zu gewinnen; namentlich das Zentrum befürchtete von der Selbständigkeit der Reichsregierung in finanzieller Hinsicht eine Schwächung des parlamentarischen Einflusses und auch von einem auf eignen Füßen stehenden Reich eine Mißachtung der Selbständigkeit der Einzelstaaten. Endlich schien die Notwendigkeit, die Reichsausgaben äußersten Falls durch Inanspruchnahme der Einzelstaaten zu decken, für das Reich einen Antrieb zur Sparsamkeit zu enthalten. Der Zollverein wurde 1882 und 1885 dadurch zum Abschluß gebracht, daß die noch außenstehenden Hansestädte Hamburg und Bremen in den Verein eintraten, Hamburg nach einem ebenso leidenschaftlichen wie kurzsichtigen Widerstand. Bismarck kam dann, nachdem sich einmal der Einheitsgedanke durchgerungen hatte, seinem unverrückbaren bundesfreundlichen Grundsatze gemäß den berechtigten Interessen Hamburgs weit entgegen, und dieses verdankt dem Schritte, von dem es anfänglich seinen Untergang befürchtet hatte, heute eine Blüte von Handel und Verkehr, die es auf dem europäischen Festland an die erste Stelle rückt und in der ganzen Welt nur noch von London übertroffen wird. Unter der Reichskanzlerschaft Caprivis kamen 1892 Handelsverträge mit Österreich, Italien und Rumänien, 1894 auch einer mit Rußland zu stande; die Industrie hatte davon gewaltige Vorteile, während die Landwirte über schwere Schädigung durch die Herabsetzung des Kornzolls von 5 Mark auf 3,50 Mark für den Doppelzentner klagten. Deshalb stieß 1901 die Absicht, die Handelsverträge, die 1904 ablaufen, zu erneuern, auf den nachdrücklichen Widerstand der deutschen Landwirtschaft, und die Regierung erklärte sich selbst bereit, ihr den Satz von 5 Mark wieder zu gewähren; der Reichstag genehmigte den ihm vorgelegten Tarif am 14. Dezember 1902.

Von besonderer Bedeutung für die Festigung der nationalen Einheit war die Ordnung des Heerwesens; denn so friedfertig auch die Politik des Reichs unter allen drei Kaisern

Digitized by Google

war, so erweckte doch das Erstehen einer so gewaltigen Macht, wie sie das Reich darstellte, vielfach in Europa Neid und Mißtrauen; vor allem blieb das innerste Sehnen der französischen Nation jahrzehntelang darauf gerichtet, für die 1870—71 erlittne Demütigung bei der ersten sich bietenden Gelegenheit blutige Rache zu nehmen und die alte Machtstellung Frankreichs in Europa wiederherzustellen. Zwischen der offenkundigen Notwendigkeit, das Heerwesen den parlamentarischen Kämpfen zu entziehen und ihm eine länger befristete sichere Unterlage zu gewähren, als sie in jährlichen Bewilligungen geboten war, und dem begreiflichen Verlangen des Reichstags, sein jährliches Geldbewilligungsrecht auch hinsichtlich des Heers aufrecht zu halten, fand Bismarck 1874 einen annehmbaren Mittelweg, indem er den Vorschlag der im Reichstag vorherrschenden Nationalliberalen annahm und die Bewilligung der erforderlichen Mittel für eine Friedensstärke von 401,000 Mann auf sieben Jahre für ausreichend erklärte. 1880 wurden die Mittel für 427,000 Mann, entsprechend der Zunahme der Bevölkerung, abermals auf sieben Jahre bewilligt. Als 1887 die Regierung das „Septennat" abermals, diesmal für 468,000 Mann, forderte, brachte die seit den Wahlen vom Herbst 1881 vorhandne Mehrheit des katholischen Zentrums und der Linken am 14. Januar diese Forderung mit 186 gegen 154 Stimmen zu Falle: die 468,000 Mann sollten nur auf drei Jahre verwilligt werden. Nun löste der Kaiser aber mit Zustimmung des Bundesrats den Reichstag auf, und bei den Neuwahlen erlangte die Regierung eine Mehrheit von rund 220 gegen 180 Stimmen, so daß am 11. März das Heeresgesetz in der Fassung der Regierung zur Annahme gelangte. Der unter dem Einflusse des Militärkonflikts und eines drohenden Zusammenstoßes mit Frankreich gewählte Reichstag war auch sonst fruchtbar an Ergebnissen. 1888 setzte er an Stelle der dreijährigen Wahlperioden die fünfjährigen, um den Reichstagen eine längere, von Wahlrücksichten unabhängigere Wirksamkeit zu ermöglichen. Da auf die Dauer die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bei dreijähriger Dienstzeit ohne ungeheure Kosten nicht möglich war, so wurde 1893 unter Caprivis Staatsleitung, aber nicht ohne nochmalige Reichstagsauflösung (6. Mai), die zweijährige Dienstzeit unter gleichzeitiger Erhöhung der Friedensstärke auf 479,000 Mann an Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten (also ohne Einrechnung der Unteroffiziere, der Einjährig-Freiwilligen und der Offiziere) am 15. Juli mit knapper Mehrheit durchgesetzt; die Mehreinstellung an Rekruten belief sich infolge dieses Gesetzes jährlich auf 60,000 Mann. Die Opposition hatte zwar die Verkürzung der Dienstzeit gern annehmen, die Heeresverstärkung aber nicht zugestehen wollen; sie blieb jedoch auch diesmal schließlich im Reichstag in der Minderheit, während sie nach einer bloßen Zählung der Wählerstimmen eine kleine Mehrheit gehabt hätte.

Die immer mehr hervortretende Notwendigkeit, daß Deutschland auch seinen Anteil an dem Welthandel und die ihm unentbehrliche Stütze, einen Landbesitz über See (vgl. unten, S. 356), gewinne, führte unter Wilhelm II. zur Schaffung einer mächtigern Flotte. „Unsre Zukunft", erklärte der Kaiser, „liegt auf dem Wasser; wir müssen Weltpolitik treiben." So wurde zuerst 1898 ein erstes Flottengesetz im Reichstag durchgesetzt, das die Zahl der Schlachtschiffe auf 19 festsetzte. Aber sofort schuf der Sieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika über das zur See machtlose Spanien (vgl. Bd. I, S. 574, und Bd. IV, S. 550) eine andre Lage; die Vereinigten Staaten wurden in Ostasien eine große Macht, und es zeigte sich, daß veraltete Schiffe nicht bloß wertlos, sondern für ihre Bemannung geradezu gefährlich sind, weil ihnen im Kampfe mit besser gerüsteten Gegnern der Untergang sicher ist. Um Deutschland nicht allzusehr überflügeln zu lassen, wurde am 12. Juni 1900 durch die patriotische Opferwilligkeit

Digitized by Google

des Reichstags mit 201 gegen 103 Stimmen ein zweites Flottengesetz beschlossen, durch das die Zahl der Schlachtschiffe auf 38, die der Kreuzer auf 52 vermehrt wurde. Wenn dieses Gesetz im Jahr 1916 durchgeführt sein wird, dann kann Deutschland eine Schlachtflotte ins Feld stellen, die selbst der englischen (soweit sie für die Nordsee verfügbar gemacht werden kann) die Herrschaft über das heimische Meer streitig zu machen vermag. Mit Recht hat deshalb die französische Zeitung „Le Temps" 1898 die ersten Versuche, eine deutsche Flotte großen Stils zu gründen, mit den prophetischen Worten begrüßt: „Une grande puissance navale va entrer en scène" (Eine große Seemacht schickt sich an aufzutreten).

b) Der Kulturkampf.

Das erste Jahrzehnt des neuen Reichs wurde gutenteils ausgefüllt durch einen heftigen Kampf zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche, der auch das Reich in Mitleidenschaft zog. Es war an sich, nach der treffenden Bemerkung des protestantischen Kirchenhistorikers Karl Aug. von Hase (Bd. VII, S. 348), nicht zu erwarten, daß die römische Kurie und ein Staatswesen von so überwiegend evangelischem Gepräge wie das Deutsche Reich sofort ohne Kampf das richtige Verhältnis zu einander finden würden; dieses konnte vielmehr erst aus einem Zusammenstoße hervorgehen, in dem beide Teile die Kraft des Gegners erfuhren.

Gleich im ersten deutschen Reichstage bildete sich eine so gut wie ausschließlich katholische Partei, das „Zentrum", das unter der überaus gewandten Führung des frühern hannöverschen Staatsministers Ludwig Windthorst (1812—91) stand und alsbald sich als ein Hort ultramontaner, welfischer und partikularistischer Bestrebungen bethätigte. Es betrieb, freilich vergeblich, eine deutsche Einmischung in Italien, um dem Papst seinen weltlichen Besitz zurückzugewinnen, und verlangte die Aufnahme der Artikel der preußischen Verfassung, die den Kirchen völlige Freiheit von staatlicher Aufsicht gewährleisteten, in die Reichsverfassung, vermochte aber mit beiden Begehren weder bei Bismarck, noch im Reichstage durchzudringen. Infolge davon nahm es eine unfreundliche Haltung gegen die Regierung an. Weiter beklagte sich die preußische Regierung, daß die katholische Geistlichkeit in Posen und Westpreußen ihre einflußreiche Stellung, namentlich im Volksschulwesen, das ihrer Leitung unterstand, zur Unterstützung der national-polnischen Bestrebungen und zur Polonisierung der deutschen Katholiken mißbrauche.

Infolge aller dieser Dinge wurde der Kultusminister Heinr. von Mühler, der als williges Werkzeug der kirchlichen (katholischen wie evangelischen) Herrschaftsgelüste galt, im Januar 1872 entlassen und das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens einem Mann übertragen, von dem man eine Einschränkung jener Gelüste erwarten durfte, Adalbert Falk (1827—1900). Dieser brachte zunächst 1872 ein Gesetz durch, das die Schulaufsicht scharf als staatlichen Auftrag faßte und, namentlich die Kreisschulaufsicht, auch Laien zugänglich machte. Sodann legte Falk 1873 dem Landtage der Monarchie die vier Gesetze vor, die trotz des heftigsten Widerstands des Zentrums und der äußersten Rechten eine beträchtliche Mehrheit fanden und, weil sie im Mai 1873 die Bestätigung des Königs erlangten, „Maigesetze" genannt werden. Das erste dieser Gesetze zog dem Rechte der Kirchen, gegen Laien im Falle der Widersetzlichkeit Strafen zu verhängen, engere Schranken; das zweite begrenzte ihre Disziplinargewalt über ihre Geistlichen und beseitigte jede ausländische (also auch die päpstliche) Gerichtsbarkeit über preußische Geistliche. Das dritte ordnete an, daß die Geistlichen nicht mehr in kirchlichen, sondern in staatlichen Anstalten für ihren Beruf ausgebildet werden sollten, und untersagte ihnen namentlich den Be-

Digitized by Google

sucht ausländischer, insbesondere in Rom belegner Schulen; auch schrieb es vor, daß die Bischöfe vor Ernennung eines Geistlichen diesen dem Staat anzeigen und bei gegründetem staatlichen Einspruche seine Ernennung unterlassen sollten. Das vierte Gesetz regelte den Austritt aus den Kirchen. Endlich schaffte 1875 ein fünftes Gesetz alle Orden in Preußen ab, die sich nicht der Krankenpflege widmeten, beseitigte also namentlich deren Schulthätigkeit.

Da der Papst und ihm nach die Bischöfe diese Gesetze als unvereinbar mit den Grundlagen der katholischen Kirche bezeichneten und nach dem Worte: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", die Unterwerfung unter diese Gesetze verweigerten, so entstand ein langjähriger Kampf zwischen dem Staat und der Kirche, der von der ungeheuern Mehrheit der katholischen Bevölkerung unverbrüchlich Treue und Gehorsam bewahrt wurden. Auf beiden Seiten führte man den Kampf mit aller Schärfe, und weil vielfach katholische Priester die Kanzel benutzten, um die Gläubigen zum Widerstande gegen die Staatsgesetze anzufeuern, so hielt sich die preußische Regierung für verpflichtet, einer solchen Agitation mit Strafen entgegenzutreten. Da aber das Strafrecht zu den Befugnissen des Reichs gehört, so war dessen Verflechtung in den Streit unvermeidlich; auf Betreiben des bayerischen Ministers Johann Lutz, der mit den bayerischen Ultramontanen in scharfem Kampfe stand, ward schon im November 1871 in das Strafgesetzbuch der sogenannte Kanzelparagraph eingefügt, der den Mißbrauch der Kanzel zur Aufreizung gegen die Regierung unter Strafe stellte. Das Reich lieh der preußischen Regierung noch zweimal seinen Arm, indem es unterm 4. Juli 1872 dem Jesuitenorden und seinen Verzweigungen untersagte, im Gebiete des Reichs Niederlassungen zu haben und eine Ordensthätigkeit zu entfalten, und indem es unterm 6. Februar 1875 die Zivilehe in allgemein verbindlicher Form (nicht bloß die sogenannte Notzivilehe) einführte. Durch diese Reichsgesetze sollten der katholischen Geistlichkeit und der streitbaren Miliz des unfehlbaren Papstes, dem Jesuitenorden, die Agitation gegen die Maigesetze unmöglich gemacht und der kirchliche Einfluß auf das bürgerliche Leben eingeschränkt werden, indem der Abschluß einer Ehe und die Gründung eines Hausstands auch außerhalb des Schattens der Kirche ermöglicht wurde.

Die Regierung wurde in diesem Kampfe durch die beiden Mittelparteien, die Freikonservativen und die Nationalliberalen, die überhaupt ihre parlamentarische Stütze bildeten, und längere Zeit auch durch die Fortschrittspartei unterstützt; von einem der Führer dieser Partei, dem Berliner Professor Rudolf Virchow, stammt das Wort, daß der Streit ein „Kulturkampf" sei, daß also ein Sieg des Staats auch einen Sieg der Kultur über die Unkultur bedeuten würde. Fast die gesamte liberale und radikale Presse griff die katholische Kirche und das Zentrum auf das heftigste an, und der Minister Falk wurde wohl bei seinen Reisen als der „Edelfalke" gefeiert, der das Gezücht der Eulen und Uhus aus Deutschland verscheuche.

Von der katholischen Bevölkerung standen auf Seiten der Regierung die dem Unfehlbarkeitsdogma widerstrebenden Altkatholiken, die unter der Führung von Reinkens (der von ihrer Synode zum Bischof erwählt wurde; vgl. Bd. VII, S. 353), Friedr. Michelis, Döllinger, Joh. Friedr. Ritter von Schulte und andern den religiösen Katholizismus im Gegensatz zu den politischen Herrschaftsgelüsten der Ultramontanen vertraten, und die sogenannten Staatskatholiken, die zwar den unfehlbaren Papst anerkannten, aber mit sonderbarem innern Widerspruche die Selbständigkeit des Staats auf seinem Gebiete verfochten, gleich als ob die auf der Grundlage der Unfehlbarkeit aufgebaute Kirche irgend ein Gebiet als ihrer Autorität nicht unterworfen betrachte. Die große Masse der katholischen Preußen aber wurde durch die „diokletianische Verfolgung", während der von 12 preußischen Bischöfen 7 wegen Nichterfüllung der Anzeigepflicht

Digitized by Google

abgesetzt wurden und etwa 1000 Pfarreien verwaisten, noch fester als vorher mit dem Papst und den Bischöfen verbunden; die Zahl der katholischen Blätter wuchs in sechs Jahren von 4 auf 120 an, und das Zentrum, das bei seiner Gründung nur 50 Reichstagssitze innehatte, stieg auf mehr als 100 Mitglieder, indem allmählich fast alle ganz oder überwiegend katholischen Wahlkreise ihm anheimfielen. Die parlamentarische Stellung des Zentrums ward 1876 auch dadurch verstärkt, daß die längere Zeit im Verfall begriffne konservative Richtung sich ermannte und unter dem Namen der „Deutsch-konservativen Partei" bald eine beträchtliche Machtstellung auch im Reichstag erlangte. Sie ließ zwar die äußerste Rechte (die unter dem frühern Landrat Gustav von Diest-Daber Bismarck als Revolutionär und Söldling der verjudeten Börse befehdete) in ihrem Schoße nicht tonangebend werden, sondern leistete dem großen, früher von den Konservativen auch wegen der freisinnigen preußischen Kreisordnung von 1872 (S. 358) ohne Grund bitter angegriffnen Staatsmann in allgemeinen politischen Fragen Heeresfolge; aber gegen den Kulturkampf nahm sie, weil er die evangelische Kirche noch weit mehr schädige als die katholische, eine abgeneigte Haltung an. Bei Hofe fanden die Katholiken eine Fürsprecherin an der Kaiserin Augusta, und die Schwierigkeiten, die diese kluge Frau Bismarck und Falk bereitete, wurden von beiden sehr unliebsam empfunden.

Bismarck hat schon während des heftigsten Kampfes erklärt, daß die Regierung ihre Hoffnung auf Frieden vor allem darauf baue, daß einmal auf den kriegerischen, kampfeslustigen Papst Pius IX. wieder, wie das auch sonst die Geschichte zeige, ein friedfertiger Papst folgen werde. Dies trat am 20. Februar 1878 ein, wo nach Pius' Tode (7. Februar) der Kardinal Joachim Pecci zum Papste gewählt wurde, der sich den Namen Leo XIII. beilegte. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, die Wirren, unter denen das staatliche wie das kirchliche Ansehn gleich schwer litten (Bismarck wurde am 13. Juli 1874 in Kissingen der Gegenstand eines Mordversuchs durch den fanatisierten katholischen Böttchergesellen Ed. Franz Ludw. Kullmann), durch friedlichen Ausgleich zu schlichten. Im Juli 1878 besuchte der Münchner Nuntius Gact. Al. Masella Bismarck in Kissingen; am 14. Juli 1879 mußte Falk zurücktreten, und das Zusammengehen des Zentrums mit Bismarck in der Frage des Zolltarifs wirkte auch auf die sonstigen Beziehungen beider günstig ein. Nach neunjährigen, überaus schwierigen Verhandlungen wurde 1887 ein Friedensschluß erzielt, dem gerade die einschneidendsten Maigesetze zum Opfer fielen, so das über den kirchlichen Gerichtshof und die Vorbildung der Geistlichen in Staatsanstalten. Doch hat sich der Staat keineswegs bedingungslos der Kirche ergeben; vielmehr blieben bestehen die sämtlichen drei Reichsgesetze, in Preußen aber das Gesetz über die staatliche Schulaufsicht, der Ausschluß der Orden aus der Schule und die Verpflichtung der Bischöfe, die Namen der zu ernennenden Geistlichen vorher dem Oberpräsidenten der betreffenden Provinz anzuzeigen. Das Zentrum ward namentlich seit Caprivis Amtsantritt und vollends seit es im März 1895 das Reichstagspräsidium erhielt, mehr und mehr eine Stütze der Regierung und wußte seine parlamentarische Machtstellung zu seinen Zwecken zu verwerten; doch hat es die Unterordnung der Schule unter die Kirche, die 1892 der Kultusminister Graf Robert von Zedlitz betrieb, die Zulassung der Jesuiten und die „Lex (Gesetz) Heinze" gegen das Nackte in der Kunst noch nicht durchsetzen können, obwohl es beim ersten und dritten Punkte von den Konservativen unterstützt wurde. Für die Wiederzulassung der Jesuiten fand es seit 1893 wiederholt eine Mehrheit im Reichstage, und Anfang 1903 eröffnete ihm der Reichskanzler sogar die Aussicht auf Streichung des zweiten Paragraphen des Jesuitengesetzes (S. 352), kraft dessen der Bundesrat einzelnen Jesuiten ihren Aufenthalt anweisen kann.

Digitized by Google

c) Die soziale Frage in Deutschland.

Seit der Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt (vgl. Band VII, S. 110 und 373) hat eine wirtschaftliche Entwicklung begonnen, welche die früher vorhandne Einheit von Arbeitskraft und Arbeitswerkzeug zerstörte; das Werkzeug ward dem Kapital ausgeliefert, das dann die menschliche Arbeitskraft in Lohn nahm und ausnutzte. In frühern Jahrhunderten war der Handwerker selbst im Besitze des Handwerkszeugs und selbständig; er arbeitete nur auf seine Rechnung. Nunmehr aber vermochte nur der Reiche das kostspielige Arbeitsmittel, das die Dampfmaschine darstellt, anzuschaffen; der Arbeiter mußte sich, um seinen Unterhalt zu verdienen, dem Besitzer der Maschine vermieten und ihm einen Anteil des Arbeitsertrags überlassen. Dies empfanden die Arbeiter als ungerecht; sie erwogen nicht, daß der Fabrikbesitzer in erster Linie die Gefahren der Betriebsstockung zu tragen, zur Leitung des Ganzen seinen Verstand und seine geschäftliche Umsicht einzusetzen hat; sie forderten den vollen Ertrag ihrer Arbeit für sich und strebten demgemäß die Überführung der Arbeitsmittel (der Fabriken, der Maschinen, des Grunds und Bodens) in den Gesamtbesitz aller Arbeitenden an. Wer Arbeiter gegen Lohn beschäftigt, sei es als Fabrikant oder Großgrundbesitzer, galt ihnen als Ausbeuter seiner Nebenmenschen. Das ist die Auffassung der Sozialdemokratie, die, wie ihr Name besagt, die Herrschaft des zur Gesamtproduktion vereinigten Volks, unter Ausschluß der Herrschaft einer bevorzugten Klasse, anstrebt. Die wissenschaftlichen Vorkämpfer der Sozialdemokratie in Deutschland waren Ferdinand Lassalle (1825—64), Karl Marx (1818—83) und Friedrich Engels (1820—95), ihre Leiter August Bebel (geb. 1840) und Wilhelm Liebknecht (1826 bis 1900; vgl. Band VII, S. 413 ff.).

Die Bewegung schwoll durch den Aufschwung, den unmittelbar nach dem 70er Kriege Handel und Industrie nahmen, reißend an, weil viele Hunderte neuer Fabriken aus dem Boden schossen, Tausende und Abertausende von Männern aus der Landwirtschaft in die Fabriken strömten; der Rückschlag, der seit der zweiten Hälfte des Jahrs 1873 eintrat, machte eine Masse dieser Arbeiter brotlos, pflanzte Verbitterung und revolutionäre Gedanken in ihre Herzen und vergrößerte so die Zahl der mit der bestehenden Ordnung Zerfallnen. Im Jahr 1875 verschmolzen sich in Gotha die zwei bisher in der Sozialdemokratie vorhandnen Richtungen, die Anhänger Bebels und Liebknechts und die Lassalles, zur „Sozialistischen Arbeiterpartei“ und erlangten durch das den Massen überaus günstige allgemeine gleiche Wahlrecht schon bei den Wahlen zum Reichstag 1877 über 20 Sitze.

Eine indirekte Folge der durch die sozialdemokratische Presse geübten Aufhetzung des Volks gegen Staat und Gesellschaft war es, daß am 11. Mai 1878 der Klempnergeselle Max Hödel, der sich als Anarchist und Nihilist bezeichnete, einige Revolverschüsse auf den 81jährigen Kaiser Wilhelm abfeuerte. Er traf nicht. Aber am 2. Juni wiederholte Dr. Karl Ed. Nobiling (der sich dann durch sofortigen Selbstmord der Aussragung entzog) den Mordversuch mit besserem Erfolge: durch zwei Schrotschüsse brachte er dem von seinem Wagen aus das Volk freundlich grüßenden Kaiser etliche dreißig Wunden bei, so daß dieser sechs Monate lang durch den Kronprinzen im Amte vertreten werden mußte. Die Erbitterung über diese ruchlosen Thaten führte dazu, daß der neugewählte Reichstag im Oktober 1878 das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie annahm — freilich nicht, wie die Regierung gewollt hatte, für immer, sondern nur für 2½ Jahre; doch wurde es wiederholt verlängert (bis 30. September 1890; vgl. Bd. VII, S. 419). Durch dieses Gesetz wurden

Digitized by Google

sämtliche Vereine der Sozialdemokratie aufgelöst und ihre Zeitungen unterdrückt; allein in der Stille bestand die Organisation doch fort, und unter dem Aushängeschilde der Vertretung der Arbeiterinteressen erstanden auch wieder neue Zeitungen von sozialdemokratischer Richtung. Gleichwohl hat das Gesetz, das dem revolutionären Gebaren stramme Zügel anlegte, den Sozialdemokraten die Macht von Staat und Gesellschaft nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht und sie zu gesetzlicherm Verhalten erzogen; die Bewegung selbst freilich, die tiefe wirtschaftliche Ursachen hatte, unterdrückte es nicht und hat es gar nicht unterdrücken wollen.

Kaiser Wilhelm und Bismarck waren von vornherein von der Überzeugung durchdrungen, daß der zügelnden Gesetzgebung eine schaffende zur Seite gehen müsse, daß man die Wurzeln der Unzufriedenheit nur ausrotten könne durch Abstellung der berechtigten Beschwerden der Arbeiter, durch Fürsorge für die „Schutzlosen im Staate, damit sie auf der Heerstraße des Lebens nicht übergerannt und niedergetreten werden". Dem 1881 gewählten, in seiner Mehrheit ultramontanen und demokratischen Reichstage ging am 17. November die denkwürdige kaiserliche Botschaft zu, welche die Vornahme der Sozialreform als dringende Aufgabe des Staats bezeichnete; darin sprach der 84jährige Kaiser den Wunsch aus, bei seinem Hinscheiden „den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistands zu hinterlassen". Aus diesem Vorgehen der Regierung und dem verständnisvollen Entgegenkommen des Reichstags ging eine Reihe wohlthätiger Gesetze hervor, zuerst das über die Errichtung von Kassen für die Unterstützung kranker oder bei Unfällen beschädigter Arbeiter (1883 und 1884), dann das Gesetz über die Versicherung gegen Alter und Gebrechlichkeit (1889); endlich die Gesetze über Arbeiterschutz gegen rücksichtslose Ausnutzung der Zeit und Kraft der Arbeiter (1891), über die unbedingte Sonntagsruhe in der Industrie (1891) und die beschränkte im Handelsgewerbe (vom 1. Januar 1897 an). Durch eine Reihe von „Novellen" hat man in den letzten Jahren versucht, Mängel, die bei der Handhabung der Gesetze hervortraten, abzustellen.

Gegen den in dieser Gesetzgebung hervortretenden „Staatssozialismus" oder das „praktische Christentum" (Bismarck) kämpfte die 1884 aus der Fortschrittspartei und dem linken Flügel der Nationalliberalen gebildete „Deutschfreisinnige Partei", die der „Manchesterlehre" huldigte, wonach alles Eingreifen des Staats in wirtschaftliche Dinge nur schädlich wirkt und das Heil bloß vom „freien Spiele der Kräfte" kommt. Die Partei fand aber wenig Anklang und ging von mehr als 100 Abgeordneten auf 20—30 zurück. 1893 spaltete sie sich; Eugen Richters Anhang nennt sich „Freisinnige Volkspartei", während die gemäßigtere Minderheit die „Freisinnige Vereinigung" bildete.

Auch die Sozialdemokratie warf sich dem Staatssozialismus entgegen. Wenn er den Deutschfreisinnigen viel zu viel that, so that er den Sozialdemokraten viel zu wenig; eine Gesetzgebung, die täglich eine Million Mark für die Arbeiter aufbringt, der der französische Sozialdemokrat und Handelsminister Alexandre Millerand 1900 warme Anerkennung zollte, bezeichneten sie als „Almosenpolitik", während diese Gesetzgebung, die z. B. auch die Überweisung der aus dem Zolltarife von 1902 zu erwartenden Überschüsse an Arbeiterwitwen und -Waisen vertritt, doch grundsätzlich den Arbeitern nicht Gnade, sondern Rechte bietet. Die Sozialdemokratie wuchs, seit das Ausnahmegesetz mit dem 1. Oktober 1890 erloschen war, so mächtig an, daß sie 1898 2¼ Millionen Stimmen und 56 Abgeordnetensitze erlangte. Aber mit ihrer Ausbreitung über ein Viertel der Nation ging unaufhaltsam eine innere Veränderung vor, die sie aus einer Partei der gewaltsamen Revolution zu einer Partei der gesetzlich-friedlichen Evolution, der allmählichen Reform machen muß. Statt dem Phantasiegebilde des sozialistischen

Digitized by Google

„Zukunftsstaats" nachzujagen, wo es nur eine Klasse von Menschen gibt und der Himmel auf Erden versetzt ist, wenden sich die sozialdemokratischen Massen und ein Teil der Führer, so Ed. Bernstein (Bd. VII, S. 420) und Georg von Vollmar, einer Umgestaltung und Verbesserung der bestehenden Ordnung zu, die reichlich Raum auch für die „Enterbten" darbietet.

d) Die Erwerbung von Kolonien durch das Deutsche Reich.

In seinem Gedichte „Die Teilung der Erde" hat Friedrich Schiller vor hundert Jahren es beklagt, daß die Welt an die fremden Nationen weggegeben und dem Deutschen nur der Himmel übriggeblieben sei. So wenig aber eine Nation auf die Dauer ohne Ideale leben kann, so wenig und noch weniger ohne gesichertes Brot; und je mehr die deutsche Bevölkerung in raschem Anwachsen war (sie stieg innerhalb der drei Jahrzehnte 1871—1901 von 38 Millionen auf 56), desto notwendiger wurde es, für diese Menschenmengen, die auf die Dauer in der Landwirtschaft ihre Nahrung nicht finden können, anderweit Unterhalt zu beschaffen. So drängte alles auf die Bahn der industriellen Entwicklung. Um aber für die Industrie billige Rohstoffe zu gewinnen und für ihre Erzeugnisse, die der einheimische Markt nicht alle aufnehmen konnte, Absatz zu schaffen, bedurfte Deutschland nicht bloß gesicherter Handelsbeziehungen zu andern Ländern und einer genügend starken Kriegsflotte (S. 350), um jene Handelssicherheit nötigenfalls mit Waffengewalt aufrecht erhalten zu können (so im Dezember 1902 bis Februar 1903 gegen die Vereinigten Staaten von Venezuela unter ihrem Präsidenten Cipriano Castro), sondern es brauchte auch eigne überseeische Besitzungen als Stützpunkte für den Handel, als Kohlenstationen für seine Schiffe, als Einfallspforten in die der europäischen Kultur sich langsam erschließenden, bisher abgesperrten Teile der Erde, Afrika und Ostasien.

Fürst Bismarck hat diese auf Erwerb von Kolonien gerichtete Entwicklung wohl deshalb nicht beschleunigt, weil mit ihr auch die Möglichkeit von Streitigkeiten mit andern Völkern sich vermehrte und Deutschland ohnehin wegen des französischen Rachedurstes in Europa genugsam auf der Hut sein mußte; auch war er der Meinung, daß nur eine aus innern Gründen mit Notwendigkeit sich entfaltende Entwicklung Bürgschaften des Erfolgs und der Dauer in sich trage: Kolonien müßten „wild wachsen". Wo aber dies der Fall war, da griff er schließlich mit dem mächtigen Arme des Reichs helfend und schützend ein. So nahm er das Gebiet, das 1884 der Bremer Kaufmann Lüderitz an der Bucht Angra Pequena in Südwestafrika von den Hottentotten erwarb, am 24. April unter den Schutz des Reichs (Bd. III, S. 488); und von da ab folgten die Erwerbungen in rascher Reihenfolge, fast überall so, daß zunächst Handelsgesellschaften sich festsetzten und den Reichsschutz erlangten, nach einiger Zeit aber die Landeshoheit an das Reich unmittelbar überging. Der Reihe nach wurden so erworben 1884—99 Kamerun, Togo, Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika, das Kaiser-Wilhelms-Land auf Neuguinea, der Bismarck-Archipel, die Marshallinseln, die Karolinen und Marianen und von der Samoagruppe die beiden Hauptinseln Sawaii und Upolu. Der gesamte Kolonialbesitz umfaßte 1901 etwa 2,650,000 qkm mit mehr als 12 Millionen Einwohnern. Durch Verträge mit Frankreich, England, dem Kongostaat und den Vereinigten Staaten von Amerika sind die Grenzen möglichst genau festgestellt, und es ist so ein rechtlich unanfechtbarer Besitz gewonnen worden. Unter allen Gebieten gedeihen am meisten Togo und Kamerun; hinsichtlich der übrigen kann aber auch eine aufsteigende Entwicklung wahrgenommen werden, obschon das Privatkapital sowohl wie das Reich noch beträchtlich mehr werden wagen müssen, wenn die im Boden der Kolonien ungehoben liegenden Schätze ans Licht gefördert werden sollen.

Digitized by Google

e) Die chinesischen Wirren.

Seit Japan 1894—95 in einem über den maßgebenden Einfluß in Korea entbrannten Kriege Chinas Flotte am Yaluflusse vernichtet und im Frieden von S(ch)imonoseki die Abtretung von Formosa erzwungen hat, ohne jedoch gegenüber dem Zusammengehen Rußlands, Frankreichs und Deutschlands die wichtige Halbinsel von Liaotung und damit den Schlüssel zu Peking behaupten zu können (Bd. II, S. 52), seitdem ist die ostasiatische Frage aufgerollt, deren Schwierigkeit darin besteht, daß alle Großmächte sich ihren Anteil an dem aus China zu ziehenden Handelsgewinne sichern wollen, wobei aber die Interessen Rußlands auf der einen, Japans und Englands auf der andern Seite in scharfem Gegensatze stehen. Rußland als Grenznachbar Chinas kann am besten auf dessen Nordprovinzen die Hand legen; Japan aber darf dieses Emporwachsen Rußlands als nächstgelegner Staat nicht gleichgiltig ansehen, und Englands Interessen im Yangtsegebiete sind so groß, daß es auf Chinas Selbständigkeit alles Gewicht legen muß. An vierter Stelle kommt Deutschland, dessen Handel mit China fortwährend zunimmt; für Frankreich kommt nur der Süden des Riesenreichs in Betracht, an das die 1885 gewonnene französische Kolonie Tongking stößt (Bd. II, S. 518).

Die Ermordung deutscher katholischer Missionare in der Provinz Schantung gab dem Deutschen Reich im November 1897 Gelegenheit, in Kiautschou sich festzusetzen und im Januar 1898 hier ein Stück Land auf 99 Jahre von China zu pachten; die Stadt Tsingtau ist rasch zu großem Aufblühen gebracht worden. Darauf „pachtete" Rußland im Dezember 1897 den chinesischen Hafen Port Arthur, und im März 1898 that England das Gleiche mit dem (Port Arthur auf der Südseite des Golfs von Petschili gegenüberliegenden) Hafen von Weihaiwei (vgl. ebenda, S. 107). Eine Anzahl europäischer Gesellschaften erlangte von dem jungen Kaiser Kuang hsü, der, persönlich dem Fortschritte geneigt, dem Rate des reformfreundlichen Staatsmanns Li Hung tschang (1821—1901) folgte, die Erlaubnis zur Anlage von Eisenbahnlinien, die das Innere Chinas dem Verkehr erschließen sollen.

Dieses rasche Überfluten des so lange gegen das Ausland abgeschloßnen Reichs durch die Europäer erregte aber in dem zunächst betroffnen Nordchina eine nationale Reaktion. Es bildete sich der politische Verein der „Boxer", der sich die Vertreibung der Fremden zum Ziele setzte; die Boxer ermordeten im Jahr 1900 etwa 250 Europäer und 30,000 chinesische Christen, zum Teil unter scheußlichen Martern. Es ward als sicher angenommen, daß die Kaiserin-Witwe Tsze hsi das Beginnen der Boxer begünstige; sie ernannte den fremdenfeindlichen Prinzen Tuan zum Präsidenten des Tsungli Yamen, der die auswärtigen Angelegenheiten besorgenden Behörde. Am 12. Juni wurde der Sekretär der japanischen Botschaft, am 20. Juni der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler, dieser durch einen Soldaten der kaiserlichen Bannertruppen, Enhai, auf Weisung von oben her, meuchlerisch in den Straßen von Peking erschossen; und die übrigen Gesandten wurden samt ihren Familien fast zwei Monate lang durch Boxer und kaiserliche Truppen belagert und verdankten ihr Leben nur der Tapferkeit der rechtzeitig herbeigerufnen europäischen Schutzmannschaften und vielleicht dem Einwirken einiger fremdenfreundlichen Großwürdenträger.

Auf diese Nachrichten hin entsandte Kaiser Wilhelm II. eine Division Schlachtschiffe und etwa 25,000 Mann Freiwilliger nach China. Die andern Großmächte rüsteten ebenfalls beträchtliche Streitkräfte aus; um das so nötige Zusammenwirken dieser Truppen zu gewährleisten, wurde in der Person des 67jährigen deutschen Feldmarschalls Grafen Alfred Waldersee

Digitized by Google

ein gemeinsamer Oberbefehlshaber ernannt. Ehe dieser aber in China eintraf, ward durch etwa 20,000 Europäer, Amerikaner und Japaner Peking am 14. August erobert und das Leben der Belagerten gerettet; der kaiserliche Hof war nach der alten Residenz Singanfu entflohen. Waldersee hatte aber doch noch Gelegenheit, durch Säuberung der großen und volkreichen Provinz Petschili von Boxern und Räubern zur Klärung der Verhältnisse beizutragen und die Eintracht unter den Truppen von Mächten, deren Interessen in China zum Teile weit auseinanderliefen, durch taktvolles Auftreten zu erhalten. Öfters schien es, als ob es zwischen Rußland, das sich unter dem Vorwande, Ordnung stiften zu müssen, der Mandschurei bemächtigte, und England zum Zusammenstoße kommen müsse; Deutschland und England dagegen verständigten sich im Oktober 1900 dahin, daß sie in China der Erstrebung von Sondervorteilen sich enthalten und den Grundsatz der „offnen Thür" für alle zivilisierten Nationen zur Geltung bringen wollten. Schließlich verstand sich China dazu, durch besondere Sühnegesandtschaften Deutschland (4. September 1901 Prinz Tschun in Potsdam) und Japan für die vorgefallnen Mordthaten Genugthuung zu leisten; und in dem am 7. September unterzeichneten Friedensprotokoll versprach China die Zahlung von 1350 Millionen Mark Kriegskostenentschädigung an Deutschland, England, Frankreich, Italien, Japan, Österreich, Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika. Peking wurde darauf von den Verbündeten geräumt; der kaiserliche Hof kehrte im Dezember 1901 wieder in die Hauptstadt zurück. Am 30. Januar und im März 1902 verbündeten sich zuerst England und Japan (vgl. Bd. II, S. 53), dann Rußland und Frankreich zur Förderung ihrer Interessen in China und Korea, so daß im fernen Osten nunmehr zwei Bündnisse einander gegenüberstehen. Das Deutsche Reich unterhält zum Schutze seiner Angehörigen, gleich andern Mächten, vorerst noch eine Besatzung in Petschili; eine feste Garnison steht in Tsingtau.

f) Die einzelnen Staaten des Deutschen Reichs.

α) Preußen.

Der preußische Staat erhielt durch die gewaltigen Ereignisse von 1866 und 1870, die sein ganzes Gefüge veränderten und ihm neue große Aufgaben stellten, einen entscheidenden Anstoß zu innern Reformen; an die Stelle der Vollgewalt der Regierung und ihrer Beamten, die aus den Zeiten des Polizeistaats in die Verfassung von 1850 (S. 233) übernommen war, und an die Stelle der Bevorzugung des Grundadels mußten Einrichtungen der Selbstverwaltung des Volks treten. Beispielsweise hatte in den Landgemeinden der Gutsherr noch das Recht, den Schultheißen zu ernennen; der Landrat des Kreises wurde auf den Vorschlag der Rittergutsbesitzer, unter Beiseitelassung der andern Kreisinsassen, vom König ernannt; in den Provinziallandtagen hatte der Adel das Übergewicht.

Bereits am 27. November 1871 verpfändete der König in der Thronrede bei Eröffnung des Landtags sein Wort, daß seine Regierung eine neue Kreisordnung einbringen werde. Der Minister des Innern, Graf Friedrich zu Eulenburg (1815—81, Minister 1862—78), ließ sie sodann ungesäumt ausarbeiten und setzte sie, obwohl das Herrenhaus unter dem Einfluß aristokratischer Sonderinteressen sie zunächst ablehnte und auch Bismarck große Bedenken hatte, doch mit Hilfe der königlichen Ernennung von 25 neuen Herrenhausmitgliedern im Dezember 1872 durch; am 13. Dezember erteilte ihr der König seine Unterschrift. Sie galt zunächst nur für die fünf östlichen Provinzen: Preußen, Pommern, Brandenburg, Sachsen und Schlesien; in Posen verbot die Rücksicht auf die Stimmung der Polen die Gewährung voller

Digitized by Google

Selbstverwaltung an die Kreise. Nach dem neuen Gesetze wählen die Landgemeinden von nun an ihren Vorsteher selbst; nur den besondern Gutsbezirken steht der Gutsherr oder dessen von ihm ernannter Vertreter vor. Die Landgemeinden und die Stadtgemeinden, die unter 25,000 Einwohner zählen, werden jeweils als Kreis zusammengefaßt, dessen Geschäfte ein von allen ansässigen Kreisgenossen durch Wahlmänner, also indirekt, gewählter Kreistag von mindestens 25 Mitgliedern zu besorgen hat. Den Städten soll auf den Kreistagen höchstens die Hälfte der Stimmen, der Rest dem Land angehören. An der Spitze steht ein Landrat, den der König auf den Vorschlag des gesamten Kreistags ernennt; ein Kreisausschuß von sechs Mitgliedern ist dem Landrate zur Unterstützung beigegeben. Die Städte mit über 25,000 Seelen bilden besondere „Stadtkreise". Da die Kreisordnung sich sehr gut bewährte, so wurde sie 1885—89 auch auf die übrigen sechs Provinzen ausgedehnt; in Posen wurden aus dem erwähnten Grunde der Selbstverwaltung engere Grenzen gezogen.

Im Jahr 1875 wurden auch die Provinziallandtage reformiert; sie sollten künftig aus Abgeordneten der Kreistage und der (zwecks der Wahl zu einer gemeinsamen Sitzung zusammentretenden) städtischen Kollegien (Magistrate und Stadtverordneten) bestehen, sich mindestens alle zwei Jahre auf königliche Ladung hin versammeln und über alle Provinzialsachen beschließen, namentlich über Wegebauten, Bodenverbesserungen, gemeinnützige Anstalten, Landesbibliotheken, Denkmalpflege und Verwaltung der vom Staate den Provinzen durch das Dotationsgesetz überwiesenen Summen. Für die Verwaltung der Angelegenheiten der Provinzen sollte jeweils ein Provinzialausschuß von 7 bis 13 Personen mit einem Landesdirektor als dem Dienstvorgesetzten aller Provinzialbeamten gewählt werden. Diese gesamte Gesetzgebung ist dahin charakterisiert worden, daß sie die kommunale Selbständigkeit in einem Maße gewähre, wie es überhaupt möglich sei; von nun an gebe es kein Land in der Welt, das, soweit Gesetze dies vermögen, gleich viele Bürgschaften für die Herrschaft des Gesetzes und für die Wirksamkeit der Selbstverwaltung darbiete wie Preußen: die Aufgabe des Volks sei jetzt, zu diesen Gesetzen die Charaktere herbeizuschaffen, die ihnen Kraft und Leben geben.

Bismarck war aber sowohl durch das Vorgehen seiner Mitminister, die gegen seinen Willen jenen Pairsschub beim Könige durchgesetzt hatten, als auch durch die politische Kurzsichtigkeit der Konservativen, die im Herrenhause die Dinge aufs äußerste getrieben hatten, so verstimmt, daß er am 21. Dezember 1872 das Präsidium im preußischen Ministerium dem Kriegsminister Generalfeldmarschall Grafen Albrecht von Roon überließ und sich lediglich auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beschränkte. Bald aber erkannte er, daß diese Trennung des Reichskanzleramts vom preußischen Ministerpräsidium zu einer großen Erschwerung der Stellung des Reichskanzlers führe, und übernahm deshalb, als Roon wegen leidender Gesundheit am 9. November 1873 zurücktrat (gest. 23. Februar 1879), wieder das Ministerpräsidium, um es erst im März 1890 bei seinem Sturze selbst aufzugeben.

Der durch den Kultusminister Falk (S. 351) an die Spitze des preußischen evangelischen Oberkirchenrats gesetzte, liberal gesinnte Professor der Rechte Emil Herrmann arbeitete 1873 für die östlichen Provinzen eine evangelische Kirchenverfassung aus, welche die landesbischöfliche Gewalt des Königs einschränkte, indem sie den Gemeinden einen Kirchenvorstand, den Kreisen und Provinzen aber eine kirchliche Vertretung durch Synoden gab. 1876 ward dieses Verfassungswerk durch Errichtung einer Generalsynode für die acht alten Provinzen gekrönt, die aus 150 Abgeordneten der Provinzialsynoden, 30 vom König ernannten Mitgliedern und 6 Vertretern der Universitäten Königsberg, Greifswald, Breslau, Berlin, Halle und

Digitized by Google

Bonn bestand. Bei der ausgezeichneten Organisation der „positiven" oder orthodoxen Partei, die an der Mehrzahl der Geistlichen und der großen Gutsbesitzer zuverlässige Anhänger und Führer besaß, erlangte sie so ziemlich in allen Synoden: denen der Kreise, der Provinzen und in der Generalsynode, die Mehrheit. In den neuen Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau wurde an den bestehenden Landeskirchen nichts geändert; der Oberkirchenrat in Berlin blieb demgemäß die oberste Behörde nur für die Kirche der acht alten Provinzen. In jeder einzelnen Provinz steht einem Konsistorium und einem Generalsuperintendenten die Leitung der provinzialen kirchlichen Verhältnisse zu.

Sobald Bismarck nach dem französischen Krieg und der ersten Einrichtung des Reichs die Möglichkeit gewann, den Fragen des wirtschaftlichen Lebens größere Aufmerksamkeit zu widmen, bethätigte er auch hier denselben Geist weitschauender Staatskunst und kühnen Vorangehens, der sein übriges Wirken durchzieht. Wie er anläßlich der 1873 nach ein paar sehr fetten Jahren ausgebrochnen wirtschaftlichen Krisis von der Bahn des Freihandels, bei der Deutschland „zu verbluten drohte" (S. 349), 1879 in die des gemäßigten Schutzzolls einlenkte (was ihn ebenso den Liberalen entfremdete, wie dem Zentrum näherte), so suchte er 1876 beim preußischen Landtag um Vollmacht nach, alle *preußischen Staatsbahnen* geeigneten Falls *ans Reich zu verkaufen*; er hoffte so den Übergang aller deutschen Bahnen ans Reich und damit eine in großem Stile gehaltne einheitliche Eisenbahnpolitik zu ermöglichen. Der Antrag ging im Landtage durch und erlangte im Juni 1876 durch die königliche Unterschrift Gesetzeskraft, weswegen der bisherige Mitarbeiter Bismarcks, der Präsident des Reichskanzleramts Delbrück (S. 343), ein Gegner jeder Einmischung des Staats in wirtschaftliche Dinge, von seinem Amte zurücktrat. Die Mittelstaaten leisteten aber dem Gedanken der Vereinheitlichung aller deutschen Bahnen entschiednen Widerstand, weil sie von der Aufgabe ihrer Bahnen eine Gefahr für ihre Selbständigkeit fürchteten; und da Bismarck grundsätzlich es vermied, auf die Bundesgenossen ohne zwingende Not einen Druck auszuüben (S. 344), so *verzichtete* er auf den großen Gedanken und zog sich auf ein engeres Gebiet zurück, wo er nach seinem Ermessen vorgehen konnte.

Mit Hilfe des umsichtigen und thatkräftigen Albert *Maybach*, der 1878 an die Spitze des neuerrichteten Ministeriums der öffentlichen Arbeiten trat, wurden von 1880—85 alle größern *Privatbahnen*, deren es zusammen 49 gab, um eine Summe von etwa 5½ Milliarden Mark für den Staat *angekauft*, der 1878 nur 4800 km Eisenbahnen besaß, heute aber 34,000 hat. Der Besitz der Privatbahnen ist auf 1300 km zurückgegangen, und darunter sind die meisten rein örtliche Bahnen. Durch diese in großem Stile durchgeführte Verstaatlichung wurde das größte Bahnsystem mit einheitlicher Spitze in der ganzen Welt geschaffen und seine planmäßige Leitung ermöglicht; indem den 21 Eisenbahndirektionen, von denen eine durchschnittlich über 1600 km zu verwalten hat, eine große Selbständigkeit belassen wurde, entging man den Nachteilen allzu großer Zentralisation. Obwohl es der preußischen Bahnverwaltung an Tadlern nicht fehlte und ihr namentlich oft fiskalische Engherzigkeit vorgeworfen wurde, weil sie jährlich im Durchschnitt etwa 70 Millionen Mark Überschüsse erzielte, so sind doch die Erfolge dieser Verwaltung unleugbar. Die Überschüsse aber fanden wieder nutzbringende Verwendung; in einem Zeitraume, wo Frankreich 10 Millionen für Gehaltserhöhungen und Landesverbesserungen ausgab, wandte Preußen hierfür 200 Millionen auf. Im Jahr 1896 schloß das Großherzogtum *Hessen* (das einst auch als erster Mittelstaat dem Zollvereine beigetreten war; vgl. S. 157) wieder als erster Mittelstaat mit Preußen einen Vertrag über Errichtung einer *Eisenbahngemeinschaft*, vermöge deren die preußischen und hessischen

Digitized by Google

Staatsbahnen als ein Ganzes verwaltet werden sollten; Hessen entsendet ein Mitglied in die oberste Verwaltungsbehörde nach Berlin und erhält seinen Anteil an den Erträgen. Dieser belief sich jährlich auf etwa 2 Millionen Mark, womit eine Reihe lange zurückgestellter hessischer Staatsaufgaben, so die Aufbesserung der Beamtengehälter, ohne Inanspruchnahme der Steuerzahler gelöst werden konnte; überdies wurden die Zahl der Wagen und Züge beträchtlich vermehrt, die Fahrtaxen vermindert und die Gehälter sämtlicher Bahnbediensteten wesentlich erhöht.

Am 24. Juni 1890 wurde der Oberbürgermeister von Frankfurt, Johannes Miquel (19. Februar 1828 bis 8. September 1901; S. 306 und 349), durch das besondere Vertrauen des Königs an die Spitze des preußischen Finanzministeriums berufen und hatte es bis Anfang Mai 1901 inne; sein Freund Rudolf von Bennigsen hat ihn an seinem Grabe den größten preußischen Finanzminister des 19. Jahrhunderts nennen dürfen. Sein Hauptverdienst ist, daß er im Jahr 1891 das Steuerwesen völlig neu gestaltet hat; er richtete die Einkommensteuer auf dem Boden der unter Eid gestellten Selbstangabepflicht des Steuerzahlers über sein Einkommen ein, mit Abstufungen der Steuerleistung nach dem Vermögen, und zog außerdem das Vermögen aus Besitz zu einer Ergänzungssteuer heran. Dadurch wurde das Einkommen in seinem wirklichen Betrage von der Steuer erfaßt, während vorher die Reichern (vermöge der Einschätzung ihres Einkommens durch andre) zu wenig bezahlt hatten, und die Ärmern wurden in weitgehendem Maß entlastet; Einkommen unter 900 Mark blieben ganz steuerfrei. Der Bruttoertrag der Einkommensteuer belief sich nach der im Jahr 1892 durchgeführten Reform auf 125, der der Vermögenssteuer auf 32 Millionen Mark; der Nettoertrag beider Steuern betrug 140 Millionen, d. h. ein volles Viertel des damaligen Verwaltungsbedarfs des Staats. Im Anschluß an diese Reform der Staatssteuern setzte Miquel auch eine neue Gemeindebesteuerung im Landtage durch.

Während Miquel durch die Steuerreform seinem Namen in der preußischen Geschichte einen verdienten Nachruhm gesichert hat, so war er nicht so glücklich mit seinem Plane (S. 349), die Finanzen des Reichs und die der Einzelstaaten je auf gesonderten Grundlagen aufzubauen und störende Einwirkungen des Reichs (durch Matrikularforderungen) auf den Haushalt der Bundesstaaten abzuschneiden. Ebenso scheiterte bisher der vom Kaiser selbst lebhaft gewünschte Bau eines großen Kanalnetzes vom Rheine zur Weser und Elbe, wodurch eine Entlastung der stark in Anspruch genommnen Eisenbahnen des östlichen Rheinlands und Westfalens erzielt werden sollte. Zwar wurde vom Abgeordnetenhause 1886 der Kanal von Dortmund an der Ruhr bis zur Ems genehmigt; aber die Kanäle von Dortmund zum Rhein und der große „Mittellandkanal" von der Ems zur Weser und weiterhin zur Elbe erregten sowohl bei den Vertretern der Landwirtschaft unter den Konservativen und im Zentrum, die ein weiteres Anwachsen der Zufuhr des überseeischen Getreides davon befürchteten, als auch bei den schlesischen Industriellen, die einen erleichterten Wettbewerb der Industrie des Westens dadurch erwarteten, große Bedenken, und am 17. August 1899 lehnte das Abgeordnetenhaus die Vorlage mit 228 gegen 126 Stimmen ab. Eine umgearbeitete Vorlage, die im Jahr 1901 eingebracht wurde, stieß ebenfalls auf so entschiedne Abneigung, daß die Regierung im Mai den Landtag, dessen Beratungen doch unfruchtbar bleiben mußten, plötzlich schloß.

β) Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden.

In Bayern leitete unter König Ludwig II. (geb. 1845) die Geschäfte der Minister Lutz (S. 352), der in scharfem Gegensatze zu den Ultramontanen stand, die auch die ausgesprochne

Digitized by Google

Abneigung des Königs genossen. Ludwig II. zog sich aber mehr und mehr von der Öffentlichkeit zurück und spann sich in ein der Musik und der Baukunst gewidmetes Traumleben ein, worüber durch die ungeheuern Auslagen für die „Königsschlösser" die Zivilliste in völlige Verwirrung geriet. Schließlich mußte er unter Vormundschaft gestellt werden; um sich ihr zu entziehen, ertränkte er sich und den ihn begleitenden Irrenarzt Bernhard von Gudden bei Berg im Starnberger See am 13. Juni 1886. Da sein (1848 geborner) Bruder Otto auch längst in Geisteskrankheit versunken war, so übernahm dessen Oheim, Prinz Luitpold (geb. 1821, zweiter Sohn Ludwigs I.), als Prinz-Regent die Regierung. Er berief das liberale Ministerium im Amte; doch erlangten die Ultramontanen allmählich mehr und mehr wieder Einfluß: seit 1899 hatten sie auch eine kleine Mehrheit in der Zweiten Kammer. Den Altkatholiken wurde im März 1891 auf Drängen der römisch-katholischen Bischöfe vom Staate die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche aberkannt und ihnen nur die Rechte einer Privatkirchengenossenschaft gewährt. Am 18. Februar 1903 ward der gemäßigtliberale Ministerpräsident Graf F. A. E. G. C. K. von Crailsheim (seit 31. Mai 1890) zum Rücktritt gezwungen.

In Sachsen starb König Johann am 29. Oktober 1873; auf ihn folgte sein aus den Kriegen von 1866 und 1870—71 berühmter, tüchtiger und deutsch gesinnter Sohn Albert. Um dem Reichseisenbahnplane zuvorzukommen, kaufte der sächsische Staat bereits Mitte der siebziger Jahre nach und nach sämtliche Privatbahnen Sachsens auf; 1894 und 1901 erfuhr das Klassen- und Einkommensteuergesetz vom Jahr 1873 eine zeitgemäße Reform. Bei dem Zunehmen der Sozialdemokratie, die von 80 Landtagswahlkreisen 1891/92 schon 11, 1895 sogar 14 eroberte, entschlossen sich — trotz gut begründeten Einspruchs sozialgerichteter Gebilden — die Regierung und die seit 1880 unter der Herrschaft der Konservativen stehenden Stände 1896, das 1868 eingeführte allgemeine gleiche Wahlrecht durch ein Dreiklassenwahlrecht zu ersetzen, das die dritte Vermögens- und Wählerklasse durch die zwei obern Klassen völlig matt setzte. Im Jahr 1897 verloren die Sozialdemokraten denn auch daraufhin 6 Sitze auf einmal; von 1901 an saß kein Sozialdemokrat mehr im Landtage. Seit dem am 19. Juni 1902 in Sibyllenort erfolgten Tode König Alberts herrscht sein (1832 geborner) Bruder Georg.

In Württemberg war unter der Regierung König Karls I. (1864—91, geb. 1823) die „deutsche Partei", welche die Nationalliberalen und Freikonservativen in sich vereinigte, im Landtage maßgebend, und der Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht (S. 344) leitete die Staatsgeschäfte im Einvernehmen mit dieser Partei in durchaus reichstreuem Sinn. Im Jahr 1891 folgte auf Karl I. dessen Vetter Wilhelm II. (geb. 1848), der den französischen Krieg mitgemacht hat und Pflichtgefühl, Wohlwollen und zuverlässige nationale Gesinnung bethätigt. Am 1. Dezember 1893 vereinbarte er im Jagdschlosse Bebenhausen bei Tübingen mit dem Kaiser die Aufstellung einer gemeinsamen Altersliste für die preußischen und württembergischen Offiziere. Bei den Landtagswahlen von 1895 erlangten die Demokraten der „Deutschen Volkspartei" und das soeben in Württemberg gegründete Zentrum zusammen die Mehrheit, und jene Partei nahm den Präsidentensitz der Zweiten Kammer ein. Mittnacht bequemte sich nun den Forderungen der Demokratie an; aber weder die Verfassungsreform, welche die Bevorrechteten („Ritter und Prälaten") aus der Zweiten Kammer entfernen sollte, noch die Steuerreform, durch die eine ergänzende Einkommensteuer eingeführt werden sollte, noch das Gesetz über die Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher gelangten über die parlamentarischen Klippen hinweg. Ende 1901 verzichtete Württemberg unter Festhaltung seiner Posthoheit (S. 344) auf seine besondere Briefmarke; vom 1. April 1902 an bestand für das ganze Reich, außer Bayern,

Digitized by Google

eine einheitliche Marke. Seit 1900 kam eine Bewegung auf Abschluß einer Eisenbahngemeinschaft mit Preußen-Hessen in Gang, da die Rente der Staatsbahnen kaum noch 3 Prozent betrug; die ultramontan-demokratische Mehrheit der Zweiten Kammer widerstrebte aber vorläufig einem solchen Schritte.

In Baden herrscht seit 1852 Großherzog Friedrich I. (geb. 1826), der Schwiegersohn Kaiser Wilhelms I., ein durchaus national und liberal gesinnter und pflichttreuer Fürst. Der scharfe Gegensatz zwischen dem Staat und der katholischen Kirche führte 1876 unter dem Ministerium Julius Jolly (Februar 1868 bis Oktober 1876) zur Einführung konfessionell gemischter Volksschulen. Seit 1881 trat allmählich ein Nachlaß der bestehenden Spannung ein; das Zentrum verfolgte aber die Absicht, die herrschende nationalliberale Partei im Landtage mit Hilfe der Demokratie in die Minderheit zu drängen, unentwegt weiter, drückte 1891 die Mehrheit der Gegner auf eine Stimme herab und gelangte 1893 völlig ans Ziel. Am 27. Juni 1901 trat eine Veränderung des Ministeriums in konservativem Sinn ein, indem statt des greisen Liberalen Wilh. Nokk (gest. 13. Februar 1903) Arthur Brauer Ministerpräsident und Alexander Dusch Kultusminister wurde; dieser zeigte die Neigung, den Wunsch der bischöflichen Kurie in Freiburg und des Zentrums nach Zulassung von Männerklöstern zu erfüllen, indem er dadurch der versöhnlichern Richtung im Zentrum die Oberhand zu verschaffen hoffte.

γ) Die Reichslande.

In Elsaß-Lothringen wurde durch das Reichsgesetz vom 9. Juni 1871 die Ausübung der Staatsgewalt dem Kaiser übertragen; es wurde damit „Reichsland", insofern die Staatsgewalt, die in den sonstigen deutschen Gebieten einen von der Reichsgewalt gesonderten Träger hat, hier mit der Reichsgewalt zusammenfällt. Minister für das Reichsland war der Reichskanzler; die Regierung des Lands leitete 1871—79 der zum Oberpräsidenten ernannte tüchtige und umsichtige Eduard von Möller. Kraft § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 stand ihm das Recht zu, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle ihm notwendig erscheinenden Maßregeln zu treffen, äußersten Falls selbst die Truppen zur Aufrechthaltung der Sicherheit des Lands heranzuziehen. Die schwierige Stimmung der Elsaß-Lothringer, unter denen namentlich die „Notabeln", d. h. die Fabrikanten, Großgrundbesitzer, Ärzte und Notare, ganz verwelscht waren, machte diesen „Diktaturparagraphen" lange Zeit notwendig. Am 1. Januar 1874 trat in Elsaß-Lothringen die Reichsverfassung ins Leben; die 15 zum Reichstage gewählten Abgeordneten gehörten aber fast alle den „Protestlern" an, welche die Losreißung von Frankreich als Gewaltakt verdammten.

Allmählich gewannen aber die sogenannten Autonomisten mehr und mehr an Boden, welche die Einverleibung in Deutschland als eine nicht zu ändernde Thatsache hinnahmen, dem Land aber möglichste Selbständigkeit und provinziales Sonderleben erringen wollten. Bismarck hielt es für klug, die Bewegung zu fördern und die Elsaß-Lothringer auf diesem Umwege zu guten Deutschen zu machen. Er gewährte dem Land im Oktober 1874 eine zunächst beratende, seit 1877 aber beschließende Volksvertretung, den Landesausschuß, der 58 Mitglieder zählt: 34 wählen die drei Bezirkstage von Ober- und Unterelsaß und Lothringen, 20 die 20 Landkreise, 4 die Städte Kolmar, Metz, Mülhausen und Straßburg. Das allgemeine gleiche Wahlrecht ward für den Landesausschuß nicht angewandt, weil es nur dazu gedient hätte, die deutschfeindliche klerikale Partei zur Herrin des Landesausschusses zu machen; das beschränkte Wahlrecht gab aber den Notabeln das Heft in die Hand.

Digitized by Google

Am 4. Juli 1879 gewährte das Reich dem Reichslande die sehnlichst gewünschte Selbstverwaltung; statt des Oberpräsidenten sollte künftig ein kaiserlicher Statthalter das Land regieren; diesem wurden für die Geschäfte ein Staatssekretär und vier Unterstaatssekretäre, alle vom Kaiser zu ernennen, unterstellt. Der Reichskanzler hörte damit auf, Minister für das Reichsland zu sein; Elsaß-Lothringen durfte drei beratende Vertreter in den Bundesrat entsenden, der damit auf 61 Mitglieder anwuchs. Die Würde des Statthalters bekleidete von 1879 bis 1885 der frühere Feldmarschall Edwin von Manteuffel (S. 342), der den Notabeln gegenüber eine verhängnisvolle Schwäche bewies. Auf ihn folgte Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst (vgl. S. 310 und 321 f.; bis dahin Botschafter in Paris), dessen vornehme und ruhige Art die Verhältnisse einigermaßen besserte. Als der Fürst 1894 den Reichskanzlerposten übernahm, ging die Statthalterschaft auf den Oheim der Kaiserin, Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg, über.

Das Ergebnis der ersten 30 Jahre der Zugehörigkeit des Reichslands zum Reich ist, billig geurteilt, nicht unbefriedigend: die Elsaß-Lothringer haben sich allmählich leidlich in die neue Lage gefunden: die Protestpartei als solche ist verschwunden, und wenn das Land noch nicht im vollen Sinne deutsch geworden ist, so ist es doch auch nicht mehr französisch. Die Gründe der langsamen Entwicklung liegen am Tage: Fäden, die fast zwei Jahrhunderte hindurch abgerissen waren, knüpfen sich nur allmählich wieder an, und das Jahr 1870, das für uns die größte und herrlichste Erinnerung ist, bedeutet für Elsaß-Lothringen ein Jahr der Niederlage und Vergewaltigung, dessen segensreiche Bedeutung sich dem Volke nur langsam erschließt. Im Juni 1902 war man aber so weit, daß im Vertrauen auf die erstarkte reichsfreundliche Gesinnung der Bevölkerung der Diktaturparagraph aufgehoben wurde; die Elsaß-Lothringer wurden aus Deutschen „zweiter Klasse" nun auch Deutsche „erster Klasse".

δ) Hessen-Darmstadt und die andern deutschen Bundesstaaten.

Im Großherzogtum Hessen-Darmstadt starb am 13. Juni 1877 der Großherzog Ludwig III. (1848—77), der ebenso unfähig wie auf seine Souveränetät eingebildet gewesen war. Unter seinem Neffen Ludwig IV. (1877—92), der mit Alice, einer Tochter der Königin Viktoria von Großbritannien, vermählt war und im französischen Kriege die 25. Division befehligt hatte, wurde der längere Zeit währende Streit mit der katholischen Kirche 1887/88 beigelegt. Sein Sohn Ernst Ludwig (geb. 1868) schloß 1896 den Eisenbahnvertrag mit Preußen (S. 360).

In Braunschweig erlosch am 18. Oktober 1884 durch das Ableben Herzog Wilhelms die regierende Linie, und da der nächstberechtigte Erbe, Herzog Ernst August von Cumberland, der Sohn des vertriebnen und 1878 verstorbnen Königs Georg V. von Hannover (S. 301), mit Preußen keinen Frieden gemacht hatte, so wurde vom Bundesrate Prinz Albrecht von Preußen (geb. 1837), ein Neffe Kaiser Wilhelms I., als Regent eingesetzt. Die Zinsen des Welfenfonds (S. 303) wurden aber 1892 dem Herzoge von Cumberland überwiesen. In Mecklenburg-Schwerin starb am 15. April 1883 Großherzog Friedrich Franz II., der 1870 in Frankreich mit Auszeichnung befehligt hatte (S. 340), und in Sachsen-Koburg und Gotha am 22. August 1893 Herzog Ernst II., der 1849 bei Eckernförde mitgekämpft (vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 204) und schon 1860 durch einen Militärvertrag mit Preußen der angestrebten Einheit Opfer gebracht hatte. In Lippe-Detmold hinterließ Fürst Woldemar bei seinem Abscheiden am 20. März 1895 ein Testament, wonach für seinen geisteskranken Bruder, den Prinzen Alexander, der Prinz Adolf von Schaumburg, der Schwager

Digitized by Google

des Kaisers, die Regentschaft führen solle. Hiergegen erhob aber Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld Einspruch; und durch Urteil eines Schiedsgerichts, worin König Albert von Sachsen den Vorsitz über 6 Mitglieder des Reichsgerichts führte, wurde im Juli 1897 Graf Ernst in die Regentschaft eingesetzt. In Oldenburg starb am 13. Juni 1900 Großherzog Peter, einer der wärmsten Anhänger der nationalen Einheit, und in Sachsen-Weimar-Eisenach am 5. Januar 1901 Großherzog Karl Alexander, einer der letzten Augenzeugen der großen Weimarer Zeit, der noch Goethe gesehen und seines Geistes einen Hauch verspürt hatte.

B. Österreich-Ungarn.

a) Österreich.

Obwohl in Österreich das deutschliberale Bürgerministerium Herbst-Giskra (S. 315) schon Anfang 1870 zum Teile wegen innrer Zerklüftung zurücktrat, so blieb doch hier die auf die Deutsch-Liberalen gestützte „Verfassungspartei" bis 1879 am Ruder; an der Spitze des liberalen Kabinetts stand 1871—79 Fürst Adolf Auersperg. Die Tschechen, welche die Verfassung von 1861 nicht anerkannten, blieben dem Reichsrate fern und machten aus ihrer Hinneigung zu Rußland als slawischer Vormacht kein Hehl. Dadurch wurde die Stellung der Verfassungspartei allmählich erschüttert; und als sie sich Anfang Oktober 1878 der Besitznahme Bosniens und der Herzegowina durch Österreich widersetzte, verlor sie vollends den Boden bei dem Kaiser Franz Joseph, der in dieser Besitznahme ein Lebensinteresse der Monarchie erkannte, die sich auf der Balkanhalbinsel gegenüber dem Vordringen des russischen Einflusses eine vorteilhaftere Stellung sichern mußte. Am 12. August 1879 berief der Kaiser das Ministerium des Grafen Eduard Taaffe, das die sogenannte Versöhnung der Nationalitäten durch Gewährung gleichen Rechts an alle sich zum Ziele setzte; er verstieß aber dadurch gegen die bisher führende Stellung der Deutschen und stützte sich thatsächlich auf die Slawen sowie auf die mit diesen verbündeten deutschen Klerikalen und den Feudaladel (namentlich den böhmischen). Nunmehr traten die Tschechen, bei denen die konservativen Alttschechen allmählich durch die sich radikaler gebärdenden Jungtschechen verdrängt wurden, in den Reichsrat ein und rissen in der Prager Landtagsstube die Herrschaft an sich, infolgedessen sie unter anderm die Trennung der uralten deutschen Hochschule zu Prag in eine deutsche und eine tschechische durchsetzten. Die Deutschen traten ihrerseits eine Zeitlang aus dem Landtag aus. Mehr und mehr gewannen bei ihnen statt der liberalen Verfassungspartei, die das Interesse des österreichischen Staats über die Nationalität setzte, die radikaleren Richtungen der „deutschen Volkspartei" und der nur deutschnationale Interessen verfolgenden „Alldeutschen" unter den schneidigen Führern Georg Ritter von Schönerer, K. M. Iro und Karl Wolf die Oberhand; die beiden letztern Richtungen waren zugleich scharf antisemitisch, während die liberale Verfassungspartei stark mit Juden durchsetzt war. Taaffe kam am 11. November 1893 zu Falle, weil er das allgemeine gleiche Wahlrecht einführen wollte, was die Polen, Konservativen und Liberalen parlamentarisch sehr geschwächt hätte.

Nach einem Versuche, mit dem „Koalitionsministerium" des Fürsten Alfred Windisch-Graetz zu regieren (bis zum 16. Juni 1895), ergriff am 29. September 1895 der polnische Graf Kasimir Badeni die Zügel der Regierung. Er räumte 1896 dem allgemeinen Wahlrechte die Wahl von 72 Abgeordneten (neben 353 Vertretern des beschränkten Stimmrechts) ein, führte im allgemeinen aber ein slawisch-klerikal-feudales Regiment und stürzte durch seine Sprachenverordnungen vom 5. April 1897, kraft deren alle Beamte in Böhmen und Mähren

Digitized by Google

von 1901 ab sowohl der tschechischen als auch der deutschen Sprache mächtig sein sollten, die ganze österreichische Monarchie in die wildeste Verwirrung. Denn um die von der Sprachenverordnung drohende Tschechisierung der Beamtenschaft und schließlich der Deutschen überhaupt zu verhindern, griffen die Deutschen im Reichsrate zur rücksichtslosen Verhinderung aller parlamentarischen Arbeit („Obstruktion") und erzwangen am 28. November 1897 die Entlassung Badenis und die Zurücknahme der Verordnungen.

Aber die Leidenschaften waren damit nicht beschwichtigt: die Tschechen forderten die Herstellung der Verordnungen, die nur gleiches Recht für alle hätten schaffen wollen; die Deutschen aber verlangten gesetzliche Feststellung des Charakters der deutschen Sprache als der Staatssprache. Durch diesen unüberbrückbaren Gegensatz wurde der Reichsrat vier volle Jahre völlig lahmgelegt, da bald die Deutschen, bald die Tschechen „obstruierten", indem sie durch endlose Reden und Anträge das Fortschreiten der gesetzgeberischen Arbeit verhinderten. Die deutsche Verfassungspartei geriet immer mehr ins Hintertreffen; Wien wurde ihr durch die katholische „christlich-soziale" Partei unter ihrem Führer Karl Lueger entrissen, den der Kaiser sogar als Bürgermeister bestätigte (April 1897), und die „alldeutsche" Fraktion schwoll bei den Reichsratswahlen von 1900 von 5 auf 21 Abgeordnete an. Während die katholische Geistlichkeit mit den Slawen liebängelte, begann 1898 unter der katholischen deutschen Bevölkerung Böhmens und der Alpenländer eine unter dem Schlachtrufe „Los von Rom!" vorgehende Bewegung, die zur Bildung zahlreicher evangelischer oder altkatholischer Gemeinden in bisher rein katholischen Gegenden geführt hat und noch im Wachsen ist. Da die Unfruchtbarkeit des Reichsrats schließlich von den Wählerschaften, deren wirtschaftliche Interessen unbefriedigt blieben, unliebsam empfunden wurde, so gelang es 1901 dem Minister Ernst von Koerber (seit 19. Januar 1900) durch die Berufung an die materiellen Interessen, den Bann der Obstruktion zu brechen und den neu gewählten Reichstag wieder arbeitsfähig zu machen. Für Eisenbahnen und Kanäle wurden sodann über 700 Millionen Kronen bewilligt, und im Mai 1902 kam zum ersten Male wieder seit fünf Jahren ein Gesetz über den Staatshaushalt zu stande.

b) Ungarn.

Ungarn stand mit Cisleithanien seit 1867 in einem jeweils auf zehn Jahre geschloßnen Vertragsverhältnisse (S. 313), das 1877 und 1887 erneuert wurde. Die dritte Erneuerung aber stieß auf große Schwierigkeiten, da Cisleithanien die Erhöhung des von Ungarn an den gemeinsamen Ausgaben zu zahlenden Anteils von 30 Prozent verlangte und die Arbeitsunfähigkeit des Reichsrats von 1897—1901 sich auch auf dieses Gebiet ausdehnte. So wurde der Ausgleich 1897 vorerst durch kaiserlich-königliche Notverordnung weiter erstreckt. Die herrschende Partei war ununterbrochen die von Deák (S. 312) gegründete liberale; 1894 setzte sie trotz des Widerstands der Krone und der Magnatentafel (Oberhaus) die Zivilehe, die Möglichkeit der Konfessionslosigkeit und die Anerkennung der mosaischen Religionsgemeinschaft durch. Die Feier des tausendjährigen Bestands der ungarischen Nation 1896 gestaltete sich sehr glänzend. Ungarns Deutsche, Rumänen und Serben hatten freilich über gewaltsame Unterdrückung ihrer Nationalität zu klagen; so wurden 1898 alle nicht magyarischen Ortsnamen mittels Staatsgesetzes durch magyarische ersetzt, und bei den Wahlen wendete das am 14. Januar 1895 gebildete Ministerium Desiderius Bánffy alle Mittel der Einschüchterung und Fälschung der öffentlichen Meinung an. Der am 26. Februar 1899 erzwungne Kabinettswechsel, der das Ministerium Kolomans von Széll ans Ruder brachte, führte einige Wendung zum Bessern

Digitized by Google

herbei; die Wahlen von 1901 vollzogen sich erstmals ohne Vergewaltigungen. Ein Gesetz, das die Vereinigung des Abgeordnetenmandats mit dem Vorsitze von Banken verbot, diente ebenfalls der Gesundung der öffentlichen Verhältnisse. Széll brachte am 10. Juni 1899 auch eine vorläufige Vereinbarung mit Österreich über den Ausgleich zu stande, wonach dieser bis 1907 erstreckt wurde; die ungarische Quote ward dabei auf 34,4 erhöht. Am 31. Dezember 1902 vereinbarten beide Regierungen den Ausgleich untereinander endgültig; zur ordnungsmäßigen Verabschiedung in den Parlamenten ist es indessen noch nicht gekommen.

C. Großbritannien.

Englands Wahlreform von 1867, die allen Hausbewohnern und allen Inhabern entsprechender Mietswohnungen in den Städten das Wahlrecht zum Unterhause verliehen hatte (S. 316), wurde 1884 auch auf das platte Land ausgedehnt und damit das Unterhaus aus einer ursprünglich aristokratischen Körperschaft immer mehr demokratisiert. Über ein Jahrzehnt lang beherrschte die irische Frage die gesamte englische Politik. Ihr Wesen war, daß die Masse der irischen Landbevölkerung seit der angelsächsischen Eroberung im 12. Jahrhundert des Eigentums an Grund und Boden verlustig gegangen war und in der Stellung hart gedrückter Pächter den Acker bebaute, der etwa 10,000 „Landlords" gehört (vgl. Bd. VII, S. 396). Zu diesem sozialen Mißstande kam noch der nationale Gegensatz zwischen Iren und Engländern und drittens der religiöse, da die Iren fast alle katholisch, nur die eingewanderten Angelsachsen und der Norden (Provinz Ulster mit Belfast) evangelisch sind. Das whiggistische Kabinett Gladstone setzte 1881 ein Landgesetz durch, das die Pächter gegen zu hohen Pacht und willkürliche Ausweisung durch die Grundherren schützte (ebenda, S. 398). Allein die Iren waren damit nicht zufrieden; von Ch. Parnell geführt, forderten sie für die bisherigen Pächter das volle Eigentumsrecht an Grund und Boden und überdies home rule, d. h. die Selbstregierung der Insel und ein eignes Parlament in Dublin. Gladstone entschloß sich zu dem Wagnis, ihnen diese Forderung zu gewähren; allein am 7. Juni 1886 unterlag er wegen der Abneigung des eigentlichen Englands gegen home rule bei den Wahlen zum Unterhause gegen die Tories und die von seiner Partei abgefallnen liberalen Unionisten. Als sich 1892 das Wahlglück ihm wieder zugewandt hatte, scheiterte seine Vorlage im September 1893 an dem Widerstande des Hauses der Lords, hinter denen auch diesmal die Mehrheit der englischen Wähler stand, während Schottland für die irischen Wünsche eintrat.

Im Juli 1895 erfochten sodann die Tories und liberalen Unionisten einen so gewaltigen Wahlsieg, daß sich das konservativ-unionistische Ministerium des Marquis Rob. Arth. Talbot von Salisbury auf eine Mehrheit von 411 Abgeordneten gegen 254 liberale und irische Stimmen stützen konnte. Die Aussichten auf home rule für Irland waren damit vernichtet; um so grimmiger ward aber der Haß der Iren, und jede gegen Sulu, Buren und indische Afridi erlittne Niederlage englischer Truppen ward in Irland als ein Schlag gegen den „länderverzehrenden Santherib" mit lautem Jubel begrüßt. Die Seele des Kabinetts ward mehr und mehr der liberal-unionistische Staatssekretär der Kolonien, Joseph Chamberlain (geb. 8. Juli 1836). Er war das eigentliche Haupt der auf den engsten Zusammenschluß des Mutterlands mit seinen Kolonien gerichteten „imperialistischen" Bewegung, deren Losungswort das „Greater Britain!" an Stelle des „Great Britain" ist.

Dieser Politik standen in Südafrika die beiden Freistaaten im Wege, die durch Auswanderung holländischer Buren (vgl. Bd. III, S. 497) aus der Kapkolonie entstanden waren: der

Digitized by Google

Oranje-Freistaat (11. März 1854) und die Südafrikanische Republik („Transvaal"; 13. Februar 1858). Schon am 12. April 1877 legte England seine Hand auf Transvaal, mußte aber nach der Niederlage seiner Truppen unter Sir George Colley am Majubaberge (27. Februar 1881) am 3. August die Unabhängigkeit des Lands wieder anerkennen. Allmählich aber erwachte in England das Bestreben, ganz Afrika vom Kap bis zur Nilmündung unter seine Botmäßigkeit zu bringen. 1879 bereitete der kriegerische König der Sulukaffern, Ketschwayo (Bd. III, S. 432), an der Spitze seiner 20,000 Krieger dem englischen Heere von 15,000 Mann unter Baron Fr. Aug. Thesiger von Chelmsford anfangs schweres Mißgeschick. Bei Isandhlwana (Isandula) am Tugela ward eine Abteilung des 24. Regiments am 22. Januar 1879 niedergemetzelt: 500 Mann und 60 Offiziere kamen um; die Fahne des Regiments und zwei Kanonen fielen in die Hände der Schwarzen. Am 1. Juni fand auch Prinz Ludwig Napoleon, der ernste und tüchtige Sohn Napoleons III., in einem Hinterhalt einen frühen Tod. Schließlich wurde aber Ketschwayo am 4. Juli 1879 in Ulundi durch die überlegne europäische Kriegskunst überwältigt; sein Land ward unter 13 Häuptlinge verteilt, 1882 aber wieder unter Ketschwayos Sohn Dinisulu vereinigt.

1882 benutzte England den Aufstand, den die nationale Partei in Ägypten unter Arabi Pascha gegen den von den Europäern gegängelten Khedive Tewfik Pascha (1879—92; vgl. Bd. III, S. 697) unternahm, um sich nach der Beschießung Alexandrias durch die englische Flotte und nach der Niederlage Arabis durch Sir Garnet Wolseley bei Tel el-Kebir 1882 thatsächlich des Lands zu bemächtigen, dessen rechtlich unter dem Sultane stehender Vizekönig seit 1892 Tewfiks Sohn Abbas II. Hilmi ist. Im Sudân erhob sich aber gegen die Ungläubigen, die ein muselmännisches Land besetzten, eine fanatische religiöse Bewegung, an deren Spitze der „Mahdi" Mohammed Ahmed trat (Bd. III, S. 549); er eroberte am 26. Januar 1885 das von dem englischen General Gordon heldenmütig verteidigte Khartum, wobei Gordon selbst den Tod fand. Der Nachfolger des Mahdi aber, Chalifa Abdullahi (ebenda, S. 552), wurde am 2. September 1898 von dem zum Sirdar (Oberfeldherrn) des ägyptischen Heers ernannten englischen General Kitchener bei Omdurman völlig geschlagen und am 24. November 1899 getötet (ebenda, S. 556). Durch einen Vertrag zwischen England und Ägypten wurde der östliche Sudân unter Kitchener als Statthalter gestellt, nachdem Frankreich, in dessen Auftrage Kapitän J. B. Marchand Faschoda am Nil besetzt hatte, im Oktober 1898 durch Kriegsdrohungen zu einem unrühmlichen Rückzug aus dem Nilthale gebracht worden war. Der Vertrag vom 21. März 1899 überließ dafür den Westen des Sudâns (Wadaï und Kanem) in der Hauptsache den Franzosen.

Nunmehr ging Chamberlain mit allem Nachdruck an die Erreichung des Ziels, Afrika vom Nil bis zum Kap englisch zu machen. Nachdem der Überfall Jamesons in Transvaal (Bd. III, S. 504) am 1. Januar 1896 fehlgeschlagen war, forderte Chamberlain im Juni 1899, daß die Republik allen „Uitlanders" (Ausländern, die der Goldminen von Johannesburg wegen massenhaft ins Land geströmt waren) nach fünfjährigem Aufenthalte das volle Bürgerrecht gewähren sollte, wodurch die Gefahr entstand, daß die Buren selbst schließlich von den Neubürgern überstimmt werden konnten. Außerdem erhob Chamberlain den Anspruch auf englische Oberhoheit über Transvaal, indem er die Pretoria-Konvention von 1881 willkürlich auslegte. Die erstere Forderung hätte Krüger noch zugestanden, die Erfüllung der zweiten war für ihn unmöglich; und da England unaufhörlich Truppen nach dem Kap sandte, so stellten Transvaal und die mit ihm verbündete, von dem trefflichen Präsidenten Martin Steijn

Digitized by Google

geleitete Oranje-Republik am 9. Oktober 1899 an England das Ultimatum, daß es seine Truppen aus Südafrika zurückziehe. Als dies abgelehnt war, brach der Krieg aus. In den ersten Monaten waren die Buren, durch ihre Schießfertigkeit und die Zahlenverhältnisse begünstigt, im Vorteile, drangen in Natal und die Kapkolonie ein, belagerten die Städte Mafeking, Kimberley und Ladysmith und schlugen die englischen Heere, welche die beiden letzten Städte entsetzen wollten, an der Modder und am Tugela wiederholt mit schweren Verlusten zurück (Bd. III, S. 506). Aber es fehlte den Buren der Geist kühnen Angriffs; sie lagen meist thatenlos vor den drei Städten, bis der neue britische Obergeneral Lord Roberts, dessen Generalstabschef Lord Kitchener ward, weit überlegne Streitkräfte versammelt hatte. Mit diesen entsetzte er Kimberley, nahm am 27. Februar 1900 den General Cronje mit 4000 Mann bei Koodoesrand gefangen und besetzte im März bis Juni die Städte Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria; am 29. Juli 1900 ergab sich auch General Marthinus Prinsloo (gest. 2. Februar 1903) mit 3000 Mann bei Fouriesburg: England glaubte sich am Ziele.

Präsident Krüger (sein Bildnis s. auf der Tafel bei S. 505 des III. Bands) reiste im Oktober 1900 nach Holland, um von da aus das Dazwischentreten der Großmächte, namentlich Rußlands, zu erreichen, dessen mild angelegter junger Zar Nikolaus II. (seit 1. November 1894) vom 18. Mai bis 29. Juli 1899 eine Beratung aller Großmächte im Haag über die Anbahnung des Völkerfriedens und, da dies nicht durchführbar war, über die menschlichere Führung des Kriegs und die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichtshofs veranlaßt hatte. Ein Dazwischentreten der Mächte erfolgte aber nicht, weil England jeden Gedanken einer Vermittlung schroff ablehnte und niemand der Meeresbeherrscherin etwas anhaben konnte. Chamberlain bestand auf voller Unterwerfung der Buren; König Eduard VII., der am 22. Januar 1901 seiner greisen Mutter Viktoria nachgefolgt war, nahm den Titel Supreme Lord of and over Transvaal-colony und supreme Lord of and over Oranje-river-colony an. Die Buren aber wurden hierdurch und durch die englische Kriegführung, welche die Bauernhöfe niederbrannte und Weiber und Kinder gefangen wegführte, zum äußersten getrieben; unter ihren Führern Christian De Wet im Oranjestaat und Louis Botha mit seinen Unterfeldherren Delarey, Beijers, Viljoen, Chr. Botha und J. C. Smuts in Transvaal begannen sie einen furchtbaren „Kleinkrieg", während die Holländer der Kapkolonie trotz verschiedner Bureneinfälle im ganzen ruhig blieben. Ein Volk von 300,000 Seelen, darunter allerhöchstens 60,000 Streiter, trotzte dem größten Weltreiche, das mangels der allgemeinen Wehrpflicht nur angeworbne Söldner (schließlich an 300,000 Mann) zu bewaffnen und hinüberzusenden vermochte.

Die auf Grund einer persönlichen Besprechung zu Middelburg (20. Februar 1901) zwischen Kitchener und Louis Botha von der englischen Regierung am 7. März angebotnen Friedensbedingungen erklärte Botha für nicht erörterbar, da England die Forderungen der Buren: Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und Straflosigkeit für die Kaprebellen, nicht annahm. Im September begann Kitchener alle gefangnen Burenführer aus Afrika zu verbannen und das Vermögen der noch fechtenden Burghers „zur Ernährung ihrer Familien" einzuziehen; eine Anzahl gefangner Burenoffiziere, die aus der Kapkolonie stammten, ließ er kriegsrechtlich als auf der That ergriffene Empörer erschießen. Da aber keiner der beiden Teile einen vollen Sieg erringen konnte, so wurde am 31. Mai 1902 in Pretoria der Friede geschlossen, wonach die Buren Eduard VII. als ihren „gesetzlichen Suverän" anerkannten, dafür aber die Zusicherung einer innern Selbständigkeit und eine Summe von 60 Mill. Mark zum Aufbau der zerstörten Bauernhöfe erhielten; die Kaprebellen sollten nur mit Entziehung des Stimmrechts gestraft

Digitized by Google

werden. Unterm 1. Februar 1903 ward für alle britischen Truppen in Südafrika vom Sambesi bis zum Kap ein einheitliches Oberkommando unter dem Generalleutnant Neville Gerald Lyttelton in Pretoria errichtet.

D. Frankreich.

a) Die innere Entwicklung.

Die große Mehrheit der am 8. Februar 1871 gewählten französischen Nationalversammlung war monarchisch gesinnt, und da Paris republikanisch war, so bestimmte die Versammlung Versailles zum Sitze der Regierung. Die drohende Herstellung der Monarchie sowie das Selbstgefühl, womit Paris als „Herz Frankreichs" der Provinz gegenüberstand, gab Anlaß zu der furchtbaren Erhebung, die man nach dem von den proletarischen Massen gewählten städtischen Ausschusse den Aufruhr der Kommune nennt. Am 28. März erfolgte die Ausrufung der „kommunistischen Republik", die sich sofort durch Zwangsanleihen bei den Besitzenden und Beschlagnahme des Vermögens der religiösen Gesellschaften die erforderlichen Geldmittel verschaffte. Die Waffen waren den Parisern auf das ausdrückliche Nachsuchen des verblendeten Favre beim Abschlusse des Waffenstillstands im Januar 1871 gelassen worden; mit ihnen widerstanden sie fast zwei Monate lang den Angriffen des von Marschall Mac Mahon gegen die aufrührerische Stadt geführten Heers. Erst nach einer Reihe mörderischer Kämpfe drangen die Truppen in die Stadt ein; aber im Augenblicke des Unterliegens suchten sich die „Communards" noch dadurch an den Siegern zu rächen, daß sie die Vendômesäule niederrissen, die Tuilerien, das Rathaus und andre öffentliche Gebäude verbrannten und die in ihre Hände gefallnen Geistlichen, voran den Erzbischof Georges Darboy von Paris, erschossen. Zur Strafe dafür wurden 26 Rädelsführer auf der Ebene von Satory kriegsrechtlich hingerichtet und etwa 10,000, die mit den Waffen ergriffen waren, zur Deportation oder Haft in Frankreich selbst verurteilt. Im Kampfe waren 7500 Soldaten und 6500 Aufrührer getötet oder verwundet worden.

Diese schrecklichen Ereignisse erhöhten zunächst nur die Hinneigung zur Monarchie. Weil sich jedoch Thiers in der Überzeugung, daß auf die Dauer eine konservative Republik die seinem Vaterlande zuträglichste Staatsform sei, einer Herstellung der Monarchie widersetzte, so wurde er, obwohl er durch beschleunigte Zahlung der fünf Milliarden schon 1873 die Räumung Frankreichs von den Deutschen herbeiführte, im Mai 1873, ehe die Räumung ganz abgeschlossen war, zum Rücktritte vom Amt eines Vorsitzenden der ausführenden Gewalt genötigt; sein Nachfolger ward Marschall Mac Mahon (S. 244 und 330). Aber da drei Richtungen innerhalb der Monarchisten vorhanden waren: Anhänger der Bourbonen, der Orléans und der Bonaparte, so war es sehr schwer, den Thron aufzurichten, den doch nur eine dieser Dynastien einnehmen konnte. Die Orléans unterwarfen sich zwar ihrem kinderlosen Vetter Heinrich (V.) von Bourbon, der als „Graf von Chambord" in Frohsdorf bei Wien lebte, und Mac Mahon war bereit, das bourbonische Königtum herzustellen; als aber der Graf die Abschaffung der dreifarbigen Nationalfahne und die Wiedereinführung des weißen Lilienbanners seines Hauses verlangte, damit ein deutliches Zeichen der Rückkehr der Nation zu dem vorrevolutionären Standpunkte vorhanden sei, da versagte 1873 selbst den gemäßigten Royalisten der Mut zu einem solchen Schritte. 1875 erhielt die Republik dadurch ihre gesetzliche Grundlage, daß für ihren Präsidenten eine siebenjährige Amtsdauer beschlossen ward.

Als Mac Mahon 1877 nochmals versuchte, die Herstellung der Monarchie in die Wege zu leiten, scheiterte er an der Thatkraft Gambettas (S. 336) und an der Widerstandskraft des

Digitized by Google

republikanischen Gedankens; die Wahlen ergaben eine starke republikanische Mehrheit, und am 30. Januar 1879 machte Mac Mahon, am Siege seiner Sache verzweifelnd, dem Republikaner Jules Grévy Platz. Auf diesen folgten François Sadi Carnot, J. P. P. Casimir-Périer, Felix Faure und seit 18. Februar 1899 Emile Loubet. Grévy ward durch Betrügereien seines Schwiegersohns Daniel Wilson am 1. Dezember 1887 zur Abdankung gezwungen; Carnot fiel am 24. Juni 1894 in Lyon unter dem Dolche des italienischen Anarchisten Santo Caserio; Casimir-Périer trat schon am 15. Januar 1895 aus Überdruß an dem mehr äußerlichen Glanz als wirkliche Macht gewährenden Amte zurück, und Faure starb am 16. Februar 1899 schnell an einem Gehirnschlage.

Die Monarchisten vermochten es zu keiner ausschlaggebenden Stellung mehr zu bringen, namentlich seit Papst Leo XIII. 1892 den Katholiken befohlen hatte, der bestehenden Verfassung sich anzuschließen; die dem Papste gehorsame Partei nennt sich les ralliés (die Wiedervereinigten). Auch die Bestechlichkeit republikanischer Staatsmänner, die sich von der im Dezember 1888 verkrachten Gesellschaft für Erbauung des Panamakanals für ihre Unterstützung im Parlamente bezahlen ließen (Urteile vom 24. März 1893 und 30. Dezember 1897), und der Streithandel des jüdischen Kapitäns Alfred Dreyfus, der am 22. Dezember 1894 des Verrats militärischer Geheimnisse für schuldig erklärt, schimpflich degradiert und nach der Teufelsinsel bei Cayenne deportiert, aber nach Wiederaufnahme seines Prozesses am 9. September 1899 zu 10 Jahren Festungshaft verurteilt und am 19. September von Loubet begnadigt wurde, und die damit hell entzündeten Leidenschaften vermochten nicht die republikanische Regierung zu stürzen. Freilich glitt sie immer mehr nach links: im Juni 1899 trat sogar der Sozialdemokrat Alex. Millerand (S. 355) als Handelsminister in das Kabinett. Im März 1901 wurde von dem Ministerium P. M. Waldeck-Rousseaus ein „Vereinsgesetz" erlassen, das die religiösen Orden, die vor allem gegen die „atheistische" Republik wühlten, unter Staatsaufsicht stellte, die sich nicht fügenden mit Auflösung bestrafte und den Orden den Jugendunterricht entzog.

Ein in verschiedner Hinsicht bezeichnendes Zwischenspiel knüpfte sich 1887—91 an den Namen des Generals G. E. J. M. Boulanger. Dieser erlangte, Januar 1886 bis Juni 1887 Kriegsminister, eine gewaltige Volkstümlichkeit, rief im Frühjahr 1887 fast einen Krieg mit Deutschland hervor und betrieb seit April 1888 die Revision der Verfassung in cäsaristischem Sinne; wenn er auf seinem stolzen Rappen erschien, begrüßte ihn das Volk mit lautem Jubel. Schließlich aber griff im März 1889 der Minister J. A. E. Constans fest zu und stellte ihn als Verschwörer gegen die Verfassung vor den Staatsgerichtshof. Aus Furcht vor Verurteilung floh Boulanger, nicht kühn genug, einen Aufruhr zu entfesseln, am 8. April nach Brüssel und endigte am 30. September 1891 durch Selbstmord.

b) Die äußere Politik

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war die dritte Republik insofern sehr erfolgreich, als unterm 12. Mai 1881 unter Benutzung des vorübergehend von dem Ministerium Jules Ferry hergestellten guten Einvernehmens mit Deutschland Sidi Ali, der Bei von Tunis, (gest. 11. Juni 1902) zur Annahme der französischen Schutzherrschaft gezwungen und damit die Stellung Frankreichs im Mittelmeer sehr verstärkt wurde. 1883—85 ward Tongking in Hinterindien nach wechselvollen Kämpfen mit China (vgl. Bd. II, S. 517 u. 518) erworben; am 2. Oktober 1893 wurde Siam hinter den Mekhong zurückgedrängt (ebenda, S. 512 u. 513) und unterm 6. August 1896 Madagaskar dem französischen Kolonialbesitz einverleibt (ebenda,

Digitized by Google

S. 563). Auch auf dem Festlande von Afrika gewann Frankreich weitere Gebiete. 1892 besetzte es das Negerreich Dahomeh (Bd. III, S. 454), während gleichzeitig der ganze Westsudân von Timbuktu bis zum Kongo französisch ward (vgl. Bd. III, S. 493 f.): am Tschadsee ist Frankreich die maßgebende Macht, und Verträge mit Deutschland und England sicherten seinen Besitz; freilich das Nilthal (Faschoda; vgl. oben, S. 368) mußte Frankreich den Engländern überlassen.

Der ursprünglich brennendste Wunsch der Franzosen aber, sich an Deutschland zu rächen und Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Pflege der deutschen Wehrkraft und die zunehmende Überlegenheit der deutschen Volkszahl (1901: 56 Millionen Deutsche gegen 38 Millionen Franzosen) schlossen jede Möglichkeit eines französischen Siegs in einem Zweikampfe beider Nationen aus. Auch der 1891 unter Alexander III. angebahnte und unter Nikolaus II. abgeschlossene Zweibund mit Rußland (entscheidender Besuch des Zaren in Frankreich 6.—9. Oktober 1896, Gegenbesuch Faures 23.—26. August 1897) hat zwar Frankreich aus seiner Vereinzelung befreit, aber — nach dem bemerkenswerten Eingeständnisse des „Siècle“ vom 19. September 1901 — eine Rückeroberung der verlornen Provinzen schon deshalb unmöglich gemacht, weil Rußland auch mit Deutschland in gutem nachbarlichen Einvernehmen zu stehen wünschen muß. Ein Streit mit dem Sultan Abd ul-Hamid II., der die Forderungen einiger französischer Staatsangehöriger nicht befriedigte, führte im November 1901 zur Entsendung einer französischen Flotte unter dem Vizeadmiral Léonce Albert Caillard nach Mytilene; der Sultan gab nach, erkannte die Zollfreiheit der französischen Schulen und Hospitäler in der Türkei an und rettete die Insel dadurch vor dem Schicksale Cyperns, das 1878 die Engländer besetzt hatten, um es zu behalten.

E. Spanien.

a) Die zwei Jahrzehnte 1870—90.

Nachdem die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern gescheitert war (S. 325), gelang es den Spaniern am 4. Dezember 1870 doch noch, in der Person des Prinzen Amadeo von Savoyen, des zweiten Sohns Viktor Emanuels II., einen König zu finden; allein der treffliche Mann dankte bereits am 11. Februar 1873 wieder ab, weil er bei dem alles überwuchernden Parteigeiste keine nutzbringende Thätigkeit zu entfalten vermochte. Nur kurze Zeit hielt sich dann die von Don Emilio Castelar geleitete Republik, gegen welche sich sofort die Karlisten erhoben (vgl. Bd. IV, S. 548). Am 14. Januar 1875 ward Alfons XII., der Sohn der vertriebnen Isabella, zum König ausgerufen. Er erstickte 1876 den Aufstand der Karlisten, welche die pragmatische Sanktion von 1830 (ebenda, S. 545) und damit die Rechtmäßigkeit des Königtums Isabellas und ihres Sohns anfochten und für den „Herzog von Madrid“, den 1848 gebornen Don Carlos (einen Enkel des Bruders Ferdinands VII.; s. die „Verzweigungen des bourbonischen Hauses“ im IX. [Ergänzungs-] Band) eintraten. Don Carlos, der seine Ansprüche zäh aufrecht erhielt, mußte wieder in die Verbannung ziehen. Als Alfons XII., ein zu einigen Hoffnungen berechtigender Fürst, schon am 25. November 1885 starb, übernahm seine Witwe, Maria Christine von Österreich, für ihr zu erwartendes Kind die Regierung; am 17. Mai 1886 gebar sie Alfons XIII. (für volljährig erklärt am 17. Mai 1902). Unter der Regentschaft Maria Christines ist am 1. Mai 1890 das allgemeine Wahlrecht eingeführt worden.

Digitized by Google

b) Der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

1895 brach auf Cuba wieder ein Aufruhr gegen das spanische Regiment aus, das die Insulaner der rücksichtslosen Ausbeutung der Insel beschuldigten; auch beklagten sie sich über Ausschluß von allen wichtigen Ämtern. Als die spanischen Statthalter, trotzdem schließlich 200,000 Mann nach der Insel geworfen wurden, des Aufstands nicht Herr werden konnten, und auch ein Aufstand auf den durch die Mönchsorden ausgesognen Philippinen losbrach, mischten sich die Vereinigten Staaten von Amerika, von wo aus der Aufruhr der Cubaner schon längere Zeit heimlich unterstützt worden war, 1898 in die Angelegenheit, teils in Ausführung der erweiterten „Monroedoktrin" (Bd. I, S. 573), teils aus Begierde nach dem Besitze der Zucker und Tabak in reichen Mengen und vorzüglicher Güte erzeugenden Insel. Als Spanien Cuba nicht freigeben wollte, erklärte der Präsident William Mac Kinley ihm den Krieg; die Amerikaner schlugen unter George Deweys Befehl die aus veralteten Schiffen bestehende spanische Flotte in der Bucht von Cavite vor Manila (1. Mai) sowie unter Wm. Th. Sampson und dann Winfield Scott Schley vor Santiago auf Cuba (3. Juli), nahmen diese Festung nach heftigen Kämpfen ein und zwangen Maria Christine zum Pariser Frieden vom 10. Dezember 1898, durch den Spanien Cuba, Puerto Rico und die Philippinen abtreten mußte. Mit einem Schlage hatte die Monarchie, der im 16. Jahrhundert die halbe Neue Welt zugefallen war, ihren immer noch großen Kolonialbesitz fast gänzlich verloren; die für Spanien unter den neuen Verhältnissen wertlosen Inselgruppen der Karolinen, Palau und Marianen verkaufte es am 19. Juni 1899 an das Deutsche Reich um 17 Millionen Mark (Bd. IV, S. 550) und hob sein Kolonialministerium auf. Es besitzt heute über See nur noch die Eilande Fernando Poo und Annobom gegenüber von Kamerun, die Kanarischen Inseln, dann Ceuta, Rio del Oro und Corisco.

In den Vereinigten Staaten ist durch den cubanischen Krieg eine Richtung zum Siege gelangt, die über die überlieferte Beschränkung des Einflußbereichs der „Vereinigten Staaten" auf Amerika (gelegentlich der venezolanischen Wirren [S. 356] wieder betätigt) noch hinausgeht, weil sie die Errichtung eines die Herrschaft über den Großen Ozean anstrebenden Weltreichs zum Ziele hat („Imperialismus"). Schon die Erwerbung der Sandwichinseln (wo am 17. Januar 1893 die Königin Liliuokalani abgesetzt und die Republik ausgerufen worden war; vgl. Bd. II, S. 316) im Juni 1897 war ein Schritt in dieser Richtung; die Eroberung der Philippinen, wo die tagalische Urbevölkerung heute noch, trotz der Gefangennahme ihres Anführers Emilio Aguinaldo (ebenda, S. 557), gegen die neuen Herrscher unter Waffen steht, und der Karolineninsel Guam sowie der Samoainseln Tutuila und Manua (am 2. Dezember 1899 durch Vertrag mit Deutschland; vgl. Bd. II, S. 316, 321 und 335) bezeichnen weitere Stationen auf einem Wege, wo die Vereinigten Staaten leicht mit andern Großmächten in Verwicklungen geraten können. Die Notwendigkeit, das Heer von 25,000 auf 100,000 Mann zu verstärken und die Flotte entsprechend zu vermehren, hat sich schon jetzt aufgedrängt. Die Vereinigten Staaten haben aber freilich durch die Zunahme der Volkszahl (am 1. Juni 1900: 76 Millionen, was gegenüber dem Stande von 1890 einen Zuwachs von 21 Prozent bedeutet) und durch den riesigen Aufschwung der Industrie unter der Einwirkung des von Mac Kinley 1890 durchgesetzten Schutzzolltarifs (Bd. I, S. 573) eine Macht erlangt, die sie als furchtbare Wettbewerber Europas erscheinen läßt. Die kapitalistische Entwicklung, die zur Bildung von Kartellen („Trusts", wie der Standard Oil Trust, der Sugar Trust u. a.) und zum Erwerbe von Riesenvermögen einzelner führte („Milliardäre",

Digitized by Google

wie J. J. Astor, Andrew Carnegie, Jay Gould, Pierpont Morgan, John Rockefeller u. a.), hat aber auch nach der Neuen Welt die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit übertragen und eine sittliche Verderbnis erzeugt, die den Staat und seine Ämter leicht als Beute der Selbstsucht und als Mittel der Bereicherung der jeweils herrschenden Partei ansieht. Der Präsident J. A. Garfield wurde am 2. Juli 1881 von einem Stellenjäger (namens Charles Guiteau), den er abgewiesen hatte, ermordet, und am 14. September 1901 fiel der Präsident Mac Kinley den Wunden zum Opfer, die ihm der Anarchist Leon Czolgosz am 6. in Buffalo beigebracht hatte.

F. Italien.

Die maßgebende Partei in dem Königreich Italien war von 1861—76 die gemäßigt konservative („Consorteria"), die von Cavour gegründet worden war. Ihre Mißgriffe und allerlei persönliche Eifersüchteleien verschafften aber 1876 der Linken die Herrschaft, die ihr erst 1891 durch die wieder erstarkte Rechte unter Ant. Starrabba Marchese di Rudini vorübergehend entrissen wurde. Die Linke schaffte die Mahlsteuer ab, die dem gemeinen Manne das Brot verteuerte, und verlieh das Wahlrecht allen, die lesen und schreiben konnten und eine kleine Steuer bezahlten. Aber sie vermochte der schweren Notlage der armen Klassen, namentlich der Landarbeiter im Norden, in der Basilicata und auf Sizilien und der Schwefelgrubenarbeiter auf derselben Insel, nicht genügend zu steuern; Sizilien litt auch unter der Schreckensherrschaft, die der Geheimbund der Maffia vielfach ausübte. Wiederholt erhob unter dem Einflusse von Teuerung die soziale Revolution in Mailand, Ancona, der Romagna, in Süditalien offnen Aufruhr gegen die Staatsgewalt; Mailand war vom 6.—12. Mai 1898 völlig in der Hand der Revolution, und erst nach blutigen Kämpfen, wobei 53 Menschen getötet und Hunderte verwundet wurden, gelang es, die Ordnung herzustellen. Die Bestrebungen der „Italia irredenta", welche die gesamte „unerlöste" italienische Bevölkerung außerhalb Italiens (in Triest, Dalmatien, Welschtirol, Tessin und Nizza) mit dem Königreiche vereinigen möchte, waren namentlich seit 1878 einem guten Einvernehmen mit den Nachbarstaaten abträglich; insbesondere verhinderten sie den Anschluß Italiens an Österreich, damit auch an Deutschland und gaben so Frankreich die Gelegenheit, Tunis (die provincia Africa der Römer; vgl. Bd. IV, S. 350), nach dessen Besitze die Italiener selbst strebten, ihnen unter Berufung auf Räubereien der tunisischen Grenzstämme der Krumir vor der Nase wegzunehmen (vgl. oben, S. 371). So über die Bedenklichkeit der Politik der „freien Hand" belehrt, schloß König Humbert (Umberto) I., Viktor Emanuels II. wackerer Sohn (1878—1900), auf den Rat des Ministers C. Fel. Nic. Grafen Robilant im März 1887 den Dreibund mit Österreich und Deutschland ab, der, danach besonders durch die Politik Francesco Crispis gefestigt, bis jetzt eine Hauptstütze des europäischen Friedens gewesen ist. Er sicherte Italiens Stellung im Mittelmeer und schob demgemäß Frankreichs Gelüsten auf Tripolis einen wirksamen Riegel vor. Der Versuch, Abessinien unter italienische Schutzherrschaft zu stellen, brachte zwar Italien 1881 den Besitz von Assab und 1885 den von Massauah (Bd. III, S. 562). Aber am 1. März 1896 schlug der Großkönig Menelik mit 90,000 Mann das 15,000 Mann starke italienische Heer unter Dr. Baratieri bei Abba Garima östlich von Adua bis zur Vernichtung, führte 3000 italienische Soldaten in Gefangenschaft ins Innere seines Lands ab und erzwang am 26. Oktober 1896 einen Frieden, der Abessiniens Unabhängigkeit sicherstellte und der italienischen Kolonie am Roten Meer („Eritrea") engere Grenzen zog; sie reicht heute nur noch von Massauah bis zu den Flüssen Marab und Belesa. Bankskandale, aus denen auch Minister nicht ohne Schädigung ihres Rufes hervorgingen,

Digitized by Google

machten wiederholt, so 1894, großes Aufsehen. König Humbert wurde am 29. Juli 1900 durch den aus Amerika entsandten Anarchisten Gaetano Bresci in Monza erschossen; ihm folgte sein Sohn Viktor Emanuel III. (geb. 1869), der durch seine Heirat mit der Prinzessin Helene von Montenegro (24. Oktober 1896) Beziehungen jenseit der Adria angeknüpft hat. Die wirtschaftliche Lage Italiens hat, seitdem das afrikanische Abenteuer nicht mehr am Marke des Lands zehrt und ein Handelsvertrag mit Frankreich zu stande kam, wesentliche Fortschritte gemacht; die vierprozentige italienische Rente stand 1901 fast auf pari. Der Dreibund ward 1902 erneuert.

Das Papsttum steht dem italienischen Nationalstaate, der ihm seinen weltlichen Besitz entrissen hat, in tiefer Feindseligkeit gegenüber. Es verbot allen treuen Söhnen der Kirche, durch Teilnahme an den politischen Wahlen zur Zweiten Kammer eine Art von Anerkennung des „usurpatorischen" Königreichs Italien zu vollziehen, und setzte damit die Konservativen großenteils matt, was natürlich den Radikalen zu gute kommt. Auch das Garantiegesetz vom Mai 1871, das dem Papst Unabhängigkeit, den Besitz des Vatikans und eine Jahresrente von 3 Millionen Lire zusichert, hat bis jetzt die Anerkennung der Kurie nicht gefunden, da es ein Ausfluß der Gesetzgebung des Königreichs ist, dem der Papst das rechtliche Dasein bestreitet.

G. Die Schweiz.

Die schweizerische Eidgenossenschaft hat seit etwa 1860 in materieller Hinsicht eine aufsteigende Entwicklung durchlaufen; durch Handelsverträge mit ihren Nachbarstaaten erlangte sie ein reiches Absatzgebiet für ihre Industrie, und die großen Gebirgsbahnen ins Engadin, über den Sankt Gotthard, dessen Inneres 1882 durch einen 15 km langen Tunnel durchbrochen ward, und ins Berner Oberland förderten den Fremdenverkehr, aus dem die Schweiz jahraus jahrein große Einnahmen zieht.

Die Verfassung der Eidgenossenschaft wie die vieler Kantone ist im Laufe der Jahre immer demokratischer geworden. Nachdem seit 1869 die Kantone Zürich, Basel-Land, Bern und andre das „Referendum", d. h. die Abstimmung des gesamten Volks über Gesetzesvorlagen, eingeführt hatten, wurde unterm 29. Mai 1874 die Bundesverfassung liberal-zentralistisch umgestaltet. Dem Bunde wurde die Gesetzgebung über das Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, die Militärhoheit und die Kirchenhoheit übertragen; ebenso erhielt er volkswirtschaftliche Befugnisse. Es wurde ein oberstes Bundesgericht und das Zivilstandswesen (die Beurkundung von Geburt, Ehe und Tod durch staatliche Behörden) eingeführt. Das Referendum wurde zugelassen, sofern entweder 30,000 Stimmen oder 8 von den 22 Kantonen dafür sind, daß über ein von dem Bundes-, Stände- und Nationalrat genehmigtes Gesetz das Volk selbst das letzte Wort spreche. Am 5. Juli 1891 wurden die Volksrechte dadurch erweitert, daß dem Volke die Initiative bei der Gesetzgebung unter der Voraussetzung, daß 50,000 Stimmen dies verlangen, zugewiesen wurde. Dieses Entgegenkommen an demokratische Grundsätze hat freilich die Folge gehabt, daß zahlreiche gute Gesetze, die von den gesetzgeberischen Körperschaften beschlossen worden waren, noch im Hafen scheiterten, namentlich wenn von ihnen ein größerer Geldaufwand zu erwarten war. Die französischen Kantone der Westschweiz und die katholischen Kantone der Urschweiz begegneten sich häufig in dem Bestreben, jede weitergehende Zentralisation zu verhindern. Doch erlangte der Bund am 25. Oktober 1885 das Monopol der Herstellung und des Verkaufs von Alkohol, 1897 die Oberaufsicht über die Forsten und das Gesetzgebungsrecht über das Lebensmittelwesen; und 1898 wurde die Verstaatlichung der Eisenbahnen und die Rechtseinheit im Zivil- und Strafrecht vom Volke genehmigt.

Digitized by Google

Mit dem Römischen Stuhl geriet der Bund 1873 in Streit, weil der Bischof E. Lachat von Basel eigenmächtig die vatikanischen Beschlüsse verkündigt hatte. Das Bistum Basel wurde infolge davon am 29. Januar vom Bund aufgelöst, Kaspar Mermillod, der sich als Bischof von Genf aufthat, am 17. Februar des Landes verwiesen und dem päpstlichen Geschäftsträger G. B. Agnozzi Ende November seine Pässe zugestellt. Die altkatholische Bewegung fand in der Schweiz große Förderung und erhielt am 7. Juni 1876 in Eduard Herzog einen eignen („christkatholischen") Bischof und in Bern eine besondere theologische Fakultät, die freilich nur schwach besucht wurde. Im Laufe der Jahre kam man aber doch wieder zu einem Einvernehmen zwischen Staat und Kirche: das Bistum Basel ward 1884/85 hergestellt, nicht aber die Nunziatur.

Die soziale Strömung der Zeit führte 1877 zur gesetzlichen Feststellung eines Maximalarbeitstags von 11 Stunden, 1881 zur Annahme eines Haftpflichtgesetzes und 1890 zur Errichtung einer Arbeiterversicherung gegen Unfälle und Krankheiten. Dagegen wurde der sozialdemokratische Antrag, das „Recht auf Arbeit" in die Verfassung einzufügen, 1894 vom Volke mit 300,000 gegen 73,000 Stimmen verworfen. Bei dem Vorherrschen der radikal-demokratischen Partei gelangte überhaupt die Sozialdemokratie, obschon sie sich auf den radikalen (1901 zu ihr förmlich übergetretnen) Grütli-Verein (vgl. Bd. VII, S. 425) stützte und 1896 eine eigne Gruppe im Nationalrate bildete, bis jetzt zu keinem großen Einflusse. Da auch die Konservativ-Liberalen nur zu sehr beschränkter Geltung zu kommen vermochten, so haben neuerdings die Minderheitsparteien ihr Bestreben darauf gerichtet, die Verhältniswahl (den „Proporz") im Bunde wie in den Kantonen durchzusetzen und so sich wenigstens einen verhältnismäßigen Anteil an der Volksvertretung und Gesetzgebung zu sichern.

II. Belgien.

Durch den Krieg von 1870—71 war das belgische Königreich von der steten Gefahr befreit worden, die ihm von Seiten des dritten Kaiserreichs gedroht hatte (vgl. S. 306 und 328). Die beiden großen Parteien der Liberalen und Klerikalen lösten einander, wie seit Jahrzehnten, zunächst noch in der Regierung ab. Beide sahen sich aber aus politischen Gründen veranlaßt, von der ausschließlichen Berücksichtigung der französischen Sprache in Amt und Verkehr allmählich abzugehen und den Vlaemen, die mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft des Königreichs ausmachen, Zugeständnisse einzuräumen. So wurde unter dem klerikalen Kabinette des Barons J. J. d'Anethan der Gebrauch der vlaemischen Sprache bei Gericht erlaubt, unter dem Ministerium des Liberalen Hub. Jos. Frère-Orban 1878 ihre Anwendung als Unterrichtssprache in den Volksschulen zugestanden, unter dem 1884 hergestellten klerikalen Regimente 1886 eine königlich vlaemische Akademie für Sprache und Litteratur errichtet; 1892 wurde den Offizieren die Pflicht zur Erlernung beider Landessprachen auferlegt.

Auf eine Mehrheit von 18 Stimmen gestützt, brachte Frère-Orban am 1. Juli 1879 das Gesetz durch, das die konfessionslose Gemeindevolksschule in Belgien einführte: der Religionsunterricht wurde von nun an außerhalb des Schulplans erteilt; doch wurden den Geistlichen hierzu Schulzimmer zur Verfügung gestellt. Wegen des zweideutigen Verhaltens der Kurie, die öffentlich die Gläubigen zur Befolgung des Gesetzes ermahnte, insgeheim aber den Widerstand schürte, ward 1880 d'Anethan, damals Gesandter beim Vatikan, abgerufen, und dem Nunzius Serafino Vannutelli wurden die Pässe zugestellt. 1881 wurde die Zahl der Staatsgymnasien (Athenäen) vermehrt und 50 konfessionslose Mädchenschulen gestiftet. Da aber die neuen Schulen den Gemeinden erhebliche Lasten (bis zu 22 Mill. Franken jährlich) auflegten, so entstand

Digitized by Google

allmählich Unzufriedenheit mit dem liberalen Ministerium, das sich außerdem gegen eine Einführung des allgemeinen Stimmrechts sträubte; und durch die Wahlen von 1884 gewannen die Klerikalen eine Mehrheit von 20 Stimmen. Nun erließ das klerikale Kabinett Jules Malou ein Gesetz, vermöge dessen die Gemeinden ermächtigt wurden, die „freien", d. h. von der Kirche errichteten, Schulen als Gemeindeschulen im Sinne des Gesetzes von 1879 anzuerkennen, womit dieses Gesetz thatsächlich beseitigt war. Denn die Gemeinden machten aus Sparsamkeit von der Erlaubnis des Gesetzes so reichlich (in 1465 Fällen) Gebrauch, daß von 1933 Gemeindeschulen binnen eines Jahrs 877 eingingen und durch kirchliche Schulen ersetzt wurden. Der diplomatische Verkehr mit der Kurie ward 1885 durch einen belgischen Gesandten beim Vatikan (Baron E. de Pitteurs-Hiégaerts) und Wiederzulassung eines Nunzius in Brüssel (Domen. Ferrata) wieder aufgenommen. Die klerikale Partei behauptete auch bei den nächsten Wahlen ihre Mehrheit, ja sie wuchs auf mehr denn zwei Drittel der Kammermitglieder an.

Erst durch das Emporkommen der Sozialdemokratie, die in dem belgischen Industrieland eine gewaltige Verbreitung erlangte und aus Anlaß von Lohnherabsetzungen und einer Erinnerungsfeier an die Pariser Kommune in Lüttich, Brüssel und Charleroi im März 1886 einen verheerenden Aufruhr entfesselte, erstand der klerikalen Partei an Stelle der Liberalen, die in eine gemäßigte und eine radikale Richtung gespalten waren, ein neuer furchtbarer Gegner. Die Regierung suchte durch Errichtung von Schiedsgerichten zwischen Arbeitern und Fabrikanten, Einführung der Staatsaufsicht über die Werkstätten und Verbot der Auszahlung des Lohns in Waren eine soziale Reform in die Wege zu leiten; aber zu wirklich durchgreifenden Maßregeln strenger sozialer Gerechtigkeit, wozu auch die allgemeine Wehrpflicht gehören würde, vermochten sich die Klerikalen nicht aufzuraffen. Bei den Wahlen von 1892 verloren sie die Zweidrittelmehrheit und gestanden nun 1893 das allgemeine Wahlrecht mit dem Zusatze zu, daß vermögende, verheiratete und akademisch gebildete Wähler ein doppeltes und dreifaches Stimmrecht haben sollten (vgl. Bd. VII, S. 427); die Zahl der Wähler stieg durch dieses Gesetz von 130,000 auf 1,200,000. Weil namentlich die erste Klausel auf dem Lande für die klerikale Partei wirksam war, so behauptete sie auch fernerhin ihre Mehrheit; die Liberalen und Sozialdemokraten bemühten sich vergebens, das Mehrstimmenrecht (le vote plural) aus der Verfassung zu beseitigen. Ein zu diesem Zweck am 14. April 1902 unternommener Generalstreik mußte schon am 20. zurückgenommen werden; und die Neuwahlen ergaben am 25. Mai für die Klerikalen sogar einen kleinen Gewinn.

König Leopold II. hat sich große Verdienste um die Erschließung Afrikas erworben, wo er durch Stanley den Kongostaat (vgl. Bd. III, S. 486) gründen ließ, der 2,250,000 qkm groß ist und 14 Millionen Einwohner zählt. 1885 wurde dieser Staat durch die Berliner Kongo-Konferenz von den Großmächten anerkannt, und Leopold nahm auf Grund eines belgischen Gesetzes, das ihm diese Doppelwürde zu führen gestattete, den Titel Souverän des Kongostaats an. Dessen Oberregierung ist in Brüssel; die Ortsregierung befindet sich in Boma am Kongo, entwickelt die Hilfsquellen des riesigen Reichs, dem unterm 2. Juli 1890 die andern Mächte eine Erhebung von Einfuhrzöllen zubilligten, und hält durch 4000 Mann Soldaten die Ordnung leidlich aufrecht. Im Jahre 1892 lieh Belgien dem Kongostaate 25 Millionen Franken unverzinslich und erhielt dafür das Recht, nach zehn Jahren den Staat käuflich an sich zu bringen; nach erregten Auseinandersetzungen stimmte die Kammer einer Regierungsvorlage, die einen Aufschub der Entscheidung über eine etwaige Einverleibung des Kongostaats in Belgien verlangte, am 17. Juli 1901 zu.

Digitized by Google

J. Die Niederlande.

Auch in den Niederlanden hat die Errichtung der konfessionslosen Volksschule 1857 den Anlaß zu heftigen Parteikämpfen gegeben. Seitdem trennten sich die Katholiken völlig von den Liberalen, und es bildete sich unter den Protestanten eine christlich-konservative Partei, die „Antirevolutionäre", die allmählich großen Anhang gewann; ihr Führer ist der thatkräftige und begabte reformierte Pfarrer Abraham Kuyper (geb. 1837). Im März 1888 und wieder 1901 erlangten die vereinigten Katholiken und Antirevolutionäre die Mehrheit; nunmehr konnte Kuyper als Ministerpräsident des am 27. Juli 1901 gebildeten konservativen Kabinetts den Entschluß ankündigen, dem Christentum wieder den ihm gebührenden Einfluß auf das Volksleben zu verschaffen, vor allem also die konfessionelle Volksschule herzustellen.

Die soziale Bewegung hat in Holland verhältnismäßig geringe Erfolge zu verzeichnen. 1889 ward ein Gesetz gegen übermäßige Arbeit von Frauen und Kindern erlassen (vgl. Bd. VII, S. 426), 1892 die ansteigende Besteuerung von Vermögen und Einkommen eingeführt. 1896 wurde das allgemeine Wahlrecht mit den Beschränkungen angenommen, daß die Wähler 25 Jahre alt sein und eine wenn auch noch so kleine direkte Steuer zahlen sollten. Im Februar 1903 nötigte ein Streik der Eisenbahnbediensteten zu einer vorbeugenden Gesetzgebung.

In Holländisch-Indien hatte die Kolonialregierung 1873—79 und 1896 schwierige Kriege mit dem Sultan von Atschin auf Sumatra (vgl. Bd. II, S. 547), 1894—95 einen auf der Insel Lombok, deren einheimisches Fürstenhaus abgesetzt ward, zu führen.

Der Mannesstamm des Hauses Oranien stand seit dem 21. Juni 1884, wo der Kronprinz Alexander kinderlos starb, nur noch auf dem Könige Wilhelm III. Deshalb wurde 1888 durch Verfassungsgesetz bestimmt, daß nach Wilhelms Tode seine Tochter Wilhelmina (geb. 1880, aus des Königs zweiter Ehe mit Emma von Waldeck) den Thron erben sollte. Am 23. November 1890 trat der vorgesehne Fall ein. Während nun in Luxemburg, wo Frauen regierungsunfähig sind, der frühere Herzog Adolf von Nassau (vgl. S. 302 f.) als Haupt der walramischen und in dieser Hinsicht Erbe der ottonischen Linie des Hauses Nassau Großherzog ward, übernahm für Wilhelmina ihre kluge und leutselige Mutter, Königin Emma, bis zum 31. August 1898 die Regentschaft. An diesem Tag ihrer Volljährigkeit trat die junge Königin selbst ihr hohes Amt an und verhieß, im Geist ihres dem holländischen Volke so teuern Hauses pflichtgetreu zu regieren. Am 7. Februar 1901 reichte sie dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, der den Titel eines Prinzen der Niederlande erhielt, ihre Hand; ein Thronerbe ist bis jetzt noch nicht geboren.

Digitized by Google

V. Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Von

Professor Dr. Richard Mayr.

Digitized by Google

1. Vorbemerkungen.

Wo auch der Historiker mit seiner Arbeit einsetzt, er soll das Erbe kennen, das die zu schildernde Zeit von der Vergangenheit überkommen hat. Als Houston Stewart Chamberlain kurz vor der jüngsten Jahrhundertwende das eben abgelaufene Zeitalter seinem Inhalte nach abzuschätzen unternahm, sah er sich veranlaßt, seinen Lesern vorerst über die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" Rechenschaft zu geben, wobei er eins jener verwegen originellen Werke schuf, wie sie nur Unzünftigen („Dilettanten" im vornehmen Sinne des Worts) zu gelingen pflegen. Er sondert das Erbe und die Erben. Als die wertvollsten Erbstücke gelten ihm: hellenische Kunst und Wissenschaft, römisches Recht und christliche Religion. Diese Erbschaft haben die neueuropäischen Völker übernommen, die „Germanen" im weitesten Wortsinn, aber neben und mit ihnen die Reste des „Völkerchaos", das einst die alte Welt überflutet hat und in der neuen germanischen Welt seine verderbliche Wirksamkeit fortsetzt. Auch Kurt Breysig hat es für nötig befunden, für seine „Kulturgeschichte der Neuzeit" einen mächtigen, Griechen, Römer und Germanen umfassenden Unterbau zu errichten. Wollten wir ähnliche Hünenbauten auftürmen, so müßten auch wir bis zum alten Orient hinuntergraben, bis zu Babel, dem Urherde des weltverderberischen Völker- und Sittengemengs, das die darüber lagernden Kulturbildungen durchbrochen hat; dann würden wir die Linien über Athen, Alexandrien, Jerusalem, Rom weiterziehen. An dem Rom der Päpste kann aber auch hier nicht vorbeigegangen werden; denn es ist durch ein Jahrtausend unbestritten der geistige und sittliche Kraftmittelpunkt des christlichen Abendlands gewesen. Auch später noch, da die ewige Stadt von ihren Widersachern als das neue Babel verschrieen wird, bildet der Kampf um Rom, das Für und Wider, den Inhalt der bedeutsamsten Abschnitte des europäischen Geschichtslebens.

Allein bei dem anfänglichen Gegensatze zwischen dem Katholizismus und dem Sektenwesen ist es nicht geblieben: er hat sich zu einem Kampfe zwischen Religion und Wissenschaft, Glauben und Unglauben, Christentum und Antichristianismus erweitert, auch auf dem Gebiete der Kunst und des Bildungswesens. Aber diese Gegensätze und die um ihretwillen gelieferten Geistesschlachten sind nicht die einzigen, die der Historiker berücksichtigen soll. Sie geben ihm nur am greifbarsten zu erkennen, daß auch in den neuern Jahrhunderten trotz konfessioneller, nationaler, politischer, sozialer Spaltungen die alte westeuropäische Kulturgemeinschaft (vgl. Bd. VII, S. 3) fortbesteht. Gerade die gemeineuropäischen Entwicklungsanklänge sollen neben den nationalen Sondermerkmalen hervorgehoben werden; denn die Völkerfamilie unsres Erdteils ist nicht bloß von Anbeginn eins durch die Bande der Blutsverwandtschaft, sondern auch eins durch ihr doppeltes geistiges Erbe: die Antike und die Romantik.

Digitized by Google

2. Die Scholastik.

In der Zeit des Sieges der geistlichen über die weltliche Gewalt bekam auch die Wissenschaft, die schon seit dem Ausgange des Römerreichs in den Händen der Geistlichkeit lag, ihre alles umfassende und der Kirchenherrschaft dienlichste Gestalt: die Scholastik bricht an. Der erste maßgebende Scholastiker, Anselm von Canterbury (1033—1109), ist ein Zeitgenosse des Investiturstreits; ebenso Johannes Roscellin (um 1050—1100), der eine andre, von der Kirche bekämpfte Hauptrichtung der scholastischen Philosophie, den Nominalismus, vertritt. Die Scholastik selbst wird von den Sachkundigen definiert als die Philosophie im Dienste der feststehenden Kirchenlehre, als die Vermittlerin zwischen Wissen und Glauben, als der Versuch, antike Gedanken der Glaubenslehre anzupassen, als das Herumtasten an dem Rätsel, inwieweit der Glaube von der Vernunft begriffen und philosophisch begründet werden könne.

Es war nun zum zweiten Male, daß sich der christliche Glaube mit der Wissenschaft, der Philosophie zu verständigen suchte. Schon in der christlichen Urzeit hatte dieses Bemühen begonnen; im Zeitalter der Kirchenväter (der Patristik, vom 2.—7. Jahrhundert) entstand die kanonische Glaubens- und Sittenlehre als das Ergebnis eines geistigen Ringens, das in Aurelius Augustinus (Bd. IV, S. 204 und 238) seinen machtvollsten Vorkämpfer gefunden hatte. Die Theologie der Kirchenväter, das von der Kirche gehütete Lehrgut, wurde dann von Scholastikern, wie Lanfranc (1005—1089), Petrus Lombardus (gest. 1164), Alexander von Hales (gest. 1245), in eine systematische Schnlform gebracht, und an diese knüpfte die scholastische Philosophie ihre Erörterungen. Es geschah zunächst mit unzureichenden wissenschaftlichen Hilfsmitteln. Spätgriechen und Römer hatten nämlich zu ihrer Zeit bereits das ausgedehnte Wissen der Alten Welt in Nachschlagewerken zusammengefaßt, die den für das Mittelalter maßgebenden Enzyklopädikern als Fundgruben dienten: einem Martianus Capella, Boëthius (470/5 bis 525), Cassiodorius Senator (um 480—580; Bd. IV, S. 467), Isidor von Sevilla (gest. 636), Beda dem Ehrwürdigen (672—735). Aus diesen schöpften wieder die Gelehrten des karolingischen Zeitalters ihr Wissen und übermittelten es den Schulen, die vom 8. Jahrhundert an in großer Zahl entstanden und die Bildung des Klerus zur Aufgabe hatten: Schulen an den Bischofssitzen (Kathedral- oder Domschulen), Stifts- und Klosterschulen.

Der enzyklopädische Unterricht, der dem theologischen als Grundlage dienen sollte, erstreckte sich über sieben Sonderwissenschaften: die sogenannten sieben freien Künste; diese bestanden aus zwei Gruppen: dem Trivium, das Grammatik, Rhetorik und Dialektik (Logik) umfaßte, und dem Quadrivium, dem Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik zugerechnet wurden. Wie weittragend diese Organisation des Bildungswesens war, läßt sich daraus abnehmen, daß die philosophische Fakultät und das Gymnasium späterer Zeiten aus dem System der sieben freien Künste erwachsen sind. Die alleinige Sprache des Unterrichts und der Wissenschaft war das Latein; die Volkssprachen wurden von der Schule nur als Mittel benutzt, um den Schülern die allerersten Begriffe des Lateinischen beizubringen.

Lange kam die mittelalterliche Philosophie nicht recht von der Stelle: von den Schriften der griechischen Weltweisen waren nur wenige und nicht gerade die bedeutendsten bekannt; selbst diese lagen nur schlecht übersetzt, entstellt, verstümmelt vor. Erst im 13. Jahrhundert verbreiteten sich die Hauptwerke des Aristoteles über das Abendland, auch da noch gehemmt durch den anfänglichen Argwohn der Kirche. Die scholastische Philosophie trat nun in ihre Blütezeit.

Digitized by Google

Früher als im lateinischen Abendlande hatte sich im Bereiche des Islams und der arabischen Weltsprache auf Grundlage der aristotelischen Schriften eine Art von Scholastik entwickelt. Auch unter den Juden, die in Spanien mit gebildeten Mohammedanern zusammenlebten, war eine auf Aristoteles gestellte Philosophie entstanden. So bekamen die christlichen Abendländer von der Pyrenäenhalbinsel her den arabischen Aristoteles nebst den Erläuterungen islamischer und jüdischer Philosophen, natürlich ins Lateinische übersetzt; aber auch von Süditalien her erhielten sie den Aristoteles in bessern, weil unmittelbar aus dem Griechischen veranstalteten Übertragungen. Demzufolge begegnen uns bei den Scholastikern nicht bloß die Namen der Weisen des Altertums, sondern auch die eines (Al)Farâbi (gest. 950), Avicenna (Bd. II, S. 410), Avicebron (1020—70), Averrhoës (1126—98), Maimonides (1135—1204).

So niedrig man auch den Wert des scholastischen Wissens veranschlagen mag, ein großartiges Ergebnis hat es gehabt: dies Zeitalter hat dem Bildungswesen eine beispiellose Ausdehnung geschaffen. Aus örtlicher Dürftigkeit und kläglicher Unselbständigkeit haben sich vom 12. Jahrhundert an einzelne Schulen zu den allumfassenden, internationalen, selbstherrlichen Anstalten erweitert, die man als studia generalia oder Universitäten bezeichnet. Die Universität ist der selbstgeschaffne Lehr- und Lernboden der Scholastik, das sichtbare Vermächtnis des scholastischen Zeitalters an die Nachwelt. Als im 12. Jahrhundert die Meister der Lehrkunst in Frankreich und Italien — Theologen, Philosophen, Rechtsgelehrte, Ärzte — Zulauf aus aller Herren Länder fanden, begannen sich an den bevorzugten Orten die gleichartigen Bestandteile nach dem Wissenschaftskreis und der Nationalität, ähnlich wie die Gilden und Zünfte, körperschaftlich zu organisieren; weltliche Fürsten, Städte, kirchliche Behörden thaten das Ihrige, um die neuartigen Gebilde durch Sonder- und Vorrechte zu selbständigen, dauerhaften Rechtsgenossenschaften auszugestalten. Die Universitäten des 12. und 13. Jahrhunderts sind der Mehrzahl nach selbstwüchsig entstanden; einzelne verdanken wohl ihr Dasein einer Gründung, sind aber nicht einem feststehenden Muster nachgebildet worden, so daß auch ihnen der Durchgangszustand eines allmählichen, wechselvollen Werdens nicht erspart geblieben ist. Im 14. und 15. Jahrhundert allerdings sind die Universitäten gestiftet und eingerichtet worden nach anerkannten Vorbildern, zumal dem der Pariser Universität; sämtliche Universitäten Deutschlands und der angrenzenden Ostländer gehören zu dieser spätern Gattung.

Eine Abgrenzung der Universitäten nach unten war nicht vorhanden. Wohl dienten die zahlreichen Lateinschulen dazu, dem künftigen Scholaren soviel von der Sprache Roms beizubringen, wie er zum Verständnisse der Vorlesungen nötig hatte; aber auch der Universität waren Lateinschulen angegliedert, die in die Anfangsgründe der Grammatik einführten. Desgleichen wurde an den Dom-, Kloster- und Stadtschulen in allen oder doch einigen von den sieben freien Künsten Unterricht erteilt, wie an den artistischen (heute philosophischen) Fakultäten. Die artistische Fakultät gewährte die unerläßliche Vorbildung für die drei „höhern" Fakultäten: die theologische, juridische und medizinische. Als auszeichnendes Merkmal der Universitäten galt in erster Linie die Verleihung der Grade, die von allen andern Universitäten anerkannt wurden, wie denn überhaupt Gegenseitigkeit und Freizügigkeit den gemeineuropäischen Grundzug des mittelalterlichen Schulwesens aufrecht hielten.

An den Universitäten vereinigten Vorlesungen, Disputationen und Prüfungen Lehrer und Schüler zu gemeinsamer Arbeit. In einer bücherarmen Zeit, für eine mit Glücksgütern wenig gesegnete Studentenschaft war die Vorlesung das unumgängliche Mittel der Überlieferung des Lehr- und Lernstoffs. Galt es ja doch, in allen Wissenschaften einen kanonischen Text dem

Digitized by Google

Schüler mitzuteilen und zu erklären. Zu der bloß leidenden Form des Wissenschaftsbetriebs im Hörsaal traten die Disputationen als belebende, zur Selbstthätigkeit anregende Vorkommnisse. Sie wurden der Hauptanziehungspunkt der gebildeten Kreise und erhitzten die Gemüter wie die nationalen Kampfspiele in Hellas oder die Sporte der Gegenwart. Thesen aufstellen — je ungereimter, desto besser —, sie verteidigen und angreifen, siegen und unterliegen, das reizte und bot dem Geiste den Tummelplatz, wo er sich mit erlaubter Freiheit bewegen durfte.

Aber auch da stieß er alsbald an die Schranken, die der allmächtige Zeitgeist um die ohnmächtigen Einzelgeister gezogen hatte: die Autorität drückte die flugbereite Seele wieder auf die gemeinsame Grundebene nieder. Das romanogermanische „Mittelalter" war kirchlich und ständisch gebunden. Solange die ständisch gesonderte Geistlichkeit das Bildungswesen und den Wissenschaftsbetrieb allein in Händen hatte, mußten sich Wissenschaft und Bildung dem Willen des von nationalen und gesellschaftlichen Rücksichten freien Stands unterordnen. Die autoritative und ständische Gebundenheit des Geisteslebens in seinen höchsten Kundgebungen bildet so sehr das Hauptkennzeichen jenes Zeitalters, daß mit ihrem Dahinschwinden die „Neuzeit" beginnt und das Schicksal, einem ähnlichen Stillstande wie der Islam oder der Buddhismus zu verfallen, von der abendländischen Christenheit glücklich abgewendet war.

Allein die Späterlebenden sollen sich zum Bewußtsein bringen, welch hohes Gut um der geistigen Freiheit willen hat dahingegeben werden müssen. Das Mittelalter hat nämlich im denkbar weitesten Umfang besessen, was seitdem nicht wieder erreicht worden ist: die in sich geschloßne, alle Kreise umfassende Kultureinheit, gegründet auf die allgemeine Überzeugung, die volle, unbedingte, gottentstammte Wahrheit zu besitzen — also nicht behaftet mit dem Zwange, die Wahrheit erst stückweise unter unaufhörlichen Fehlgriffen auf endlosen Irrwegen zu suchen. Wenn wir uns das Wunderwerk der mittelalterlichen Kultureinheit und ihren Wert zu vollem Verständnisse bringen, wird uns das Mittelalter auch in seinen herbsten Erscheinungen begreiflich. Doch darf auch nicht verkannt werden, daß das neue Heilsgut, die persönliche Geistesfreiheit, die Feuerprobe buchstäblich bestanden hat. Renaissance, Reformation und Revolution haben den Glauben gebrochen, daß die Kirchenlehre an sich die immer, überall und für alle gültige Wahrheit umfasse; sie haben einen Vorgang eingeleitet, der dem sinnenden Geiste Thomas Carlyles wie der Hereinbruch eines tausendjährigen Reichs der Anarchie erschienen ist. Aber ein bloßes Vergangenheitsereignis, wie die Weltherrschaft der römischen Kaiser, ist die Herrschaft der Päpste deshalb doch nicht. Rom besteht noch; es fordert und will, was es vor Jahrhunderten gewollt hat, als ihm die ganze westeuropäische Völkerwelt zu Füßen lag.

Freilich zeigt schon die mittelalterliche Einheit allerorten die Linien und Streifen, denen gemäß sie späterhin zerfallen sollte. Hierbei bedeutet die Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert, die durch Ketzereien früherer Jahrhunderte verkündigt wird, nicht einmal das wesentliche Ergebnis; vielmehr verdankt die Reformation ihre Erfolge einem tiefern und ältern Gegensatze. Die von Anbeginn widerstrebende und von der Kirche nur scheinbar bewältigte Kraft bildet der germanische, in weiterer Fassung der indogermanische Völkergeist. Und so hart es auch klingen mag: die germanische, vielleicht die arische Volksseele überhaupt widerstrebt nicht allein dem römischen Kirchentume, sie gewahrt im Christentume (namentlich im athanasianischen) fremdartige Bestandteile, mit denen sie gerungen, die sie aber nie völlig bezwungen hat. Geschichtlich wurzelt das Christentum im Judentum und schleppt das jüdische Alte Testament seit nahezu zwei Jahrtausenden hinter sich her. Nun ist das Christentum zwar in Alexandria, Byzanz, Rom einer arischen Unbildung unterworfen worden; aber es wurde dabei weder hellenisiert

Digitized by Google

noch romanisiert, sondern nur dem Völker-, Kultur- und Gedankengemenge angeähnelt, das das sinkende Römerreich erfüllte. Mit ungleichartigen, seltsamen, kaum verständlichen Zusätzen beladen, kam der christliche Glaube zu den Germanen. Dementsprechend war deren Bekehrung zunächst mehr oder weniger äußerlich (vgl. die Ausführungen des Herausgebers auf S. 177 von Hans Meyers „Deutschem Volkstume"); Hut und Fortbildung der Religion lagen der Geistlichkeit ob, die ihr Lehramt herrschaftlich ausübte und sich von den Laien durch ihre Gelübde und das gottesdienstliche Latein schied. Wohl haben sich Germanen und Romanen schließlich dem kirchlichen System unter- und eingeordnet; doch Fühlen und Denken der Völker blieben zu einem guten Teil unchristlich, trotz Sakramenten und guten Werken: die germanische Volkspoesie beweist das deutlich genug.

Kaum minder fremd steht das Leben und Dichten des europäischen Adels, die ritterliche oder höfische Welt, dem herrschenden Glauben gegenüber. In dem, was den bildsamen Kern aller Welt- und Lebensanschauung ausmacht, der Wertung von Tugend und Untugend („scientia boni et mali"), gehen Geistlichkeit und Adel auseinander. Folgerichtig entwickelt sich ein besonderes adliges Bildungswesen neben dem kirchlichen; auf lebende Sprachen, weltmännisches Benehmen, Dicht- und Tonkunst wird das Hauptgewicht gelegt. Auch das Bürgertum der Städte hat in seinen Zünften und Gilden Organe eines ständischen Bildungswesens gehabt; ja die Handel- und Gewerbetreibenden erzwingen sich im 15. Jahrhundert die Errichtung deutscher Schreib- und Leseschulen neben den lateinischen Gelehrten- und Mittelschulen.

Die Geschichte liebt das Nebeneinander unvereinbarer Widersprüche. Als der Adel weitab vom Christentum in Welt- und Fleischeslust verloren schien, da hat ihn die Kirche durch das Abenteuer der Kreuzzüge (Bd. VI) ihren Zwecken dienstbar gemacht. Und als sich die niedern Schichten gegen die Ideale der Geistlichkeit und des Adels auflehnten, gewannen die Bettelmönche (Mendikanten) die untern Kreise eigentlich erst für das Christentum und pflanzten in die engen Herzen das Sehnen nach einer volkstümlichen, gemeinverständlichen, vereinfachten, gereinigten Lehre. Luther, selbst einst Bettelmönch, erntete, was seine Standesgenossen in drei Jahrhunderten gesät hatten.

Bettelmönche waren es auch, die Dominikaner (Predigermönche) und die Franziskaner (Minderbrüder), die die Scholastik auf ihren Gipfel gebracht, aber bald mit den Keimen der Zersetzung versehen haben. Auf die beiden Dominikaner Albert Graf von Bollstädt (Albertus Magnus; 1193—1280) und Thomas von Aquino (1225—74), die den Riesendom der Scholastik bis zur Kreuzblume hinauf vollendet haben, kamen die beiden Franziskaner Johannes Duns Scotus (1265/74—1308) und Wilhelm Occam (1270—1347), die den Bau wieder abzutragen anfingen. Thomas, der größte aller Kirchenlehrer, teilte die Glaubenswahrheiten in zwei Arten ein: in solche, die philosophisch beweisbar, folglich vernunftgemäß seien, und in die rein christlichen Dogmen oder Mysterien, die zwar nicht erweislich, aber auch nicht widerlegbar, wohl übervernünftig, doch nicht widervernünftig seien, z. B. die Dreieinigkeitslehre. Duns Scotus und seine Schüler (die Scotisten) engten das Gebiet der erweislichen Wahrheiten immer mehr ein. Occam endlich leugnete jedwede Übereinstimmbarkeit zwischen Vernunft oder Philosophie und Glauben; die geoffenbarten Wahrheiten galten ihm nicht als Gedanken, sondern als Willküren Gottes; darum forderte er bedingungslose Unterwerfung unter den Glauben und Sonderung des Denkens vom Glauben. Gehen nun Denken und Glauben, Philosophie und Theologie, Wissenschaft und Religion ihre eignen Wege, so ergibt sich das Widerspiel aller Scholastik: die „Lehre von der zwiefachen Wahrheit", der

Digitized by Google

theologischen und der philosophischen, wo der menschliche Geist dann nur die Wahl hat, sich zu Gunsten der einen gegen die andre zu erklären. Hüben vernunftloser Glaube, drüben glaubenslose Vernunft. Oder auch: was in der Theologie richtig ist, kann in der Philosophie falsch sein, und umgekehrt.

3. Der Humanismus.

Bis zu diesem Zwiespalte war das Denken gelangt, als die ungeheure kulturgeschichtliche Revolution über Europa hinbrauste, die man als Humanismus und Renaissance bezeichnet. Da dem Anschwellen der neuen Geistesflut bis zum Höhestande das erste Drittel des II. Abschnitts im siebenten Bande gewidmet ist, seien hier nur die Wandlungen der Wissenschaft und des Bildungswesens während jenes Zeitalters kurz geschildert. In diese Zeit fällt ein kulturgeschichtliches Ereignis, von dem alle andern Ereignisse des Übergangsalters ihre Wirkungskraft empfangen haben: die Buchdruckerkunst ist erfunden worden (vgl. Bd. VII, S. 237). Mit ihr beginnt das Zeitalter der Selbstbildung. Das schriftliche siegt über das gesprochne Wort; die Litteratur zerbricht ihre ständischen Fesseln und die Schranken des Schulmonopols. Obgleich Kirche und Staat das gedruckte Buch alsbald ihrer Zensurgewalt unterwerfen, öffnet sich dem freien Denken des Einzelwesens ein vorher nicht dagewesener und kaum geahnter Spielraum der Verbreitung.

Die enge europäische Welt steht unter dem Zeichen der Ausdehnung. Künstler, Gelehrte und Thatmenschen entdecken das Niebeachtete rund um sich: die äußere, die innere Natur, die Besonderheit der Mitmenschen, der Völker und Staaten, das Relative diesseits des Absoluten. Ihr historischer Gesichtskreis verbreitert sich ebenso, wie ihr geo- und kosmographischer. Mit den Größenverhältnissen ändert sich der Maßstab, das System der Werte, Inhalt und Ziel des lebendigen Daseins. Die schöpferischen Geister brechen mit einer Fülle und Gewalt hervor, wie kaum in einem andern Abschnitte der Geschichte, den altgriechischen vielleicht ausgenommen; nicht an einem auserlesenen Orte, nicht bei einem auserwählten Volke, sondern überall, obgleich die Romanen bevorzugt zu sein scheinen. Eine Zeitlang, vom 12. Jahrhundert ab, war der Schwerpunkt des Kulturlebens nach Nordfrankreich gerückt: Paris war der Brennpunkt des geistigen Europas geworden. Im 14. und 15. Jahrhundert bekam Italien die Führung wieder; Florenz schwang sich zur Hauptstadt des abendländischen Gesittungskreises empor. In der Heimat Dantes und Petrarcas erhielt der Humanismus seine schöngeistige Richtung; so fügte er sich dem künstlerisch gerichteten Zeitalter der Wiedergeburt harmonisch ein.

Nicht das enzyklopädisch breite Wissen, sondern das gebildete Können galt von nun an als die reifste Frucht der Gelehrsamkeit. Die neulateinische Dichtung in antik quantitierenden Maßen lagerte sich selbstbewußt über die mittelalterliche Hymnen- und Vagantenpoesie mit ihren dem Geist der modernen Sprachen so zusagenden, auch uns noch so gefallsam ins Ohr klingenden Accentrhythmen. Die humanistischen Poeten vereinigten sich zu Brüderschaften, bildeten einen internationalen Orden ohne Regel, eroberten sich an einzelnen Universitäten die Sonderstellung einer Fakultät und tyrannisierten als die Spender des Rufs bei Mit- und Nachwelt die Zeitgenossen. Wenn sich die Poeten zur Prosa herabließen, so wetteiferten sie mit Cicero und Livius. Auch die Mittelschule sollte kein Latein lehren, mit dem die Menschen ihre Gedanken nach ihrer Art auszudrücken im stande wären, sondern ein klassisches Latein, das sich die redlichste Mühe gab, dem ciceronianischen gleichzukommen.

Digitized by Google

A. Die Philologie.

Es gereicht dem Humanismus zur Ehre, daß er die erste Entwicklungsstufe im Lebensgange der Philologie und Altertumswissenschaft bildet. Durch das Studium der Klassiker erhielten die Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit, die Staatswissenschaft neue Antriebe. Auch Philosophie und Theologie gingen nicht leer aus; bis in die Naturwissenschaft hinein lassen sich die klassischen Anregungen verfolgen, ja selbst dorthin, wo Studium und thätiges Leben einander berühren. Je weniger ein Gebiet einfacher Nachahmung zugänglich war, desto freier bewegte sich auf ihm der ins Unerforschte hinaustreibende Geist. Die erste Zeit des philologischen Humanistentums war die des Aufspürens, Entdeckens, Sammelns, Bewahrens, Abschreibens der Handschriften und der begeisterten Aufnahme des Griechischen, dessen Studium durch byzantinische Lehrer vermittelt wurde; damals glänzten die Italiener Gianfrancesco Poggio Bracciolini (1380—1459), Francesco Filelfo (1398—1481), Enea Silvio de' Piccolomini (1405—64), Lorenzo della Valle (1407—57), Pomponio Laeto (1428—98) und die Griechen Manuel Chrysoloras (gest. 1415), Georgios Gemistos Plethon (1355—1450), Theodoros Gaza (1398—1478), Kardinal Basilios Bessarion (1403—72), Konstantin und Johannes Laskaris (1434—1501; 1445—1535). Gegen Ende des 15. Jahrhunderts folgt diesem Abschnitte das Zeitalter der ersten Drucke klassischer Schriften. Gelehrte treten in die Dienste der Drucker, und die Drucker werden Gelehrte. Es ist das Zeitalter der editiones principes (Jungfernausgaben) und der Druckerfamilien: der Manucci (Aldus und Paulus Manutius) in Venedig, der Giunta in Florenz, denen die Baseler und Frankfurter Buchdrucker (Amerbach und Froben; Feyerabend) an die Seite treten, die Gryphius in Lyon, die Stephanus (Estienne) in Paris und die Elzevir in Leiden nachfolgen.

So wenig wie in Italien war im übrigen Europa der Humanismus eine unvorbereitete, der Vorgängerschaft entbehrende Erscheinung. Die Litteraturgeschichte berichtet von einer karolingischen und ottonischen „Renaissance". Niemals hatte die lateinische Dichtung üppigere Blüten getrieben als im 12. Jahrhundert. Einem Hildebert von Tours (1057—1134), einem Philippe Gualtier von Châtillon, dem Dichter der Alexandreis (um 1178), einem Alain (Alanus) ab Insulis (1114—1202/3) gesellten sich Prosaiker bei, die ein reines, feines, geistreiches Latein schrieben, wie Johann von Salisbury (1120—80). Während im 14. Jahrhundert Italien den Vorläufern des großen Zeitalters der Wiedergeburt den Ursprung gab, bildeten im Deutschen Reiche der Hof Karls IV. in Prag und die Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben (Fraterherren; vgl. Bd. VII, S. 151) in den Niederlanden Mittelpunkte der Pflege eines den Klassikern angenäherten Stils. Seit den Kirchenversammlungen in Konstanz und Basel faßte der italienische Humanismus diesseit der Alpen allmählich festen Fuß. Im Übergange vom 15. zum 16. Jahrhundert wimmelte Deutschland bereits von „Poeten", unter denen auch ernste Gelehrte waren, wie es denn auch Humanisten gab, die sich der Poeterei ganz enthielten. Als Bekämpfer des scholastischen Wissens- und Unterrichtsbetriebs gerieten sie in zunehmenden Gegensatz zur päpstlichen Kirche. Seit Luthers Auftreten gingen sie in hellen Haufen zur neuen Lehre über. Freilich gerade der bedeutendste nicht (vgl. Bd. VII, S. 313), Desiderius Erasmus von Rotterdam: er, der Herausgeber des Neuen Testaments in der Ursprache, dem die griechischen Studien so viel zu danken hatten, wie dem Johann Reuchlin (1455—1522) das wissenschaftliche Studium des Hebräischen. Waren die italienischen Humanisten vorwiegend Hof-, Welt- und Lebemänner, so blieben die deutschen zumeist Schulmänner; aus ihrer Mitte ging Luthers

Digitized by Google

Nebensonne, Philipp Melanchthon (ebenda, S. 249), hervor, der sich durch seine dem Unterricht zugewandte Thätigkeit und durch seine bis ins 19. Jahrhundert fortwirkenden Lehrbücher den Ehrennamen eines praeceptor Germaniae erworben hat.

Der Eifer, mit dem die Grammatik der alten Sprachen betrieben wurde, pflanzte sich auch auf das Gebiet der lebenden fort. Solche Arbeiten waren die ersten ihrer Art, da die Scholastik es unter ihrer Würde gefunden hatte, den Volkssprachen auch nur die Daseinsberechtigung zuzugestehen. Schon Dante war mit einer Schrift (de vulgari eloquentia) vorangegangen; aber es dauerte zwei Jahrhunderte, bis Pietro Bembos italienische Grammatik (1525) ein Vorbild bot, wie moderne Sprachen zu behandeln seien. Die ersten, um 1530 erschienenen Versuche, das Deutsche grammatikalisch zu bearbeiten, fallen zwar zeitlich mit der für die Nation so sehr wichtigen Schöpfung einer gemeindeutschen Schriftsprache durch M. Luther zusammen, halten sich aber noch in den Niederungen der Rechtschreibe- und Lesekunst; so die Büchlein von Fabian Frangk, Johann Kolroß aus Basel und Valentin Ickelsamer (um 1527). Eigentliche Sprachlehren schrieben 1573 Albert Ölinger und Laurentius Albertus, deren Arbeiten von der Grammatik des Johannes Clajus (1578; bis 1720 neu aufgelegt) übertroffen wurden, dem es um die Festsetzung der ohnehin bereits maßgebenden lutherischen Sprache zu thun war. Schon vorher (1558) hatte der deutsche Polyhistor Konrad Gesner (1516—65) den Versuch gemacht, die ihm zugänglichen Sprachen zu vergleichen; sein „Mithridates" (1555) ruht aber noch auf der (erst nach zwei Jahrhunderten erschütterten) Ansicht, daß das Hebräische die paradiesische Ursprache der Menschheit und jede andre Sprache nur ein verunreinigtes Hebräisch sei.

B. Die Geschichtschreibung.

Schrecken die Humanisten nicht davor zurück, „barbarische" Verse in barbarischen Zungen herauszugeben, so kann es nicht wundernehmen, daß sie auch Geschichtsquellen aus barbarischen Zeiten in einem mindestens unklassischen Latein zum Drucke beförderten. Auf geschichtliche Studien wurden die Humanisten hingewiesen, wenn sie Schriftsteller des Altertums erklären wollten. Noch mehr wirkte der Nachahmungstrieb auf diese Gelehrten, die es einem Cäsar oder Livius, Sallust oder Tacitus gleichmachen wollten. Wie Jakob Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance" dargelegt hat, erwachte im 15. Jahrhundert nicht allein der Sinn für die unheilige Welt im allgemeinen, sondern ganz besonders die Freude des Menschen am Menschen, das Verständnis für die Persönlichkeit, für Glanz und Ruhm. Daher die Menge der litterarischen Bildnisse, der Lebens- und Selbstlebensbeschreibungen, der Denkwürdigkeiten und Briefe. Solche Darstellungen gerieten um so besser, je mehr sie sich von den klassischen Vorbildern freihielten; ja, die besten Geschichtswerke sind nicht lateinisch, sondern in den entwickeltern Landessprachen: italienisch, spanisch, portugiesisch, französisch, verfaßt. Für die entlegne Vergangenheit fehlte den Menschen der Renaissance die Fülle eines durchgearbeiteten Quellenstoffs, der kritische Sinn, das Sichhineinversetzen; aber mit der Zeitgeschichte fühlten sie sich vertraut. Und doch sind ihre weltberühmten zeitgeschichtlichen Werke nicht einmal das Beste, was sie für die Historie gethan haben: das leisten sie vielmehr in Briefen u. s. w., wenn sie über ihre eigne Thätigkeit oder über Selbstgesehnes und Ausgekundschaftetes berichten.

a) Die Romanen.

Wie in den schönen Wissenschaften und Künsten nahm Florenz auch in der Geschichtschreibung den ersten Platz ein. Schon in Zeiten, die man zum finstersten Mittelalter rechnet,

Digitized by Google

hatte es Geschichtschreiber gehabt, wie die beiden Villani, Giovanni und Matteo, deren Überlegenheit zu Tage tritt, wenn man ihr Werk mit den gleichzeitigen Chroniken der deutschen Städte vergleicht. Im 15. Jahrhundert erzählten die stilkundigen Humanisten Leonardo Bruni und Poggio (S. 387) die Geschichte der Arnostadt. Doch erst im 16. Jahrhundert erreichte die florentinische Erzählungskunst ihre Höhe; sie dehnte ihren Gesichtskreis über Italien aus, erweiterte sich zur Weltgeschichte. Neben Nicolo Machiavelli (1469—1527), dessen „Istorie fiorentine" in seinem Todesjahr erschienen, und Francesco Guicciardini (1483—1540), dem Verfasser der 1561—64 gedruckten „Istoria d'Italia" und einer erst von Giuf. Canestrini (1859) herausgegebnen Geschichte von Florenz zwischen 1378 und 1509, leuchten Männer wie Bernardo Rucellai, Jacopo Nardi, Filippo Nerli, Benedetto Varchi, Giambattista Adriani.

Eine andre Warte, von der sich die Zeitgeschichte gut beobachten ließ, war Rom. Hier verbrachte der vielgereiste Enea Silvio (S. 387), nachdem er 1458 als Pius II. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, den Abend seines Lebens, ein scharfsichtiger Kenner von Land und Leuten, Verfasser interessanter Denkwürdigkeiten und einer Geschichte Friedrichs III. Ihm widmete der größte Altertumsforscher unter den Humanisten, Flavio Biondo (1388—1463), seine „Roma triumphans" (1459), das erste Handbuch der Archäologie, derselbe Mann, von dessen Geschichte Italiens vom Verfalle des Römerreichs bis 1452 Pasquale Villari sagt, mit ihr fange die Geschichte an, eine Wissenschaft zu werden, mit ihr sei die historische Kritik geboren. In Rom schrieb Bartolommeo Sacchi gen. Platina (1421—81) seine freimütigen Biographien der Päpste, hier sammelte Paolo Giovio (1483—1552) den Stoff zu seinen zeitgeschichtlichen Arbeiten, hier gab Giorgio Vasari (1511—74) seine Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer und Baumeister von Giovanni Cimabue (um 1240—1302) bis 1550 heraus und begründete damit die Künstlergeschichte. Außer Florenz und Rom hatten auch Venedig, Genua, Mailand, Neapel ihre Historiker, deren Blick weit über die Marken ihres Stadtgebiets hinausreichte.

Seitdem Spanien an den Welthändeln teilnahm und zum führenden Großstaat heranwuchs, brachte es Historiker hervor, die den Vergleich mit den Italienern aushalten: Hernando del Pulgar (geb. 1486), der Chronist Ferdinands und Isabellens; Juan Gines Sepulveda (gest. 1574) und Prudencio de Sandoval, die Biographen Karls V.; Geronimo Zurita (gest. 1580), der Geschichtschreiber Aragons, und sein Fortsetzer, Luperno Leonardo de Argensola; Diego Hurtado de Mendoza (1503—75), der klassische Darsteller des von Philipp II. 1568 gegen die Moriscos geführten Kriegs. An litterarischem Ruhm und an Beliebtheit wurden sie alle von dem Jesuiten Juan Mariana (1536—1623) übertroffen, obwohl er sie ziemlich rücksichtslos ausgeschrieben hat. Die Entdeckung der Neuen Welt fand ebenfalls hervorragende Darsteller, abgesehen von den Berichten der Konquistadoren und den Schilderungen der Geographen. Wie die Spanier ihren Gonzalo Hernandez de Oviedo (geb. 1478), Francisco Lopez de Gomara (geb. 1510), las Casas (1474—1566; vgl. Bd. I, S. 397) und Jos. (?) Acosta (1539—99), so rühmten die Portugiesen die Verherrlicher ihrer Entdeckungsfahrten: Damião de Goes (1501—73), Andrea de Resende, Geronymo Osorio (1500—80), João de Barros (1496—1570), Affonso d'Albuquerque, den Sohn des großen Vizekönigs von Indien (Bd. II, S. 439), und namentlich Luiz Vaz de Camões (1525—80), den unsterblichen Dichter der „Lusiaden" (1572).

Mit den Italienern und Spaniern können sich die Franzosen des 15. und 16. Jahrhunderts in der Geschichtschreibung nicht messen; dagegen übertreffen, wie früher und später, ihre Memoirenschreiber die der andern Völker. Noch an der Schwelle des 16. Jahrhunderts

Digitized by Google

fanden Chronisten und Fabulisten, wie Nicole Gilles (gest. 1503), Rob. Gaguin (gest. 1501), André de la Vigne u. s. w., ein dankbares Publikum. Einen höhern Rang nehmen die Geschichtschreiber ein, die dem 16. Jahrhundert angehören: Bernard de Girard Seigneur Du Haillan (1535—1610), Nicolas Vignier (1530—96), Estienne Pasquier (1529—1615), François Beaucaire de Peguillon (1514—91/3) und Jean de Serres, dessen zeitgeschichtliche Aufzeichnungen bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts reichen. Sie alle werden von dem Geschichtschreiber des Zeitalters der Religionskriege, Jacques Auguste de Thou (1553—1617), in den Schatten gestellt, dessen „Historia mei temporis“ (auch „Thuana“ genannt) die Ereignisse von 1544—1607 auf staatlichem, kirchlichem, litterarischem Gebiet umfaßt. Unter den Memoirenschreibern nimmt Philippe de Commynes (1443—1511) den ersten Platz ein, ein Augenzeuge der Thaten Ludwigs XI. und Karls VIII., ein durchdringender Beobachter, liebenswürdiger Erzähler, verständiger Beurteiler, guter Patriot. Ihm zunächst stehen Martin Du Bellay Seigneur de Langey (gest. 1559), Blaise de Monluc (1503—77), dessen „Commentaires“ Heinrich IV. mit dem Namen Soldatenbibel kennzeichnete, und Michel de Castelnau (1520—92). Von den sittlichen Zuständen Frankreichs im Übergange zum 17. Jahrhundert gewähren die anekdotenartigen Werke Pierres de Bourdeilles Abts von Brantôme (1540—1614), darunter die „Vies des dames galantes“, und die Denkwürdigkeiten Margaretas (Margots) von Valois (1553—1615), deren Vermählung mit Heinrich IV. am 17. August 1572 das Zeichen zu den Greueln der Bartholomäusnacht (Bd. VII, S. 273) gab, eingehende Kunde.

b) Die Deutschen.

Bei der Zurückgebliebenheit ihrer Muttersprache waren die humanistisch gebildeten Deutschen noch mehr als die Romanen geneigt, lateinisch zu schreiben. So hat auch der einzige deutsche Zeitgeschichtschreiber ersten Rangs, Johannes Philippson gen. Sleidanus (1506 bis 1556), seine urkundlich genaue Darstellung der Zeit Karls V. lateinisch verfaßt. Lateinisch sind auch die Werke über die ältere Geschichte und die Altertümer Germaniens verfaßt, die sich durch ihren nationalen Enthusiasmus auszeichnen: die Schriften von Johannes Spießhaymer gen. Cuspinian (1473—1529), Wilibald Pirckheimer (1470—1530), Jakob Wimpheling (1450—1528), Franz Irenicus (1495—1559), Bild von Rheinau gen. Beatus Rhenanus (1485—1547). Eindringendere Pflege noch als die allgemeine deutsche Geschichte fand die Landes- und Stadtgeschichte. Auf dem Felde der Territorialgeschichte standen der Herodot Bayerns, Johannes Turmair gen. Aventin (1477—1534), Albert Krantz (gest. 1517), der Geschichtschreiber des deutschen Nordens, und der Schweizer Chronist Ägidius (Gilg) Tschudi (1505—72) obenan.

Aus Deutschland, wo sich im 16. Jahrhundert der Geschichtsunterricht an den höhern Schulen einbürgerte, stammten auch die in ganz Europa verbreiteten Lehrbücher der Weltgeschichte. Seit 1474 verdrängte des Werner Rolevinck (1425—1502) „Fasciculus temporum“ die dürren Abrisse der Dominikaner. Weite Verbreitung fanden auch Hartmann Schedel (1440—85) und Johannes Nauclerus (um 1430—1510) mit ihren Weltchroniken, die von den Gedanken ihrer Zeit noch nicht berührt sind. Dagegen ist die deutsch geschriebne „Chronica: Zeitbuch und Geschichtbibel“ Sebastian Francks (1499—1542) erfüllt von wiedertäuferisch radikalem Geiste. Das katholische, aus dem Zeitalter der Kirchenväter stammende Geschichtssystem bekam seine zeitgemäß protestantische Umformung durch Philipp Melanchthon (S. 388), den Bearbeiter der Chronik Joh. Carions (1489—1538). Von Sleidans Leitfaden der Weltgeschichte („De quatuor monarchiis“) sind einige siebzig Auflagen erschienen.

Digitized by Google

Bahnbrechend hat sich der Geist des Protestantismus nur auf einem Gebiete der Historie gezeigt: auf dem der Kirchengeschichte. In den Jahren 1559—74 erschien zu Basel unter Leitung des Lutheraners Matthias Francowich (Vlacich) genannt Flacius Illyricus (1520—1575) das große Werk der Magdeburger Centuriatoren, so genannt, weil die gelehrte Gesellschaft, die es herausgab, in Magdeburg zusammentrat und der Stoff nach Jahrhunderten (Centurien) abgeteilt war. Mit schonungsloser Kritik wurden die ersten dreizehn Jahrhunderte der Kirchengeschichte von den überlieferten Fabeleien gesäubert; im übrigen war das Werk ein charakteristisches Erzeugnis der konfessionellen Engherzigkeit, worin die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts kaum wieder erreicht worden ist. Indem aber die katholische Kirche dem Angriff entgegentrat, kam der kritische Geist überhaupt zum Durchbruch und erwies sich als Heilmittel gegen die Ausartungen der Parteilichkeit.

C. Die Staats- und Rechtswissenschaften.

a) Die Staatswissenschaften.

Mit den geschichtlichen Studien des Zeitalters der Wiedergeburt steht das Studium der Staatswissenschaften in engem Zusammenhange. Die „Politik" des Aristoteles und die „Republik" Platons gehörten zu den gelesensten Büchern des 16. Jahrhunderts. Den Anregungen, die man von diesen Philosophen empfing, gesellten sich die Beobachtungen bei, die den antiken Geschichtschreibern entnommen oder durch sie geweckt wurden. Wohl hatten auch die Scholastiker dem Aristoteles wesentliche Leitgedanken ihrer Staatslehre abgeborgt; jedoch die von ihnen am leidenschaftlichsten erörterte Frage war ganz unantik, sie betraf das Rangverhältnis von Staat und Kirche. Die Streitigkeiten zwischen den Verfechtern der geistlichen Allgewalt: Thomas von Aquino (S. 385), Egidio de Colonna oder Ägidius von Rom (gest. 1316), Augustinus Triumphus (1243—1328), Alvarus Pelagius (gest. 1352), und den Vorkämpfern für die Selbstherrlichkeit der weltlichen Macht: Jordanus von Osnabrück (gest. um 1283), Engelbert von Admont (gest. 1331), Dante (Bd. VII, S. 142), Occam (S. 385), Marsilio Raimondini von Padua (um 1270—1336/43), Lupold von Bebenburg (Bd. VII, S. 150), waren im Zeitalter Machiavellis, des Staatsphilosophen der Renaissance, verschollen. Der berühmte Florentiner war seinem Berufe nach praktischer Staatsmann gewesen; als seine diplomatische Laufbahn 1512 ihr Ende genommen hatte, wandte er sich der Schriftstellerei zu, wohl um sich von neuem den Weg zu den Geschäften zu bahnen. Außer der (auf S. 389) erwähnten Geschichte von Florenz verfaßte er die „Diskurse über die erste Dekade des Livius" (Wien 1532), die „Sieben Bücher über die Kriegskunst" und das Büchlein vom Fürsten (il principe; Rom 1535). Machiavelli lebt und webt in der Gegenwart; er schreibt für die Zeitgenossen. Italien, der Tummelplatz und die Beute der Fremden, das Land der eignen Ohnmacht und der fremden Übermacht, soll befreit und geeinigt werden. Aus der Geschichte Roms, an der Kriegskunst der Alten soll die Mitwelt lernen, wie ein Staat gegründet und befestigt wird. Nur ein Einzelner, ein Gewaltherr, ein Schrankenloser scheint ihm geeignet, sein Vaterland zu retten, ein Un- und Übermensch, wie Cesare Borgia (vgl. die „Renaissance" des Grafen J. A. Gobineau). Den jungen Lorenzo II. de' Medici (geb. 1492) will er für das Rettungswerk erziehen; ihm legt er die Mittel ans Herz, die die Staatskunst nie hat entbehren können, doch die zu nennen oder gar zu empfehlen die Menschen allzeit Scheu getragen haben.

Mit den Gründen des Gedeihens der Staaten hat sich auch nach Machiavelli die politische Theorie gern beschäftigt. Die deutschen Protestanten beugten sich nach Luthers Vorbild vor

Digitized by Google

der Fürstengewalt als der einzigen haltbaren Stütze ihrer kirchlichen Neuerungen. Selbst die Hugenotten beriefen sich nur in der Hitze des Kampfs auf die Volkssouveränetät gegen die Könige; desgleichen bewahrten die Schotten, Georg Buchanan (1506—82) insbesondere, bei ihren Streitigkeiten mit der Krone eine konservative Haltung und beriefen sich auf ihr gutes altes Recht. Allein bei den Vorkämpfern der katholischen Restauration, bei den Jesuiten Jakob Laynez (1512—65), Robert Bellarmin (1542—1621), Mariana (S. 389), trat die Lehre von der Volkssouveränetät immer mehr in den Vordergrund; sie diente zunächst als Behelf, die Ansprüche der Kirche auf ihre Oberhoheit über Fürsten und Völker zu erneuern. Der hervorragendste Staatsdenker aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Franzose Jean Bodin (1530—96), war der Haupttheoretiker des Souveränetätsbegriffs. Sein Bestes hat er in dem Werke vom Staate („De la république"; Paris 1577) geleistet, „dem fleißigsten, durchdachtesten und am meisten anerkannten Buche, welches das Jahrhundert über diesen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat" (Ranke).

Neben Aristoteles hat Platon doch immer nur eine beschränkte, heimliche Wirkung ausgeübt. Platonischen Einflüssen ist wohl das geistreichste Büchlein zu verdanken, das in neulateinischer Prosa je verfaßt worden ist: die „Utopia" des Sir Thomas More (1478—1535). Der Großkanzler Heinrichs VIII. und Blutzeuge seiner Rechtsüberzeugung ist damit der Schöpfer eines besondern Litteraturzweigs geworden, der den Namen seines unsterblichen Büchleins führt. Hinter anmutigem Beiwerke verbirgt er das verdammende Urteil über Staat und Gesellschaft der Wirklichkeit, indem er zugleich das Bild einer idealen Staats- und Gesellschaftsordnung auf Grundlage des Gemeineigentums erstehen läßt. Auch in Utopien gibt es eine Religion, gibt es Priester; aber wie ferne stehen Mores Gedanken einer Idealisierung der katholischen Hierarchie, wie sie (Giovan Domenico, gen.) Thomas Campanellas (1568—1639) „Sonnenstaat" enthält, an dessen Spitze ein unumschränkter Oberpriester steht, ein Großherr des Wissens!

b) Die Rechtswissenschaft.

Wie die Staatslehre, so hat auch die Rechtswissenschaft im Zeitalter des Humanismus verjüngende Antriebe empfangen. Schon Jahrhunderte zuvor waren römisches Recht, langobardisches Recht (namentlich Lehensrecht) und Kirchenrecht Gegenstände wissenschaftlichen Studiums geworden. Solange Italien die Führerschaft innehatte, beschränkte sich die Wissenschaft auf eine praktischen Zwecken dienliche Erläuterung der Rechtstexte. Den Glossatoren Irnerius (um 1050—1130) und Accursius (1182—1259/63) folgten die Postglossatoren Bartolus (1314—57) und Baldus de Ubaldis (1327—1400), die das Recht in die Zwangsjacke der scholastischen Methoden einschnürten, aber auch den Veränderungen Rechnung trugen, die es durch den Gebrauch innerhalb einer Umwelt erleiden mußte, welche von der altrömischen grundverschieden war. Als nun im humanistischen Zeitalter den Erklärern eine Fülle bis dahin unbekannter Hilfsmittel zu Gebote gestellt ward, schoben sie die bisherigen unzulänglichen Leistungen beiseite und machten sich von neuem an die Arbeit. Thatsächlich sind die humanistischen Juristen tiefer in den eigentlichen ursprünglichen Sinn der Rechtsquellen eingedrungen als die mittelalterlichen Glossatoren; auch versuchten sie die Begriffe und Sätze des römischen Rechts, die im Corpus juris durcheinander geworfen sind, systematisch zu ordnen. Der Hauptvertreter der historisch-philologischen Rechtswissenschaft war Jacques Cujas genannt Cujacius (1522—90), der erste große Systematiker Hugues Doneau genannt Donellus (1527 bis 1591). Die französische Richtung (der mos gallicus im Gegensatze zum veralteten mos

Digitized by Google

italicus) fand in Holland, Deutschland, Spanien Eingang. Dementsprechend verödeten die Hörsäle der italienischen Rechtslehrer; ihre Schaffenskraft erlahmte, und im 17. Jahrhundert war die Rechtswissenschaft Italiens erloschen.

Mit dem bessern Verständnisse des römischen Rechts war gleichwohl dem modernen Europa wenig gedient, insofern als sein Rechtsleben, seine Gesetze auf germanischen Grundlagen beruhten. Schon hatte in den einzelnen Staaten der Vorgang begonnen, der bis zur Gegenwart reicht: das Verschmelzen und Sichverbinden römischer und germanischer Rechtsanschauungen in Lehre und Leben (Bd. VII, S. 243). Nur hat, wie auf allen Gebieten, der gemeineuropäische Vorgang in jedem der großen Kulturländer seine besondere Richtung eingeschlagen.

In der europäischen Rechtsgeschichte hatte vom 16. Jahrhundert an Frankreich die zielweisende Führerschaft. Seit der Völkerwanderung bestand hier ein Gegensatz zwischen dem Süden, wo das römische Recht vorwaltete (pays du droit écrit), und dem Norden, wo germanisches Recht, und zwar örtlich verschiednes, zunächst ungeschriebnes Gewohnheitsrecht herrschte (pays du droit coutumier). Bei der Vielheit der Ortsrechte (L. A. Warnkönig zählt deren 260) bot es ein heilsames Gegengewicht, daß durch die Rechtssprüche des königlichen Hofgerichts in Paris (Parlement) und durch die Satzungen (établissements, ordonnances) der Könige im Vereine mit den Reichsständen (états généraux) ein gemeinfranzösisches Recht entstand, neben dem allerdings die Coutumes ihre räumlich begrenzte Giltigkeit behaupteten. Königliche Gebote, die von Karl VII. (1453) bis Franz I. zu verfolgen sind, bewirkten eine offizielle Niederschrift der Gewohnheitsrechte, so daß nun die Rechtswissenschaft den unermeßlichen Rohstoff in Arbeit nehmen konnte. Der Ruhm, eine systematische Wissenschaft des französischen „gemeinen Rechts" begründet zu haben, gebührt Charles Du Moulin (1500 bis 1566) und Antoine Loysel (gest. 1617). Allein das durch die Könige geeinigte, zentralisierte Frankreich strebte einer Vereinheitlichung des Rechts zu: mit Ludwig XIV. begannen die gesamtstaatlichen Gesetzbücher, die mit dem Code Napoléon (S. 36) abschließen.

Wesentlich anders gestaltete sich das Ineinswachsen germanischen und romanischen Rechts in Deutschland. Von der Merowinger- und Karolingerzeit an, als die Volksrechte niedergeschrieben wurden, stand das deutsche Recht unter der Einwirkung römischer und später auch kirchenrechtlicher Vorstellungen. Im staufischen Zeitalter, als die deutsche Jugend nach Bologna strömte, um die Lehren der ersten Glossatoren aufzunehmen, setzte sich die Ansicht fest, das römische Recht sei, weil die römischen Kaiser als Vorgänger der römisch-deutschen Kaiser zu betrachten seien, das gemeine deutsche Recht mit Nebengiltigkeit gegenüber den Land- und Stadtrechten. Die Rechtslitteratur des 13. Jahrhunderts steht bereits unter dem Banne dieses Gedankens, weniger der „Sachsenspiegel" Eikes von Repgow (um 1230), als die Glosse dazu und der „Schwabenspiegel" (um 1260). Weil nun auch an den deutschen Universitäten die fremden Rechte gelehrt wurden und die hier oder im Ausland ernannten Doktoren in die Gerichtshöfe drangen (zuerst am Kaiserhof und beim Reichskammergerichte), so erfolgte eine förmliche Verschüttung des deutschen Rechts durch die Fremdrechte. An die Stelle der Schöffen traten allmählich die romanistisch gebildeten, ihrem Volk entfremdeten Richter; anstatt der Oberhöfe erteilten die Juristenfakultäten maßgebende Gutachten; zu Nutz und Frommen der Laien erschienen gemeinverständliche Rechtsschriften, wie Tenglers „Laienspiegel" (1509) und der von Sebastian Brant umgearbeitete „Klagspiegel" (1516). Im Deutschen Reiche konnte selbstverständlich während des 15. und 16. Jahrhunderts kein Grund zu einer national einheitlichen, reichsgiltigen Gesetzgebung gelegt werden, da die von der Mitte wegstrebenden Kräfte

Digitized by Google

noch im Wachsen waren. Es kam kennzeichnenderweise nur zu territorialen Vereinheitlichungen, zu „Landesordnungen"; doch regelte die 1532 veröffentlichte „peinliche Gerichtsordnung Karls V." (C[onstitutio] C[riminalis] C[arolina]) das Strafrecht und Strafverfahren für das gesamte Reich. Unbefleckt von romanistischen Gemengteilen blieb das deutsche Staatsrecht, dieses Ungeheuer an Verworrenheit, dem gleichwohl der deutsche Gelehrtenfleiß beizukommen suchte.

In England und in den skandinavischen Ländern blieben öffentliches und privates Recht vom Einflusse des römischen und kanonischen Rechts nahezu verschont. Seit der Reformation wurde das katholische Kirchenrecht völlig fallen gelassen; das römische Recht führte an den Universitäten ein lehrhaftes Still- und Scheinleben. Doch zeigt die englische Rechtslitteratur von Heinr. Bracton (um 1250) bis Sir Edward Coke (1552—1634), daß die Juristen des Inselreichs die Vorzüge des Fremdrechts wohl zu würdigen wußten.

D. Die Naturwissenschaften.

Die exakten, d. h. rechnenden und messenden, sowie die beschreibenden Naturwissenschaften haben im 15. und 16. Jahrhundert ebenfalls große Fortschritte gemacht. Man schöpfte aus altklassischen Werken, die überhaupt zum erstenmal oder doch zum erstenmal in echter Gestalt bekannt geworden waren, lernte neuentdeckte Strecken der Erdoberfläche kennen und wagte, da man so viele bisher feststehende Dinge ins Wanken geraten sah, den überlieferten Wissensstoff auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen, alten Fragen mit neuen Hilfsmitteln an den Leib zu rücken, unhaltbare Ansichten und Lehrmeinungen durch besser begründete zu ersetzen.

a) Die Naturforschung.

Seit dem 13. Jahrhundert war die Rechenkunst in eine neue Stufe getreten; das Rechnen mit indischen Ziffern faßte Boden. Von drei Seiten her, wie die aristotelische Philosophie, kam der sogenannte Algorithmus angezogen: von Spanien, über Byzanz und in entscheidender Weise von Italien her. Leonardo Fibonacci von Pisa (um 1180—1228) hatte in Bougie mit der indisch-arabischen Mathematik Bekanntschaft gemacht; sein „Liber abaci" brach sich aus praktischen Gründen alsbald Bahn. Außer dem Zifferrechnen verbreitete sich auch die Algebra oder, wie man in Italien sagte, regola della cosa, zu Deutsch „Coß". Vom Ende des 15. Jahrhunderts erschienen zahlreiche gedruckte Rechenbücher, auch solche in den Volkssprachen; gab es doch in Deutschland und Italien private Rechenschulen und Rechenlehrer für unlateinische Schüler. Als Verfasser von Rechenbüchern werden gerühmt: Fra Luca Paciuoli (um 1450—1500), Johann Widmann (um 1490), der sprichwörtlich gewordene Adam Riese (1492 bis 1559), Christoph Rudolff (1525), Michael Stifel (1487—1567) u. s. w. Der erfindungsreiche Joost Bürgi (1552—1632), seines Zeichens Uhrmacher, kam von selbst auf das Dezimalbruchrechnen, gleichzeitig mit Simon Stevin (1548—1620), und entwarf die erste, unbekannt gebliebene Logarithmentafel. Den Italienern Hieronymo Cardano (1501—76) und Niccolò Fontana genannt Tartaglia (gest. 1557) gelang die Lösung der Gleichungen dritten Grades; Cardans Schüler, Lodovico Ferrari (1522—65), lehrte die Auflösung von Gleichungen vierten Grades. Diese Männer haben sich auch um die Lehre von den imaginären Größen verdient gemacht.

Unter den geometrischen Disziplinen machte vornehmlich die für die Astronomie wichtige Trigonometrie Fortschritte. An das Ausrechnen von Tangententafeln wagte sich zuerst Johannes Müller genannt Regiomontanus (1436—76); Georg Joachim von Lauchen

Digitized by Google

genannt Rhe(ä)ticus (1514—76), Valentin Otho (um 1596), Bartholomäus Pitiscus (1561 bis 1613) verfertigten trigonometrische Tabellenwerke, von denen jedes das vorhergehende an Verfeinerung übertrifft. Kein Geringerer als der große Maler Albrecht Dürer (1471—1528) schrieb die erste darstellende Geometrie in deutscher Sprache für ungelehrte Handwerksleute (1525); er verfaßte auch ein Werk über Befestigungskunst (1527), als deren hervorragendste Theoretiker damals Daniel Speckle (1536—89) und Francesco Marchi (1506—98) galten.

Obwohl die Physik nicht auf dem alten Flecke stehen blieb, so wurde sie doch vor dem 17. Jahrhundert auch nicht in neue Bahnen hineingelenkt. Die wichtigen optischen Instrumente: camera obscura (1540) und Mikroskop (1590), sind noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts erfunden worden, das holländische Fernrohr kurz danach (1608). Außer der Optik hat auch die Lehre vom Magnetismus und von der Elektrizität Fortschritte gemacht. Nachdem die Deklination der Magnetnadel mindestens seit dem 13. Jahrhundert beobachtet worden war, entdeckte Georg Hartmann aus Nürnberg 1543 die Inklination. Als ein Naturforscher ersten Ranges muß William Gilbert aus Colchester (1540—1603) gepriesen werden: er hat zuerst erkannt, daß die Erde ein großer Magnet mit Nord- und Südpol sei; er hat als der erste die elektrischen von den magnetischen Erscheinungen getrennt und den Ausdruck Elektrizität geprägt. Noch soll Leonardos da Vinci (1452—1519) als eines Vorläufers Galileis in der Mechanik gedacht werden, wie denn überhaupt der große Künstler, das vielseitigste Genie der Neuzeit, der merkwürdigste Vorausahner und Vorwegnehmer einschneidender Zukunftsgedanken gewesen ist.

Die Chemie blieb während des 16. Jahrhunderts in den Traditionen der Alchimie befangen. Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493—1541) bildete nach dem Vorgange des Basilius Valentinus die Lehre von den drei alchimistischen Elementen aus: Schwefel, Quecksilber, Salz. Von dem Hallenser Andreas Libavius (gest. 1616) rührt das erste Handbuch der Chemie (1595) her.

Paracelsus begründete die iatrochemische Richtung in der Medizin, indem er erkannte, daß im gesunden und kranken Körper chemische Prozesse vor sich gehen. Für die Entwicklung der Medizin waren nicht die Lehrmeinungen des 16. Jahrhunderts entscheidend, sondern die anatomischen Entdeckungen eines Andreas Witting genannt Vesalius (aus einer Weseler Familie; 1514—64), eines Gabriel Fallopia (1523—62), Bartolommeo Eustachio (gest. 1574), Ulisse Aldrovandi (1522—1605) u. s. w. Dem Aufschwunge der Zergliederungskunst entspricht der Fortschritt in der Chirurgie; ihr Reformator war der Franzose Ambroise Paré (1517—1590). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es allenthalben anatomische Theater; auch der klinische Unterricht bürgerte sich nach dem Beispiele Paduas ein, das damals die erste Hochschule für Medizin war.

b) Die Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte hatte mehr als ein andrer Wissenszweig mit dem weltverachtenden Hochmute der mittelalterlichen Denkart und mit der Wundersucht kindischer Seelen zu kämpfen. Noch fanden der Physiologus und Elucidarius, volkstümliche Sammlungen der albernsten Fabeleien, ein gläubiges Publikum; nur schrittweise getrauten sich die Naturhistoriker, die Baumgänse, Einhörner, Greifen, Phönixe, Lindwürmer ins Märchenreich zu verbannen. Noch ganz auf die aristotelische Zoologie gründete Edward Wotton (1552) sein System. Neue Beobachtungen finden sich dagegen in den illustrierten Werken Konrad Gesners (S. 388), des Sprachforschers und Bibliographen, sowie des eben genannten Aldrovandi. Die anatomischen Studien, die Vesalius wieder belebte, wurden auch über das Tierreich ausgedehnt. Volcher

Digitized by Google

Coiter (1534—90) und Hieron. Fabricius de Aquapendente (1537—1619) trieben bereits vergleichende Anatomie und beobachteten die Entwicklung des Hühnchens im Ei. Leonardo da Vinci wußte schon die Versteinerungen als Reste einer untergegangnen Tierwelt zu deuten. Girolamo Fracastoro (1483—1553) ordnete und benannte die ihm bekannt gewordnen Petrefakten; von ihm stammen die Namen Trilobiten, Ammoniten, Belemniten u. s. w.

Unter den Botanikern der Zeit treffen wir wieder Gesner und die aus der botanischen Nomenklatur bekannten Namen eines Leonhard (von) Fuchs (1501—66), Adam Lonicer (1528 bis 1586; Kompilator), Matthias de l'Obel gen. Lobelius (1538—1616). Die erste theoretische Botanik, die über Theophrast, den Schüler des Aristoteles, hinausging, schrieb Andrea Cesalpini aus Arezzo (1519—1603). In den Werken über den Landbau widerfährt den humanistisch gebildeten Ökonomikern zumeist das Mißgeschick, daß sie die Lehren der Alten, die für das Mittelmeergebiet passend waren, mit den einheimischen Erfahrungen zusammenwerfen.

Die Mineralogie besaß nur einen namhaften Vertreter, Georg Bauer genannt Agricola (1494—1555), der auch ein „Bergwerksbuch" verfaßte: im Bergbau hatten damals die Deutschen den Vorrang in der Welt.

In der Kosmographie schuf sich das Jahrhundert ein Sammelbecken, wo sie all ihr natur- und menschengeschichtliches, himmel-, erd- und völkerkundliches Wissen ablagern konnte. Sebastian Münsters (1489—1552) „Cosmographia" (1544) ist das vorbildliche Werk dieser Art; ihm war Sebastian Franck mit seinem „Weltbuch" (1534) vorangegangen; beide sind nicht fabelrein und nicht stark in der Kritik. Höher als sie steht der Franzose André Thevet (um 1575). Guten staatenkundlichen Stoff darf man in den allgemein geographischen Büchern nicht suchen: solches ist vornehmlich in den geheimen Berichten der Gesandten enthalten; doch findet es sich auch in Einzelwerken, wie in Ogier Ghiselins de Busbecq (1522—92) türkischen Reisebriefen oder in Lodovico Guicciardinis (1523—89) Buch über die Niederlande.

In der physikalischen Erdkunde kamen die Gelehrten des 16. Jahrhunderts über unerklärte Thatsachen, vereinzelte Beobachtungen und Gelegenheitseinfälle nicht hinaus. Dagegen erklomm die mathematische Geographie eine achtbare Höhe. Nürnberg, dieser Sitz der zeichnenden Künste, wurde der Hauptort für das Kartenwesen. Hier verfertigten Martin Behaim (um 1436—1507) und Johann Schöner (1477—1547) 1492 und 1520 ihre „Äpfel" oder Globen; hier wagte sich Johann Werner (1468—1528) an neue Methoden, die Kugelfläche auf die Ebene des Papiers zu übertragen. Der größte Neuerer in der Kartographie war Gerhard Kremer gen. Mercator (1512—94), der Erfinder der konischen und der seinen Namen tragenden Mercator-Projektion. Was den Wert der Erdbilder des 16. Jahrhunderts betrifft, so erleidet er durch die mangelhaften Ortsbestimmungen, zumal der geographischen Längen, wesentlich Abbruch.

Noch ist der größten wissenschaftlichen Einzelthat des 16. Jahrhunderts zu gedenken. Der preußische Domherr Nicolaus Coppernicus (1473—1543) sah auf dem Totenbette die ersten Abzüge seines Lebenswerks, das unter dem Titel „De revolutionibus orbium caelestium" mit einer eigenmächtigen Vorrede Andreas Osianders erschien, die überschrieben war: De hypothesibus hujus operis. Dieser dem bewußt revolutionären Inhalte hinterrücks aufgepreßte Stempel des bloß Mutmaßlichen bewirkte, daß das dem Papste Paul III. gewidmete Buch zuvörderst keinen Anstoß erregte und den Ptolemäern willkommnen Anlaß zu vermeintlichen Widerlegungen bot. So blieb die neue Lehre eine Fachstreitfrage; erst als sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Glaubenswut in beiden Heerlagern steigerte, wurden die

Digitized by Google

Anhänger des heliozentrischen Systems verketzert. Für die Schulen blieb das 1616 auf den Index gesetzte Buch noch durch anderthalb Jahrhunderte tot; in den engern Kreisen der Wissenschaft begann die coppernikanische Theorie mit Kepler und Galilei ihren Siegeszug.

Freilich, der gefeiertste Astronom des 16. Jahrhunderts, Tycho Brahe (1546—1601), ein Meister der Beobachtungskunst, bekannte sich nicht zur coppernikanischen Weltanschauung, sondern suchte einen Mittelweg zwischen ihr und der ptolemäischen. Wenn Ptolemaios die Erde in der Mitte des Alls unbewegt ruhen, dagegen Sonne, Mond und Sterne um die Erde sich bewegen ließ; wenn Coppernicus lehrte, daß die um ihre Achse rotierende Erde samt den Planeten um die Sonne kreise: meinte Tycho, daß sich Erde, Mond und Sonne um die feste Erdachse, dagegen die Planeten um die Sonne drehen.

Bevor noch der Feldzug gegen Coppernicus eröffnet wurde, hatte die Kirche ein auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhendes Reformwerk durchgeführt, indem sie den julianischen durch den gregorianischen Kalender ersetzte (1582). Die Neuerung war von Gregor XIII. nach den Vorschlägen der Brüder Aloisio (gest. 1576) und Antonio Lilio angeordnet worden; der Bamberger Jesuit Christoph Clavius (1537—1612) erhielt den Auftrag, das amtliche Kalendarium auszuarbeiten (erschienen 1605). Der Widerstand gegen die Annahme der gregorianischen Reform gehört zu dem Stärksten, was konfessioneller Starrsinn geleistet hat: Preußen ist erst 1699, England 1752, die griechische Kirche noch heute nicht von Julius Caesar zu Gregor XIII. übergegangen.

E. Die Philosophie.

Es wäre wundersam gewesen, wenn in der bewegten Zeit, die so vieles stürzen und werden sah, nicht auch die allgemeine Weltanschauung, die Philosophie, ihre Züge verändert hätte. Mit dem von Italien ausgehenden Schlachtrufe „Platon gegen Aristoteles" war der Welt nicht gedient, da der Platonismus eines Marsilius Ficinus (1433—99) nur ein abgeschwächter Neuplatonismus war. Auch die Streitigkeiten über das rechte Verständnis des Aristoteles zwischen den zwei Auslegeschulen der Alexandristen und Averrhoisten hatte für Außenstehende so wenig Reiz wie das Gezänk der Anti-Aristoteliker in der Art des Pierre de la Ramée (Petrus Ramus; 1515—72). Die Gärung der Geister fand in den Schriften der italienischen Naturphilosophen ihren vollkommensten Ausdruck. Der größte unter ihnen, der als Märtyrer seiner Überzeugungen den Feuertod erlitten hat, war Giordano Bruno aus Nola (1548 bis 1600). Franciscus Patritius (1529—97) und Bernardino Telesio (1508—88) waren ihm vorangegangen; doch seine stärksten Anregungen verdankte er dem Coppernicus und dem Mystiker Nikolaus Chrypffs von Kues (Cusanus; 1401—64). In begeisterten Worten, denen die gelegentlich verwendete metrische Form am natürlichsten ist, schwärmt Bruno für die Wesenseinheit alles Seienden, für die Göttlichkeit des unendlichen Weltganzen. Wie er mit diesem seinen Pantheismus ein Vorläufer Spinozas geworden ist, so nimmt er mit seiner Monadenlehre den Kern der leibnizschen Philosophie vorweg.

Welch sonderbare Gestalten sind aus dem gärenden Zeitalter hervorgegangen, wo sich nicht einmal Giordano Bruno zu völliger Klarheit durchgerungen hat! Von den Sektierern und Rottierern ganz abgesehen — wie weltfremd und eigentümlich nimmt sich die Mystik des Pfarrers Valentin Weigel (1533—88) und des Görlitzer Schusters Jakob Böhme (1575—1624) aus, der bei Schelling und Hegel so sehr in Gunst gekommen ist! Wie seltsam mischen sich bei Paracelsus Wissenschaft und Wahn; aber er strebt vom Wähnen zum Wissen hin, während sich ein

Digitized by Google

Heinr. Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535), angeödet von der gangbaren Weisheit, der Magie ergibt. Natürlich fehlt dem verworrnen Zeitalter nicht die Skepsis, deren weltmännische Spielart in Michel Eyquem de Montaigne (1533—92), dem ersten Essayisten, ihren litterarischen Klassiker gefunden hat.

In seiner Breite ist dies Zeitalter vom Zauberwahne befangen, mehr als der dunkelste Abschnitt des „dunkeln Mittelalters". Das 16. und 17. sind die Jahrhunderte der Besessenheit; anstatt der Engel und Heiligen Gottes haben die bösen Geister von der Welt Besitz ergriffen. Gegen die Ausgeburten des Teufelswahns gehalten, haben Alchimie und Astrologie, die Geheimwissenschaften der Vornehmen und Gebildeten, wenig Unheil angerichtet. Ihr Zauber lag darin, daß sie nicht, wie die eigentlichen Wissenschaften, viel Gleichgiltiges und Überflüssiges behandelten, sondern die brennendsten Wünsche des Herzens zu befriedigen versprachen.

4. Das Bildungswesen vom 16.—18. Jahrhundert.

Geistige Mächte wie der Humanismus und die Reformation konnten nicht ohne Einfluß auf das Bildungswesen bleiben. Als die größere von beiden hat sich die Reformation erwiesen mit der ihr entsprechenden Rückschlagsbewegung, der Gegenreformation. Der Humanismus ist von der einen wie von der andern aufgesogen worden. Hierbei hat sich das Schulwesen in ein katholisches und ein nichtkatholisches gespalten. Immer mehr verblassen nun die gemeineuropäischen Merkmale: Erziehung und Unterricht nehmen zusehends nationale Züge an; seit dem 16. Jahrhundert läßt sich ein italienisches, französisches u. s. w. Bildungswesen unterscheiden.

Trotzdem behauptete das Latein bis ans 19. Jahrhundert und stellenweise bis über dessen Beginn hinaus seinen Rang als die allgemeine Schul- und Gelehrtensprache. Das einzige, was der Humanismus angestrebt und durchgesetzt hatte, war ja die Pflege des klassischen Lateins, der Sprache Ciceros und Vergils anstatt des Mönchs- und Küchenlateins. Demgemäß blieb fortan das wichtigste, noch heute nicht ganz aufgegebne Ziel der gelehrten Vorbildung: ein guter lateinischer Stil in ungebundner und gebundner Rede. Völker und Bekenntnisse stimmten hierin überein. Auch die Methode des Unterrichts war in allen Ländern dieselbe; Auswendiglernen und Abhören, kursorisches und privates Lesen, Vormachen und Nachmachen bezeichnen den Lehrbetrieb in den damaligen Schulen.

Zu den gemeinsamen Zügen des europäischen Bildungswesens gehört es auch, daß im 16. und namentlich 17. Jahrhundert, im Zeitraume der Viel- und Alleswisserei (Polymathie, Pansophie), der bisher vorzugsweise formalen Schulung das Streben nach sachlich inhaltsvollen Kenntnissen zur Seite tritt, weshalb der Unterricht einen enzyklopädischen Charakter annimmt. Desgleichen macht sich in der Schule die Richtung aufs Praktische, Nützliche, im Leben Verwendbare geltend, was das Entstehen von realistischen (technischen) Fachlehranstalten für die bürgerliche und von „Ritterakademien" für die adlige Jugend zur Folge hat.

A. Die Jesuitenschulen.

Nicht das letzte unter den Kampfmitteln der katholischen Restauration bildete die Schule. Ihrer bemächtigte sich die neugegründete Gesellschaft Jesu (vgl. Bd. VII, S. 277 und 318), deren Daseinszweck die Wiederherstellung der Ober- und Alleinherrschaft des Papstes war.

Digitized by Google

Die alte Jesuitenschule ruhte auf der (später mehrfach abgeänderten) „Ratio studiorum“ (Rom 1586) des Ordensgenerals Claudio Aquaviva (1543—1615; neuere Forscher halten die Verfasserschaft des Peter de Hondt gen. Canisius [1524—97] für wahrscheinlicher). Sie umfaßte sowohl die Vorbildung in den Lateinschulen und den artistischen (philosophischen) Fakultäten, als auch die theologische Berufsbildung. Dementsprechend suchten die Jesuiten die bestehenden Anstalten in ihre Gewalt zu bringen und Schulen zu gründen, die von Anbeginn ihnen allein vorbehalten waren; im Besitz zweier Fakultäten herrschten sie alsbald über die ganze Universität. Was die Jesuitenschulen vor den Kathedral- und Klosterschulen alten Schlags voraus hatten, war der feststehende Lehrplan, die wohlabgestufte Klasseneinteilung (der fünfstufige Gymnasialkurs mit drei Grammatikal- und den beiden Humanitätsklassen Poesie und Rhetorik und der dreijährige philosophische Kurs mit Logik, Physik und Metaphysik nebst Ethik), ein methodisch gebildeter Lehrerstand, erprobte Lehrtexte, eine strenge und doch menschliche Zucht, eine Fülle von Aneiferungsmitteln und die Kunst der Ausstattung. Wo sie konnten, bemächtigten sich die Väter der mittelalterlichen Anstalten, in denen die studierende Jugend beisammen lebte, und modelten sie nach dem Muster ihrer eignen Internate oder Kollegien um. Es war ihr stärkster Erfolg, daß sie nicht bloß die auf Stiftungsgelder angewiesenen Bettelstudenten, sondern gerade die Söhne der Reichen und Adligen in ihre Anstalten hineinbekamen: in „Louis le Grand“ und „La Flèche“ z. B. ist die vornehme Jugend Frankreichs von sechs Menschenaltern herangewachsen. Ihre eignen Zöglinge haben den Vätern die Herrschaft entwunden, als diese Monopolisten des katholischen Unterrichtswesens hinter der Zeit zurückblieben und wie Ränkespinner, die offnem Kampfe nicht gewachsen sind, den abseits der Schule gefundnen neuen Wahrheiten die Aufnahme verweigerten.

B. Das französische und das englische Schulwesen.

Doch die Jesuiten hatten nicht in allen katholischen Ländern die Alleinherrschaft; in Frankreich mußten sie sich der Staatsgewalt unterordnen und gefügig zeigen. Verschlossen blieben ihnen mehrere alte Körperschaften und das Collège de France, das Franz I. 1530 gestiftet hatte, damit die von der Pariser Universität vernachlässigten Wissenszweige betrieben würden. Mit demselben Herrscher beginnt die Reihe der innern einschneidenden Verordnungen, die zuerst die Könige und Stände, dann die Könige allein in Sachen des Bildungswesens erlassen haben. Es war keine Folge der Renaissance oder der Reformation, sondern lag in der Selbstentfaltung Frankreichs vorgebildet, daß der Staat von einem Gebiete Besitz ergriff, das bisher der Kirche und dem selbstherrlichen Belieben bevorrechteter Körperschaften preisgegeben war. In der gesetzlichen und administrativen Regelung der innern Verhältnisse ist der französische Staat allen andern vorangegangen. Hiervon hat ihn keine Revolution abzubringen vermocht. Das Ergebnis seiner geschloßnen Unterrichtspolitik ist, daß die französischen Schulen nicht um der Kirche oder um der Wissenschaft willen vorhanden sind, sondern dem Könige, dem Staate dienen müssen.

Den schärfsten Gegensatz zu Frankreich bildet das britische Reich. Bis zur Gegenwart hat das höhere Schulwesen Englands seinen privaten Charakter bewahrt, und bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat es im Vollgenusse seiner Selbstherrlichkeit das Eingreifen der Staatsgewalt kaum zu verspüren gehabt. Das Unterrichts- und Erziehungswesen des Inselreichs ist auch heute noch im wesentlichen das des 16. Jahrhunderts. Als Heinrich VIII. die englische Kirche von der römischen trennte und das Klostergut einzog, konstituierte sich die „katholische“ Kirche von England (die High church) als eine Körperschaft von Pfründenbesitzern,

Digitized by Google

die ihr Amt auch durch einen Stellvertreter (vicar) ausüben lassen können. Da das alte kirchliche Bildungswesen sich auflöste und die Hochkirche keine Vorschriften über den Studiengang der künftigen Geistlichen erließ, so gibt es seit der Reformation in England kein kirchliches Bildungswesen, weder bei den Anglikanern, noch bei den Dissenters (Nonkonformisten). Wohl lehnten sich die beiden einzigen Universitäten Oxford und Cambridge (die Londoner ist erst 1836 gegründet worden) an die Hochkirche; wohl verlangten sie — bis 1871 — von ihren Angehörigen die Unterzeichnung der 39 Artikel von 1562—71; aber sie schlossen sich als selbständige Sammelverbände, die ein Bündel kleinerer Körperschaften umfaßten, von der übrigen Welt ab. Möglichkeit und Zweck dieses Sonderdaseins war die Verwaltung eines großen Stiftungsvermögens, dessen Ertrag nach bestimmten Regeln den dazu Berechtigten zufloß. Den Unterricht erteilen die aus den zum Genusse der Einkünfte zugelaßnen Fellows rekrutierten Tutors (Erzieher) und Lecturers (Vorleser). Die Professuren beruhen auf eignen Stiftungen, an deren Genuß die bestimmte Vorlesepflicht gebunden ist.

Unter diesen Umständen hat der juridische und medizinische Beruf sich seine Bildung selbst schaffen müssen. Es bildeten sich besondre Genossenschaften von Rechtsbeflißnen, die Inns of Court, deren Mitglieder den Prozessen am obersten Gerichtshofe beiwohnen durften und gemachsam zum Range von Barristers (Anwälten) emporrückten, aus deren Reihen noch jetzt die Richter genommen werden. Im 16. Jahrhundert wurden in den Inns auch lehrhafte Vorträge und Disputationen abgehalten, die späterhin außer Übung kamen. Wie die Juristen an den Gerichtshöfen, so erwarben sich die Mediziner in den Spitälern ihre eigentlichen Berufskenntnisse.

Deutlicher als auf dem Festlande sonderten sich in England die Vorbildungsanstalten von der Universität. Schon unter Heinrich VI. wurde 1440 die berühmteste aller englischen „great public schools“ gegründet: Eton College, als Pflanzschule für Cambridge. Noch älter ist das Winchester College; jünger sind: Saint Paul, Harrow, Westminster School u. s. w. Bis zur Stunde haben sie alle das Urbild von Humanistenschulen bewahrt mit dem Lehrziele der „Eloquenz“ in den klassischen Sprachen, denen etwas Mathematik zugesellt ist.

C. Das deutsche Bildungswesen.

Auch das deutsche Bildungswesen des 16.—18. Jahrhunderts zeigt eigentümliche Züge. Weder körperschaftliche Selbstherrlichkeit noch nationaler Zusammenschluß war die in Deutschland gestaltende und erhaltende Kraft: hier geboten die territorialen Gewalten, die Fürsten und Städte, denen beim Verfalle der durch Kaiser und Reichstag vertretnen Zentralgewalt die Sorge für alle innern Angelegenheiten ihres Machtkreises oblag. Die deutsche Sonderart trat mehr in den evangelischen Landschaften zutage als in den katholischen, wo die internationale Jesuitenschule (S. 399) das Übergewicht besaß. Die protestantischen Einzelgewalten mußten schon deshalb dem Bildungswesen ihre Fürsorge zuwenden, weil sie das gesamte Kirchengut eingezogen und somit dem bisherigen Schulwesen den Nährboden entzogen hatten. Umgewandelte und neugegründete Lehranstalten sollten dem evangelischen Glauben als Schutz- und Trutzmittel dienen.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts hat sich die europäische Wissenschaft außerhalb der Schulen vollständig umgewandelt. Nicht die Fülle neuer Erkenntnisse, so groß sie auch gewesen ist, kennzeichnet diesen Umschwung, sondern der Geist, worin fortan die Wissenschaften betrieben worden sind. Eher als in die Schule und aus der Schule ins Leben drang der neue Wissenschaftsgeist

Digitized by Google

in die schöne Litteratur. Doch auch auf dem Schulboden faßte er schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts festen Fuß. Daß dies in Deutschland und sonst nirgends in Europa geschah, bereitete die geistige Führerschaft der Deutschen vor, die schon am Ende des 18. Jahrhunderts unbestreitbar war. Der Ausgangspunkt war Halle, die Männer, die diese Bewegung herbeigeführt hatten, waren Christian Thomasius (1655—1728) und Christian Wolff (1679—1754). In seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten" sagt Friedrich Paulsen: „Halle ist die eigentlich erste moderne Universität (entstanden 1694).... Hier hat sich die innere Umformung des akademischen Unterrichts vollendet. Nicht Überlieferung feststehender Wahrheiten ist seine Aufgabe, sondern Anleitung zum Selbstdenken und zu freier wissenschaftlicher Forschung.... In kurzem war Halle die erste Universität Deutschlands, ja man kann wohl ohne Übertreibung sagen, die erste Universität der Welt: wenigstens sind bedeutendere Antriebe für die wissenschaftliche Kultur und den akademischen Unterricht von keiner gleichzeitigen Universität ausgegangen. Während die auswärtigen Universitäten die Führung im geistigen Leben ihrer Nationen immer mehr verloren, stellte sich Halle an die Spitze aller aufstrebenden Kräfte und brachte es, durch sein Beispiel die übrigen deutschen Universitäten mit sich fortreißend, dahin, daß diese Anstalten, die noch am Ende des 17. Jahrhunderts in tiefer Mißachtung lagen, am Ende des 18. als die Trägerinnen des wissenschaftlichen Lebens und des geistigen Fortschritts der Nation dastanden."

In der Zeit, die dem eben gekennzeichneten Umschwunge des Wissenschaftsbetriebs vorausgeht, war das Mittelgebiet des Unterrichts zeitgemäßen Neuerungen weit zugänglicher als die oberste Stufe. Während der Reformation und Gegenreformation gab es viele Neugründungen und Umwandlungen. Unzählbar waren die neuen protestantischen Stadtschulen, entweder bloße Lateinschulen oder Mittelgebilde zwischen Elementarschule und Universität (gymnasia accademica oder illustria). Das Musterbeispiel der zweiten Gattung ist die Straßburger Akademie, gegründet nach dem Plane Johannes (von) Sturms (1507—89); das neunklassige Unding streng humanistischen Charakters mit Vorlesungen über Fakultätswissenschaften in den höchsten Kursen wurde 1621 durch Kaiser Ferdinand II. in eine Universität verwandelt.

Entschiedner trugen die Fürstenschulen dieses Zeitalters den Charakter von Vorbildungsanstalten. Sie hatten den Zweck, Landeskinder, meist auf fürstliche Kosten, für den geistlichen Beruf oder auch für den Staatsdienst vorzubereiten, jedoch so, daß die eigentliche Berufsbildung der Universität anheimgegeben war. Die drei seit 1543 bestehenden Schulklöster Sachsens, Schöpfungen des Herzogs Moritz: Pforta (seit 1815 preußisch), Sankt Afra in Meißen und Merseburg-Grimma, verkörpern den allseitig angestrebten Einklang zwischen der Klassizität und dem evangelischen Christentum; ihnen kommen die württembergischen Schulklöster (Blaubeuren, Maulbronn u. s. w.) am nächsten. Allein schon gegen das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts liegt über allen diesen Schulen konfessionelle Engherzigkeit; auch sind sie auf eine bescheidne Zukunftsstellung ihrer Insassen berechnet, dürftig und reizlos in ihrer Lebensordnung.

Da nun der von den Fürsten gebändigte Adel den Studien zustrebte und einer passendern Vorbildung bedurfte, als die Schulklöster bieten konnten, so entstanden die Ritterakademien (als erste 1589 das Collegium illustre zu Tübingen und 1599 das Collegium Mauritianum zu Kassel), in denen neue, der Scholastik und dem Humanismus fremd gegenüberstehende Bildungsideale zum Ausdrucke gelangten. Im 17. Jahrhundert erhielt jedes größere Territorium seine zeitgemäße Adelsschule. Zuletzt machten auch die katholischen Landschaften die Mode mit: 1711 wurde die bayerische Ritterakademie zu Ettal, 1746 das Theresianum in Wien gestiftet.

Digitized by Google

Was einst dem höfischen Adel der staufischen Zeit genügt hatte: ritterliche Künste, lebende Sprachen und etwas Minnesang, reichte freilich im Zeitalter der französischen Ludwige nicht mehr aus. Aber die modernen Sprachen erhielten neben den alten eine feste Stelle im Lehrplane, da gerade das Französische die neue Universalsprache der gesitteten Welt zu werden anfing. Das Griechische wurde meist fallen gelassen; vom Hebräischen, diesem Kennzeichen der protestantischen Gelehrtenschule, war nirgends die Rede. Als die zeitgerechteste Neuerung erwies sich die Aufnahme der modernen, von den Durchschnittsschulen ferngehaltnen Wissenschaften: Mathematik, Mechanik, Physik, Geschichte, Staatslehre mit allerlei praktischem Nebenwerk über Bau- und Befestigungskunst, Landwirtschaft, Technologie u. s. w.

Der realistische Zug, der die theoretische Pädagogik eines Wolfgang Ratke gen. Ratichius (1571—1635) und eines Joh. Amos Komenský gen. Comenius (1592—1670) kennzeichnet, machte sich schließlich auch in der Wirklichkeit bemerkbar. Seit 1695 hatte der hallische Professor Aug. Hermann Francke (1663—1727) eine Gruppe von Unterrichts- und Erziehungsanstalten für Armenschüler, Bürgersöhne und Adlige gegründet: das Waisenhaus. In den Franckeschen Stiftungen (Bet- und Arbeitsanstalten mit 7—10 Schulstunden täglich, ohne Feiertage und Ferien) kam die vom Klassizismus sich abwendende Stimmung der Zeit insofern zum Ausdruck, als zwar die alten Sprachen beibehalten, aber auch Deutsch und Französisch gepflegt wurden. Da der pietistische Sinn des Begründers den heidnischen Inhalt der Klassiker anstößig fand, wurden die altrömischen Dichter von der Schullektüre ausgeschlossen und durch den christlichen Prudentius ersetzt. Auf den Spaziergängen wurden Realien betrieben und Werkstätten besucht; auch leitete man die Zöglinge zu allerlei Handfertigkeiten an. Ein Genosse Franckes, Christoph Semler (1669—1740), kam 1705 auf den Gedanken, eine technisch-mathematische Handwerkerschule oder „Realschule" zu eröffnen (1706). Freilich, 1710 war diese erste Realschule bereits eingegangen; kein besseres Schicksal wurde der von Semler 1738 eröffneten Realschule zu teil. Was in Halle nicht gedeihen wollte, hatte in Berlin Erfolg, wo Joh. Jul. Hecker (1707—68) eine nach Franckeschem Muster eingerichtete Armenschule zu einer „ökonomisch-mathematischen Realschule" erweiterte (1747), unter angelegentlicher Förderung durch Friedrich den Großen. Heckers Realschule war ein „Bündel von Fachschulen", wie die höhern Gewerbeschulen der Gegenwart; dem Nützlichkeitssinn und den erzieherischen Absichten jenes Zeitalters, dem der Merkantilismus und der aufgeklärte Despotismus das Gepräge gegeben haben (vgl. Bd. VII, S. 104 und 115), sagte diese Schulart jedenfalls zu.

D. Die freien Bildungsstätten; die Höfe und Akademien.

Schon hatte sich in der europäischen Völkerwelt eine Scheidung entwickelt, die mit den sozialen und politischen Ungleichheiten nicht zusammenfiel. Sie deckte sich nicht mit den Unterschieden der Geburt, des Berufs, des Vermögens, der stofflichen Interessen; sie gehörte einer höhern Ordnung der Dinge an, setzte sich über die Unterschiede des Bekenntnisses weg und kümmerte sich wenig um die akademischen Grade. Der Riß, der durch die westeuropäische Menschheit ging, trennte eine gebildete Minderheit von einer ungebildeten Mehrheit. Das Schlimmste an dieser Art von Ungleichheit unter den gleichseinsollenden Menschen ist, daß das Übel mit der zunehmenden Gesittung fortschreitet, daß sich die Abstände und die Stufen zwischen den geistigen Gipfelhöhen und den Abgründen stetig vergrößern. Wo einmal Gebildete und Ungebildete vorhanden sind, da gibt es gewissermaßen zwei Völker (vgl. Benjamin Disraelis „Two nations" in seinem Romane „Sybil", 1845), die einander nicht verstehen, die

Digitized by Google

eine verschiedne Sprache reden, auch wenn sie dieselben Worte gebrauchen. An dieser Spaltung litt die Griechen- und Römerwelt; sie zeigte sich in der ständischen Gesellschaft Mitteleuropas von neuem. Nun kam die Renaissance und verbreiterte nicht bloß den Abstand zwischen Gebildeten und Ungebildeten, sondern setzte die Abknospung auch noch fort: es schieden sich die Gelehrten und die Gebildeten im engern Sinne.

Die eigentliche Renaissancebildung war kein Schulgewächs gewesen; sie erblühte an den italienischen Fürstenhöfen. Aber dieser stolze Baum ließ sich auf den Boden gesetzmäßiger Fürstenherrlichkeit nicht verpflanzen. Das hat selbst Franz I. von Frankreich nicht vermocht, trotz Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini, die er sich (1516 und 1537) aus Italien verschrieb. Im Gegensatze zum unnachahmlichen Fürstenhofe der italienischen Hochrenaissance konnte ein andres Gewächs des Quattro- und Cinquecento auch in der Fremde Wurzel schlagen: die Akademie oder gelehrte Gesellschaft. Aber nicht die ältesten Vereine dieser Art — die Akademie Giov. Pontanos in Neapel (1453), die Platonische Akademie in Florenz (1470—1521) oder die von Papst Paul II. befehdete römische Antiquarische Gesellschaft des Pomponio Laeto (1498—1550) — haben die Kraft dauernder Nachwirkung besessen; vorbildlich für das Ausland sind erst die Accademia della Crusca (1582) und die Accademia de' Lincei (1609) geworden. Nach dem Muster der Crusca wurden in den Ländern romanischer und germanischer Zunge Gesellschaften zur Reinigung der Schriftsprache gestiftet; die „Lüchse" gaben das Beispiel eines Vereins, der sich die Aufgabe stellte, durch selbständige Forschung das Naturwissen zu klären. Hiermit übernahmen die Akademien das, was die höhern Schulen des Zeitalters zu leisten durchschnittlich unvermögend waren; ihr Ziel war nicht, die Wissenschaften zu erhalten und zu lehren, sondern sie zu erneuern, auszugestalten, nutzbar zu machen.

Die beiden Gesellschaften, die alle andern ihrer geschichtlichen Bedeutung nach überragen, sind die Pariser Académie française (1635) und die Londoner Royal Society (1662). In ihnen spiegelt sich der Geist des Volkes und Staates, denen sie angehören. Als dann im Laufe des 17. Jahrhunderts den 40 Unsterblichen, die 1694 zum erstenmal im Dictionnaire de l'académie das kanonische Französisch zusammenfaßten, die Académie des inscriptions et belles-lettres (1663, 1701 und 1716 für sprach- und geschichtswissenschaftliche Studien), die Académie des sciences (1666 für Mathematik und Naturwissenschaften), die Académie de sculpture et de peinture (1648) nebst der Académie d'architecture (1671) beigesellt wurden, war das Vorbild für die enzyklopädischen, mehrklassigen, auf dem Grundsatze des organisierten wissenschaftlichen Großbetriebs ruhenden Anstalten geschaffen, die den fürstlichen Nachahmern Ludwigs XIV. als unentbehrliche Belege für die Gesittungshöhe ihrer Staaten galten. Aus den getrennten Akademien Altfrankreichs haben die Revolution und das erste Kaiserreich 1806 das Institut de France geschaffen, mit zuerst drei, dann vier Klassen, denen das Julikönigtum die vom Konvent begründete, von Napoleon I. aufgehobne Classe des sciences morales et politiques 1832 als fünfte Abteilung endgiltig hinzufügte.

Mittlerweile waren die Akademien der Wissenschaften zu Berlin (1700—11), Upsala (1710—19), Madrid (1713), Sankt Petersburg (1725), Stockholm (1739), Göttingen (1742), Kopenhagen (1743), München (1759) u. s. w. ins Leben gerufen worden. So gewiß es ist, daß sie samt und sonders einem allerhöchsten Gründungsakt ihr Dasein und den ihnen angewiesenen Mitteln ihr Fortbestehen verdanken, so sicher ist es auch, daß sie im 17. und 18. Jahrhundert als Geschöpfe der Gnade behandelt worden sind; erst im 19. Jahrhundert haben sie die Unabhängigkeit und das Ansehen erlangt, welche die Wissenschaft braucht, um zu wirken und

Digitized by Google

vorwärts zu kommen. In demselben Maße, wie sich die gelehrten Gesellschaften von den Höfen und Regierungen freigemacht haben, sind sie dem wieder aufstrebenden Hochschulwesen nähergerückt, denn sie zu ihrer Gründungszeit so unähnlich gewesen waren.

E. Die Presse und die Zensur.

Wie und wo immer sich die der Wissenschaften und Künste beflissenen Menschen gesammelt und gruppiert haben mögen, sie bedurften des gewaltigen Fahrzeugs, das ihnen über Raum und Zeit hinweghalf und ihrem verborgnen Thun den Vorteil der Öffentlichkeit verschaffte: der Schwarzkunst Gutenbergs. Sie wurde das Rüstzeug, womit Humanismus, Reformation und Gegenreformation ihre Schlachten geschlagen und ihre Siege erfochten haben. Im 17. Jahrhundert entwickelte sich die Gattung von Druckschriften, der man ganz besonders den Namen „Presse“ beigelegt hat: die periodisch erscheinende Zeitung und Zeitschrift. Wie das erste gedruckte Buch, so ist auch die erste gedruckte Zeitung, „Relation aller fürnemmen und gedenkwürdigen Historien“, in Deutschland erschienen (1609). Die gelehrte und die gebildete Welt bemächtigten sich dieses geistigen Ausdehnungsmittels. 1665 erschien die erste gelehrte Zeitschrift Europas, das „Journal des Sçavans“; in Deutschland gab 1682 der Leipziger Professor Otto Mencke die „Acta Eruditorum“ heraus (erschienen bis 1776). Christian Thomasius wendete sich schon 1688 mit seinen „Monatsgesprächen“ in deutscher Sprache an das Publikum der Gebildeten. Aber erst als die Engländer R. Steele und J. Addison (vgl. unten, S. 432) mit ihrem „Tatler“ (Plauderer; 1709) und „Spectator“ (Zuschauer; 1711) den richtigen Ton für die Gebildeten ihrer Zeit getroffen hatten, erstanden immer zahlreichere Arten von Wochen- und Monatsschriften.

Doch auch wider die Selbstbefreiung des Denkens durch Schrift und Druck ist ein Mittel ausfindig gemacht worden: die Zensur. Schon vor der Erfindung des Buchdrucks hatten die Bischöfe eine kirchenrechtlich anerkannte Zensurgewalt über die litterarischen Erzeugnisse der Geistlichkeit. Leo X. gebot 1515 in einer für die ganze katholische Welt verbindlichen Bulle, daß niemand — bei Strafe des Banns — sich unterfangen solle, ein Buch ohne päpstliche oder bischöfliche Erlaubnis zu veröffentlichen. Das Tridentinische Konzil faßte alle bisherigen Zensurerlasse einheitlich zusammen. Nachdem bereits früher Listen von Büchern herausgegeben worden waren, die zu lesen oder zu besitzen den Gläubigen nicht gestattet sein sollte, erschien 1557—59 das erste offizielle Verzeichnis verbotner Bücher (Index librorum prohibitorum), zusammengestellt von der römischen Inquisition und gutgeheißen von Paul IV. Auf Grundlage der Konzilsarbeiten wurde 1564 eine vermehrte Auflage des Index herausgegeben. Pius V. errichtete 1571 eine besondre Inderkongregation, die die neuen Erscheinungen bedenklichen Charakters auf die amtliche Verdammnisliste zu setzen hatte. Indem die Kirche die Veröffentlichung der Schriften von der Zensur ihrer Organe abhängig machte und zugleich gegen die trotzdem erschienenen Druckwerke einschritt, vereinigte sie die beiden Arten der Zensur: die vorbeugende und die unterdrückende.

Die protestantische Geistlichkeit wetteiferte mit der katholischen in der Sucht, den freien Kindern des Geistes den Stempel der Verwerfung aufzudrücken. Doch übte jene die Zensurgewalt meist im Auftrage des Landesfürsten als Oberhauptes der betreffenden Kirche aus. Denn neben dem kirchlichen bürgerte sich auch ein staatliches und ein genossenschaftliches Zensurrecht ein; in Deutschland handhabten es sogar Reich und Stände. Nicht selten übertrugen die Landesherren ihre Zensurbefugnisse den Universitäten, die von altersher Geschriebnes und

Digitized by Google

Gedrucktes zu begutachten pflegten; selbst mehrere Akademien der Wissenschaften erhielten das Vorrecht, innerhalb bestimmter Grenzen die Zensur auszuüben.

Am rücksichtslosesten hat wohl das französische Königtum alles, was mit der Buchdruckerkunst in Verbindung stand, behandelt: Drucker, Verleger, Händler, Schriftsteller und die Druckwerke selbst. Zur Zeit der Hugenottenkriege bedrohte das Edikt von Blois (1563) jedermann, der ohne königliche Genehmigung eine Schrift zu veröffentlichen wagen würde, mit Güterwegnahme und Tod durch Henkershand. Ebenso hart waren die Gesetze des 17. Jahrhunderts. Es bedeutete schon ein Zurückweichen vor dem Zeitgeiste, daß der Erlaß von 1728, der bis zur großen Revolution in Kraft stand, die unbefugte Veröffentlichung mit der Galeere, die Verfasserschaft einer strafwürdigen Schrift mit der Verbannung, das Druckwerk mit dem Feuer bedrohte. Kein Wunder, daß das Jahrhundert der Aufklärung von leidenschaftlichen Rufen nach Preßfreiheit widerklang. War ja doch England unter Wilhelm III. seit 1694 mit seinem ermutigenden Beispiele vorangegangen.

5. Der Barockstil und seine Ausläufer in den bildenden Künsten.

Weil sich jedes Zeitalter durch seine Überreste, namentlich durch seine Baudenkmäler, der Nachwelt aufs greifbarste offenbart, kann dem ganzen Abschnitt vom letzten Viertel des 16. bis in die ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts die kunstgeschichtliche Bezeichnung „Barockzeitalter" beigelegt werden, wie dem vorhergehenden Zeitalter der ebenfalls kunstgeschichtliche Name Renaissance anhaftet. Das Barock (oder die Barocke) hat mehr Frevel verübt als irgend ein Zeitalter — das der modernen Bauspekulanten und Verkehrsfanatiker ausgenommen. In seinen „Römischen Päpsten" bemerkt Ranke, daß die Zeit der kirchlichen Restauration ihre besondern Ideen und Antriebe gehabt habe, die auch in Kunst und Litteratur nach der Alleinherrschaft strebten, daß sie das Fremdartige weder verstehen noch anerkennen wollte und es zu zerstören entschlossen war, wenn sie es nicht unterjochen konnte. Auf einen baulustigen Papst, der sich als Zerstörer von Bauresten des Altertums versündigt hat, auf Urban VIII. (1623 bis 1644; vorher Maffeo Barberini) sind die Worte gemünzt: „Quod non fecerunt barbari fecerunt Barberini." Wo die Barockzeit nicht schlechthin zerstört hat, da hat sie oft noch Schlimmeres gethan: sie hat Altes umgebaut und umstilisiert, bis Linien, Formen und Farben ihrem Geschmack entsprachen.

Bei aller Rücksichtslosigkeit und Selbstgewißheit war das Barock keine bloße Umsturzbewegung; es empörte sich weder gegen die Antike noch gegen die ihm unmittelbar vorangehende Kunststufe. Im Gegenteil, es stand unter dem Drucke der großen Meister des 16. Jahrhunderts, der Architekten, der Bildhauer und der Maler Italiens, nicht auch des Nordens. Dadurch erklärt sich die doppelte, oft widerspruchsvolle Richtung des Zeitalters. Das Barock will vorerst die Größen der Vergangenheit überbieten, aber zugleich die Fähigkeit zum Wettstreite durch das Studium dieser Größen steigern. Aus dem Triebe des Überbietens erwachsen die von der Nachwelt gerügten Fehler des Barocks: das Verstiegne, Schreiende, Prunkhafte, Gewaltsame, Überladne, Verschnörkelte, Verkröpfte; die Unterordnung hinwiederum hat den auslesenden Zug, die Lehr- und Lernsüchtigkeit des Zeitalters zur Folge, das die Kunstakademien hervorgebracht hat. Mit alledem wäre das Barock nicht eben weit gekommen; auch für diese Zeit lag die Entscheidung in dem Hervorquellen überschwenglicher Begabungen. Sie war reich an Pfadsuchern und Entdeckern, denen das wählerische Nachahmen und die Raserei

Digitized by Google

des Überbietens fern lagen. Auch ihnen wurde ein Titel aufgeheftet, der einen Tadel einschloß: man schalt sie „Naturalisten".

Örtlicher Ausgangspunkt des Barocks ist Rom, das Rom der Päpste und der großen klassischen Überlieferungen. Die bildenden, tönenden, redenden Künste dienen der von Gefahren umdrängten römisch-katholischen Kirche als Waffe. Das Barock ist die Kunst der Gegenreformation, das Prunkstück der über ihre Widersacher triumphierenden Kirchen- und Staatsgewalt. Zunächst durchflutet es die katholischen Länder: Italien, Spanien, Flandern und Brabant. In Frankreich geht die Führung an das unumschränkte Königtum über; hier entstehen die Stilabarten, die nach den Herrschern benannt sind: Louis Quatorze, L. Quinze, L. Seize. Das italienisch-französische Barock dehnte sich auch über die germanischen und slawischen Länder aus, ohne vor dem protestantischen Glauben Halt zu machen.

A. Die Italiener.

Als unter Sixtus V. (1585—90) die Baulust in Rom wieder erwachte, stand das Abendland unter dem Eindrucke der Werke großer Meister, die eine strenge Kritik halb schon zu den Vorläufern des Barockstils rechnet: Michelangelo Buonarroti (1475—1564), der von 1546 bis zu seinem Tode den Bau der Peterskirche weiterführte, Giacomo Barozzi von Vignola (1507—73), Galeazzo Alessi (1512—72), der vornehmlich Genua, Andrea Palladio (1518 bis 1580), der Vicenza und Venedig mit Prachtbauten geschmückt hat; Vignola und Palladio haben auch als Theoretiker auf die folgenden zwei Jahrhunderte eingewirkt. An diese Gruppe schließen sich die eigentlichen Barockbaumeister an, denen Rom und viele andre Städte südlich und nördlich von den Alpen direkt oder indirekt ihr architektonisches Aussehen verdanken: Giacomo della Porta (1520—1604), die drei Fontana: Domenico (1543—1607), Giovanni (geb. 1540) und Carlo (1634—1714), Francesco Borromini (1599—1667) u. s. w. Einem von ihnen, Carlo Maderna (1556—1629), warf das Schicksal 1605 die Aufgabe zu, das Werk unvergleichlich größerer Vorgänger, die Peterskirche, mehr als hundert Jahre nach dem Beginne fortzuführen. Er gab dem Bau, der bis dahin die Form des gleicharmigen (griechischen) Kreuzes gehabt hatte, die Gestalt des lateinischen Kreuzes und errichtete die schöne Vorhalle, die Fassade sowie die beiden Brunnen vor der Kirche. Bei seinem Tode war das Werk noch immer nicht vollendet. An der fernern Ausgestaltung beteiligte sich Giovanni Lorenzo Bernini (1598—1680; vgl. S. 407), der in den Säulengängen (1667), die den Petersplatz umgeben, endlich den möglichst wirksamen Abschluß für das Gesamtwerk hinzufügte. Im weitern Verlaufe wendete sich die Baukunst der italienischen Barockzeit immer mehr dem Malerischen zu. Der üppige Zierstil erreichte seinen Gipfel in den Werken und Entwürfen des Jesuiten Andrea Pozzo (1642 bis 1709). Noch im 18. Jahrhundert hielten die Architekten Ferdinando Galli gen. Bibiena (1657—1743) und seine Söhne Antonio (gest. 1774), Giuseppe (gest. 1757) und Alessandro (gest. 1760), ferner Filippo Juvara (1685—1753) und Luigi Vanvitelli (1700—73) den Ruhm Italiens neben dem der Franzosen aufrecht.

Noch mehr als die Architektur stand die Bildhauerei des 17. Jahrhunderts unter dem Einflusse des Cinquecento. Wohl klang das Lob der Antike fortwährend in aller Ohren; jedoch das Beispiel des Gewaltigsten unter den Modernen, Michelangelos, fuhr den Kunstgenossen ganz anders in die Fäuste. Den talentvollen Florentiner Baccio Bandinelli (1493—1560) riß der Wetteifer zu Tollheiten fort, die seinen Werken (Herkules und Cacus, Adam und Eva) und seinem Rufe geschadet haben. Andre, wie Bart. Ammanati (1511—92), der Schöpfer des

Digitized by Google

Neptunsbrunnens in Florenz, verarbeiteten im stillen die dem Größern entlehnten Motive. Zum vollkommnen Einklange des Wollens und Könnens brachte es der Franzose Jean Boulogne gen. Giov. Bologna (1524—1608), dessen Gruppen (Raub der Sabinerin, Tugend und Laster) und Brunnen zu den noch jetzt meistbewunderten Skulpturen Italiens gehören. Im ganzen verharrte die Bildhauerkunst auf den alten Wegen, als die Malerei längst schon neue Pfade betreten hatte. Erst um 1630 gab sie sich dem herrschenden Barockstil anheim, der ihr eine dienende, wesentlich dekorative Rolle anwies.

„Der Mann des Schicksals", der für anderthalb Jahrhunderte der Bildhauerei die Richtung wies, war der Neapolitaner Lorenzo Bernini (vgl. oben), der gran cavaliere, der Abgott seiner Zeit. Er zwang der Skulptur den Stil der Malerei auf, nötigte sie wieder zum Naturstudium und sah ihr höchstes Ziel in der Darstellung gewaltsamer Körper- und schrankenloser Gemütsbewegungen. In der Technik hat Bernini den Gipfel des Möglichen erreicht, aber dem Stein und Metall mehr zugemutet, als sich mit diesen Rohstoffen darstellen läßt. Berninis annehmbaren Bildnissen und Grabdenkmälern (Papst Urbans VIII. und Alexanders VII.), seinen Brunnen (auf den Plätzen Barberini und Navona zu Rom) und Gruppen (Apoll und Daphne in der Villa Borghese) stehen Werke gegenüber, die jederzeit für Ausschreitungen eines Strebens gehalten worden sind, das dahin gerichtet ist, alles Vorhandne zu übertrumpfen (z. B. das schwülstige Tabernakel über dem Hauptaltar in der Peterskirche). Künstler, die mehr oder minder die berninische Richtung fortsetzen, hat es im 17. und 18. Jahrhundert in unübersehbarer Menge gegeben. Aber ihre Persönlichkeiten treten in den Hintergrund, da bei ihnen die angelernte Manier alle Eigenart überwältigt. Auch verlieren die Leistungen zumeist ihren Wert, sobald man sie für sich selbst betrachtet; denn sie sind auf den Zusammenklang mit dem architektonisch-malerischen Ganzen berechnet.

Um 1550, als die meisten großen Künstler der Hochrenaissance bereits das Zeitliche gesegnet hatten, galt Italien erst recht als das Gelobte Land der Kunst und Rom als die Hauptstadt des internationalen Künstlerreichs. Auf die außeritalienische Kunst übte das allgemeine Urteil eine tödliche Wirkung aus. Aber auch im Lande Lionardos, Raffaels und Michelangelos vertrocknete die Kunst. Es kam sowohl in der Malerei wie in der Skulptur die Zeit der Kopisten und Manieristen. Eine Erscheinung wie Giulio Pippi gen. Romano (1492—1546), der sich als selbständig schöpferischer Geist bewährte, obgleich er der Lieblingsschüler Raffaels gewesen, bildet eine Ausnahme. Durch den Palazzo del Te bei Mantua hat Giulio auf die kommende Zeit mächtig eingewirkt. Abseits von Florenz und Rom, den beiden Kunstmittelpunkten, hatte es schon früher örtliche Kunstschulen gegeben, und solche gab es nach der Mitte des 16. Jahrhunderts noch immer. In diesen Sondergebieten haben die Meister gelebt, die der Malerei geholfen haben, die römische Weise loszuwerden und mit vollkommnern Ausdrucksmitteln wieder auf den Plan zu treten. Schüchtern und weltscheu hatte seit 1518 Antonio Allegri da Correggio (1494—1534) in Parma den Schauplatz für seine fernwirkende Thätigkeit gefunden. Hier malte er seine Fresken, darunter die Himmelfahrt Mariä an den Kuppelflächen des Doms. „Froschschenkelragout" nannten Neidinge diesen Sieg der Verkürzung, der das Vorbild für die unzähligen Himmelfahrten, Glorien und Triumphe der Barockzeit ward. Nachhaltiger noch wirkte Correggio in den Staffeleibildern durch den Zauber seines Helldunkels, die Feinheit seines Vortrags und die sinnliche Glut seiner Darstellungen (Leda, Danaë, Jo, Antiope).

An malerischen Vorzügen kam keine der Schulen Italiens der venezianischen gleich. Giovanni Bellini (1428—1516) war ihr ältester Meister und einflußreichster Lehrer. Der

Digitized by Google

geniale Giorgio Barbarelli gen. Giorgione da Castelfranco (1478—1511) und Tiziano Vecellio aus Pieve di Cadore (1477—1576) sind Schüler Bellinis gewesen. In einem hundertjährigen, bis ans Ende thätigen Leben blieb Tizian der in blühender Vollkraft prangende Mann. Eine glanzumflossene Hoheit, die sich auch in der Herablassung nicht verliert, ist den Werken dieses Königs im Reiche der Farben eigen. Er gibt die Welt wieder, wie er sie gesehen und in seinem Geiste festgehalten hat: er malte die Gestalten sowohl wie die architektonischen oder landschaftlichen Hintergründe aus dem Kopfe. Venedig rühmt sich nicht bloß, den größten Maler Italiens zu besitzen, es erfreut sich auch eines größern Reichtums an vortrefflichen Malern als eine andre Stadt: es seien nur Jacopo Palma il Vecchio (1480—1528), Alessandro Bonvicino, gen. Moretto da Brescia (1498—1555), Giovanni Batt. Moroni (1525—78), Paris Bordone (1500—71), Paolo Caliari gen. Veronese (1528—88), der Maler des rauschenden Prunkes venezianischer Feste, und der erste Maler der Gegenreformation, ein Übergangsglied von der Renaissance zur Barocke, Jacopo Robusti gen. il Tintoretto (1519—94) erwähnt.

Als die eigentlichen Erneuerer der Kunst, die im Manierismus zu ersticken drohte, gelten die drei Carracci: Lodovico (1555—1619) mit seinen Neffen Annibale (1560—1609) und Agostino (1557—1602). Sie gründen die Schule von Bologna und lehren mehr den Eklektizismus, als daß sie ihn ausüben. Zeit und Talent erweisen sich bei ihnen und ihren bessern Schülern mächtiger als Theorie und Unterweisung. Naturalistischen Zeitströmungen, die in der neapolitanischen Schule ihren Rückhalt finden, treten sie nicht abweisend entgegen. Erst ihre spätesten Nachfolger verkommen im Nachahmen, Auswählen, Zusammenstoppeln, wie die neulateinischen Poeten. Zur Bologneser Schule werden gezählt: der vielseitige Domenico Zampieri gen. il Domenichino (1581—1641), der an realistischer Kraft hinter den Neapolitanern kaum zurückbleibt; der weiche, schwärmerische Guido Reni (1575—1642), der Schöpfer des den Sonnengott verherrlichenden Deckengemäldes im Palaste Rospigliosi zu Rom, der in seinen Marterbildern jedoch dem naturalistischen Hange des Zeitalters seinen Zoll entrichtet; Giov. Franc. Barbieri gen. Guercino da Cento (1590—1666), der ebenfalls ins naturalistische Lager hinüberschwenkt, wogegen sich Francesco Albani (1578—1660) und Giov. Batt. Salvi gen. Sassoferrato (1605—85) kaum jemals über den eklektischen Idealismus hinaus verirren. Mit den Bologneſern berühren sich der Ferrarese Carlo Bonone (1569—1632), die Florentiner Alessandro und Christofano Allori (1535—1607 und 1577—1621), Giovanni da San Giovanni (1590—1636), Carlo Dolci (1616—86), der süße Maler andächtiger Verzücktheit, der Römer Carlo Maratta (1625—1713), dessen eignes Wesen sich im Nachahmen bewunderter Vorgänger verflüchtigt.

Frei von aller Schulüberlieferung und Größenverehrung stürmt, dem Naturalismus die Bahn brechend, Michelangelo Merisi (oder Amerighi) da Caravaggio (1569—1609) durch die Kunstgeschichte, ein Plebejer voll ungebrochner Daseinsbrunst, der erlebt, was die Dichter der Abenteurerromane ersinnen, und malt, was den Überfeinerten noch heute Entsetzen einjagt. Er ist der erste große Vertreter des Sittenbilds in Italien, wie seine „Falschspieler", seine „beiden Trinker", seine „Wahrsagerin" beweisen. Was der unstete Mann weder konnte noch wollte, that der aus Spanien eingewanderte Jusepe de Ribera genannt lo Spagnoletto (1588—1656): er wurde der Stifter und Lehrmeister der naturalistischen Schule in Neapel, ohne von seiner ausgeprägt spanischen Eigenart etwas einzubüßen. Einen wahren Eroberungszug auf alle Gebiete der Malerei unternahm sein Schüler Salvator Rosa (1615—73; S. 424), der den ruhig klaren Landschaften Annibale Carraccis und dem „arkadischen" Stil Albanis seine wildbewegten

Digitized by Google

Naturbilder entgegenstellt, in denen er südländischen Motiven das Gepräge seiner eignen Seelenstimmung aufzudrücken weiß.

B. Die Spanier.

Wie die bildende Kunst aller Länder, so hat auch die Malerei Spaniens den Italienern des 16. Jahrhunderts viel zu verdanken, besonders in technischer Beziehung. Während die Kunst des Apenninenlands zum Rang einer internationalen Normalkunst emporstieg, blieb die der Pyrenäenhalbinsel der übrigen Welt unbekannt. Murillo ist erst zur Zeit der Napoleonischen Bilderverschleppungen, man könnte sagen, entdeckt worden. Dann kamen die andern Hauptgrößen der Barockzeit an die Reihe; aber die Maler der spanischen Renaissance sind noch heute wenig bekannt, desgleichen die Architekten und Bildhauer. So beruht denn auch gegenwärtig der Ruhm Spaniens in den bildenden Künsten auf den Namen Ribera, Zurbaran, Cano, Velazquez und Murillo. Da der Höhestand der spanischen Litteratur in denselben Zeitabschnitt (gegen 1650) fällt, so darf man sagen, daß das habsburgische Spanien sein Herrlichstes hervorgebracht hat, nachdem es selbst den Höhepunkt schon überschritten hatte.

Unter der Regierung Philipps III. und IV. sind die Bilder entstanden, in denen die Metaphysik und Ethik der Gegenreformation, die Majestät des Königtums, die Würde des Adels, der Schwung des Rittertums, das Mitempfinden mit dem „Volk" ihren vollkommensten Ausdruck gefunden haben. Ribera verpflanzte, wie eben erwähnt, die vaterländische Art auf den Boden Neapels. In höherm Grade noch verherrlichte Francisco Zurbaran (1598—1662) die Kirche im allgemeinen und ihre Diener im besondern. Gegenüber seiner mönchischen Weise huldigt Alonso Cano (1601—67) dem Heiligen in ritterhaft minniglichem Tone. Hoch über der gemeinen Welt widmete der adelsstolze Diego Rodriguez de Silva Velazquez (1599 bis 1660) seinen Pinsel immer ausschließlicher dem Dienste des Königs. Wohl hatte er den Anlauf genommen, der erste Sittenmaler seiner Zeit zu werden — der „Wasserträger", die „Spinnerinnen" bezeugen es — auch religiöse Bilder, mythologische Szenen und Landschaften gingen aus seiner Werkstatt hervor; doch er ließ alle andern Gattungen fallen um der Bildnismalerei willen, deren vielleicht größter Vertreter er geworden ist. Nicht in der Luft des Madrider Hofs, sondern in der bürgerlichen Sevillas entwickelte sich die Kunst des Bartolomé Estéban Murillo (1617—82). Die Majestät der Kirche und des Staates regte ihn an, aber erdrückte ihn nicht. Seine heiligen Personen entstammen der mütterlichen Erde Andalusiens, vor allem die Madonnen und die Christkinder. Aber bei ihm steigert sich das Erdgeborne oft zu überirdischer Verklärtheit, wie in seinen „Konzeptionen" (Darstellungen der unbefleckten Empfängnis) und Visionen. Die moderne Welt hat sich der Meister von Sevilla durch seine Betteljungen und sonstigen Volksbilder erobert, in denen er sich auch als Virtuose des Stilllebens kundgibt.

Auf Murillo folgte rasch der Dahingang der spanischen Kunst. Erst nach einem Jahrhundert kam wieder ein Großer, Francisco de Goya y Lucientes (1746—1828), ein Empörer und Aufwiegler, obwohl er seit 1799 Hofmaler war.

C. Die Niederländer auf der Höhe.

Wie sich die spanische Eigenart trotz des überwältigenden Einflusses der Italiener wieder durchgerungen hat, so sind auch die Niederländer wieder Herren auf ihrem Kunstboden geworden, als große Erlebnisse die Volksseele derart aufwühlten, daß die der Fremde entlehnte Formensprache dem Ausdrucke des eignen Empfindens nicht mehr genügte. Zunächst rissen die

Digitized by Google

Begebenheiten den Stamm der Niederländer in zwei ungleiche Hälften. Von der stark romanisierten, katholischen Bewohnerschaft Flanderns und Brabants schieden sich 1579 die sieben protestantischen Provinzen des Nordens (Bd. VII, S. 282). Es gibt fortan eine brabantische und eine holländische Malerei, obwohl die Grenzen nicht scharf zu ziehen sind.

Spanische Söldner und spanische Jesuiten haben die „spanischen Niederlande" ketzerfrei gemacht. Den Anlaß zu thatkräftigem Einschreiten hatte der Bildersturm von 1566 geboten, ein Greuel, den sich die protestantische Minderheit gegen den plastischen und malerischen Schmuck von 400 Kirchen und Kapellen hatte zu schulden kommen lassen. Die Zerstörer schufen aber auch Raum für die Thätigkeit von Schöpfern einer neuen Schöpfung, die ohne das kaum zum Vorscheine gekommen wäre. Einer von ihnen übertrifft an Fruchtbarkeit alle Meister, die jemals den Pinsel geführt haben: Peter Paul Rubens (1577—1640); an mythologischen Bildern allein werden ihm 280 Nummern zugeschrieben. Sein Werk ist ein ununterbrochener Hymnus auf die Kraft, die Fülle, das Fleisch, die sinnliche Liebe, vertont in hellstem Dur, vorgetragen in höchstgesteigertem Fortissimo. Neben der germanischen Urgewalt dieses Kunstriesen schrumpfen die Kraftleistungen der romanischen Barockkünstler zusammen. Selbst kein Rubensschüler hat es versucht, den Meister zu überbieten. Vielmehr erwächst in den Niederlanden ein Geschlecht von Malern, die für den Verzicht auf Allseitigkeit ein beispielloses Können in Besonderheiten eintauschen. Sogar Anthonis van Dyck (1599—1641) zog sich immer mehr auf die Bildnismalerei zurück, nachdem er eine Reihe ergreifender Geschichtsbilder geschaffen hatte. Namentlich als er 1632 nach England an den Hof Karls I. berufen worden war, befand er sich in seinem Fahrwasser. Sein Pinsel hat die Kavaliere verewigt, die wenige Jahre nach seinem Tode den Schwertern der Rundköpfe erlegen sind.

Es ist eine durchweg plebejische, königs- und adelsfeindliche Umwelt, in der die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts emporwächst. Anfangs gedeiht in dem neugegründeten Freistaat ohne bildergeschmückte Gotteshäuser und ohne Paläste nur das Bildnis: das einzelne sowohl wie das Massenbildnis, Doelen- oder Regentenstück genannt, das die Mitglieder oder Vorstände einer Genossenschaft darstellt; der erste Erfasser dieses Kunstzweigs ist Frans Hals (1580—1666), ein schneidiger Geselle, belebt von dem Geiste des 80jährigen Freiheitskriegs. Daneben erlangten Volksszenen eine steigende Beliebtheit, überhaupt Genrebilder, ferner Landschaften, Tierstücke, Stillleben, kurz all die Gattungen, an die der künstlerische Ruhm Hollands geknüpft ist. Absonderliches Gefallen fand der behäbige Stadtbürger an dem rohen, unflätigen Treiben der Bauern, an Kneip- und Raufszenen: Vorwürfe der Bilder eines Adriaen Brouwer (1605/6—38), Adriaen van Ostade (1610—85), Jan Steen (1626—79) und David Teniers des jüngern (1610—90). Aber der modische Geschmack wandte sich später von den Bauernmalern ab und fand Gefallen an Künstlern, die das ruhige Dasein des bilderkaufenden Bürgertums selbst darstellten und gelegentlich in die Nachbargebiete mit aristokratischer Gesittung abschweiften, wie Pieter de Hooch (um 1630—77), Jan van der Meer (1632—75), Gerard Terborch (1617—81), Gabriel Metsu (1630—70). Endlich trieb die holländische Kleinmalerei mit vollen Segeln dem Hafen des adligen und höfischen Geschmacks zu. Während die Berühmtheiten der ältern, auf die bürgerlichen Kreise der Heimat angewiesenen Generation entweder ein nahrhaftes Nebengewerbe betreiben mußten oder in Armut verkamen, schwammen die glatten Modemaler: ein Gerard Dou (1613—75), Frans van Mieris der Ältere (1635—1681), Kaspar Netscher (1639—84), Godfried Schalcken (1643—1706), Adriaen van der Werff (1659—1722), in Gold und Ehren.

Digitized by Google

Wie sich im Genrebilde bei der Unbedeutendheit des Gegenstands das Interesse dem rein Malerischen zuwendete: der Farbe, dem Lichte, dem Tone, der Gesamtstimmung, so geschah es auch in der holländischen Landschafterei. Ihr Aufschwung knüpft sich an die Entdeckung des Gillis van Coninxloo (1544—1607): das System der drei Pläne (Vorder-, Mittel- und Hintergrund). Die Gemälde des berühmtesten holländischen Landschafters, Jakob Salomonsz van Ruysdaels (1628/9—82), spiegeln den schwermütigen Ernst der Natur in ihrer Ruhe und die leidenschaftliche Stimmung der Elemente in ihrer Bewegung wider. Eine Abart der Landschafterei betreiben die Seemaler: Ludolf Bakhuysen (1633—1708), Willem van de Velde der jüngere (1633—1707) und andre. Landschaft, Tier- und Menschenbild vereinigt Philips Wouwerman (1619—68) in seinen Kriegs- und Jagdszenen. Ebenso zeichnet sich Paulus Potter (1625—54) als Landschafts- und Tiermaler aus; in Tierbildern glänzten Frans Snyders (1579—1657), Jan Weenix (1640—1719), Melchior Hondecoeter (1636—1695). Das Blumenstück bildet die Besonderheit eines Jan Davidsz de Heem (1606—83/4) und Jan van Huysum (1682—1749).

Neben diesen Galeriebevölkerern lebte einer, der auch in den von allen andern gemiednen brotlosen Gattungen thätig war und den darum die Zeitgenossenschaft, nachdem sie ihn vorübergehend beachtet hatte, in einer Dachkammer verderben ließ: Rembrandt Harmensz van Rijn (1606—69), der größte Maler germanischen Bluts trotz Dürer, Holbein und Rubens. Er wäre es, wenn er nur seine Bildnisse, insonderheit seine Selbstbildnisse und Regentenstücke verfertigt hätte: die Anatomie des Dr. Tulp (1632), die Nachtwache (1642), die Staalmeesters (1661); ja man müßte ihm den Preis zuerkennen, wenn nur mehr seine Radierungen vorhanden wären. Und doch zeigt er seine volle Größe erst in seinen biblischen und mythologischen Gemälden. Die Welt preist ihn jetzt als den unübertroffnen Meister des Helldunkels; aber dies gibt von seinem Wert keinen zureichenden Begriff. Rembrandt ist durch seine Eigenart eine vorbildliche Kulturgröße, ein berufner Erzieher späterer Geschlechter, er, der erste Märtyrer des modernen freien Künstlertums, das gestaltet, weil und wie es selber muß, nicht weil und wie es die Leute wollen.

D. Die Franzosen.

Weiteste Fernen trennen die Welt Rembrandts von dem französischen Barock und dessen zierlichen Anhängseln: Rokoko und Zopf. Die bildende Kunst Frankreichs war im Renaissancezeitalter ein aus Italien verpflanztes Gewächs gewesen. Nur in der Baukunst brachte es die französische Renaissance zu selbständigen Leistungen, weniger in der Bildhauerei, noch weniger in der Malerei. Die Verbindung mit Italien wurde im Barockalter wieder angeknüpft. Mehrere der größten französischen Künstler lebten in Italien, so Nicolas Poussin (1594—1665), der Historienmaler und Schöpfer der heroischen Landschaft, und sein Schwager Caspar Dughet (ebenfalls Poussin genannt; 1613—75); desgleichen der gefeiertste Landschaftsmaler des Jahrhunderts, Claude Gellée gen. Le Lorrain (1600—82). In Rom lebte auch der Schlachtenmaler Jacques Bourguignon Courtois (1621—76). Hingegen blieben der Heimat treu: der Bildnismaler Philippe de Champaigne (1602—74), der Historienmaler Eustache Le Sueur (1617—55), die Brüder Le Nain (gest. 1648 und 1677), die Darsteller gemütlicher Volksauftritte, Jacques Callot (1592—1635), der phantasievolle Maler-Radierer, dessen Bilderreihe „Misères de la guerre“ (s. auch sein „Zigeunerlager“ im V. Band) einen realistischen Wahrheitssinn zeigen, der in der französischen Barockzeit selten ist.

Digitized by Google

Der Bau des Schlosses von Versailles unter Ludwig XIV. (seit 1661) bezeichnete einen Wendepunkt in der französischen Kunstgeschichte; Malerei und Bildhauerei mußten sich fortan den Machtsprüchen des königlichen Bau- und Kulturherrn unterordnen und in die Schar der dekorativen Künste einreihen lassen. Der Architekt des Versailler Schlosses war Jules Hardouin Mansart (1645—1708); der Befehlshaber über das Heer von Künstlern und Kunsthandwerkern, die die Innenräume auszuschmücken hatten, war der Maler Charles Lebrun (1619—90; vgl. die Erklärung zu der Tafel bei S. 446 des VII. Bands), der an den Wänden der Prunkräume (der Spiegelgalerie) den Sonnenkönig zu verherrlichen hatte. André Lenôtre (1613—1700), der Schöpfer des Versailler Parks und des französischen Gartenstils, vervollständigt die Dreiheit der Kunstgrößen des „großen Zeitalters" (grand siècle). Neben Lebruns Heerscharen konnten nur wenige ihre Unabhängigkeit bewahren; so die Bildnismaler Pierre Mignard (1612—95), Lebruns Nebenbuhler, und Hyacinthe Rigaud (1659—1743). In Pierre Puget (1622—94) verehrt Frankreich seinen größten Bildhauer, der auch als Maler thätig war, ein echter Barockkünstler, „berninischer als Bernini selbst" (J. Burckhardt).

Nur in Frankreich schiebt sich das Rokoko oder der Stil Ludwigs XV. als organisches, vollentwickeltes Bindeglied zwischen Barock und Klassizismus. Im übrigen Europa lebt sich das Barock erst gehörig aus, um dann zumeist dem geradlinigen, nüchternen, harten Klassizismus der Zopfzeit Platz zu machen; das Rokoko tritt aber nur stellenweise zu Tage, ist ein französischer Einfuhrartikel, schlägt keine Wurzeln. Selbst im Mutterlande bedeutet das Rokoko bloß einen Wandel im dekorativen Geschmacke, von dem das Kunstgewerbe, das Kostüm im weitesten Sinn, ergriffen wird; das Wesentliche in der Architektur, das Aufbauende, läßt dieser sogenannte Stil unberührt. Wie schon in der Zeit Ludwigs XIV. geben die Ornamentzeichner (dessinateurs) den Ton an: ein Aurèle Meissonier (1693—1750), François Cuvillies (1698—1768; seit 1725 in Bayern) u. s. w., denen sich Maler wie Boucher und Fragonard zugesellen.

Aber den Künstlern genügt eine solche Nebenrolle nicht. Es entsteht eine Rokokomalerei, die den Franzosen ausschließlich angehört, den Geist der herrschenden Klassen aufs vollkommenste widerspiegelt und rein malerische Sonderreize besitzt. Denn die Frage steht nicht so, ob Watteau und Boucher ebenso große Künstler gewesen seien wie Raffael und Michelangelo. Jene Franzosen sind Kunstgrößen, weil sie nicht so gemalt haben wie die Cinquecentisten, sondern anders und andres. Ein Zeitalter Leos X. hat es nur einmal gegeben; es hat die ihm entsprechenden Künstler gehabt; und daß es nur einen Raffael geben konnte, ist das Beste an ihm. So gibt es auch nur ein Zeitalter Ludwigs XV. Seiner abgefeimten Unsittlichkeit verdankt die Welt all das Reizende, Zierliche, Gaukelnde, Knisternde, Rosige, Duftige, das man Rokoko gescholten hat. Was immer die Künstler des Rokokos auch darstellen mögen, sie bringen ein Zeitbild: Antoine Watteau (1684—1721) ebenso wie François Boucher (1703—70), Jean Honoré Fragonard (1732—1806), Le Moine (1688—1737), Jean François De Troy (1679—1752), Rosalba Carriera (1675—1757), die Erfinderin der Pastellmalerei, und der Hauptmeister des farbigen Stiftes: Jean Etienne Liotard aus Genf (1702—89).

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts folgte die Malerei bereits den Weisungen, die ihr die Schriftsteller und Kritiker gaben. Wer gelobt und bezahlt werden wollte, mußte moralisch, philanthropisch oder empfindsam malen, die Tugend und das allein tugendhafte Volk verherrlichen. Dieser Richtung entsprachen Jean Baptiste Siméon Chardin (1698—79) und noch mehr Jean Baptiste Greuze (1725—1805) mit seinen sittsamen Familienszenen und seinen halbreifen Mädchen. Im übrigen bog der Kunstgeschmack wieder in die klassizistische Heerstraße

Digitized by Google

ein. Jacques Germain Soufflot (1713—81) baute die Kirche Sainte-Geneviève in Paris (jetzt Panthéon); die bezaubernde Elisabeth Louise Vigé-Lebrun (1755—1842) vereinte die Anmut des Rokokos mit dem Stilgefühle der Klassizität. Aber die Palme errang der Vorkämpfer der römischen Antike, Jacques Louis David (1748—1825), der Malerfürst des ersten Kaiserreichs.

E. Die Deutschen.

Daß die Deutschen zwischen dem Schmalkaldischen Krieg und dem Westfälischen Frieden die Ebenburt mit den übrigen europäischen Nationen eingebüßt und in der bildenden Kunst nichts geleistet haben, ist begreiflich. Und daß sie in der Zeit langsamer Erhebung nach dem Großen Kriege bei Italienern, Franzosen und Niederländern in die Lehre gingen, war um so klüger von ihnen, als die Fremden massenweis über die Grenze drangen: verstand ein Landeskind ebenso gut zu bauen, zu meißeln und zu pinseln wie einer von den Welschen, so konnten ihm ja Arbeiten übertragen werden, die man sonst Ausländern hätte überlassen müssen. An Aufträgen aber mangelte es nicht; denn es gab kaum eine Stadt, kaum ein Landgut, wo nicht zwischen der Mitte des 17. und dem Ende des 18. Jahrhunderts größere Bauwerke errichtet, mit Bildsäulen und Gemälden verziert worden wären.

a) Die Bau- und Bildhauerkunst.

Unter der Regierung Friedrichs I. (1688—1713) wurde in Berlin der Bau des Zeughauses und der Umbau des königlichen Schlosses begonnen. Der Plan zu jenem rührt von Joh. Arnold Nering (gest. 1695) her; ausgeführt wurde er von Schlüter und Jean de Bodt (1670—1745). Den Schloßbau leitete (1697—1706) bis zu seinem jähen Sturz Andreas Schlüter (1664—1714), groß als Architekt, größer als Bildhauer; von ihm rührt das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke und die Reihe der 21 Kriegermasken am Zeughause her. Der Schwede Joh. Friedr. Eosander Freih. von Goethe (1670—1729) führte die Schlüterschen Arbeiten fort, verließ jedoch 1714 Berlin, als der sparsame Friedrich Wilhelm I. das kostspielige Bauen einzustellen befahl. Unter Friedrich d. Gr. kam durch seinen Lieblingsbaumeister G. W. von Knobelsdorff (1699—1753) der Rokokostil zur Herrschaft; die Hauptwerke dieser Zeit sind das Potsdamer Stadtschloß, das (alte) Berliner Opernhaus und das unvergleichliche Sanssouci. Auch das Neue Palais in Potsdam mit den von dem Mannheimer Karl von Gontard (1731—91) erbauten Communs gehört der Fridericianischen Zeit an. Gontard entwarf den Plan auch zum Marmorpalais, das Karl Gotthard Langhans (1733 bis 1808) vollendete, der Erbauer des griechisch-römisch gedachten Brandenburger Thors.

Glänzender noch als die Berliner Königsbauten geben sich die Bauwerke der sächsisch-polnischen Auguste in Dresden. Das Hauptwerk der Dresdner Architektur bleibt der Zwinger Daniel Pöppelmanns (1662—1736), obwohl das Vorhandne nur ein Bruchteil des geplanten Ganzen ist. Von demselben Meister stammt das später umgebaute Japanische Palais her. Noch unter Friedrich August I. (1694—1733) entstand die kühne und malerische, protestantische Frauenkirche, deren Kuppel 1760 selbst die schweren Bomben Friedrichs des Großen aushielt, ein Bau des Dresdner Zimmermeisters Georg Bähr (1666—1738). Unter Friedrich August II. (1733—63) wurde der Prachtbau der katholischen Hofkirche von dem Italiener Gaëtano Chiaveri 1739—51 errichtet, deren Dach Lorenzo Mattielli und andre seit 1743 mit 59 Standbildern schmückten. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts griff ein öder Klassizismus um sich: der Zopfstil der Architektur-Beamten und Akademie-Professoren.

Digitized by Google

Das Hauptgebiet der Barockarchitektur nördlich der Alpen war Österreich. Es stand unter starkem italienischen Einflusse, während der französische beinahe gänzlich mangelte; im Gegensatze zu Bayern, das gegen Ende des 17. Jahrhunderts politisch und architektonisch dem französischen Anziehungskreise verfiel (Nymphenburg, Schleißheim; vgl. oben auf S. 412 Cuvilliés). Nicht nur in Wien und Umgebung wimmelt es von Kunstdenkmälern eines Barocks von ausgesprochner Eigenart, das denn auch den Namen „Wiener Barock" trägt, sondern auch in den Provinzstädten Salzburg (erst seit 1805 österreichisch), Prag, Graz, Innsbruck u. s. w. finden sich zahlreiche Kirchen (eine der ersten: die 1602 eingeweihte Kirche zu Radmer in der Steiermark) und Paläste aus dem 17. und 18. Jahrhundert; desgleichen sind über das flache Land Kirchen-, Kloster- und Schloßbauten im Barockstile verstreut. Wie in Italien greifen Architektur, Skulptur, Malerei und Kunsthandwerk emsig ineinander. Ein italienischer Baukünstler, Santino Solari, hat 1614—34 den Salzburger Dom erbaut, ein andrer Italiener, Antonio Dario, 1664—80 den Springbrunnen auf dem Domplatz errichtet. Auch in Wien herrschen zu Leopolds I. Zeiten noch die Italiener vor: Lodovico Burnacini (gest. 1707), der Erbauer des unschönen Leopoldinischen Teils der Hofburg, die Familie Bibiena, der Pater Pozzo (vgl. S. 406), die Carlone u. s. w.

Einen rechten Aufschwung konnte die Baukunst in Österreich erst nehmen, als unter der Regierung Karls VI. die Türkengefahr endgiltig beschworen war. Wohl behaupteten sich die Italiener Dom. Martinello und Donato Allio (1650—1718) neben den eingebornen Baukünstlern; aber diesen ist die rein österreichische Spielart der Barocke zu danken. Ihr Haupt ist Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656—1723), dessen unvollendete Arbeiten von seinem Sohne Josef Emanuel (1695—1742) übernommen worden sind. Fischer der ältere hat in Wien die Karlskirche und mehrere Paläste erbaut, den Plan zum Umbau der Hofburg entworfen, von dem nur Bruchstücke (Reichskanzlei, Winterreitschule, Hofbibliothek) zur Ausführung kamen, ferner in Salzburg (Kollegiatkirche) und in Prag größere Bauten errichtet. Sein Nebenbuhler Joh. Lukas von Hildebrand (1666—1745) ist der Architekt des Wiener Belvederes, des Daunschen Palastes, des Schlosses Mirabell in Salzburg. Unter den Klosterbauten ragen das 1701—38 erneuerte Benediktinerstift Melk mit der schönen von Jakob Prandauer (gest. 1727) erbauten Kirche, Göttweih mit der Hildebrandschen Prälatur (1719) und das 1750 nur zu einem Viertel ausgebaute Klosterneuburg hervor. In Prag haben die Architekten Christoph und J. Kilian Dienzenhofer (die Sankt-Nikolaus-Kirche auf der Kleinseite 1704—52, die Sankt-Niklas-Kirche hinter dem Rathause 1732—37) gewirkt. Der Egerer Joh. Balthasar Neumann (1687—1753) ist der Erbauer der herrlichen Rokokoresidenz in Würzburg.

Unter den deutschen Bildhauern der Barockzeit kann nur einer mit Schlüter verglichen werden: der Österreicher Georg Rafael Donner (1692—1741), der sich frei hielt von den Übertreibungen des Barocks, ohne dem unfreien Klassizismus anheimzufallen. Sein Hauptwerk ist der Brunnen am Neuen Markt in Wien. Der Hofstatuarius Joh. Christ. Beyer (1725—97) war der Rokokoplastiker, wie er im Buche steht; er belebte den Schönbrunner Garten mit seinen mythologischen und allegorischen Gestalten, nachdem er früher in einer Porzellanfabrik thätig gewesen war. Überhaupt hat die Plastik des Rokokos in Biskuit, Porzellan, Terrakotta und dergleichen ihr Bestes geleistet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erlangten in der Bildhauerei wie in den übrigen Künsten Klassizisten das Übergewicht: Joh. Martin Fischer (1740—1820), der mehrere Brunnen Wiens mit Standbildern versah, und Franz Zauner (1746—1822), der Schöpfer des Reiterdenkmals Josephs II. in Wien.

Digitized by Google

b) Die Malerei.

Während der Blütezeit der Spanier und Niederländer hat es keine deutsche Malerei gegeben; schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts schien es, als hätte sie die Erde verschluckt. Selbst in der Fremde gab es nur vereinzelte Künstler deutscher Abkunft; so den Meister des Helldunkels, Adam Elsheimer (1578—1620), der dem Stimmungscharakter seiner Landschaften die entsprechenden biblischen Szenen hinzufügte. Dem 17. Jahrhundert gehörten an: der Frankfurter Joachim (von) Sandrart (1606—88), der wie seine meisten deutschen Berufsgenossen zwischen der italienischen und niederländischen Mode hin und her schwankte, der Münchner Karl Loth (1632—98), der sich in Venedig als Carlotto niederließ und viele seiner Landsleute zu Schülern hatte, der Böhme Karl Skreta (1610—74) und andre.

Erst die am Ende des 17. Jahrhunderts erwachende Bauluft gab den deutschen Malern Gelegenheit zur Entfaltung ihres Könnens. „Die österreichischen Alpenländer waren die eigentliche Heimat der Virtuosen auf dem Gebiete der Wandmalerei. Ein dekoratives Geschick, ein frischer Farbensinn, eine meisterhafte Beherrschung der Technik zeigte sich dabei, welche erst unser Jahrhundert ganz zu würdigen verstand ..... Man muß die praktischen Kenntnisse der Perspektive, den findigen Sinn für das Wirksame bewundern, wenn man diese Himmelfahrten und Glorien sieht, deren Gruppen und Gestalten in einem Scheinraume wirklich zu leben und sich zu bewegen scheinen." (Hub. Janitschek.) Die zwei bedeutendsten Fresko- und Tafelmaler dieser Virtuosengruppe sind: Joh. F. Rott(th)mayr (1660—1728), der die Decken der Wiener Karls-, Peters- und der Melker Stiftskirche bemalte, und Daniel Gran (1694—1757), von dem die Plafondmalereien der Wiener Hofbibliothek herrühren, die J. J. Winckelmann veranlaßten, ihn als den größten Meister der allegorischen Malerei neben Rubens zu preisen. In Bildnissen glänzten zu dieser Zeit Joh. Kupetzky (1667—1740) und Balthasar Denner (1685 bis 1749), der vielbewunderte Runzelmaler, dem ein genaues, seiner Zeit seltnes Naturstudium nicht abzustreiten ist. Als Schlachtenmaler ragt G. Ph. Rugendas der ältere (1666—1742) über die Mittelmäßigkeit empor. Im Tierstück leisteten Joh. Heinr. Roos (1631—85), sein Sohn Phil. Peter gen. Rosa di Tivoli (1651—1705), Karl Andr. Ruthart und namentlich Joh. Elias Ridinger (1695—1767) ziemlich gutes.

Einen Umschwung in der deutschen Kunst bewirkte nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wie in Frankreich die litterarische Kritik. Hiermit stand jene merkwürdige Veränderung im Zusammenhang, die sich in der Gesellschaft vollzog: das gebildete Bürgertum wurde die führende Klasse und ordnete sich selbst wiederum seinen litterarischen Wortführern unter. In Deutschland knüpft sich diese einschneidende Veränderung an das Auftreten Winckelmanns, Lessings, Goethes. Die deutschen Malerklassizisten stehen schon insgesamt unter dem Einflusse der Schriftsteller: so der von den Zeitgenossen vergötterte A. Rafael Mengs (1728—79) nicht minder als Goethes Führer in Italien, J. H. Wilh. Tischbein „der Neapolitaner" (1751—1829), und die gefeierte Angelika Kauffmann (1741—1807). Der Illustrator des deutschen Schrifttums wurde Daniel Nik. Chodowiecki (1726—1801), der Hauptporträtist der litterarischen Berühmtheiten seiner Zeit Anton Graff (1736—1813).

England blieb vor Ablenkungen des künstlerischen Geistes durch die Litteratur bewahrt. Von dort war zwar die bürgerlich-moralisiereude Geistesströmung ausgegangen. Aber William Hogarth (1697—1764; vgl. S. 464), der mit der Radiernadel über seine Zeit Gericht gehalten hat, besaß einen solchen Vorrat angeborner Satire, daß er nicht bei den Poeten Darlehen

Digitized by Google

aufzunehmen brauchte. Der große Bildnismaler Josua Reynolds (1723—92) und der ebenso bewundernswerte Bildnis- und Landschaftsmaler Thomas Gainsborough (1727—1788) folgten litterarisch unangefochten ihren malerischen Eingebungen.

6. Die Tonkunst in der Barockzeit.

In den bildenden Künsten haben die Deutschen niemals die andern kunstbeflissenen Völker entschieden überflügelt; wir müßten denn die vlaemisch-holländische Nation der unsrigen zurechnen. Hingegen kommt schon in der Barockzeit jene Kunst zu breiter Geltung, in der die Deutschen alle andern Völker weit hinter sich gelassen haben: die Tonkunst. Sie ist die eigentlich moderne Kunst.

A. Die Zeit des polyphonen Stils.

Anfänglich herrschte in der abendländischen Christenheit der gregorianische Kirchengesang, der sich dem gottesdienstlichen Text aufs engste anschmiegt; er ist durch seine Einstimmigkeit, sein antikisierendes Tonleitersystem, seine Freiheit im Zeitmaße gekennzeichnet. Als Belebungsmittel dient ihm die Gegeneinanderstellung des Einzel- und des Chorgesangs. Neben der kirchlichen erwuchs eine weltliche Kunstmusik, die sich der erstern anähnelte; die Musik der Minne- und Meistersinger ruht auf den Grundsätzen des gregorianischen Stils. Es wurde (wohl im 10. Jahrhundert) gebräuchlich, die Stimmen von der Orgel oder einem Saiteninstrumente begleiten zu lassen und zwar Note für Note in einem bestimmten Intervall (Quart, Quint). Das währte solange, bis in Paris (oder in England?) einem Unbekannten das Licht der musikalischen Erkenntnis aufging. Er beobachtete, daß zwei oder mehr Stimmen gleichzeitig erklingen können, ohne in einem fortgesetzten Abstande nebeneinander schreiten zu müssen, ja daß man die Intervalle und die rhythmischen Werte in den einzelnen Stimmen ändern, sie gegen und durcheinander laufen, gelegentlich auch schweigen und wieder einsetzen lassen könne. Indem man Tonsätze dieses polyphonen oder kontrapunktischen Stils aufzuschreiben versuchte, zeigte sich die Unzulänglichkeit der bisherigen Notenschrift; es wurde ein System von Noten erdacht, das nicht bloß wie das bisherige die Tonhöhe, sondern auch die Tondauer angab. Die neuen Zeichen heißen die Mensuralnoten.

Seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich die neue Kunst über ganz Westeuropa; ihre höchste Ausbildung erreichte sie in den Niederlanden, so daß man das 15. und 16. Jahrhundert in der Musikgeschichte kurzweg als die Zeit der Niederländer bezeichnet. Unter den niederländischen und französischen Tonsetzern dieses Zeitraums sind die berühmtesten: Gilles Binchois (gest. 1460), Guillaume Dufay (um 1400—74), Wilh. Okeghem (Okenheim; um 1430—95), Josquin Depré (um 1450—1521), Adrian Willaert (1480—1562), Claude Goudimel (1505—72, ein Opfer der Bartholomäusnacht) und der letzte und größte: Orlandus Lassus (Orlando di Lasso, Roland de Lattre; 1532—94), der seit 1557 in München als herzoglicher Kapellmeister thätig war. Unter den Engländern ragen hervor: Dunstaple (gest. 1453), Rob. Fayrfax, Thomas Tallis (gest. 1585), William Bird (1540—1623) und Orlando Gibbons (1583—1625). Aus Deutschland stammen die Meister Heinrich Isaak (um 1450—1517), Heinrich Fink (um 1500), Ludwig Senfl (1492—1555), Jakob Hänel gen. Gallus (1550—91) und Hans Leo Hasler (1564—1612).

Verhältnismäßig spät schließt sich Italien der internationalen Stilrichtung an. Erst im 16. Jahrhundert haben niederländische Meister ihre Kunst dorthin verpflanzt, so Willaert, der

Digitized by Google

die venezianische Tonsetzerschule begründete. Doch gerade ein Italiener ist die Hauptgröße des ganzen Zeitalters geworden: der päpstliche Kapellmeister Giovanni Pierluigi (Santo?), nach seinem Geburtsorte Palestrina genannt (1514/29—94). Wenn er als Reformator der katholischen Kirchenmusik bezeichnet wird, so hat dies seine Richtigkeit, insofern er Mißbräuche und ärgerliche Ausschreitungen beseitigte; aber der „Palestrinastil" ist nichts andres als die polyphone Schreibart der Niederländer. An Palestrina, den Komponisten der Improperien (Klagen der leidenden Liebe am Kreuze; 1560) und der Missa Papae Marcelli (II., 1565), schließt sich eine Reihe von italienischen Kapellmeistern, die im strengen Vokalstile weiter arbeiteten, darunter der Komponist des zu den Programmstücken der römischen Karwoche gehörigen neunstimmigen „Miserere", Gregorio Allegri (1584—1652).

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zeigten sich aber bereits Ansätze zu einem gründlichen Umschwung in der gesamten Tonwelt. Die Veränderungen vollzogen sich teils geräuschlos und unmerklich, teils brachen sie plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt herein. Zu den allmählichen Veränderungen gehörte der Übergang von den alten Kirchentonarten zu den modernen Dur- und Moll-Tonarten, der vom Ende des 16. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts währte, so daß erst in Haydns und Glucks Zeiten die Kirchentonarten auf die Stufe archäologischer Merkwürdigkeiten herabsanken. Hierzu trug das Aufkommen einer selbständigen, nicht bloß begleitenden Instrumentalmusik wesentlich bei. Vorerst befreite sich die Orgel von der Knechtschaft, in die sie durch die Übermacht der vokalen Polyphonie geraten war. Zwei berühmte Organistenschulen entstanden in Italien: die venezianische mit Andrea Gabrieli (um 1510—86) und seinem Neffen Giovanni (1557—1612) und die römische mit Girolamo Frescobaldi (1583—1644). Durch deren Schüler wurde im 17. Jahrhundert die Kunst des Orgelspiels nach dem Norden verpflanzt, so daß weiterhin die größten Organisten auf deutschem und niederländischem Boden zu finden sind. Für die Orgel kamen neue Kompositionsformen auf: das Ricercare (die Urform der Fuge) und die Tokkata, mit der die Musik den Weg in ein unbebautes Gebiet einschlug. Die Tokkata besteht aus Akkorden und Läufen, wie sie Gesangsstimmen nicht ausführen können. Indem man Akkorde aneinanderreihte, enthüllte sich das Reich der Harmonie, und alsbald wurde die Modulation ein unentbehrlicher Behelf des von dem polyphonen Zwange sich befreienden Tonsatzes.

Als Ersatzmittel für die Orgel und bald auch als selbständiges Instrument gelangte seit dem 16. Jahrhundert das Ur-Klavier, Cembalo oder Virginal, zu wachsender Bedeutung. In England entstand die älteste Litteratur für dieses Tastenwerkzeug: Tänze, Phantasien, Variationen. Deutschland fügte die Tanzsuite hinzu, Reihen von altertümlichen Tänzen in abwechselnd geradem und ungeradem Takt. Indessen war im 16. und 17. Jahrhundert nicht das Klavier, sondern die Laute das verbreitetste Instrument, dem Berufsmusiker wie Liebhaber einmütig huldigten. Erst im 18. Jahrhundert überwand das Hammerklavier die nunmehr der Vergessenheit anheimfallende Nebenbuhlerin.

B. Der monodische Stil und die Entstehung der Oper.

Alle diese Neuerungen verschwinden jedoch gegen die blitzartig durchschlagende Umwälzung, die das Eindringen der Monodie in den Umkreis der fast noch ausschließlich von der Polyphonie beherrschten Tonkunst herbeigeführt hat. Mit einem Sprunge steht die Musik nunmehr im Barock. Ein humanistischer Beweggrund hat den Anlaß gegeben, in der Oper das gesprochne Drama mit der ihm entfremdeten Tonkunst wieder zu vereinigen. Das geistliche und

Digitized by Google

weltliche Drama der vorangehenden Zeit hatte die Musik als Beihilfe und Schmuckmittel nicht verschmäht. Aber in den humanistisch gebildeten Kreisen von Florenz wollte man das Drama der Griechen mit seinem sangartigen Sprechton und seinen Chören wieder zum Dasein erwecken. Giovanni Bardi Graf von Vernio und seine Freunde (die „Camerata") waren überzeugt, daß die zur Zeit herrschende Art des Tonsatzes dem griechischen Ideale nicht entspreche; durch die Mehrstimmigkeit leide das Verständnis des Textes; es handle sich um eine dem dramatischen Wechsel des Wortsinns entsprechende Färbung des musikalischen Ausdrucks. Der erste umfassende Versuch, ein Drama im Sinne der florentinischen Reformgedanken in Musik zu setzen, gelang dem Jacopo Peri (gest. um 1630), der 1594 des Dichters Ottavio Rinuccini (1564—1621) „Daphne" zur Befriedigung der Camerata vertonte. Es war das erste drama per musica im stilo recitativo. Dem polyphonen Tonsatze trat fortan der monodische siegreich an die Seite. Alsbald schrieb Giulio Caccini (1550—1618) eine Anzahl melodiöser Gesänge in monodischem Stil und durchflocht mit solchen seine „Euridice", durch die er Peris gleichnamiges Drama (1600) zu verdrängen suchte. Caccini wurde der Begründer des italienischen Schöngesangs oder bel canto.

In Italien faßte die Oper schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allenthalben festen Fuß. Während sich anfangs nur die Höfe auf die kostspielige Kunstgattung einließen, entstand in Venedig 1637 das erste Operntheater für das zahlende Publikum. Dahin siedelte 1613 der auch als Kirchenkomponist hervorragende Claudio Monteverde (1567—1643) über, der den dramatischen Ausdruck seines Tonsatzes durch eine sorgfältige Instrumentation zu erhöhen verstand. Seine Schüler, Francesco Calletti-Bruni gen. Cavalli (1600—76) und Marcantonio Cesti (1620—69), mußten bereits dem laienhaften Geschmacke der Hörerschaft Zugeständnisse machen, indem sie die polyphonen Chöre fallen ließen und das Rezitativ zu gunsten der Arien einschränkten. Hiermit war so ziemlich das Gegenteil von dem erreicht, was einst die Florentiner angestrebt hatten. Statt des Musikdramas besaß man die aus einer Reihe von melodiösen Gesangsstücken bestehende Nummernoper, von der man in spätern Zeiten wiederholt zu den Grundgedanken des florentinischen Worttondramas zurückzulenken suchte.

Im 17. Jahrhundert blieb Venedig die Bezugsquelle für Opern, Kapellmeister und Sänger; im 18. ging der Vorrang an Neapel über, wo Alessandro Scarlatti (1659—1725) mehr als 100 Opern aus den Ärmeln schüttelte und diese Fruchtbarkeit auch auf seine Schüler Leonardo Leo (1694—1756), Niccolò Porpora (1686—1766) und Nicola Jommelli (1714—1774) vererbte. An die Stelle der überhetzten Erfindungskraft trat natürlich die Routine. Man komponierte im wörtlichen Sinne neue Opern aus ältern und verfertigte aus beliebten Nummern „Pasticcios" (Arienpasteten). Da kam als Retterin aus der Not eine neue Opernart empor: die komische Oper oder Opera buffa, ein echtes Rokoko-Geschöpf. Wohl waren bisher heitere Zwischenspiele in ernste Opern eingeschoben worden; aber erst Niccolò Logroscino (1700—63) und Giambattista Pergolesi (1710—36), der Komponist der (seit 1752) vorbildlich gewordnen „Serva padrona" (und eines berühmten „Stabat mater"), lehrten das Intermezzo auf eignen Beinen stehen. Die großen napolitanischen Buffonisten, die übrigens auch die Opera seria in weitere Pflege nahmen, sind Niccolò Piccinni (1728—1800), Giovanni Paesiello (1741—1816) und Domenico Cimarosa (1749—1801).

Zu den Eroberungsgebieten der italienischen Oper gehörte in erster Linie Deutschland. Welsche Sänger und welsche oder welsch gebildete Tonsetzer wurden in alle Residenzen berufen und einem förmlichen Zeugungszwang unterworfen; denn man wollte immer Neues hören: ein Repertoire im heutigen Sinne hat es im 17. und 18. Jahrhundert nicht gegeben. Den Anfang

Digitized by Google

mit der italienischen Oper machte Wien (1642) unter Kaiser Ferdinand III., der wie alle seine Nachfolger bis Franz II. selbst musikalisch war; Ferdinand und sein Sohn Leopold I. verstanden sich auch aufs Komponieren. Den Höhepunkt erreichte die italienische Oper in Wien unter Karl VI. und seinem Lieblingskapellmeister Joh. Jos. Fux (1660—1741). Bald nach Wien bekam Dresden eine italienische Oper, die gleichfalls unter einem Deutschen, Johann Adolf Hasse (1699—1783), dem Gatten der gefeierten Sängerin Faustina Bordoni, ihren Gipfel erklomm. Es folgten München, Hannover, Berlin. Aber Friedrich Wilhelm I. jagte die Musikanten seines Vaters ebenso aus der preußischen Hauptstadt wie dessen Architekten; erst Friedrich II. bereitete der welschen Oper eine wohnliche Stätte an den Spreeufern. Der Sieger von Roßbach blies selbst die Flöte und komponierte viel. Auch in Berlin bezeichnet das Wirken eines Deutschen, Karl Heinrich Graun (1701—59), den Höhepunkt im Betriebe der fremdländischen Kunst.

Fast hätten es die Deutschen schon am Ende des 17. Jahrhunderts zu einem eignen Dondrama gebracht. In Hamburg wurden seit 1678 deutsche Texte von deutschen Meistern vertont und von deutschen Sängern vorgetragen. Den Höhepunkt der Hamburger Oper bezeichnen die Namen Reinhard Keiser (1674—1739), Joh. Siegmund Kusser (Cousser; 1657—1727) und Georg Philipp Telemann (1681—1767). Auch Händel (vgl. unten, S. 420) schrieb in seinen jungen Tagen einiges für die Hamburger Bühne. Von hier aus drangen deutsche Opern wohl in viele nord- und mitteldeutsche Städte. Aber die deutsche Oper an sich faßte nirgends Wurzel; selbst an der Ursprungsstätte dorrte sie im 3. und 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts völlig ab.

Auch in England flackerte am Ende des 17. Jahrhunderts das Licht einer nationalen Oper auf, um rasch wieder zu erlöschen. Ihr Dasein ist im wesentlichen an das kurze Leben Henry Purcells (1658—95) geknüpft, den die Engländer als ihren größten Tonsetzer feiern. Schon die Namen seiner Opern, z. B. „König Arthur", „Die Feenkönigin" (Sommernachtstraum), bezeugen die Rassenechtheit seines Schaffens. Die lachenden Erben der jungverstorbnen Nationaloper wurden und blieben die Italiener.

Eine selbständige Nationaloper neben der italienischen zu begründen ist in älterer Zeit nur den Franzosen gelungen. In Frankreich war die Oper durch das alteinheimische Ballett genügend vorbereitet; als nun die Italiener in Paris Beifall fanden, machten sich mehrere französische Komponisten ans Werk, unterstützt von Dichtern wie Philippe Quinault (1635—1688) u. a., die sich auf den Geschmack des hauptstädtischen Publikums verstanden. Dem Geigenspieler Giambattista Lully (1633—87) aus Florenz war es beschieden, der Schöpfer des französischen Musikdramas zu werden. Wie sein königlicher Gönner Ludwig XIV. herrschte er seit 1672 mit unumschränkter Gewalt über die seit 1671 dafür ausschließlich befugte Académie nationale de musique. Die Musik Lullys und seiner Nachfolger André Destouches (1672—1749) und J. Philipp Rameau (1683—1764) entspricht aufs vollkommenste dem Stile Ludwigs XIV. in den bildenden Künsten und ist das Seitenstück zur klassizistischen Dramatik Corneilles und Racines (S. 428).

Doch der französische Geist fand an dem feierlichen Ernste der Lully-Rameauschen Oper kein Genügen. Schon regten sich in den volkstümlichen Vaudevilles (Possen mit eingelegten Gesängen) allenthalben die Geister der Komik. 1752 erzielte Jean Jacques Rousseau (1712—1778) mit seinem Singspiel „Le devin du village" (der Dorfwahrsager) einen zur Nachahmung reizenden Erfolg. Aus dem Singspiel entstand die von der Opera buffa grundverschiedne Opéra comique, der wertvollste weil nationalste Beitrag, den die Franzosen zur Geschichte

Digitized by Google

der Musik geliefert haben. Der Schöpfungszeit des heitern Worttondramas in Frankreich gehören an: Egidio Rom. Duni (1709—75; seit 1757 in Paris), Fr. André Danican gen. Philidor (1726—95; auch einflußreicher Schachspieler), Pierre Alexandre Monsigny (1729—1817) und André Ernest Modeste Grétry (1741—1813).

C. Das Oratorium und die Instrumentalmusik.

Die florentinische Musikreform Peris und Caccinis hat außer der Oper auch dem Oratorium das Leben gegeben. Im 16. Jahrhundert bestanden noch die geistlichen Spiele (rappresentagioni) früherer Zeiten; Filippo Neri (1515—95; 1622 heilig gesprochen) ließ solche seit 1556 im Betsaal („Oratorium") seines Klosters in Rom veranstalten. Im Jahre 1600 führte man in Rom ein allegorisches Spiel von Emilio del Cavaliere (um 1550—99) vor, das im monodischen Stile der Florentiner geschrieben war. Indem man sich bei Stücken dieser Art der mimischen Darstellung entwöhnte, löste sich das Oratorium vom Musikdrama los und fand in Giacomo Carissimi (1604—74) den Mann, der ihm die haltbare Form gab. Aber erst auf deutschem Boden entwickelte sich das Oratorium zum vollwichtigen Ersatzmittel für die geistlichen Volksspiele, die namentlich in den protestantischen Landschaften allmählich außer Gebrauch gekommen waren. Der würdige Vorläufer Händels und Bachs, Heinrich Schütz (1585 bis 1672), komponierte unter anderm „Die sieben Worte am Kreuz" und die vier Passionen nach den vier Evangelien. Die Reden der Einzelpersonen sind monodisch gehalten, die Chöre polyphon. Dramatische Betonungen beleben den kirchlichen Stil dieser für fürstliche Kapellen und Zimmer bestimmten Dichtungen.

Der neue Stil wälzte auch sonst die Gesangs- und Instrumentalmusik des 17. Jahrhunderts um und um. Große Beliebtheit erlangte die Kantate, die in einer kirchlichen Abart (cantata da chiesa) und in einer weltlichen (cantata da camera) vorkommt; sie besteht aus Gesängen mit oder ohne Begleitung. Der so lange schwankende Name Sonate blieb schließlich auf Werken haften, die aus mehreren innerlich verwandten, reinen Instrumentalsätzen bestehen. Als eine weitere Sondergattung des Tonsatzes bürgerte sich das Konzert für Soloinstrumente mit Orchester ein. Namentlich kam die Violine zur Geltung, seitdem der aus Tirol nach Oberitalien verpflanzte Bau von Saiteninstrumenten eine nie wieder übertroffne Vollkommenheit erreicht hatte. Im 17. und 18. Jahrhundert gingen aus den Werkstätten der Italiener Nicola Amati (1596—1684), Antonio Stradivari (1644—1737), Giuf. Ant. Guarneri (1683—1745) und des Tirolers Jakob Stainer (1621—83) die Kleinodien der Geigenbaukunst hervor. Mit Arcangelo Corelli (1653—1713) beginnt die bis heute nicht unterbrochne Reihe großer Violinvirtuosen, die für ihr Tonwerkzeug auch komponieren.

Die Zeit war reif für das Erscheinen der Vollender und Zusammenfasser einer langen Entwicklung. Zwei Deutsche hatte das Schicksal für diese Aufgabe auserkoren: Händel und Bach (s. Figuren 1 und 2 der beigehefteten Tafel „Deutsche Musiker"), zwei aneinander nicht meßbare Größen, die beide weit über das hinausragen, was sie der Mitwelt bedeuteten.

Georg Friedrich Händel (am 23. Febr. 1685 in Halle geboren, am 14. April 1759 in London gestorben) komponierte, wie die meisten Tonsetzer seiner Zeit, Opern, Oratorien, Gesangs- und Instrumentalwerke jeder Art. Seine Erstlinge brachte er der vaterländischen Oper in Hamburg dar (S. 419); in Italien (seit 1707) und in England, wo er sich seit 1712 beinahe ununterbrochen aufhielt, schrieb er italienische Opern. In England fand Händel den Weg zur Unsterblichkeit; hier schrieb er seine Oratorien, deren erstes die 1720 komponierte „Esther" war. Und

Digitized by Google

Deutsche Tondichter des 18. und 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

1. Georg Friedrich **Händel**, geboren 25. Febr. 1685 in Halle a. d. Saale, gestorben 14. April 1759 in London. Sepiazeichnung nach dem Leben von G. A. Wolffgang London 1757, durch den Bildnismaler Joh. Heinr. Schröder (1757—1812) nach Deutschland gebracht, 1866 von einem seiner Verwandten an den Postdirektor Dreyßigacker in Meiningen verkauft und 1886 in den Besitz der Firma Peters übergegangen.
2. Johann Sebastian **Bach**, geboren 21. März 1685 in Eisenach, gestorben 28. Juli 1750 in Leipzig. Ölgemälde nach dem Leben von Haußmann, von der Tochter K. Phil. Em. Bachs 1828 in den Besitz des Leipziger Flötisten Karl Greuser und von dessen Sohn an die Firma Peters gelangt; neben dem im Leipziger Thomasgymnasium befindlichen das einzige Originalbildnis Bachs. Photogravüre von Meisenbach, Riffarth u. Co. in Leipzig.
3. Johannes Chrysostomus Wolfgang Gottlieb (gen. Amade) **Mozart**, geboren 27. Jan. 1756 in Salzburg, gestorben 5. Dez. 1791 in Wien. Medaillonbildnis nach dem Leben, im April 1789 mit Silberstift auf Elfenbeinkarton gezeichnet von Doris Stock, der Tante Th. Körners, dessen Mutter die Zeichnung dem Schriftsteller Fritz Förster schenkte, der es wieder an seinen Pflegesohn, den spätern Kapellmeister Karl Eckert, weitergab. Nach dessen Tode gelangte das Bildnis in den Besitz des Konsuls F. Bamberg in Genua und im Mai 1894 durch eine Versteigerung in den der Musikbibliothek Peters. Das angeblich Tischbeinsche Bildnis, gestochen von L. Sichling (vgl. Otto Jahn, W. A. Mozart, 3. Teil, Leipzig 1858), ist nach den Angaben Karl Mozarts nicht sein Vater und rührt, wie Julius Vogel nachgewiesen hat, auch nicht einmal von Joh. Fr. Aug. Tischbein her.
4. Ludwig van **Beethoven**, geboren (wahrscheinlich am 16.) Dez. 1770 in Bonn, gestorben 26. März 1827 in Wien. Kreidezeichnung nach dem Leben, 1817 von Aug. von Kloeber (1793—1868) in Mödling bei Wien gezeichnet, das ähnlichste aller Beethovenbildnisse, 1886 aus dem Besitze der Witwe des Malers in den der Firma Peters übergegangen; 1843 von C. Fischer auf Stein gezeichnet (Druck von L. Föllner, in Kommission bei Trautwein u. Co. in Berlin).
5. Wilhelm Richard **Wagner**, geboren 22. Mai 1813 in Leipzig, gestorben 13. Febr. 1883 in Venedig. Gemälde Franz von Lenbachs aus dem Jahre 1874, im Besitze der Gräfin Maria von Wolkenstein Trostburg in Paris; Photogravüre Bruckmann.
6. Johannes **Brahms**, geboren 7. Mai 1833 in Hamburg, gestorben 3. April 1897 in Wien. Nach einer 1889er Aufnahme des Hofphotographen C. Brasch in Berlin (vgl. H. Reimann, Berühmte Musiker, Bd. I, Berlin 1897).

Nach Kopien der Bildnisse in der Musikbibliothek Peters zu Leipzig.

Digitized by Google

nun kamen rasch hintereinander: die „Deborah“ (1733), das „Alexanderfest“ (1736), der „Saul“ und „Israel in Ägypten“ (1739), der „Messias“ (1741), „Samson“ (1742), „Herakles“ (1744), „Judas Makkabäus“ (1746), „Jephtha“ (1751) u. s. w. Seine Werke füllen in der Ausgabe der Leipziger Händelgesellschaft 100 Bände (1856—94).

Johann Sebastian Bach (21. März 1685 zu Eisenach geboren, 28. Juli 1750 zu Leipzig gestorben) gehörte einer Familie an, die in sechs Menschenaltern 57 Musiker hervorgebracht haben soll. Von den 20 Kindern Joh. Sebastians überlebten ihn sechs, darunter die vier ebenfalls als Tonkünstler berühmt gewordnen Söhne: Friedemann (1710—84), Philipp Emanuel (1714 bis 1788), Christoph (1732—95) und Christian (1735—82). Von der Größe des einen und einzigen Bach, wie ihn die Nachwelt feiert, hatten die Zeitgenossen keine Ahnung. Joh. Sebastian lebte als geschätzter Instrumentalist und Kapellmeister in mehreren Städtchen seiner thüringischen Heimat, bis er 1723 Kantor an der Thomasschule in Leipzig wurde. Als solcher starb er, wie Händel, zuletzt erblindet. Unter den Orgelkomponisten erkennt ihm die Nachwelt unbestritten die erste Stelle zu. Das „Wohltemperierte Klavier“ (Zürich 1800) mit seinen 48 Präludien und Fugen hat in der so reichen Klavierlitteratur seinesgleichen nicht. Auch als Komponist für die Geige bahnte er neue Zukunftswege. Das Höchste leistete er, wo er Gesangs- und Instrumentalmusik verband: in seinen Kantaten, dem Weihnachts- und Osteroratorium, der Matthäuspassion, zu der die Johannespassion sich nur wie eine Vorstudie verhält, in der H-moll-Messe, der Krone aller Tonwerke strengen Stils, ursprünglich bestimmt für seinen katholischen Landesherrn, Friedrich August II. Bach hat seine größten Kompositionen wohl nie so aufführen hören, wie sie es ihrer Anlage und Schwierigkeit nach nötig haben: kennzeichnend für das Leben dieses Dulders und Weltüberwinders, dessen Werke das Erlöstsein von allen Übeln jedem kündigen, der durch das Ton- und Stimmengewebe, wenn auch nur für einen Augenblick, ihr innerstes Wesen erschaut hat.

7. Die schöne Litteratur in der Renaissance, im Barock und im Klassizismus.

Wenn man von einer modernen Litteratur spricht und die Schöpfungen der Renaissance- und Barockzeit als ihre ersten Lebensabschnitte bezeichnet, so darf dies nicht so verstanden werden, als ob nun die Welt wieder von vorne angefangen, eine neue Urzeugung stattgefunden hätte. Im Gegenteile, die Zeit hat sich in verstärktem Maße der Vergangenheit erinnert und deren Leistungen ein erhöhtes Verständnis zugewandt. Mit hohem Ernste trat sie das unermeßliche Erbe (vgl. S. 381) an, das sie überkommen hatte. Davon entstammt dem alten Oriente das Alte Testament, das fremdartigste Erbstück der gesamten Masse; aber durch die Reformation erhielt dieses national-jüdische Sammelwerk einen erhöhten Wert. Litterarisch bedeutsamer war die Hinterlassenschaft der Antike. Doch haben weder die Juden, noch die Griechen und Römer die Thatsache aus der Welt schaffen können, daß die Menschen der Renaissancezeit Sprößlinge derselben Völkerfamilie waren, die das dritte Erbstück: die Gesittung und das Schrifttum des „Mittelalters“, hervorgebracht hat. Deshalb führt und spinnt die Renaissance die Leitgedanken soeben überwundner Jahrhunderte klangvoll weiter. Die großen Dichter des Zeitalters der Wiedergeburt sind klassisch gebildete Romantiker, wie die Schlegel und Tieck; nur daß die Poeten des 16. Jahrhunderts durchschnittlich mehr Talent gehabt haben, als die Wortführer der Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Die Führerschaft unter den europäischen Litteraturen hatte im 16. Jahrhundert bis ins 17. hinein (Guarini und Marino) die italienische, die schon im 14. so kraftvoll mit Dante und Petrarca eingesetzt hatte. Ihr zunächst steht die spanische Litteratur, die ihre apenninische Schwester weit überflügelt hat. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an tritt die französische Litteratur an die Spitze des europäischen Schrifttums und unterjocht es in einem Maße, wie dies die Italiener nie vermocht haben. Der welschen Herrschaft unterlagen auch die germanischen Litteraturen, von denen die englische schon im 16. Jahrhundert ihre Gipfelhöhe erreicht hatte, wogegen die deutsche nach wie vor zurückblieb, um erst im 18. Jahrhundert aller Welt das Wiedererstehen des vom Schicksale niedergetretnen Volks zu verkündigen.

A. Die italienische Litteratur.

Die Gattung, in der die italienischen Renaissancedichter ihr Bestes geleistet haben, ist das Epos. Im Epos hatte auch die Poesie der Ritterzeit gegipfelt, und zwar bevor noch eine italienische Litteratur vorhanden war. Aber am Ende des 13. Jahrhunderts war die Blüte der ritterlichen Dichtung allüberall dahin. Auf das adlige folgte ein plebejisches Zeitalter: Handwerker und Proletarier drangen in die Kunst; der Geschmack vergröberte sich, die Poesie desgleichen. Bildet in höher gestimmten Zeiten der Sinn für die Form das Kennzeichen eines veredelten Geschmacks, so sind gesunkne Menschenalter durch Stoffhunger charakterisiert. Im 14. und 15. Jahrhundert verbreitete sich über ganz Europa eine Erzählungslitteratur, die, fast durchweg das Versgewand verschmähend, sich in bequemer, nur selten künstlerisch gestalteter Prosa erging. Eine Flut von Romanen, Novellen, Fabeln, Anekdoten, Sagen, aus allen Breiten und Altern zusammengeflossen, ergoß sich von Land zu Land und bildete ein internationales Gemeingut, dessen Ursprung und Sonderart im Einzelnen nicht mehr zu erkennen war. Aber nicht bloß Altes und Überliefertes wurde wiederholt, sondern auch Neues im Zeitgeschmack erfunden. Ein solches Neugebilde war z. B. der berühmteste aller Ritterromane, der durch mehr denn drei Jahrhunderte lebensfähig blieb: der „Amadis de Gaula (Wales)" mit seinen schier unübersehbaren Fortsetzungen.

Aus dem Meer alter und neuer, gegebner und willkürlich ersonnener Stoffe schöpften auch die italienischen Kunstdichter, die das romantische Heldenlied wieder in Pflege nahmen. Vor ihnen hatten bereits Bänkelsänger, Stegreifdichter und Erzähler (raccontatori) das niedre Volk mit den Geschichten von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von Artus und seiner Tafelrunde u. s. w. bekannt gemacht. Ihr volkstümlicher Ton klingt noch in der ersten romantischen Kunstdichtung nach, mit der Luigi Pulci (1432—94) sein auserlesenes florentinisches Publikum vergnügte: im „Morgante" (M. ist ein Riese, der Roland begleitet), einem anmutigen Durcheinander toller Abenteuer, voll von satirischen, possenhaften und auch geistreichen Einfällen. In ernsthafterm Ton erzählte Matteo M. Bojardo Graf von Scandiano (1434—94), ein Staatsmann und Patriot, zum Ergötzen des Hofs von Ferrara die Abenteuer des verliebten Roland (Orlando innamorato); „er ist", wie Ranke sagt, „ein Dichter, der daran glaubt, was er besingt, und ganz darin lebt." Allein Bojardo gehörte einer Zeit an, in der die italienische Schriftsprache noch nicht zum Abschlusse gekommen war; ein Menschenalter nach seinem Tode wurde deshalb sein Heldengedicht von Francesco Berni (1498—1535) umgearbeitet und damit seiner Eigenart entkleidet.

Vor einem solchen Eingriff ist der „Rasende Roland" (Orlando furioso) des Lodovico Ariosto (1474—1533) verschont geblieben, da der Dichter selbst sein in den Jahren (1505—1516) niedergeschriebnes Werk 1521 umzuarbeiten und 1532 nochmals herauszugeben im

Digitized by Google

stande war. Diese Dichtung bezeichnet den Höhepunkt der Renaissancelitteratur Italiens. Schon zu Arioſts Lebzeiten ſchlüpften allerlei Abſichtlichkeiten und Hintergedanken in die ſchöne Litteratur, die bis dahin ihre ſo reizende Unbefangenheit gewahrt hatte. Zuerſt kamen die Parodiſten, denen immerhin Geiſt und Witz nachgerühmt werden können: der ſchon erwähnte Berni als Urheber der boshaften, aber formvollendeten Poesia bernesca; Teofilo Folengo (1492—1543), der Sänger des „Orlandino“ und Verfaſſer des „Opus macaronicum“ (unter makaroniſch verſtand man ein Gemiſch von lateiniſchen und der Volksſprache angehörigen, oft mit lateiniſchen Endungen verſehenen Brocken); Riccolò Forteguerri (1674—1735), der im „Ricciardetto“ die Verſpottung der Rittergedichte erneuerte, u. a. Außer dem Spotte griffen auch die lehrhafte Langweile und wiſſenſchaftliche Geſpreiztheit zur Feder. Nicht zu ihrem Nutzen vertieften ſich die humaniſtiſch geſchulten Poeten allzuſehr in die altrömiſchen Vorbilder (Vergil, Lukan und Statius; Seneca). Als der hochgebildete Giongiorgio Triſſino (1478—1550) die romantiſche Epik durch ein national-geſchichtliches Heldengedicht „Das von den Goten befreite Italien“ (1526—48) auszuſtechen verſuchte, blieb die erhoffte Wirkung aus, ſo gern ſich die Italiener auch als Retter der Kultur gegen die gotiſch-germaniſche Barbarei ausgeſpielt ſahen. Andre wieder, wie Bernardo Taſſo (1493—1569; der Vater Torquatos) und Luigi Alamanni (1495—1556) ſuchten durch ſtiliſtiſche Mittel, ſteifen Ernſt und lehrhafte Verallgemeinerung den Rittergedichten einen vermeintlich höhern erziehlichen Wert zu verleihen.

Unterdeſſen begannen ſich Geiſt und Stimmung der Nation zu verändern. Die Kirche hatte ihr großes Selbſtreinigungswerk in Angriff genommen. Starke religiöſe Regungen bewegten die Herzen. Wie in den bildenden Künſten dieſer völkerpſychologiſche Stimmungswandel ein neues Zeitalter herbeigeführt hat, das Barock, ſo geſchah es auch in der Litteratur. Noch einmal gebietet ein Dichter erſter Größe, Torquato Taſſo (1544—95), über alle Kunſtmittel der Renaiſſancepoeſie. Aber er ſteht weder jenſeit des Glaubens noch jenſeits von Gut und Böſe, wie ſo mancher ſeiner Vorgänger; vielmehr beſeelt ihn eine ſo inbrünſtige Kirchlichkeit, daß er mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerät und halb dem Wahnſinn anheimfällt. Sein „Befreites Jeruſalem“ (Gerusalemme liberata, die mit allerlei Sagen vermiſchte Geſchichte des erſten Kreuzzugs), der dankbarſte Stoff, den je ein Epiker aus der Geſchichte herausgegriffen hat, wurde das volkstümlichſte Gedicht der geſamten italieniſchen Litteratur.

Noch ein andres Werk verſchaffte dem Dichter bei den Zeitgenoſſen gleich hohen Ruhm, das Schäferſpiel „Aminta“ (1573). Aus der Nachahmung der altklaſſiſchen Hirtenpoeſie, namentlich der Eklogen Virgils, war in der Renaiſſance eine beliebte Litteraturgattung erwachſen, die allmählich in ganz Europa heimiſch wurde. In Italien hatte der als Neulateiner hochberühmte Jacopo Sannazaro (1458—1530) mit ſeinem aus Verſen und Proſa gemiſchten Roman „Arcadia“ die Hirtendichtung begründet. Doch wurden Sannazaros und Taſſos Schäfereien noch überboten durch Battiſta Guarinis (1538—1612) „Pastor fido“, obgleich das Unnatürliche und Verkünſtelte der ganzen Gattung durch die ſüßlich ſchöne Ausdrucksweiſe Guarinis erſt recht zum Vorſcheine kam. Überhaupt leiten Taſſo und Guarini bereits zum vollen Barock im tadelhaften Sinn über: zum Vielzuviel des ſtiliſtiſchen Schmucks, zum Spielen mit geſuchten Worten und Empfindungen. Der Großmeiſter dieſer Richtung, den zwei Menſchenalter lang Europa für ſeinen erſten Dichter gehalten hat, war Giambattiſta Marino (Marini; 1569—1625), der Verfaſſer des „Adonis“. Wie ſehr der „Marinismus“ ein notwendiges Entwicklungsergebnis des Formendienſtes der Renaiſſance war, läßt ſich daraus erſehen, daß unabhängig von Italien die Spanier zu ihrem Gongorismus oder estilo culto (1600), die Engländer

Digitized by Google

zum Enphuismus John Lylys (S. 429), die Franzosen zu ihrem Preziösen-Stile (S. 427) gelangt sind; und noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben Casper von Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau diesem Schwulste gehuldigt. Übrigens war Marino die letzte bedeutendere Erscheinung der italienischen Litteratur vor ihrem jähen Verfall und ihrer Unterjochung durch den französierenden Klassizismus.

Helden- und Schäfergedicht waren nicht die einzigen Dichtungsarten, die der Garten Hesperiens hervorbrachte. Neben dem Epos blühte auch die Lyrik, und manch gefeierter Name wäre aus dieser Zeit zu nennen: Pietro Bembo (1470—1547), Vittoria Colonna (1492—1545), Michelangelo (S. 406; auch von Raffael und Lionardo sind Gedichte vorhanden), Gabriello Chiabrera (1552—1638), Fulvio Testi (1593—1646) u. s. w. Die Nachtseiten des gleißenden Zeitalters lehrt uns die Satire kennen; nur beiläufig sei da des berüchtigten Erpressers Pietro Aretino (1492—1556), zubenannt die Fürstengeißel, des Riccolò Franco (1515—69), den Pius V. seiner Ausfälle wegen hängen ließ, des hochgesinnten Malerfürsten Salvator Rosa (S. 408) und des Alessandro Tassoni (1565—1635) gedacht, von dem das komische Heldengedicht „Der Eimerraub" (Secchia rapita, 1622) herrührt. Auch in der Novelle behauptete Italien seinen ererbten Rang; als Erzähler glänzten unter andern Matteo Bandello (1485 bis 1561), Aretino, Antonfrancesco Grazzini (1503—84), Giambattista Giraldi (1504—73), Gianfranc. Straparola, der Verfasser der „Lustigen Nächte" (Piacevoli notti; 1550—53).

Weil die lebendige Bühnenkunst während des 16. Jahrhunderts in Italien kein rechtes Verhältnis zur Litteratur gewann, kam das Sprechdrama zu keiner befriedigenden Entwicklung. Wohl hatten auch die Landschaften der apenninischen Halbinsel ihre volkstümlichen Mysterien und Mirakelspiele (rappresentagioni) gehabt; aber diese wurden durch die Aufzüge und Schaustellungen der Renaissancezeit, bei denen das Volk nur zusah, ohne mitzuwirken, in den Hintergrund geschoben. Selbstverständlich knüpfte das gelehrte Drama an die geistlichen Spiele der Vorzeit nicht an. Bei dem Mangel jedes volkstümlichen Gemeugteils brachten es die klassizistischen Trauerspiele über ein Buchdasein selten hinaus; selbst die gelehrte Komödie (commedia erudita) wurde nur vor Höflenten und Akademikern aufgeführt — zum Schaden für die nationale Bildung: es befinden sich unter den gelehrten Lustspielen wahre Meisterstücke, allerdings recht stark gewürzt. Unter den Lustspieldichtern prangen die Namen Ariost („Negromante", 1520), Machiavell („Mandragora", 1519—20), Bernardo Dovizi gen. Bibbiena („Calandria", 1513), Aretino („Marescalco", „Ipocrito", 1533 und 1542), Giordano Bruno („Candelajo", 1582) u. s. w.

Trotz seines unentwickelten Litteraturdramas besaß Italien schon im 16. Jahrhundert ein Theater und eine Art von Darstellungen, die das Entzücken aller Volksschichten bildeten. Die Commedia dell' arte (Berufskomödie) oder C. a sogetto, die Stegreifposse mit ihren ständigen Figuren: Pantalone, Arlecchino und Brighella, Tartaglia, Pulcinella und Colombine, ging auch auf Wanderschaft und streute über das nördliche Europa ihre Keime aus.

B. Die spanische Litteratur. Der Roman und das Drama.

Während die in Italien zurückgebliebnen Kunstgattungen in Spanien zu vollster Blüte gelangten, blieben die Gattungen, die auf der apenninischen Halbinsel gediehen, jenseit der Pyrenäen in der Entwicklung stecken. So das Versepos. Unter den Epikern Spaniens ist kein Ariost oder Tasso. Ein einziges Heldengedicht hat die Probe der Zeit bestanden: des Alonso de Ercilla y Zuñiga (1533—95) „Araucana", worin er die selbsterlebten Kämpfe der Spanier

Digitized by Google

mit dem südamerikanischen Naturvolke der Araukaner schildert. Wie das Epos stand auch die Lyrik Spaniens unter italienischem Einflusse, was schon die metrischen Formen (Stanze, Sonett, Kanzone) beweisen. In Juan Boscan Almogaver (1495—1542) verehren die Spanier ihren ältesten Klassiker, in Garcilaso de la Vega (1503—36) ihren größten Lyriker. Ihnen reihen sich an Diego Hurtado de Mendoza (S. 389), Fray Luis Ponce de Leon (1527—91), Hernando de Herrera (um 1534—97) und Luis de Gongora y Argote (1561—1627), der Urheber des „estilo culto“ (S. 423). Diese Lyriker befaßten sich zumeist auch mit der italienisierenden Hirtendichtung. Durch seine „Diana“ (einen unvollendeten Schäferroman mit eingeflochtnen Liedern und Novellen, 1558) wurde Jorge de Montemayor (1520—61) und durch seine „Verliebte Diana“ (D. enamorada, 1564) wurde Gaspar Gil Polo (1530/40—91) europäisch berühmt wie Sannazaro oder Guarini.

a) Der Roman.

Einen neuen Romantypus von weltlitterarischer Bedeutung schuf Mendoza: den Schelmen- oder pikaresken Roman (picaro = Schelm oder Gauner). Ebensowenig, wie der Blick der spanischen Dramatiker über die Halbinsel hinausreicht, ist dies bei den Romanschriftstellern der Fall. Gerade dadurch wahren sie aber ihren Werken den unverwelklichen Reiz nationaler, zeitlicher und örtlicher Besonderheit. Die Lust an Gaunereien, durch die der arme Teufel (der sozial Enterbte) seinen Mutterwitz kundgibt, bildet einen bezeichnenden Gegensatz zu den strengen Begriffen von Ehre und Würde, die wie ein Verhängnis über den höhern Ständen liegen. Auf Mendozas „Lazarillo de Tormes“ (den kleinen Lazarus am Tormesflüßchen, 1553) sind Mateo Alemans (um 1550—1610) „Guzman de Alfarache“ (1599), die „Picara Justina“ von Francesco de Ubeda, die „Traumgesichte“ (Sueños, 1601—1605) und der „Buscon llamado Don Pablo“ (Erzschelm Don Paul, 1627) des Francisco de Quevedo y Villegar (1580—1645), der „Hinkende Teufel“ (El diablo cojuelo, 1641) von Luis Velez de Guevara y Dueñas (1570—1646) gefolgt.

Das Kleinod der spanischen Romanschriftstellerei, man kann sagen der höchstgeschätzte Roman der Weltlitteratur ist der „Don Quijote“ (1605—16) von Miguel de Cervantes Saavedra (1547—1616). Wie wenig der Dichter gedacht hat, durch seine Satire die Rittergeschichte an sich unmöglich zu machen, beweist sein letztes Werk „Persiles und Sigismunda“, das ganz im Stile der dazumal noch immer gangbaren Ritterromane gehalten ist. Durch seine „Lehrreichen Novellen“ (Novelas ejemplares, um 1600) hat er sich auch unter den Novellendichtern seines Landes den ersten Platz erschrieben. Geringe Beachtung fanden seine Dramen.

b) Das Schauspiel auf der Höhe.

Als Cervantes den Wettbewerb mit den fingerfertigen Theaterdichtern seiner Zeit versuchte, war das spanische Drama längst über seine Kinderjahre hinaus. Wie das Volksleben der Halbinsel durch Renaissance und Reformation nicht aus seinen Bahnen geschleudert wurde, so erlitt auch das geistliche Volksspiel (die Mysterienbühne) Spaniens durch das antikisierende Schul- und Buchdrama keine Einbuße. Die spanischen Kunstdichter der besten Zeit nahmen sich der wildwüchsigen Autos (actus, Handlungen) an — die Spanier teilten ihre geistlichen Spiele in autos sacramentales oder Fronleichnamsspiele und in autos al nacimiento oder Weihnachtsspiele ein —; auch das technische Rüstzeug der weltlichen Bühne kam dieser Dichtungsart zu gute. Neben dem geistlichen Theater bestand schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts ein

Digitized by Google

weltliches, durch Wandertruppen betriebnes, das derart gefiel, daß in den größten Städten (in Madrid 1579) ständige Bühnen errichtet wurden. Das Publikum war, wie gleichzeitig in England, aus allen Volksklassen zusammengesetzt, jedoch so, daß auf die ungebildete Mehrheit Rücksicht genommen werden mußte. Erst im 17. Jahrhundert, unter Philipp III. und namentlich Philipp IV., der selbst Stücke schrieb, gewann das Drama einen höfisch vornehmen Charakter. Bei dem unersättlichen Hunger nach Neuem wurden alle erreichbaren Stoffe aus Bibel, Legende, Sage, Weltgeschichte, Novellistik dramatisiert. Die Menge verlangte eine Fülle an greller, bunter Handlung. Nicht in der ungehobelten Form eines Hans Sachs gingen die spanischen Stücke über die Bretter, sondern sie erklangen in einer Sprache, die, an sich von großem Wohlklange, durch die Dichtkunst keines gesitteten Volks jemals übertroffen worden ist, wenn sie auch — wir sind ja im Barock — zuweilen ins Gezierte und Überladne ausartete. Der schönen Form entsprach die Mannigfaltigkeit und Feinheit der Empfindungen und Gefühle, in denen die Ergebnisse einer tausendjährigen Kulturentfaltung zusammengedrängt waren. Die christlichen und ritterlich-adligen Gedanken hatten bei keinem Volke so tief Wurzeln geschlagen, als bei dem spanischen, das in 700jährigen Kämpfen unter dem Zeichen des Kreuzes einem andersgläubigen Fremdvolke sein Dasein abgerungen hatte und den heiligen Krieg dies- und jenseit des Weltmeers gegen Un- und Irrgläubige fortführte (Bd. IV). Die überschwengliche Stimmung des größten Alters seiner Geschichte mengte sich beim spanischen Volk im 17. Jahrhundert bereits mit der schwermütigen Gewißheit des anbrechenden Verfalls.

Unter den Dichtern Spaniens war wohl Juan del Encina (1469—1534) der erste, dessen „Hirtenspiele" (Eglogas) sich von den volksmäßigen Mysterien deutlich abhoben. Ganz und gar für die weltliche Bühne sind die Possen (Farças) des etwas jüngern Gil Vicente (um 1475—1540) bestimmt. Als eigentlicher Vater des spanischen Dramas gilt Lope de Rueda (gest. um 1567), der seit 1544 Spanien mit einer Wandertruppe durchzog. Juan de la Cueva (1550—1607) gab den Stücken in metrischer und stofflicher Beziehung ihre kennzeichnende Gestalt. Alsbald flatterte der Schwarm spanischer Dramatiker auf, deren Wirksamkeit sich von den letzten Jahrzehnten des 16. bis an das Ende des 17. Jahrhunderts erstreckt. Zwei von ihnen ragen himmelan; doch auch die Nebengrößen würden jeder Litteratur zur Zierde gereichen. Ein nationaler, festgeformter Stil und eine zusammenhängende Masse nationaler Überzeugungen ermöglichten die beispiellose Fruchtbarkeit der spanischen Dichter.

An Fruchtbarkeit ist wohl kein Meister der Weltlitteratur dem Lope Felix de Vega Carpio (1562—1635) auch nur nahe gekommen; kein Sterblicher kann sich rühmen, sämtliche Werke Lopes gelesen zu haben: sicherlich ist manches ungedruckt geblieben. Außer anderthalbtausend Theaterstücken verfaßte Lope lyrische und erzählende Werke, die in der Ausgabe Cerda y Ricos allein 21 Quartbände füllen. Unübertrefflich in der Verwicklung, schwächer in der Lösung; ein Meister des Dialogs und der schönen Form, obwohl zuweilen vom Gongorismus (S. 423 und 425) angekränkelt; ein ausgezeichneter Charaktermaler, solang er ernsthaft bleibt, ist Lope de Vega, der manches Stück binnen 24 Stunden geschrieben haben muß, einer der gedankenreichsten Dichter aller Zeiten.

Unter den Zeitgenossen und Nachfolgern Lopes sind hervorzuheben: Gabriel Tellez gen. Tirso de Molina (1572—1648), dem der „Burlador de Sevilla" (Verführer von S.), die erste Dramatisierung der Sage vom Don Juan, zugeschrieben wird; der Mexikaner Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza (1580—1639), dessen berühmteste Stücke „Der Weber von Segovia" (El tejedor de S.) und „Die verdächtige Wahrheit" (La verdad sospechosa) sind; Francisco de

Digitized by Google

Rojas (geb. 1607), dessen Schauspiel „Garcia del Castañar" oder „Außer meinem König keiner" (Del rey abajo ninguno) den besten Stücken Calderons gleichgeachtet wird; Agustin Moreto y Cabaña (um 1618—68), Verfasser des Lustspiels „Trotz wider Trotz" (El desden con el desden), das in der deutschen Übersetzung J. Schreyvogels (Wien 1819) als „Donna Diana" oftmals über die Bretter gegangen ist.

Sie und alle seine Volksgenossen überragt Pedro Calderon de la Barca Henao y Riaño (1600—81), der größte Dichter romanischer Zunge und der römischen Kirche, der vorzugsweise „katholische Dichter". Viele seiner Stücke sind ins Deutsche übertragen, und sein Name ziert auch zuweilen den Spielplan deutscher Bühnen. Die Zahl seiner Comedias wird auf 108 bis 123 angegeben, die der Autos auf 73, der Entremeses oder Sainetes (Zwischenspiele) auf 100, der Vorspiele (Loas) auf 200. Am berühmtesten sind: „Das Leben ein Traum" (La vida es sueño), „Die Andacht zum Kreuze" (La devocion de la cruz), „Der standhafte Prinz" (El principe constante), „Der wunderthätige Magus" (El magico prodigioso), „Der Arzt seiner Ehre" (El médico de su honra), „Der Richter von Zalamea" (El alcalde de Z.), „Die Tochter der Luft" (Hija del aire), „Die Dame Kobold" (La dama duende) u. s. w. Calderons pessimistisch angehauchte Tragik bleibt nicht in der Erkenntnis der Nichtigkeit des Daseins stecken: kein Dichter hat so wie er in unvergleichlichen Sinnbildern das Geheimnis der Welterlösung zu veranschaulichen gewußt. Darum darf man Calderon mit vielem Rechte den christlichsten, religiösesten, metaphysischsten Dichter aller Zeiten nennen. Aber als er starb, da befand sich der französische Klassizismus schon in voller Blüte und überschattete alsbald den Erdkreis, die iberische Halbinsel nicht ausgenommen.

C. Die französische Litteratur.

Als Renaissance und Humanismus unter Franz I. von Italien nach Frankreich verpflanzt wurden, war der Ertrag für die Nationallitteratur nicht ausgiebiger als sonstwo im außeritalienischen Europa. Der gallische Geist ließ sich von der fremden Richtung nicht besiegen; er tobte sich in François Rabelais' (1483—1553) „Gargantua" noch einmal gründlich aus. Als sich nun auf französischem Boden der schöngeistige Humanismus in die schwergelehrte Philologie verwandelte, kam auch an Stelle der schwachentwickelten Renaissancedichtung ein nach der Gelehrtenstube duftender, auf Regelrichtigkeit und fehlerfreie Nachahmung erpichter Klassizismus empor. Um Pierre de Ronsard (1524—85) scharte sich eine Anzahl von Dichtern, deren Talentarmut in sonderbarem Widerspruche zu ihrem stolzen Sammelnamen „Plejade" steht. Wohl erhob sich der nationale Geist nochmals, und die Fülle italienischer und spanischer Anregungen bewirkte, daß im Anfang des 17. Jahrhunderts eine romantische oder romaneske Richtung Spielraum gewann, die über ein halbes Jahrhundert die Leser für sich hatte. Der Roman in ungebundner Rede wurde das Hauptnahrungsmittel poesiebedürftiger Seelen; der Marinismus bot das Muster dar für den „galanten" oder „preziösen" Stil der durchschlagenden Werke. Im Hôtel de Rambouillet, wo drei Geschlechter hindurch drei derselben Familie angehörige Frauen (Großmutter, Mutter und Kind) dem poetisch gleichgestimmten Paris Gastfreundschaft gewährten, erstand der erste Pariser litterarische Salon (1617—45). Das meistbewunderte Werk jener Jahre war der galante Schäferroman „Asträa" mit seinem sprichwörtlich gewordnen Céladon von Honoré d'Urfé (1568—1625). Nicht minder schlugen die galant-heroischen Romane ein, Kreuzungserzeugnisse aus den Überlieferungen des Ritterromans mit der Gefühlsüberschwenglichkeit des Hirtengedichts. Schöpfer dieser Gattung war

Digitized by Google

Marin Le Roy Sieur von Gomberville (1599—1674), dem Gautier de Costes de La Calprenède (um 1610—63) und das Geschwisterpaar Madeleine und Georges de Scudéry (1607 bis 1701 und 1601—67) nachfolgten. Als nun gar das Publikum durch die 1657 veröffentlichte clef (den Schlüssel) gewahr wurde, daß hinter dem „Großen Cyrus“ des Fräuleins von Scudéry der große Condé stecke und das damalige berühmte Frankreich maskiert in der Erzählung zu finden sei, kannten Entzücken und Anteil keine Grenzen. Derartige „Schlüsselromane“ bildeten den letzten Trumpf der romanesken Schule; von der klassischen überwältigt, von Boileau (1665) und Molière mitleidlos zerzaust, ging sie noch vor Schluß des Jahrhunderts in Schwäche dahin.

Mittlerweile hatte die klassizistische Schule in François de Malherbe (1555—1628) den Mann gefunden, der Ton und Form festlegte und namentlich dem Alexandriner, dem Versmaße des „großen Jahrhunderts“, seine Herrscherstelle anwies. Auch die Klassizisten strebten den gesellschaftlichen Höhen zu, die den blaublütigen Romantikern ohne weiters erreichbar waren. Die Schicksale der Litteratur hingen davon ab, auf welche Seite sich König und Hof stellen würden. Eben damals erhob sich über das feudale, ständisch und provinziell zerrißne Frankreich die unumschränkte Monarchie, die sich anschickte, Kunst und Wissenschaft ebenso wie die materielle Arbeit ihren Zwecken dienstbar zu machen (vgl. Bd. VII, S. 446). Kardinal Richelieu stellte sich auf die Seite der „neuen Schule“; er setzte die von ihm begründete Académie française (vgl. oben, S. 403) aus deren damaligen Vertretern zusammen. Desgleichen verhalf er dem Drama zur Führerschaft in der schönen Litteratur, da ihn das Theater persönlich fesselte und er selbst widerwilligen Verskünstlern dramatische Leistungen abnötigte. Auch ließ sich das Theater leichter überwachen als die Leselitteratur.

Aber nicht der Staatsmann ist berufen, einem Zeitalter den Stempel künstlerischer Größe aufzudrücken; dies kann einzig und allein das Genie. Was Richelieu nicht vermochte, konnte einer seiner Schützlinge, Pierre Corneille (1606—84), der „große“ Corneille. Freilich als dieser in seinem „Cid“ (1636) über sich selbst und über alles, was der französische Geist zu leisten im stande war, hinausging, trennten sich die Wege des Staatsmanns und des Dichters, der auch von der Nation im Stich gelassen und gezwungen wurde, auf die altklassische Heerstraße zurückzulenken. Wenn die Franzosen vier von den Stücken Corneilles über alle andern emporheben: den „Cinna“, die „Horatier“ (1640), den „Polyeucte“ (1643), die „Rodogune“ (1644), so ist dies eine Überlieferung, die ein Geschlecht vom andern fast wie einen Glaubenssatz in Empfang nimmt. Thatsächlich wandte sich schon am Hofe Ludwigs XIV. der Geschmack von der männlichen, machtvollen, erhabnen Art des ältern Dichters ab und den rührenden, frauenhaften, melodischen Weisen Jean de Racines (1639—99) zu. Ein religiös schwärmerischer Hang führte den Günstling des Königs und der Madame de Maintenon von der „Thebaïde“ (1664), der „Andromache“ (1667), dem „Britannicus“ (1669), der „Berenike“ (1670), „Iphigenie“ (1674) und „Phädra“ (1677) zur biblischen „Esther“ (1689) und „Athalie“ (1691).

Widerstandskräftiger als das Trauerspiel hat die Komödie des ludovicianischen Jahrhunderts dem Wechsel der Zeiten standgehalten. Der Ruhm des großen Lustspieldichters Jean Baptiste Poquelin gen. Molière (1622—73) und seiner Meisterwerke „Les précieuses ridicules“ (1659), „Don Juan“ (1665), „Misanthrop“ (1666), „Tartuffe“ (1667), „L'Avare“ (1868), „Femmes savantes“ (1672), „Le malade imaginaire“ (1673) bedarf keiner Beihilfe einer feststehenden Überlieferung. Die comédie konnte sich, trotz klassischer Anklänge, dem Leben, der Nationalität, der natürlichen Redeweise von vornherein nicht so fremd gegenüberstellen wie die

Digitized by Google

tragédie, die in zeitlich-räumlichen Fernen weilt, am Besondern und Einmaligen vorüber dem Allgemeinmenschlichen nachjagt und die Charaktere ihrer persönlichen Züge entkleidet.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. weist auch außerhalb des Dramas so recht eigentlich klassische Schriftsteller auf; bis in den Bereich der Mittelmäßigkeit hinab geht ein großer Zug. Nicolas Boileau-Despréaux (1636—1711) war gewiß kein Genie (vgl. seine Satiren und sein komisches Epos „Le Lutrin" [das Chorpult]); allein er faßte in „L'art poétique" (1674) das klassizistische Glaubensbekenntnis so eindrucksvoll zusammen, daß er ganzen Jahrhunderten wie ein Gesetzgeber erschienen ist.

Am wenigsten glücklich waren die Franzosen auf dem Gebiete der heroischen und geschichtlichen Epik. Dagegen haben sich geistreiche Erzähler auf die kleinern epischen Gattungen geworfen, z. B. Jean de La Fontaine (1621—95) auf Fabel und Novelle (Contes), Charles Perrault (1628—1703) und M. Cath. Jmnelle de Berneville Gräfin d'Aulnoy (1650—1705) auf das Märchen. Den lehrhaften Roman vertritt der Prinzenerzieher und Erzbischof François de Salignac de la Motte Fénelon (1651—1715), der Verfasser des „Telemach" (1699), in den eine verhaltne Kritik der ludovicianischen Regierungsweise hineingeheimnist worden ist. Die satirischen Romane des Alain René Le Sage (1668—1747) dagegen zeigen, wie viel bei der Bearbeitung spanischer Quellen herauszubekommen war. Das Vollendetste in schöner Prosa leisteten die großen Kanzelredner, denen selbst priesterfeindliche Zeitalter den Lorbeer von der Stirne zu reißen nicht versucht haben: Jacqu. Bén. Bossuet (1627—1704), Esprit Fléchier (1632—1710), Louis Bourdaloue (1632—1704) und J. B. Massillon (1663—1742).

D. Die englische Litteratur.

Die Renaissancelitteratur Englands steht in höherm Grad unter dem Einflusse der Italiener als unter dem der alten Klassiker. Henry Howard Graf von Surrey (1516—47) verpflanzte den Blankvers und das Sonett in seine Heimat; Sir Thomas Wyatt (1503—42) ahmte schon die verkünstelte Schreibweise der Südländer nach, so daß man ihn als einen Vorboten John Lylys (Lillys) (1554—1606) bezeichnen kann. Lylys Roman „Euphues" (1579) ist sprichwörtlich geworden für den poetischen Barockstil der Engländer, den Shakespeare (in „Love's labour's lost") und seine Genossen wohl verspotteten, von dem sie sich aber nicht ganz freimachen konnten. Als die hervorragendsten Dichter des ruhmreichen Zeitalters der Königin Elisabeth galten Sir Philip Sidney (1554—86), der Verfasser des Schäferromans „Arkadia", und Edmund Spenser (1552—99), dessen allegorisches Heldengedicht „Die Feenkönigin" (The Faerie Queene) den Höhepunkt der englischen Renaissancepoesie bezeichnet.

a) Das Schauspiel bis zu seiner Blüte unter Elisabeth.

Obwohl die Engländer das Schauspiel nicht zur Dichtung rechnen, steht und fällt der litterarische Ruhm Altenglands mit den Werken seiner Bühnenschriftsteller. Auf der Insel scheinen früher als anderswo Truppen berufsmäßiger Schauspieler hin und her gezogen zu sein; Nachrichten über solche reichen bis in die Zeit der Lancaster (15. Jahrh.) zurück. Natürlich hatte auch England seine von ehrsamen Bürgern dargestellten Mysterien und Mirakelspiele. Wichtig für das englische Litteraturdrama wurden die „Moralitäten", allegorische Stücke, die sich zur Aufnahme weltlicher, namentlich geschichtlicher (chronikalischer) Vorwürfe geeignet erwiesen; auch bei festlichen Aufzügen wurden schon im 15. Jahrhundert nicht selten geschichtliche Personen und Ereignisse vorgeführt. Begreiflicherweise gewannen die possenhaften Auftritte, die

Digitized by Google

als Zwischenspiele oder auch selbständig dargestellt wurden, vor allem Volkstümlichkeit. Dadurch, daß hohe Adlige und seit Heinrich VII. auch die Könige Schauspielertruppen zeitweilig in Sold nahmen und sich an ihren Darbietungen ergötzten, stieg das Theaterwesen gesellschaftlich und geistig, blieb jedoch durchaus national.

Wenn die dramatischen Dichtungen John Skeltons (um 1460—1529) und John Bales (1495—1563) zeigen, wie das englische Bühnenstück aus den „Moralitäten" hervorwächst, so dienen uns die Lustspiele in der Art des Ralph Royster Doyster von Nicholas Udall, die Trauerspiele im Stile des Ferrex and Porrex oder Gorboduc von Thomas Sackville (später Lord Buckhurst Graf Dorset; 1527—1608) und Thomas Norton, desgleichen die Stücke Lylys als Beweise für den Einfluß der altklassischen Dichter auf das englische Drama. Unterdessen hatte jedoch das Theater eine solche Beliebtheit erreicht, daß es sich lohnte, die Schauspieler zur Seßhaftigkeit überzuleiten. 1576 wurde in London das erste ständige Schauspielhaus errichtet, das Blackfriars-Theater; um 1595 erstand das Globe-Theater, Stätten, deren Namen durch Shakespeares Thätigkeit für alle Zeiten geweiht sind. Unter Jakob I. stieg die Zahl der Londoner Bühnen auf 17. Oftmals ist der Einfluß der einfachen Einrichtungen jener altenglischen Bühne auf die Eigenart des englischen Dramas erörtert worden. Ohne Zweifel gewährten mangelhafte Dekorationen und Maschinerien dem Dichter und dem Zuschauer die Freiheit, sich über Raum, Zeit und Einheit der Handlung (die drei Phantasieschranken der Franzosen) hinwegzusetzen und den Schauplatz mit den verwickeltsten Handlungen zu beleben. Die Halbroheit und Unmanierlichkeit des Publikums hinderten diese Dramatiker nicht, der Masse Dichtungen vorzusetzen, die zu den tiefsinnigsten und schwerstbegreiflichen der Weltlitteratur gehören.

Wahrhaftig eine Sturm- und Drangzeit, die ihresgleichen kaum gehabt hat, war das Menschenalter (1580—1610), in das die Blüte des englischen Dramas fällt. „Die englische Renaissance", sagt Hippolyte Taine, „weist etwa 40 Dramatiker auf (darunter 10 bedeutende und überdies den bedeutendsten von allen, die je in Worten Seelen gemalt haben: Shakespeare) und mehrere Hundert Stücke, darunter etwa 50 Meisterwerke." Unmittelbar vor und neben Shakespeare bethätigten sich als Bühnendichter: Thomas Kyd (gest. um 1594), Thomas Lodge (um 1558—1625), George Peele (1552/3—98), Robert Greene (1550/60—92) u. a., die außer blutigen Trauerspielen anmutige Märchenstücke und Lustspiele geschrieben haben. Der bedeutendste unter ihnen war Christopher (oder Kit) Marlowe (1564—93). Der Dichter des „Tamerlan" (Tamburlaine the Great), des „Eduard II.", des „Juden von Malta" (Tragedy of the rich jew of M.), der „Bluthochzeit" (Massacre at Paris) ist vielen Deutschen nur als Verfasser der „Tragicall Historie of D. Faustus" bekannt — der ersten Dramatisierung der Faustsage, die kurz nach dem Erscheinen des deutschen Volksbuchs (1587) erfolgt sein muß. Auch unter den Dramatikern neben und nach Shakespeare gab es Talente, die trotz ihm bestehen. Wohl trat Ben(jamin) Jonson (1573—1635) seinem Nebenbuhler öfters entgegen, weil er den klassischen Vorbildern und Regeln mehr Gewicht beilegte; aber er sagte sich so wenig wie Shakespeare von der nationalen Überlieferung los und ist im Lustspiele diesem am nächsten gekommen. Jonsons gelehrte Neigungen teilte der begabte George Chapman (1557/9—1634), der Dramatiker und Homer-Übersetzer; beide wurden übertroffen durch Francis Beaumont (1584/6—1616) und John Fletcher (1579—1625), die gemeinsam 51 Stücke verfaßten und hierbei von der Unzuchtswürze reichlich Gebrauch machten. Andre Theaterdichter huldigten der ältern Richtung, wie Thomas Heywood (um 1570—1650), Thomas Dekker (um 1570—1638), Thomas Middleton (um 1570—1627) u. s. w. Gegen Ende der langen Kette von

Digitized by Google

Dramatikern zeigen sich noch, wie Flügelmänner, die Gestalten Philipp Massingers (1584—1638) und John Fords (1586—1640).

William Shakespeare (geb. 1564, gest. 3. Mai [23. April a. St.] 1616) erlebte die schlechten Zeiten des puritanischen Eifers (vgl. unten), unter denen noch die langlebigsten unter den eben genannten gelitten haben, nicht mehr; als er mit seiner dreifachen theatralischen Thätigkeit als Schauspieler, Direktor und Bühnendichter genug erwirtschaftet hatte, nahm er von der Welt des Scheins Abschied und wurde Landwirt, Rentner und Geldverleiher. Bedauerlicherweise besitzt die Welt keinen wahrhaft authentischen Text der thatsächlich vorhandnen Stücke Shakespeares. Weder die bei seinen Lebzeiten erschienenen Einzeldrucke noch die erste Gesamtausgabe, die 1623 veröffentlicht worden ist, beruhigen uns in der Weise über den echten Wortlaut seiner Werke, wie dies eine von ihm selbst veranstaltete Ausgabe thun würde. Außer zwei episch-lyrischen Dichtungen, „Venus und Adonis" und „Lucretia", verfaßte Shakespeare 154 Sonette im besten Geschmacke der Spätrenaissance. Aber mit seinen Kleinkunststücken hätte dieser Riese der Phantasie nicht vier Menschenalter nach seinem Tode die Welt erobern können: das hat er durch seine Dramen bewirkt. Für echt shakespearisch werden jetzt 36 Stücke gehalten: 10 Trauerspiele („Titus Andronikus", drei „Römertragödien", dann „Romeo", „Hamlet", „Othello", „Lear", „Macbeth" und „Timon"), 12 Lustspiele („Komödie der Irrungen", „Verlorne Liebesmüh", „Die gezähmte Widerspenstige", „Der Kaufmann von Venedig", „Der Sommernachtstraum", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Was ihr wollt" u. s. w.), 4 romantische Schauspiele („Troilus und Cressida", „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm") und 10 Historien (die Reihe von „Richard II." bis „Richard III.", außerdem „König Johann" und „Heinrich VIII.").

b) Das Zeitalter der Stuarts.

Bei seiner unbedingten, schrankenlosen Geistesfreiheit ist Shakespeare von allen Bekenntnissen und Parteien als Gesinnungsgenosse in Anspruch genommen worden: man hat ihn zum Katholiken, zum Fortschrittler, zum Protestanten gestempelt. Wie sich der englische Protestantismus in Wahrheit zum zeitgenössischen Schauspiele verhalten hat, darüber gibt die Geschichte des 17. Jahrhunderts Aufschluß. Als der Streit zwischen Volk und Krone in den Bürgerkrieg ausartete, gewannen die wütendsten Eiferer die Oberhand. Jeder Kunst bis in die Daseinswurzeln feindlich, ging das Puritanertum vor allem dem Theater zu Leibe; am 2. September 1642 wurden für das ganze Land jederlei theatralische Aufführungen gesetzlich untersagt. Erst nach der Rückkehr Karls II. (1660) öffnete sich der amtlich versiegelte Dichtermund wieder. Selbst die Poeten puritanischen Glaubens und republikanischer Gesinnung stimmten erst seit diesem Zeitpunkte die Gesänge an, durch die sie berühmt geworden sind. Der größte protestantische Dichter John Milton (1608—1674), hatte schon vor der Revolution in englischer und lateinischer Sprache lyrische Gedichte (darunter „L'Allegro" und „Il Penseroso") und Maskenspiele („Comus", „Arcadia") verfaßt. In dem Zeitraume von 1641—60 widmete er seine Gaben fast ausschließlich dem Dienste seiner religiös-politischen Partei, indem er zahlreiche Staats- und Streitschriften (1650 die „Defensio pro populo anglicano" gegen Claude de Saumaises „Defensio regia") veröffentlichte. Zu Beginn der Restauration eingekerkert, wurde Milton bald wieder in Freiheit gesetzt. Um diese Zeit arbeitete er das „Paradise lost" (Verlorne Paradies; 1667 erschienen) aus, dem das schwächere „Paradise regained" (Wiedergewonnene Paradies) nachfolgte. In jenem wird der Sündenfall, in diesem der Triumph Christi

Digitized by Google

über den Versucher besungen. Auch mit einem biblischen Trauerspiel in strengklassischem Stile, dem „Samson Agonistes“, wagte sich Milton am Abend seines Lebens (1671) hervor. Der durchaus protestantische Grundzug der erhabnen Dichtungen Miltons verbindet sich mit einem mythologischen Beiwerk, das aus dem Katholizismus stammt und von den neulateinischen Dichtern in einer der antiken Epik abgelauschten Weise mehrfach verwendet worden war. Der zweite große Dichter des Protestantentums, wie Milton ein Dissenter, war der Baptistenprediger John Bunyan (1628—88) als Verfasser der Allegorie „The Pilgrims Progress from this world to that which is to come“, des in der britischen Welt mit am meisten gelesenen Werks der neuern Litteratur.

Wenn man von den beiden Hauptdichtern des englischen Sektierertums absieht, so war die Wiederherstellung der Stuarts nicht das Zeichen zum Hervorbruch einer verhaltnen Poesie des Glaubens; was alle Dämme durchbrach, war die verhaltne Lebenslust, die Sucht nach den verbotnen Früchten, die man unter dem puritanischen Zwange Jahrzehnte lang hatte entbehren müssen. Die französische Modepoesie kam über den Kanal, begünstigt von dem in Frankreichs Solde stehenden Hof.

Zu den erquicklichsten Dichtungen der Restauration gehört der „Hudibras“ Samuel Butlers (1612—80), eine an den Don Quijote sich lehnende witzige Satire gegen die Presbyterianer. Der Hauptdichter jener Jahre, John Dryden (1631—1700), verherrlichte zuerst die anglikanische, dann die katholische Kirche, zu der er 1685 übertrat, und schrieb außerdem 27 Dramen, in denen er den erfolglosen und unerfreulichen Versuch machte, „Klassizismus und Romantizismus zu einer zwitterhaften Einheit zu verschmelzen, das nationale Drama Shakespeares in eine dem verbildeten Geschmack des ausgehenden 17. Jahrhunderts zusagende Form zu bringen, es rokokomäßig und phantastisch auszustaffieren“ (G. Körting). An die altenglischen Dramatiker knüpften auch der begabte Nathaniel Lee (1657—92) und der gewandte, aber zügellose Thomas Otway (1652—85) an. Mehr eignes Leben strömt durch die Adern der leichtfertigen Lustspiele des William Wycherley (1640—1715) und William Congreve (1670—1729).

Am vollkommensten hat sich der französierende Klassizismus in Alexander Pope (1688—1744) verkörpert, einem sprachgewandten Schriftsteller, dem zum Dichter nichts mangelte als das Genie; seine Landsleute nennen ihn the poet of reason, den Verstandesdichter. In jungen Jahren wurde er bereits als der erste Litterat des Inselreichs gepriesen, und mit der Bosheit eines verzognen Krüppels ließ er keinen Nebenbuhler aufkommen; in seiner „Dunciade“, einer auf die Wettbewerber und Gegner gemünzten Satire (1728 ff.), spiegelt sich die Mißgestalt seines Charakters. Als schulgerechter Klassizist verfaßte er schon 1711 in der Überzeugung, die Kunst sei lehrbar, den „Essay on criticism“. Wie in dieser Reimabhandlung, so wetteiferte Pope auch in seinem gelungensten Werke, dem komischen Heldenliede „Der Lockenraub“ (Rape of the lock) mit Tassoni (S. 424) und Boileau (S. 429). Die frischen Hexameter Homers ersetzte er durch glatte zehnsilbige Reimverse (1715—25). Sein Lehrgedicht „An essay on man“ versucht mit popularphilosophischer Dürftigkeit, wie sie im 18. Jahrhundert auch Europas Festland heimgesucht hat, das Bestehen des Übels in der Welt auf rationalistische Weise zu erklären.

Als Dichter müssen auch Joseph Addison (1672—1719) und Richard Steele 1675—1729) den Klassizisten beigezählt werden, jener der Verfasser des Trauerspiels „Cato“, dieser ein beliebter Lustspieldichter. Mit den von ihnen herausgegebnen „Moralischen Wochenschriften“ (vgl. S. 404) wenden sie sich an die bürgerliche Bevölkerung, die in zunehmendem Maße dem Schrifttum ihren Geschmack aufnötigt.

Digitized by Google

E. Die deutsche Litteratur zwischen 1500 und 1750.

In der Übergangszeit vom 15. zum 16. Jahrhundert war die litterarische Lage Deutschlands nicht gerade hoffnungslos. Aus dem Tiefstande der plebejischen und unwählerischen Formlosigkeit zweier vorangegangnen Jahrhunderte schien eine wirkliche Volkskunst hervorgehen zu wollen. Sie hätte nur inhaltlich und formell geläutert werden müssen, und es wäre daraus eine Vollkunst geworden wie in Spanien und England. Aber die Kräfte, die anderswo die Dichtung verjüngten, haben in Deutschland das Gegenteil bewirkt: der Humanismus, die Reformation, die Gegenreformation haben dem deutschen Schrifttum einen fahlen Herbst gebracht. Sie sind zu einer Zeit gekommen, wo es mit der Nation abwärts ging. Während in Westeuropa die national-politische Vereinheitlichung im Zuge war und die zerfahrnen Kräfte einem Mittelpunkte zustrebten, vollzog sich in Deutschland politisch und kulturell der schnurstracks entgegengesetzte Vorgang. Um 1500 blühen noch das Volkslied, der Meistergesang, das geistliche Volksstück, das Fastnachtsspiel, der volkstümliche Roman — um 1600 ist all die Herrlichkeit abgedorrt. Es gibt bis dahin noch eine schöpferische Volksphantasie; doch ihre Gestalten werden den Leuten von Pfuschern in schäbige Hüllen gewickelt dargeboten. Am besten ist noch der „Till Eulenspiegel" (um 1500) davongekommen; auch das „Lalenbuch" (1597), das die Streiche der Schildbürger enthält, und der „Finkenritter" mit seinen Aufschneidereien (um 1560) sind so übel nicht ausgefallen; aber in welche Hände sind Faust und Ahasver geraten! Anstatt daß sich das schwachentwickelte Formgefühl der Deutschen gerade im 16. Jahrhundert durch die Antike und die romanische Renaissance hätte heben lassen, sind Humanismus und Renaissance in Deutschland schuldig geblieben, was sie sonst überall geleistet haben.

Unglücklicherweise bestärkte der Humanismus die damaligen Schriftsteller in ihrem Hange zur unfruchtbarsten aller Dichtungsarten: zur Satire. Sebastian Brant (1457—1521), der Verfasser des volkstümlich gewordnen „Narrenschiffs" (1494), war humanistisch gebildet; auch das „Lob der Narrheit" (Encomium moriae, 1509) des feinsinnigen Erasmus kam in vergröberten Übersetzungen unter das Volk, wogegen die „Epistolae obscurorum virorum" (Dunkelmännerbriefe, 1515 und 1517) wegen ihres parodistischen Mönchslateins nur im Originale wirken. Alle namhaften Satiriker des 16. Jahrhunderts waren Humanisten oder doch altklassisch gebildet: Thomas Murner (1475—1537), der Verfasser der „Narrenbeschwörung", der „Schelmenzunft" (1512) und der „Gäuchmatt" (1519); Georg Rollenhagen (1542 bis 1609), der Dichter des „Froschmeuseler" (1595); Kaspar Scheidt (gest. 1565), der Bearbeiter des „Grobianus", einer lateinischen Satire des Humanisten Friedr. Dedekind (1525—98), und der größte von allen, Johann Fischart (1550—90/1). In der That ist dabei etwas den Alten Unbekanntes herausgekommen: die überscharf zugespitzte konfessionelle Satire.

Längere Zeit hatte es den Anschein, als würde die Bewegung der Geister, die durch Luthers Reformation herbeigeführt wurde, die Litteratur mit sich nach oben reißen. Ein weittragendes Ergebnis knüpft sich an Luthers Bibelübersetzung, seine Streitschriften und Kirchenlieder (vgl. Bd. VII, S. 251 und 314): die Entwicklung der gemeindeutschen Schriftsprache. Einerseits knüpfte Luther an einen Vorgang an, der in der Kanzlei der Luxemburger angefangen und sich in der kurfürstlich sächsischen Kanzlei fortgesetzt hatte. Anderseits war mit der Herübernahme des Kanzleideutschs durch Luther der Vorgang nicht zu Ende, sondern nur ein Stück vorwärts geschoben; denn es hat noch gegen zwei Jahrhunderte gedauert, bis die zuerst im lutherischen Deutschland gebrauchte Sprache in den katholischen und reformierten

Digitized by Google

Landschaften ebenfalls festsaß. Luther selbst war ein großer Stilist, ein Herrscher und Schöpfer im Reiche der Sprache; aber die Grenzen seines schroff männlichen Charakters sind auch die seines Ausdrucksvermögens. Da ihm nun kein ebenbürtiger Ergänzer seiner herben Einseitigkeit nachgefolgt ist, so fehlte der Sprache und Litteratur des 16. Jahrhunderts gewissermaßen die weibliche, schönere Hälfte. Bevor die erstarrende Sprache zu einem unerfreulichen Kirchen-, Schul- und Kanzleideutsch zusammenschrumpfte, kam freilich noch einer, der an sprachlichem Zeugungsvermögen alle Schriftsteller deutscher Erde übertroffen hat: der oben genannte Fischart. Aber er bedeutet keinen Anfang, sondern das Ende, die Auflösung. Wie er die Zerrbilder eines Rabelais oder Philipp van Marnix (im „Gargantua" und im „Römischen Bienenkorb") nochmals verzerrt hat, so wird unter seinen Fingern jedes Wort zu einem neuen tollen Spottgebilde.

Wohl gab es im 16. Jahrhundert Dichtungsarten, die den Einflüssen des Humanistentums und des Bekenntnisstreits nicht völlig erlegen sind. Aber auch sie kamen über hoffnungerweckende Ansätze nicht hinaus und welkten nach der Mitte des Jahrhunderts dahin. Der erzählenden Litteratur gehören nebst den Volksbüchern die zahlreichen Sammlungen von ernsten und heitern Geschichtchen an, die großenteils dem internationalen Erzählungsschatz entnommen wurden. Schritt für Schritt sehen wir diesen Litteraturzweig entarten. Während Johannes Paulis (um 1455—1530) „Schimpf und Ernst" (1522) aus unbefangen vorgetragnen und unanstößigen Erzählungen besteht und von Jörg Wickrams (gest. vor 1562) Romanen, besonders von seinem „Goldfaden" (1557), gesagt werden kann, daß sie „gut erfunden" sind, bestehen Wickrams „Rollwagenbüchlein" (1555), Hans Wilhelm Kirchhoffs „Wendunmut" (1563), Michael Lindners „Katzipori" und „Rastbüchlein" (1558) und vieles andre entweder aus sehr kräftigen Schwänken oder aus Mönchs-Geschichtchen.

Humanistische Selbstentfremdung und konfessionelle Gehässigkeit haben auch das Los des deutschen Dramas im 16. Jahrhundert beeinträchtigt. Was aus dem Volksschauspiele hätte werden können, zeigt uns der Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494—1576). Seine naiven, grobgenähten Tragödien und Komödien mit ihren sonderbaren Akteinteilungen und ihrer handwerkerlich hausbackneu Weltanschauung sind allerdings noch keine litterarisch vollwertigen Arbeiten; aber zwei, drei Stufen hinauf, und auch in Deutschland hätte ein Vega Carpio oder Marlowe erstehen können. Obwohl auf der Straße natürlichster Entwicklung wandelnd, blieb Hans Sachs eine vereinzelte Erscheinung unter mindestens 300 Dramatikern, die binnen 100 Jahren in deutscher und lateinischer Sprache gedichtet haben, und deren Werke von Studenten oder Bürgern dargestellt worden sind. Gerade die begabtesten unter ihnen haben der kirchenfeindlichen Satire einen breiten Raum gegönnt, so Ph. Nikodemus Frischlin (1547—90) und Thomas Kirchmair (Naogeorgus; gest. 1563).

Am Ausgange des 16. Jahrhunderts war in Deutschland keine nationale Kunst und Litteratur mehr vorhanden, weder eine bürgerliche, noch eine adlige oder höfische. Der Zustand des Volkskörpers war am Verlöschen seiner feinern Betätigungen erkennbar. Nicht die Nachahmungssucht und Ausländerei des 17. Jahrhunderts hat die deutsche Litteratur zu Grunde gerichtet, sondern diese lag bereits darnieder, als sich die gebildeten Deutschen nach außen wandten, um in der Fremde zu suchen, was ihnen die Heimat nicht bieten konnte. Es war dies der damals einzig mögliche Rettungsweg; thatsächlich hat sich das deutsche Schrifttum an den festgerammten Litteraturen der Nachbarn langsam wieder aufgerichtet.

Den einzig zeitgerechten Weg betraten im angehenden 17. Jahrhunderte sowohl die deutschen Sprachgesellschaften als auch die Dichter der ersten schlesischen Schule. Nach

Digitized by Google

italienischem Muster stifteten vaterländisch gesinnte Männer von Rang und Ruf 1617 die „Fruchtbringende Gesellschaft" (auch Palmenorden genannt) zur Pflege und Reinigung der deutschen Sprache in Schrift, Wort und Lehre. Es folgten die „Aufrichtige Tannengesellschaft" in Straßburg (1633), die Hamburger „Teutschgesinnte Genossenschaft" (1643), die Nürnberger „Pegnitzschäfer" (1644), der „Elbschwanenorden" (1660). Mehr als alle diese in Pedanterei oder Spielerei verkommnen Gesellschaften richtete der eine Martin Opitz aus Bunzlau (1597 bis 1639) aus; im Jahre 1624 erschien sein Buch „von der deutschen Poeterey". An Begabung wurde Opitz von den Lyrikern Paul Fleming (1609—40), Simon Dach (1605—59), Joh. Rist (1607—67), Friedrich von Spee (1591—1635), Paul Gerhardt (1607—76), Johann Scheffler (Angelus Silesius; 1624—77), dem Epigrammatiker Friedrich Freih. von Logau (1604—55) und dem Dramatiker Andreas Gryphius (1616—64) übertroffen, dem Dichter des „Cardenio", des „Carolus Stuardus", des „Horribilicribrifax" u. s. w.

Im Nachtrabe der Weltlitteratur entrichtete auch Deutschland dem Marinismus (S. 423) seinen Zoll. Besonders ist die zweite schlesische Schule ihrer schwülstigen Geziertheit wegen berüchtigt. Zu ihr gehören Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1617—79) und Daniel Casper von Lohenstein (1635—83), der Verfasser des Romanungetüms „Arminius". Aber schon vor ihm war der heroisch-galante Roman aus dem Zeitalter der französischen Precieusen nebst dem Schäferromane (S. 427) nach Deutschland verpflanzt worden und zwar durch Philipp von Zesen (1619—89: „Die adriatische Rosemund" und „Assenat"), dem Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), Andreas Heinrich Bucholtz (1607—71), Heinr. Anshelm von Ziegler und Kliphausen (1653—97) nachfolgten. Auch der spanische Schelmenroman (S. 425) fand Anklang und bahnte den merkwürdigen Abenteurerromanen von Hans Jakob Christoffel Grimmelshausen (1625—76), vor allem dessen „Simplicissimus" (1669), den Weg. Es ist dies das berühmteste und noch jetzt lesbarste Werk der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts, ein Denkmal der Verwilderung und der Leiden, die der Dreißigjährige Krieg über die Nation gebracht hat. Einen traurigen Einblick in die Zeitverhältnisse gewähren auch die satirischen Schriften von Joh. Mich. Moscherosch (1601—69), Joh. Balthasar Schupp(ius; 1610 bis 1661) und Ulrich Megerle gen. Abrahan a Santa Clara (1644—1709).

Gegen die zweite schlesische Schule mußte die Hilfe des Auslands herbeigerufen werden. Im französischen und englischen Klassizismus boten sich die festen Stilformen dar, die sich maßloser Willkür entgegenstellen ließen. Als man dann von Pope und Dryden zu dem ältern Milton und dem jüngern Thomson weiterschritt, öffnete sich der Ausblick auf den Unterschied zwischen der französischen und englischen Nationallitteratur; mit der Parteinahme für das stammverwandte Engländertum beginnt der erneute Aufschwung der deutschen Nationallitteratur. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wagten es Freiherr Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz (1654—99), Benjamin Neukirch (1665—1729), Johann von Besser (1654—1729), Johann Ulrich von König (1688—1744) an Fürstenhöfen, wo das Französische in ausschließlichem Gebrauche stand, deutsche Gelegenheitsverse erklingen zu lassen, die allerdings noch die französische Schule verraten.

Auch in Hamburg machte sich eine Strömung gegen den schlesischen Schwulst bemerkbar; es kam hier 1704 sogar zu dem „Hamburger Dichterkriege" (Christian Wernigkes gegen die Opernpoeten Chr. Fr. Hunold und Genossen), der im übrigen Deutschland nicht unbemerkt vorüberging. In Hamburg dichtete Heinr. Barth. Brockes (1680—1747) sein „Irdisches Vergnügen in Gott", dessen konfessionslose Frömmigkeit einer verbreiteten Gesinnung entgegenkam.

Digitized by Google

An der Alster reimte auch Friedrich von Hagedorn (1708—54) seine leichtbeschwingten Lieder und Erzählungen, die die sprichwörtliche deutsche Schwerfälligkeit restlos abgestreift hatten. Den Hamburgern wird gern der Schweizer Albrecht von Haller (1708—77) entgegengestellt, dessen Lehrgedicht „Die Alpen" (1729) eine überzeugende Probe gewährte, daß die deutsche Sprache gerade für den Ausdruck gedankenschweren Ernstes geeignet sei.

Mittlerweile war Leipzig, seit kurzem die Residenz des deutschen Buchhandels, zum Mittelpunkte der litterarischen Bewegung geworden. Hier verkündigte Joh. Christoph Gottsched (1700—66), dem französischen Klassizismus folgend, in seinen Büchern die Lehre von der alleinseligmachenden Regelrichtigkeit und eröffnete den Kampf gegen die verrotteten Bühnenzustände. Während alle andern Verdienste des Leipziger Litteraturbeherrschers bestritten oder auf ein geringes Maß herabgesetzt werden können, bleibt sein Verdienst um die Reform des deutschen Theaters unleugbar. Allerdings, der Kampf gegen den Hanswurst an sich endigte mit einem nur halben Erfolge, da die lustige Person in allen erdenklichen Umkleidungen wieder zum Vorscheine kam; auch wäre es ein Verlust für die Volkskunst gewesen, wenn Gottsched den Hanswurst wirklich tot gemacht hätte. Aber indem Gottsched die Stegreifdramatik der damaligen Wanderbühne bekämpfte und das von den Schauspielern nach einer feststehenden Szenenfolge improvisierte Stück zu Falle brachte, verschaffte er 1737 mit Hilfe der Truppe der Friederike Karoline Neuber(in; 1697—1760) dem Dichterdrama, dem auswendig zu lernenden Textstücke, den Sieg. Von nun an erkannte sich die Schauspielkunst wieder als die verschwisterte Helferin der Dichtkunst.

Wenn Gottsched 1741 von den Schweizern Joh. Jakob Bodmer (1698—1783) und Joh. Jak. Breitinger (1701—76) angegriffen und geschlagen wurde, so bezog sich dies auf seine am Äußerlichen haftende „kritische Dichtkunst", die er dem Boileau entnommen hatte, und auf sein und seiner Schützlinge schöpferisches Unvermögen; die Schweizer konnten's selbst nicht viel besser. Auch die sächsische Dichterschule: Karl Chr. Gärtner (1712—91), Christian Fürchtegott Gellert (1715—69), Gottl. Wilh. Rabener (1714—71), Just Friedr. Wilh. Zachariae (1726—77) und Joh. Elias Schlegel (1719—49) mit ihren „Bremer Beiträgen" sowie die preußische Dichterschule: die Hallenser Immanuel Jak. Pyra (1715—44), Samuel Gotth. Lange (1711—81), die Halberstädter oder Anakreontiker Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803), Joh. Peter Uz (1720—96) und Joh. Nikolaus Götz (1721—81), die Berliner Karl Wilh. Ramler (1725—98) und Anna Luise Karsch(in; 1722—91), ferner Ewald Christian von Kleist (1715—59), der Dichter des „Frühlings", und der Idylliker Salomon Geßner (1730—88) hielten sich bescheiden an die französisch-englischen Muster, während Klopstock und Wieland der Überlieferung und Umgebung rasch entwuchsen.

8. Die Geisteswissenschaften im Barock und im Klassizismus.

Der Humanismus hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts geleistet, was die lange währende Gunst und die schließlich eintretende Ungunst der Verhältnisse ihm zu leisten verstatteten. Er hatte befruchtet, angeregt, Genuß und Wert des Daseins erhöht. Auch den Wissenschaften hatte er genützt, indem er ihnen ein unerschöpfliches Thätigkeitsgebiet erschloß: das Altertum mit seiner Litteratur und seinen Denkmälern. Jede Einzelwissenschaft wurde zu erneuter Thätigkeit angespornt, weil ihr aus den Schätzen des klassischen Altertums eine Fülle

Digitized by Google

von Erkenntnissen zufloß. Aber die Begeisterung, mit der dies alles anfangs aufgenommen worden war, schwand allmählich dahin. Am frühesten erlosch die edle Flamme dort, wo sie zuerst zu leuchten und zu wärmen begonnen hatte: in Italien. Was dieses Land weiterhin für das klassische Altertum geleistet hat, ist von vergleichsweise untergeordneter Bedeutung. Streng genommen war ja überhaupt alles, was die Humanisten gethan hatten, wertvoller für die allgemein menschliche Gesittung als für die Wissenschaft gewesen.

A. Die klassische Philologie.

Nur in Frankreich hatte der Humanismus frühzeitig eine fachwissenschaftliche Richtung angenommen: bei den großen Juristen ebensowohl wie bei den Sprachgelehrten, die sich um Robert und Henri Estienne Stephanus (S. 387) gruppierten. So verwandelte sich denn auf französischer Erde und in den nachbarlichen Niederlanden der Humanist in den klassischen Philologen. Es beginnt in der Geschichte der Altertumswissenschaft das Zeitalter der französisch-niederländischen Philologie, das sich vom letzten Drittel des 16. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts erstreckt. Zwei Jahrhunderte ehernen Fleißes, tiefgründiger Gelehrsamkeit, der Größe im Kleinen; Jahrhunderte des Sitzfleischs und der schweinsledernen Folianten. Die Stärke dieser Gelehrten waren die Textkritik und die Interpretation; auch auf die Altertümer dehnten sie ihren Eifer aus. Sie sammelten die Beleg- und Parallelstellen, mit denen die Erben geprunkt oder gewirtschaftet haben.

Obgleich jene großen Philologen gelegentlich den Pegasus bestiegen haben, so war doch die Poeterei der nachhumanistischen Zeit eine gering geachtete Kunst, die niemandem mehr Anspruch auf Ämter und Lorbeeren gewährte. Josef Justus Scaliger (1540—1609), den die Zeitgenossen mit dem in den Wolken schwebenden Adler verglichen, wurde nicht seiner Verse wegen gepriesen, sondern weil er in der Allseitigkeit seines philologischen Wissens kaum übertroffen worden ist: ein Mann, der dreizehn Sprachen beherrschte, in der Mathematik und Astronomie (seine chronologischen Arbeiten zeigen es) fachmännische Kenntnisse besaß und selbst in der Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin kein Fremdling war. Sein Freund, Isaak Casaubon(us; 1559—1614), ein Genfer, der in Frankreich und England lebte, widmete der griechischen Litteratur mehr Aufmerksamkeit als Scaliger, während Claude de Saumaise (Salmasius: 1588—1653; vgl. oben, S. 431) wieder vorwiegend Latinist war. Wie diese Franzosen, so führte auch der Belgier Joest Lips gen. Justus Lipsius (1547—1606), die Zierde der Löwener Universität, ein unstetes Wanderleben; mit einem wunderbaren Gedächtnis ausgestattet, hat er sein reiches Wissen vornehmlich in den Dienst der Aufgabe gestellt, den Text des Tacitus lesbar zu machen.

Seitdem Scaliger nach Leiden berufen worden war (1593), wurde diese in dem jungen Freistaate der Niederlande gelegne Universität der Mittelpunkt der europäischen Philologie. Unter den niederländischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts gelangten zu dauerndem Rufe: Janus Gruytère gen. Gruterus (1560—1627), der mit Hilfe Scaligers eine Sammlung der bis dahin bekannt gewordnen lateinischen Inschriften veranstaltete; Gerhard Joh. Voß (1577 bis 1649), der hochgelehrte Vater von sechs gelehrten Söhnen; Daniel und Nicolaas Heinsius (1580 bis 1655 und 1620—81); ferner der Begründer der Völkerrechtswissenschaft (S. 444), Hugo de Groot gen. Grotius (1583—1645). Auch Fremde, namentlich eingewanderte Deutsche, glänzen unter den niederländischen Gelehrten: so Philipp Clüwer aus Danzig (1580—1622), der die historische Geographie begründet hat, Joh. Friedr. Gronov aus Hamburg (1611—71) und Joh.

Digitized by Google

Georg Grävius aus Naumburg (1632—1703), der Herausgeber von 12 Foliobänden „Römischer Altertümer". Mit Tiberius Hemsterhuis (1685—1766) kam dann eine neue Schichte von Gelehrten daran, die sich der vernachlässigten griechischen Studien annahmen, darunter Lodewyk Kaspar Valckenaer (1715—85) und der auch als lateinischer Stilist berühmte David Ruhnken (1723—98) aus Hinterpommern.

Den Niederlanden vermochte Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert keine ebenbürtigen Philologen entgegenzustellen. Immerhin konnte es mit einem Henri Valois gen. Valesius (1603—1676), Jacques Sirmond (1559—1651), dem Chronologen Denis Pétau (Petavius; 1583—1652), Tanneguy Lefèbre gen. Tanaquil Faber (gest. 1692), dem Vater der als Übersetzerin berühmten Frau Anne Dacier (1654—1720), zufrieden, auf einen Charles Dufresne Sieur Du Cange (1610—1688), den Verfasser des noch heute unentbehrlichen Wörterbuchs der mittelalterlichen Latinität (1678), auf den Benediktiner Bernard de Montfaucon (1655 bis 1741), den Begründer der griechischen Paläographie (1708) und der altertumskundlichen Teilwissenschaften, sogar stolz sein.

Im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert machte der Engländer Richard Bentley (1662—1742) den Niederländern den Vorrang in der Philologie streitig; von ihm sagt Ludwig Urlichs: „Er ist der erste und größte Kritiker gewesen und geblieben." Die Führerschaft in den klassischen Studien sollte jedoch nicht den Briten anheimfallen; sie war vielmehr den Deutschen vorbehalten, die bis zum 18. Jahrhundert schon so manche Kraft an die Niederländer abgegeben hatten. Joh. Matth. Gesner (1691—1761), der Begründer des Göttinger philologischen Seminars, Joh. Aug. Ernesti (1707—81), der Bibelkritiker, und der Kunstarchäolog Joh. Friedr. Christ (1700—56) bereiteten den Boden für einen Joh. Joachim Winckelmann (1717—68) und Christian Gottl. Heyne (1729—1812), der selbst wieder vor einem Größern, Friedrich August Wolf (1759—1824), die Segel streichen mußte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verwandelte sich auf deutschem Boden die Philologie, ohne ihre wissenschaftliche Strenge einzubüßen, in den Neu-Humanismus der Goethe-Schillerschen Zeit.

B. Die Germanistik und allgemeine Sprachwissenschaft.

Bei dem Übergewichte der klassischen Sprachen ist es ein helles Wunder, daß schon im Zeitalter der Voß und Hemsterhuis eine germanische Philologie die Flügel regte und zwar eine wirklich germanische, die nicht allein das Deutsche, sondern auch das Gotische, Altnordische und Angelsächsische in ihren Studienkreis zog. Es lassen sich in ihr zwei Richtungen unterscheiden. Die erste geht auf Vorschriften aus, will das Gemeingültige ermitteln, Weisungen erteilen, wie man zu schreiben und zu sprechen habe, welche grammatischen, stilistischen, metrischen, poetischen Regeln man befolgen soll. Die andre Richtung sucht festzustellen, was an Sprachstoffen, Denkmälern, Schriftwerken vorhanden ist, was sie enthalten und wie sie beschaffen sind. Im Aufklärungszeitalter brach sich daneben noch eine dritte Richtung Bahn, für welche Litteratur und Sprache vornehmlich Bildungsmittel sind, Behelfe zur Hauptaufgabe des Daseins: die Persönlichkeit nach allen Seiten hin aufs vollkommenste auszugestalten.

Die praktische Richtung der Germanistik konnte im Barockzeitalter auf den Leistungen der Humanisten weiterbauen. Aus den Kreisen der Fruchtbringenden Gesellschaft ist der bedeutendste Grammatiker des 17. Jahrhunderts hervorgegangen: Justus Georg Schottelius (1612—76). Ihr gehörte auch Opitz an als Verfasser des Büchleins „von der deutschen Poeterei" (S. 435), des Regelbuchs für die Metrik und Poetik seiner Zeit. Der gelehrte

Digitized by Google

Daniel Morhof (1639—91) verband in seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie" schätzbare Vorschriften mit geschichtlichen Ausblicken auf die National- und neuere Weltlitteratur. Auch mit deutschen Wörterbüchern wagte man sich schon vom 16. Jahrhundert an hervor, wobei man sich wie in der Grammatik ängstlich ans Lateinische hielt. Solche Sprachfundgruben sind vorhanden von Josuah Maaler (1561), Kaspar Stieler (1691), Chr. Ernst Steinbach (1734), Joh. Leonh. Frisch (1741). Durch Gottsched (S. 436) wurde das Sprachstudium mit den Bestrebungen verknüpft, die von der schönen Litteratur ausgingen und auf sie berechnet waren. Seine „Ausführliche Redekunst" (1728), die „Kritische Dichtkunst" (1730) und die „Deutsche Sprachkunst" (1748) haben thatsächlich das Ansehen von Gesetzbüchern genossen, bis sie von den Regelwerken Joh. Christoph Adelungs (1732—1806) verdrängt wurden. Dessen Name ist heute noch nicht verklungen, obgleich sowohl sein Wörterbuch (1774 und 1793), als auch seine „Deutsche Sprachlehre" (1781) nur noch ganz selten zu Rate gezogen werden. Die Menge will Vorschriften, will wissen, was zu thun und zu lassen sei; je schärfer und herrischer eine Regel klingt, desto lieber ist es ihr. Darum war Adelung der rechte Mann für seine schwankend gewordne Zeit. Eben weil in den Werken der damals lebenden Klassiker ein neuer Erkenntnisquell für die Sprache sprudelte, weil überlieferte Sprachwahrheiten und -Dummheiten in Frage gestellt wurden, suchte die Masse einen Halt und erfaßte den Zopf eines selbstgewissen Pedanten. Adelung und Genossen sind erst von den Brüdern Grimm ins Gespensterreich verwiesen worden.

Zu den Folgen des Entdeckungszeitalters gehörte auch eine Flut von Grammatiken und Wörterverzeichnissen überseeischer Sprachen. Seitdem die Kirche 1622 die Propaganda als besondre Anstalt für die Heidenmission ins Leben gerufen hatte (Bd. VII, S. 321), war ein Sammelplatz für derlei Arbeiten vorhanden. Am wichtigsten war wohl das Bekanntwerden mit der Priester- und Gelehrtensprache Ostindiens, dem Sanskrit; ab und zu dämmerte bereits die Erkenntnis auf, daß die Ähnlichkeit der Sanskritwörter mit lateinischen und griechischen nicht auf Zufall beruhe, sondern auf gemeinschaftlichen Ursprung hindeute. Doch erst nachdem die Engländer große Teile Vorderindiens ihrer Gewalt unterthan gemacht hatten (Bd. II, S. 450), wandte sich den Sanskritstudien das planvolle Interesse ununterbrochen weiterforschender Gelehrter zu. Als Wegmacher gingen voran: Nathaniel Halhed, Charles Wilkins, William Jones (1746—94) und Henry Thomas Colebrooke (1765—1837). Aber hinter ihnen kamen seit Fr. Schlegel und Franz Bopp die Deutschen, die auch über dieses entlegne Wissensgebiet die Oberherrschaft an sich nahmen.

Was die rein wissenschaftliche Richtung der germanistischen Studien betrifft, so bildet die Aufeinanderfolge von drei großen Forschern: Franciscus Junius (1589—1677), Georg Hickes (1642—1725) und Lambert ten Kate (1674—1732), einen in der Entwicklungsgeschichte junger Wissenschaften seltnen Glücksfall. Dem Junius wird nachgerühmt, daß er der erste Gelehrte gewesen sei, der sich das Studium der altgermanischen Sprachen zum Lebensberuf erkoren habe. Als erster hat er 1665 aus der Bibelübersetzung des Ulfilas die vier Evangelien nach dem Codex argenteus (damals Eigentum des Isaak Voß) veröffentlicht; beigefügt ist eine von Thomas Marschall herausgegebne angelsächsische Übersetzung. Hickes war der Schöpfer der gotischen, angelsächsischen, altdeutschen Grammatik. An sprachwissenschaftlichem Scharfsinn wurde er von ten Kate übertroffen, dem Entdecker des Ablauts und des rechten Wegs zu einer sachgemäßen Etymologie; von ihm stammt das große Wort, der Forscher dürfe die Sprachgesetze nicht machen, sondern müsse sie finden.

Digitized by Google

In Deutschland, England, Holland warfen sich Gelehrte verschiedner Richtung aus theologischen, juridischen und historischen Beweggründen darauf, alte Sprachdenkmäler ausfindig zu machen und zu erläutern; patriotischer Eifer war ebenfalls im Spiel und schoß zuweilen übers Ziel. So versicherte Joh. van Gorp gen. Goropius Becanus (1518—72), das Niederländische sei die Ursprache der Menschheit gewesen, und Olof Rudbeck d. ä. (1630—1702) hielt Skandinavien für die Atlantis Platons. Im hohen Norden erregte schon im 16. Jahrhundert das Studium der Geräte und der Runen lebhaften Anteil. Ole Worm (1588—1654) erhob 1636 die Runenkunde zu einem selbständigen Zweige der Archäologie. Peter Resen(ius; 1625—88) gab 1665 die jüngere Edda heraus und die wichtigsten Lieder der ältern Edda im Codex regius, den um 1640 der Skalholter Bischof Brynjulf Sveinsson aufgefunden hatte. Und Arni Magnusson (1663—1730) sammelte alle in Island noch auffindbaren Handschriften und vermachte sie der Kopenhagner Bibliothek.

In Deutschland ging das Interesse für die alten Litteraturdenkmäler im 18. Jahrhundert von den Gelehrten auf die Schöngeister über. „Bodmer und Breitinger sind es", sagt Hermann Paul, „bei denen zuerst als treibendes Motiv für die Beschäftigung mit der ältern Litteratur an Stelle des antiquarischen Interesses das ästhetische tritt .... Der Gedanke, daß die deutsche Poesie schon unter den Hohenstaufen eine erste Blütezeit gehabt habe, wurde von Bodmer weiter ausgeführt, freilich auf Grund sehr dürftigen Materials." Er gab 1748 einen Teil der Heidelberger Liederhandschrift (der „Manessischen") und 1757 den Schluß des Nibelungenlieds aus der Hohenems-Laßbergschen Handschrift heraus. In immer weitern Kreisen verbreitete sich der Sinn für die volksmäßige, unklassische, zeitferne Poesie. Die Bardendichtung, der Sturm und Drang, die Herdersche Kritik trugen allesamt das Ihrige zum Wiedererwachen eines längst entschlafnen Schrifttums bei. Aber noch fehlte es an den gelehrten Zauberkünsten, den Schatz zu heben: Chr. Heinrich Myller, der in den 1780er Jahren die wichtigsten Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit — den Iwein, Tristan, Parzival, das ganze Nibelungenlied, den Freidank u. s. w. — herausgab, war der Rechte noch nicht.

C. Die Geschichtswissenschaft.

Die Geschichtschreibung der Renaissance und die der Aufklärungszeit sind voneinander durch einen anderthalbhundertjährigen Abstand getrennt. Obgleich von einem Niedergang oder gar von einem Verfalle der Historiographie in dieser Zwischenzeit billigerweise nicht gesprochen werden kann, so steht sie doch in minderm Ansehen als jene: die Kunst der Darstellung hält sich nicht auf der Höhe, die die Renaissance schon erstiegen hat und die Aufklärung wieder ersteigt. Dem 17. Jahrhundert mangelt der Schwung des 16. und die schneidige Überzeugtheit des 18. Aber die matter gewordne Zeit entschädigt durch andre Vorzüge: ihre Geschichtsforscher übertreffen alle Vorgänger und unmittelbaren Nachfolger. Das Jahrhundert der Polyhistorie glänzt durch seine Sammler und Sichter, seine Vorarbeiten, Hilfsmittel und wissenschaftsdienlichen Werkzeuge; es steht herrschenden Richtungen des 19. Jahrhunderts näher, als dieses meist anzuerkennen geneigt ist.

Erstaunlicherweise hat gerade die Zeitgeschichte, der es doch wahrlich nicht an großartigen Begebenheiten fehlte, nur wenige Darsteller von Rang gefunden. Hinter Thuanus (S. 390) lichten sich die Reihen. Besser ist es um die Darstellung der halbvergangnen Zeit bestellt; ihre hervorragendsten Vertreter sind zumeist Italiener. „Die allgemein wirksame und allgemein gelesene historische Litteratur", sagt Ranke, „ist, wie im 18. Jahrhundert von Frankreich,

Digitized by Google

so im 16. und dem größten Teil des 17. hauptsächlich von Italien ausgegangen. . . . Als in dem unselbständig gewordnen Italien nichts Bedeutendes mehr vorkam, warf sich die Historiographie auf welthistorische Begebenheiten ohne nationalen Bezug." Ein berühmtes Beispiel dieser Art bietet die Geschichte des Tridentinischen Konzils von Paolo Sarpi (1552—1623). Dieser in allen Wissenschaften bewanderte und in Staatsgeschäften erprobte Mönch unternahm es, die Weltherrschaftsgedanken des Papsttums im Zeitalter der Gegenreformation, den neurömischen Imperialismus, zu bekämpfen. Sein in London 1619 gedrucktes Buch über das Konzil war ein Parteiwerk, ungerecht und boshaft, übrigens aus trefflichen Materialien aufgebaut. Vergeblich ließ die Kurie Sarpis Werk durch die große urkundliche Darstellung des Trienter Konzils aus der Feder des Jesuiten Sforza Pallavicino (1607—67) berichtigen und bekämpfen. Zu den Zweckschriftstellern zählt hingegen der Darsteller des niederländischen Freiheitskampfs, Famiano Strada (1572—1649), nicht, obwohl er dem Jesuitenorden angehörte und im Auftrag Alessandro Farneses (Bd. VII, S. 281) schrieb; da ihm aber nur spanische Aktenstücke vorlagen, so bekam seine vortrefflich geschriebne Darstellung trotzdem etwas Einseitiges. Denselben Stoff behandelte der Kardinal Guido Bentivoglio (1579—1644) vom Standpunkte des behaglichen Zuschauers. Das meistgelesene der italienischen Geschichtswerke des Jahrhunderts wurde die Erzählung der Hugenottenkriege zwischen 1559 und 1598 von Arrigo Caterino Davila (1576—1631), dem schon de Thous Werk vorlag; er verkörpert die Geschichtsauffassung eines Geschlechts, das gesehen hatte, wie aus den Religionskriegen bloße Machtkämpfe hervorgingen, und kennt nur politische Beweggründe.

Wohl blieb die französische Geschichtschreibung des 17. Jahrhunderts hinter der italienischen zurück — ganz ohne Verdienst war sie denn doch nicht. Den stilistischen Meisterwerken des goldnen Zeitalters der schönen Litteratur war freilich nur ein einziges Werk ebenbürtig: Bossuets (S. 429) „Discours sur l'histoire universelle", eine glanzvolle Wiedergabe der geschichtsphilosophischen Gedanken, die seit den Kirchenvätern zu den Grundlagen der christlichen Weltanschauung gehörten. Hingegen haben die einst vielgelesenen Büchlein des Abbé César Vichard de Saint-Réal (1639—92) nur noch stilistischen Wert. Guten Klang hatten zu ihrer Zeit auch die Namen Franç. Eudes de Mézeray (1610—83), Gabriel Daniel (1649 bis 1728) und Séb. le Nain de Tillemont (1637—98).

Doch offenbart sich der französische Geist nicht mit voller Kraft in den Geschichtswerken der Gelehrten, sondern, wie schon im 16. Jahrhundert, in den Denkwürdigkeiten der Weltmänner, die an den großen Begebenheiten mitgearbeitet haben oder doch so günstig gestellt waren, um den kommenden Geschlechtern Darstellungen aus erster Hand bieten zu können. Dem Reiz, ihren Anteil an den Zeitereignissen darzulegen, konnten selbst ein Sully („Mémoires" 1634 und 1662) und ein Richelieu (unverarbeitete „Mémoires" von 1624—38) nicht widerstehen; sie fühlten das Bedürfnis, der Nachwelt kundzugeben, wie sie ihre Handlungen aufgefaßt und beurteilt wissen wollten. Ludwigs XIV. Aufzeichnungen und Diktate erstrecken sich nur über Einzelheiten aus der Zeit zwischen 1661 und 1678; wie Ferdinand Lotheißen sagt, sind sie „einfach gehalten, verständig und überlegend . . . König Ludwig gewinnt, wenn man seine Memoiren liest". Bei weitem anziehender, vielleicht die interessantesten der gesamten Litteratur, sind die Erinnerungen des Kardinals Retz (Paul de Gondi; 1614—79) über die Zeit der Fronde und die Louis' de Rouvroy Herzogs von Saint-Simon (1675—1755) über die Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.; gerade die leicht zu durchschauende Einseitigkeit gibt diesen Schriften ihr unvergleichliches Leben, ihr Feuer, ihre Kraft.

Digitized by Google

Frankreich war nicht bloß die Pflegestätte der im Salontone gehaltnen Erinnerungslitteratur, sondern auch die der schwerstgepanzerten historischen Gelehrsamkeit. Scaliger und Petavius (S. 437/8) legten die Grundsteine zu einer sichern Zeitrechnung. Die philologische Freude am Herausgeben, die schon im Zeitalter der Humanisten den mittelalterlichen Geschichtsquellen zu gute gekommen war, steigerte sich im 17. Jahrhundert. Da die Klage der Kritik- und Planlosigkeit gegen die landläufige Herausgeberthätigkeit nicht unbegründet war, kam es auf ein Beispiel des Bessermachens an. Ein solches gaben seit 1643 die Antwerpner Jesuiten, die die Heiligenleben sichteten und die Veröffentlichung der echten „Acta Sanctorum“ in Angriff nahmen; nach dem Herausgeber der ersten Bände, Johann Bolland (1596—1655), heißt die ganze Sammlung die der „Bollandisten“. Dies Werk weckte den Wetteifer der französischen Benediktiner, die, zumeist der Kongregation von Saint-Maure bei Paris angehörend, Mauriner genannt werden: auch sie veranstalteten seit 1668 eine umfassende Sammlung von Lebensbeschreibungen der Heiligen. Als nun der Bollandist Daniel Papebroek (1628—1714) die Echtheit der Urkunden des Klosters von Saint-Denis in Frage stellte, machte sich der Mauriner Jean Mabillon (1632—1707) an das Studium und ließ sein grundlegendes Werk über Urkundenlehre („De re diplomatica“, 1681) erscheinen; darin behandelte er auch die lateinische Paläographie, während sein Ordensbruder Montfaucon (S. 438) die griechische Paläographie begründete. Und 1750—65 verfaßten die Benediktiner Charles François Toustain und René Prosper Tassin den sechsbändigen „Nouveau traité de diplomatique“.

Unterdessen hatte sich die Herausgeberthätigkeit auch den weltlichen Geschichtsquellen zugewandt. Der Italiener Lodovico Antonio Muratori (1672—1750) veröffentlichte seit 1723 die mittelalterlichen Quellen der italienischen Geschichte („Rerum italicarum scriptores“) in 28 Foliobänden: „die erste große und planmäßig angelegte Sammlung der Geschichtsquellen eines ganzen Landes“ (August Potthast) und die einzige, die ihre Vollendung erreicht hat. Demselben Arbeitseifer verdankt sein Vaterland eine sechsbändige Sammlung der Altertümer (1738—42) und die zwölfbändigen „Annali d'Italia“ (1744—49). Dagegen ist der von Martin Bouquet 1738 begonnene „Recueil des historiens des Gaules et de la France“ bis heute unvollendet, desgleichen die von den Maurinern 1733 unternommene „Histoire littéraire de la France“, die derzeit bis ins 14. Jahrhundert reicht.

Daß in dem politisch zersplitterten Deutschland während des 17. und 18. Jahrhunderts keine das ganze Reich umfassende Quellensammlung erscheinen konnte, ist begreiflich; aber auch in der Geschichtschreibung ragten damals die Deutschen nicht sonderlich hervor. Da an allen deutschen Universitäten und Gymnasien Geschichte gelehrt wurde, so erschienen viele Lehrbücher, welche die eingebürgerten Schuldarstellungen biblisch-theologischen Charakters (das Chronicon Carionis, den Sleidan; vgl. S. 390) nach und nach verdrängten. Zwei Professoren, Georg Horn aus Kemnat in der Oberpfalz (1620—70) und Christoph Cellarius aus Schmalkalden (1638—1707), haben die Dreiteilung der Weltgeschichte in eine alte, mittlere und neue Geschichte aufgebracht. Ihrem heute schon recht abgelebten, aber noch immer nicht verendeten Schema ist der Sieg verblieben gegen die vier Universalmonarchien des Propheten Daniel und des heiligen Hieronymus wie gegen die sechs Weltaltr Isidors von Sevilla.

Selbst wenn wir alle hinderlichen Umstände in Betracht ziehen, bleibt es erstaunlich, daß die ungeheuern Begebenheiten des Dreißigjährigen Kriegs keine entsprechende zeitgenössische Darstellung gefunden haben. Die „Annales Ferdinandei“ Franz Christophs von Khevenhüller (1588—1650) genügen nur in ihren aus den Akten geschöpften Teilen; auch der „Königlich

Digitized by Google

schwedische in Deutschland geführte Krieg" von Philipp Bogislaw von Chemnitz (1605—78) ist mehr Quellenwerk als Darstellung. Die Habsburger Ferdinand III. und Leopold I. begnügten sich, daß ihre Thaten von Ausländern und Jesuiten der Nachwelt überliefert würden. Hingegen veranlaßten das hohenzollersche und das welfische Haus zwei Deutsche von hervorragendem Geiste, die Herolde ihres Ruhms zu sein: Pufendorf und Leibniz. Der sächsische Rechtsphilosoph Samuel (Freih. v.) Pufendorf (1632—94) kam aus Schweden, wo er seit 1677 im Auftrage des Königs Karl XI. die Geschichte Gustavs II. Adolf, Christinens und Karls X. Gustav geschrieben hatte, 1688 nach Berlin; hier verfaßte er die Geschichte des Großen Kurfürsten und die der ersten Jahre Friedrichs III. Auch die staatenkundliche „Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten" (1682) entstammt seiner Feder; Urheber dieser geographisch-statistischen Gattung von Staatengeschichte war der ostfriesische Polyhistor Hermann Conring (1606—81), der Ahnherr der deutschen Rechtsgeschichte (1643). Dem vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, Gottfried Wilhelm (Freih. v.) Leibniz aus Leipzig (1646—1716), wurde in Hannover, wo er seit 1676 weilte, der Auftrag erteilt, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu schreiben; die eigentliche Frucht seiner langjährigen Studien (die „Annales imperii occidentis Brunsvicenses", 768—1005) blieb verborgen, bis sie 1843 G. H. Pertz ans Licht zog. Deutsche Gründlichkeit war schuld, daß zwei Bearbeitungen der nationalen Geschichte in der Muttersprache nicht über die Merowinger und die frühe Kaiserzeit hinauskamen: Joh. Jakob Mascovs (1689—1761) „Geschichte der Teutschen" und des Grafen Heinrich von Bünau (1697—1762) „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie".

England teilte mit Deutschland das Mißgeschick, daß viele der merkwürdigsten Begebenheiten seiner Geschichte keine entsprechende Darstellung fanden. Wohl gibt es unter den Geschichtschreibern der elisabethanischen und der ersten Stuart-Zeit berühmte Namen: einen Walter Raleigh (1552—1618), Francis Bacon, Herbert von Cherbury; aber sie verdanken ihren Ruhm andern als ihren historiographischen Leistungen (vgl. unten, S. 458 f.). Erst die Ereignisse der Revolutions- und Restaurationszeit (1640—88) fanden zeitgenössische Darsteller, die an den Begebenheiten teilgenommen hatten und sich zu ihrem Parteistandpunkt ohne Täuschungsabsicht offen bekannten. Edward Hyde Graf von Clarendon (1609—74), der Leidensgefährte Karls I., Lordkanzler Karls II. und Schwiegervater des Herzogs von York (Jakobs II.), schrieb die Geschichte der Revolution und der Bürgerkriege; der Bischof Gilbert Burnet (1643—1714) schilderte die Zeit Karls II., Jakobs II. und die Begebenheiten der unblutigen Revolution von 1688 in antikatholischer Auffassung. Die auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit Karls II. behandelte William Temple (1628—99) in seinen (unvollständig erhaltnen) Denkwürdigkeiten, die wegen ihres musterhaften Prosastils bewundert werden. Auch Milton (S. 431 und 444) befindet sich unter den Geschichtschreibern seines Vaterlands; seine 1669 erschienene „History of Britain" reicht von den ältesten Zeiten bis auf die normännische Eroberung.

D. Die Rechts- und Staatswissenschaften.

Im 16. Jahrhundert ist es bemerkbar, und in den folgenden Zeiträumen wiederholt sich die Erscheinung, daß die wirksamen und eigenartigen Schriften juridischen und politischen Inhalts nicht begrifflichem Nachdenken entstammen, sondern auf dem Boden eindrucksvoller Zeitereignisse gediehen sind. So gaben die Mordanfälle und Hinrichtungen, die zwischen 1550 und 1650 aus religiösen und politischen Beweggründen erfolgt sind (es sei nur an die Ermordung Heinrichs III. und Heinrichs IV. sowie an die Hinrichtung Karls I. erinnert), den

Digitized by Google

Anlaß, daß die heikle Frage des Königs- oder Tyrannenmords in den Mittelpunkt der Erörterungen trat. Zwei Parteien standen gegeneinander: die Monarchomachen (Einherrschaftsfeinde), die entweder nur die Unumschränktheit der Fürstenmacht bekämpften oder sich zur Lehre von der Volkssouveränetät bekannten, die ihnen möglich machte, Empörung oder Mord zu verteidigen; wogegen die Monarchodulen vom Standpunkte des Gottesgnadentums oder doch der vom Volk unabhängigen Staatshoheit die gefährlichen Folgerungen ihrer Widersacher bestritten. Zu den Monarchomachen gehören die Hugenotten Hubert Languet (1518—81) und François Hotman (1524—90), der schottische Presbyterianer George Buchanan (1506—82), der spanische Jesuit Mariana (S. 389), der deutsche Professor und Calvinist Johannes Althusius (1557—1638), der englische Dichter John Milton und andre. Als Sachwalter der unumschränkten Alleinherrschaft sind zu nennen der Niederländer Dirck Grasswinckel (1600—1666), die Franzosen Saumaise (vgl. S. 437) und Bossuet (S. 441), der Engländer Robert Filmer (1604—47), der von Algernon Sidney (1622—83) und Locke (vgl. S. 445 f. und 460 f.) bekämpft wurde; bis zu einem gewissen Grad auch Hobbes (vgl. unten).

a) Die Staatslehre.

Noch mengten die meisten Theoretiker ihren Darlegungen rein theologische Beweisgründe bei; doch war schon eine von Bibel und Offenbarung absehende Richtung vorhanden, die naturrechtliche: das Wahrzeichen dieses klassizistisch denkenden Zeitalters. Als der Begründer des Naturrechts und zugleich der Völkerrechtswissenschaft gilt der Delfter Hugo Grotius (S. 437), obwohl er einige nicht zu unterschätzende Vorläufer gehabt hat. Ein Philolog von enzyklopädischem Gesichtskreise, war er als Haupt der Arminianer und Gegner des oranischen Hauses in die religiösen und politischen Kämpfe seines Vaterlands verstrickt. Im Kerker (1619—21) und in der Verbannung schrieb er sein Hauptwerk „Über das Recht des Kriegs und Friedens“ (Paris 1625). Er verkündigte darin seiner theologisch gesättigten Zeit die zukunftsreiche Lehre, daß den Ausgangspunkt der Wissenschaft nicht das positive Recht und auch nicht die Offenbarung (das göttliche Recht) bilden können, weil weder das eine noch das andre für alle Völker verbindlich sei, sondern allein die Natur des Menschen, der sich von andern Geschöpfen durch die Vernunft und den Geselligkeitstrieb unterscheide. Um das Unrecht abzuwehren und das Recht festzusetzen, hätten sich die Menschen auf Grund eines unwiderruflichen Vertrags zu einer staatlichen Gemeinschaft vereinigt, deren Zweck der Schutz des Eigentums und die Wohlfahrt aller sei.

Mit Grotius war Thomas Hobbes (1588—1679) darin einverstanden, daß Offenbarung und Glaube zur Begründung einer rein irdisch-menschlichen Wissenschaft ungeeignet seien. Aber der materialistische Engländer geht nicht von der geselligen Natur des Menschen aus, wie der holländische Aristoteliker, sondern von den antisozialen, eigensüchtigen Trieben. Um der Selbsterhaltung willen beanspruche jeder Mensch ein Recht auf alles; deshalb gerate er mit seinen Nebenmenschen in Streit, so daß der Krieg aller gegen alle der wahre Naturzustand sei (wie dies auch Mariana behauptet hat). Um dem unerträglichen Kriegszustand ein Ende zu machen, verzichten die Menschen freiwillig auf die Schrankenlosigkeit ihrer Ansprüche und übertragen die höchste unumschränkte und ungeteilte Gewalt einem einzelnen oder auch mehreren. Als Zeitgenosse der englischen Revolution verteidigt er gegen das „Lange Parlament“ (1640—48) das unbedingte Gesetzgebungs-, Waffen- und Besteuerungsrecht der höchsten Gewalt. Ja noch mehr: die souveräne Gewalt hat nach seiner Ansicht unverbrüchlich festzusetzen, was die Unterthanen glauben, was sie für gut und böse halten sollen. Es entsprach

Digitized by Google

vollkommen seiner Lehre, daß der Verfasser des Buches „Vom Bürger" (1642) und des „Leviathan" (1651) in Oliver Cromwell (1599—1658) den geeigneten Mann sah, sein Despotenideal zu verwirklichen.

Die deutschen Staatsrechtslehrer aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts sind zwar durchweg Anhänger der unumschränkten Alleinherrschaft; allein sie knüpfen lieber an Grotius als an Hobbes an; indem sie Staat und Gesellschaft auf den Geselligkeitstrieb gründen, hat man Anlaß genommen, ihnen den nunmehr mißverständlichen Namen „Sozialisten" zu geben. Dieser Gruppe werden beigezählt: Pufendorf, Leibniz, Thomasius, Chr. Wolff. Namentlich Pufendorf und Wolff haben durch die geordnete und umfassende Darstellung der naturrechtlichen Lehren über Vaterland und Lebenszeit hinaus gewirkt. Während sich die deutschen Rechtsphilosophen in ihren allgemeinen Erörterungen dem Leben entfremdet zeigen, beweisen einige Schriften, die sich über die thatsächlichen Verhältnisse des Reichs auslassen, wie fruchtbar es gewesen wäre, unter allen Umständen die Fühlung mit der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten. Noch während des Dreißigjährigen Krieges hatte Chemnitz (S. 443) unter dem Decknamen „Hippolithus a Lapide" eine Schrift (1640) veröffentlicht, in der er das Deutsche Reich als eine Bundesaristokratie auffaßte, deren künftiges Wohl darauf beruhe, daß das habsburgische Haus zu Grunde gerichtet und ein wahres Wahlkaisertum eingeführt werde. So weit ging Samuel Pufendorf (ebenda) nicht, als er unter der Maske eines reisenden Veronesers „Severinus a Mozambano" die bestehende Reichsverfassung einer erbarmungslosen Beurteilung unterzog (1667) und sie als eine aller Vernunft hohnsprechende Ungeheuerlichkeit kennzeichnete. Die Fähigkeit der Wiedergeburt erwartet er von den noch nicht verderbten Bestandteilen des Volks; unter den gegebnen Verhältnissen fordert er eine starke zentrale Bundesgewalt. Auch Leibniz (S. 443 und 461) hat sich 1677 unter dem Namen „Caesarinus Fuerstenerius" bemüht, die Eigenart der staatsrechtlichen Zustände Deutschlands in unwandelbare Lehrsätze zu pressen, aber im Sinn eines souveränen Landesfürstentums.

Außer den Begriffen des Naturzustands, des Urvertrags, der Volkssouveränetät nahm die Aufklärungszeit auch die Forderung, gesetzgebende und vollziehende Gewalt im Staate voneinander zu trennen, als feststehende Lehre aus dem 17. Jahrhundert herüber. Theoretisch hat sich mit ihr in maßgebender Weise der Philosoph John Locke (1632—1704) befaßt. Obwohl er gegen die Verbindung der gesetzgebenden mit der ausübenden Gewalt spricht, verlangt er doch, daß die Exekutive beim Zustandekommen der Gesetze mitwirke, was auch ein eiserner Bestandteil der landläufigen Verfassungslehre wurde. Wenn Locke für den Urheber der ebenfalls eisernen Anschauung von den drei Staatsgewalten ausgegeben wird, so ist dies, was die Zahl betrifft, richtig; allein Locke unterscheidet von der gesetzgebenden und vollstreckenden Gewalt als dritte nicht die richterliche, die ihm als ein Stück Exekutive gilt, sondern die föderative, worunter er die nach auswärts gerichtete Schutz- und Trutzgewalt versteht.

b) Die Volkswirtschaftslehre.

In der Handels- und Wirtschaftsgeschichte nennt man die Zeit vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts das Merkantilzeitalter (Bd. VII, S. 87—116). An nationalökonomischen Schriften ist es nicht arm gewesen, obwohl von einer wissenschaftlichen und systematischen Volkswirtschaftslehre vor Quesnay und Smith (ebenda, S. 118) nicht gesprochen werden kann. Besonders hat das geistig hochstehende Italien, das seit dem Entdeckungszeitalter die Führerschaft im Welthandel seinen Händen entgleiten sah, eine Reihe

Digitized by Google

bedeutender Nationalökonomen aufzuweisen: Gasparo Scaruffi und Bernardo Davanzati (um 1582), die für den Gedanken einer Weltmünze eintraten, Antonio Serra (1613), Girolamo Belloni, Fernando Galiani (1728—87), Antonio Genovesi (1712—69). In der Republik der Niederlande zeigt die Nationalökonomik des 17. Jahrhunderts (Grotius, Pierre Delacourt, Graswinckel) die Merkmale einer Lehre, die auf die Vorteile einer einzelnen Klasse, der obern Schichte der Bürgerschaft und namentlich ihrer handeltreibenden Bestandteile, zugeschnitten ist.

In Frankreich kommt kein theoretisches Werk dem Höhestande der staatsmännischen Kunst auch nur nahe. Zu Sullys Zeiten beschäftigte sich der Dramatiker Antoine de Montchrestien (1575—1621) mit den wünschenswerten Maßregeln, die Produktion Frankreichs zu heben und vom Ausland unabhängig zu machen; er ist der Urheber des Namens „Politische Ökonomie“ (1615). Erst als sich der Stern Ludwigs XIV. abwärts neigte, kamen Schriften zum Vorscheine, die auch auf staatswirtschaftlichem Gebiete dem Regierungssystem entgegentraten. Während Pierre Le Pesant de Bois-Guillebert (1646—1714) in seinem „Détail de la France“ als Anwalt für die ackerbauenden Klassen auftritt und die einseitige Gunst bekämpft, die von der Regierung dem städtischen Gewerbfleiß und Handel bisher erzeigt worden ist, verlangt sein Vetter, der Marschall Séb. le Prêtre de Vauban (1633—1707) im „Projet d'une dîme royale“ anstatt der markauszehrenden Abgaben einen alle Einkommensarten treffenden „Königszehnten“. Die Spätmerkantilisten J. Fr. Melon (gest. 1738), Franç. Véron de Forbonnais (1722—1800), auch Montesquieu (vgl. unten) befürworten samt und sonders schonende Reformen gemäß der Grundansicht, daß solche von oben kommen müssen, weil die gesellschaftlichen Gruppen und die Einzelnen wegen ihres Unverstands und ihrer Ichsucht zur Durchführung gemeinnütziger Gedanken nicht taugen.

„In England wirkten“, so sagt G. Schmoller, „das freie politische Leben, der sonstige wissenschaftliche Geist, der zur Beobachtung besonders geschickte Nationalcharakter und der handelspolitische Kampf mit Holland zusammen, die hervorragendsten Schriften des Merkantilismus ins Leben zu rufen.“ Thomas Mun (1571—1641) pries den selbständigen Außenhandel als das geeignetste Mittel, den nationalen Reichtum zu vermehren, und entwickelte als Anwalt der Ostindischen Kompanie die erste diskutierbare Theorie der Handelsbilanz. Dagegen bekämpfte Josiah Child (1630—99) die Kompaniemonopole und sprach sich für eine unterschiedslose Begünstigung des nationalen Handels gegen den Fremdhandel aus. Dudley North (1644 bis 1691) näherte sich bereits den individualistischen Freihandelsansichten, die sich später zum Glaubensbekenntnisse der englischen Volkswirte fortentwickelt haben. England hat auch die ersten hervorragenden Statistiker hervorgebracht: William Petty (1623—87), der seine die Bevölkerungszahlen behandelnden Forschungen als political arithmetics bezeichnete, und Charles Davenant (1656—1714), der allen voran das brachliegende Feld der Handelsstatistik zu bebauen unternahm. Auch die großen Denker Englands: Bacon, Hobbes, Locke, haben sich nebenbei mit volkswirtschaftlichen Fragen befaßt. Aus der schottischen Philosophenschule (S. 464 f.) ist der größte Nationalökonom des 18. Jahrhunderts hervorgegangen, Adam Smith.

c) Die Kameralwissenschaft.

Obwohl in Deutschland schon vor dem Dreißigjährigen Kriege Schriften erschienen waren, in denen einzelne staatswissenschaftliche Fragen behandelt wurden, bekam erst nach ihm die nationalökonomische Litteratur ein eigentümliches Gepräge. Sie schließt sich den Absichten der Landesfürsten an, die Bevölkerung und den Wohlstand der herabgekommenen Territorien

Digitized by Google

zu heben, namentlich aber die Finanzen emporzubringen. Universitätslehrer und Schriftsteller widmeten ihre Kräfte den fürstlichen „Kammern", weshalb man sie Kameralisten und ihre Lehren die Kameralwissenschaft nennt. Unter ihnen ragte der Chemiker Johann Joachim Becher (1635—82) hervor, der in Bayern und Österreich, Holland und England wirkte; ihm schlossen sich F. W. von Hörnigk (1638—1713), der Verfasser der Schrift „Österreich über alles, wenn es nur will", und Wilhelm von Schröder (gest. 1689) an. Da selbst Männer wie Pufendorf, Leibniz und Chr. Wolff den Kameralisten beisprangen, so kam eine zwar eklektische, aber nicht ungediegne Lehrbücherlitteratur zu stande. Die ihrer Zeit anerkanntesten Verfasser waren: Veit Ludwig von Seckendorff (1626—96), Joh. Heinrich G. von Justi (1702—71) und Joseph von Sonnenfels (1732—1817). Nebenbei gedieh an den Universitäten die beschreibende Staatenkunde nach dem Beispiele Conrings und Pufendorfs. Wenn Gottfried Achenwall (1719—72), der diesen Wissenszweig in Göttingen erfolgreich vertrat, als „Vater der Statistik" bezeichnet wird, so ist dies in Anbetracht der Verdienste Pettys und Davenants (S. 446) nicht sachgerecht. Noch weniger eignet sich der frömmelnde Joh. Peter Süßmilch (1707—67) als Verfasser der „Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes", dazu, als bahnbrechend in der Statistik oder gar in der Soziologie gefeiert zu werden, obwohl er aus den Zahlen mehr herauszulesen verstand als seine Vorgänger.

9. Die Naturwissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert.

W. H. Riehl vergleicht in einem seiner Freien Vorträge die Gesamtheit der Wissenschaften mit dem europäischen Staatensysteme. Wie hier immer ein bestimmter Staat das Übergewicht hat, bis durch die Gegenwirkung der übrigen das Gleichgewicht hergestellt wird, um dann zu gunsten eines andern wieder verschoben zu werden, so tritt auch aus dem „Konzerte" der Wissenschaften eine einzelne stimmführend hervor, um alsbald durch eine andre verdrängt zu werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Reformation und ihr Widerspiel, die Gegenreformation, der durch den Humanismus bedrohten Theologie die Herrschaft noch für einige Zeit gesichert haben. Im 17. und 18. Jahrhundert erhielt die Mathematik die Führerschaft im Staatenbunde der Natur- und Geisteswissenschaften, bis der verjüngten, aus dem Geiste der exakten Wissenschaften wiedergebornen Philosophie die Krone zurollte, die der Theologie fast unmerklich vom Haupte gesunken war; auf das noch theologisch gedrückte Jahrhundert der Vielwisserei und Allgelehrsamkeit folgte beflügelten Schritts das philosophische Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, des Unglaubens und der religiösen Gleichgiltigkeit.

A. Die Naturforschung.

Es ist für das 17. und 18. Jahrhundert unmöglich, die uns geläufigen Fächer säuberlich auseinander zu halten; die Lebensarbeit der damaligen Gelehrten läßt sich nicht unter einer einzigen Rubrik abhandeln. Was hat Descartes (S. 459 f.) nicht alles geleistet, für dessen Nachruhm es doch ausgereicht hätte, die analytische Geometrie geschaffen und die Rechenkunst mit neuen Hilfsmitteln bereichert zu haben! Oder Blaise Pascal (1623—62), der mit Pierre Fermat (1601—65), dem ersten Forscher auf zahlentheoretischem Gebiet, und Huygens zu den Urhebern der Wahrscheinlichkeitsrechnung gehört! Derselbe Pascal, der Mystiker, Jesuitenfeind, Aphorist und Musterprosaist, verfeinerte und erweiterte auch die Lehre von den Kegelschnitten. Ungefähr um die gleiche Zeit (zwischen 1660 und 1680) kamen Newton und

Digitized by Google

Leibniz auf die Differentialrechnung, was einen bis jetzt fortdauernden, erbitterten Prioritätsstreit hervorgerufen hat.

Verglichen mit diesen allseitigen Geistern, zeigen die Baseler Bernoulli den Typus von Fachmathematikern. Jakob und Johann Bernoulli (1654—1705 und 1667—1748) haben der Differential- die Integral- und Variationsrechnung angegliedert, gleich wie sie den widerspenstigsten Kurven mittels des Kalküls beigekommen sind. Neben Daniel Bernoulli (1700 bis 1782) förderten im 18. Jahrhundert besonders Leonhard Euler (1707—83), Jean Lerond d'Alembert (1717—83) und J. Louis Lagrange (1736—1813) alle Zweige der Mathematik. Diese Systematiker haben ihnen die zusammenfassende, vereinfachte, von Beimengseln gereinigte Form verliehen, die man als das kostbarste Vermächtnis einer noch aus dem Vollen schöpfenden Zeit an die Späterlebenden zu betrachten hat, denen vielfach nur die Nachlese geblieben ist.

Dieselben Namen prangen neben andern in der Geschichte der Physik und Astronomie. Italien war das Ursprungsland der wissenschaftlichen Mechanik, die aus dem Altertume nur wenige statische Begriffe und Sätze geerbt hatte. Insbesondere verdient Galileo Galilei (1564—1642) den Ehrentitel eines Urhebers der Dynamik; ihm verdankt diese Wissenschaft die grundlegenden Lehren von der Trägheit, der gleichförmigen und gleichförmig beschleunigten Bewegung, vom freien Falle, vom Wurfe, von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, und wenigstens die Anfangsgründe der Lehre vom einfachen Pendel und von der virtuellen Bewegung. Auf seinen Schultern stehen alle spätern. Zunächst vervollkommnete Christian Huygens (1629—95) die Theorie des einfachen und begründete die Theorie des zusammengesetzten Pendels, was ihn auf die Lehre vom Schwingungsmittelpunkt und von der zentrifugalen Beschleunigung führte; auch bereicherte er die Mechanik durch eine klare Darlegung der Kräftezusammensetzung und die Lehre vom Stoß. Aus den schon feststehenden Lehrsätzen der Galileischen Mechanik und den Keplerschen Gesetzen leitete Isaak Newton (1643—1727) sein Gravitations- und Attraktionsgesetz ab, demzufolge sich die Körper (mithin auch Sonne und Planeten) im geraden Verhältnis ihrer Massen und im umgekehrten des Quadrats ihrer Entfernungen anziehen. Es war nunmehr möglich, die krummlinigen Bahnen der Gestirne und die irdischen Erscheinungen der Schwere befriedigend zu erklären, obgleich die Wirkung der anziehenden Kräfte in die Ferne durch den einflußlosen leeren Raum noch rätselhaft blieb. In seinem Hauptwerke, den „Philosophiae naturalis principia mathematica" (1687), beschränkte sich Newton im allgemeinen auf die geometrische (synthetische) Darlegung seiner Lehrsätze; hingegen setzt mit den Bernoulli und mit Euler die analytische, durch den Differential- und Integralkalkül erleichterte Behandlung der mechanischen und überhaupt physikalischen Fragen ein.

Unterdessen hatte auch die Statik Fortschritte gemacht, wobei der Leistungen eines Simon Stevin (1548—1620), Descartes, Pascal und Fermat zu gedenken ist. Es war fortan der Wissenschaft die Aufgabe gestellt, Statik und Dynamik in einheitliche Verbindung zu bringen und zugleich die gemeinsamen Ausgangspunkte für die Mechanik des Festen, des tropfbar und ausdehnsam Flüssigen (Hydro- und Aëromechanik) aufzufinden. Der Leibnizsche Satz von der Erhaltung der lebendigen Kräfte und das Prinzip der virtuellen Bewegung rückten in den Mittelpunkt der Untersuchungen. Nach dem Vorgange d'Alemberts hat Lagrange die analytische Mechanik von ihren ersten Ausgangspunkten bis zu ihren verwickeltsten Abzweigungen lückenlos ausgebaut.

Mit dem 17. Jahrhundert beginnt in den Naturwissenschaften das Zeitalter der Messungen, das sich die zum Beobachten nötigen Werkzeuge selbst geschaffen hat. In erster Linie

Digitized by Google

handelte es sich um verläßliche Zeitmesser. Nach Bürgis (S. 394) und Galileis Vorangang hat Huygens die Pendeluhr zum drittenmal erfunden. Er scheint auch die Unruhe (Spiralfeder der Taschenuhren) zuerst verwendet zu haben, wenngleich der Sekretär der Royal Society, Robert Hooke (1635—1703), ein „wissenschaftlicher Raubritter", der alles schon erfunden haben wollte, womit andre zum Vorscheine kamen, die Priorität der Erfindung für sich beanspruchte. Später wurden die Uhren durch George Graham (1675—1751) und John Harrison (1693—1776), die Erfinder des Kompensationspendels, Henry Sully (1679—1728) und Pierre Leroy (1717—85) derart verbessert, daß sie bei den feinsten astronomischen und geodätischen Arbeiten Dienste zu leisten vermochten (Chronometer, time-keeper). 1643 erfand Galileis Schüler Evangelista Torricelli (1608—47) das Queckfilberbarometer zum Messen des Luftdrucks. Pascal entdeckte, daß dieses Geräte auch zur Höhenmessung verwendbar sei, und Edmund Halley (S. 452) machte den Versuch, eine Formel für derlei Messungen aufzustellen. In ziemliches Dunkel ist der Ursprung des Thermometers gehüllt. Seine Heimat scheint ebenfalls Italien zu sein, wo man im 17. Jahrhundert das Luftthermometer des Holländers Cornelis van Drebbel (1572—1634) durch eine mit Weingeist gefüllte und mit einer Skala versehne Röhre ersetzte. Dem 18. Jahrhundert gehören die dreierlei Skalen an, die heute noch im Gebrauche sind: die einhundertachtziggradige des Danzigers G. Daniel Fahrenheit (1686—1736), der auch das Gewichtsaräometer erfunden hat, die achtziggradige des Franzosen René A. Ferchault de Réaumur (1683—1757) und die hundertteilige des Schweden Anders Celsius (1701—44). H. Bénédict de Sauffure (1740—99) vervollständigte durch sein Hygrometer den eisernen Bestand der meteorologischen Gerätschaften.

Die wichtigsten optischen Instrumente, Teleskop und Mikroskop, stammen aus Holland; ihre Namen rühren von einem italianisierten Griechen, Demisciannis, her. Die Erfindung des holländischen Fernrohrs wird dem Brillenschleifer Hans Lippershey (vgl. S. 395) zugeschrieben. Der Gedanke zu dem aus zwei Konvexlinsen bestehenden und verkehrte Bilder liefernden astronomischen Fernrohre stammt von Kepler (1611), die Ausführung (um 1613) von dem Jesuiten Christoph Scheiner (1573—1650). Der Kapuziner Maria Schyrl (1597—1630) ist der Erfinder des Erdfernrohrs (1645 durch den Kapuziner Ant. Mar. de Rheita verbessert), das mittels vier Linsen ein aufrechtes Bild des beobachteten Gegenstands gewährt. Der erste Vorschlag zum Spiegelteleskop (1663) stammt von James Gregory (1638—75); Hooke und Newton stellten 1668/71 derartige Instrumente wirklich her, Cassegrain verbesserte sie 1672. In den Jahren 1757/8 gelang es dem Optiker John Dollond (1706—61), achromatische Linsen und Fernrohre zu verfertigen.

Auf dem Gebiete der Mechanik und Wärmelehre weisen das 17. und 18. Jahrhundert eine Reihe wissenschaftlicher Entdeckungen von großer Wichtigkeit auf. Der Chemiker Stevin (S. 394 und 448), Benedetto Castelli (1577—1644) und Torricelli förderten die Hydrostatik und Hydrodynamik. Robert Boyle (S. 451) fand 1662 das Gesetz von dem Zusammenhange zwischen Druck und Menge der Gase, das nach Edm. Mariotte (1620—84) benannt wird, der es 1679 selbständig wiederentdeckt hat. Dem Magdeburger Otto von Guericke (1602—86) verdankt man die Luftpumpe (1650). Gegen Ende des 17. Jahrhunderts nahm die Absicht, den Dampf zu Arbeitsleistungen zu zwingen, greifbare Formen an. In England erbauten Edward Somerset und Thomas Savery (1650—1716) 1698 Dampfmaschinen zur Hebung von Wasser, während Denis Papin (1647—1714) seine mit einem beweglichen Kolben versehne, auf Abkühlung und Kondensation des Dampfs beruhende Maschine (1690) benutzte, um ein Boot in

Digitized by Google

Bewegung zu setzen (1707 das erste Dampfschiff auf der Fulda). In England besserten der Eisenhändler Thomas Newcomen (1712) und der Glaser John Cayley an der Dampfmaschine herum, bis James Watt (1736—1819) seit 1768 nach und nach den Kondensator, die Kurbel, das Parallelogramm, den Zentrifugalregulator u. s. w. erfand, mit seiner „doppelt wirkenden" Maschine in Verbindung brachte und eine Fabrik von Dampfmaschinen gründete. So war der Motor für die gleichzeitig erfundnen Spinn- und Webemaschinen erstellt, durch die eine gewerbliche und gesellschaftliche Umwälzung (vgl. Bd. VII, S. 110) herbeigeführt worden ist.

Indessen war man über das Wesen der Wärme noch in Irrtümern befangen. Joseph Black (1728—99) wies zwar die spezifische und die gebundne Wärme nach, betrachtete jedoch mit seinen Zeitgenossen die Wärme selbst als einen unwägbaren Stoff, wofür auch das Licht gehalten wurde. Im übrigen machte die theoretische Optik große Fortschritte. Der italienische Jesuit Francesco M. Grimaldi (1618—63) beobachtete 1650 die Zerstreuung und Beugung des Lichts; Hooke und Newton studierten die Farben dünner Blättchen; Hieronymus Erasm. Bartholinus (1625—98) gewahrte 1669 die Doppelbrechung im isländischen Kalkspat. Einen mächtigen Fortschritt stellt Newtons Farbenlehre dar. Seiner Emissions- oder Emanationstheorie (1704), derzufolge vom leuchtenden Körper Teilchen ausgesandt werden, die der beleuchtete Körper anzieht oder abstößt, setzte Huygens die Undulations- oder Wellentheorie entgegen; er irrte nur insofern, als er die Lichtschwingungen für longitudinal (statt transversal) hielt. Die wissenschaftliche Photometrie wurde 1729 durch Pierre Bouguer (1698—1758) begründet und 1760 durch Joh. Heinr. Lambert (1728—77) weitergeführt.

Geringere Fortschritte als die Optik machte die Akustik. Pierre Gassendi (1592—1655) versuchte die Geschwindigkeit des Schalls zu messen; Marin Mersenne (1583—1647) beobachtete die Obertöne; Thomas Pigot (um 1677) und Joseph Sauveur (1653—1716) befaßten sich mit den Flageolett-Tönen; Ernst Fl. Fr. Chladni (1756—1827) entdeckte 1787 die Klangfiguren. Auch die großen Mathematiker des Zeitalters zogen die Schwingungserscheinungen in den Kreis ihrer Studien.

Während das 17. Jahrhundert nach Gilbert nur geringe Fortschritte in der Elektrizitätslehre aufzuzeigen hat, häuften sich im 18. Jahrhundert die einschlägigen Entdeckungen. Stephan Gray (gest. 1736) lehrte 1727 den Unterschied zwischen leitenden und nichtleitenden Körpern kennen, Charles Du Fay (1698—1739) den zwischen Glas- und Harz- (positiver und negativer) Elektrizität (1733). An der Erfindung und Verbesserung der Leidner Flaschen haben viele Personen mitgewirkt: der Kösliner Domherr v. Kleist (1745), Cunäus in Leiden, Peter van Musschenbroek (1692—1761), J. H. Winckler (1703—70) u. s. w., ebenso wie an der Ausgestaltung der Elektrisiermaschine. Benjamin Franklin (1706—90; vgl. Bd. I, S. 480), der amerikanische Buchdrucker, Volksschriftsteller und Staatsmann, bestätigte um 1752 die schon früher erkannte Einerleiheit des elektrischen Funkens mit dem Blitz und stellte Versuche an, den Blitzstrahl abzuleiten und unschädlich zu machen (1754 erster Blitzableiter in Europa selbständig von Prokop Divisch [1696—1765] erdacht). Durch seine Drehwage (1784) brachte Charles Aug. de Coulomb (1736—1806) in die noch ungeregelte Menge der Beobachtungen Maß und Zahl. Gegen die Neige des 18. Jahrhunderts waren sechs Arten der Elektrizität bekannt: die Reibungs-, Verteilungs- (oder Influenz-), Erstarrungs-, Thermo- oder Pyroelektrizität, ferner die atmosphärische und tierische Elektrizität. Da wurde 1789 durch Luigi Galvani (1737 bis 1798) noch eine Erscheinung beobachtet, die er selbst nicht richtig zu deuten verstand. Hingegen erkannte Graf Alessandro Volta (1745—1827) — der Erfinder des Elektrophors

Digitized by Google

(1775), des Elektroskops (1777) und des Kondensators (1782/3) — darin eine neue Art und Quelle der Elektrizität: die Berührungselektrizität; 1799 stellte er die erste der nach ihm benannten Säulen zusammen.

Länger als die Zwillingsschwester Physik tappte die Chemie im Dunkel der Mystik herum. Das 17. Jahrhundert war noch der Goldmacherkunst ergeben; und auch im 18. suchte man ernsthaft nach dem Steine der Weisen, bis endlich nur mehr Abenteurer wie Johann Georg Schrepfer (1730—74) und Joseph Balsamo gen. Graf Alexander Cagliostro (1743—95) den alten Wahn der von ihnen Beschwindelten zu Gaunerstreichen benutzten. Doch brach bereits Robert Boyle (1627—91) mit den dunkeln Überlieferungen seiner Wissenschaft; ihm verdankt sie die Begriffe des chemischen Elements, der Verbindung, des Gemenges, der Verwandtschaft. Im 18. Jahrhundert, das auf die qualitative Untersuchung gerichtet war und die quantitative Analyse vernachlässigte, stand die Chemie im Zeichen der Phlogiston-Theorie, deren Urheber, Georg Ernst Stahl (1660—1734), behauptete, daß bei der Verbrennung und der Verkalkung ein Stoff, den er Phlogiston nannte, entweiche. Unter den deutschen Phlogistikern zeichnete sich Andreas Sigism. Marggraf (1709—82) aus, der unter anderm den Zucker in der Runkelrübe auffpürte (sein Schüler Franz Karl Achard hat auf Kunern in Niederschlesien 1801 die erste Rübenzuckerfabrik errichtet); ferner Karl Wilh. Scheele (1742—86), der außer dem Mangan, dem Chlor und zahlreichen organischen Säuren das Sauerstoffgas entdeckt hat. Auch der englische Theolog Joseph Priestley (1733—1804) stieß bei seinen verdienstvollen Gasuntersuchungen auf das Stickstoffoxydul und den Sauerstoff (1774). Black (S. 450) entdeckte, daß die durch Joh. Bapt. van Helmont (1577—1644) von der gewöhnlichen Luft unterschiedne Kohlensäure, von den Alkalien gebunden, fixiert wird, und ermittelte viele ihrer Verbindungen. Obwohl noch selbst ein gläubiger Anhänger Stahls, half Henry Cavendish (1731—1810; aus dem Geschlechte der Herzoge von Devonshire) dazu, daß die phlogistische Chemie durch eine antiphlogistische verdrängt wurde, indem er 1766 den Wasserstoff entdeckte, der Zusammensetzung des Wassers auf die Spur kam und 1783/8 die Luft als ein Gemenge erkannte.

Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bekannten sich die Franzosen gleichfalls zur Lehre Stahls; sie zeichneten sich vornehmlich in der technischen Chemie (Soda, Färberei und Töpferei, Chemikalien) aus. Antoine Laurent Lavoisier (1743—94) stellte mit der Wage in der Hand fest, daß Verbrennen, Verkalken, Atmen aus Verbindungen der Körper mit Sauerstoff sich ergeben (Oxydation); damit war Stahls Phlogiston beseitigt. Auf den Trümmern der veralteten Chemie errichtete er ein neues Lehrgebäude; für längere Zeit behielten die Franzosen hierin die Führerschaft.

B. Die Naturgeschichte.

a) Die Himmels- und die Erdkunde.

Im engen Bunde mit der Mathematik und mathematischen Physik haben die Himmels- und die Erdkunde im 17. und 18. Jahrhundert entsprechende Fortschritte gemacht. Auf den Wegen des Coppernicus (S. 396) wandelnd, fand Johannes Kepler (1571—1630) die Gesetze der Planetenbewegung. Obgleich er durch seine Lebensschicksale zum Gymnasiallehrer, Kalendermacher und Sterndeuter in Graz, Prag, Linz herabgedrückt war, vollendete der unbeugsame Württemberger drei gewaltige Werke: die „Astronomia nova", die „Harmonices mundi libri quinque" (1619) und die „Rudolfinischen Tafeln" (1627). Keplers großer Zeitgenosse Galilei (S. 448) war in der Astronomie ein glücklicher Beobachter und Entdecker (Ringgebirge des

Digitized by Google

Erdmonds, Milchstraße, Jupitermonde [Januar 1610] und Saturnringe), da er mit dem in Holland (S. 449) erfundnen (und von ihm danach 1609 selbständig erbauten) Fernrohre die früher nur mit unbewaffnetem Auge betrachteten Himmelsräume durchsuchte. Wegen seines Eintretens für die im Februar 1616 als ketzerisch verfemte coppernikanische Theorie wurde der greise Forscher 1633 vorm römischen Inquisitionsgerichte verhört, zum Widerruf und zum eidlichen Gelöbnis, fürderhin die ketzerische Lehre nicht mehr vertreten zu wollen, gezwungen; die Schriften, worin er sie verkündigt hatte, sind erst 1835 vom Index gestrichen worden. Außer Galilei hat es im Frühalter der modernen Astronomie noch andre erfolgreiche Beobachter gegeben, wie Simon Marius (Dezember 1609: Entdeckung von vier Jupitermonden), Christoph Scheiner (S. 449), Johannes Hôwelcke gen. Hevel (1611—87) und Huygens u. s. w. Mittlerweile machte auch die theoretische Astronomie einen Fortschritt von größter Tragweite durch die Newtonsche Gravitationsmechanik, die die physikalische Grundlage der von Kepler gefundnen mathematischen Gesetze bloßlegte.

Bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatten die Gelehrten Gesellschaften genossenschaftlich wenig geleistet, vielmehr die Einzelnen den Aneignungsgelüsten wissenschaftlicher Freibeuter aus dem Mitgliederkreise preisgegeben. Hingegen gewährten die seit der zweiten Jahrhunderthälfte entstandnen Sternwarten den Vorteil, daß unter dem Schutz und auf Kosten des Staats langwierige Beobachtungsreihen angestellt werden konnten und die Betriebsform Eingang fand, die sich in der Werkstatt bewährt hatte: das Zusammenarbeiten des Meisters mit seinen Gesellen. An die erste Beobachtungsstätte dieser Art, die Pariser Sternwarte, wurde 1669 ein Schüler Galileis, Giov. Domenico Cassini (1625—1712), berufen. Dem Ahnherrn folgten an der Spitze desselben Instituts sein Sohn (Jacques: 1677—1756), sein Enkel (César François: 1714—84) und sein Urenkel (Jean Dominique: 1748—1845); der letzte Machthaber aus dieser Dynastie wurde erst 1793 durch die Revolution entthront. Einen Mitarbeiter des ältesten Cassini, Olaf Römer (1644—1710), der die Kopenhagner Sternwarte zu Ansehen brachte, kennt die Nachwelt als den scharfsinnigen Geist, der es seit 1676 gewagt hat, die Schnelligkeit des Lichts zu messen.

Das 1676 eröffnete Greenwicher Observatorium erhielt in John Flamsteed (1646—1719) seinen ersten Leiter, dem Edmund Halley (1656—1742) und James Bradley (1692 bis 1762) folgten. Das Ergebnis von Flamsteeds jahrzehntelangen Beobachtungen war sein Himmelsatlas in 25 Karten (London 1729). Halley durchforschte zuerst den südlichen Himmel, unterzog dann die Kometenbahnen der Rechnung, erkannte die Periodizität des nach ihm benannten Haarsterns von (1531, 1607) 1682 (und 1759) und erwarb sich außerdem Verdienste um die mathematische und physikalische Geographie. Bradley entdeckte die Aberration der Fixsterne. Im Laufe des 18. Jahrhunderts gelangte auch die 1706 eröffnete Berliner Sternwarte zu europäischem Rufe, namentlich seit Johann Elert Bode (1747—1826) an ihr thätig war. Der erfolgreichste Beobachter des Jahrhunderts war der 1757 nach England ausgewanderte hannöversche Musiklehrer Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822), der mit selbstverfertigten Reflektoren und Riesenfernrohren den Uranus (13. März 1781) und dessen Monde (1787) sowie die Doppelsterne entdeckte, die Eigenbewegung der Fixsterne feststellte, überhaupt der Topographie des Himmels eine ganz neue Gestalt verlieh und auch der Physik durch die Entdeckung der dunklen Wärmestrahlen einen Dienst erwies. Ihm stand seine Schwester Karoline (1750—1848) als treue Helferin zur Seite, und sein Sohn John (1792—1871) setzte die Arbeiten des Vaters mit gleicher Geschicklichkeit fort.

Digitized by Google

Seitdem die höhere Analysis in den Dienst der Astronomie getreten war, gelang es, die schwierigsten Bahnbestimmungen auszurechnen und namentlich die „Störungen" dem Kalkül zu unterwerfen. Solche Arbeiten Dan. Bernouillis, Eulers, d'Alemberts, Lagranges (S. 448) fanden ihren zusammenfassenden Abschluß in der fünfbändigen „Mécanique céleste" von Pierre Simon (Grafen) Laplace (1749—1827); gemeinverständlicher ist derselbe Stoff in der zweibändigen „Exposition du système du monde" behandelt. Hier findet sich die „Nebelhypothese" oder „Laplacesche Theorie" dargelegt. Kant und Joh. Heinr. Lambert (S. 450) waren mit kosmogonischen Theorien (1755 und 1761) bereits vorangegangen; doch hat Laplace keine Kenntnis davon gehabt (daher „Kant-Laplacesche Hypothese"): der bisher beachtenswerteste Versuch einer echt wissenschaftlichen Kosmogonie.

Bevor das gebildete Europa naturwissenschaftliche Werke las, um seine teilweise noch recht kindliche Weltauffassung zu berichtigen, ergötzte es sich ohne Hintergedanken an den Reiseberichten, die von fremden Ländern und Völkern handelten. Obgleich Schilderungen romanhaften Charakters trocken gehaltnen Darstellungen vorgezogen wurden, so war doch eine Zunahme des Sinns für Wahrheit und Nützlichkeit des geographischen Stoffs bemerkbar. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog sich in der Reiselitteratur ein Umschwung zum Bessern: die von Männern der Wissenschaft unternommnen Reisen fanden Darstellungen, die mit allen Vorzügen eines schönen, ästhetisch durchaus genügenden Stils ausgestattet waren. Es war das Zeitalter James Cooks (1728—79; vgl. Bd. II), der den Schleier von der pazifischen Erdhälfte mit ihren gegen den Nord- und Südpol gewandten Nebenräumen weggezogen hat. Jetzt, da der politischen und wirtschaftlichen Besitznahme die wissenschaftliche Nachentdeckung folgte, stellten sich endlich auch die Deutschen als Mitarbeiter, ja bald als die Führer ein, selbstlos und darum so erfolgreich in der ihrem Volkstume zusagenden Arbeit. Den Beruf der Deutschen für dieses Fach erwiesen außer Peter Simon Pallas (1741—1811), dem immer noch viel zu wenig gewürdigten Erforscher des russischen Asiens, in besonderm Maße: die beiden Forster, Joh. Reinhold (1729—98) und dessen Sohn Joh. Georg (1754—94), Teilnehmer an der zweiten Weltreise Cooks (1772—75) und Berichterstatter über sie, der jüngere Forster auch berühmt als Verfasser der klassischen „Ansichten vom Niederrhein u. s. w." (1791—94), ferner Karsten Niebuhr (1733—1815), der Pfadfinder auf dem ruinenreichen Schauplatze der altorientalischen Geschichte, und Friedrich Hornemann (1772—1800), der, wie der Schotte Mungo Park (1771—1806), von der 1788 begründeten Londoner African Association nach dem dunkeln Erdteil entsendet worden war, wo beide frühzeitig ums Leben kamen. An den Reigen dieser Forscher schließt sich dann schon der König aller wissenschaftlichen Weltentdecker an: Alexander von Humboldt.

Der kartographischen Darstellung der Erdoberfläche kamen die Fortschritte der exakten Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert, besonders die geodätischen Arbeiten der Astronomen, zu gute. Seitdem G. D. Cassini beobachtet hatte, daß die Drehungsachse des Jupiter kleiner sei als dessen äquatorialer Durchmesser; seitdem Jean Richer (gest. 1696) in Cayenne bemerkt hatte, daß sein Sekundenpendel langsamer schwinge als in Paris; seit Newton aus seiner Gravitationslehre den Schluß gezogen hatte, daß die Erde ein an den Polen abgeplattetes, am Gleicher angeschwollnes Sphäroid sein müsse: seitdem begann der Eifer für Gradmessungen unter verschiednen Breitekreisen und für Forschungen über die wirklichen Maße des Erdballs aufzulodern. Die Methode hierzu lag bereit in der von Willebrord Snell(ius) von Roijen (1591—1626) durchgeführten, 1617 veröffentlichten Messung eines Erdbogens

Digitized by Google

(zwischen Alkmaar und Bergen op Zoom) mittels einer Dreieckskette (Triangulation); von ihr hatte auch Jean Picard (gest. 1688) bei seiner Bestimmung eines in Frankreich gelegnen Bogenstückes Gebrauch gemacht. Entscheidendes wurde erst durch die beiden Expeditionen erreicht, die die Franzosen nach Peru und nach Lappland entsendet hatten. Die erstere, unter Bouguer (S. 450) und Charles Marie de Lacondamine (1701—74), verrichtete ihre Arbeit zwischen 1736 und 1744, die letztere, unter Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698—1759), in den Jahren 1736—37. Da die Ergebnisse der beiden Messungen nicht übereinstimmten, so war der Gradmessungen kein Ende, was selbstverständlich nur vorteilhaft für die Erdkunde sein konnte. Wichtiger noch waren die zahlreichen, seit dem 18. Jahrhundert endlich auch zuverlässigen Breiten- und Längenbestimmungen. Die Verbesserer der Uhren, die Erbauer der Spiegelsextanten (Newton, John Hadley 1731) und die Berechner astronomischer Tabellen thaten hierfür das Beste. Namentlich erleichterten die Mondtafeln des deutschen Astronomen Joh. Tobias Mayer (1723—62) die Längenbestimmung auf offner See.

Die Führerrolle in der Kartographie ging von den Niederländern im 18. Jahrhundert an die Franzosen über: Guillaume Delisle (1675—1726) und J. B. Bourguignon d'Anville (1697—1782), der auch einen Atlas antiquus herausgegeben hat. Unter den Deutschen begnügten sich Joh. Bapt. und Joh. Chr. Homann (1664—1724 und 1703—30) in Nürnberg lange Zeit damit, ihre weltbekannten Atlanten mit Nachzeichnungen fremder Originale auszustatten; doch veranlaßte die von Mich. Franz und Jak. Eberspergers fortgeführte Firma im 18. Jahrhundert tüchtige Männer, wie Tobias Mayer, selbständige Arbeiten für sie zu liefern. 1785 wurde das Gothaer, bald nachher das Weimarer geographische Institut gegründet.

Das Zeitalter der Messungen und Rechnungen war nicht arm an geophysikalischen Entdeckungen; aber es mangelte ihm an zusammenfassenden Werken. Obwohl man mit Hilfe des Barometers die Luftdruckerscheinungen ordnete, fehlten längere Beobachtungsreihen. Barometrische Höhenmessungen waren so selten, daß man erst 1760 den Montblanc (4810 m) als den höchsten Gipfel Europas erkannte, nachdem bis dahin der Sankt Gotthard (Monte Leone 3565 m) oder der Titlis (3239 m) dafür gehalten worden war. Die barometrischen Bestimmungen waren überdies ungenau, da erst 1772 von J. André Deluc (1727—1817) eine verläßliche Formel angegeben wurde. Aber der Sinn für das Hochgebirge war durch die schöne Litteratur geweckt, und so stellten sich denn auch wissenschaftlich gebildete Alpinisten ein, an ihrer Spitze die Schweizer J. J. Scheuchzer (1672—1733) und Hor. Bén. de Saussure (S. 449), der erste Montblanc-Ersteiger (1787).

Seit den ersten atlantischen Fahrten der Spanier waren Passat und Antipassat beobachtet worden; die Portugiesen lernten die schon den Alten bekannten Monsune im Indischen Ozean (Bd. II) wieder kennen und benutzen. Eine richtige Theorie der letztgenannten Winde stellte Halley (S. 449 und 452) auf, wogegen seine unzulängliche Theorie der Passate 1735 von Hadley richtiggestellt wurde. Nachdem man sich lange den Kopf zerbrochen hatte, wohin denn das verdunstete Wasser komme, lehrte Leroy (S. 449), daß die Luft voll durchsichtigen Wasserdampfs sei, und daß dieser bei sinkenden Temperaturen als Niederschlag ausgeschieden werde. Fortschritte in der Witterungs- und Klimakunde waren nur auf genossenschaftlichem Wege zu erreichen. Oskar Peschel bezeichnet den 15. September 1780 als den Geburtstag der modernen Witterungskunde: „An diesem Tage stiftete Karl Theodor, Kurfürst der Pfalz, die berühmte Mannheimer Akademie für Meteorologie; sie versah alle Genossen mit übereinstimmenden Instrumenten und legte ihnen die Pflicht auf, dreimal des Tages zu beobachten."

Digitized by Google

Bevor die Wissenschaft haltbare Behauptungen über den Bau und das Werden des festen Erdgerüstes aufgestellt hat, waren schon die Minerale und einigermaßen auch die Versteinerungen Gegenstand des Studiums gewesen. Im 17. Jahrhundert beschäftigten sich einige Gelehrte mit den Kristallen und ihren physikalischen Eigenschaften; Boyle (S. 449 und 451) wird als der Begründer der Mineralchemie betrachtet. Im 18. Jahrhundert nahm vor allem Romé de Delisle (1736—90) das Studium der Kristalle wieder in Angriff, ausgerüstet mit dem Anlege-Goniometer Carangeots. Gleichzeitig mit ihm drang Tobern Olof Bergman (1735—84) in die geheimnisvolle Entstehungsweise der Kristalle ein. Beide wurden übertroffen von René Just Hauy (1743—1822), der die Strukturgesetze der Kristalle ermittelte. Unter den Mineralchemikern des 18. Jahrhunderts nehmen Axel Fr. von Cronstedt (1722—65), durch den das Lötrohr zum wichtigsten Gerät in der Hand des Mineralogen gemacht wurde, Joh. Gottlob Lehmann (gest. 1767), der schon genannte Bergman, J. H. Pott (1692—1777) und Mart. Heinr. Klaproth (1743—1817) die hervorragendsten Plätze ein.

Mit dem Sachsen Abraham Gottlob Werner (1750—1817) tritt die Mineralogie in ein neues Zeitalter; er begründete die jeder beschreibenden Wissenschaft unentbehrliche Terminologie und Kennzeichenlehre. Vor allem aber schied er seit 1785 die Geognosie (Geologie) von der Mineralogie. Indem er den Begriff der Formation aufstellte und lehrte, daß sich die Formationen entsprechend ihrem Alter von unten nach oben folgen, legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Erdgeschichte. Freilich maß er dem Wasser die Hauptrolle bei der Bildung der Schichten zu, so daß er sich selbst augenfällig vulkanische Gesteine, wie den Basalt, auf feuchtem Weg entstanden dachte. Durch sein Ansehen entschied er den Sieg der Neptunisten über die Vulkanisten (Plutonisten, wie James Hutton und J. K. W. Voigt), die seit 1788 ebenso einseitig dem Feuer die maßgebende Rolle bei der Gestaltung der Erdrinde zuschrieben.

b) Die Beschreibung der belebten Natur.

Verglichen mit dem, was seit dem 16. Jahrhundert die Physik, Chemie, Astronomie zur Erkenntnis der unbelebten Natur beigetragen hatten, waren die Wissenschaften, deren Forschungsgebiet die belebte (organische) Natur ist: Botanik, Zoologie, Anthropologie, zurückgeblieben. Bis 1850 hat man biologischen Fragen ein nur mäßiges Interesse entgegengebracht.

Auf die Zeit der Kräuterbücher und der in ihnen enthaltnen Einzelbeschreibungen kam ein Jahrhundert, das sowohl nach Systematik rang als auch Einsicht in den Bau und das Leben der Pflanze schlechthin gewinnen wollte, übereinstimmend mit dem Zuge zum Allgemeinen und Gesetzmäßigen, der das durch seine Mathematiker und Philosophen ausgezeichnete klassizistische Zeitalter kennzeichnet. Wie die Anatomie überhaupt, so hatte auch die der Pflanzen (Phytotomie) im Mikroskop einen unschätzbar bedeutsamen Forschungsbehelf erhalten. Hooke (S. 449/50), der mit dem von ihm verbesserten Mikroskope Gegenstände verschiedenster Art beschaute, entdeckte nebenbei den zelligen Bau der Gewächse und bediente sich schon des Kunstausdrucks „Zelle". Aber das Beste über den Pflanzenbau ist damals den Biologen Marcello Malpighi (1628—94) und Nehemiah Grew (1628—1711) zu verdanken. Erhebliches hat das folgende Jahrhundert in der Pflanzenphysiologie geleistet, nachdem bereits vorher Malpighi die Wichtigkeit der Blätter für die Ernährung und Rudolf Jakob Camerarius (1665—1721) 1694 die Bedeutung des Pollens (Blütenstaubs) für die Fortpflanzung erkannt hatte. Erwähnenswert ist insbesondere der Pfarrer Stephen Hales (1677—1761), der die mechanische Erklärungsweise der Newtonianer mit klug ausgedachten Versuchen verknüpfte und die Transpiration,

Digitized by Google

die Saftbewegung, die Aufnahme von Nahrung aus der Luft u. s. w. untersuchte. Jedoch erst die fortgeschrittne Chemie ermöglichte eine richtige Auffassung des pflanzlichen Stoffwechsels. Jan Ingenhouß (1730—99), Jean Senebier (1742—1809) und Nic. Théodore de Sauſſure (1767—1845, der Sohn Benedikts: S. 449 und 454) lösten das Rätsel der Ernährung, indem sie die Aufnahme von Kohlenstoff aus der atmosphärischen Kohlensäure unter Einwirkung des Lichts und die Aufnahme von Stickstoff aus dem Boden nachwiesen. Da die geschlechtliche Fortpflanzung der Pflanzen bereits allgemein angenommen worden war, so handelte es sich darum, den Geheimnissen der Befruchtung und Entwicklung auf die Spur zu kommen. Dieser Aufgabe widmeten sich Joseph Gottlieb Koelreuter (1733—1806), der Erzeuger zahlreicher fruchtbarer Pflanzenbastarde, und Chr. Konrad Sprengel (1750—1816), der 1793 die Rolle der Insekten bei der Befruchtung der Narben durch den Blütenstaub festgestellt hat.

Vom 17. Jahrhundert an häuften sich die Versuche, die so artenreiche Pflanzenwelt zu ordnen und außer einer passenden Einteilungsgrundlage auch eine feststehende Benennung zu gewinnen. Cesalpini (S. 396) war vorangegangen; ihm folgten Joachim Jung (1587—1657), Robert Morison (1620—83), John Ray (1628—1705), der die Wichtigkeit der Blattbildung des Embryos für die Systematik erkannte und demgemäß die Mono- den Dikotyledonen entgegenstellte, August Quirin Rivinus (1653—1723), Joseph Pitton de Tournefort (1656—1708); die Reihe dieser Systematiker schließt Karl (von) Linné, gen. Linnäus (1707—78). Ihm ist es gelungen, eine bleibende Kunstsprache zu schaffen, vor allem die Doppelbenennung der Arten (binäre Nomenklatur) durchzuführen, den Arten und Gattungen die Klassen überzuordnen und all diese Einteilungsstufen gehörig zu charakterisieren. Sein System, das auf der Zahl und Verwachsungsart der Staubfäden beruht, ist seiner Übersichtlichkeit wegen anderthalb Jahrhunderte lang beibehalten worden. Bald nach dem Erscheinen der botanischen Werke Linnés übergab 1789 Antoine Laurent de Jussieu d. J. (1748—1836) das vervollkommnete System seines Onkels Bernard (1699—1766) der Öffentlichkeit; beide fußen noch auf dem Lehrsatze von der Unveränderlichkeit der Arten.

Wie in der Botanik, so gab sich auch in der Zoologie das Bedürfnis nach systematischer Ordnung und Zusammenfassung des stets anwachsenden Stoffs kund. Die Reihe der Systematiker eröffnet der eben genannte Ray, der die anatomischen Verschiedenheiten der Tiere seiner Einteilung zu Grunde legte. Den Abschluß fand die ältere Systematik durch den Botaniker Linné, der auch für dies Gebiet die Kunstsprache festlegte und die doppelte Benennung durchführte. Wenn schon die Handlichkeit der Linnéschen Systematik zur Popularisierung der beschreibenden Naturgeschichte beigetragen hat, so wurde diese in noch höherm Grade durch die klassischen Werke des Georges Louis Leclerc (Grafen von) Buffon (1707—88) dem unterrichteten Laien mundgerecht gemacht. Über die Verwandtschaft und die Stufenleiter der Tierarten entwickelte Pallas (S. 453) weittragende Gedanken. Als die Philosophen Benoit de Maillet (Telliamed; im J. 1746) und René Robinet (1735—1820) das Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten in Frage stellten, stießen sie auf unwillige Ablehnung.

Die Anatomie und Physiologie der Tiere zog Nutzen aus den Fortschritten der Anatomie und Physiologie des Menschen, so ungeheuer man sich auch die Kluft zwischen Mensch und Tier noch dachte. Hierher gehört die Entdeckung des doppelten Blutkreislaufs durch William Harvey (1578—1658), der den entwicklungsgeschichtlichen Urgrundsatz aufstellte: Omne ens ex ovo. Bei ihren mikroskopischen Untersuchungen waren Malpighi (S. 455), Antony van Leeuwenhoek (1632—1723) und Jan Swammerdam (1637—80) von besonderm Erfolge

Digitized by Google

begünstigt. Unter anderm entdeckte Leeuwenhoek die Blutkörperchen, die Querstreifen der willkürlichen Muskeln, die facettierten Augen der Insekten, die Aufgußtierchen. Swammerdam vervollständigte die anatomische Technik durch das Ausspritzen zu untersuchender Gefäße mit Wachs; auch erforschte er die Verwandlungen der Kerfe und Lurche. Einem Schüler Leeuwenhoeks, Ludwig von Hammen (1652—89), wird die erste Nachweisung der Spermatozoen (Samentierchen, 1677) zugeschrieben. Im 18. Jahrhundert sonderte sich die Physiologie von der Anatomie. Ihr erster großer Vertreter war Albrecht von Haller aus Bern, 1736—53 die Zierde der 1734 gegründeten Göttinger Universität, der Dichter der „Alpen" (S. 436). Er versetzte der mystischen Lehre von den Lebensgeistern den Gnadenstoß durch seine Lehre von der Irritabilität, als der den Muskeln und andern Geweben eignen Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, und durch die Lehre von der den Nerven eignen Sensibilität oder Empfindlichkeit gegen äußere Reize. Indem er aber die schon vor ihm aufgestellte Evolutions-, Einschachtelungs- oder Präformations-Theorie annahm, erschwerte Haller zutreffendern Ansichten über die Entwicklungsgeschichte der Lebewesen den Weg, wie sich dies zeigte, als Kaspar Friedrich Wolff (1733—94) der Evolution die Epigenesis gegenüberstellte. Während die Evolutionisten lehrten, es gäbe keine Entwicklung: alle Teile des erwachsenen Wesens seien schon im Keime vorausgebildet, und auch alle Einzelwesen seien schon im Urgeschöpfe mitgeschaffen worden (z. B. alle Menschen im Eierstocke der Mutter Eva), so wies Wolff 1759 nach, „daß die Entwicklung jedes Organismus aus einer Kette von Neubildungen besteht, und daß weder im Ei noch im männlichen Samen eine Spur von der Form des ausgebildeten Organismus" (E. Haeckel) vorhanden ist.

Dem ordnungsliebenden Geiste der Zeit entging auch der auf seine Sonderstellung stolze Mensch nicht. Selbst der strenggläubige Linné reihte ihn mit den Affen, Halbaffen und Fledermäusen in die Primaten ein; Joh. Friedrich Blumenbach (1752—1840) schied den Zweihänder „Mensch" von dem Vierhänder „Affe". Dieser Göttinger Anthropolog ist auch Urheber der verbreitetsten Einteilung der Art Mensch in Abarten oder Rassen (in Schwarze, Braune, Gelbe, Rote, Weiße) und Begründer der völkerkundlichen Schädellehre.

Außer den Philosophen, die aus dem Menschen einen Gegenstand des Studiums machten, gaben sich mit ihm noch die Ärzte ab. Im 17. Jahrhundert standen sich die medizinischen Schulen der Jatrochemiker und der Jatromechaniker gegenüber. Ein Feind der Systemsucht, verwarf sich der Engländer Thomas Sydenham (1624—89) auf das Beobachten und ließ nur eine Lehrerin und Helferin gelten: die Natur. Anders verhielt sich der berühmte Leidner Professor Hermann Boerhaave (1668—1738) zu den Systemen; er suchte sich aus allen das brauchbarste zusammen und stiftete eine weitverbreitete Schule von Eklektikern. Allein schon sein hervorragendster Schüler, Gerard (Freih.) van Swieten (1700—72), seit 1745 Leibarzt Maria Theresias und Begründer der ältern Wiener Schule, wandte sich wieder der Systematik zu und zwar der Humoralpathologie, die die Säfte des Körpers für Gesundheit und Krankheit verantwortlich macht. Den Gipfelpunkt der mit Brech- und Abführmitteln gegen Schleim und Galle wütenden Behandlung bezeichnet Maximilian Stoll (1742—87). Die der Humoralpathologie entgegengesetzte Lehre, die Solidarpathologie, die den Sitz der Krankheiten in den festen Körperbestandteilen sucht, fand ebenfalls namhafte Vertreter. Allein noch immer stand die Medizin unter dem Zwange mystischer und spekulativer Vorstellungen. So bekannte sich der Chemiker Stahl (S. 451) zum Animismus, indem er Gesund- und Kranksein der halb spiritualistisch, halb materialistisch aufgefaßten Seele zuschrieb. Bei Friedrich Hoffmann hieß das geheimnisvolle Wesen des Lebens „Äther", bei William Cullen (1710—90) „Nervenkraft"

Digitized by Google

(Nervenfluid), bei John Brown (1735—88) „Sthenie und Asthenie", bei Joh. Christian Reil (1759—1813) und Christian Wilh. Hufeland (1762—1836) „Lebenskraft", bei Franz Anton Mesmer (1733—1815) „tierischer Magnetismus"; Mesmer steht eigentlich schon an der Grenze, wo der Irrtum in strafbare Windbeutelei übergeht.

Begreiflicherweise erhob sich gegen die Systemmacherei der Ruf nach einer naturgemäßen, unvoreingenommenen Auffassung und Behandlung der Krankheiten. Namentlich lenkten die Franzosen trotz ihrer vitalistischen Ansichten (Annahme einer vom Körper trennbaren Lebensgrundlage) die verfahrne Wissenschaft auf die Bahnen echter Erfahrung zurück: Théophile de Bordeu (1722—76), Paul Joseph Barthez (1734—1806), Philippe Pinel (1745—1826), der Reformator des Irrenwesens u. a. Noch vor Ablauf des 18. Jahrhunderts wurde die noch immer halb in der Luft schwebende Medizin auf neue, unerschütterliche Grundpfeiler gestellt: der Italiener Giovanni Batt. Morgagni (1682—1771) begründete die pathologische Anatomie, die Engländer John Hunter (1728—93) und Matthew Baillie (1761—1823) bauten sie weiter aus; Pierre Joseph Desault (1744—95), der erste Chirurg seiner Zeit, schuf die chirurgische (topographische) Anatomie, und M. François Xavier Bichat (1771—1802) wurde 1801 der Schöpfer der allgemeinen Anatomie oder Histologie (Gewebelehre). Nur der eine Vorwurf kann gegen diese streng wissenschaftliche Medizin erhoben werden, daß sie zuweilen ihren Hauptzweck, Heilkunst zu sein, aus dem Auge verlor.

Als ein Ergebnis der menschenfreundlichen Gesinnungen und der aufgeklärten Staatsverwaltung des 18. Jahrhunderts können die den Zeitraum kennzeichnenden Anfänge der Staatsarzneikunde und öffentlichen Gesundheitspflege (Hygiene) betrachtet werden. Kliniken, Spitäler, Gebär- und Findelhäuser, Irrenanstalten u. dgl. wurden errichtet, Pestabsperrungslinien gezogen, die Totenbeschau, die Kuhpockenimpfung (von Edward Jenner 1796 zuerst vorgenommen) eingeführt, und der Direktor des von Kaiser Joseph II. gegründeten Allgemeinen Krankenhauses in Wien, Joh. Peter Franck (1745—1821), entwarf das erste System einer medizinischen Polizeiwissenschaft.

10. Die Philosophie des 17. und angehenden 18. Jahrhunderts.

Im 17. Jahrhundert hat die Wissenschaft noch keinen Widerhall in den Massen gefunden; sie erzeugte nicht einmal in den Ständen kräftigere Schwingungen, aus denen ihre Männer hervorgingen. Die Weltweisen gingen dem grellen Lichte der Öffentlichkeit aus dem Weg und scheuten die noch immer bedrohlichen Zusammenstöße mit überlegnen, feindlichen Gewalten. Aber ein solches Verhalten paßt nicht zu der bekehrungssüchtigen Natur des Menschen, geschweige denn zum Wesen einer Wissenschaft, die auf das unbedingt und allgemein Giltige gerichtet ist wie die Philosophie überhaupt und die des 17. Jahrhunderts ganz besonders. Nach der humanistischen Übergangszeit lassen sich zwei philosophische Richtungen unterscheiden, die durch die Schlagworte Empirismus und Rationalismus gekennzeichnet werden. Wohl laufen sie eine Weile nebeneinander her; aber es führen auch immer Brücken von der einen zur andern.

Seine Hauptschriften: die Essays (1595), der Entwurf zu einer allgemeinen Enzyklopädie (De dignitate et augmentis scientiarum, 1605) und die Methodenlehre (Novum organum, 1620), haben Francis Bacon (Viscount von Saint Albans und Baron von Verulam; 1561 bis 1626) zu einer der hinterdrein überschätztesten Persönlichkeiten gemacht. Nachdem Bacons

Digitized by Google

Philosophie weder auf die Zeitgenossen noch auf die unmittelbar folgenden Geschlechter dies- und jenseit des Kanals (Kepler, Galilei, Harvey, Newton, Boyle, Huygens, Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz) auch nur den geringsten Einfluß ausgeübt hatte, nachdem er mit seinem Eintreten für die Induktion und das Experiment, mit seiner Verwerfung des Aristoteles und der Scholastik offne Thüren eingerannt, das coppernikanische System verspottet, Galileis Entdeckungen nicht gekannt und von der Wichtigkeit der Mathematik für die Naturerkenntnis keinen Begriff gehabt hatte, kam er im Aufklärungszeitalter mit einem Male zu Ehren und wuchs sich im 19. Jahrhundert zu einem nahezu unantastbaren Fetisch aus (vgl. Macaulays Übertreibungen). Trotzdem ist der zuerst 1863 durch Justus von Liebig bekämpfte „Mythus, daß Baco von Verulam der große Gesetzgeber naturwissenschaftlicher Methodik gewesen sei" (Wilh. Wundt), im Verschwinden. Das Verdienst Bacons beschränkt sich darauf, ein durch den Aufschwung seiner Zeit angeregter Anreger gewesen zu sein, der in bilderreicher Ausdrucksweise Schwächen des menschlichen Denkens und des Wissenschaftsbetriebs rügte, der ferner bei seinem Rundblick über den globus intellectualis (den Umkreis der Wissenschaften) manche Lücke gewahr wurde und einen von den Zwecken der Wissenschaft in den Vordergrund stellte: die Vermehrung der Macht des Menschen über die Natur durch die (ihm selbst freilich nicht eigne) methodisch geübte Kunst des Erfindens.

„Nicht sowohl im Anschluß an Bacons Prinzipien", heißt es in dem von Max Heinze herausgegebnen ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' von Friedrich Überweg, „als vielmehr an Galileis Physik lehrt der mit Bacon befreundete Hobbes einen konsequenten Sensualismus, bezeichnet zwar die Philosophie als Körperlehre, da auch der Staat ein künstlicher Körper ist, nähert sich aber mehr als dem Materialismus der Lehre, daß wir nur Phänomena (Erscheinungen) erkennen." Thomas Hobbes (S. 444) übertrug die Grundsätze der mechanischen, von Zweckbegriffen absehenden Naturerklärung auf die Seelen-, die Sittenlehre und den Staat. Während sich Bacon in der alten Streitsache zwischen Vernunft und Glauben, Philosophie und Theologie auf Occams Standpunkt der „zweifachen Wahrheit" (S. 385) stellte und Hobbes von seiner Staatslehre her verlangte, daß sich der Einzelmensch in Glaubensangelegenheiten bedingungslos der Staatskirche unterwerfe, suchte Edward Lord Herbert of Cherbury (1583—1648) die fünf Wahrheiten zusammen, die nach seiner Meinung den übereinstimmenden Kern aller Religionen und Sekten bedeuten und den Bestand einer allgemein giltigen, von allen positiven Zusätzen befreiten Natur- und zugleich Vernunftreligion bilden sollen. Durch diese Lehre begründete Herbert den rationalen Deismus (S. 463).

Der rechte Verbreitungsherd für eine neue Sache war im 17. Jahrhundert seit dem Rückgang Italiens Frankreich: erst als sich die Franzosen der britischen Philosophie und Naturlehre annahmen, teilten sich diese dem gesitteten Europa mit; bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts beherrschte der französische Nationalismus oder doch die Auseinandersetzung mit ihm die europäische Philosophie. Seine Herrschaft läuft neben dem französischen Klassizismus einher, dem derselbe Geist innewohnt.

Es war die That eines Geisteshelden, angesichts einer Welt von Überlieferungen einen neuen Ausgangspunkt für die Philosophie aufgesucht zu haben. Nur nach ungeheuerm Ringen kann René Descartes (Renatus Cartesius, 1596—1650) dort angelangt sein, wo er seine Lehre beginnen läßt: beim Zweifel selbst an den Sinneswahrnehmungen, sogar an den mathematischen Einsichten, die ja ebenso trügerisch sein könnten. Hier nun besinnt sich der Philosoph, ob es denn nicht doch einen unbedingt gewissen Satz gebe, und er findet ihn in der Folgerung:

Digitized by Google

Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum). Von der Gewißheit des eignen Vorhandenseins gelangt Cartesius zur Erkenntnis des Daseins Gottes, des allervollkommensten Wesens, zu dessen Eigenschaften die Wahrhaftigkeit gehört, was den Menschen vollends überzeugen muß, daß ihn, den Denkenden, Gott nicht werde täuschen wollen. Von da schreitet Cartesius zur Unterscheidung der ausgedehnten Substanzen oder Körper und der unausgedehnten, denkenden Substanzen oder Geister; beide Arten von Substanzen sind so grundverschieden, daß sie aufeinander keine Wirkung ausüben können; wenn er trotzdem meint, daß die Menschenseele durch die Zirbeldrüse mit dem Leib in Wechselwirkung stehe, so nimmt er hierfür Gottes Hilfe in Anspruch. Unter den Seelenzuständen wendet er nur den Affekten seine Aufmerksamkeit zu, als deren höchster ihm die intellektuelle Liebe zur Gottheit gilt. Ohne Sinn für die Geschichte und das Leben in der Welt gliedert Cartesius seinem Systeme weder eine Ethik noch eine Politik an. Während er sonst jedem möglichen Zusammenstoße mit der Kirche aus dem Wege ging, ist er doch in seiner Naturlehre so kühn, daß die Verdammnisurteile über seine Schriften nicht ausgeblieben sind. Cartesius vertritt eine rein mechanische Grundansicht: er bedarf zur Naturerklärung bloß des Druckes und Stoßes, während er den Kraftbegriff verschmäht. Die Materie denkt er sich aus kleinsten Körperchen (Korpuskeln) zusammengesetzt und ihrer Quantität nach unveränderlich. Der Theorie des Copernicus stellt er seine Annahme einer inmitten des bewegten Äthers ruhenden Erde gegenüber. Pflanzen, Tiere und Menschenleiber sind ihm bloße Maschinen, womit der Unterschied zwischen dem Organischen und Anorganischen wegfällt.

Das cartesianische System fand Widersacher unter den Jesuiten, den Wortführern der kirchlichen Neu-Scholastik, unter den reformierten Theologen, den Materialisten (Gassendi), Mystikern (Pascal und Pierre Poiret) und Skeptikern (Daniel Huet und Bayle). Für Descartes traten unter andern die Jansenisten ein, eine 1653 von der Kirche verdammte und seit 1660 auch vom Staate verfolgte Sekte, die dem von den Jesuiten begünstigten Thomismus 1640 durch Cornelis Jansen eine auf Augustin gestützte Theologie entgegengestellt hatte, geführt von Antoine Arnauld d. J. (1612—94) und Pierre Nicole (1625—95), den Verfassern der „Logik von Port-Royal" (1662). Als Cartesianer sind auch die Occasionalisten anzusehen: Arnold Geulincx (1625—69) und Nicolas Malebranche (1638—1715), die das von Cartesius nicht erklärte Aufeinanderwirken der Körper und Geister durch oder in Gott geschehen lassen.

An Cartesius knüpfte Benedikt Spinoza (Baruch d'Espinosa; 1632—77) an, zuerst als schulmäßiger Erklärer, später in kühnen Umbildungen; auch Hobbes, Bruno und die Scholastiker haben auf ihn eingewirkt. Spinoza steigerte den jüdischen Monotheismus zu einem monistischen Pantheismus, der alles Seiende und Gedachte, alle Gattungen und Einzelnen auffaugt. Wo immer Cartesius eine Zweiheit, wo die Philosophie einen Gegensatz, ein A und Non-A stehen gelassen hatte, verwandelte es Spinoza in die Eins, das Einerlei: Körper und Geist, Gott und die Natur, Schöpfer und Schöpfung, Freiheit und Notwendigkeit, Macht und Recht, Tugend und Erkenntnis. Zuletzt legt er Hand an die Fülle des Seelenlebens, verneint die That, den Willen, das Gemüt, die Affekte, um nur den sinnenden Verstand gelten zu lassen, der sich zur erkenntnismäßig begründeten, den Menschen beseligenden Gottesliebe aufschwingen soll. Die barocke, der euklidischen Geometrie entnommne, wüstendürre Darstellung des hebräischen Einsiedlers läßt keine Freude an seinem Hauptwerke, der erst nach seinem Tode herausgegebnen „Ethik" (1677), aufkommen.

Dem Cartesianischen Dogmatismus setzte sich der von seinen englischen Vorgängern nur obenhin beeinflußte John Locke (S. 445 und 463) entgegen. Mit seinen psychologischen und

Digitized by Google

erkenntnistheoretischen Untersuchungen bahnte er sowohl dem Kritizismus als auch dem in dogmatischer Selbstgenügsamkeit beharrenden Sensualismus die Wege. Locke bestreitet das Vorhandensein angeborner Ideen. Alle Erkenntnis stammt nach ihm aus der Erfahrung, die eine zweifache Quelle hat: Sinnesempfindungen und innere Wahrnehmungen; daher zerfällt sie in eine äußere und innere. Mit den einfachen Ideen arbeitet der Verstand weiter. Obgleich Locke seiner Erkenntnislehre gemäß das Daseinsrecht der Metaphysik zu gunsten der Physik bestreitet, nimmt er den Glauben in Schutz. Er verteidigt die christlichen Lehren gegen den Vorwurf der Vernunftwidrigkeit und predigt Duldung gegen alle Religionen und Bekenntnisse, ausgenommen den Katholizismus und Atheismus. Die Sittenlehre gründet Locke auf die persönliche Glückseligkeit; desgleichen ist seine Pädagogik individualistisch und gänzlich auf die Bedürfnisse britischer Gentlemen zugeschnitten. In der Lockeschen Staatslehre (vgl. auch Bd. I, S. 443) erscheint wiederum die Einzelwohlfahrt als Zweck der öffentlichen Einrichtungen; auch in ihr kann sich der Philosoph über die Enge seines inselhaften Gesichtskreises nicht hinausschwingen.

Gegen Lockes philosophische Hauptschrift (An essay concerning human understanding, 1690) richtete 1704 G. W. Leibniz (1646—1716; S. 445) seine Nouveaux essais sur l'entendement humain (1765 von Rud. Erich Raspe veröffentlicht). Um die Jahrhundertwende stand das System Leibnizens, des Vielgeschäftigen, bereits fest. Bevor sich die englisch-französische Aufklärungsflut über das gesittete Europa ergoß, fand die Philosophie des deutschen Denkers schon vielseitigen Anklang. Da jedoch Leibniz seine Lehren nur gelegentlich hingeworfen hatte, veränderten sie sich unter den ausführenden Händen seiner Schüler. Im Vertrauen auf die unbeschränkte Zuverlässigkeit des Erkenntnisvermögens sucht Leibniz eine metaphysische Welt des wahren Seins hinter dem trugvollen Scheine der Erfahrung. Die Welt besteht nach seiner Lehre aus einer unendlichen Vielheit selbständiger, einfacher, ausdehnungsloser, durch ihre Vorstellungskraft graduell verschiedner Substanzen, der Monaden. Von der Monade der Monaden, der Ursubstanz, Gott, strahlt diese metaphysische Welt aus, die kraft einer vorherbestimmten prästabilierten Harmonie die beste unter den möglichen Welten ist. In seiner „Theodicée" verteidigt Leibniz die Mängel und Unvollkommenheiten der göttlichen Schöpfung. Gleichwie die menschliche Seele eine Monade ist, so besteht auch der Leib, überhaupt jeder Körper, aus Gruppen untergeordneter Monaden. Da nun eine Monade auf die andre nicht wirken und sich nicht nach ihr richten kann — denn sie hat vergleichsweise weder Arme noch Fenster — so herrscht auch zwischen den innern Zuständen aller Monaden, die Seelen- und Körpermonaden nicht ausgenommen, eine vorherbestimmte Harmonie, wie zwischen gleichgestellten, vollkommen gleichgehenden Uhren. Alle Monaden sind unvergänglich; daher ist auch die menschliche Seele ewig; sie ist der Prä- und Posteristenz teilhaftig und unterliegt einer immerwährenden Umwandlung (Metamorphose). Seinen Optimismus hat Leibniz der Nachwelt in der für sie fruchtbarsten Art, nämlich halbausgedacht, übermittelt. Insonderheit beherrscht er die deutsche Aufklärungszeit, so daß nicht nur Wolff und Baumgarten, Lessing und Herder, sondern selbst Goethe und die Kantianer noch an der prästabilierten Harmonie, der Theodicee, dem Entwicklungsprinzipe, dem Stufenreiche der Wesen, der Metamorphose, der Naturbeseelung, der Vernunftschwärmerei, der Vervollkommnung, dem Persönlichkeitskult weiterspinnen konnten.

Obwohl Historiker und Publizist, steht Leibniz doch der Geschichte anteilslos gegenüber wie die gesamte europäische Philosophie seit der Renaissance. Auch er ist hauptsächlich Theolog und Kosmolog; das Psychische und Ethische streift er nur. Seine Behandlung menschlicher Angelegenheiten ist ebenso abstrakt, erfahrungsungemäß und auf Vorschriften erpicht, wie dies bei

Digitized by Google

Descartes, Hobbes oder Spinoza der Fall ist. Dagegen versuchte ein abseits von den Strömungen der Weltlitteratur lebender Denker, der Neapolitaner Giovanni Battista Vico (1668—1743; vgl. Bd. I, S. 7—9. 17), in die Geheimnisse der Geschichte einzudringen. Wenn er auch nicht verdient, der Begründer der Geschichtsphilosophie genannt zu werden, so gebührt ihm doch der Name eines Vorläufers der modernen, von kirchlichen Überlieferungen befreiten Geschichtsauffassung. Er hat nicht bloß, wie die übrigen Philosophen des 17. Jahrhunderts, Sinn für die abgezogensten Allgemeinheiten und für die mit dem Ich übereinstimmend gedachten Einzelwesen, sondern wendet Herz und Blick auch den wirklichen Massengruppen zu, namentlich den Nationen und ihren Entwicklungsstufen, so daß er der Johannes der Völkerpsychologie heißen darf.

11. Das Aufklärungszeitalter.

Die unumschränkte Fürstengewalt hatte gesiegt und sich die kirchlichen und feudalen Gewalten, die materiellen und ideellen Bestrebungen ihres Herrschaftsbereichs dienstbar gemacht. Ihren alten Verbündeten, den dritten Stand, schien sie durch ihre handels- und gewerbefreundliche Wirtschaftspolitik fester an sich gekettet zu haben denn je, obwohl sie ihn in achtungsvoller Entfernung zu halten verstand. Auch die Kunst und Wissenschaft schienen gezähmt, und sie dienten entweder der Verherrlichung des Herrschenden oder gingen still ihre eignen Wege. Ein Gleichgewichtszustand schien erreicht wie in den Theokratien des Ostens. Allein dies ancien régime, wie es die Franzosen nennen, war ein Ergebnis des Erfolgs. Wenn aber die gebundnen Kräfte wieder locker und endlich frei wurden, mußte der Kampf um die Macht wieder anheben, ein Sturm der Gedrückten gegen die Bedrückten hereinbrausen, eine abermalige Herrschaftsverschiebung eintreten. Und in der That, als der Absolutismus zu wanken begann, machte der niedergehaltne dritte Stand klar zum Gefecht und brach zunächst mit seinen geistigen Waffen in die Reihen der ihm übergeordneten Klassen, so daß er Spaltung, Verwirrung und Abfall in sie hineintrug: Thun und Denken der Gegner sei eitel Lug und Trug, Dummheit und Wahnwitz gewesen. Das war die Aufklärung. Aber es kam auch der Rückschlag; er stellte sich ein, bevor noch die Aufklärung ihre Arbeit vollendet hatte. Daher bestanden die alten Gedankenmassen neben den neuen fort, beide immer wieder aufgestört durch jüngere, nie vollkommen befriedigende.

Wie die Renaissance und die Reformation, die Gegenreformation und das Barock ist auch die Aufklärung ein gemeineuropäisches Erlebnis. Obwohl ihrem Wesen nach menschheitlich und weltbürgerlich, nimmt sie doch, von unbewußt wirkenden Kräften beeinflußt, eine dreifach verschiedne nationale Gestalt an. Es gibt eine englische, französische und deutsche Aufklärung. Die englische geht der Zeit nach voran, macht aber am frühesten Halt und paßt sich dem erhaltungsfreundlichen, auf den Vorteil bedachten Charakter des eignen Volks an. In Frankreich erhält die durch englische Gedanken geweckte Aufklärung ihre landläufige, verführerische Form; Bewegung und Gegenbewegung zeigen einen revolutionären, rücksichtslosen, zerstörungsfreudigen Grundzug. In Deutschland ruft die Aufklärung alle zurückgehaltnen Kräfte des nationalen Geistes wach und gehört mit zu dem geheimnisreichen Vorgange, der das Volk vom Darniederliegen zur Wiedergeburt hinleitet. In Italien, Spanien und Portugal, Rußland und Skandinavien ist die Aufklärung kein ursprüngliches, tiefgreifendes, national ausgeprägtes Geschehnis, sondern eine Widerspiegelung der von außen und aus der Ferne wirkenden Reize.

Digitized by Google

A. Die englische Aufklärung.

Herbert von Cherbury (S. 459) war mit seiner natürlichen Religion zu früh gekommen, um sofort Einfluß zu gewinnen. In eine aufnahmsfähigere Zeit fiel bereits, was John Locke (S. 460) über die ernstesten Daseinsfragen vorbrachte. Er ist überhaupt die Hauptgröße der englischen Aufklärung und der Ausgangspunkt für die französische. Die Stimmung zur Aufnahme und Weiterbildung seiner Lehren stellte sich nach der Umwälzung von 1688 (Bd. VII, S. 492) in weiten Kreisen ein. Die religiösen Gegensätze hatten sich damals, nach mehreren Menschenaltern des Kampfs, augenscheinlich abgeschwächt. Nicht als ob der Streit aufgehört oder gar eine Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen um sich gegriffen hätte; im Gegenteile: der Hader zwischen der Hochkirche und den Nonkonformisten bildete die Grundlage zur Parteibildung, und England, das alte diesseit und das neue jenseit des Atlantischen Ozeans (vgl. Bd. I, S. 447), blieb die Brutstätte der Sektiererei und des gesellschaftlichen Glaubenszwangs.

Allein als nach der Revolution der Widerwille gegen das religiöse Gezänk und der Versöhnungswunsch Boden gewannen, hörte man auch auf die Stimmen derer, die da behaupteten, es gebe faßliche, in allen positiven Religionen enthaltne, vom Offenbarungsglauben unabhängige Wahrheiten, die eben darum von den Anhängern der feindlichsten Richtungen angenommen werden könnten. Die Apostel dieser Botschaft einer gemeingiltigen Vernunft- oder Naturreligion nennt man Deisten und, insofern sie gegen die konfessionelle Gebundenheit und Unduldsamkeit Stellung nahmen, Freidenker (freethinkers): John Toland (1669—1722), J. Anthony Collins (1676—1729), Thomas Chubb (1679—1747), Thomas Woolston (geb. 1669, gest. 1733 im Gefängnis), Matthews Tindal (1657—1733) und Thomas Morgan (gest. 1743). Im allgemeinen lehrt der Deismus, daß es nur zwei, aber vollkommen ausreichende Glaubenslehren von unbedingter Überzeugungskraft gebe: den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele; was die geschichtlichen Religionen darüber hinaus enthalten, sei bedeutungslos und als bewußtes Trugspiel herrschsüchtiger Priester oder Staatsmänner verwerflich. Freilich, der Staatsmann unter den Deisten, der persönlich ungläubige Henry Saint John Viscount Bolingbroke (1678—1751) war der Ansicht, die Denkfreiheit sei den höhern Klassen vorzubehalten; für die niedern bedürfe man des Zügels einer positiven Staatsreligion (Letters on the study of history, 1751).

Mit den Deisten berührt sich eine Gruppe von Denkern, die ihrer vorwiegenden Richtung gemäß Moralisten genannt werden. Ihre aus den Tiefen der Seele heraufgeholte, von religiösen, überhaupt äußerlichen Vorschriften unabhängige, „natürliche" Sittenlehre bildet ein Seitenstück zur natürlichen Religion. Unter den englischen Moralisten nimmt Antony Ashley Cooper Graf von Shaftesbury (1671—1713) die oberste Stelle ein. Er rückt das Sittliche unter den ästhetischen Gesichtspunkt einer wohlgefälligen Harmonie zwischen den selbstischen und den geselligen Affekten. Ihm folgt eine Reihe von Moralphilosophen, die dem Sittengesetz in der menschlichen Brust nachspürten und sich in der zergliedernden Beschreibung der sittlichen Erscheinungen auszeichneten: William Wollaston (1659—1724), Samuel Clarke (1675—1729), Joseph Butler (1692—1752), Francis Hutcheson (1694—1747) und Adam Ferguson (1723—1816; einer der ersten Soziologen). Diesen Lobrednern der Tugend stellte Bernard de Mandeville (1670—1733) seine Aufsehen erregende „Bienenfabel" (Fable of the bees, 1723) entgegen, deren cynische Moral in ihrem Nebentitel „die Laster der Einzelnen sind die Vorteile des Ganzen" (private vices made public benefits) ausgesprochen ist.

Digitized by Google

Außer dem Glauben und der Sittlichkeit suchten die englischen Aufklärer auch die Lehre vom Schönen in Natur und Kunst, die Ästhetik, psychologisch und rationell zu begründen; denn die humanistischen und klassizistischen Überlieferungen entsprachen nicht mehr dem Verlangen nach einer zeitgemäßen, von den Ketten der Nachahmerei befreiten Kunst. Auch in der Ästhetik hat Shaftesbury die Fahne vorangetragen; hinter ihm marschierten Hutcheson, Henry Home (1696—1782), Alexander Gerard (1728—95) und Edmund Burke (1730—97; der bekannte Staatsmann), alle noch geneigt, das Schöne nicht ohne das Wahre und Gute vorzustellen, alle noch bestrebt, den Schönheitsbegriff auf das Harmonische, Reizende, Anmutige, Friedliche einzuengen. Entschiedner gingen Robert Lowth (1710—87) und Robert Wood (1717 bis 1775) dem klassizistischen Regel- und Urteilskanon zu Leibe, jener in seinen lateinischen Vorlesungen „Über die heilige Poesie der Hebräer" (1753), dieser in seinem „Versuch über das Originalgenie und die Schriften Homers" (1769). Joseph Warton (1722—1800) wagte schon, Popes Dichtergröße in Frage zu stellen (1797), und Hugh Blair (1718—1800) meinte, Homer sei als der naivste auch der größte aller Dichter und Virgil ein bloß „nachahmender Reflexionspoet". Noch stärkern Eindruck machte es, daß Edward Young (1681—1765), der Dichter der „Nachtgedanken" (Night Thoughts on Life, Time, Friendship, Death and Immortality, 1742), dem Klassizismus absagte und, indem er die Naturnachahmung auf seine Fahnen schrieb, Milton und Shakespeare wider Dryden, Pope und Addison als die britischen Dichtergrößen ausrief. Hatten diese Ästhetiker meist nur die schöne Litteratur ins Auge gefaßt, so ließ sich der Maler-Satiriker William Hogarth (S. 415) in eine „Zergliederung der Schönheit" (1753) vom Standpunkte der bildenden Künste ein.

Andre britische Philosophen arbeiteten an den metaphysischen und erkenntnistheoretischen Fragen weiter, mit deren Beantwortung sich die heimische und die festländische Philosophie seit Bruno und Cartesius abmühte. Wagemutig leugnete der Bischof George Berkeley (1684 bis 1753) das Vorhandensein der Körperwelt, weil alle unsre Vorstellungen, mithin auch die von Körpern, als geistig nur wieder durch etwas Gleichartiges, also durch Geister, zumal durch die Gottheit, den unendlichen Geist, hervorgebracht werden können (esse est percipi). Bis zu einem derartig sinnenfremden Spiritualismus, Immaterialismus oder Phänomenalismus hat sich allerdings kaum einer unter den Zeitgenossen verstiegen. Überhaupt sagte dem englischen Geiste die Metaphysik nicht so zu wie die dem Erfahrungskreis angehörige Psychologie, um die sich namentlich David Hartley (1704—57) verdient gemacht hat. Daß von der Psychologie gleichfalls ein Weg zur Metaphysik führe, zeigte Priestley (S. 451), indem er zwar das Denken für eine Hirnfunktion und die Psychologie für einen Abschnitt der Physiologie erklärte, jedoch die Unsterblichkeit und das Dasein Gottes aufs feurigste verteidigte.

Der weitaus bedeutendste unter den britischen Philosophen ist der Schotte David Hume (1711—76), dessen Kritik des Kausalbegriffs die Brücke vom Lockeschen Empirismus zum Kantischen Kritizismus bildet. In mustergiltiger Weise zeigt Hume, daß dem Begriffspaar Ursache und Wirkung keine objektive oder anschauende Giltigkeit zukomme, daß es aber innerhalb des menschlichen Erfahrungskreises anwendbar sei; hingegen warnt er vor dem Unterfangen, mittels der Kausalität über die Erfahrung hinauszugehen und das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit begründen zu wollen. Solche Ergebnisse behagten weder den Freidenkern noch den Rechtgläubigen, weshalb die britische Philosophie wieder von den Wegen Lockes und Humes abbog. Namentlich verfant die schottische Schule: Thomas Reid (1710—96), James Beattie (1735—1803), James Oswald (gest. 1793), Dugald Stewart (1753—1828) und William

Digitized by Google

William Hamilton (1788—1856), im niedrigsten Dogmatismus, indem sie in gedehnt leeren und trocken engherzigen Schriften den „gesunden Menschenverstand" verherrlichte.

Zwei schottische Denker aus dem Aufklärungsalter haben der werdenden und schon stückweise vorhandnen Volkswirtschaftslehre zu dauerndem Leben verholfen: Hume und Smith. Von Hume sind nur einige Abhandlungen über nationalökonomische Einzelfragen vorhanden; aber in jahrzehntelangem Verkehre mit dem jüngern Smith hat er die einschlägigen Fragen mündlich und brieflich durchgesprochen, so daß seine kurzen Essays voll verborgner Systematik sind. Im Grunde genommen enthält auch die unsterbliche „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Völkerwohlstands" (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, 1776) von Adam Smith (1723—90) kein schulmäßiges System der Nationalökonomie. Dies Hauptwerk „gab den liberalen Forderungen des wirtschaftlichen Individualismus den vollendetsten Ausdruck; es sprach berechtigte Forderungen der liberalen Reform zur rechten Zeit aus. Es schloß sich den großen philosophisch-moralischen Idealen des Jahrhunderts rückhaltlos an und trug den Stempel nüchterner Wissenschaft und empirischer Forschung an sich. Mochte es also fälschlich an die natürliche Gleichheit der Menschen glauben, die bestehenden Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Staaten und den sozialen Klassen nicht gehörig würdigen, optimistisch das Individuum und seine egoistischen Triebe überschätzen, die Bedeutung des Staates und der staatlichen Einrichtungen verkennen, mochte der Rationalismus des Aufklärungseiferers in ihm wieder Herr werden über den historischen und psychologischen Forscher, mochte das ganze Beobachtungsfeld ein recht beschränktes sein: das Buch war doch fähig, für hundert Jahre zur sammelnden Fahne der Staatsmänner und der Klassen zu werden, welche die bürgerlich-liberale Tauschgesellschaft mit Freiheit der Person und des Eigentums in Westeuropa voll durchführen wollten." (Schmoller.)

Das parlamentarisch geeinigte Königreich hat wohl im 18. Jahrhundert große Redner und bemerkenswerte politische Schriftsteller gehabt, aber keine Staatsrechtslehrer und Staatsphilosophen von Rang. Selbst die vom 21. November 1768 bis zum 12. Mai 1772 im Londoner „Public advertiser" erschienenen, scharf satirischen „Juniusbriefe" des Sir Philip Francis (1740—1818; vgl. Bd. II, S. 455) gehören zu den Erzeugnissen, die der Augenblick hervorbringt und wieder verschlingt.

Nach französischem Beispiele wurde auch in Großbritannien die Geschichtschreibung das beliebteste Mittel, die gebildeten Kreise aufzuklären. Im 16. und 17. Jahrhundert waren die Geschichtschreiber noch Sprößlinge der bevorrechteten Stände gewesen, die die historischen Begebenheiten mitgemacht und hervorgebracht haben, oder Schicksalsgünstlinge aus den Bürgerkreisen, die in dem Interesse aufgingen, das sie anwaltmäßig zu vertreten hatten. Im 18. Jahrhundert kämpfte jedoch der ganze dritte Stand, seine gelehrtesten und einflußreichsten Mitglieder an der Spitze, für seine gemeinsamen Interessen gegen die Klassen, Parteien, Einrichtungen und Überlieferungen, auf denen Staat und Gesellschaft bis dahin beruht hatten; wie jeder Litteraturzweig wurde auch die Geschichte zu einem Kampfwerkzeuge der Aufklärung umgeschmiedet. In seiner „Geschichte Englands" (1754 ff.) ist Hume Tory, Staatskirchenmann und Verteidiger der Stuarts, weil ihm die Whigs, die Dissenters und vor allem die Puritaner aus der Revolutionszeit ihres Religionseifers wegen verhaßt sind. Weniger glaubensfeindlich ist der einst hochgepriesene Verfasser der „History of Charles V.", William Robertson (1721—93), der nur in seinem einleitenden Rückblick auf das Mittelalter den Aufklärungsstandpunkt kundgibt und sich im übrigen einer parteilosen Duldsamkeit befleißigt. Die erste Stelle aber unter den

Digitized by Google

Geschichtschreibern der Aufklärungszeit gebührt ohne Zweifel Edward Gibbon (1737—94), dem Darsteller des „Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs" (History of the decline and fall of the Roman empire, 1782 ff.), trotz seiner Geringschätzung des Christentums und seiner rhetorisch aufgestutzten Darstellungsweise.

Daß der englische Leser an breiter Prosa Gefallen fand, ging von der schönen Litteratur aus. Dies hing mit dem sozialen Umschwunge zusammen, der sich auf allen Gebieten der Öffentlichkeit geltend machte. Sein erstes allgemeines Anzeichen war der S. 463 erwähnte Moralismus. Natürlich fand diese von den bürgerlichen Klassen begünstigte Richtung anfangs Gegner. Wie Bolingbroke, Mandeville und der eine egoistische Nützlichkeitslehre geistvoll empfehlende Philip Dormer Stanhope Graf von Chesterfield (1694—1773) ließ sich auch der größte Satiriker Englands, der unglückliche Jonathan Swift (1667—1745), nicht verleiten, sich jener Mode wegen Täuschungen über die Beschaffenheit des Menschengeschlechts hinzugeben. In seiner Religionssatire „Tale of a tub" (Märchen von der Tonne, 1704), seinen „Tuchhändlerbriefen" (Letters by M. B., Drapier at Dublin; 1723) und in seinem Phantasieromane „Gullivers Reisen" (Travels into several remote nations of the world, by Lemuel G.; 1726) hat er der Welt so ziemlich das Bitterste ins Gesicht gesagt, was sie bis dahin zu hören bekommen hatte.

Trotz aller Widersacher setzte sich der übersittliche und empfindsame Geschmack der tonangebenden Mittelklassen litterarisch durch. Ihnen sagten der Roman und das Schauspiel am besten zu; aber erst, nachdem sie aus dem Phantasiereich auf die Scholle der Wirklichkeit und in die gewohnte Umwelt versetzt worden waren. Der Vorläufer der echt englischen Romanschriftsteller war Daniel (Foe, später) Defoe (1661—1731), dessen „Robinson Crusoe" (The life and strange surprising adventures of R. C. of York, Mariner; 1719) neben Goethes „Werther" das meistgelesene und meist nachgeahmte Werk der neuern Erzählungslitteratur geworden ist. Als der eigentliche Schöpfer des tugendreichen und sentimentalen Familienromans ist Samuel Richardson (1689—1761) anzusehen mit seinen vielbändigen Erzählungen „Pamela" (1740), „Clarissa Harlowe" (1748) und „Sir Charles Grandison" (1753). Einen herben und mitunter derben Realismus weisen die Romane Henry Fieldings (1707—54) und Tobias Smolletts (1721—71) auf. Den humoristischen Roman schuf Lawrence Sterne (1713 bis 1768) mit seinem „Tristram Shandy" (The life and opinions of T. Sh., 1759 ff.). Als der beste Stilist unter den englischen Prosapoeten gilt der in der Kleinmalerei große Verfasser des „Vicar of Wakefield", Oliver Goldsmith (1728—74).

Hinter dem Roman blieb das bürgerliche Schauspiel der Engländer in weitem Abstande zurück. Wohl noch niemals ist eine neue Dichtungsart mit geringerm Talente gegründet worden, als das bürgerliche Trauerspiel, das Georg Lillo (1693—1739) mit seinem aufdringlich tugendhaften „Kaufmann von London" (George Barnwell, 1731) in die Weltlitteratur eingeführt hat. Das Gleiche gilt von den Rührstücken Edward Moores (1712—57) und Richard Cumberlands (1732—1811). Besser geraten sind die Possen Samuel Footes (um 1726—77) und David Garricks (1716/7—79), des berühmten Schauspielers. So wenig die Zeit für das feine Lustspiel geschaffen schien, ist doch damals der größte Komödiendichter Englands thätig gewesen: Richard Brinsley Sheridan (1751—1816), der Verfasser von „The Rivals" (1775) und „The School for Scandal" (Lästerschule, 1777).

Der empfindsame, schwärmerische Leser fand an den „Jahreszeiten" (The seasons) James Thomsons (1700—48) und an Youngs düstern „Nachtgedanken" ein lang andauerndes

Digitized by Google

Gefallen. Diese Dichtungen kamen einer auch auf dem Festlande verbreiteten Stimmung entgegen, die schließlich durch die Gesänge des irischen Barden Ossian (3. Jahrh. n. Chr.) am vollkommensten befriedigt wurde; bekanntlich sind die zwischen 1760 und 1763 erschienenen ossianischen Lieder von dem Schotten James Macpherson (1736—96) aus gälischen, doch kaum vor dem 13. Jahrhundert entstandnen Dichtungen übertragen, ja zum Teil ganz frei erfunden worden. Den Sinn für die unverfälschte Volkspoesie älterer Zeit weckte die von Thomas Percy (1728 bis 1811) herausgegebne Balladen- und Liedersammlung (Reliques of ancient english poetry, 1765). Schon begann die altertümelnde, rückwärts gewandte Richtung der Gegenwartskunst abträglich zu werden, da schenkte die Glücksgöttin dem Inselvolk einen Dichter, der vor aller Augen leistete, was man für ein geheimnisvolles Vorrecht entschwundner Zeiten gehalten hatte: Robert Burns (1759—96), ein schottischer Landmann, der größte Lyriker britischer Zunge, verwirklichte die Lehren über Volks- und Naturdichtung, die das jüngere Geschlecht den klassizistischen Rationalisten entgegengestellt hatte. Das konservative England steuerte von selbst aus den seichten Wässern der Aufklärung dem Wunderlande der Romantik zu, dem auch die deutsche Litteratur zur selben Zeit entgegentrieb.

B. Die französische Aufklärung.

Einen andern Verlauf als in Großbritannien nahm die Aufklärung bei den Franzosen. Jenseit des Kanals blieb sie eine Angelegenheit des innern Privatmenschen; in Frankreich wuchs sie zu einer Umsturzbewegung an, die von der Innen- auf die Außenwelt, von der Litteratur auf das soziale Leben übersprang und den Zusammenbruch des ancien Régime vorbereitete. Während das Großbritannien des 18. Jahrhunderts im Aufsteigen war und sich deshalb mit den allgemeinen Übelständen abfand, stand Frankreich im Zeichen des Niedergangs und kämpfte darum gegen die öffentlichen Gewalten, denen man die Schuld beimaß, mit wachsender Erbitterung. Die Monarchie, der Sonnenkönig obenan, hatte die Ruhm- und Raubsucht, den politischkulturellen Größenwahn der von Natur aus eiteln und anspruchsvollen Galloromanen großgezogen. Als sich nun im Übergange vom 17. zum 18. Jahrhundert das Glück von den Franzosen beharrlich abwandte, erwachte die Opposition, die mit jedem französischen Mißerfolg und mit jedem auswärtigen Erfolge zunahm.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Opposition in den letzten Jahren Ludwigs XIV., während der Regentschaft (1715—23) und auch noch zur Zeit des Kardinals Fleury (1726—43), einen loyalen Charakter zeigt und überwiegend von Mitgliedern der bevorrechteten Stände ausgeht. Männer der Kirche suchen den Machthabern die Augen zu öffnen und reden ihnen zu Gewissen: so der Hofprediger Massillon, der Erzbischof Fénelon (S. 429) und der Abbé Charles Irénée Castel de Saint-Pierre (1658—1743), der durch seinen Plan der Herstellung des immerwährenden Weltfriedens berühmt geworden ist. Den Geistlichen gesellten sich Männer von Adel, Rang und Würden bei, wie Vauban und Bois-Guillebert (S. 446), Ch. Marguetal de Saint-Denis Seigneur de Saint-Evremond (1613—1703) und später René Louis Marquis d'Argenson (1694—1757; 1744—47 Minister des Äußern). Auch Bernard le Bovyer de Fontenelle (1657—1757) hatte in seinen jüngern Jahren gegen den Fanatismus, den Priestertrug, das Wunderwesen geschrieben und die cartesianische Kosmologie gemeinverständlich dargestellt; später, als ständiger Sekretär der Akademie, begnügte er sich mit der Rolle des offiziellen Trauer- und Lobredners. Am schärfsten trat eine Gruppe hugenottischer Emigranten auf, unter denen außer Jean le Clerc (1657—1736) Pierre Bayle (1647—1706),

Digitized by Google

der Herausgeber mehrerer Zeitschriften und Verfasser des „Dictionnaire historique et critique“ (1697), der einflußreichste Aufklärungsschriftsteller vor Voltaire und Diderot gewesen ist.

a) Das Freigeistertum.

Doch das alles war nur Geplänkel; die Hauptschlachten sollten noch kommen. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Generale der Philosophie — Philosophen hörten sich die französischen Aufklärer am liebsten nennen — einen verläßlichen Kern von geschulten Soldaten um sich, woran ein locker gefügter internationaler Schweif von Anhängern hing; ohne einige Sektiererei konnte es nicht abgehen, weil man gegen die längst organisierten Jesuiten und die Jansenisten in geordneten Reihen vorrücken mußte: noch gellte das Gezänke dieser Parteien über Frankreich hinaus durch die katholischen Länder.

1748 erschien das Buch „De l'esprit des lois“ (Geist der Gesetze) von Charles de Secondat Baron de la Brède et de Montesquieu (1689—1755), einem altadligen Würdenträger, der bereits durch seine satirischen „Perserbriefe“ (1721) und seine geschichtsphilosophischen „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer“ (1734) Aufsehen erregt hatte. Montesquieu ist sozusagen eine höhere Stufe der reformierenden, aber auflehnungsscheuen Opposition eines Vauban oder Bois-Guillebert. Darum dient ihm das konservative England zum Vorbilde. Von ihm hauptsächlich ist der bis heute kaum erschütterte Glauben an die Unübertrefflichkeit und sofortige Übertragbarkeit der Einrichtungen seines Musterstaats begründet worden. Er sieht England, wie es ihm gezeigt worden ist, durch die whiggistische Brille, jedoch mit den Augen des Franzosen. Daß die fremdländischen Dinge auf dem Wege durch sein Gehirn ihrer Besonderheit entkleidet worden sind, hat seinen Lehren erst ihre Durchschlagskraft verliehen. Das Bunte und Unbestimmte der geschichtlich gewordnen Verfassung des Inselreichs ist bei ihm wie weggezaubert: denn dem klassisch gebildeten Geiste des Franzosen, seinem Sinne für das Logische ist die getreue Wiedergabe einer disharmonischen Wirklichkeit unmöglich. Im übrigen hat gerade der Verfasser des „Esprit des lois“ die Bedingtheit und Wandelbarkeit öffentlicher Einrichtungen gründlicher erfaßt als irgend einer unter den Aufklärern seines Vaterlands. In der Einsamkeit entstanden, umfangreich und nicht eben leicht zu verstehen, hat Montesquieus großes Werk eine nachhaltige Wirkung ausgeübt.

Zur Zeit, als der „Geist der Gesetze“ erschien, war François Marie Arouet l[e] j[eune] gen. Voltaire (1694—1778) schon eine Berühmtheit. Auch für ihn war, als er noch in jungen Jahren stand, ein Aufenthalt in England (1726—29) richtunggebend. Er kam zurück als Apostel der Newtonschen Naturlehre, der Lockeschen Philosophie und der Repräsentativverfassung. Auch Voltaire war ein enzyklopädischer Geist, wie es die Größen des 17. Jahrhunderts gewesen waren; aber er machte sein Wissen selbst dem Unberufensten genießbar. Recht ins Zeug ging er doch eigentlich erst von 1750 ab, als er von der Außenwelt, zumal vom Hofe, nichts mehr zu erwarten hatte. Sein Weltruhm bewirkte, daß er fortan nicht bloß für die Pariser Salons, die Schöngeister und Philosophen schrieb: auf ihn horchten Machthaber wie Friedrich II., Katharina II., Gustav III. und Christian VII. u. s. w., aber auch die Geringen, soweit das Französische in Geltung stand. Voltaire war hierin der Erbe mehrerer Schriftstellergeschlechter, die ihre Kunst bis zum höchsten Grade der Feinheit und Durchsichtigkeit ausgebildet und das Publikum erzogen hatten, sich am Inhalte wie an der Form zu ergötzen. Dadurch, daß er alle Formen der gebundnen und ungebundnen Rede beherrschte, wurde er der gefährlichste Repräsentant eines Zeitalters, das füglich nach ihm benannt werden könnte. Als Politiker schwankend, doch im

Digitized by Google

ganzen ein aufgeklärter Absolutist, als Metaphysiker Deist, im übrigen ein grundgescheiter Mensch, weltkundig und nichts weniger als umstürzlerisch, hielt er alles Verneinende und Zerstörungssüchtige seines Wesens zusammen, um es im Kampfe gegen die katholische Kirche loszulassen. Voltaire war durch Geburt und Erziehung Katholik. Wie sehr sich auch der einzelne von ihm abwenden mag, der Katholizismus drückt der Seele ein unauslöschliches Gepräge auf; im leidenschaftlichen Kampfe gegen die Kirche zeigt sich dieselbe fortwirkende Kraft, die sich in der todesernsten Hingebung des Heiligen offenbart. Voltaires Feindschaft gegen die Religion an sich ist eine Folgeerscheinung des Hasses gegen die Kirche. Unter den Hunderten von Einzelarbeiten Voltaires nehmen die Geschichtswerke einen hohen Rang ein. Unter ihnen befinden sich: der harmlose „Karl XII." (1730), die aus Gefälligkeit verfaßte „Geschichte Rußlands unter Peter dem Großen" (1759), die mit Unlust gearbeiteten „Jahrbücher des deutschen Kaiserreichs". Sie reichen nicht an die beiden Hauptwerke, den „Siècle de Louis XIV" (1751) und den „Essay sur les mœurs et l'esprit des nations" (1754 ff.), hinan. Dem Essai, einer allgemeinen Staaten- und Kulturgeschichte, von Karl dem Großen angefangen, geht eine Abhandlung mit dem glücklich gefundnen Titel „Philosophie de l'histoire" voraus; war ja doch seine Universalhistorie ausdrücklich gegen Bossuets „Discours sur l'histoire universelle" (1681), diese glänzende Einkleidung der katholisch-religiösen Geschichtsansicht, gerichtet. Eine andre Gruppe Voltairescher Schriften beschäftigt sich mit der Verhöhnung der alttestamentarischen Schriften und des dem Franzosen besonders verhaßten Judentums.

Dem auch durch Voltaire nicht befriedigten Bedürfnisse, das menschliche Wissen, wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts feststand, zusammenzufassen, kam ein streng alphabetisch geordnetes Wörterbuch entgegen, das nach dem Muster von Ephraim Chambers englischer „Cyclopaedia" (1728) seit 1750 in Angriff genommen wurde. Redakteur war Denis Diderot (1713—84); die Einleitung schrieb Jean Leroud d'Alembert (1717—83), und das ganze litterarische Frankreich half mit. So wurde denn nach dreißigjähriger Arbeit die „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers", samt Register 35 Foliobände, beendigt.

Die französischen Philosophen des Aufklärungsalters lassen sich in zwei Gruppen sondern: in Sensualisten Lockescher Richtung und in Materialisten. Zu den Sensualisten gehören Etienne Bonnot de Mably de Condillac (1715—80), Charles de Bonnet (1720—93), P. J. G. Cabanis (1757—1808) und A. L. C. Graf Destutt de Tracy (1754—1836). Gewöhnlich wird Diderot zu den Materialisten gerechnet; aber bei ihm bildete der Materialismus nur eine Durchgangsstufe vom Deismus zum Pantheismus. Die bemerkenswerteste Gestalt unter den ausgesprochnen Materialisten war der Verfasser des Buchs „L'homme-machine" (Bd. VII, S. 339) und Vorleser Friedrichs des Großen, Julien Offray de Lamettrie (1709—51), der mit seinem Atheismus prahlte. Das Sammelbecken aller verpönten Richtungen bildete des pfälzischen Freiherrn P. H. D. von Holbach (1723—89) „Système de la nature" (1770) mit seinem Sensualismus, Materialismus, Atheismus, Determinismus und Antimoralismus.

Im Grunde waren die Freigeister mit der Welt, die sie verbessern wollten, nicht unzufrieden. Lebte es sich doch in den Kreisen, denen sie von Geburt aus angehörten oder wo sie Aufnahme gefunden hatten, gar zu schön! Und dazu der Ausblick in eine noch schönere Zukunft, das Bewußtsein der eignen Überlegenheit, die siegesgewisse Lust am Kampfe! Wie der Humanismus und die Renaissance erwarteten auch die Aufklärer das Heil der Welt von Wissenschaft, Kunst und Bildung, mit Ausschaltung der Religion als einer Krankheit überwundner Zeitalter.

Digitized by Google

Da übertönte plötzlich den Chor der Aufklärer eine ehern dröhnende Stimme; sie erklang aus den Tiefen, die man allezeit mit Vorliebe das Volk genannt hat. Man hörte die Stimme des Volks selbst, die redend gewordne Stummheit der Massen, verkörpert in Jean Jacques Rousseau (1712—78), dem Herolde des Umsturzes, der erst seit ihm als unausbleiblich erkannt worden ist. Wohl zogen ihn die Aufklärer an sich; aber seine Natur widerstrebte dem Zusammengehen mit einer Partei, deren Überfeinerung ihm, dem gebornen Proletarier, den klassenmäßigen Gegensatz immer wieder zum Bewußtsein brachte. Rousseau ging dem Kerne der Aufklärung an den Leib, als er sofort in seiner ersten Schrift, dem „Discours sur les sciences et les arts“ (1750), Wissenschaften und Künste als die Ursachen der Entartung des Menschengeschlechts brandmarkte, das nur durch Kultur aus seinem seligen Naturzustande herausgerissen worden sei. In seinem zweiten Manifeste, „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ (1753), führte er die durch Bildungsunterschiede bedingte Ungleichheit unter den Menschen auf ihre rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wurzeln zurück. Er schlug das Thema an, das der moderne Sozialismus weitergeführt hat; doch Rousseau war auch der Zögling eines Zeitalters, das für die Rechte des Einzelnen gegen die auffangenden Gesamtheiten im Feuer stand. Als Künstler und Philosoph vertrat er die Ansprüche des Herzens gegen den kalten Verstand und die starren Schranken von Gesellschaft und Staat. Er sprach sogar einer Religion des Gefühls das Wort: in der (dem „Emile“ eingeschalteten) „Profession du foi du vicaire savoyard“; aber sie enthält auch nichts andres als die deistischen Leitsätze von Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung. Voll Vertrauens auf die ursprünglich gute Menschennatur, worin er mit den übrigen erbsündefeindlichen Aufklärern übereinstimmt, entwirft Rousseau in seinen beiden Hauptschriften: „Emile“ und „Du Contrat social“ (beide 1762), die Grundzüge des Plans, wie der mit dem Kulturfluche behaftete naturentfremdeten Menschheit geholfen werden könnte. Im „Emile“ legt der Philosoph seine Erziehungs-, im „Gesellschaftsvertrage“ seine Staatslehre dar. Als Pädagogiker lehnt er sich an Locke, der Haus und Schule durch den idealen Hofmeister ersetzt sehen will; Rousseau sondert Zögling und Jugendbildner von der schnöden Welt ab, damit sich jener fern von allen störenden Kultureinflüssen ganz seiner persönlichen Naturanlage nach entwickeln kann. Im „Gesellschaftsvertrage“ knüpft Rousseau an die Naturrechtslehre und die Vertragstheorie seiner Vorgänger an. Eine Art von demokratischer Republik geringen Umfangs, wie die Schweizer Kantone oder die Stadtstaaten des Altertums, entspricht seiner Vorstellung vom vergleichsweise besten Staate. Doch der Kern des Buchs predigt die Berechtigung der Massendespotie und die Nichtigkeit jedes Gruppen- oder Einzelrechts innerhalb des Gemeinwesens: daraus entnahmen die Schreckensmänner von 1793 das Recht, alle materiell und geistig Begüterten zu gunsten der niedern Klassen auszurotten.

b) Die Volkswirtschaftslehre.

Daß sozialistische und kommunistische Gedanken in der Luft lagen, zeigen die von Rousseau unabhängigen Schriften des Abbé Morelly („Naufrage des îles flottantes“, 1753, und „Code de la nature“, 1755). Allein das im ganzen bürgerlich und gemäßigt denkende Aufklärungszeitalter leistete dem sozialökonomischen Radikalismus keine Gefolgschaft. Durchschnittlich bewegten sich die damaligen volkswirtschaftlichen Ansichten noch im Gedankenkreise der Merkantilzeit; aber wie in England, so gebar auch in Frankreich die Aufklärung ein auf weittragenden Grundideen ruhendes System der Volks- und Staatswirtschaft. Das erste seiner Art; man

Digitized by Google

taufte es das physiokratische, ökonomistische oder Agrikultur-System. Der Begründer François Quesnay (1694—1774) ließ sein „Tableau économique“ bereits 1758 drucken; in kurzer Zeit sammelte sich um ihn eine Anhängerschaft (Bd. VII, S. 118). Beinahe zwei Jahrzehnte nach Quesnay trat Adam Smith (S. 465) mit seiner Hauptschrift vor die Öffentlichkeit, so daß es unrichtig ist, gerade ihm die Urheberschaft der nationalökonomischen Systematik zuzuschreiben. Quesnay ist wie Smith ein Philosoph, der im Verlaufe seiner Studien auch auf die wirtschaftlichen Fragen gerät. Allerdings in der Metaphysik steckt er im 17. Jahrhundert (Malebranche); aber in der Staatsphilosophie und der auf sie gegründeten Gesellschafts- und Wirtschaftsphilosophie steht er im zeitüblichen Natur- und Vernunftrechte. Besser als sein Anhang scheidet er das, was sein soll: die natürliche Ordnung, von dem, was ist: von der positiven Ordnung. Im rationellen Teile stellt er als unbedingt hin, was im positiven Teile nach Maßgabe der thatsächlichen Verhältnisse anders aussieht. Quesnays System kennzeichnet den geschichtlich notwendigen Rückschlag gegen die merkantilistische Begünstigung von Handel und Gewerbe auf Kosten der Landwirtschaft. Der richtige Physiokrat schreibt nur den Grundbesitzern und Ackerbauern Produktivität zu und erklärt alle übrigen Berufsklassen für unfruchtbar. Da nur der Boden vermöge seiner anerschaffnen Kräfte einen Reinertrag gewähre, der den Besitzern als Grundrente zufließe, so könne nur diesen die einzig rechtmäßige Steuer abverlangt werden. Im Interesse des Landbaus verlangt das ökonomistische System Ausfuhrfreiheit für die Bodenerzeugnisse, freie Einfuhr fremdländischer Fabrikate, Handels- und Gewerbefreiheit.

c) Die schöne Litteratur.

Die schöne Litteratur des 18. Jahrhunderts ist ein bloßes Seitengebiet der philosophischen, vollgefogen mit denselben Gedanken und Gesinnungen. Am wenigsten gut liegt die Lyrik dem Zeitalter. Weder der leichtfertige Guill. Amfrye de Chaulieu (1639—1720), der ernsthafte Jean Baptiste Rousseau (1670—1741), der mittelmäßige Louis de Racine (1692—1763), noch Voltaire und seine Zeitgenossen treffen den echten lyrischen Ton. Erst gegen Ende des Jahrhunderts schreibt André Marie de Chénier (1762—94) seine klangvollen Elegien, die obendrein 25 Jahre verborgen geblieben sind. Besser als die lyrischen sind die lehrhaften Dichtungsarten den Aufklärungspoeten geraten, so namentlich Voltaire, der ihnen Leichtigkeit und Schwung zu verleihen wußte. Wie in der hohen Lyrik blieb dem Zeitalter auch in der höhern Epik die Leistungsfähigkeit versagt. Welche Mühe hatte sich nicht Voltaire 1717 mit seiner historischen Epopöe, der „Henriade“, gegeben, die nur so lange Anklang fand, als die Redensarten gegen Unduldsamkeit und Glaubenswut den Reiz des Neuen und Kühnen besaßen. Dagegen ist seine „Pucelle d'Orléans“, ein Hohngedicht auf Jeanne d'Arc und das Mittelalter überhaupt, das Musterepos jener glaubens- und vaterlandslosen Jahrzehnte. Als ein vergleichsweise harmloses Erzeugnis der komischen Epik wäre noch hervorzuheben die schalkhafte Papageiengeschichte „Vert-Vert“ (1734) von Jean B. L. de Gresset (1709—77).

Höher als die Versepik steht der Prosaroman des 18. Jahrhunderts. Auf ihn wirkten die englischen Muster. Der Abbé Ant. Fr. Prevost (1697—1763) übersetzte Richardson (S. 466) und ahmte ihn nach; einmal aber (1731) schuf er etwas Selbständiges, den längstlebigen Roman des Zeitalters: „Manon Lescaut“; während uns der Engländer das Weib nur als Engel, als gottgetreuen oder gefallnen, vorführt, erzählt der Franzose von der schönen Teufelin, die wie ein Verhängnis in das Leben eines Edeln einbricht, ihn hinabzieht und zu Grunde richtet. Voll Witz und Anmut sind Voltaires Prosa-Erzählungen, worin er meist einen bestimmten

Digitized by Google

Satz erörtert; sein „Candide“ (1758) z. B. ist eine vernichtende Satire auf Leibnizens Lehre von der besten aller Welten (vgl. S. 461). Außer Voltaire sind auch die Namen Diderots und J. J. Rousseaus unter den Erzählern vertreten. Von Diderot rühren die schlüpfrigen „Bijoux indiscrets“ (1748) und der stark naturalistische Klosterroman „La religieuse“ her. Rousseau ist der Verfasser der „Neuen Heloise“ (Julie ou la nouvelle Héloïse, 1761), des seelenvollsten aller Liebesromane, der feurigsten Schutzrede für die unveräußerlichen Rechte des Herzens gegen die Schranken der Sitte und die Unbilden des Lebens. Der Dichter verpflanzt die Empörung mitten in die Gesellschaft hinein; der Brand lodert auf, wo sich diese am unangreifbarsten wähnte: in den Beziehungen der Geschlechter, im Haus, in der Familie. Fortan wird die Welt nicht müde, sich von der aufrührerischen, alle Hindernisse bezwingenden Liebe vorerzählen zu lassen. Rousseau hat auch den Roman seines eignen Lebens geschrieben: die „Confessions“ (1770), die erste moderne Selbstbiographie. Eine reine, unschuldige Flamme brennt in dem Idyll „Paul und Virginie“ (1787), enthalten im 4. Bande der „Études de la nature“ von Bernardin de Saint-Pierre (1737—1814); wundersam hebt sich diese Geschichte einer Jugendliebe von dem bezaubernd geschilderten Hintergrunde der Tropen ab. Aber auch der Schmutz hat im 18. Jahrhundert seine Poeten gefunden, wie Crébillon den jüngern (1707 bis 1777: „Le sopha“, 1745) und den großen Mirabeau (vgl. S. 11).

Obwohl das Theater im 18. Jahrhundert die Gunst des Publikums nicht einbüßte, ja nach unten hin seinen Einfluß noch ausdehnte, blieb die dramatische Erzeugung hinter der des 17. Jahrhunderts an innerm Werte zurück. Nur Voltaire vertrat noch ruhmvoll die klassische Tragödie; als Trauerspieldichter hatte er schon 1718 mit seinem „Ödipus“ debütiert; als solcher nahm er mit seiner „Irene“ wenige Tage vor seinem Tode (1778) Abschied von der Welt. Wohl wagte er kleine Neuerungen, doch ohne am hergebrachten Regelgerüste Wesentliches zu verändern. Er schmuggelte freie Gedanken auf die Bretter und legte seinen Personen religiöse oder politische Abhandlungen in den Mund. An seine bessern Tragödien: „Zaïre“(1732), „Caesars Tod“ (1735), „Mahomet“ (1741), „Merope“ (1743) und „Tankred“ (1764), reichen seine Lustspiele nicht heran. Die dramatische Lieblingsgattung des Jahrhunderts wurde das aus England eingeführte bürgerliche Schauspiel, das Sitten- und Gegenwartsstück, die Comédie larmoyante (weinerliche Komödie). Ihr erster namhafter Vertreter war Philippe N. Destouches (1680—1754); ihm folgten Diderot mit seinem „Natürlichen Sohn“ (1757) und seinem „Hausvater“ (1758), ferner Pierre C. de Chamblain de Marivaux (1688—1763) und der Lustspieldichter Michel Jean Sedaine (1719—97). Pierre Augustin Caron de Beaumarchais (1732—99) verdankt seinen glänzenden Namen weder den zahlreichen Rührstücken, mit denen er dem Zeitgeschmacke huldigte, noch seinen hinreißenden Prozeßpamphleten, sondern seinen unsterblichen Komödien: „Der Barbier von Sevilla“ und „Die Hochzeit des Figaro“. Sie schlugen (1775 und 1784) ein wie Blitze, als alle Welt schon von der Nähe des unvermeidlichen Zusammenbruchs überzeugt war; noch niemals hatte man Stücken beigewohnt, in denen der Adel und die hohe Justiz dem Hohngelächter preisgegeben wurden, während der Mann aus dem Volke kraft seines Mutterwitzes Sieger im Ränkespiele blieb.

C. Die deutsche Aufklärung.

Als die britische und französische Aufklärung über das gesittete Europa hinzogen, hat sich das deutsche Volk nicht anteilslos verhalten; auch nicht wehrlos. Denn sein geistiges Leben bewegte sich, nachdem es in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts seinen tiefsten Punkt erreicht

Digitized by Google

hatte, wieder in aufsteigender Linie. Binnen zwei Menschenaltern nach dem großen Krieg überholten die Deutschen auf einsamen Wegen die bis dahin geistig führenden Nationen. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gibt es neben der englischen und französischen Aufklärung auch eine deutsche. Ja noch mehr: seit 1750 kann die Geschichte der westeuropäischen Wissenschaft, Bildung und Kunst nahezu am Leitfaden der deutschen Geistesgeschichte vorgeführt werden.

Die deutsche Aufklärung ist nicht im romanisierenden Barock und Klassizismus stecken geblieben. Sie hat das Werk der Renaissance wieder aufgenommen und dem ursprünglichen Ziele näher gebracht: weg von Rom, hin zu den Griechen! Indem sie zu den mütterlichen Ideen der gesamteuropäischen Kultur hinunterstieg, versöhnte sie die Gegenwart mit ihrer weltgeschichtlichen Vergangenheit, machte sie dem Volke das Weiterspinnen seines eignen Lebensfadens wieder begehrenswert. Aus der weltbürgerlichen Aufklärung erwuchs unmerklich die nationale Romantik. An der Jahrhundertwende, als allerorten Staat und Gesellschaft aus Mangel an innern Stützen niederbrachen, wurde in Deutschland der geistige Zusammenhang der lebendigen Geschlechter mit den abgeschiednen nicht zerrissen, obwohl die Orkane der Zeit sich gerade auf deutschem Boden ausbrausten. In dieser ihrer körperlosesten Zeit hat die Volksseele ihr Größtes vollbracht: sie hat sich zu wahrhaft genialen Leistungen aufgeschwungen. Die Geburt des Genius wird immer ein Geheimnis bleiben, ein unerklärliches, doch thatsächliches Wunder. Aber die Empfänglichkeit für dieses Unbegreifliche war ohne Zweifel bei dem Volke vorhanden, das die vergleichsweise größte Reinheit des Bluts, die längste Kette aufwärts gezüchteter Geschlechter, die Fülle und Tiefe selbsterarbeiteter Ideen für sich hatte. Nachdem das Massenelend und die Rassenverderbung infolge der Hunger- und Notzuchtsjahre des Dreißigjährigen Kriegs überstanden waren, hatte sich die Nation wieder herausgefüttert und genealogisch gereinigt; sie besaß wieder Lebensmut und vor allem einen Überschuß an unverbrauchtem Gehirn. Der Zeitpunkt war da, wo die von Luther selbst und seinen unmittelbaren Nachfolgern verschüttete Urrichtung der Reformation auf Selbstbefreiung des Geistes durch eigne Denkarbeit wieder aufgenommen werden konnte. Aber es war auch die Stunde gekommen, die ausländischen Meister, deren Unterricht dem Volk in seiner hilflosesten Zeit unentbehrlich gewesen war, zu verabschieden.

a) Die Philosophie.

Bis zu ihrem Absterben spann die deutsche Aufklärung am Rocken der rationalistischen Lehrmeinungen weiter, indem sie, von Leibniz und Thomasius ausgehend, mit englisch-schottischen und französischen Gemengteilen versetzt, von vornherein keinen ausgesprochen nationalen Charakter an sich trug. Die Philosophie nahm in Deutschland zweierlei Gestalt an: eine schulmäßig verzopfte und eine volkstümlich verwässerte. In beiderlei Gestalt ließ sie mehr und mehr die Metaphysik, anfangs noch das Hauptfach, fallen, weil ja den Einzelnen, um dessen Glückseligkeit auf Erden sich bei ihr alles dreht, das Übersinnliche nichts angehe, wogegen sie sich mit wachsendem Eifer der Seelenkunde, der Sittenlehre und der Ästhetik (vgl. unten, S. 479) zuwandte, da jenes Ziel durch Gutsein und durch Genießen des Schönen erreicht werde. Die Philosophen der Aufklärungszeit handelten im besten Glauben, wenn sie dem Menschen die irdische Glückseligkeit durch Erkenntnis der Wahrheit versprachen. Als Schul- und Volkspädagogen machten sie sich um ihre Nation verdient, obwohl ihnen kein solcher Einfluß zu teil wurde wie ihren englischen und französischen Zeitgenossen.

An der Spitze der deutschen Weltweisen des 18. Jahrhunderts steht Christian (seit 1745: Freiherr von) Wolff (S. 401), das richtige Schuloberhaupt, die Zierde der Hallischen

Digitized by Google

Universität, von der ihn der Zorn des pietistisch gerichteten Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. 1723 vertrieb, wohin ihn aber sein erlauchtester Schüler, Friedrich II., gleich nachdem er König geworden war (1740), wieder berief. Wolff verfaßte über alle philosophischen Teilwissenschaften (Logik, Ontologie, Kosmologie, Psychologie, Theologie, Ethik, Ökonomik, Politik, Natur- und Völkerrecht) lateinische und deutsche Lehrschriften, worin auf systematische Ordnung und strenge Deduktion das Hauptgewicht gelegt war. Als Schulphilosophen der Wolffschen Richtung verdienen hervorgehoben zu werden: Gg. Bernh. Bilfinger (1693—1750), Mart. Knutzen (1703 bis 1751), Al. Gottl. Baumgarten (1714—62), Fr. Chr. Baumeister (1709—85), der Jurist Joh. Gottl. Heineccius (1681—1741), während sich Joachim Lange (1670—1744), Andr. Rüdiger (1673—1731), Chr. Aug. Crusius (1715—75) gegen die herrschende Lehre feindlich verhielten. Desgleichen sagten sich die Psychologen von der Wolffschen Metaphysik los und wandten sich der reinen Empirie zu, allen voran Joh. Nik. Tetens (1736—1805).

Ein das Zeitalter kennzeichnendes Erzeugnis der überklugen Aufgeklärtheit stellt J. J. Bruckers (1696—1770) „Historia critica philosophiae“ (1742/44) dar, sofern dem Verfasser die Geschichte der Philosophie nur eine Sammlung von Beispielen menschlicher Thorheit und Geistesschwäche (infinita falsae philosophiae exempla) ist, wogegen sich der skeptische Dietr. Tiedemann (1748—1803) wenigstens auf die Ansichten der Weltweisen einließ, an denen er etwas auszusetzen hatte. Wenn schon die Gelehrten, welche die von ihnen erworbne Aufklärung weitesten Kreisen zu vermitteln bestrebt waren, zur leichten, knappen Form des „Essays“ griffen und immer mehr dem Eklektizismus anheimfielen (Joh. Gg. Heinr. Feder 1740—1821, Joh. Aug. Eberhard 1739—1809, J. G. Darjes 1714—91, Jean Henri Sam. Formey 1711—97), so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Popularphilosophen den festen Systemboden grundsätzlich aufgaben und sich in allgemein verständlichen, flachen Abhandlungen oder mit leicht zu merkenden Aphorismen an die Leser wandten. Nehmen wir den einen Gg. Christoph Lichtenberg (1742—99) aus, so bedeuten die einst gepriesnen Namen Moses Mendelssohn (1729—86), Thomas Abbt (1738—66), Friedr. Nicolai (1733—1811), Joh. Jak. Engel (1741—1802), Christ. Garve (1742—98), J. G. (Ritter von) Zimmermann (1728—95), K. Ph. Moritz (1757—93) u. s. w. gegenwärtig nur mehr ein Register trockner Gewächse aus dem Herbarium der Litteraturgeschichte, das wir achtungsvoll der Nachwelt übermitteln, um jeder weitern Befassung damit enthoben zu sein. Das Geschlecht, das in den 1760er und 1770er Jahren heranwuchs, stellte sich bereits der Aufklärerei entgegen. Joh. G. Hamanns (1730—1788) und Friedr. Heinr. Jakobis (1743—1819) Gefühlsphilosophie bildet eine Teilerscheinung des „Sturmes und Dranges“, der die Aufklärung so sehr alles Halts beraubte, daß es wahrhaftig nicht Kants oder Goethes und Schillers bedurft hätte, um sie zu entwurzeln.

Die Macht des Aufklärungsstrebens zeigte sich vor allem auf dem Grenzgebiete zwischen Wissen und Glauben. Orthodoxie und Pietismus hatten nicht verhindern können, daß der Rationalismus auf allen Lehr- und Kirchenkanzeln verkündigt wurde. Seine Stärke lag in der logischen und moralischen Bewertung der Glaubenslehren (welchen „Nutzen“ hat die Religion für die Erlangung der irdischen Glückseligkeit des Einzelnen?), wobei die wertvollere historische Kritik des Überlieferten kaum recht zum Worte gelangen konnte. Ein Irrweg war es, als den Worten der heiligen Bücher ein platter, aller historischen und ethnologischen Eigenheiten entkleideter Sinn untergelegt ward. Unter den rationalistischen Theologen, wie Siegm. Baumgarten (1706—57), Joh. Dav. Michaelis (1717—91), Aug. Fr. W. Sack (1738—1817), Joh. Joach. Spalding (1714—1804), Joh. Fr. W. Jerusalem (1709—89), Salomo Semler

Digitized by Google

(1725—91), hatte den hellsten Kopf Herm. Sam. Reimarus (1694—1768) auf den Schultern, der „Wolfenbüttler Fragmentist", dessen radikalstes Werk: „Schutzschrift oder Apologie für die vernünftigen Verehrer Gottes", niemals vollständig herausgegeben worden ist. Reimarus leugnet die Möglichkeit des Wunders und darum aller auf Wunderberichte gegründeten Offenbarungen; deshalb gilt ihm das Christentum als ein Truggebilde. Das ist der Punkt, wo sich die am weitesten links stehenden Vertreter der drei Aufklärungen, der englischen, französischen und deutschen, die Hände reichen. An der Verhöhnung des positiven Glaubens haben die Deutschen niemals Gefallen gefunden; um so mehr Beifall spendeten sie prosaischen und poetischen Duldungspredigten im Stile von G. E. Lessings „Nathan" (1779), dieser Spätgeburt der europäischen Aufklärung.

b) Die Staats- und Rechtswissenschaft.

Während das Philosophieren über religiöse und kirchliche Angelegenheiten auf dem Strome der Aufklärung dahintrieb, entfernte sich die deutsche Staatswissenschaft nur wenig von der positiven und historisch gegebnen Wirklichkeit. Wohl erschienen von Zeit zu Zeit Lehrbücher, worin die natur- und völkerrechtlichen Abstraktionen des 17. Jahrhunderts zum soundsovielten Male eingedickt waren; oder ein Theologe ließ es sich wieder einmal nicht verdrießen, der Welt die Grundsätze des jüdischen Gottesstaats als unentbehrlich zu ihrem Heil anzuempfehlen. Aber die Männer der Staatswissenschaft hielten sich an die Wirklichkeit und deren Gebrechen, denen sie mit wirklich vorhandnen Heilmitteln beizukommen gedachten. Sie vergafften sich weder in die konstitutionellen Lehren und anglisierenden Liebhabereien, wie sie seit Locke und Montesquieu üblich waren, noch huldigten sie den Rousseauschen Schwärmereien, die anderwärts einen mächtigen Nachhall erweckten. Nicht einmal der franzosenfreundliche König Friedrich II. (1712—1786) zeigt sich von den Ausländern abhängig. In seiner von Voltaire durchgesehnen Jugendschrift „Antimachiavel" (1739) bekämpft er den „Principe" Machiavellis (S. 391): der echte Erbprinz den nur gedachten Usurpator, als ob der florentinische Staatsmann ihm selbst zugemutet hätte, den Cesare Borgia zu spielen. Wie allen seinen aufklärerischen Zeitgenossen war dem großen Zollern die Fähigkeit des historischen Begreifens und die Ahnung, daß es ein solches gebe, versagt. Als eine Sammlung guter Vorsätze, wie ein unumschränkter Fürst regieren solle, haben der „Antimachiavel" und anderweitige Abhandlungen Friedrichs II. ihren Wert. Jedenfalls wußte der König, was die bürgerliche Weisheit der Aufklärer und der sie beerbenden Liberalen nie begriffen hat, daß das Wesen des Staats die Macht, der Kern des Staatslebens die Verwaltung sei. Auch das andre wußte der König, daß er den Machtteufel im Leibe habe und daß er fortwährend seiner ganzen Willenskraft bedürfe, um den Bösen niederzuhalten.

Mehr noch als der Philosoph auf dem Königsthrone hielten sich an das Gültige, Thatsächliche, Greifbare: Johann Jak. Moser (1701—85), der Verfasser von 300 Werken in mehr als 500 Bänden, „der Begründer des deutschen Staatsrechts"; sein Sohn Karl Friedr. von Moser (1723—98), der eine „Der Herr und der Diener" (1759) betitelte Pflichtenlehre für Staatsbeamte geschrieben hat, und Joh. Stephan Pütter (1725—1807), der gründlichste Kenner des deutschen Staatsrechts, als das heilige römische Reich noch aus 300 Souveränetäten und 600 Halbsouveränetäten zusammengesetzt war. Großen Einfluß selbst in den höchsten Kreisen gewannen die staatsrechtlichen und publizistischen Schriften des Historikers Ludw. Aug. Schlözer (1735—1809): sein „Briefwechsel" (1776 ff.) und seine „Staatsanzeigen" (1783 ff.), worin er den Ziffern der Statistik (S. 446 f.) Beredsamkeit zu entlocken verstand.

Digitized by Google

Das Herumschweifen im Reiche des Möglichen und Wünschenswerten blieb in Deutschland der Poesie, insonderheit dem Roman, vorbehalten. Aber selbst die Dichter machten einen bescheidnen Gebrauch von ihren Rechten. In den Staatsromanen Hallers („Usong", „Alfred", „Fabius und Cato", 1771—74) und Wielands („Der goldne Spiegel", 1772) umhüllt nur eine dünne Schale Poesie die ernstesten und sachlichsten Darlegungen. Eher erinnert Wilh. Heinses „Ardinghello und die glücklichen Inseln" (1787) an die Utopienlitteratur (S. 392).

Wie Heinse gehört auch Justus Möser (1720—94) zu den Erscheinungen der die Aufklärung entwurzelnden Sturm- und Drangzeit. Seine „Patriotischen Phantasien" (1774) und seine „Osnabrückische Geschichte" künden das Denken der kommenden Romantik an. Was hatten, den einen Rousseau ausgenommen, die Staatsphilosophen der Aufklärungszeit andres gethan, als daß sie die scholastischen Gemeinplätze „De regimine principum" nach einer mehr weltlichen Melodie modelten? Fürsten und Fürstendiener galten ihnen als der Staat; daneben sahen sie einen dunklen, trägen Knäuel, das Volk, dessen Daseinszweck das Beglücktwerden von oben war. Möser hingegen kannte das wirkliche Volk und dessen Bedürftigkeit, fühlte mit ihm und erwartete das Glück nicht von oben; ihm war das Volk keine leidende Masse, sondern ein Inbegriff von Kräften, deren Selbstthätigkeit ihm aus der Geschichte bekannt war. Dem verneinenden und verwischenden Aufklärungsgeist abhold, trat er für das historisch Gewordne, absonderlich Gestaltete, Selbstherrliche mit einer oft beabsichtigten Übertriebenheit ein.

Das Zeitalter, dessen Vorkämpfer so hohe Machtstellungen einnahmen, drückte der Gesetzgebung deutlich seinen Stempel auf. Über den Beruf zu einer vollständigen Erneuerung des gültigen Rechts gab es sich keinen Augenblick dem Zweifel hin; dünkte es sich doch im uneingeschränkten Besitze der Wahrheit. Bei der Beschaffenheit des Reichs konnte es nur zu Festsetzungen von örtlich beschränkter Gültigkeit, zu Landrechten, kommen, unter denen das bayrische, preußische und österreichische die wichtigsten waren. Statt des aus dem römischen Rechte hervorgegangnen „gemeinen Rechts" bildete das Vernunft- oder Naturrecht die Quelle, worauf sich die Verfasser der damaligen Gesetzbücher beriefen. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gewann der Code Napoléon nicht bloß in Westdeutschland, sondern auch in vielen andern Vasallenreichen des korsischen Eroberers Gültigkeit.

c) Die Geschichtschreibung und Geschichtsphilosophie.

Von den philosophischen und praktischen Richtungen des Zeitalters wurde ganz besonders die Geschichtschreibung ergriffen. Lange hatten sich die deutschen Historiker mit mühseligen und doch unzulänglichen Vorarbeiten abgequält oder sich mit der Rolle von Hilfsarbeitern für Gottes- und Rechtsgelehrte zufrieden gegeben. Auf dem jungfräulichen Boden der neugegründeten Göttinger Universität gedieh die Geschichte zuerst wieder als selbständiger Wissenszweig. Die Wogen der Zeit trieben das Schifflein der Historiographie hinaus auf die hohe See der Menschheits-, Welt- und Kulturgeschichte, bis die seligen Gefilde der Geschichtsphilosophie erreicht waren, wo der deutsche Geist zu lange dauerndem Aufenthalte seine Anker warf.

Der Fahnenträger unter den Göttinger Geschichtsprofessoren, Joh. Christoph Gatterer (1727—99), Gründer des ersten historischen Seminars (1764) und Bearbeiter der Diplomatik, Genealogie, Heraldik und Chronologie, hat sich siebenmal bemüht, den weltgeschichtlichen Stoff handbuchmäßig zu bewältigen; aber er blieb jedesmal vor dem Zeitpunkte stecken, wo die Geschichte für den modernen Menschen wertvoll zu werden anfängt: um 1500. Auch Schlözer (S. 475), ein Kenner der entlegensten Völkergeschichten, packte dreimal die Aufgabe einer

Digitized by Google

Weltgeschichte an, ohne sie zu erledigen. Was den beiden Göttingern nicht gelang, brachten andere zustande; so gibt es Weltgeschichten von Joh. Matth. Schröck (1733—1808), Joh. Gottfr. Eichhorn (1752—1827), Chr. Dan. Beck (1757—1832), Gottfr. Gabr. Bredow (1773—1814), K. Fr. Becker (1777—1806), dessen (später mehrmals umgearbeitete) Weltgeschichte heute noch Liebhaber findet, und vor allem die „24 Bücher allgemeiner Geschichte" von dem berühmtesten Geschichtschreiber des klassischen Zeitalters der deutschen Nationallitteratur, Johannes Edeln von Müller zu Sylvelden (1752—1809).

Unterdessen wurde die schon in der Barockzeit gepflegte Staatengeschichte weiter betrieben; so von dem als Kirchenhistoriker und Universitätslehrer ausgezeichneten Ludw. Timotheus (Freih. von) Spittler (1752—1810), von Schlözer, Eichhorn, K. L. (von) Woltmann (1770 bis 1817), Fr. Ancillon (1767—1837), A. H. L. Heeren (1760—1842), der im Verein mit Fr. Aug. Ukert (1780—1851) eine (gegenwärtig durch Karl Lamprecht fortgeführte) Sammlung von Staatengeschichten begründete. Die deutsche Geschichte bearbeiteten im alten Stile der Reichs- und Rechtshistorie (S. 443) Pütter (S. 475) und Franz Domin. Häberlin (1720 bis 1787), wogegen Mich. Ign. Schmidt (1736—94) schon auf den rechten Weg einer Volksgeschichte einbog. Preußens frisch aufstrebende Kraft trieb die ersten zeitgeschichtlichen Schriften höherer Art hervor, darunter die französisch abgefaßten Werke Friedrichs des Großen: „Histoire de mon temps" (1. und 2. schlesischer Krieg), „Histoire de la guerre de sept ans" und die „Mémoires, depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu'à la fin du partage de la Pologne" nebst den einleitenden „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg" (1751). Denkwürdigkeiten rühren her von: K. L. Freiherrn v. Pöllnitz (1692—1775), Eustach. Grafen Schlitz, gen. v. Görtz (1737—1821), Chr. W. v. Dohm (1751—1820), Karl Aug. Fürsten v. Hardenberg (s. die Tafel bei S. 61). Der Kulturgeschichte widmeten sich: Adelung (S. 439), der Vielwisser Chr. Meiners (1747—1810), Mich. Vierthaler (1758—1827), Heeren, während sich Fr. Chr. Jon. Fischer (1750—97, der Verfasser der heute noch gesuchten „Probenächte der deutschen Bauernmädchen", 1780), K. H. Ritter v. Lang (1764—1835), K. Gottl. (von) Anton (1751—1818), Dietr. Herm. Hegewisch (1746—1812), G. (Freih.) Sartorius von Waltershausen (1765—1828), K. Dietr. Hüllmann (1765—1846) und andre mit Einzelheiten daraus beschäftigten.

Pragmatisiert und philosophiert wurde von den eben Genannten insgesamt, geradeso wie von ihren französischen und englischen Berufsgenossen. Aber diese mehr gelegentliche Neigung verwandelte sich unter dem Anhauche des philosophischen Jahrhunderts in eine vollentwickelte Geschichtsphilosophie. Seitdem die patristisch-scholastische Geschichtsphilosophie jenseit der streng gläubigen Kreise (vgl. S. 441) jegliche Geltung verloren hatte, war eine Lücke da, die von der weltlich gerichteten Wissenschaft ausgefüllt werden mußte. Nicht die großen Rationalisten des 17., sondern erst die Freidenker des 18. Jahrhunderts warfen sich mit ihren bequem zu handhabenden Erklärungs- und Beurteilungssätzen auf die Geschichte: Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Turgot und Condorcet bei den Franzosen, Bolingbroke, Hume, Priestley, Ferguson und Henry Home bei den Engländern. Unter den Deutschen verkündigt der Schweizer Isaak Iselin (1728—82) die frohe Botschaft des seit dem Ausgang des Mittelalters wachsenden Fortschritts, der zu einem goldenen Zukunftsalter vollendeter Tugend und Glückseligkeit führen müsse, wogegen sein uns kürzlich durch J. Goldfriedrichs „Historische Ideenlehre in Deutschland" nahegebrachter Landsmann Jak. Dan. Wegelin (1721—91) bestrebt ist, den treibenden Kräften der Geschichte, den allgemein geltenden Ideen eines Zeitalters und ihrer gesetzmäßigen

Digitized by Google

Wirkungsart auf die Spur zu kommen. Die Masse der Popularphilosophen bläht sich im Bewußtsein, wie herrlich weit sie es gebracht habe, und verachtet die Geschichte als ein Wirrsal von Thorheit und Schlechtigkeit, kaum wert, der eignen Vollkommenheit zum Fußgestell zu dienen. In der Zeit des allgemeinen Prophetentums hüllte sich auch Gotth. Ephr. Lessing (1729 bis 1781), der Klarverständige, in den Wahrsagermantel und schrieb nach kirchenväterlichen und Leibnizschen Anregungen seine apokalyptische Phantasie „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (1781). Derselbe Mann, der im „Nathan" (S. 475) die Frage nach der wahren oder besten unter den positiven Religionen als unbeantwortbar zurückgewiesen hatte, bildete zwei Jahre darauf aus Heiden-, Juden- und Christentum eine nach ihrer Wertverschiedenheit abgestufte Reihen- und Rangfolge, weissagte ein viertes ewiges Evangelium wie die Joachimisten des 14. Jahrhunderts, gab Bescheid über die verborgensten Absichten der Gottheit wie ein mit dem Ewigen durchaus vertrauter Pietist, um schließlich mit dem altindischen Seelenwanderungsglauben mystisch ins Unendliche hinüberzuschweben.

Erst mit Joh. Gottfr. (von) Herder (1744—1803) steigt die Sonne der neuen Geschichtsphilosophie über den Horizont. Nachdem er sich in seinem Schriftchen „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774) über alles, was ihm an seiner Zeit widerwärtig ist, über ihre Üppigkeit, Ungläubigkeit, Gewaltthätigkeit und über seine Zeitgenossen, namentlich Iselin und Voltaire, das Herz ausgeschüttet hat, entrollt er in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91) ein mit flammenden Zügen hingeworfenes Gemälde, das immer die eindrucksvollste Urkunde einer Zeit bleiben wird, die K. Lamprecht mit dem Worte „Subjektivismus" gekennzeichnet hat. Mit dem ganzen Geschlechte der Stürmer und Dränger schwelgt Herder in der köstlichsten Errungenschaft des Jahrhunderts, der auch von ihm persönlich erstrittenen Geistesfreiheit, allerdings auf Kosten der Klarheit und Gesetztheit. Wie Herder im Leben nie den Zwiespalt zwischen dem Menschen und dem Geistlichen losgeworden ist, so wirbeln auch in seiner Philosophie die widersprechendsten Weltanschauungen durcheinander: Theismus, Deismus, Pantheismus, Naturalismus. Nachdem er mit einer selbst von Buffon (S. 456) nicht übertroffenen Meisterschaft den Schauplatz, auf dem zu herrschen der Mensch bestimmt war, in seinem stufenweisen Werden geschildert und die Erklärung der Geschichte aus den Naturbedingungen weitläufig vorbereitet hat, verdirbt er sich die wichtigste Stelle seines Werks — den Punkt, wo der Mensch aus der Natur hervorgeht, wo Natur und Kultur aneinander grenzen — durch den Einschub der mosaischen Schöpfungssagen und das völlig ergebnislose Herumdeuteln an ihnen. Weiterhin zerstört er sich die lehrreichsten Auseinandersetzungen durch die Aufnahme der Hallerschen Entwicklungslehre (S. 457), so daß ihm die „Auswicklung" der von Gott in den Menschen oder auch in die Menschheit eingeschachtelten Anlagen zur Humanität den Inhalt der Weltgeschichte bildet. Für seine Fehler entschädigt Herder durch die glänzende Art, womit er die einzelnen Völker und Zeitalter vorführt; sie sind ihm nicht minderwertige Vorstufen eines wertvollen Zukunftszustands, noch weniger betrachtet er sie als den dunkeln Hintergrund, von dem sich die helle Gegenwart abheben soll, sondern jedes Volk und jede Zeit dünkt ihm eine wichtige, einzigartige, unwiederholbare, selbstgenügsame Ausprägung des Menschheitsgedankens. Der hochherzige Sinn der Herderschen Kunstkritik (vgl. unten, S. 481) flutet auch durch seine Kritik der Weltgeschichte und erwärmt vor allem den Abschnitt über die von der Aufklärung gehaßten Jahrhunderte vor der Reformation.

Einen scharfen Beurteiler hat Herder an seinem ehemaligen Lehrer Kant (vgl. weiter unten) gefunden, der in seinen geschichtsphilosophischen Schriften (in den beiden Kritiken

Digitized by Google

von Herders „Ideen“, 1785, und in der Abhandlung „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, 1784) nicht allzusehr aus dem Rahmen der Aufklärung heraustritt. Die Geschichte erhält bei Kant ihre philosophische Würde durch die sittliche Bestimmung des Menschen. Wenn ihm als Anfangspunkt der Geschichte die Auflehnung des bis dahin schuldlosen Menschen gegen das Sittengesetz — gleichsam der Ursündenfall — gilt, so hält er die Sicherung des Sittengesetzes durch die zweckmäßige Vergesellschaftung des Menschen für das Endziel der Geschichte. Diesem nähern sich die Menschen, indem sie die Staatsverfassungen fortschreitend verbessern. Die Fortschritte der selbsterlebten Zeiten deutet Kant als Hinweise auf eine dauernde Völkerverbrüderung, deren idealer Zweck der ewige Friede sein werde.

d) Die schöne Litteratur und Kritik.

Alles, was die deutsche Aufklärung an fremden Gedanken entlehnt und an eignen erworben hatte, wurde bereits um 1750 von der schönen und schönwissenschaftlichen Litteratur aufgesogen. Durch zwei Menschenalter haben die Schöngeister das deutsche Kulturleben unumschränkt und auch später mit zwar verminderter, aber immer noch überragender Macht beherrscht. Die „nation of thinkers and of critics“ (Bulwer) hätte wirklich das Dichten nicht zustande gebracht, wenn sie nicht fortwährend über Dichten nachgedacht hätte. In keiner Litteratur sind Ästhetik (vgl. oben, S. 473) und Kritik mit der dichterischen Schöpfung so eng verbunden, wie in der deutschen. Als sich die Leipziger und die Schweizer bekämpften (S. 436), schmiedete der Wolffianer Baumgarten (S. 474) das Kunstwort „Ästhetik“; den bisherigen Vorrat an ästhetischen Begriffen und Gedanken hat er allerdings ebensowenig namhaft vermehrt, wie etwa Gg. Fr. Meier (1718—77), Joh. Gg. Sulzer (1720—79), Mendelssohn und Eberhard (S. 474), J. J. Eschenburg (1743—1820).

Mittlerweile war am deutschen Dichterhimmel ein Stern erster Größe aufgegangen, Friedr. Gottl. Klopstock (1724—1803). Er hat der deutschen Poesie wieder einen großen, würdigen Inhalt gegeben: Religion, Vaterland, Liebe, Freundschaft, Freiheit und Tyrannenhaß. Für sein Singen und Sagen schuf er sich den Ausdruck selbst, nicht frei von Überladenheit und von Unverständnis für die Verschiedenheit der deutschen und der antiken Verskunst. Wie er alle Bekenntnisse, die Sektierer des Unglaubens nicht ausgenommen, in seine Kreise zog, so fand er auch in den Landschaften Widerhall, die seit Jahrhunderten dem deutschen Schrifttum entfremdet waren, z. B. in Österreich. Ein Schwarm von Anhängern, der den Greis noch umschwirrte, bewunderte und ahmte nicht bloß seinen „Messias“ (1748—73) oder seine „Oden“ nach, sondern auch seine biblischen Dramen („Tod Adams“ 1757, „Salomo“ 1764, „David“ 1772) und seine Bardiete („Hermannsschlacht“ 1769, „Hermann und die Fürsten“ 1784 und „Hermanns Tod“ 1787). Der eigentliche Urheber dieses Bardentums war Heinr. Wilh. von Gerstenberg (1737—1823) gewesen, der Herausgeber der schleswigschen Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, der 1766 sein „Gedicht eines Skalden“ hatte erscheinen lassen und auch sonst für nordische Mythologie und Poesie Stimmung machte; 1768 veröffentlichte K. Fr. Kretschmann (1738—1809) seinen „Gesang Rhingulphs des Barden“, worin ebenfalls die germanischen Sänger mit jenem unberechtigten keltischen Namen belegt werden. Mit den „Liedern Sineds des Barden“ von dem österreichischen Jesuiten Michael Denis (1729—1800) ward die bisher ungestüm freiheitliche Dichtung höfisch und feierte in horazischen Metren die Großen der Erde.

Die Kunst zu philosophieren war Klopstocks Sache nicht; nur über grammatische und metrische Fragen hat er sich gelegentlich vernehmen lassen. Auch sein Nebenbuhler und anfänglicher

Digitized by Google

Nachahmer, Christoph Martin Wieland (1733—1813), war trotz seiner ausgebreiteten Kritikerthätigkeit kein Theoretiker, sondern nur einer von den vielen Vertretern der Philosophie des gesunden Verstands und der rechten Mitte, ein geistiger Feinschmecker und litterarischer Weltbürger. Obwohl sich die Mode den Engländern zugewendet hatte, blieb Wieland den Franzosen treu, doch ohne Ausschließlichkeit. Ein vortrefflicher Übersetzer römischer und spätgriechischer Schriftsteller, machte er sich auch als erster unter den Deutschen seit 1762 an Shakespeare und gab ihm tadelnde Anmerkungen im Sinne des französischen Zopfstils mit auf den Weg. Wieland war so wenig Dramatiker wie Klopstock oder Herder und kein Lyriker, hingegen der beste Erzähler der Aufklärung, der Schöpfer des national-deutschen Prosaromans („Agathon" 1766/67, „Die Geschichte der Abderiten" 1781, „Aristipp" 1809 u. s. w.) und der neuromantischen Verserzählung im Stil Ariosts („Idris" und „Musarion" 1768, „Oberon" 1781).

Das Drama zu nationalisieren war Lessing (S. 478) vorbehalten, dem großen Kritiker der Aufklärungszeit. In seinen Jugendlustspielen, Epigrammen, Fabeln und Liedern erreicht er kaum die Durchschnittshöhe der sächsisch-preußischen Dichterschule (S. 436). Doch durch ausgebreitete Studien bereichert und von englischen Vorbildern verlockt, schrieb Lessing sein erstes modernes, d. h. dem bürgerlichen Leben der Gegenwart entnommnes Trauerspiel „Miß Sara Sampson" (1755). Dem angeregtesten Abschnitte seines Daseins, dem Breslauer Aufenthalte während des Siebenjährigen Kriegs, entstammt sein Meisterlustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" (1763 gedichtet, 1767 erschienen), dem die freundliche Absicht untergelegt ist, die verfeindeten Sachsen und Preußen miteinander auszusöhnen. Die Jahre vor und nach diesem poetischen Höhepunkte bilden auch die Glanzzeit der Lessingschen Kritik. Der Beteiligung an den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend" (1759—65) folgten 1766 sein „Laokoon" und 1767—69 seine „Hamburgische Dramaturgie". Im unvollendet gebliebnen Laokoon steht Lessing bereits durchaus auf dem Boden der Neuhumanisten (S. 490); aus Homer, Sophokles, den griechischen Plastikern zieht er die Grundsätze, mit deren Hilfe er die Grenzen zwischen den redenden und bildenden Künsten anders absteckt als Ch. Batteux, J. B. Dubos und die englischen Kunstrichter. Auch die „Hamburgische Dramaturgie" hat ihre Bedeutung nicht darin, daß sie den längst ausgetragnen Streit zwischen Engländern und Franzosen abermals zu Gunsten der erstern entscheidet, sondern daß sie die Werke der modernen Welt an der griechischen Kunst und der aristotelischen Kunstlehre abmißt. Wohl wurden die Deutschen den welschen Zopf los, aber dafür wurde ihnen der hellenische Kothurn untergeschnallt; ein alter Götze wurde zertrümmert, dafür aber ein neuer auf den Altar gestellt. An Lessing selbst bewährte sich noch der Erbfluch der despotischen Kritik, die auf ewigen Gesetzen zu fußen vorgibt: er verkannte das lebensfähige Neue und die That des Genies. In dem Urteil über den jungen Goethe berührte er sich mit dem hierin ganz französischen Friedrich II., der in seinem Büchlein „De la littérature allemande" über Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Schrifttums den Stab brach, obwohl er ihm nicht alle Aussicht auf eine bessere Zukunft absprach.

In regelmäßig abgemessnen Zwischenräumen von dreißig Jahren folgen einander die Umsturzbewegungen in der Litteratur. Nachdem sich 1740 das junge Geschlecht gegen die Gottschedsche Bevormundung empört hatte, entstand um 1770 ein weit heftigerer Aufruhr; diesem sind die Litteraturrevolutionen von 1800, 1830, 1890 gefolgt. Die europäische Aufklärung hatte vier mächtige Bildner des Menschenlebens unterschätzt: die Religion, die Nationalität, das Volk, die Geschichte. In vierfacher Hinsicht empörte sich das unbefriedigte Geschlecht, das um 1770 emporkam, gegen die Gewaltherrschaft der Aufklärungsmänner, die sich plötzlich von der

Digitized by Google

Jugend, also der Zukunft, im Stiche gelassen sahen. Die Schlagworte der Jungen waren: Originalität, Genialität, Kraft, Natürlichkeit, Volkstümlichkeit; sie dachten ebenfalls an Menschen- und Völkerbeglückung. Die Dichter der Geniezeit scheiden sich in zwei Gruppen: eine norddeutsche — der Göttinger Hain — und eine süddeutsche — die Stürmer und Dränger. Den Göttingern gehörte das gottbegnadete, auf dieser Welt jedoch verkümmerte Genie Gottfried August Bürgers (1747—94) an, dem sich Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819) und sein Bruder Christian (1748—1821), der Homerübersetzer und Idylliker Joh. Heinr. Voß (1751—1826), der Elegiker Ludw. Heinr. Christoph Hölty (1748—76), Joh. Martin Miller (1750—1814), der Dichter des „Siegwart" (1776), und Joh. Ant. Leisewitz (1752—1806), der Verfasser des „Julius von Tarent" (1776), anreihen. Unter den Stürmern und Drängern sind hervorzuheben außer Chr. Friedr. Daniel Schubart (1743—91), dem Gefangnen vom Hohen Asperg, und Friedrich Müller („Maler-Müller"; 1749—1825): der hochbegabte, früh verkommene Reinhold Lenz (1751—92), Friedr. Maximilian Klinger (1752—1831), ein genialer Dramatiker und Romanschriftsteller, dem die gebührende Anerkennung nie zu teil geworden ist, Heinr. Leop. Wagner (1747—79), Verfasser des Dramas „Die Kindesmörderin" (1776). Auch Goethes und Schillers Jugend verbrauste in Sturm und Drang.

Der Mann, der die Genieperiode in ruhigeres Fahrwasser steuerte, war Herder (vgl. oben, S. 478). Die Stärke Herders liegt nicht in seinen selbständigen Dichtungen, den Legenden und Epigrammen, geschweige denn in seinen Dramen (Brutus 1772/74, Admetus' Haus 1803); im Nach- und Umdichten offenbart sich seine großartige Gabe des Anempfindens, wie dies seine Sammlung „Volkslieder" (1778/79), sein (als Ganzes erst 1806 gedruckter) „Cid" und der größte Teil seiner Parabeln und Paramythien erweisen. Dieselbe Gabe hat ihn zur Wendegröße der litterarischen Kritik gemacht. Erst Herder hat die Volkspoesie würdigen gelehrt und die Rangordnung zwischen der naiven, urwüchsigen, unwillkürlichen und der künstlichen, erdachten, erarbeiteten Poesie festgestellt. Die fliegenden Blätter „Von deutscher Art und Kunst" (1773) und die Schrift „Vom Geist der ebräischen Poesie" (1782/83) entwickeln in dithyrambischem Stile sein künstlerisches Bekenntnis. Wie sich Herder in seinen spätern Arbeiten mit Kant auseinandergesetzt hat, so waren seine frühesten kritischen Schriften (Fragmente „über die neuere deutsche Litteratur" 1767/68, Kritische Wälder 1769) Auseinandersetzungen mit Lessing. Nicht mit diesem, sondern mit Herder hat ein neues Zeitalter der Kritik begonnen: das des historischen Verstehns und Beurteilens der Kunstwerke aus sich selbst, ihrer Umwelt und dem Geist ihrer Urheber. Herder hat mit den humanistischen Beschränktheiten gebrochen und jedwede Nachahmungssucht grundsätzlich verworfen. Für ihn gibt es keine allgültigen Regeln, keine unverbrüchlichen Gesetze, keine zeitlosen Kunstwerke. Er hat der Schlange des ästhetischen Vernunft- und Gewissenszwangs den Kopf abgeschlagen; aber aus ihrem Blute sind immer wieder neue Ungetüme erstanden, deren Umschlingungen die lebendige Kunst jederzeit in gefährlichster Weise bedroht haben.

12. Das Bildungswesen seit der Aufklärung.

A. Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika.

a) Großbritannien.

Von den allgemein europäischen Einflüssen ist in den letzten anderthalbhundert Jahren am wenigsten England bestimmt worden. Zu den wichtigsten Gründen der Sonderstellung

Digitized by Google

Englands gehört der eigentümliche Ausgang der englischen Aufklärung (S. 463). Ihre Spuren verloren sich im 18. Jahrhundert; sie hinterließ weder Bekenner noch ein Bekenntnis. Dem Geschlechte der Freidenker mangelte die Nachkommenschaft. Dagegen behielt die Hochkirche ihre festgegründete Macht, und auch die Sektiererei gedieh fröhlich weiter. Selbst in ihren höhern Schichten schöpfte die britische Nation ihre seelische Nahrung aus den beiden Testamenten. Obwohl sich England von der wissenschaftlichen Arbeit Europas nicht ausschloß, nahm es an dessen Ringen nach einer den wissenschaftlichen Ergebnissen entsprechenden Weltauffassung nicht teil. Das satte, wirtschaftlich übernährte, dem intellektuellen Trägheitsgesetze verfallne Volk begnügte sich mit einer Philosophie des gesunden Menschenverstands, der platten Nützlichkeit, mit einem denkscheuen Agnostizismus. An dem Felsen des Beharrens haben sich in dem unentwegt aristokratischen Lande die Wellen der bürgerlich-demokratischen Aufklärung gebrochen, die hier ohne Todeskampf dahingestorben ist. Deshalb unterscheidet sich die englische Kulturgeschichte der letzten 150 Jahre so sehr von der festländischen.

Die Sonderstellung Großbritanniens zeigt sich namentlich auf dem Gebiete des Bildungswesens, wo bis zur Gegenwart die Kraft des Beharrens im Überkommenen stärker gewesen ist als der Trieb zur Verbesserung. In dem Neuen, das trotzdem entstanden ist, bewährt sich die oft erprobte Ursprünglichkeit der Inselrasse, die das Nachahmen nicht nötig hat, weil sie sich in ihrer Gesamtheit und in ihren Unterverbänden immer selbst zu helfen im stande war. Obwohl die herrschende Grundaristokratie der geistigen Hebung der niedern Schichten aus kurzsichtiger Herrschbegier widerstrebte; obwohl der neue Fabrikanten- und Kaufmannsadel auf die Kinder des Volks im zartesten Alter Beschlag legte, um sie seiner Gewinnsucht dienstbar zu machen; obwohl sich die Hochkirche um die Bildung der Massen nicht kümmerte, teils aus Überlieferung, teils aus Geiz: so zwang doch das unermüdliche Beispiel von Privatleuten die kirchlichen Körperschaften mitsamt dem Staate, sich des Volksschulwesens anzunehmen, worauf sich das Streben, Morsches zu beseitigen und Neues zu begründen, auch den höhern Bereichen des Unterrichts zuwandte. Die volksfreundliche Bewegung nahm ihren Anfang in den Kreisen der Dissenters. Der Quäker Joseph Lancaster (1778—1838) gründete seit 1798 Armenschulen, in denen er wegen Lehrermangels die jüngern und schlechtern Schüler von den ältern und bessern unterrichten ließ (monitorial oder mutual instruction). Die Methode stammte her von Andrew Bell (1753—1832), für den alsbald die Hochkirche im Wetteifer mit den Dissenters ebenfalls Schulen zu errichten begann. Durch mehrere kleine und zwei große Vereine (die hochkirchliche National Society 1807 und die allgemein christliche British and Foreign School Society 1808) erfolgte die Begründung des englischen Volksschulwesens, vorerst ohne Zuthun des Staats. Nach hartem Kampfe gegen Hochkirche, Adel und die jede Staatseinmischung verwerfenden Doktrinäre (Voluntaristen) bewilligte 1833 die whiggistische Parlamentsmehrheit 20,000 Pfund Sterling für Volksschulzwecke. Bis zum Jahre 1870 wuchs die jährliche Unterstützung auf 1 Mill. Pfd. Sterling an, nachdem unterdessen die erste staatliche Schulbehörde, das Committee of Council on Education, eingesetzt worden war. Mit der Forsterschen Elementary Education Act von 1870 beginnt die englische Schulgesetzgebung. Pfarrgemeindliche School Boards haben für die Errichtung von konfessionslosen Schulen zu sorgen, neben denen die kirchlichen Unterrichtsanstalten mit Staatszuschuß fortbestehen dürfen, wenn sie sich den gesetzlichen Vorschriften (Schulinspektion) fügen. Die allgemeine Schulpflicht erstreckt sich über Knaben und Mädchen vom vollendeten 5.—13. Jahre; doch werden der Industrie zuliebe gut unterrichtete Kinder, die älter als 11 Jahre sind, vom Schulbesuche befreit. Der Volksschulunterricht ist

Digitized by Google

heute fast unentgeltlich; von den 5 Mill. Pfund Sterling, die ihm zur Verfügung stehen, entfallen nur 20,000 Pfund auf Einnahmen aus Schulgeld.

Was den Mittelschulunterricht anlangt, so haben die ältern Stiftungsschulen (die 9 greatest public schools und die 18 great public schools) ihren humanistischen Zug im ganzen bewahrt. Gleichwohl haben sie dem Drucke der Regierung und der öffentlichen Meinung insofern nachgegeben, als sie den Lehrplan erweitert und modernisiert haben. An mehreren Stiftungsschulen sowie an den meisten Privat- und Vereinsschulen (private and proprietary schools) ist den humanistischen Klassen eine Realabteilung (moderne side) beigefellt worden; ab und zu auch eine military side, eine commercial class oder ein engeneering department. Das Fachschulwesen Englands trägt überhaupt noch einen wildwüchsigen Charakter; doch ist zu rühmen, daß die von oben begünstigte technical education auf breitere Schichten als diesseit des Kanals berechnet ist.

Tief in der Vergangenheit stecken noch die alten Universitäten Cambridge und Oxford; nur ihrer hochkirchlichen Ausschließlichkeit sind sie endgiltig entkleidet. Ihr Schwerpunkt liegt in den selbstherrlichen Colleges mit ihren reichen Mitteln und Bildungsbehelfen; verfügen doch die Oxforder Colleges über ein Jahreseinkommen von 360,000 Pfd. Sterl., die Cambridger von 300,000 Pfd. Sterl. Die Universität als Ganzes ist im wesentlichen eine Prüfungsanstalt, die gegen Taxen, ihre Haupteinnahmequelle, die Grade eines Baccalaureus, Magisters und Doktors erteilt. Als die von den Colleges der alten Universitäten ausgeschloßnen Dissenters 1827 in London das University College gründeten, stellte die Hochkirche diesem das Kings College entgegen (1831), worauf die Regierung die Londoner Universität als Prüfungsstätte darüber baute (1836). Ebenso bildet die Victoria University in Manchester (1880) den Sammelpunkt für drei Colleges in Manchester, Liverpool, Leeds und die University of Wales den Überbau für drei andre Colleges. Die 1833 eröffnete Universität zu Durham ist eine theologische Fachschule. Im übrigen sorgen für den Unterricht in der Gottesgelehrtheit die bischöflichen Seminare. Die Mediziner holen sich ihr Fachwissen in den reich ausgestatteten Spitälern, die Juristen nach wie vor in den Inns (S. 400). Weil der Sport die Hauptangelegenheit der vermöglichen Universitätsstudenten und auch schon der Schüler an den public schools bildet, so scheiden sich die Studierenden in solche, die bloß durchkommen wollen (passmen), und in solche, die sich auszeichnen und dadurch bestimmte Vorteile erringen wollen (classmen). Da nun allseits auf die strenge wissenschaftliche Haltung der Universitäten kein sonderliches Gewicht gelegt wird und ihre Lehrpersonen keinen selbstgenugsamen Wirkungskreis besitzen, so war es leicht, der seit 1875 bestehenden University Extension (Universitäts-Ausdehnung) Eingang zu verschaffen. Sie zielt darauf ab, durch Reihen von Vorlesungen über verschiedne Fächer (Geschichte, Litteratur, Naturlehre, moderne Sprachen u. s. w.) außerhalb der Universität im ganzen Lande Kenntnisse zu verbreiten, wobei Prüfungen abgehalten und Zeugnisse ausgestellt werden.

Das Bildungswesen im presbyterianischen Schottland und im katholischen Irland weicht vom englischen in manchen Stücken ab. Die schottischen Universitäten mit niedern und höhern Klassen, Fakultäten und Rektoren können nur durch staatliche Zuschüsse bestehen. Drei von ihnen stammen noch aus dem 15. Jahrhundert (Saint Andrews, Glasgow, Aberdeen); die vierte, in Edinburg, ist 1582 errichtet worden. In Irland besteht neben der Dubliner Universität (Trinity College 1591) und der 1879 gegründeten Royal University eine katholische Universität mit neun Colleges.

Digitized by Google

b) Die Vereinigten Staaten.

Die Anfänge des nordamerikanischen Volksschulwesens sind konfessioneller Natur; man unterwies die Jugend in den Anfangsgründen, damit sie die Bibel lesen könne. Massachusetts ging schon 1647 allen andern Kolonien mit einer besondern Schulordnung, ebenso 1852 mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht voran. Bis zur Gegenwart ist das Schulwesen Sache der Einzelstaaten geblieben; von Bundes wegen ist bloß ein Bureau of Education zur Erteilung von Auskünften 1867 in Washington errichtet worden. Das amerikanische Mittel- und Hochschulwesen hat sich so selbständig entwickelt, daß es weder dem englischen noch dem französischen noch dem deutschen gleicht. Mit europäischen Namen bezeichnet man Anstalten, die nicht allein von den europäischen, sondern auch untereinander verschieden sind. „Die Universitäten in der Union sind sämtlich (abgesehen von der Clark-University) entweder bloße Gymnasien, respektive Realschulen oder zugleich Gymnasien und Universitäten. Die untern Klassen, und zwar der ersten zwei, vielfach drei Jahre, entsprechen, respektive sollen unsern höhern Gymnasialklassen entsprechen, woran sich dann auf den höhern Instituten, namentlich des Ostens, der Unterricht unsrer philosophischen Fakultät schließt, seltner der übrigen Fakultäten.“ (J. Conrad.) Theologie, Jurisprudenz, Medizin werden an Spezialschulen gelehrt, die oft in keiner, oft nur in loser Verbindung mit den Universitäten stehen. Die berühmten Hochschulen des Ostens, darunter namentlich das Harvard College in Cambridge (Mass.; 1636 gegründet) mit einem Ausgabenvoranschlage von 1,6 Millionen Dollars jährlich, sind Privatgründungen, die von einem meist konfessionell gefärbten Aufsichtsrat (trustees) mit einem Präsidenten an der Spitze verwaltet werden. Im Westen bestehen einige Staatsuniversitäten. Zucht und Studienvorschriften sind strenger als an den Hochschulen Europas.

B. Frankreich, Belgien, Holland und Italien.

a) Frankreich.

Im Gegensatze zu England ist die Aufklärung in Frankreich allzeit der Sauerteig der geschichtlichen Entwicklung geblieben. Politische Parteien und soziale Klassen haben die Aufklärungsgedanken des 18. Jahrhunderts zwischen den Rückschlägen des 19. erfolgreich hindurchgesteuert. Überhaupt ist die französische Aufklärung eine durchaus nationale That, bedingt durch die Geschichte und Art des Volks, das mit der Leidenschaft für die unbedingt giltige Erkenntnis den stürmischen Willen verband, jeden Widerspruch zu ertöten. Das französische Volk hat im 18. und 19. Jahrhundert keine andern Eigenschaften als in frühern Jahrhunderten gezeigt. Es ist der Geist, der die römische Kaiserzeit erfüllt, der dann in den romanischen Völkern trotz des germanischen Bluteinschlags wieder durchdringt und in immer neuen Wandelgestalten zum Vorschein kommt, bald als Gallikanismus in der Kirchenverfassung, bald als Absolutismus in der Regierungsform, als Dogmatismus in der Philosophie, als Klassizismus in der Kunst; er offenbart sich im Wörterbuche der Akademie, in der Boileauschen Poetik, in der Encyclopédie ebenso wie in der Guillotine, im Konkordat von 1801, im Code Napoléon. Voltaire, Rousseau, Diderot entstammen keiner andern Familie als die Scholastiker, die Inquisitoren, als Calvin und Beza, Descartes und Pascal, Richelieu und Ludwig XIV., Bossuet, Marat und Hébert, Bonaparte, Karl X., Saint Simon und Blanqui, Guizot, Comte und Thiers oder die Adoptivsöhne Gambetta und Waldeck-Rousseau. Sie alle sind Vergewaltiger des freien Menschengeistes, Fanatiker des Unbedingten, bar alles Sinns für die Verhältnismäßigkeit der menschlichen

Digitized by Google

Erkenntnisse und für die historische Bedingtheit der menschlichen Handlungen. Mit fürchterlicher Selbstgewißheit schleppen sie das graue Erbübel der Menschheit durch die Jahrhunderte weiter, den Vernunft- und Gewissenszwang.

In ihrer gleichmacherischen Tollwut riß die Revolution alle bodenständigen Gewächse, die selbst der königliche Despotismus geschont hatte, mit den Wurzeln aus. Indem sie der Kirche und der Geistlichkeit ans Leben ging, machte sie auch dem bisherigen Lehr- und Schulwesen den Garaus. Der demokratische Gedanke eines gleichheitlichen Bildungswesens mit allgemeiner Schulpflicht blieb ein Traum; denn das Volk versagte seine Kinder einer Einrichtung, die ihre Pfleglinge dem Unglaubenszwange preisgab. Da nun auch die wenigen „Zentralschulen" keinen Ersatz für die aufgehobnen Gymnasien boten und von den Universitäten des alten Frankreichs keine bestehen blieb, so mangelte es an jedweder Möglichkeit, eine höhere Bildung zu erwerben, was denn doch ein Bedürfnis war, obwohl die Bildung als aristokratisch und volksfeindlich von den am weitesten links stehenden Parteien mit Acht und Bann belegt wurde. Glücklicherweise waren die revolutionären Machthaber, wie ehedem die Aufklärer, dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit zugänglich, und so setzten sie doch wenigstens der Errichtung neuer Fachschulen keinen Widerstand entgegen. 1794 wurde die École polytechnique gegründet, im wesentlichen eine Meisterschöpfung des Mathematikers Gaspard Monge (1746 bis 1818), eines Jakobiners, den Napoleon I. 1806 in den Grafenstand erhoben, Ludwig XVIII. jedoch wieder seiner Würden entkleidet hat. Auch an dem neugegründeten Muséum d'histoire naturelle wurden und werden strengwissenschaftliche Vorträge gehalten, wie dies am Collège de France üblich blieb, der einzigen höhern Lehranstalt vorrevolutionären Ursprungs, die aus dem Wandel und Wechsel der Zeiten unversehrt hervorgegangen ist. Für das Konsulatwesen wurde 1795 die École spéciale des langues orientales vivantes und zur Heranbildung von Lehrern des höhern und mittlern Unterrichts die École normale supérieure ins Leben gerufen. Später sind — von den militärischen, bergmännischen, tierärztlichen, landwirtschaftlichen und ähnlichen Fachhochschulen abgesehen (vgl. unten, S. 494) — noch hinzugekommen: die École nationale des chartes (1821, für das Studium der geschichtlichen Urkunden) und die 1868 gestiftete École pratique des hautes études à la Sorbonne (für praktische Übungen).

Es war Napoleon I. vorbehalten, das Kirchen- und Schulwesen Frankreichs aus einem Schutthaufen wieder in ein haltbares Bauwerk umzugestalten. Aber Kirche und Schule erstanden nicht in alter Selbstherrlichkeit, sondern als streng beaufsichtigte Staatsanstalten und Beamtenverbände. Das Ziel war erreicht, nach dem die Staatsgewalt seit Jahrhunderten gestrebt hatte. Die napoleonische Schule, halb Kaserne, halb Kloster, bekam ihren Rückhalt an dem 1808 errichteten Zwangsverbande der Université, der alle Lehrer des Reichs umschließt und einer obersten Leitung unterordnet. Die alten Universitätskörperschaften wurden nicht wieder erneuert, wohl aber fünferlei Fachanstalten unter dem Namen Fakultäten eingerichtet: für protestantische Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, sciences (Mathematik und Naturwissenschaften) und lettres (Geisteswissenschaften). Zur Pflege der Wissenschaften an sich waren nicht die Fakultäten bestimmt, sondern die Akademien, insonderheit das Institut de France. Trotzdem hat Frankreich niemals Mangel an tüchtigen Gelehrten gelitten.

Für die Volksschule hatte das Kaiserreich so gut wie nichts geleistet; auch die Restauration (1814—30) kümmerte sich nicht um einen Unterrichtszweig, der ihren rückläufigen Grundanschauungen nicht zusagte. Die Geistlichkeit, die nun wieder in Gunst kam (so kehrten die Jesuiten zurück), nahm sich ebenfalls lieber des höhern Unterrichts an, ohne sich dem niedern zu entziehn. So hat

Digitized by Google

sich denn erst das bürgerfreundliche und freisinnige Julikönigtum (1830—48), besonders das Ministerium Guizot, das Verdienst erworben, das französische Volksschulwesen zu organisieren (1833), wobei der Lehrfreiheit und den Privatschulen ein breiter Entfaltungsspielraum geboten wurde. Aber dort, wo die Freiheit Opfer kostete und bloß idealen Gewinn eintrug, hat von ihr immer nur die Kirche Gebrauch gemacht, hinter der das Volk steht, weil dieses seine Kinder den Grundsätzen der Religion gemäß heranerzogen sehen will. Als dann das Jahr 1848 die Besitzenden mit Schrecken vor dem „roten Gespenst" erfüllt hatte, wurden die bisher revolutionslustigen Bürgerklassen umsturzscheu und erhaltungssüchtig, wie dies unter anderm im Unterrichtsgesetze von 1850 zu Tage tritt; die Kirche erhielt ihren reichlich zugemessnen Teil an der Schulaufsicht. Auch unter dem zweiten Kaiserreiche (1852—70) blieb die Kirche eine Verbündete der Staatsgewalt; selbst unter der dritten Republik (seit 1870) behielt sie ihre starke Stellung, solange der Staat vor der Rückverwandlung in eine Monarchie nicht sicher war. Seit dem Rücktritte des Präsidenten Mac Mahon (1879; S. 37) eröffnete der Staat wieder auf allen Linien den Kampf gegen die Kirche, der hauptsächlich ein Kampf um die Schule war. „Es wurde der Gehalt der Lehrer erhöht, eine Menge neuer Schulen und Lehrerseminare errichtet, Schulzwang eingeführt, das Schulgeld abgeschafft, das kirchliche Aufsichtsrecht aufgehoben, die Verwendung von geistlichen Lehrkräften in den öffentlichen Schulen beseitigt, der Religionsunterricht durch bloße Morallehre ersetzt" (L. v. Jolly). Trotzdem behauptete sich die Geistlichkeit sowohl an den privaten wie an den Gemeinde-Volksschulen; um 1900 besuchte noch ein Dritteil aller Schulkinder des Reichs ihre niedern Lehranstalten. Aber es handelte sich dabei nicht um eine bloße Macht-, sondern um eine Brotfrage; es mußte Raum für die Zehntausende stellenloser Kandidaten und namentlich Kandidatinnen des Lehramts geschaffen werden, die sich aus dem bescheidnern Mittelstande rekrutieren. So holte denn die dritte Republik zu ihrem heftigsten Schlage, zu dem Kongregationengesetze von 1901, aus, das den geistlichen Körperschaften die Lehrbefugnis entzieht.

Als nach der Revolution der Mittelschulunterricht (instruction secondaire) wiederhergestellt wurde, geschah es in den Formen der alten Jesuitenschule. Die staatlichen Lyzeen und die kommunalen und privaten Kollegien wurden wieder als mehrklassige Lateinschulen mit Internaten eingerichtet, worin noch heute die Mehrzahl der französischen Jünglinge heranwächst. Allein die alte Fünf der Klassen verwandelte sich nach und nach in die Acht und Neun, wie denn überhaupt das Gesetz mit den Jahren und dem Gehirne der Jugend immer verschwenderischer umgeht. Frankreich ist seit Napoleon das gelobte Land der Prüfungen und der vom Prüfungsergebnis abhängigen Berechtigungen geworden. Als das Gesetz von 1850 der Lehrfreiheit Spielraum verschaffte, machten fast nur die Geistlichen davon Gebrauch, so daß, trotz der Austreibung des Jesuitenordens 1880 und der fortgesetzt kirchenfeindlichen Thätigkeit der Behörden, noch um 1900 beinahe die mathematische Hälfte der Mittelschüler in kirchlichen Anstalten ihre Bildung erhielt.

Dem humanistischen Gymnasium hat sich schrittweise das französische Realschulwesen angegliedert (enseignement secondaire spécial, seit 1891 moderne). An den großen Lyzeen wurden parallel mit den obersten Klassen besondre mathematische Jahrgänge zur Vorbereitung auf die Fachhochschulen nach Art der École polytechnique errichtet. Nachdem bis 1881 nur einzelne Gemeinden nichthumanistische Schulen gegründet hatten, bemüht sich seit 1881—1886 auch der Staat, selbständige neunklassige Realschulen ins Leben zu rufen, deren Lehrplan Englisch und Deutsch, Mathematik, Rechnungswesen, Naturlehre, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Philosophie und Moral, Recht und Nationalökonomie umfaßt.

Digitized by Google

Seit dem Kriege von 1870/71 haben im französischen Bildungswesen deutsche Einflüsse Platz gegriffen, namentlich im Hochschulunterricht (instruction supérieure). Die Universitäten haben sich mehr und mehr aus Abrichtungsanstalten in wissenschaftliche Bildungsinstitute mit Vorlesungen, Conférences, Seminaren, Laboratorien u. s. w. verwandelt. Auch sind sie wieder Körperschaften mit selbständigen Befugnissen geworden. 1896 ist sogar der Name Université für den örtlichen Verband mehrerer Fakultäten von Amts wegen wiederhergestellt worden. Kennzeichnend für die Politik der dritten Republik ist die Aufhebung der katholisch-theologischen Fakultäten (1885), wogegen zwei evangelische Fakultäten fortbestehen; und dies in einem Lande mit nahezu 98 Prozent Katholiken! Auch hat die Regierung die „freien" Fakultäten, die die Kirche nach dem Verzichte des Staats auf das Unterrichtsmonopol (1875) errichtet hatte, 1880 durch ein besondres Gesetz wieder aufgehoben.

b) Belgien, Holland und Italien.

Das belgische Unterrichtswesen hat bis 1815 die Schicksale des französischen geteilt, da die ehemals österreichischen Niederlande von 1794—1814 zu Frankreich gehörten. Nachdem sich Belgien von Holland losgerissen hatte (1830/31), wurde die Schule der Kampfplatz zwischen den Klerikalen (Jesuiten) und Liberalen (Freimaurern), weshalb sie von den jeweiligen Kammermehrheiten abhängig war (vgl. S. 376). Da seit 1884 die klerikale Partei am Ruder steht, so ist heute nicht nur der größere Teil der Schulen geistlich, sondern es ist auch der Religionsunterricht vorgeschrieben und die Schulaufsicht der Geistlichkeit in die Hände gegeben. Selbst in den Mittelschulen hat der Klerus das Übergewicht. Seit 1887 gibt es drei deutlich gesonderte Gattungen von Mittelschulen, die häufig an der nämlichen Anstalt (Athenäum) vereinigt sind und ungefähr dem Gymnasium, Realgymnasium und der Realschule Deutschlands entsprechen. Nachdem 1816 und 1817 die beiden konfessionellen Staatsuniversitäten, Gent und Lüttich, nach deutschem Muster begründet worden waren, errichtete die Geistlichkeit 1835 eine katholische Universität auf dem alten Schulboden von Löwen, der die Liberalen 1834 eine „freie" Universität in Brüssel entgegenstellten.

Auch das berühmte Schulwesen der Niederlande (Hollands) verfiel in der napoleonischen Zeit der Vereinheitlichungssucht des französischen Gewaltherrschers. Nach seinem Sturze wurden die Hochschulen von Leiden, Utrecht, Groningen als Staatsuniversitäten wieder ins Leben gerufen und ihnen mehrere Athenäen beigeordnet (1816). Als die letztern unhaltbar geworden waren, gewährte das Gesetz von 1876 der Stadt Amsterdam das Recht, eine städtische Universität zu errichten mit den fünf üblichen Fakultäten.

In Italien ist das Schulwesen eine Angelegenheit des 1859—66 begründeten Einheitsstaats geworden. Wohl hat der Staat die allgemeine Schulpflicht eingeführt, sie jedoch auf die Zeit vom 6.—9. Lebensjahre beschränkt, was sonst nur noch in Spanien der Fall ist. Mit Ausnahme von zweien (Genua und Messina) sind sämtliche Universitäten der Apenninischen Halbinsel und Siziliens vor dem 19. Jahrhundert gegründet gewesen, in das sie schon ihres Vermögens beraubt eingetreten sind. 17 von ihnen sind staatliche, 4 freie (gemeindliche) Anstalten, alle ohne theologische Fakultät; 11 sind vollständige Universitäten mit vier, 10 unvollständige mit drei oder weniger Fakultäten. Sie bereiten meist auch zu den niedern liberalen Berufen vor (Notare, Prokuratoren, Pharmazeuten, Veterinäre, Hebammen). Eine Anzahl von Fachschulen ist ihnen dem Range nach gleichgestellt, darunter das Reale Istituto di studi superiori pratici e di perfezionamento zu Florenz und die R. Accademia scientifico-letteraria zu Mailand.

Digitized by Google

C. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn; Skandinavien und Rußland.

a) Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn.

Obwohl in dem zersplitterten Deutschland von ehemals kein gesamtdeutsches, sondern nur ein territoriales oder örtliches Bildungswesen zustande kommen konnte, haben doch immer die größern Einzelstaaten, denen auch im neuen Reiche die gesetzliche Regelung des Unterrichts und der Erziehung belassen worden ist, durch ihr Beispiel vereinheitlichend gewirkt.

α) Die Volksschule.

Die Geschichte der deutschen und zugleich nichtlateinischen Volksschule reicht bis auf die deutschen Schreibschulen zurück, die gegen 1500 auftauchen. In der Reformationszeit kam es dann zu landesherrlichen Kirchen- und Schulordnungen, z. B. in Württemberg (1559) und Kursachsen (1580), worin auch auf den niedern Unterricht Bedacht genommen wurde; die württembergische Schulordnung enthält ausdrückliche Bestimmungen über deutsche Schulen für das arme Volk. Allein in den bösen Zeiten vor, während und nach dem Dreißigjährigen Kriege verkümmerten die Ansätze, so daß eigentlich erst die Fürsten der Aufklärungszeit die Neuschöpfer eines deutschen Volksschulwesens in ihrem Machtbereiche geworden sind. Pietismus und Rationalismus in ihrem Kampfe gegen die Orthodoxie hatten den Aufklärern die Wege geebnet, zu deren Überzeugung auch die Ansicht gehörte, daß ein gewisses Maß von Bildung zur Glückseligkeit der Einzelnen und zur Wohlfahrt des Gemeinwesens unentbehrlich sei. Alle Aufklärer, die Machthaber unter ihnen nicht ausgenommen, haben etwas Hof- und Schulmeisterliches, Lehr- und Erziehungssüchtiges an sich. Ein rechter Volkspädagog war z. B. König Friedrich Wilhelm I., der 1716 den Schulzwang in Preußen einführte, aber sich in Ermangelung von geeigneten Lehrern oft mit Küstern und Handwerkern begnügen mußte, weshalb er die ersten Lehrerseminare errichtete. Friedrich II. ließ durch Hecker (S. 402) ein General-Landschul-Reglement (1763) ausarbeiten, das auf Schüler und Lehrer Bedacht nahm. Obgleich die Schulhoheit des Staats außer Frage stand, behielt das Schulwesen einen bekenntnismäßigen und landeskirchlichen Zuschnitt; außerdem waren die Fürsten auf die Mitwirkung der Gutsherren angewiesen, die das Schulpatronat innehatten, so daß erst mit dem schrittweisen Verschwinden der feudalen Abhängigkeiten der Suverän oder der Staat wirklich der Beherrscher der Schule und des Volks geworden ist.

Nicht so leicht wie in den protestantischen Ländern hatte es der Staat bezüglich der Schulhoheit in den katholischen, wo die Kirche ihre Herrschaftsansprüche auf die Geschichte von mindestens tausend Jahren stützen konnte. Allein auch die fromme Kaiserin Maria Theresia erklärte 1770 das Schulwesen für „ein Politicum". Sie ist die Stifterin der österreichischen Volksschule. Der erste „Allgemeine Schulplan" (1774) rührt von dem Saganer Abte Joh. Ignaz von Felbiger (1724—88) her, der 1765 im Auftrage des fridericianischen Ministers Ernst Wilhelm von Schlabrendorf die Schulordnung für das katholische Preußisch-Schlesien und die Grafschaft Glatz ausgearbeitet hatte. An die Stelle der theresianischen trat 1805 eine neue Schulordnung, die während der bis 1848 dauernden Stillstandszeit Giltigkeit besessen hat. Von Maria Theresia bis in die 1860er Jahre war die Schule im vielsprachigen Donaustaate thatsächlich ein Politicum, ein Mittel der Zentralisation und Germanisation.

Als die aufgeklärten Machthaber noch mitten in ihrer schulfreundlichen Thätigkeit standen, brach im Gefolge der geistigen Umwälzung, die als „Sturm und Drang" bezeichnet wird

Digitized by Google

(vgl. S. 481 und 501), auch über die Pädagogik eine Sturm- und Drangzeit herein. Sie befand sich unter dem Einflusse Rousseaus (S. 470). Ihr feurigster Vorkämpfer in Deutschland war Joh. Bernhard Basedow (1723—90), der Stifter des Dessauer Philanthropinums, einer Erziehungsanstalt, nach der die ganze Richtung den Namen Philanthropinismus erhalten hat. Basedows Reformgedanken umfassen das gesamte Unterrichtswesen von der Volksschule bis zur Universität. Die Philanthropinisten kehren sich gegen das Wortwissen der Humanistenschule und die einseitige Verstandesbildung der Aufklärer; sie betonen das Sachwissen und die Bildung des Herzens, auch verlangen sie, daß die Erziehung auf interkonfessioneller und weltbürgerlicher Grundlage beruhen solle. Unter den Anhängern Basedows befanden sich würdige Männer, wie Joachim Heinr. Campe (1746—1818), dessen Bearbeitung des „Robinsons" (1779; S. 466) ein Jahrhundert lang das geschätzteste Kinderbuch der deutschen Litteratur gewesen ist; ferner Ernst Christian Trapp (1745—1818), Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811), der Begründer der noch heute bestehenden Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (1784), und dessen Mitarbeiter Joh. Christoph Friedr. Guts Muths (1759—1839), der Begründer des Turn- und Jugendspielwesens an den deutschen Schulen; aber auch anrüchige Persönlichkeiten wie Karl Friedr. Bahrdt (1741—92), der Mann „mit der eisernen Stirn".

In der Sturm- und Drangzeit hat auch der Zürcher Joh. Heinrich Pestalozzi (1746 bis 1827) seine Anregungen empfangen, „das größte pädagogische Genie, das je gelebt hat ... Ihn jammerte seines Volkes, das ist der Ausgangspunkt für die Pädagogik Pestalozzis; so wurde er ein Sozialist mit einem Herzen voll Liebe und Hilfsbereitschaft, und als das einzige Mittel zu helfen erschien ihm eine Volkserziehung von unten und von innen heraus, bei der es galt, die gebundenen Kräfte zur Selbsthilfe zu entfesseln und zu entwickeln". (Theobald Ziegler.) Der Geist, der den Worten, Werken und Schriften (Lienhardt und Gertrud, 1781/89; Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, 1801) dieses Messias der Volksbildung entströmt, hat sich nicht verflüchtigt, wie der Philanthropinismus, sondern lebt in dem Besten fort, was die geräuschlose Thätigkeit der Schulmänner des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Vor allem verdienen zwei Pestalozzianer genannt zu werden: Friedr. Fröbel (1782—1852), der Begründer der Kindergärten (1840), und Friedr. Adolf Wilh. Diesterweg (1790—1866), ein den Feinden der Volksaufklärung noch jetzt verhaßter Name.

Wie sehr die Pädagogik seit dem Aufklärungsalter den geistigen Führern des Volks am Herzen lag, kann man aus den Werken unsrer Dichterfürsten Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul Richter und unsrer großen Denker Kant, Fichte, Schleiermacher, Herbart, Beneke ersehen. Einen nachhaltigen Einfluß hat insbesondere Joh. Friedr. Herbart (1776—1841) ausgeübt, dessen Pädagogik durch seine Schüler Theodor Waitz, Tuiskon Ziller, Ludw. Strümpell, Otto Willmann und Ernst von Sallwürk bis zum heutigen Tage gelehrt, weiter entwickelt und ausgeübt wird.

Die hohen Ziele der Philosophen und Pädagogen haben in der platten Wirklichkeit arge Zusammenstöße mit kirchlichen, staatlichen, wirtschaftlichen Gewalten erlitten und sich zur Nachgiebigkeit verstehen müssen. Zweimal hat z. B. das preußische Schulwesen Einwirkungen erfahren, die von den liberalen bürgerlichen Parteien als rückschrittlich bekämpft wurden: unter Friedrich Wilhelm II. und IV.; aber gleich dem Wöllnerschen Religionsedikte vom 9. Juli 1788 sind auch die nach ihrem Urheber Ferdinand Stiehl benannten Regulative vom 1.—3. Oktober 1854 zu den Toten geworfen worden. Der dem Staate günstigere Standpunkt des politischen Freisinns hat das Schlachtfeld behauptet. Da der Landesherr, wenigstens in den protestantischen

Digitized by Google

Ländern, das kirchliche Oberhaupt ist, so hat die deutsche Volksschule trotzdem ihren konfessionellen Charakter behalten; der obligatorische Religionsunterricht steht unter Aufsicht der Geistlichkeit, unbeschadet des staatlichen Oberaufsichtsrechts. Als ein gemeindeutsches Merkmal ist ferner die Ergänzung der Volks- durch Fortbildungsschulen zu betrachten, die in ländliche (landwirtschaftliche) und städtische (gewerblich-kaufmännische) zerfallen.

Wie im Deutschen Reich wurde auch in Österreich die Volksschule, nachdem sie durch das Konkordat vom 18. August 1855 der Kirche ausgeliefert worden war, den liberalen Grundsätzen gemäß umgestaltet und zwar durch die Gesetze vom Mai 1868 und 1869 (S. 315). In dieser Zeit war bereits in Ungarn und in den nichtdeutschen Bezirken Cisleithaniens die deutschfeindliche nationale Bewegung im Zuge, die es just auf das Schulwesen abgesehen hatte. Demgemäß sind denn die Schulen aller Arten magyarisiert, polonisiert, tschechisiert, slowenisiert, kroatisiert, italianisiert u. s. w. worden, so daß in den gemischtsprachigen Landesteilen die deutsche Volksschule nur mit Nachhilfe (Deutscher Schulverein) über Wasser gehalten werden kann. Während in den im Reichsrate vertretnen Königreichen und Ländern den Nationalitäten die Gleichberechtigung ihrer Sprache in Schule, Amt und öffentlichem Leben gesetzlich gewährleistet ist, arbeitet man in Ungarn auf die Magyarisierung los.

β) Die Mittelschule (reichsdeutsch: „höhere" Schule).

Das meistumstrittne Unterrichtsgebiet war in den letzten hundert Jahren die Mittelschule, zumal das Gymnasium. Nicht weil etwa Staat und Kirche, politische und soziale Parteien mit absonderlichem Eifer um die Herrschaft darüber gefochten hätten, sondern weil die Gebildeten und die Schulmänner selbst sich in Angreifer und Verteidiger teilten, und weil der in alle Kreise getragne Streit die Regierung zwang, wiederholt als Schiedsrichterin aufzutreten. Handelt es sich dabei doch um die Grundlagen des europäischen Bildungswesens, um den geschichtlichen Zusammenhang unsrer Kultur. Noch durch Menschenalter wird der unerledigte Streit über die Bedeutung der Antike und über das rechte Ausmaß klassischer Bildung fortgeführt werden.

Bereits im Übergange vom 17. auf das 18. Jahrhundert war der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der humanistischen Lehren erschüttert worden. Die Ritterakademien, die Real- und Fachschulen, das Hofmeister- und Institutswesen waren Erzeugnisse des immer mehr sich ausbreitenden Zweifels. Eben als die aufklärerische Hochflut die Reste des historisch Gewordnen überall hinwegzuspülen im Begriffe stand, erhob sich die gewaltige Gegenbewegung, die als Neuhumanismus bezeichnet wird. Von den Philologen Gesner, Ernesti, Heyne vorbereitet (S. 438), durch Winckelmann und Friedrich Aug. Wolf in der Wissenschaft, von Herder, Goethe, Schiller in der schönen Litteratur zum Siege geführt, eroberte der Neuhumanismus an der Schwelle des 19. Jahrhunderts auch die Schule. Der Idealismus, der die begabteste Generation und den ruhmreichsten Abschnitt der deutschen Geistesgeschichte erfüllt, bemächtigte sich der Jugend.

Nachdem die neuhumanistische Richtung durch begeisterte Anhänger an viele Orte verpflanzt worden war, schlug sie auch in Preußen Wurzel, als dieser von Napoleon I. niedergeworfne Staat sich seit 1807 durch eigne Kraft wieder aufzurichten begann. Triebmäßig suchte er ein Bündnis mit den idealen Mächten, da die realen zu schanden geworden waren. Wilhelm von Humboldt (1767—1836; s. Fig. 4 der Tafel „Deutsche Philosophen"), einer der Oberpriester des Weimarer Humanitäts- und Griechengötterdienstes, übernahm die Leitung der 1809 neuerrichteten Abteilung für Kultus und Unterricht im preußischen Ministerium des Innern. Nach Berlin war eben erst (1808) Fr. A. Wolf übergesiedelt, der ohne amtliche Stellung gleichwohl

Digitized by Google

maßgebenden Einfluß auf das Unterrichtswesen hatte. 1810 erfolgte die Gründung der Berliner Universität, ausersehen zur Hochburg für den Neuhumanismus und die spekulative Philosophie sowie zur Pflanzschule für neuhumanistische Lehrer. Denn im nämlichen Jahr erschien die Verordnung über die Prüfung der Kandidaten des höhern Schulamts, womit der Lehrerstand auf die philosophische Fakultät als seine zukünftige Bildungsstätte verwiesen und endgiltig vom Predigerstande getrennt wurde, dem er bisher als Durchgangsstufe untergeordnet war.

Auch nach Humboldts baldigem Rücktritte (1810) dauerten die neuhumanistischen Reformen an. Die Wichtigkeit, die dem Bildungswesen beigemessen wurde, fand 1817 in der Errichtung eines besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht Ausdruck. Dem Minister Karl Freiherrn von Stein zum Altenstein (1770—1840) stand als vortragender Rat in Gymnasialangelegenheiten Johannes Schulze (1786—1869) zur Seite, der auch nach Altensteins Rücktritt (1838) — mit vermindertem Einflusse — bis 1859 im Dienste verblieb. Die schon 1788 eingeführte Abgangsprüfung wurde zum Maturitätsexamen ausgestaltet, zum Schlüssel, der dem Gymnasiasten die Pforten aller Hochschulen, die der Universität allein öffnete. Ein Normallehrplan (1837) beseitigte die örtlichen Besonderheiten: eine Folge des vereinheitlichenden, aber auch einebnenden Wirkens der Beamtenschaft. Außer hohen Forderungen im Lateinischen und namentlich im Griechischen kennzeichnet diesen Plan die Absicht, dem Schüler eine umfassende allgemeine Bildung beizubringen, ein Ziel, das er mit den revidierten Vorschriften über die Lehramtsprüfung gemein hat.

Weniger tiefgreifend als in Preußen ließen sich die neuhumanistischen Reformen in den übrigen deutschen Staaten an; allein zu verspüren waren sie im ganzen Bundesgebiet, ausgenommen innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle. Ihr Kern liegt darin, daß mit der althumanistischen Nachahmung (S. 386) gebrochen wird. Man liest nunmehr die alten Klassiker nicht, um mit den ihnen abgeborgten Redensarten und Gedanken zu prunken, sondern wegen des künstlerischen Genusses und des alle Seelenkräfte bildenden Einflusses, den die antike, zumal die hellenische Kultur als die Höhe menschheitlicher Entwicklung auf die eigne Persönlichkeit ausstrahlt. Die individualistische, von großen Erlebnissen durchschütterte, von ihren Geisteshelden befeuerte Zeit hatte nun einmal nicht mehr dasselbe Bildungsideal, wie die in der wiederentdeckten Antike schwelgende Renaissance, die aristokratische und hoffähige Barockzeit oder der aufgeklärte Despotismus, der die Welt mit seinen pädagogischen Liebhabereien zwei Menschenalter lang behelligt hatte.

Die Zeit Friedrich Wilhelms IV. (1840—61) mit ihren romantischen Anwandlungen und ihrem angstvollen Abscheu vor der Revolution suchte die Gymnasien sowie alle andern Schularten im Sinne kirchlicher Strenggläubigkeit zu beeinflussen, deren protestantischer Vorkämpfer Ernst Wilh. Hengstenberg (Bd. VII, S. 348) war. Auch an den Lehrplänen und Prüfungsordnungen besserte man herum, wobei das Schlagwort der Vereinfachung (Konzentration) als Richtschnur diente; aber im wesentlichen blieben die bisherigen Einrichtungen auch unter den Ministern J. A. F. Eichhorn 1840—48, K. O. v. Raumer 1850—58, H. v. Mühler 1862—72 und unter deren Ratgebern Gerd Eilers (1788—1863; Referent 1843—48) und Ludwig Wiese (1806—1900; Referent 1852—75) erhalten.

Unterdessen häuften sich seit Karl Ignaz Lorinsers Anstoß (1836) die gegen das Gymnasium erhobnen Vorwürfe derart, daß es zu einem förmlichen, inner- und außerhalb der Nächstbeteiligten geführten Schulkriege kam. Man bezichtigte die Anstalten der Überbürdung von Schülern und Lehrern, schalt über die unzeitgemäße Beschaffenheit der Unterrichtsgegenstände,

Digitized by Google

beklagte bald das Zuviel, bald das Zuwenig der Anforderungen, jammerte über Zeitverschwendung und Verdrossenheit im Lehr- und Lernbetriebe, wies auf die Unzulänglichkeit der Erfolge und die Überfüllung der Klassen hin, wofür man das Übermaß an ausschließlichen Berechtigungen als Grund angab. Endlich (1875) berief die Regierung den berühmten Organisator des österreichischen Gymnasialwesens (1854), Hermann Bonitz (1814—88), als vortragenden Rat ins Ministerium, an dessen Spitze damals Falk stand (S. 351); von Bonitz rührt der Lehrplan des Jahres 1882 her, der mit Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts den übrigen Gegenständen, besonders den mathematisch-naturwissenschaftlichen, einen breitern Spielraum als bisher gewährte. Durch den Lehrplan von 1891/92, der unter persönlicher Teilnahme Kaiser Wilhelms II. zu stande gekommen ist, wurde die Bildung der Gesinnung durch einen entsprechenden Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte in den Vordergrund gerückt; außerdem aber wurde die Pflege der Leibesübungen stärker betont. Trotzdem dauerte der Schulkrieg fort, und auch die Regierung betrachtete die einschlägigen Fragen nicht als erledigt, wie die seit den 1890er Jahren vorgenommnen Versuche (Frankfurter Lehrplan) und die Schulkonferenz vom Juni 1900 zeigen.

Auf dem Gebiete des Realschulwesens haben sich unter Ach und Weh drei Hauptarten herausgebildet: das neunklassige Realgymnasium mit Latein und der Abgangsberechtigung zum Universitätsbesuche, die lateinlose neunklassige Oberrealschule und die sechsklassige Realschule. Für alle Schulgattungen gilt die Bemerkung, daß sich seit 1866 und 1870 das Unterrichtswesen in den Einzelstaaten dem preußischen Vorbild angeähnelt hat.

In Österreich war das Gymnasialwesen auch nach dem Sturze des Jesuitenordens (1773) in den Händen der Geistlichkeit geblieben. An die sechsklassige Lateinschule schloß sich der drei- oder zweijährige philosophische Kurs (die alte Artistenfakultät) und an diesen die Universität. So blieben die Dinge bis zum Jahre 1848, wo, zum erstenmal in der Geschichte Österreichs, ein Ministerium für Kultus und Unterricht errichtet ward.* Der Herbartianer Franz Exner (1802—53) arbeitete 1849 im Vereine mit Bonitz den seit 1854 bis heute giltigen Organisationsentwurf aus, die Grundlage für eine gänzliche Umgestaltung des höhern Schulwesens im gesamten Kaiserstaate. Graf Leo Thun führte das Reformwerk im Sinne der Urheber durch. Seitdem hat Österreich das achtklassige Gymnasium (ohne Französisch) und die sechs-, später siebenklassige Realschule, beide mit Unter- und Oberstufe, Fachlehrersystem und Reifeprüfung. An hitzigen Schulerörterungen und zeitweiligen Abänderungen des Lehrplans, der Lehr- und Prüfungsvorschriften hat es in Österreich so wenig gefehlt wie in Deutschland.

γ) Die Hochschule (Universität).

Im Deutschen Reiche sind seit der Hallischen und Göttinger nur zwei neue Universitäten gegründet worden: die Berliner (1810) und die Bonner (1818). Die Universität von Frankfurt a. O. wurde 1811 nach Breslau verlegt; die Münchner Universität (1826) ist nur eine Neuauflage der Landshuter, die selbst wieder durch Verlegung der Ingolstädter (1802) entstanden war. Auch die Straßburger Hochschule von 1872 ist nur eine Wiedergründung der 1566 durch Maximilian II. gestifteten, 1681 französisch gewordnen Anstalt. In der Zeit, wo

* Dr. Joseph Alexander Helfert sollte Ende November 1848 dies Portefeuille übernehmen, behielt sich aber seine Erklärung vor und verwaltete den Unterrichtszweig vorläufig als Unterstaatssekretär unter dem Minister des Innern, Franz Grafen Stadion; der erste Unterrichtsminister wurde nach Stadions Rücktritt (28. Juli 1849) Graf Leo Thun-Hohenstein (bis Oktober 1860).

Digitized by Google

das heilige römische Reich deutscher Nation im Erlöschen begriffen war, sind mehrere Universitäten wegen Altersschwäche mit Tod abgegangen: Wittenberg (1815 mit der Hallischen vereinigt), Duisburg (1802), Helmstedt (1809), Rinteln (1809 mit der zu Marburg vereinigt), Alt(d)orf (1809), Köln, Paderborn (1819), Bamberg (1803) und Dillingen (1804). Dagegen sind in der Schweiz, wo nur die 1460 gegründete Baseler Universität ein ehrwürdiges Alter besitzt, mehrere Universitäten ins Dasein gerufen worden: Zürich (1833), Bern (1834), Genf (1873), Freiburg (1889) und Lausanne (1890).

In Österreich hatten sich die Universitäten ebenso wie die Gymnasien bis 1773 in den Händen der Jesuiten befunden. Joseph II. behandelte die Universitäten mit ausgesuchter Ungunst: erstens als Feind jedweder Selbstherrlichkeit, weshalb er deren Jurisdiktionsrecht aufhob (1783); zweitens als Utilitarier, der in den Hochschulen bloße Drillanstalten für die dem Gemeinwesen unentbehrlichen höhern Berufsarten sah; drittens als Geistesdespot, der sich im Vollbesitze der Wahrheit wähnte und den Forschungstrieb als etwas Unfaßbares betrachtete. Die von Joseph II. zu Lyzeen herabgesetzten Universitäten Graz, Innsbruck und Lemberg hat Franz II. (I.) in Universitäten zurückverwandelt. Erst seit dem Regierungsantritte Kaiser Franz Josephs I. sind die österreichischen Universitäten auf gleichen Fuß mit den deutschen eingerichtet und vervollständigt worden; ja, 1875 wurde sogar die Czernowitzer Universität als ein Vorposten des Deutschtums in „Halbasien" gestiftet. Daß die Krakauer und Lemberger Universität polnisch gemacht und die älteste aller deutschen Universitäten, die Prager, in eine deutsche und eine böhmische gespalten worden ist, erklärt sich aus den nationalen Verhältnissen des Kaiserstaats. Das Königreich Ungarn besitzt eine einzige vollständige Universität in Budapest, wohin 1777 die 1635 gegründete Tyrnauer Universität verlegt worden ist, und eine 1872 gegründete zu Klausenburg, der eine theologische Fakultät noch fehlt. Außerdem bestehen einige Rechtsakademien.

b) Der europäische Norden und Osten.

Für die dänischen Länder besteht seit 1478/9 die Universität zu Kopenhagen, die in neuerer Zeit für Neubauten ihr Vermögen derart angegriffen hat, daß sie nicht mehr von eignen Mitteln leben kann, sondern eines Staatszuschusses bedarf. Solange Norwegen mit Dänemark verbunden war, mußten auch die Norweger nach Kopenhagen gehen; erst 1811/24 erhielten sie in Christiania eine eigne Universität. Dagegen besitzt Schweden seit 1477 die berühmte Universität von Upsala, zu der 1666/8 die Universität in Lund kam. In neuester Zeit wurden die vorläufig nur mathematisch-naturwissenschaftliche Hochschule (Högskola) in Stockholm (1877/78), eine philosophische (Privat-) Fakultät in Gothenburg (1887/91) neu und das Karolinische Medico-chirurgische Institut in Stockholm (1571—1815) 1874 wieder errichtet.

Mit besondern Schwierigkeiten hatte das Schulwesen bis heute in Rußland zu kämpfen. Was davon in dem ungeheuern Reiche vorhanden ist, verdankt seinen Ursprung einzig und allein der Regierung, die weder am Adel noch an der Geistlichkeit eine Stütze besaß. Dies zeigte sich, als Peter der Große 1715 die Errichtung von Schulen für Kinder aller Stände befahl und den Schulbesuch für obligatorisch erklärte; der Ukas kam nur unvollkommen zur Ausführung, wie dies auch mit spätern Erlässen der Fall war. Erst als die Leibeigenschaft aufgehoben worden war, hatten die Bestrebungen von oben bessern Erfolg (Verordnung von 1864). Gleich den niedern Schulen sind auch die Hochschulen Rußlands vom Staat ins Leben gerufen worden: die Universität Moskau (1755), Wilna (1803, aufgehoben 1832), Dorpat (1802/3, russifiziert: Jurjev), Charkow und Kasan (1804), Sankt Petersburg (1819), Kijew (1832/3),

Digitized by Google

Odessa (1864/5), Warschau (1816/69), Tomsk (1885/8). Aber die Regierung bekam vor ihren eignen Geschöpfen Angst, wie sich dies schon unter Alexander I. zeigte, der die von ihm gewährten Freiheiten zur Zeit der Aachener und Karlsbader Beschlüsse (vgl. S. 104) 1819 wieder zurücknahm. Noch einmal versuchte es Alexander II. 1863 mit liberalen Grundsätzen; doch nun wurden die Universitäten Herde der nihilistischen Umtriebe, denen der freisinnige Zar selbst zum Opfer fiel. Daß die nun folgenden Erlässe keinen freiheitlichen Geist atmen, und daß die Universitäten scharfer polizeilicher Aufsicht unterstellt sind, erklärt sich aus der Geschichte Rußlands (darüber vgl. Bd. V).

D. Das Fachschulwesen.

Gegen nichts haben die Rückständigen und die in ihre klassische Bildung Verrannten einen gründlichern Abscheu kundgegeben als gegen die Fachlehranstalten, die doch den Geist und die Bedürfnisse der modernen Zeit verkörpern. Lorenz von Stein hat einen glücklichen Gesamttitel für die wichtigste Gruppe hierhergehöriger Erscheinungen gefunden, indem er von einem „wirtschaftlichen Berufsbildungswesen" spricht und diesem die Bildung zu den öffentlichen Berufen sowie das Kunstbildungswesen gegenüberstellt. Thatsächlich ist die Heranbildung zu den wirtschaftlich produktiven Berufszweigen das gemeinsame Band für eine Unzahl von Anstalten, die auf die Urproduktion, das Gewerbe, den Verkehr, den Handel Bezug haben; die tierärztlichen Hochschulen gehören nur teilweise zu ihnen. Da hier noch alles im Treiben und Werden ist, so haben sich erst wenige Dauerformen von bestimmtem Gepräge herausentwickelt.

a) Die Schulen für Land- und Forstwirtschaft.

Die Lehranstalten für Urproduktion lassen sich in zwei Hauptgruppen scheiden: erstens in land- und forstwirtschaftliche, zweitens in berg- und hüttenmännische. Landwirtschaftliche Schulen bestehen ungefähr seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Wohl hatte die Theorie des Landwirtschaftsbetriebs einen Teil der Kameralwissenschaft (S. 447) gebildet; aber es mangelte diesem Unterrichte die Rücksichtnahme auf die technische und naturwissenschaftliche Seite der Agrikultur. Der Begründer der modernen Landbauwissenschaft, Albert Thaer (1752—1828), wurde auch der Begründer der ersten höhern landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Möglin bei Wriezen (1806; 1824—62 Königl. Akademie des Landbaus), der in den folgenden Jahrzehnten viele Anstalten nachgebildet wurden, z. B. zu Hohenheim in Württemberg (1818), Schleißheim in Oberbayern (1822; nach Weihenstephan verlegt 1852), Poppelsdorf bei Bonn (1847) u. s. w. Nach der Mitte des Jahrhunderts schlug die öffentliche Meinung zu Ungunsten der Selbständigkeit dieser „Akademien" um; namentlich Justus v. Liebig trat dafür ein, daß der wissenschaftliche Unterricht in der Agrikultur mit den Universitäten oder den technischen Hochschulen verbunden werden solle. Demgemäß wurden einige Anstalten aufgelassen (z. B. 1869 die 1829 neben der schon 1811 gestifteten Forstakademie begründete Tharandter), andre mit einer Universität verschmolzen (so die seit 1851 bestehende Weende mit Göttingen), oder es wurden landwirtschaftliche Universitäts-Institute neugegründet (in Halle 1862/3, in Leipzig 1869) oder eigne landwirtschaftliche Abteilungen einem Polytechnikum angefügt (in München 1874). Trotzdem ist die Berliner landwirtschaftliche Hochschule 1881 als selbständige Anstalt errichtet worden.

Der Typus solcher selbständigen Landwirtschaftshochschulen ist in allen europäischen Staaten vertreten; hierher gehören die Hochschule für Bodenkultur in Wien (1871/2), das Institut national agronomique in Paris (1876), das Institut agricole de l'état zu Gembloux in

Digitized by Google

Belgien, das Landwirtschaftliche Institut zu Petrovskoje-Nazumovskoje bei Moskau (1857) u. s. w. Außerdem bestehen mittlere landwirtschaftliche Schulen unter verschiednen Namen, niedere Landwirtschaftsschulen, die nur Volksschulbildung voraussetzen, Halbjahr-, namentlich Winterschulen, Sonderschulen für Obst- und Weinbau, Molkerei, Imkerei, Brennerei u. dgl., Wanderlehrerkurse, Unterrichtskurse für praktische Landwirte, Fortbildungsschulen im Anschluß an die Volksschule. In Frankreich und Spanien ist landwirtschaftlicher Unterricht an den Volksschulen obligatorisch. Außerdem sind die entweder mit Lehranstalten verbundnen oder gesondert bestehenden Versuchs- und Kontrollstationen erwähnenswert.

b) Die Schulen für Gewerbe und Handel.

Einen noch größern Artenreichtum als das landwirtschaftliche zeigt das gewerbliche Bildungswesen. Schon im 18. Jahrhundert haben die aufgeklärten Volkserzieher mit solchen Anstalten höhern und niedern Stils Versuche angestellt; in Böhmen sind z. B. zur Zeit Maria Theresias Industrieschulen für die arme Bevölkerung gegründet worden. Doch eine bestimmte Entwicklungsrichtung und eine zielbewußte Politik in Sachen des gewerblichen Unterrichts ist erst etwas später festzustellen. 1794/5 ist die École polytechnique (S. 485) gegründet worden, aus der die Zöglinge in die École nationale des ponts et chaussées (1716/47 gegründet), die École nationale supérieure des mines (1778) oder die École spéciale militaire von Saint-Cyr bei Versailles (gegründet 1806/8) übertreten. Das Prager (1806) und Wiener (1815) Polytechnikum haben dagegen einen allgemeinen Kurs für höhere Mathematik, Mechanik, Physik u. s. w. mit mehreren technischen Spezialschulen verbunden. Diesen maßgebenden Vorbildern entsprechend gabeln sich die heutigen technischen Hochschulen in eine allgemeine und 4—5 Sonderabteilungen für Hochbau, für Straßen-, Eisenbahn-, Wasser- und Brückenbau, für Maschinenbau und mechanische Technologie, für chemische Technologie; damit ist bisweilen eine landwirtschaftliche oder eine kaufmännische Sektion verbunden.

Die mittlern und niedern gewerblichen Lehranstalten verdanken ihre Organisation und meist auch ihr Entstehen der staatlichen Fürsorge in den letzten Jahrzehnten. Der internationale Wettbewerb hat sich hierbei wohlthätig bemerkbar gemacht, wofür namentlich das kunstgewerbliche Bildungswesen den Beweis liefert. Auf den ersten Weltausstellungen (London 1851 und 1862, Paris 1855) wurde man nämlich gewahr, daß das französische und selbst das exotische (z. B. indische) Kunstgewerbe dem der andern europäischen Länder überlegen sei. Dies führte zur Erkenntnis, daß der französische Kunstfleiß und Geschmack das Erzeugnis einer bewußten Erziehung von oben sei, die schon seit Jahrhunderten, mindestens seit Colbert, andaure. Demgemäß wurde nach dem Vorbilde des Pariser Conservatoire des arts et métiers 1852 in London das Victoria and Albert Museum zu South Kensington gegründet; 1863/4 folgte das von Rudolf Eitelberger v. Edelberg (1817—85) ins Leben gerufne „Österreichische Museum für Kunst und Industrie" zu Wien, dem 1868 eine Kunstgewerbeschule angegliedert wurde. Nun erst entstanden auch in deutschen Städten (Karlsruhe, Berlin, München u. s. w.) Museen und Schulen für die zwischen Kunstakademie und Polytechnikum gelegnen Mittelgebiete.

Wiederum wurde auf Frankreich hingewiesen, als die Regierungen anfingen, den mittlern und niedern gewerblichen Unterricht planmäßig auszugestalten. Es war eine glänzende Probe der Verwaltungskunst des modernen, allen Zwangsmitteln abholden Beamtentums und zugleich eine thatsächliche Widerlegung des um 1870 noch gang und gäben Parteischlagworts, daß der Staat am besten fahre, wenn er die Dinge sich selbst überlasse (wie er es heute noch so häufig

Digitized by Google

auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens thut). In Österreich, wo seit den 1870er Jahren der Staat das gewerbliche Unterrichtswesen mustergiltig ausgebaut hat, bestehen an allen geeigneten Hauptorten höhere Gewerbeschulen mit Fachabteilungen, verbunden mit Werkmeisterschulen, ferner niedere gewerbliche Fachschulen (für Weberei, für Holz- und Steinbearbeitung, für Keramik u. s. w.) und Lehrwerkstätten, Handwerkerschulen, gewerbliche Fortbildungsschulen, offne Zeichensäle, Handfertigkeitsunterricht. Ähnlich geartete Schulen, die den nationalen und lokalen Bedingungen angepaßt sind, befinden sich gegenwärtig in allen gesitteten Ländern.

Wenig entwickelt ist das Verkehrsbildungswesen, d. h. die Vor- und Ausbildung für den Betrieb von Verkehrsanstalten, da der Bau von Verkehrswegen und Beförderungsmitteln, rein technischer Natur, Sache der technischen Hochschulen ist. Immerhin gibt es schon jetzt Schiffahrts-, Eisenbahn-, Post-, Telegraphenschulen oder -Kurse.

Großartiger hat sich das Handelsschulwesen entfaltet und zwar zumeist durch private Anregung und in Fühlung mit den praktischen Bedürfnissen. Der Gedanke besonderer Handelslehranstalten stammt aus der Aufklärungszeit. Der portugiesische Staatsmann Pombal errichtete in Lissabon 1759 die erste Handelsschule (Aula do commercio). Es geschah dies in einem um wirtschaftliche Befreiung kämpfenden, kommerziell unentwickelten Staat, aber eben darum auf dem richtigen Boden für eine künstliche Züchtung des von selbst nicht gedeihenden Handels. Am besten entwickelt sich das Handelsschulwesen in zurückgebliebnen, aber emporstrebenden, alle Mittel in Bewegung setzenden Staaten. Nachdem die im 18. Jahrhundert errichteten Anstalten, darunter die Hamburger Handlungsakademie (1768), die Real- und Handlungsakademie in Wien (1770), eingegangen waren, tauchten schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder private Handelsschulen auf, die den bescheidnen Ansprüchen der damaligen Kaufmannswelt Genüge leisteten. So errichtete E. W. Arnoldi 1817 die älteste deutsche Handelslehrlingsschule zu Gotha, neben der dann die 1831 von der Kramerinnung gegründete Leipziger Handelsschule auch schon einen höhern Bereich kommerzieller Thätigkeit ins Auge faßte. 1817 war in Österreich die Triester Navigationsschule in eine k. u. k. Handels- und nautische Akademie umgeschaffen worden; 1834 entstand in Laibach, 1850 in Wien eine niedere Privathandelsschule. Wohl wurde an den polytechnischen Schulen Österreichs ein über die Anfangsgründe hinausreichender Unterricht in den Handelsfächern erteilt, aber später fallen gelassen, da er nie recht gedeihen war. Umsomehr Zuspruch fanden die seit den 1850er Jahren gegründeten Handelsakademien in Prag, Wien, Pest, Graz, neben denen seit etwa 1890 eine ziemliche Anzahl von deutschen, tschechischen, polnischen, italienischen höhern Handelsschulen errichtet worden ist. Von diesem Typus gesondert, bestehen Dutzende von niedern Handels- und Fortbildungsschulen, die in den größern Städten noch besser gedeihen als in den kleinern.

Die Zunahme und die Steigerung des kommerziellen Bildungswesens hängt mit der Ausdehnung des Handels selbst zusammen. In Frankreich entstand bereits 1820 eine École supérieure de commerce; diese ursprünglich dem mittlern Unterricht angehörige Schule ist später zu einer Hochschule (École des hautes études commerciales) emporgestiegen. Seitdem das Deutsche Reich einen so gewaltigen Anteil am Welthandel erlangt hatte, genügte das bisherige, auf kleinere Verhältnisse zugeschnittne Handelsschulwesen nicht mehr; wie von selbst sind, nachdem 1883 auf Grund des Testaments des Dresdner Großhändlers L. Gehe (gest. 1882) die staatswissenschaftliche Gehe-Stiftung gegründet war, seit 1898 die kommerziellen Hochschulen in Leipzig und Aachen (Frühjahr und Herbst 1898), Hannover, Frankfurt a. M. und Köln (Ostern 1901) entstanden.

Digitized by Google

E. Die höhern Kunstlehranstalten.

a) Die Lehranstalten für die bildenden Künste.

Im Kunstbildungswesen spiegelt sich die Geschichte der Kunst und einigermaßen auch der Gesamtzustand der aufeinanderfolgenden Zeitalter. In der Zunftzeit sorgte die Malergilde (Lukasbruderschaft) oder die Bauhütte für die heranwachsenden Geschlechter; so in Venedig und Florenz. Wenn von fürstlichen Gönnern des 16. Jahrhunderts Kunstakademien ins Leben gerufen wurden, so waren dies Verbände von Künstlern nach Art der litterarisch:n Akademien. Der Schwerpunkt des Kunstbildungswesens lag nach wie vor in den Werkstätten, wo sich um den Meister die Lehrlinge und Gehilfen mit der Ausführung der ihnen zugewiesenen Arbeiten beschäftigten; da und dort mochten wohl pädagogisch veranlagte Meister, wie Leonardo da Vinci (S. 395), auch einen systematisch geregelten Unterricht erteilen.

Als nun in der Renaissance eine unübersehbare Fülle von Meisterwerken geschaffen, neue Ansichten aufgestellt, Schulstreitigkeiten angeregt und die sozialen Bedingungen des Künstlerstands gehoben worden waren, reichte die bisherige Methode des Kunstunterrichts nicht mehr aus. Die interessierten Kreise bedurften einer künstlerischen Richtschnur, einer Befreiung von der örtlichen und handwerkerlichen Enge, eines allumfassenden Lehrgangs, eines Aneinanderschlusses von Lehrern und Schülern, die in keinem Geschäftsverhältnisse zu einander standen, wie das in der Werkstätte der Fall gewesen war. Nachdem schon die Schule Lodovico Carraccis (S. 408) in Bologna den Zeitbedürfnissen Rechnung getragen hatte, entwickelten sich vom 17. Jahrhundert ab die Kunstakademien als die zweckentsprechendsten Anstalten zum Erwerb einer künstlerischen Durchschnittsbildung. In Rom gründete Gregor XIII. die Accademia di San Luca, die 1627 ihre Organisation als Kunstschule erhielt. In Paris entstand die École des beaux arts, mit der die Académie des beaux arts nicht verwechselt werden darf, eine der von Staats wegen begründeten Körperschaften aus der Zeit Richelieus und Ludwigs XIV. Eigentliche Unterrichtsanstalten waren vom Ursprung an die Kunstakademien in Wien (1692), Berlin (1694), Dresden (1705), Madrid (1752), Petersburg (1757), Leipzig (1764), Düsseldorf (1767), München (1808) u. s. w.; fürstlicher Wetteifer, Großmanns- und Nachahmungssucht, der merkantilische Wunsch, das Geld nicht für ausländische Künstler und ausländische Kunstwerke über die Grenze schicken zu müssen, und die patriarchalische Fürsorge für Landeskinder oder Eingebürgerte haben sie entstehen lassen.

Allein die kanonischen Satzungen, nach denen Unterricht erteilt worden war, verloren von Zeit zu Zeit ihre Geltung. Besonders seitdem der Klassizismus abgehaust hatte, entfaltete jedes neue Künstlergeschlecht die Fahne des Aufruhrs gegen Zopf, Haarbeutel oder wie sonst die jeweilige akademische Musterkunst betitelt wurde, bis es selbst akademiefähig war. Das Schlagwort der Empörer hieß zumeist „Rückkehr zur Natur"; die litterarische Kritik mengte sich ein, und das Publikum spaltete sich in Parteien. Als im 19. Jahrhundert die romantische und historisierende Richtung in die Akademien drang, wurde diesen viel Gelehrsamkeit aufgeladen: Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Kostüm- und Stillehre; natürlich sollte der Künstler, als Genosse einer spekulativen und litterarisch gebildeten Zeit, auch in der Ästhetik Bescheid wissen, in der schönen und philosophischen Litteratur belesen sein, da er ja die Ideen zu malen oder zu meißeln hatte, die von den Schriftstellern mit Worten ausgedrückt worden waren. Zwar kam die Philosophie wieder aus der Mode; dafür traten die Naturwissenschaften an ihre Stelle, weshalb dem Kunstbeflißnen nicht nur mehr Unterricht in Perspektive und Anatomie verabreicht,

Digitized by Google

sondern auch in Optik und Farbenchemie zugemutet wurde. Bei so viel Weisheit muß der Kunstjünger immer selbstbewußter werden, um so mehr, als er absichtlich und planvoll zur Selbständigkeit, zur Verachtung der Kritik, des Publikums und selbst des Kunstmarkts heranerzogen wird. Wenn er in der allgemeinen Abteilung die Handgriffe gelernt hat, kommt er in die Sonderschulen oder Meisterateliers, erhält wohl auch seine eigne Werkstatt und schafft nun darauf los.

Es ist ein alter Brauch der Akademien, Ausstellungen von Selbsterzeugnissen zu veranstalten; den Anfang hat Paris 1763 gemacht mit dem ersten der noch jetzt alljährlich in Szene gesetzten „Salons“. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind die Kunstausstellungen allmählich in die Hände der Künstlergenossenschaften übergegangen.

b) Die Lehranstalten für Musik.

Auch die Tonkunst hat ihr zünftisches Zeitalter gehabt; doch war der Unterricht bei einzelnen Meistern immer das Hauptmittel, die Technik und das tiefere Verständnis der Musik fortzupflanzen. Da der Chorgesang und die Musikkapelle, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Zwecken diensam, eine Massenschulung erforderten, so entstanden schon im 16. Jahrhundert Musikschulen, z. B. in Waisenhäusern, die in Italien Konservatorien hießen: dieser Name ist später auf die höhern Musiklehranstalten übergegangen. Im ganzen und großen blieben die Konservatorien des 17. und 18. Jahrhunderts Singschulen. Noch die 1784 errichtete Pariser École royale de chant et de déclamation war eine Gesangs- und nebenbei Theaterschule, die erst 1795 in eine enzyklopädische Musikschule verwandelt wurde und seither Conservatoire heißt; an dieser Anstalt führte 1828 Anton Franz Habeneck (1781—1849) die Gesamtübungen ein, aus denen die vollendetsten Konzertaufführungen der französischen Hauptstadt erwuchsen. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wetteiferten allerorten Regierungen und Dilettanten-Vereine in der Stiftung von Musikschulen. Das Prager (1811) und das Wiener (1817) Konservatorium sind z. B. aus privater Anregung hervorgegangen; hingegen war das Mailänder Konservatorium (1809), bis heute die Pflegestätte des Belcanto, eine Staatsanstalt.

Zwischen 1820 und 1850 begannen alte und neue Tonkünstlerschulen sich auf die Heranbildung von Instrumental-, namentlich Violin- und Klavier-Virtuosen zu verlegen: es war die Zeit Niccolò Paganinis (1782—1840) und Franz Lißts (1811—86). Obgleich die Tüchtigsten unter den Epigonen ihren letzten Schliff nicht eben den Konservatorien zu danken hatten, so war doch deren Streben zu billigen, da bei der zunehmenden Schwierigkeit des Tonsatzes ein möglichst hoher Grad instrumentaler Fertigkeit für jeden Berufsmusiker erforderlich war. Als nach dem Jahre 1848 das Interesse an den Kunststücken der Virtuosen abnahm und diese sich selbst das edlere Ziel steckten, die Tonwerke der großen Meister in denkbar vollendetster Weise wiederzugeben, wendeten sich auch die Konservatorien diesem rühmlichen Bestreben zu, verfielen aber nun teils einem bequemen Eklektizismus, teils einer bewußten Rückläufigkeit. Ein Stillstehen war gerade in diesem Zeitpunkt am wenigsten angezeigt; denn die Liszt-Wagnersche Kunst kam herauf. Thatsächlich erkannte die das Musikleben beherrschende, in den Schul-, Konzert- und Opernsälen erbgesessne Gruppe, daß sie alles aufbieten müsse, um die neue, ihre Interessen bedrohende, durch ihr Genie überlegne Richtung zu unterdrücken. Auch die Konservatorien wurden womöglich in Kampfanstalten umgewandelt, z. B. das 1843 gegründete Leipziger Konservatorium; ja, die Berliner Hochschule für Musik wurde 1869 ins Leben gerufen, um als Bollwerk gegen die neuromantische Schule zu dienen. Doch der Wagnerkrieg verlief

Digitized by Google

sich nach des Meisters Tod (1883) im Sand und hiermit auch die Kampfthätigkeit der feindlichen Lehranstalten. Obgleich das Heranbilden von Instrumentalvirtuosen fortbetrieben wird, so stehen doch heute der Dirigent und der Tonsetzer höher in Ehren. Auch die Möglichkeit von Erfolgen auf der Bühnenlaufbahn besitzt eine zauberhaft lockende Kraft.

F. Das wissenschaftliche Verbindungswesen und die Presse.

a) Die Akademien und sonstigen wissenschaftlichen Verbände.

Höher als der höchste Verband von Lehrern und Schülern steht, wenn sie ihre Aufgaben erfüllt, die Verbindung der fertigen und erprobten Meister. Auch in der Zeit vom 18. zum 20. Jahrhundert nehmen die Akademien der Wissenschaften unter allen ähnlichen Gesellschaftsarten den ersten Rang ein. Aus dem Beispiele der Berliner Akademie, der bedeutendsten von allen, läßt sich ersehen, was den eigentlichen Zweck solcher Vereine von Wissenschaftsgrößen bildet. Originelle Leistungen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete gelingen zwar immer nur Einzelnen; doch deshalb sind Körperschaften wie die Akademien noch nicht überflüssig. Das Viel- oder Alleswissen und die Enzyklopädik des 17. und 18. Jahrhunderts sind heute unmöglich, die Fachteilung und die Einkapselung in Sondergebiete leidige Notwendigkeiten geworden. „Gewiß wird", so sagt Theodor Mommsen in seiner akademischen Festrede vom 2. Juli 1874, „die Wissenschaft immer individuell bleiben und alles Größte und Beste nicht von der Akademie geleistet werden, sondern von Männern, seien sie Akademiker oder Nichtakademiker. Aber die Bedeutung der Organisation der Arbeit oder, richtiger gesagt, der Vorarbeiten, ist dabei unermeßlich und in beständigem Steigen, und diese durchzuführen sind die Akademien der Wissenschaften bestimmt." An einer andern Stelle äußert derselbe Gelehrte: „Die Einseitigkeit der heutigen Forschung birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr ... Wie klein und eng ist die Welt dessen, für den es im Reich des Geistes nichts gibt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsschichten oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den Einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisausschnitt." Und der Geschichtschreiber der Berliner Akademie, Adolf Harnack, fügt hinzu: „Eben die fortschreitende Arbeitsteilung fordert einen Großbetrieb der Wissenschaften, der sie erst ermöglicht und zugleich ihre Mängel einigermaßen ausgleicht; denn indem für diesen Großbetrieb Kommissionen zur Leitung und Überwachung gebildet werden müssen, in denen nicht nur Fachmänner im strengsten Sinne des Wortes thätig sind, entsteht für die Mitglieder der heilsame Zwang, ihre Aufmerksamkeit wissenschaftlichen Gebieten zuzuwenden, die von ihren eignen Arbeitsfeldern getrennt sind. ... So ist das Zeitalter der Arbeitsteilung für die Akademie zu einem Zeitalter gemeinsamer Arbeitsleitung und Arbeit geworden wie nie zuvor." Harnack macht 22 akademische Kommissionen namhaft, die sich mit der Leitung umfassender Unternehmungen beschäftigen, und gibt eine achtungheischende Übersicht der Arbeiten, die nur durch die dem industriellen Großbetrieb ähnliche Organisation des Wissenschaftsbetriebs zu stande gekommen sind, darunter das Corpus inscriptionum graecarum (CIG) und das Corpus inscriptionum latinarum (CIL; vgl. darüber weiter unten).

Als sich herausstellte, daß die Kräfte einzelner Akademien zur Durchführung allergrößter Arbeiten nicht zulangten, begannen sie sich für bestimmte Aufgaben zusammenzuschließen. So sind die fünf deutschredenden Akademien in Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien

Digitized by Google

verbündet zur Herausgabe des Thesaurus linguae latinae, mit dessen Druck schon nach sechsjährigen Vorarbeiten 1899 begonnen werden konnte. Ja noch mehr: seit 1900 besteht eine freilich noch lose internationale Verbindung der Akademien, der bereits riesenhafte Arbeitspläne unterbreitet werden.

Heutzutage verfügen die Akademien über beträchtliche Einkünfte, teils regelmäßige, teils außerordentliche, und über bedeutende Stiftungen. Allerdings kann sich in letzterer Hinsicht die Alte Welt mit der Neuen nicht messen. Die Akademie-Einkünfte kommen teils den Mitgliedern zu gute, teils werden daraus die Druckkosten für die immer mehr anwachsenden Akademieschriften bestritten, teils Zuschüsse gewährt oder Preise ausgezahlt. Außer den Akademien werden auch von andern Gesellschaften Preisaufgaben gestellt; so von der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig, die auch die Drucklegung der „gekrönten" Arbeit bestreitet. Oder es bestehen Stiftungen, die für schon veröffentlichte Leistungen Preise gewähren, wie die auf das Testament des Ingenieurs Dr. Alfr. Bernh. Nobel vom 27. Nov. 1895 gegründete Nobel-Stiftung; der 1859 vom damaligen Prinz-Regenten Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wird seit seiner durch Kaiser Wilhelm II. unterm 10. Nov. 1901 verfügten Änderung alle sechs Jahre für Bühnendichtungen verliehen.

Von andern wissenschaftlichen oder künstlerischen Instituten, Gesellschaften, Vereinen gibt es, worüber am besten Karl Trübners Jahrbuch „Minerva" unterrichtet, eine übergroße Menge: bedenkt man, daß es ungefähr 250 Sternwarten und 110 geographische Gesellschaften gibt, so schwindelt einem förmlich bei der Vorstellung, wie viele solcher Verbände, die sonstigem Wissens- und Bildungsdrang ihr Dasein danken, über die Erde verbreitet sein müssen.

Über die Schranken des örtlichen Verbandswesens führen die nationalen und internationalen Kongresse hinaus, wie sie die Ärzte, die Historiker, die Techniker u. s. w. abhalten. Wenn sich die deutschen Naturforscher seit 1822 zusammenfinden, wenn der deutsche Juristentag seit 1860 besteht; wenn sich der deutsche Historikertag seit 1893 schon siebenmal, der internationale Orientalisten-Kongreß seit 1873 dreizehnmal versammelt hat: so sind das Belege dafür, daß der persönliche Verkehr, die mündliche Aussprache, das gemeinsame Beraten und Beschließen einen großen Wert haben müssen.

Nur im Vorbeigehen sei auf den Bildungszweck und Wert der Sammlungen und Museen, kurz all der Anstalten hingewiesen, bei denen es auf das Sehen von körperlich vorhandnen, dreidimensionalen, mehr oder minder systematisch zusammengestellten Gegenständen ankommt. Demnächst ist das zweidimensionale Bild das lehrreichste Anschauungsmittel. Gerade für dieses Hilfsmittel hat das erfindsame 19. Jahrhundert mehr geleistet als alle Jahrhunderte, die seit der Erfindung des Kupferstichs, des Holzschnitts und der Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert verflossen sind. Es genügt, den Steindruck (erfunden von Aloys Senefelder 1796) und die Photographie (L. J. M. Daguerre 1838/39) zu erwähnen oder auf die illustrierten Blätter hinzuweisen, wahre Bilderchroniken des vergänglichen Augenblicks.

b) Die Presse.

An Breite, Tiefe, Stärke kommt doch kein Bildungsmittel der Letter gleich. In riesigen Büchereien, denen der angewiesene Raum immer wieder zu eng wird, steht für den Nutznießer bereit, was Weisheit und Beschränktheit, Schöpferkraft und Unvermögen, Lauterkeit und Tücke der Mit- und Nachwelt anvertraut haben. Aber wie heutigestags in den großen Bibliotheken den Büchern der Raum von den Zeitschriften und Zeitungen verkümmert wird, so hat auch

Digitized by Google

draußen in der Wirklichkeit seit zwei Menschenaltern das Buch in der Presse (S. 404) seinen überlegnen Mitbewerber erhalten. Und ebenso wie die Welt, als die lange Sklaverei beendigt und die Freiheit errungen war, von der Presse und denen, die hinter ihr stehen, einer neuen Knechtschaft anheimgegeben worden ist, so ist auch der Schriftsteller, eben als ihm das Urheberrecht (Berner Übereinkunft vom 9. Sept. 1886) und die Aufhebung der Zensur (seit 1848 materiell und geistig die Unabhängigkeit zu verbürgen schienen, unter das eherne Preßjoch geraten.

Den achtungswertern Teil der Presse stellen die Fachzeitschriften dar, von deren Menge man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß die Zahl nur der medizinischen Fachblätter 1183 beträgt. Auch der Tagespresse darf nicht aller Wert abgesprochen werden, wenn man sie als Massenbildungsmittel betrachtet. Die Feuilletons und Beilagen der größern Zeitungen sind oft nach Inhalt und Form einwandfrei; damit wird der Unbefangne über die sonstige Beschaffenheit des Blatts getäuscht, das sich die Zugabe solcher Zierstücke gestatten kann. Da der Zeitungsleser unter allen Umständen des eignen Denkens und der Aufnahme gründlicherer Geistesnahrung entwöhnt, da durch stetiges Vorkauen seine Urteilskraft lahmgelegt wird, so ist, selbst vom Standpunkte des Bildungswerts, das überwuchernde Preßwesen ein fressender Schaden des Zeitalters, das den Lichtstrahl des Wahren, Guten und Schönen nur immer gebrochen auf dem Umwege durch ein meist in mehrfachem Sinne fremdes Gehirn erblickt. Das „Handbuch der deutschen Presse“ (1902) enthält ein Verzeichnis von 11,000 Zeitungen und Zeitschriften, die in deutscher Sprache erscheinen; die deutschen Postanstalten haben 1899 über 1100 Millionen Nummern befördert. Und in den Vereinigten Staaten ist die Zahl der periodischen Blätter von 150 im Jahre 1800 auf mehr als 20,000 im Jahre 1900 gestiegen.

13. Die schöne Litteratur von der Aufklärung bis zur Gegenwart.

A. Die deutsche Litteratur der letzten 130 Jahre.

a) Die Sturm- und Drangzeit.

Die große Litteratur-Umwälzung, die kurz vor 1770 einsetzt (vgl. S. 480 unten) und bis in die 1780er Jahre ihr stürmisches Wesen beibehält, stellt den Zeitabschnitt dar, wo ein älteres Geschlecht die Summe seines Lebens zieht und ein jüngeres das Programm seiner Zukunft in die Öffentlichkeit schleudert. Sie ist der zeitrechnerische Doppelpunkt, hinter dem das allermeiste steht, was wir Deutschen zum klassischen Bestand unsers Schrifttums zählen. Ein Jahr nach dem ersten Erscheinen des Göttinger Musenalmanachs (1770) gab Klopstock (S. 479) die erste Sammlung seiner Oden heraus; 1773 vollendete der Abgott des jungen Geschlechts nach 25jähriger Arbeit den „Messias“. Nachdem 1766 der „Laokoon“, 1767 die „Minna von Barnhelm“, 1769 die „Hamburgische Dramaturgie“ erschienen waren, brachte Lessing noch 1772 seine „Emilia Galotti“, 1778 seinen „Anti-Goeze“, 1779 seinen „Nathan“ (S. 475) und 1780 seine „Erziehung des Menschengeschlechtes“ vor die Leser. Wielands „Agathon“ (S. 480) stammt aus dem nämlichen Jahre wie der Laokoon; seine „Abderiten“ gehören nach ihrer Abfassungszeit dem Jahre 1774, der „Oberon“ dem Jahre 1780 an. Beiläufig sei hier J. J. Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) und Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781) gedacht. Das waren die Ältern.

Gleichzeitig kamen die Jüngern heran. 1767 erschienen Herders „Fragmente“, zwei Jahre später die „Kritischen Wälder“, 1779 die „Volkslieder“ (S. 481) und von 1784 an die

Digitized by Google

„Ideen" (S. 478). Im Jahre 1773 trug der „Götz von Berlichingen" Goethes Namen durch Deutschland; 1774 schuf der Dichter das berühmteste Werk der europäischen Empfindsamkeit, die „Leiden des jungen Werthers"; demselben Jahre gehört der „Clavigo", 1776 die „Stella" an. Dann verschwand der Dichter des „Werthers" aus dem Blickfelde der Öffentlichkeit, um erst 1788 als ein andrer wieder aufzutauchen. Während dem durchlebte Schiller seine Sturmzeit, aus deren Denkmälern („Die Räuber" 1781, „Fiesko" 1783, „Kabale und Liebe" 1784, „Don Carlos" 1787) uns noch heute der glühende Revolutionsatem entgegenweht. 1783 schickte sich Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) an, aus dem empfindsamen und humoristischen Roman der europäischen Litteratur in den „Grönländischen Prozessen" eine neue Gattung zu brauen.

Nach langem Umherwandern erlangte gerade zur Sturm- und Drangzeit das deutsche Theater seine Seßhaftigkeit; 1776 wurde das Wiener Burgtheater, 1779 die Mannheimer, 1786 die Berliner, 1791 die Weimarer Hofbühne gegründet. Auf den Ahnherrn der deutschen Schauspielkunst, der noch im Zeitalter der Prinzipalschaft groß geworden war, auf Konr. Ethof (1720—75) folgten Ludwig Schröder (1744—1816) und Aug. Wilh. Iffland (1759—1814). Ihre Darstellung war dem bürgerlichen Schauspiel angepaßt, dessen Hauptvertreter in der Bühnenlitteratur die beiden Mimen waren. Durch ihr Beispiel belehrt, trachteten ihre bessern Berufsgenossen nach Naturwahrheit, Einfachheit und Gefühlswärme. Da die Schröder-Ifflandsche Schule der rhythmischen Rede ungewohnt und des klassizistischen Stils unkundig war, stellte sich Goethe, seit 1791 Leiter der Weimarer Bühne, die Aufgabe, ein im Vortrage von Versen und in stilisierter Mimik geübtes Schauspielergeschlecht heranzuziehen. Fortan gab es eine realistische und eine idealistische Richtung in der Schauspielkunst.

b) Goethe und Schiller.

Aber nicht in den großen Gattungen, nach denen die Stürmer und Dränger langten, sondern im lyrischen, lyrisch-epischen und lyrisch-didaktischen Gedicht hat sich das grüblerische, einwärts gekehrte „subjektivistische" Zeitalter am ursprünglichsten kundgegeben. Allen voran Johann Wolfgang Goethe (28. August 1749 bis 22. März 1832), der in den Litteraturgeschichten ständig als der größte Lyriker der Weltlitteratur gepriesen wird, so zweifelhaft auch die Rechtsgrundlage derartiger Rangverleihungen sein mag. Aus dem Mutterschoße der Lyrik sind sein „Werther", „Prometheus", „Mahomet" und „Faust" geboren (samt und sonders im Gnadenjahr 1774), voll jugendlichen Trotzes wider die metaphysischen, sittlichen, geselligen und natürlichen Schranken des Einzel-Ichs. Während sich die Umwelt noch in aufrührerischen Stimmungen und weichen Gegenstimmungen verzehrte, vollzog sich in Goethe eine wundersame Klärung und Bekehrung. Nennen wir den einen Bildner seines Anderswerdens Pflicht oder Amt oder Dienst, so heißt der andre: Charlotte von Stein. Hätte Goethes Sendung darin bestanden, hundert Werke des gleichen, objektiv feststehenden Stils aus dem Ärmel zu schütteln, wie es Lope und Calderon (S. 426 f.) gethan haben oder die modernen Romanciers thun, so könnte man klagen, wieviel Zeit und Kraft ihn die Wandlungen der ersten Weimarer Zeit (1775—86) gekostet haben. Aber jedes einzelne Werk des modernen Dichters offenbart sich als Erzeugnis bestimmter einmaliger Erlebnisse, fortschreitender Erkenntnisse und Geschmacksänderungen, weshalb es von jedem vorhergehenden inhaltlich und formell verschieden werden muß. Nachdem Goethe in Weimar als Mensch und als Dichter so manche Veränderungen erlitten hatte, pflückte er erst in Italien (1786 bis 1788) die mittlerweile ausgereiften Früchte der ersten Weimarer Zeit: „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso"; dann warf er auch diesen Lebensabschnitt hinter sich.

Digitized by Google

Doch nun kam das Ungeheure, das auch die Stärksten aus ihren Bahnen schleuderte: die französische Revolution. Sie hat nicht bloß Goethen den Erfolg seiner gesammelten Schriften, darunter auch der neuen, verdorben, sondern ihn sogar gezwungen, sich unablässig mit ihr zu beschäftigen, obwohl er sie loszuwerden, zu vergessen trachtete. Wie sie ihn nötigte, den Feldzug in die Champagne (1792) und die Belagerung von Mainz im Gefolge Karl Augusts mitzumachen, so riß sie ihm den mißlungnen „Groß-Kophta", den possenhaften „Bürgergeneral", die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" und den herrlich freien „Reineke Fuchs" aus der Seele. Der Bund mit Schiller 1794 gab ihm seine volle Fassung wieder, obwohl ihn das Rätsel der Revolution auch weiterhin nicht losließ. Während das alte Europa samt seiner Kultur bedroht war, von den durch die Revolution emporgetriebnen Schollen verschüttet zu werden, leuchtete über Deutschland das Sternbild der Weimarer Dioskuren. Von Schillers feurigem Glanze gelockt, wandten sich die gebildeten Kreise, immer noch spröde gegen den schon wieder veränderten Goethe, der wundersamen Himmelserscheinung, zu, doch in ihren obern Schichten geneigt, vor Jean Pauls „Hesperus" (1795), „Quintus Fixlein" (1796), „Titan" (1801—1803) und den „Flegeljahren" (1804/5) auf die Kniee zu fallen. Ein Massengötze ward Jean Paul jedoch so wenig wie Goethe oder Schiller, der erst lange nach seinem Tode zu dieser Ehre gelangt ist. Der Tagesheld des Philisters war in der Dioskurenzeit Iffland, wogegen die Allerwelts-Gemeinheit sich selber in August v. Kotzebue (1761—1819) anbetete, dem Primas unter dem halben Tausend gleichzeitiger deutscher Bühnenstückmacher.

Aber die aufstrebende Jugend, die der Romantik Bahn gebrochen hatte, sah wie das Ausland nur eine Sonne am Himmel. Im goldnen Jahrzehnt (1795—1805) veröffentlichte Goethe, und zwar zumeist in Schillers „Horen" und „Musenalmanach", seine „Römischen Elegien"(1795), ferner die mit Schiller gemeinsam verfaßten „Xenien" (im Musenalmanach für 1797), die Balladen (im Musenalmanach für 1798), „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1795/96), „Hermann und Dorothea" (1797). Doch nun kam sein Schaffensdrang wieder ins Stocken; denn er hatte sich in seinen eignen Lehrmeinungen verfangen. Der große, weitherzige Goethe entrichtete der Menschlichkeit seinen Zoll, indem er sich auch einmal im unbedingten Besitze der immer und überall giltigen Wahrheit wähnte, und indem er, soweit es in seiner Macht lag, den Mitmenschen seine Einseitigkeiten aufzwang. Er gründete eine eigne Zeitschrift für hellenisierende Kunstbestrebungen, „Die Propyläen" (1798—1800), worin er die bildenden Künste mit denselben Glaubenslehren heimsuchte wie die redenden. Sein Schutzgeist bewirkte, daß sein Schaffen besser blieb als seine Theorie, was selbst seine „Achilleis", der 25. Gesang zur Iliade, und seine „Natürliche Tochter" (1802) bezeugen, dieser herrliche erste Teil einer Trilogie, in der Goethe für immer mit dem Thema „Französische Revolution" abschließen wollte. Daß der Dichter in der nämlichen Zeit, als er sich in seine akademisch-kühle Kunstbemeisterung verrannte, auf die Irrwege seiner „Farbenlehre" geriet, stimmt zum Unerquicklichen jener Jahre, mit denen sich bei Goethe das neue Jahrhundert einführte. Vollends warf der Tod Schillers den Verstimmten nieder, dessen Daseinsfreudigkeit damals nur in seinen „geselligen Liedern" Ausdruck fand.

Joh. Christoph Friedrich von Schiller (10. November 1759 bis 9. Mai 1805) hatte gleichfalls eine lange Verwandlung durchgemacht, wie dies bei Goethe mehrmals der Fall war. Nach dem „Don Carlos" (1787) war Schiller unter die Geschichtschreiber gegangen („Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", 1788) und setzte als Geschichtslehrer in Jena die Thätigkeit mit glänzendem Erfolge fort („Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, 1791—1793). Da jedoch das Lehramt für den seit 1790 dauernd kranken Mann nicht taugte, warf

Digitized by Google

er sich auf die Kantsche Philosophie, deren Gedanken in Schillers ästhetischen Schriften („Über Anmut und Würde" 1793, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" 1795, „Über naive und sentimentalische Dichtung" 1796) widerhallen, aber bereichert mit freien und originellen Wendungen und gehoben durch einen Ausdruck, der an Schwung nur wenig hinter der echt Schillerschen Ideenlyrik zurückbleibt. Die Gedichte, die aus der Zeit von 1788 („Die Götter Griechenlands") bis 1800 („Das Lied von der Glocke") stammen, haben einen Strahl von nationalem Idealismus auch in die leichtfertigsten Seelen geworfen, die widerwillig von der Macht der ihnen wesensfremden Eindrücke Zeugnis gaben. Aber all das Herrliche ist nur Vor- und Zwischenspiel neben dem Höchsten, was das Weimarer Dioskurenalter gezeitigt hat, der Dramenreihe „Wallenstein" (1799), „Maria Stuart" (1800), „Jungfrau von Orleans" (1801), „Braut von Messina" (1803) und „Wilhelm Tell" (1804). Mit der „Huldigung der Künste" und dem „Demetrius"-Bruchstücke verklingt das Pathos des größten deutschen Dramatikers für immer.

Und siehe! Der überlebende Freund, die alternde Exzellenz holte nun erst die Trümpfe hervor, mit denen er alle Nebenbuhler überstach. Im Jahre 1808, als Napoleon I. auf der Erfurter Zusammenkunft (S. 50) dem Verfasser des „Werthers" schmeichelnde Worte gab, veröffentlichte Goethe den vollständigen 1. Teil des „Faust". Sauer hatte sich's der anerkannte Beherrscher des Dichterreichs in den 35 Jahren aufsteigenden Ruhms werden lassen, und auch das noch kommende Vierteljahrhundert war eitel Mühe und Arbeit. Ein Jahr nach dem „Faust" erschienen die „Wahlverwandtschaften" (1809), zwei Jahre später begann stückweise die Veröffentlichung von „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit", der vollendetste Roman und eines der vollkommensten Geschichtswerke in deutscher Sprache. An diese bis zum Jahre 1775 reichende Autobiographie reihten sich dann die Darstellungen späterer Sondererlebnisse („Italienische Reise", „Campagne in Frankreich 1792", die Tages- und Jahreshefte). Auch der Lyriker und Didaktiker Goethe hatte zur Zeit von Schillers Scheiden das Letzte und Höchste noch nicht gesprochen: in seinem „Westöstlichen Diwan" (1819) und in seinen Spruchsammlungen wußte der Greis Dinge zu sagen, die dem Jüngling und Mann nicht in die Feder gekommen wären. Als Goethe 80 Jahre alt war, veröffentlichte er „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1829), und als er nicht mehr unter den Lebenden weilte, erschien der 2. Teil des „Faust", woran er bis wenige Wochen vor seinem Heimgange gearbeitet hatte. Von dem Umfang der Goetheschen Geistesarbeit gibt erst die seit 1885 in Angriff genommene große Weimarer Ausgabe seiner Schriften mit ihren Abteilungen: Werke, Naturwissenschaftliche Schriften, Tagebücher und Briefe, eine greifbare Vorstellung.

c) Das Zeitalter der Romantik und des Epigonentums; der Vormärz.

Zur Zeit des Scheitelstands der Weimarer Dioskuren bildete sich an der nachbarlichen Jenaer Universität, deren Angelegenheiten zum amtlichen Thätigkeitskreise Goethes gehörten, eine Gruppe von jüngern Schriftstellern, die ihr Progamm im „Athenäum" (1798—1800) auseinander rollten. Man nennt sie die ältere romantische Schule, deren Vertreter die Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel (1767—1845; 1772—1829), Ludwig Tieck (1773—1853) und Friedrich von Hardenberg genannt Novalis (1772—1801) sind. Ihr schließt sich die jüngere romantische Schule oder der Heidelberg-Berliner Dichterkreis an: Klemens Maria Brentano (1778—1842), Ludwig Achim von Arnim (1781—1831) und seine Gattin Elisabeth genannt Bettina (1788—1859), die Schwester Brentanos, Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777—1843), Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann

Digitized by Google

(1776—1822), Adalbert von Chamisso (1781—1838) und Joseph Freiherr von Eichendorff (1786—1855). Zu der Romantik stehen in naher Beziehung die vaterländischen Dichter, die im Zeitalter der Befreiungskriege und darüber hinaus ihre Gesänge ertönen ließen: Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Theodor Körner (1791—1813), Max von Schenkendorf (1783 bis 1817), Friedrich August von Stägemann (1763—1840) u. s. w. Und schließlich erzeugte auch das sangesfreudige Schwabenland eine große Zahl von Poeten: Ludwig Uhland (1787 bis 1862), Justinus Kerner (1781—1862), Gustav Schwab (1792—1850), Wilhelm Hauff (1802—27), Eduard Mörike (1804—75), Karl Mayer (1786—1870), Gustav (und Paul Achatius) Pfizer (1807—90; 1801—67); weiterhin Albert Knapp (1798—1864), Friedrich Karl von Gerok (1815—90), Friedrich Notter (1801—89), Friedr. Th. Vischer (1807—87) und Johann Georg Fischer (1816—97).

Aus dem hellenisierenden Klassizismus der Weimarer Zeit und aus den künstlerisch-wissenschaftlichen Anregungen der Romantik ist überhaupt jenes Epigonentum erwachsen, das sich in den drei Menschenaltern des 19. Jahrhunderts zwar stufenweise abgeschwächt hat, aber noch unter den Lebenden vertreten ist. Ihr Bestes haben die Romantiker und die klassisch-romantischen Epigonen, ebenso wie ihre Vorgänger, die Stürmer und Hainbündler, durchschnittlich im kleinen Gedicht geleistet. Welche Wendungen hat doch Joh. Christ. Friedrich Hölderlin (1770—1843) den Klopstockschen Versmaßen und den freien Rhythmen in Goethes Art abzugewinnen vermocht, der Unglückselige, den die Sehnsucht nach dem idealen Griechentum (im Roman „Hyperion") und nach einem edlern, höhern Menschendasein (Trauerspiel „Empedokles") schon 1806 vor die Pforten des Wahnsinns geleitet hatte! Der gottbegnadete Lyriker unter den ältern Romantikern war Novalis; A. W. Schlegel hat die deutsche Poesie mit früher unbekannten romanischen Formen bereichert. Wem soll unter den jüngern Romantikern und ihrem Gefolge die lyrische Palme zuerkannt werden? Brentano mit seinem Schwager Arnim, der die deutschen Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn" (1806—1808) für den verwöhnten Gaumen so schmackhaft zubereitet, oder Eichendorff, der den Volksliederton so unnachahmlich getroffen hat? oder Arndt, dem Liebling der Studenten und der Liedertafeln, oder den Königen der Ballade, Uhland und Chamisso? oder endlich dem zarten Zauberer Mörike?

Auch in der epischen Vers- und Prosaerzählung — nicht in der großen heroischen Epik — haben die Romantiker Vorzügliches geleistet, außer Brentano, Arnim, Chamisso („Peter Schlemihl"), Hauff („Lichtenstein") und Mörike („Maler Nolten", „Idylle vom Bodensee") vor allem Kleist („Erdbeben von Chile", „Michael Kohlhaas") und der Phantast Hoffmann. Den Dichter der „Phantasiestücke in Callots Manier", der „Elixire des Teufels", der „Serapionsbrüder", der „Lebensansichten des Kater Murr", kurz: ihren größten Erzähler hätten die Deutschen über flachen Salonpoeten vergessen, wenn ihn nicht das Ausland immer wieder in Erinnerung gebracht hätte.

Unter den Dramatikern würden die Zeitgenossen wohl dem Dichter des „Vierundzwanzigsten Februars", Zacharias Werner (1768—1823), die Krone gereicht haben oder Aug. Gottfr. Adolf Müllner (1774—1829), dem Verfasser der „Schuld". Die Nachwelt hat sich für Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist (1777— 1811) entschieden, dessen tragisches Leben ein tragischer Tod stilgerecht beschlossen hat. Er ist auch der einzige unter den romantischen Dichtern, dessen Wuchs bis zum Genie aufragt. Nächst Goethes „Faust" und Schillers „Jungfrau von Orleans" ist sein wonniges „Käthchen von Heilbronn" (1810) das schönste romantische Bühnenstück; und sein „Prinz von Homburg" (1821 gedruckt) steht über jeder Vergleichbarkeit.

Digitized by Google

Dem Dichter des Preußentums ist hinterdrein ein Mitbewerber um den Platz nächst Goethe und Schiller erwachsen in dem Österreicher Franz Grillparzer (1791—1872). Wie seine Zeitgenossen Raimund und Nestroy (vgl. unten) ist er dem Wiener Theaterboden entsprossen. Das Burgtheater hat ihn gezeitigt, als es unter Joseph Schreyvogel (Theatersekretär 1814—32) den Rang der ersten deutschen Bühne erlangte. Grillparzers Kunst geht zwischen Goethe und den großen Spaniern, zwischen dem Blankvers und dem trochäischen Dimeter, zwischen Antike und Romantik auf und nieder. Den ihm eigensten Boden findet aber Grillparzer in der Heimat, in dem Österreich, wie es sich der vormärzliche Zentralismus dachte. In „König Ottokars Glück und Ende" (1825), in „Ein treuer Diener seines Herrn" (1828), in „Ein Bruderzwist in Habsburg", in der „Libussa" tritt er uns nicht nur als Österreichs größter Dichter, sondern auch als einer der größten Historiker Österreichs entgegen. Auf den Pfaden der hispanisierenden Romantik wandelten auch andre Österreicher, wie Jos. Christ. Freiherr von Zedlitz (1790—1862) und Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen genannt Friedrich Halm (1806—71). Eduard Bauernfeld (1802—90) wagte gleichfalls zuweilen den Ritt ins romantische Land, ohne viel Erfolg, weil ihn Publikum und Kritik bereits mit der Aufschrift „feiner Lustspieldichter" versehen hatten. Als der Tragiker Grillparzer 1839 ein Lustspiel, „Weh dem, der lügt", auf die Bühne brachte, wurde es ausgezischt, obwohl es neben Kleists „Zerbrochenem Krug" (1808) das beste Verslustspiel der deutschen Litteratur ist.

Seit Karl Gödekes „Grundriß" und Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Litteratur" wissen die unterrichteten Deutschen, daß das vormärzliche Österreich oder eigentlich seine Hauptstadt, das „Capua der Geister", etwas Einzigartiges hervorgebracht habe, nämlich ein bodenwüchsiges Volksstück und einen großen Volksdramatiker, Ferdinand Raimund (1791—1836), den Dichter des „Alpenkönigs" und des „Verschwenders". Aber ihn verdrängte alsbald aus der Gunst des Publikums ein Mann, der die Kehrseite des Wienertums verkörperte, Johann Nestroy (1802—62). Ludwig Anzengruber (1839—89) hat ein Menschenalter später gezeigt, daß nur der Rechte über das im stillen fortwuchernde Volksstück zu kommen brauche, um ihm neue dichterische und sittliche Wirkungen abzugewinnen.

Verkörpern Kleist, Grillparzer, Uhland landschaftlichen Sondergeist und Stammesart, so tragen drei große Epigonen den über nationale Beengtheit hinausdrängenden universalistischen Geist der Herder-Goetheschen Zeit unter die spätern Geschlechter. Am wenigsten war sich der Oden-, Sonetten- und Ghaselendichter August Graf von Platen-Hallermünde (1796—1835) seines Nachkömmlingtums bewußt; vielmehr forderte er bei eigner Neigung zur Satire („Verhängnisvolle Gabel", „Der romantische Ödipus") durch seinen Größenwahn den Spott heraus. Friedrich Rückert (1788—1866) täuschte durch seine Fruchtbarkeit darüber, daß der Kern seines Wesens nicht im selbständigen Schaffen, sondern mehr im Wiedergeben und Nachbilden beruhte. Deshalb steht er als Übersetzer neben Herder, Voß und A. W. Schlegel, die er als Nachdichter übertrifft („Nal und Damajanti", „Rostem und Suhrab", „Makamen des Hariri"); unter allen deutschen Schriftstellern ist er der größte Sprach-, Vers- und Reimkünstler. Mit voller Deutlichkeit erkannte erst Karl Leberecht Immermann (1796—1840) den epigonenhaften Zug des Zeitalters (im Roman „Die Epigonen", 1836), er wies die Poesie auf die Wirklichkeit und die vernachlässigten Volkskreise hin (Roman „Münchhausen" mit der „Oberhof"-Idylle, 1839).

Als Immermann an seinen großen Zeitromanen arbeitete, hatte wiederum eine Umsturzbewegung im deutschen Schrifttum Platz gegriffen; sie stand im Zusammenhange mit den politischen Spannungen der 20er Jahre in Südeuropa (S. 109ff.) und der Julirevolution. Den

Digitized by Google

wahren Ursprung dieser undeutschen und hemmenden Umwälzung hat Treitschke bloßgelegt. Er sagt in seiner Deutschen Geschichte: „Ein rühriger Bundesgenosse erwuchs dem neuen Radikalismus in der jungen Macht des litterarischen Judentums... Die Judenschaft war in Deutschland weit zahlreicher als in den Nachbarlanden, und da der deutsch-polnische Judenstamm sich von jeher schwerer an das abendländische Wesen gewöhnt hatte als die spanischen Juden, die in Frankreich und England damals noch überwogen, so geschah es, daß in Deutschland — und hier allein — eine eigentümliche, halbjüdische Litteratur aufkam, welche ihre orientalische Weltanschauung, ihren ererbten Christenhaß in abendländische Formen hüllte." Man hielt arglos für deutsche Aufklärung und deutschen Freisinn, was in Wahrheit jüdischer Christenhaß und jüdisches Weltbürgertum war. Der Ahnherr dieser Zwitter-Litteratur ist Löb Baruch genannt Ludwig Börne (1786—1837); die Deutschen haben sich die Blöße gegeben, die Lästerungen dieses jeanpaulisierenden Stilverderbers ernst zu nehmen. Über Harry genannt Heinrich Heines (1797—1856) Charakter haben sie sich wohl nicht getäuscht; dagegen sind sie dem Zauber seines Geistes erlegen. Er verstand sich auf die kleinen Künste der Verführung und hatte den scharfen Blick des Fremdlings für die Schwächen des Volks, von dessen geistigen Säften er sich nährte. Ein gewisser Mangel an Ehrfurcht und Schamhaftigkeit paarte sich bei ihm mit einer fast naiven Verlogenheit; Verleumdung und Selbstschändung sagten ihm zu. In Paris, dem Mittelpunkte der erobernden Börsen- und Zeitungskultur (Bd. VII, S. 131), lebte Heine seit 1830 als Feuilletonist und Söldling des Bürgerkönigtums; von hier sandte er seinen „Atta Troll", sein „Deutschland, ein Wintermärchen", die „Neuen Gedichte", den „Romanzero" über die Grenze. Alsbald faßten abgeschwächte Nachtreter der neujüdischen Dioskuren in den deutschen Großstädten festen Fuß, um sich nach der Revolution überall spaltpilzhaft zu vervielfältigen.

Schon in den ersten 1830er Jahren schoß der Same der umsturzlustigen Zweckschriftstellerei auf deutschem Boden ins Kraut. Der Frankfurter Bundestag sah sich veranlaßt, gegen eine Gruppe von Litteraten einzuschreiten, die er am 10. Dezember 1835 mit dem Gesamtnamen „Das junge Deutschland" belegte. Im bürgerlichen Leben hießen die Verfemten Karl Ferd. Gutzkow (1811—78), Heinrich Laube (1806—84), Ludolf Wienbarg (1802—72), Theodor Mundt (1808—61) und Gustav Kühne (1806—88). Nachdem ihr jugendlicher Radikalismus überstanden war, haben sich die beiden Erstgenannten einen guten litterarischen Namen erworben: Gutzkow als Verfasser von spielbaren Theaterstücken („Zopf und Schwert" 1844, „Uriel Acosta" 1847, „Das Urbild des Tartuffe" 1847, und „Der Königsleutnant" 1849) und von riesenhaften Zeitromanen („Die Ritter vom Geiste" 1850—59, und „Der Zauberer von Rom" 1858—61), Laube ebenfalls als Dramendichter („Die Karlsschüler" 1846, „Gottsched und Gellert" 1847, „Graf Essex" 1856, und „Böse Zungen" 1868) und als Romanschriftsteller („Der Deutsche [Dreißigjährige] Krieg" 1863—66), besonders aber als Bühnenleiter (Wiener Burgtheater 1849—67, Leipziger Stadttheater 1869—70, Wiener Stadttheater 1872—79).

Die politische Lyrik der vormärzlichen Zeit zeigte sich im ganzen unberührt vom Börne-Heineschen Geiste. Die stärksten Töne schlugen Georg Herwegh (1817—75) und Ferdinand Freiligrath (1810—76) an. Wie bescheiden klangen dagegen die Forderungen des Österreichers Anton Grafen Auersperg genannt Anastasius Grün (1806—76), des Verfassers der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", und des „Schutt!" Keiner von diesen und den andern Freiheitssängern — Aug. Heinrich Hoffmann (von Fallersleben, 1798—1874; „Unpolitische Lieder" 1840), Franz Dingelstedt (1814—81; „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" 1842), Friedrich von Sallet (1812—43), Robert Prutz (1816—72) — hat sich durch sein Zweckdichten

Digitized by Google

befriedigt gefühlt: alle haben sich, während sie noch der Zeitgeist in seinen Klauen hielt, ihres künstlerischen Drangs auf andern poetischen Gebieten entledigt. Als Lyriker überragt der Deutschungar Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau genannt Lenau (1802—50) alle seine Zeitgenossen. Er ist der Meister des schwermütigen Stimmungsbilds, den die unheimlichen Mächte des Daseins so lange umklammerten, bis er im Wahnsinn endete. Unter seinen größern Dichtungen spiegelt der „Faust“ (1835) am vollkommensten sein Innenleben wider. Im „Savonarola“ (1837) und in den „Albigensern“ (1842) schildert er die düstersten Abschnitte aus der Vergangenheit jenes schweren Kampfs, den die Menschheit gegen die Verknechtung des Geistes ohne Ende führt.

Deutlicher noch als in der politischen Lyrik trat schon vor 1848 in der Novelle und im Roman zu Tage, daß sich Künstler und Leser von den klassisch-romantischen Idealen abwandten. Der Eintönigkeit des Unerreichbaren müde, verlangte die Welt nach der Unvollkommenheit und Mannigfaltigkeit des Wirklichen, obwohl sie noch dem Reize des Seltsamen zugänglich blieb und die verschönernde Übermalung begehrte. Dem erwachenden Wirklichkeitssinn kamen die geschichtlichen und geographischen (exotischen) Romane entgegen. Es war die Zeit, wo Karl Ant. Postl genannt Charles Sealsfield (1793—1864) und Friedrich Gerstäcker (1816—72) auftauchen. An Adalbert Stifters (1805—68) klassischen „Studien“ und „Bunten Steinen“ entzückten die wahrheitsgetreuen Naturschilderungen, wenn auch der stille Friede dieser Dichtungen mit dem stürmisch unzufriednen Zeitgeist in Widerspruch zu stehen schien. Noch lebhafter gab sich das Verlangen nach der Wirklichkeit in der Bauernnovelle kund, die seit Berthold Auerbachs (1812—82) „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (1843) in die Mode kam. Schrieb Auerbach für die gebildeten Stadtbewohner, so wollte der Schweizer Albert Bitzius genannt Jeremias Gotthelf (1797—1854), den Spuren Pestalozzis folgend, auf das Landvolk selbst wirken („Uli der Knecht“, „Uli der Pachter“).

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gewann der Realismus auch schon im höhern Drama Boden. Dem Jambenstücke mit seiner herkömmlichen Schönsprache und seinen gefühlsarmen Zierpuppen trat das „Kraftdrama“ zur Seite mit seinen grellen Vorgängen, seiner rücksichtslosen Ausdrucksweise, seinen Übertreibungen. Weder der schließlich verkommene Christ. Dietrich Grabbe (1801—36; „Herzog Theodor von Gotland“, „Don Juan und Faust“, „Napoleon“ und das „Hannibal“-Bruchstück), noch Georg Büchner (1813—37; „Dantons Tod“), noch Wolfg. Rob. Griepenkerl (1810—68; „Maximilian Robespierre“ und „Die Girondisten“) haben sich zu wahrer Künstlerschaft durchgearbeitet. Dagegen übernahm der Dithmarsche Friedrich Hebbel (1813—63), seit er in Wien eine neue Heimat gefunden hatte, die Führerschaft im höhern Drama; ein Schöpfer überlebensgroßer Charaktere, ein Erfinner seltsamer Seelenkämpfe, ein Rätselaufgeber, groß in Gegensätzen und bis zur Krankhaftigkeit reizsam. Mehr als die Männer, die bei ihm durchschnittlich Großsprecher und Starrhälse sind, ziehen den Dichter („Judith 1841, „Genoveva“ 1843, „Maria Magdalena“ 1844, „Herodes und Mariamne“ 1850, „Agnes Bernauer“ 1855, „Gyges und sein Ring“ 1856, die Trilogie „Die Nibelungen“ 1862) die Frauen an, deren dunkeln Seelengrund er zu beleuchten und zu begreifen sucht. Neben Hebbel hat noch Otto Ludwig aus Eisfeld (1813—65) einsame Wege, die ihn zum Höchsten führen sollten, aufgesucht. Aber er brachte sich durch ein Übermaß von Selbstkritik und Shakespearomanie um seine dichterische Zeugungskraft; der Ertrag seines Lebens beschränkt sich auf die zwei Hartnäckigkeits-Tragödien „Der Erbförster“ (1853) und die „Makkabäer“ (1855) sowie auf die Erzählungsmeisterstücke „Die Heitherethei“ und „Zwischen Himmel und Erde“ (beide 1857).

Digitized by Google

d) Zwischen 1850 und 1880.

Nachdem die 1848er Revolution gescheitert war, gab es viel Mißmut, Hoffnungslosigkeit, Schwarzseherei rundum in allen Landen. Es gehört zu den Verdiensten der schönen Litteratur und schönrednerischen Publizistik, deren Grenzen ineinander übergehen, daß sie der Nation wieder Lebensmut eingeflößt, sie auf ihre unverlorne Zukunft hingewiesen, ihr die revolutionären Schäume ausgeredet und zielrechte Wege gezeigt haben. An dem neuen Bayernkönige, Maximilian II. (1848—64), fand die Poetengilde einen Schutzherrn, dessen Hauptstadt, trotz der scheelen Blicke der Eingebornen, den zugewanderten Fremdlingen eine traulichere Heimstätte bot als Berlin, das König Friedrich Wilhelm IV. in den 1840er Jahren zu einem Sammelplatze deutscher Dichter erkoren hatte. Die „Münchner Schule" verstand es, aus klassischen, romantischen und modern-realistischen Bestandteilen eine Poesie herzustellen, die den Gegensatz zwischen hoher und niedriger Kunst nicht mehr recht erkennen ließ; unerhörte Lese- und Bühnenerfolge, große Zahlungen aus Druck und Aufführung belohnten die Verfasser für das Einhalten des goldnen Mittelmaßes. Die Litteratur befand sich wieder im vollen Einklange mit jener mittlern Schicht, die eine ziemlich gleichartige allgemeine Bildung besaß, verbunden mit einer gemeinschaftlichen Durchschnittsmenge religiösen, politischen und sittlichen Freisinns. Zeigte sich irgendwo der Geist romantischer Rückläufigkeit, wie in Oskar von Redwitz' (1823—91) „Amaranth" und in den Romanen der frommgewordnen Gräfin Ida von Hahn-Hahn (1805—80), so ging man heftig auf die Missethäter los; Friedr. Wilh. Weber (1813—94), der Verfasser von „Dreizehnlinden" (1878), wurde außerhalb der klerikalen Kreise totgeschwiegen, bloß weil er Katholik war.

An der Spitze des „Münchner Dichterkreises", dieses auserwählten Vereins anerkannter Versküstler, stand der Lübecker Lyriker Emanuel Geibel (1815—84), ein Meister der dichterischen Form, wie es denn überhaupt ein Verdienst der Tafelrunde Max' II. gewesen ist, die von den Jungdeutschen vernachlässigte Form wieder gepflegt zu haben. Großes, Überraschendes, Ursprüngliches hat Geibel nicht geleistet. Wie das ganze zeitgenössische Geschlecht, soweit es über die Heimat und die vertraute Umwelt hinausgreift, ist er ein Eklektiker, ein Epigone des Epigonentums. Außer ihm gehören zu den Münchnern: Friedrich Bodenstedt (1819—92; „Lieder des Mirza Schaffy"), der Kunstgönner Graf Ad. Friedr. von Schack (1815—94), Julius Grosse (1828—1902), Wilh. Hertz (1835—1901), Heinr. Leuthold (1827—79), Herm. Lingg (geb. 1820; „Die Völkerwanderung"), Wilh. Jensen (geb. 1837) und Paul Heyse (geb. 1830), der berühmte Novellist und Brackenburg des Bühnenerfolgs, der gefeierte Liebling der Frauen. Der Münchner Schule standen auch der Kulturhistoriker Wilh. Heinr. Riehl (1823—97; „Kulturgeschichtliche Novellen") und der örtliche Nachwuchs: Karl Stieler (1842—85), Martin Greif (geb. 1839), Karl von Heigel (geb. 1835), Max Haushofer (geb. 1840), nahe.

Der Karlsruher Jos. Viktor (von) Scheffel (1726—86) aber hat mit seinem „Trompeter von Säkkingen" (1853) die beliebtesten Verserzählungen, wie Gottfr. Kinkels „Otto der Schütz", des Freiherrn Jos. Chr. von Zedlitz „Waldfräulein", Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt", Hebbels „Mutter und Kind", Wolfg. Müllers „Maikönigin", P. Heyses „Novellen in Versen", Ferd. Gregorovius' „Euphorion", allmählich übertrumpft. Ebenso wurde sein „Ekkehard" (1855) der gelesenste historische Roman, und sein „Gaudeamus" (1867) kam dem Witze „feuchtfröhlicher" Vereine humorvoll zu Hilfe. Aus den Vorarbeiten zu einem Wartburgromane gingen das altertümelnde Gedichtbuch „Frau Aventiure" (1863) und die „Kreuzfahrernovelle „Juniperus" (1868) hervor. Scheffels nett reimenden Epigonen, den von Heyse

Digitized by Google

„Butzenscheibenlyriker" getauften Rudolf Baumbach (geb. 1840) und Julius Wolff (geb. 1834), blieb ebenfalls der Erfolg bis auf die jüngste Zeit getreu. Von Scheffel nahm seinen Ausgang auch der professorale, in allem Äußerlichen quellengetreue, in allem Psychologischen moderne Geschichtsroman, womit der Leipziger Ägyptologe Georg Ebers (1837—98; „Ägyptische Königstochter" und „Homo sum"), der Breslauer Rechtshistoriker Felix Dahn (geb. 1834; „Ein Kampf um Rom") und der Heidelberger Kirchenhistoriker Ad. Hausrath genannt George Taylor (geb. 1837; „Antinous" und „Klytia") eine große Leserschaft begeistert haben.

Einen schweren Stand hatten mehrere abseits stehende Poeten, die ihren Lesern eine ernste geistige Mitarbeiterschaft zumuteten. So Wilh. Jordan (geb. 1819), der Dichter des Mysteriums „Demiurgos" (1854) und der stabreimenden „Nibelungen" (1868 und 1874); so Robert Hamerling (1830—89), der in seinem „Ahasverus in Rom" (1866) und in seinem „König von Sion" (1869) mit brennenderen Farben schilderte, in der „Aspasia" (1876) eindringender philosophierte und im „Homunculus" (1888) die an so schlimme Behandlung nicht gewöhnten Kreise unbarmherziger geißelte, als es sich die Modedichter erlaubten.

Den sachlich ergiebigsten Weg haben die Realisten eingeschlagen, die nicht über das ihnen Wohlbekannte, Verständliche, Erfreuliche hinaus in die Ringe der reinen Poesie aufwärts zu dringen getrachtet haben. Obgleich ihr Ausdrucksmittel zumeist die deutsche Schriftsprache blieb, so liebten sie doch mundartliche Wendungen; einige griffen entschlossen völlig zum Dialekt. Am eigenartigsten hat sich die wirklichkeitsgetreue Provinzial- und Heimatskunst in den Grenzländern entwickelt. Die erste Stelle unter den Deutschösterreichern dieses Schlags nimmt nächst Anzengruber (S. 506) der Steirer Petri Kettenfeier Rosegger (geb. 1843) ein. Tirol besitzt eine seit mehr als hundert Jahren ineinandergreifende Kette von Heimatskünstlern, darunter Sänger wie Hermann von Gilm (1812—64) und Adolf Pichler (von Rautenkar; 1819—1900). Ganz und gar in den ihr bekannten Kreisen des Adels und des Volks bewegt sich die Romandichterin Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (geboren 1830 als Gräfin Dub). Mit Bettina Brentano und Annette von Droste-Hülshoff bildet sie das Kleeblatt echter deutscher Dichterinnen, das den vielleicht berechtigten Zorn über „Blaustrümpfe" wie Fanny Lewald (1811 bis 1889), Klara Mundt genannt Luise Mühlbach (1814—73), Eugenie John genannt Marlitt (1825—87), Bertha Freifrau von Suttner (geb. 1843) u. s. w. beschwichtigen mußte.

Gleich Österreich hat auch die Schweiz ihre besondere Litteratur und Litteraturgeschichte. In Gottfried Keller (1819—90), dem Verfasser des „Grünen Heinrich" (1854), der „Leute von Seldwyla" (1856), der „Zürcher Novellen" (1878) und des „Martin Salander" (1886), besitzt der hochalemannische Stamm seinen hervorragendsten Dichter, dem die Kraft eigen war, „das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken" (F. Th. Vischer). Auch der Zürcher Novellist Konrad Ferdinand Meyer (1825—98; „Huttens letzte Tage" 1871, „Der Heilige" 1880 und „Die Hochzeit des Mönchs" 1884) steht auf diesem festen Boden, obwohl sein üppiger Stil und seine sorgsame Kleinarbeit einen Gegensatz zur Schmuckarmut und Derbheit Kellers bilden.

Noch schärfer als im Oberlande tritt die provinzielle Eigenart in den Randgebieten des Plattlands hervor. Kein Dialektdichter hat je das ganze Deutschland so erheitert und gerührt wie Fritz Reuter (1810—74) mit seinen mecklenburgisch und „messingsch" geschriebnen Werken („Läuschen und Rimels" 1853, „Kein Hüsung" 1858 und „Olle Kamellen" 1860—64). Ihm war bereits der Lyriker Klaus Groth (1819—99) mit dem Wagnis vorangegangen, ein durchaus in dithmarsischem Platt geschriebnes Buch („Quickborn", 1852) der gesamtdeutschen

Digitized by Google

Leserwelt vorzulegen. Den Atem seiner nordalbingischen Heimat verspürt man in den Novellen H. Theodor W. Storms (1817—88; „Immensee“ 1852, „Aquis submersus“ 1877 und „Der Schimmelreiter“ 1888), auch ohne daß er zum verdeutlichenden Mittel der Mundart greift. Friedrich Spielhagens (geb. 1829; „Problematische Naturen“ 1860 „Die von Hohenstein“ 1863, „In Reih' und Glied“ 1866, „Hammer und Amboß“ 1868, und „Sturmflut“ 1876) vielgelesne Romane spielen zumeist im ostelbischen Plattland und in der preußischen Hauptstadt; aber sie sind aus Idylle und Privatleben in die Zeitkämpfe hinausverlegt, die seit 1848 um Freiheit, Einheit und Gerechtigkeit geführt wurden. Brandenburg hat seinen liebevollsten Schilderer an Theodor Fontane (1819—98; „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ 1862 bis 1882; „Vor dem Sturm“ 1876 und „Schach von Wuthenow“ 1883) gefunden, der als Greis mit seinen Berliner Sittenromanen, namentlich mit der „Effi Briest“ (1895), die jüngstdeutschen Weltstadtpoeten beschämt hat. Überhaupt ist Berlin nicht nur das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine Residenz der gemeindeutschen Litteratur geblieben, sondern auch Mittelpunkt der rein preußischen und Mutterschoß einer örtlichen Sonderkunst geworden.

Wohl hat der Schlesier Gustav Freytag (1816—95) seiner ursprünglichen und seiner zweiten thüringischen Heimat kennzeichnende Eigenheiten entnommen; aber er, neben Treitschke (vgl. weiter unten) der hervorragendste Publizist des im Werden begriffnen neuen Reichs, hatte als Dichter immer das ganze deutsche Volk im Auge, dessen Vergangenheit und Gegenwart einheitlich ausgebreitet vor ihm lag. Poet war Freytag eigentlich keiner, am wenigsten Versemacher; indes hatte er so viel Beobachtungsgabe und Humor, Sachkenntnis und männliche Sicherheit, daß er in den Grenzgebieten, deren angemessenstes Ausdrucksmittel die ungebundne Rede ist, Vorzügliches leistete. Das Schriftstellerglück lachte ihm als Dramatiker („Valentine“ 1846, „Graf Waldemar“ 1847, „Die Journalisten“ 1853/54, und „Die Fabier“ 1859) und noch mehr als Romandichter. Hatte er doch die Gabe, seine Werke zur rechten Zeit erscheinen zu lassen. So veröffentlichte er sein „Soll und Haben“ (1855) gerade in dem verzagten Jahrzehnt, das mit Olmütz anhebt, wo der Hinweis auf den Segen der Arbeit und die unverminderte Tüchtigkeit des Volks wahrhaft aufrichtend wirkte. Die deutsche Gelehrtenwelt mit ihren Vorzügen und Schwächen zeichnete Freytag wohlthuend humoristisch in der „Verlornen Handschrift“ (1864). Nach den Ereignissen von 1870 zog er die Summe seines Strebens in dem sechsteiligen Roman „Die Ahnen“ (1872—81), worin er die Schicksale eines deutschen Geschlechts durch die wichtigsten Wendepunkte der deutschen Geschichte von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart darlegte, um die Einheit und Stetigkeit der nationalen Entwicklung bei allem Wechsel der Lebensformen zu erweisen.

Alle die litteraturfähigen Erzähler und Bühnenschriftsteller hier anzuführen, die während der letztverflossnen Jahrzehnte für Unterhaltung und Anregung gesorgt haben, ist schlechterdings unmöglich. Nur einige der Höchststrebenden seien erwähnt: Adolf Wilbrandt (geb. 1837), der Jollernverherrlicher Ernst von Wildenbruch (geb. 1845), Arthur Fitger (geb. 1840), Ludwig Fulda (geb. 1862) und Richard Voß (geb. 1851), Männer des Übergangs zu der neuen Schule, die in den 1880er und 1890er Jahren mit starkem Lärm um ihr Daseinsrecht kämpfte.

e) Die jüngstdeutsche Schule.

Dieser Umsturz war von langer Hand vorbereitet. Eigentlich hätte nach dem von einigen beobachteten Gesetze des Generationenwechsels schon um 1860 eine Litteraturrevolution ausbrechen sollen. Eingetreten ist sie nicht; dennoch gehören dem 7. Jahrzehnt die einschneidenden Ereignisse

Digitized by Google

an, die Schritt für Schritt das Denken und Trachten des deutschen Volks umgewälzt haben. Zunächst ist innerhalb des Kunstbereichs selbst der erbittertste Streit ausgebrochen, der je wegen einer Kunstangelegenheit stattgefunden hat: der Krieg für und gegen Richard Wagner (vgl. unten). Zum erstenmal trat die zur Weltmacht emporgestiegne internationale Presse (S. 501) fast einmütig und rücksichtslos gegen einen Privatmann auf, ohne ihn überwinden zu können. In diesen Jahren vollzog sich auch die Heraufkunft des neuen Deutschen Reichs: die Konfliktszeit, der dänische, der deutsche, der französische Krieg, die Kaiserproklamation u. s. w., wogegen fast genau dieselben Gewalten ankämpften, die die Wagnersche Kunst nicht aufkommen lassen wollten. Aber zu der ersten Niederlage gesellte sich die andre und zu den beiden die dritte: der Zusammenbruch der verderblichen Richtung, welche die Presse und ihre Hintermänner dem wirtschaftlichen Leben gegeben hatten, die Sturmflut von 1873. Das geistige, staatliche, soziale Europa war nun vor einer schimpflichen Fremd- und Gewaltherrschaft bewahrt.

Diese Vorgänge legte sich die alte Litteratenschule nach ihren bereits feststehenden Grundsätzen zurecht; sie blieb im Besitze des Geschäfts, zumal des Weihnachtsmarkts mit seiner für Verleger und Schriftsteller gleich ausgiebigen Bescherung. Das mußte aber ernste, denkende Männer dem auf Müßige beiderlei Geschlechts berechneten Schrifttum völlig entfremden, und die unter einem veränderten Geistesklima heranwachsende Jugend ging von selbst zum Aufruhr gegen den Litteraturschlendrian über. Unterstützt wurde sie durch das Beispiel des der neuen Denk- und Empfindungsweise litterarisch schon angepaßten Auslands: Frankreichs, Skandinaviens, Rußlands. Eben war auch die bildende Kunst, voran die Malerei, von einer Krisis ergriffen worden, die zu einer Aufsehen erregenden Stilwandlung, zu einer fruchtbaren Erweiterung des Stoffgebiets und zu einer nicht vorübergehenden Trennung („Sezession") von den akademischen Überlieferungen hinleitete.

Der Aufruhr entlud sich zuerst in Gestalt eines kritischen Gewitters in Berlin, einer papiernen Götzendämmerung, worin das ganze bisherige Schrifttum versinken zu müssen schien. Doch bald konnten die „Jüngstdeutschen", das vierte Litteraturgeschlecht seit dem „Sturm und Drang", bemerken, daß die Großen, die Toten von ihren historischen Fußgestellen nicht heruntergefallen waren; selbst die lebendigen Vertreter der alten Schule waren mit etwas Ärger, dem Verlust ihres Alleinrechts und mit der Schmälerung ihres Ansehens davongekommen. Zu den vielen teils übereinander gelagerten, teils durcheinander geworfnen Richtungen unsrer Kunst war eben nur eine neue gekommen. Den rechten Erfolg heimsten auch nicht die Allermodernsten ein, sondern die, die zu vermittelu verstanden. Und obwohl die Jüngstdeutschen ihr Bestes als Lyriker leisteten, so mußten sie sich doch den weltläufigern Dichtungsarten zuwenden, schon um den Wettkampf mit den Alten fortführen zu können; sie mußten um die Gunst der Romanleser und der Theaterbesucher buhlen, wobei es manchem von ihnen unbenommen blieb, im Mißerfolge die Probe seiner Künstlerschaft zu erblicken.

Den ersten Rang unter den Lyrikern der neuen Schule nimmt der Senior Jüngstdeutschlands, Detlev von Liliencron (geb. 1844), ein, dem die Brüder Heinrich und Julius Hart (geb. 1855 und 1859), Ferd. Avenarius (geb. 1856), Rich. Dehmel (geb. 1863), Karl Busse (geb. 1872), Gustav Falke (geb. 1853), Hugo von Hofmannsthal (geb. 1874) und Stephan George (geb. 1875) anzureihen wären. Den Preis unter den Prosaerzählern erwarb sich Hermann Sudermann (geb. 1857) mit seinen Romanen „Frau Sorge" (1887), „Der Katzensteg" (1889) und „Es war" (1894). Ihm zunächst stehen Max Kretzer (geb. 1854), Mich. Georg Conrad (geb. 1846), Karl Bleibtreu (geb. 1859), Arthur Schnitzler (geb. 1862), Ernst Freih.

Digitized by Google

von Wolzogen (geb. 1855), Otto Jul. Bierbaum (geb. 1865), Isolde Kurz (geb. 1853), Ricarda Ceconi geb. Huch (1867), Helene al Raschid Bey geb. Böhlau (1859) u. a. Sudermann ist auch der erfolgreichste Dramatiker der neuen Schule; doch richtet er sich gern nach den bewährten Vorschriften der Vorgänger. Auch Otto Erich Hartleben (geb. 1864), Max Dreyer (geb. 1862), Max Halbe (geb. 1865) und Georg Hirschfeld (geb. 1873) haben nicht mit ihren kühnsten Stücken die größte Wirkung ausgeübt. Anderseits nähern sich die Flügelmänner der ältern Zeit (Wildenbruch, Wilbrandt, Voß) mit Absicht dem Drama der Modernen; nur das Lach- oder Lach-Rührstück der Firmen Osk. Blumenthal (geb. 1852) und Gust. Kadelburg (geb. 1851), Franz von Schönthan (geb. 1849) und Franz Koppel-Ellfeld (geb. 1840) arbeitet noch vorzugsweise mit bejahrten Hilfsmitteln.

An der Spitze der „Modernen" steht, obgleich ihn das Publikum mehrmals abfallen ließ, seit 1890 der Schlesier Gerhard Hauptmann (geb. 1862). Von dem übertriebnen Naturalismus seiner ersten Stücke „Vor Sonnenaufgang" (1889) und „Das Friedensfest" (1890) wandte er sich unter dem Einfluß Ibsens dem zergliedernden Seelendrama zu („Die einsamen Menschen" 1891, „Kollege Crampton" 1892), worin er den echt modernen, durch unzulängliches Können überreizten und darum haltlosen Mann seinem Schicksal entgegenführt. In verstärktem Maße bewährte Hauptmann seine seelenschöpferische Kunst im „Fuhrmann Henschel" (1898). Mit dem sozialistischen Drama „De Waber" (Die Weber; 1892) und seinem „Florian Geyer" (1895) aus der Zeit des großen Bauernkriegs von 1525 begründete Hauptmann das moderne naturalistische Geschichtsdrama: die Personen reden darin die Sprache ihres Stands und, soweit wie möglich, ihrer Zeit; die Einzelnen sind aus demselben Stoffe geknetet wie die Massen, um deren Wohl und Wehe sich alles dreht; die Vorgänge sprießen aus dem Willen naturhaft hervor, nicht, wie in der Zeit unsrer klassischen Dichter, Weltweisen und Geschichtschreiber, aus Ideen. Hauptmanns Erfindungsgabe und sein Sprachvermögen haben sich am entschiedensten in seinen Märchenstücken kundgethan: in „Hanuele(s Himmelfahrt"; 1893), in der „Versunknen Glocke" (1896) und im „Armen Heinrich" (1902).

Ein eigentümliches Geschlecht zersprungner Helden ist der Einbildungskraft Hauptmanns entstiegen. Vielleicht mutet es modern an, daß sie kein Ideal haben, wofür sie leben oder sterben, daß sie keine frohe Botschaft und keine sittlichen Überzeugungen hinausschmettern wie die Helden Schillers. Aber wie kommt es, daß uns die doch als Spiegel der Zeit geltende Dichtkunst gleichzeitig und hinterdrein die Willens- und Thatmenschen schuldig geblieben ist, die Fleisch und Blut gewesen sind und das deutsche Reich geschaffen haben? Die Antwort lautet: Die Helden der großen Zeit von 1870 entstammen einer andern Zucht, einer andern Umwelt als das Volk der Künstler. Zwischen dem that-, befehls- und gehorsamsfreudigen Adel und der bürgerlichen Ritterschaft des Geistes hat die Geschichte einen Unterschied geschaffen wie zwischen zwei blutsfremden Rassen. Was die einen thun, was die andern dichten, das kann nicht miteinander übereinstimmen. Dies ist keine neue Thatsache, sondern seit der Verbürgerlichung der Litteratur immer so gewesen; nur wird es durch das Nachwirken und die gelegentliche Wiederaufnahme klassischer und romantischer, mithin adliger Motive zuweilen dem Bewußtsein entrückt.

B. Die englische Litteratur der letzten 130 Jahre.

Zweifellos spielt in der Geschichte der neuern Litteraturen, der germanischen, romanischen und slawischen, das wechselseitige Sichanlehnen und Entlehnen eine hervorragende Rolle. Außerdem

Digitized by Google

besteht aber ein selbstthätiger Parallelismus zwischen den Litteraturen, ein Nebeneinander ihres naturnotwendigen Entwicklungslaufs, entsprechend der gemeinsamen Abstammung und der ineinander verzahnten Geschichte der Völker. Trotz aller nationalen Besonderheiten und Eigenheiten hat Frankreich und Deutschland und England und Italien und Spanien und noch manches andre Land seine Ritterzeit, seine Wiedergeburt, sein Barock und seine Aufklärung, so daß nicht die Gleichartigkeit, sondern die gelegentliche Ungleichheit den Eindruck einer Ausnahme hervorbringt. So ist des ausnahmsweis frühen Endes der englischen Aufklärung schon (S. 462) gedacht worden, nicht minder des auffallend frühen Emporkommens einer wesenhaft bürgerlichen Litteratur von sittlich-lehrhaftem und empfindsamem Charakter, weshalb auch der höfische, gespreizte, volksfremde Klassizismus in Großbritannien ebenso zu Falle gekommen ist wie in Deutschland. Zur Zeit des Sturms und Drangs gewinnt Deutschland einen kleinen Vorsprung. Die verjüngte Lyrik der Göttinger und der Stürmer geht der Liederdichtung Robert Burns' voran. Vollends bleibt die englische Romantik zeitlich hinter der deutschen zurück.

Kennzeichnenderweise begann das Haupt der konservativen Romantik Englands, Walter Scott (1771—1832), seine schriftstellerische Laufbahn mit Übertragungen aus dem Deutschen (1796). Als er sich der romantischen Verserzählung und dem historischen Roman zuwandte, entfaltete er eine schöpferische Ursprünglichkeit, die keiner von den vielen originellen Dichtern seiner Zeit übertroffen hat. Den Anfang machte er mit seinen zwischen 1805 und 1814 gedichteten Epyllien, unter denen „Das Fräulein vom See" (The lady of the lake, 1810) am berühmtesten ist. In die Zeit zwischen 1814 und 1831 fallen seine Romane, deren Reihe er mit „Waverley" eröffnete. So gewiß keine Nation sich je so verherrlicht gesehen hat wie die schottisch-englische in der Prosa ihres größten Erzählers, so gewiß hat auch keine ihren Dank je zuvor klingender abgestattet als das praktischste und zahlungsfähigste Mitglied der europäischen Völkerfamilie. Scotts Weitschweifigkeit nahm der damalige, noch nicht nervös hastende Leser mit in den Kauf. Er freute sich über die Genauigkeit der antiquarischen Schilderungen, war entzückt über die ritterlichen, edelmütigen, standhaften Helden Scotts und nahm keinen Anstoß, daß in den Romanen äußerlich viel, innerlich aber desto weniger geschah.

Zur konservativen Romantik gehört auch die sogenannte Seeschule. Den „Lakisten" zählt man herkömmlich drei Männer bei: William Wordsworth (1770—1850), Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) und Robert Southey (1774—1843), von denen zwei (Southey und Wordsworth) das Hofamt eines Poëta laureatus bekleideten. Ihr Bestes haben sie in den kleinern Dichtungsarten geleistet. Wie die deutschen Romantiker, so streben auch die englischen in die unbeachteten oder mißachteten Weiten hinaus, um deren eigentümliche, der bisherigen Menschheit verborgne Schönheit zu ergründen.

Scott und die Lakisten vertreten das England, das an sich selbst glaubt und darum seine Vergangenheit wie seine Gegenwart hochschätzt. Aber neben dem konservativen, am Christentum, an der Monarchie, der Verfassung, der gesellschaftlichen Rangleiter, der geschlechtlichen Ordnung festhaltenden Romantizismus erwächst eine aufrührerische, anklägerische, schonungslose, radikale Dichtung, die mit den Farben, Formen und Stoffen der Romantik weiter wirtschaftet. Schon bei Burns (S. 467) vernimmt man das Grollen, das dem Gewitter vorangeht. Seiner Brust entringt sich der Notschrei des in seinem nackten Dasein bedrohten ländlichen Proletariats, zu dem er selbst gehörte. Die Laute, wie sie seit Burns in der englischen und europäischen Litteratur vernehmbar werden, vereinigen sich als das eigentlich Moderne mit den formellen und inhaltlichen Überlieferungen der klassischen und romantischen Vorzeit.

Digitized by Google

Durch die Leiden und Freuden, das Hoffen und Wünschen, die Stimmungen und Schwebungen der modernen Seele erhält die neuere Poesie erst ihre innere Berechtigung, da sie sonst, verglichen mit der großen Vergangenheitskunst, leichtlich als deren matterer und darum unberechtigter Nachhall erscheinen könnte.

Während England den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich aufnahm und durch mehr als zwei Jahrzehnte (1793—1815) fortführte, wuchsen im Innern Druck und Gegendruck, bis im Zeitalter der Restauration (1815—30) unter dem Prinzregenten und König Georg IV. ein litterarischer Gewittersturm von beispielloser Heftigkeit losbrach, den die herrschende Kaste freilich hinter sichern Deckungen vorüberfausen ließ. Wie geistreich-anmutig und süß-schwärmerisch auch der Ire Thomas Moore (1779—1852) von den Wundern des Morgenlands (in seiner Rahmenerzählung „Lalla Rookh", 1817) oder von der Liebe der Engel Gottes zu den schönen Töchtern der Erde („The Loves of the Angels" 1823) zu singen verstand — in seine „Irish Melodies" (1807—34) mengte er Klagen über die Trübsal seiner geknechteten Heimat ein, und in zahlreichen Satiren schleuderte er Pfeile gegen die Reaktion.

Die ganz großen Empörer gingen aus den Kreisen der Höchstbevorrechteten selbst hervor. Sie wiederholten gewissermaßen die That Luzifers, des Obersten der Engel, und darum erlitten sie, auf Erden wenigstens, auch dessen Schicksal. Das vornehme England verleugnete seine Abtrünnlinge und verfolgte sie über ihren frühen Tod hinaus mit einer bis vor kurzem noch kaum erloschnen Wut. Trotzdem sind, vom Standpunkte der Weltlitteratur, Byron und Shelley die größten Namen des neuenglischen Schrifttums. Der einer altadligen Familie entstammende Percy Bysshe Shelley (1792—1822) ist trotz seines kurzen Lebens mit seinen radikalen Gedanken und Phantasien an jenen Rand gekommen, über den es kein Hinaus gibt. Von der Sprache, dem Ausdruck abgesehen, ist die poetische Einkleidung bei ihm Nebensache. Seine dichterischen Gebilde haben kein eignes Leben, wie die Byrons; es bleibt sich gleich, wie sie heißen: ob „Queen Mab" (1810) oder „The Revolt of Islam" (1818) oder „Prometheus Unbound" (1820). Ihr dichterischer Wert beruht auf der fortreißenden Kraft, auf der gefühlsstarken Überzeugtheit, womit Shelley alle religiösen und metaphysischen Ideen verneint. Seine Einbildungskraft spiegelt ihm den Untergang des Gottesglaubens, der Priester, der Könige, der auf die Ehe gegründeten Gesellschaft vor; schließlich glaubt er, wie die sozialistischen Utopisten von der Art Fouriers (Bd. VII, S. 404), an ein seinen Wünschen entsprechendes Anderswerden des kosmischen Gefüges, z. B. an das Aufhören der Schiefe der Ekliptik.

Als Persönlichkeit, als Dichter und als Denker überragte George Noel Gordon (seit 1798 Lord) Byron (1788—1824) nicht nur seinen Freund Shelley, sondern alle seine Berufsgenossen seit Shakespeare. Wie für diesen war auch für Byron das Dichten nur ein Nothebelf, ein Ableiter für seinen maßlosen Lebens- und Gedankendrang. Der Abkömmling eines normännischen Eroberergeschlechts und durch seine Mutter Sprößling eines schottischen Königshauses war zu heroischen Thaten geboren; Zeugnis dessen sein Anteil am griechischen Freiheitskampf. Als sich aber sein adliges Übermenschentum in Versen zu entladen begann, da haben gleich bei den ersten Flügelschlägen seines Genius („Hours of Idleness" 1807) die bürgerlichen Fachlitteraten Anstalten getroffen, den gefährlichen Nebenbuhler unschädlich zu machen. In seiner Satire „English Bards and Scotch Reviewers" (1809) hat er ihnen die böse Absicht heimgezahlt. Er hat aber auch bald nachher der Welt durch seinen „Child Harold" (1812—18) das Schauspiel geboten, daß zur selben Zeit, als noch das milde Himmelslicht der Goetheschen Dichtung am Abendhimmel prangte, ein funkelnder Stern am morgendlichen Horizont emporstieg. Bevor

Digitized by Google

der „Harold" noch vollendet war, hatte der wegen seiner unglücklichen Ehe von den Standesgenossen verfemte Dichter bereits sein Vaterland für immer verlassen (1816). In Italien (1816—23) dichtete er die meisten seiner Verserzählungen (nach dem „Giaur", „Corsair", „Lara" um 1813/14: die Belagerung von Korinth, Parisina, der Gefangene von Chillon, Beppo, Mazeppa, die Braut von Abydos, die Insel) und seine Dramen (darunter „Manfred", „Cain", „Himmel und Erde", „Marino Faliери", „Sardanapalus" und „Werner", die beiden letzten Goethe gewidmet). In den 16 Gesängen seines unvollendeten „Don Juan" hat Byron hinlänglich Raum gefunden, um auch mit der Gesellschaftsschicht abzurechnen, die ihn aus der Heimat vertrieben hatte. Der Satiriker wurde zum unbarmherzigen Richter, der dem hochgebornen England, ja dem ganzen Zeitalter das Urteil sprach. Wahrhaftig, eine verführerische Macht steckte in den Versen des hochsinnigen Zweiflers und Weltverächters. Bald byronisierte das ganze nichtenglische, unadlige Europa; die bessere Minderheit davon war durch ähnliche Erfahrungen im privaten und öffentlichen Leben zu Byronischen Stimmungen gekommen.

Dem großen Publikum war Byron wie Shelley ein Gegenstand des Staunens und des Grauens. Was sollte der Haufe mit seinen dichterischen Geschöpfen anfangen, mit diesem Geschlechte von Zweiflern und Verzweiflern, von schuldbeladnen, unbeugsamen Helden, Aufrührern und Verbrechern? Wie sollten die Mittel- und Untermenschen diese eisige Höhenluft, diesen Subjektivismus, diese Selbstvergötterung ertragen, sie, die zu ihrem Dasein ein Stücklein festen Bodens benötigten, die sich ans Kreuz, an den Königsmantel, an die Familienschleppe klammerten, um nicht haltlos zu versinken? Auch ihnen ist ihre litterarische Nahrung verabreicht, auch ihnen die Wahrheit gesagt worden, doch nur so, wie sie sie vertragen konnten. Das schöngeistige Verkehrsmittel zwischen dem Dichterreich und dem irdischen Wimmelhaufen bildete der Roman, wie zu Defoes und Richardsons Zeiten (S. 466). Als Scott gestorben war, erwarb sich Edward Earle Bulwer (seit 1838 Baron Lytton; 1803—73) durch „The last days of Pompeii" (1834) und „Rienzi, the last of the tribunes" (1835) einen in ganz Europa gefeierten Namen. Aber auch er ging zur Modegattung des realistischen Sittenromans über („Ernest Maltravers" 1837. „Night and Morning" 1841). Fanden Scott und Bulwer noch ihre volle Befriedigung im künstlerischen Ausmalen historischer Auftritte, so gestaltete Charles Kingsley (1819—75) den geschichtlichen Roman („Hypatia" 1852, „Westward ho!" 1855, „Hereward the Wake" 1866) zu einem Mittel um, sich über alles, was in einem wissenschaftlichen Werke verborgen geblieben wäre, weitläufig auszusprechen.

Kaum dürfte jemals ein englischer Dichter selbst auf harte, verstockte Herzen erfolgreicher eingewirkt haben als Charles Dickens genannt Boz (1812—70). Mit seinen Pickwickiern („Posthumous Papers of the Pickwick Club". 1837) gewann er die Lesewelt beider Erdhälften im Sturm, erreichte dann im „David Copperfield" (1849—50) seinen Scheitelpunkt und ging zuletzt von der Darstellung privater Schicksale zur Schilderung der sozialen Massennot („Hard times" 1853) über. Wenn es überhaupt möglich ist, das Geheimnis des Erfolgs bloßzulegen, so kann man sagen: Dickens verdankt ihn der Gabe, gleichzeitig oder nacheinander, wie's ihm eben beliebte, zu rühren und zu belustigen. Er arbeitete mit kräftigen Mitteln; hatte er es doch mit demselben Volke zu thun, das der Shakespeareschen Drastik bedurfte, um erschüttert zu werden. Nichts kommt der leidenschaftlichen Wahrhaftigkeit seines Mitleids gleich, seiner Anwaltschaft für die Hilflosen, Unterdrückten, Armen, die Geistigarmen eingeschlossen; nichts gleicht der Gewalt seines Hasses gegen die nationalen Laster: Hochmut, Hartherzigkeit, Heuchelei. Er stellt die Mängel einer bis dahin geschonten und gehätschelten Volksschicht, der

Digitized by Google

wohlhabenden Mittelklassen, an den Pranger und scheut sich nicht, in die Abgründe der Gesellschaft hinabzuleuchten. Allein der Pessimismus ist nicht der Ausgang und nicht das Ziel des menschenfreundlichen Poeten, der auch im Kehricht Juwelen findet. Man hört, wie ihm sein Herz höher schlägt, wenn er das Familienleben, die harmlosen Freuden der Geselligkeit, die reine Liebe, die Kinderseele, die Dienertreue schildert. Den allergrößten Künstlerfleiß wendet er aber an die Halb- und Mischgestalten, die ihm allein unter allen Dichtern eigen sind: an seine zerrbilderhaften Idealisten, seine stachligen Gefühlsmenschen, seine Grillenfänger, seine auf eine einzige Neigung zusammengeschrumpften, auf eine einzige Redensart zurückgekommenen Sonderlinge.

Als Gegenbild zu dem Humoristen Dickens betrachtet man den Satiriker William Makepeace Thackeray (1811—63), dessen Romane „Vanity Fair“ (1847), „Pendennis“ (1849/50) u. a. bittere Schmähschriften auf die höhere und mittlere Gesellschaft, Darstellungen ohne Licht und ohne Wärme, Sammelwerke voll abstoßender Charaktere und widerlicher Vorgänge genannt werden können, wahr und unwahr, wie alles Einseitige. Nur einmal in seinem Leben ist dem Dichter das Herz aufgegangen, als er in dem Titelhelden des historisierenden Romans „Esmond“ (1852) seinen Glauben an sittliche Größe verkörperte.

Bis zur Stunde ist in Großbritannien und überall, wo die verbreitetste aller Sprachen verstanden wird, der Roman die führende Dichtungsart geblieben. Leider geht bei einer Jahresernte von 1000—1200 nicht selten mehrbändigen Werken das Gute in der Flut des Mittel- und Minderwertigen unter. Beide Geschlechter sind an dieser Massenherstellung beteiligt. Wie die Gouvernantenromane der Charlotte Brontë (gen. Currer Bell; 1816—55) und das Zweckdichten ihrer amerikanischen Genossinnen, Susan Warner (gen. Elisabeth Wetherell; 1819—1885) und Harriet Beecher-Stowe (1812—96), sind nun auch die durch Feinmalerei ausgezeichneten Romane der Mary-Ann Evans (gen. George Eliot; 1819—80) — „Adam Bede“ (1859), „Romola“ (1863), „Middlemarch“ (1871) und „Daniel Deronda“ (1876) — gerade daran, vergessen zu werden, ein Los, dem die Romane der Louisa de la Ramée (gen. Ouida; geb. 1840) oder der Margaret Oliphant (1828—97) kaum entgehen dürften. Dagegen ist der Ruhm der „Lederstrumpf“-Erzählungen des James Fenimore Cooper (1789—1851) und der Seegeschichten des Kapitäns Fred. Marryat (1792—1848) noch immer nicht verklungen. Von dem Romancier Benjamin Disraëli (1804—81; vgl. Bd. VII, S. 392) weiß man deshalb noch etwas, weil er — seit 1876 „Graf Beaconsfield“ — zugleich der berühmte Staatsmann gewesen ist; außerdem erweckt er Interesse als englisch schriftstellernder Judensprößling. Unter den lebenden Romandichtern nimmt der in Deutschland erzogne George Meredith (geb. 1828) als der gedankenreichste und menschenkundigste den ersten Platz ein. Neben diesem durchaus modernen und realistischen Poeten vertrat der früh verstorbne Louis Stephenson (1850—94) den Standpunkt einer „Renaissance der Romantik“. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam zusehends eine dem üblichen Dreibänder („Dreidecker“) ungünstige Richtung auf, entsprechend der erhöhten Reizbarkeit und Hastigkeit des elektrischen Zeitalters. Auch wirkte das Beispiel der Amerikaner Francis Bret Harte (geb. 1839) und Samuel Langhorne Clemens gen. Mark Twain (geb. 1835) der Langatmigkeit Altenglands entgegen. Wie ein Befreier von unwürdiger Knechtschaft erschien der 1865 in Bombay geborne Rudyard Kipling, der mit einem Schlage der „short story“ zum Siege verhalf und sofort der gelesenste, bestbezahlte Schriftsteller der Gegenwart wurde. Doch verdankt er den Erfolg seines „Jungle-Book“ (1894), „Day's work“ (1898) u. s. w. nicht bloß der Kürze seiner Novellen und der Neuheit seiner Erfindungen, sondern auch seinem triebmäßigen Empfinden für die Weltmachtsgefühle seiner Mitbürger.

Digitized by Google

Tiefer noch als der Dutzendroman steht das englische Theaterstück. Fast alle litterarisch bedeutenden Schauspiele führen das Dämmerleben von Lesedramen. Keiner, selbst Shakespeare nicht, kann gegen das Ausstattungsstück, die Sensationskomödie oder die Posse aufkommen, da die englisch denkende und sprechende Welt fast ganz verspielt und versportet, zum Teil auch verkrämert und verpfafft ist. Für Pferdezüchter, Fußballschläger und Cakewalktänzer ist das Theater keine Kunstanstalt, sondern ein Belustigungsort, wo findige Spekulanten dem ungepflegten Geschmack eines zahlungsfähigen Haufens aufwarten. Schier unmöglich ist es, alle zu nennen, denen seit James Sheridan Knowles (1784—1862) der Versuch, wider den Strom zu schwimmen, mißlungen ist. Drum hat auch die starke Bewegung, die in den 1880er Jahren das Festland aufstörte, in England nur schwache Beachtung gefunden.

Dichtern, deren Kunst einen höhern Flug nehmen wollte, blieben somit nur die Lyrik und die Verserzählung übrig. Bald nach Byron, Shelley, Keats ließen Felicia Dor. Hemans (1793—1835) und Elisabeth Barrett-Browning (1806—61) ihre wohlbesaiteten Harfen erklingen. Auch Amerika brachte Lyriker hervor: Richard Henry Dana (1787—1879), Wm. Cullen Bryant (1794—1878), Edgar Allan Poe (1809—49), Bayard Taylor (1825 bis 1878) und Walt Whitman (1819—92), der eine naturalistische Yankee-Poesie von unleugbarer Ursprünglichkeit begründete. Als Hauptvertreter des Zeitalters der Königin Viktoria gelten Alfred Tennyson (1809—92), Robert Browning (1812—89) und Algernon Charles Swinburne (geb. 1837). Tennyson war durch Jahrzehnte der Lieblingsdichter der sozial gesättigten Kreise. In seinen Gedichten und Epyllien („In memoriam" 1850, „Idyls of the King" 1858, „Enoch Arden" 1864 und „The Holy Grail" 1869) folgt er den Renaissancepoeten, welche die romantischen Sagen in wohllautender Sprache wiedererzählt haben, um sie zugleich innerlich dem verfeinerten Gefühl einer überbildeten Nachwelt anzupassen. Tennyson ist formschön und süß bis zur äußersten Grenze, unanstößig bis zur Gedankenarmut, wählerisch, epigonenhaft und geschlechtslos, den Münchnern (S. 509) vergleichbar. An Tennyson gemessen, nimmt sich der Amerikaner Henry Wadsworth Longfellow (1807—82) fast wie ein kräftiges Originalgenie aus, obwohl auch seine „Evangeline" (1847), „The golden Legend" (1851: eine Wiedergabe des „Armen Heinrich") und „The song of Hiawatha" (1855) die Schwächen einer litterarisch anempfundnen Romantik aufweisen. Was Tennyson vermissen läßt, bietet Browning im Übermaße; seine Gedankenfülle erschwert das Verständnis so sehr, daß noch bei seinen Lebzeiten (1881) eine Gesellschaft zur Erläuterung seiner Gedichte entstanden ist. Als ein ebenbürtiger Nachfolger kühner Vorgänger zeigt sich der noch lebende Swinburne, der als politischer und religiöser Radikaler von der Kritik der „satanischen Schule" Byrons und Shelleys beigezählt wird. Darum ist nach Tennysons Tod 1896 nicht ihm der amtliche Lorbeer aufs Haupt gedrückt worden, sondern dem durch seine sprachlichen Neuerungen bekannt gewordnen Alfred Austin (geb. 1835).

C. Die kleinern germanischen Litteraturen.

Außer den zwei großen germanischen Völkern mit ihren weltweit verbreiteten Sprachen und Schriftwerken bestehen noch drei oder vier kleine Nationallitteraturen germanischer Zunge: die niederländische (holländisch-vlämische), die schwedische, die dänische und allenfalls noch die norwegische. Das Los der Kleinen ist naturgemäß die Abhängigkeit von den Großen. Jedenfalls muß es als eine fast rätselhafte Ausnahme angesehen werden, daß in der jüngsten Zeit die Skandinavier einen so mächtigen Einfluß auf das litterarische Europa ausgeübt haben.

Digitized by Google

a) Die niederländische Litteratur.

Dagegen erregt es kein besondres Staunen, daß unter den niederländischen Schriftstellern keine Größe von allgemeiner und bleibender Bedeutung vorhanden ist. Während die vlämisch-holländische Malerei gering gerechnet zwanzig bis dreißig Namen aufzuweisen hat, die dem Kunstkenner geläufig und selbst dem Laien bekannt sind (vgl. S. 410), gibt es in der niederländischen Litteratur kaum jemand, der auch nur einem Ostade, Terburg, Wouwerman, Metsu an Ruf gleichkäme. Und doch ist die niederländische Litteratur viele hundert Jahre alt. Als der staatliche Zusammenhang mit dem römisch-deutschen Reiche noch nicht gelockert war, gab es bereits eine mittelniederländische Litteratur, die im 13. und 14. Jahrhundert ihren ersten Höhestand erreichte. Im 15. brach eine lange Verfallzeit an, bis im Barock ein neuer Aufschwung kam. Dem „goldnen" Zeitalter, dessen größte Namen Jakob Ca(a)ts (1577—1660), Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647), Joost van (den) Vondel (1587—1679) und Constantyn Huygens (1596—1687) sind, folgte die Abhängigkeit vom französischen Klassizismus auf dem Fuß. Auch die Niederländer befreiten sich vom welschen Joche mit Hilfe der stammverwandten Völker: der Engländer und der Deutschen. Willem Bilderdijck (1756—1831) und Henrik Caroluszoon Tollens (1780—1856) gelten ihnen als die siegreichen Überwinder einer volksfremden Vergangenheit. Natürlich ging die Romantik in ihrer ursprünglichen und in ihrer byronisierten Gestalt an den Niederlanden nicht vorüber: Jakob van Lennep (1802—68) pflegte den historischen Roman in der Art Walter Scotts, Nicolaas Beets (geb. 1814) folgte den Spuren Byrons. Keine litterarische Richtung kam der angebornen Art der Niederländer förderlicher entgegen als die realistische. Ihr gehört der hervorragendste niederländische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts an: Eduard Douwes Dekker gen. Multatuli (1820—87; vgl. Bd. II, S. 521 u. 540), in jüngster Zeit endlich auch außerhalb Hollands gewürdigt; unübertroffen als Schilderer des holländisch-asiatischen Kolonialreichs, ist er auch ein Denker und Kritiker von unerbittlicher Wahrhaftigkeit.

Mittlerweile erhob sich, nach der Losreißung Belgiens von Holland (1830), die vlämische Bewegung. Die bis dahin litterarisch völlig romanisierten Flamänder, die Mehrheit der belgischen Einwohnerschaft, erbarmten sich ihrer vernachlässigten Mundart und gestalteten sie zur Schriftsprache um. Die Feindseligkeit gegen die holländischen Brüder erstickte nicht die Einsicht, daß es aus Selbsterhaltungsgründen wünschenswert wäre, sich in sprachlichen Angelegenheiten zu einigen; amtlich ist dies 1864 geschehen. Der europäisch bekannteste Schriftsteller der neuvlämischen Litteratur ist der fruchtbare Romancier Hendrik Conscience (1812 bis 1883), der 1845 auch eine „Geschichte Belgiens" veröffentlicht hat.

In neuester Zeit ist das vereinigte holländisch-vlämische Schrifttum von den naturalistischen und symbolistischen Strömungen der Nachbarlitteraturen ergriffen worden. Wie anderswo begann die Bewegung mit einem kritischen Sturm und mit übertrieben neuartigen Erzeugnissen, um sich dann abzuklären und den Alten wie den Neuen das Nebeneinanderleben möglich zu machen. Der bezeichnendste Vertreter dieser mystisch-symbolischen, dann moralisierenden Richtung ist der in französischer Sprache schreibende Genter Maurice Maeterlinck (geb. 1862).

b) Die skandinavischen Litteraturen.

Nachdem im Humanismus und Klassizismus Skandinavien seiner litterarischen Vergangenheit, seiner Skaldenlieder und Sagas (S. 440) vergessen und die gemeineuropäische Fremdherrschaft mit durchgemacht hatte, führte gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein neues

Digitized by Google

Geschlecht von Gelehrten und Dichtern die Rückkehr zum eignen Volkstum und zur eignen Geschichte mit offensichtlichem Erfolge herbei.

a) Die dänische Litteratur.

Im Bereiche der dänischen Schriftsprache, in Dänemark und Norwegen, regte sich zuerst der Unabhängigkeitstrieb. Obwohl im Klassizismus wurzelnd, hatte der als Lustspieldichter weltberühmt gewordne Ludwig (seit 1747 Freiherr von) Holberg (1684—1754) Selbständigkeit genug, Personen und Verwicklungen dem Leben seiner zeitgenössischen Umwelt zu entnehmen und seine sittigenden Absichten auf diese zu berechnen. Aber noch besaß die französische Schule ein solches Übergewicht, daß Johannes Ewald (1743—81), der über Klopstock den Weg zur Volkspoesie zurückgefunden hatte — er ist der Dichter des Nationallieds („Kong Christian stod ved höjen Mast", 1780) — sein Leben in einsamer Verachtung hinbringen mußte.

Zur Unabhängigkeit und Volksgemäßheit gelangte das dänische Schrifttum erst durch die Romantiker, die sich aus Deutschland ihre Anregungen holten, was sich schon darin kundgab, daß Poeten wie Joh. Ludw. Heiberg (1791—1860) und Gelehrte wie Hans Chr. Oersted (1777—1851) deutsch und dänisch schrieben, übrigens ohne des Hochverrats geziehen zu werden. So auch Jens Baggesen (1764—1826) und Adam Gottl. Öhlenschläger (1779—1850), der dem fast noch unberührten Schatze nordischer Götter-, Helden- und Geschichtssagen seine dramatischen und epischen Stoffe entnahm („Hakon Jarl", „Baldur der Gute", „Palnatoke", „Axel und Walburg" 1805—1809, „Die Götter des Nordens" 1819, „Regnar Lodbrog" 1849 u. s. w.). Alsbald konnte sich der König der dänischen Romantik eines stattlichen Gefolges erfreuen. Selbst noch das nächste Dichtergeschlecht hielt an den Überlieferungen der Romantik fest, darunter der weltberühmte Märchenerzähler Hans Christ. Andersen (1805—75) und der Dramatiker Henrik Hertz (1798—1870).

Vor der Gefahr, in Formschönheit und Phantasiespielerei zu verflachen, wurde die dänische Litteratur im allgemeinen bewahrt, weil das Volk seinen landschaftlichen und örtlichen Sondergeist nicht an das 19. Jahrhundert mit seiner einebnenden Universalkultur verloren hatte. Die klassisch und romantisch erschöpfte Poesie verjüngte sich durch den Realismus, als dessen Pionier der Jüte Steen Steensen Blicher (1782—1848) gilt. Realismus und Byronismus vereinigte in harmonischer Weise Frederik Paludan-Müller (1809—76), der Dichter des „Adam homo" (1841/9), einer epischen Satire auf das moderne Strebertum, das alle wahrhaftigen Werte des Lebens für die hohlen Erfolge des Vorwärtskommens dahingibt. Freilich tauchten in Dänemark ebenfalls Erscheinungen auf wie Christ. Knut Fred. Molbech (1821—88) und Hans Vilh. Kaalund (1818—85), deren Poesie, hierin der des Münchner Dichterkreises gleichend, das künstliche Erzeugnis einer litterarisch überbildeten, selbstgefälligen und weltzufriednen Gesittung ist. Aber es hätte nicht solcher Gestalten bedurft, um den Nachwuchs zum Aufruhr zu reizen und auch Ältere auf die Pfade der Empörung zu leiten. Noch weniger erregende Kraft steckte in dem Litterarhistoriker und Kritiker Georg Brandes (geb. 1842), der sich der erfolgreichen Bewegung klüglich anschloß und hinterdrein von seinen über die Erde zerstreuten Stammesbrüdern als Führer und Blutzeuge der skandinavischen „Moderne" ausposaunen ließ.

Die jüngste Litteraturrevolution stammt nicht von gestern und wird auch nicht morgen zu Ende sein. Sie ist nur die Fortsetzung eines jahrhundertalten Kampfs, ein Stück Entwicklung, das bei den abseitigen, steckengebliebnen, nach einem Platz an der Sonne verlangenden Völkern deutlicher zu Tage getreten ist als bei den westeuropäischen Hauptnationen,

Digitized by Google

die mehr von ihren staatlichen und wirtschaftlichen Interessen in Anspruch genommen sind. Noch immer handelt es sich um jenen westeuropäischen Vorgang, den Humanismus und Reformation selbst für ihre Zeit verfehlt haben: um die Ausscheidung aller fremden und minderwertigen Gemengteile, die das Blut und das Gehirn der arischen Völkerfamilie mit sich selbst uneins gemacht, ihre Geschichte und ihre Kultur entstellt haben. Noch immer handelt es sich um die Befreiung von allen Knechtschaften, die die Arier selbst in ihrer unbändigen Thatkraft und schrankenlosen Herrschsucht einander aufgeladen haben: ein Volk, ein Stand, ein Einzelner dem andern. Den Freiheitskampf hat wohl die Aufklärung in Gang gebracht, aber nur auf dem begrenzten Felde des Kirchen- und Religionswesens glücklich geführt, während ihn die Revolution vom beschränkten Standpunkte des alten Ständewesens, die Sozialdemokratie vom Standpunkte des einseitigen Klassenbewußtseins weitergeführt hat. Ähnlich haben der Sturm und Drang, die revolutionäre Romantik, der Realismus einseitig den bevorrechteten Klassen zugesetzt, hingegen den mittlern oder niedern Klassen, der Idyllik, dem Naturmenschentume schönfärberisch gehuldigt. Das läßt sich nun die jüngste Litteraturrevolution nicht mehr zu schulden kommen. Die neuen Stürmer laufen wirklich Sturm und haben es nicht auf dies oder jenes Vorwerk, sondern auf den gesamten Menschheitszustand mit allem Zubehör von Knechtschaft, Verlogenheit und Beschränktheit abgesehen. Sie nehmen keine Volksklasse, keine Gesellschaftsgruppe von ihrer naturalistischen Wiedergabe und ihrem pessimistischen Urteil aus. Ein so allseitiger Aufruhr ist noch nicht dagewesen. Er ist das geistig Radikalste, was die Menschheit bisher erlebt hat. Dabei kam er ganz unerwartet, als die bürgerliche Welt sich so recht der Freude über ihre materiellen und politischen „Errungenschaften" hinzugeben anfing. Wahrlich, die jüngste Litteratur mußte den Überrumpelten wie eine Bande von Spielverderbern und Seelenvergiftern, Verfalls- und Zusammenbruchsmenschen vorkommen. Wenn man schon die Sache bei den Russen halbwegs begreiflich fand als Rückschlag gegen den im konstitutionell regierten Europa verpönten Despotismus, so vermochte man es nicht zu fassen, wie bei den freien und gebildeten Skandinaviern Ähnliches geschehen konnte. Wohl haben die Dänen eine Schar litterarischer Flügelmänner der modernsten Richtung aufzuweisen: Sophus Schandorph (geb. 1837), Jens Peter Jacobsen (1847—85), Karl Gjellerup (geb. 1857), Peter Nansen (geb. 1861), Karl Ewald (geb. 1856), Herm. Bang (geb. 1857), und andre, alle überragt von Holger Drachmann (geb. 1846). Aber nicht ihnen ist die Führerschaft zugefallen.

β) Die norwegische Litteratur.

Aus Norwegen, dem Lande, das der Polarkreis durchschneidet, verbreitete sich mit wundersamem Nordlichtschein eine wahrhaft selbstleuchtende, nicht bloß von zurückgeworfnen Strahlen umspielte Poesie. Sie ist die jüngste unter den europäischen Litteraturen, noch keine hundert Jahre alt. Denn bis zum vierten oder fünften Jahrzehnt des verflossnen Jahrhunderts hat zwischen Dänemark und Norwegen in litterarischen Dingen noch die vollständigste Einheit bestanden. Als jedoch seit der Auflösung der politischen Verbindung zwischen den beiden Staaten Norwegen mit Schweden verknüpft ward, da erwachte in den Norwegern bald der stolze Trieb, litterarisch auf eignen Füßen zu stehen; sie hofften auch ohne die Dänen weiter zu kommen, obwohl das Dänische ihre Schriftsprache blieb. An die Namen Henrik Arn. Wergelands (1808—45) und Johann Seb. Cammermejer Welhavens (1807—73) knüpft sich die Erinnerung an den Trennungsvorgang. 1848 warf Ivar Andr. Aasen (1813—96) den Zankapfel unter die eignen Landsleute, indem er ihnen vorstellte, sie sollten norwegisch und

Digitized by Google

nicht dänisch schreiben. Er trat an die Spitze der „Maalstræver", die thatsächlich aus den Mundarten Norwegens eine neue Schriftsprache, das Landsmaal, zusammenschweißten, das sich nun den Geltungskreis erst erobern mußte. Obwohl die Raufhaftern dem Dänischen („Rigsmaal") treu blieben und gegen die Maalsträver auftraten, entsprach die partikularistische Richtung doch so sehr den vorwaltenden Ansichten, daß der Storthing 1885 dem Landsmaal Gleichberechtigung mit dem Rigsmaal zuerkannte, daß 1892 den Gemeinden freigestellt wurde, für ihre Volksschulen zwischen beiden zu wählen, und daß seit 1896 an den Gymnasien der Unterricht im Lands- und Rigsmaal (sowie im Altnordischen) vorgeschrieben ist.

Von den beiden großen Dichtern Norwegens, die der Weltlitteratur angehören, ist Björnstjerne Björnson (geb. 1832) der mehr norwegische. Als Agitator und Parteiführer in das öffentliche Leben mannigfach verstrickt, hat er seine Landsleute nie so einmütig von sich abfallen sehen wie Ibsen (vgl. unten), weswegen er denn auch nie genötigt war, längere Zeit außerhalb seines Vaterlands zu weilen. Björnsons Dichter- und Charakterschule ist die starre Großartigkeit der heimatlichen Natur und die schroffe Sonderart des heimatlichen Menschenschlags gewesen. Seine Laufbahn begann er mit Dorfgeschichten („Synnöve Sólbakken", „Arne" u. a.), worin er den norwegischen Bauernstand ins Heldenhafte umidealisiert. Auch in seinen ältern, der Sage und Geschichte entnommnen Dramen („Zwischen den Schlachten", gedruckt 1858, „Sigurd der Böse" 1862, „Maria Stuart in Schottland" 1864) umgeben noch romantische Zuthaten die mit großer realistischer Kraft dargestellten Vorgänge. Dann erst, auf der Höhe der Mannesjahre, wandte sich Björnson ausschließlich dem Gegenwärtigen zu. Jedoch das bloße Nachbilden des Weltlaufs genügte dem leidenschaftlichen Reformator nicht; vielmehr kämpfte er in jedem seiner Werke für unmißverständlich bestimmte politische und ethische Ziele mit dem sich steigernden Eifer des Wüstenpredigers („Die Neuvermählten" 1865, „Ein Fallissement" 1874, „Das neue System" 1879). Auch für ihn kam die Stunde der Einsicht, daß ein allzu hoch gespanntes Streben in keinem Verhältnisse zur menschlichen Kraft stehe und in das Grauen der Vernichtung ausmünde (Doppeldrama: „Über die Kraft" 1883 und 1895). Auch er ist bei den Fragezeichen angelangt, womit Ibsen die Problemstücke seiner Reifezeit abzuschließen pflegt, durchdrungen von der Nichtigkeit aller gemeingiltigen Formeln und von der Verfehltheit jedes Lebens, das der Inhaber nicht nach den Forderungen seiner eigensten Natur selbst zu gestalten versteht.

Henrik Ibsen (geb. 1828) begann nach Gymnasiastenart mit einem Römerstücke „Catilina" (gedruckt 1850), einem erstaunlich phrasenlosen und den „kompakten Majoritäten" abgeneigten Werk. Dann versenkte er sich in die Romantik, dramatisierte balladenhafte Stoffe („Frau Inger auf Östrot", „Das Fest auf Solhang") und schloß diesen ersten Abschnitt seines Schaffens 1858 mit dem Sagendrama „Die nordische Heerfahrt" und der Historie „Die Kronprätendenten", dem Siegesgesang auf Hakon Hakonson, den Thatmenschen, dessen Seele von einem einzigen Gedanken, einem Königsgedanken erfüllt ist, und der mit seinem Glauben an sich selbst über die Ränke des bösen Bischofs Nikolaus wie über den hochherzigen, doch nicht an sich selbst glaubenden Grübler Jarl Skule und über die das Gemüt bedrängende Macht des Weibes triumphiert. Den „Kronprätendenten" ließ Ibsen die phantastisch-symbolischen Dichtungen „Brand" und „Peer Gynt" (1866 und 1867) folgen, die den Auslegungsbedürftigen so schwere Pein bereiten, jene mit ihrem halsstarrigen Idealismus, der jedes Entgegenkommen an die Wirklichkeit verabscheut, diese die Tragödie der haltlosen Phantastik, die sich und andre um die wahren Lebensgüter bringt. Wenn die beiden dramatischen Gedichte durch die Hauptperson

Digitized by Google

vor dem gänzlichen Auseinanderfließen bewahrt werden, so fehlt der geschichtsphilosophischen Tragödie „Kaiser und Galiläer" (1873) auch dieser Rest von Verklammerung, ungeachtet sie Julian den Abtrünnigen zum Helden hat. Was auch das kritische Gewissen sagen mag, groß ist sie doch und einzig, diese Gegenüberstellung des Christentums mit der untergehenden Heidenwelt und diese innere Erhebung über beide im Namen eines kommenden dritten Reichs.

Von nun an wandte sich Ibsen dem modernen Drama zu, im Besitz einer technischen Meisterschaft, wie sie wenigstens in den germanischen Ländern kaum einer vor ihm besessen hat. Trotzdem sind die so viel gelesnen und besprochnen Stücke des Norwegers keine Günstlinge des Publikums: sie gehen den Leuten zu stark im Kopfe herum. Auch ziehen sie die modernen (keine Höhen-, sondern Durchschnitts-) Menschen vor den Hörern oder Lesern splitternackt aus, als ob sie vor dem jüngsten Gerichte stünden: ein Aufsichbeziehen ist demnach unvermeidlich — doch wenig beliebt. Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts ist weltlitterarisch charakterisiert durch die Dramenreihe vom „Bunde der Jugend" über „Die Stützen der Gesellschaft", „Nora", „Die Gespenster", „Der Volksfeind", „Die Wildente", „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere", „Hedda Gabler", „Baumeister Solneß" und „Klein Eyolf" bis zu „Gabriel Borkmann" und „Wenn wir Toten erwachen".

Es ist erstaunlich, wie viel Talente um die beiden Riesen geschart sind, alle aus dem menschenarmen Westen der skandinavischen Halbinsel hervorgegangen; um nur die Selbständigsten zu nennen: ein Jonas L. J. Lie (geb. 1833) und sein Sohn Bernt, Alex. L. Kielland (geb. 1849), Gunnar Heiberg (geb. 1857), Knut Hamsun (geb. 1860), Hans Jaeger („Fra Kristianiabohêmen") und Arne Garborg (geb. 1851), lange der radikalste Verächter aller Ideale, nunmehr aber zum gläubigen Bekenner eines mystischen, selbst die Evangelien verwerfenden Urchristentums geworden. Gleichwie der Altmeister Ibsen durch die wachsende Hinwendung zur geheimnisvollen Dämmerzone des Seelenlebens und durch seinen gesteigerten Hang zur Symbolik seine Abkunft von der Romantik beurkundet hat, so wurzelt die ganze jüngsteuropäische Litteratur im nämlichen Boden, der nichts andres ist als die angeborne Art der europäischen Völkerfamilie und ihr unvertilgbarer Zusammenhang mit der eignen Geschichte.

γ) Die schwedische Litteratur.

Länger noch als Dänemark und Norwegen verharrte Schweden im litterarischen Banne des Auslands. Wie ein Bote des anbrechenden Tags ließ Karl Mich. Bellman (1740—95), gerade als die Franzosenlei ihren Höhestand erreicht hatte, seine volkstümlichen Lieder erklingen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschloß der Aurora-Bund (1807) der deutschen Romantik die Thore. Man nennt die Bündler auch nach der von ihnen herausgegebenen Zeitschrift („Phosphorus") die Phosphoristen: Daniel Amadeus Atterbom (1790—1855), Wilh. Fredrik Palmblad (1788—1852), Karl Fr. Dahlgren (1791—1844) u. a. Den der Universallitteratur zugekehrten Phosphoristen trat die strenger und enger national gesinnte „gotische Schule" gegenüber. An ihrer Spitze stand der Geschichtschreiber Geijer (vgl. S. 555). Aus ihrer Mitte ging auch der berühmteste Dichter Schwedens, der Sänger der „Frithjofssage", Esaias Tegnér (1782—1846), hervor.

Als sich die schwedische Romantik in lyrischen Akkorden ausschwang, kam, wie in ganz Europa, der Realismus zu tonangebender Geltung. Die bedeutendsten Poeten der realistischen Richtung waren Joh. Ludw. Runeberg (1804—77), Zach. Topelius (1818—98), Viktor Rydberg (1828—95), Graf Karl J. Snoilsky (1841—1903) u. a. Weit über ihr Vaterland

Digitized by Google

hinaus fanden die schwedischen Romanschriftstellerinnen Fredrika Bremer (1801—65), Emilie Flygare-Carlén (1807—92), Sophie Schwartz (1819—94) und Anna Charlotte Leffler-Edgren (1849—92) einen großen Leserkreis. Daß selbst zwei Könige aus dem französischen Hause Bernadotte, Karl XV. (1826—72) und Oskar II. (geb. 1829), ihre Umwandlung in Schweden durch dichterische Erzeugnisse bekundeten, gereichte dem nationalen Schrifttume zur Ehre. Gegen die um die Mitte des 19. Jahrhunderts wuchernde Epigonen- und Pfarrerpoesie blieb der naturalistische und radikale Rückschlag nicht aus, dem die Wendung zum Mystischen und Symbolistischen, zuletzt wieder zum religiösen Glauben, nachfolgte. Unter den jüngstschwedischen Dichtern nimmt der wandelbare, nur im Weiberhasse beharrliche Joh. Aug. Strindberg (geb. 1849) als Romanschriftsteller und Dramatiker den ersten Rang ein; ihm reihen sich an: Gustav af Geijerstam (geb. 1858), Ola Hansson (geb. 1860), Tor Hedberg (geb. 1862), Oskar Levertin (geb. 1862), Verner v. Heidenstam (geb. 1859), Per Hallström (geb. 1866), Ernst Lundquist (geb. 1851), Selma Lagerlöf (geb. 1858) u. a.

Bis tief ins 19. Jahrhundert bedienten sich die Finnländer des Schwedischen als ausschließlicher Schriftsprache. Runeberg, Topelius, die Bremer u. s. f. waren aus Finnland gebürtig; auch heute noch gibt es schwedisch schreibende Finnen. Es ist der Wirksamkeit zweier Männer, des Ethnographen Matthias Alex. Castrén (1813—52) und des Arztes Elias Lönnrot (1802—84), zuzuschreiben, daß auch bei den Finnländern die Sehnsucht nach Ausgestaltung ihrer Volks- zu einer Schriftsprache und nach einer eignen Litteratur erwachte. Es bildeten sich zwei hitzig kämpfende Parteien: die Fennomanen und die Svecomanen, die erst in jüngster Zeit zur Abwehr der drohenden Russifizierung einander wieder näher gerückt sind.

Nachdem bereits 1835 und 1849 Lönnrot aus altüberlieferten finnischen Liedern das Heldengedicht „Kalewala" zusammengestellt hatte, vereinigte auch Fr. Kreutzwald die verwandten Überlieferungen der Esthen zu dem Epos „Kalewi-Poëg" (1857).

D. Die französische Litteratur seit der Aufklärung.

Der Klassizismus, der seit Jahrhunderten in der französischen Gesittung verkörpert war, ist weder durch die Revolution noch durch das erste Kaiserreich seines Throns entsetzt worden. Wenn Ideen und Ideale allein die Welt beherrschten, so ließe sich sagen, Revolution und Kaiserreich seien aus dem klassischen und rationalistischen Geiste der vorangehenden Zeiten entsprungen und stellten nur eine gesteigerte Form davon dar. Von einer Steigerung war aber in der Litteratur, die an dem klassizistischen Stilzopfe festhielt, nichts zu bemerken. Vielmehr war der Verfall mit Händen zu greifen. Auch die Gunst Napoleons I., der Corneille bewunderte, vermochte den Niedergang der Dichtkunst nicht aufzuhalten, die sich damals zur Poesie der ludovicianischen Zeit bereits verhielt wie etwa die byzantinische Kunst zur attischen. Kennzeichnenderweise bildete das beschreibende Lehrgedicht die leitende Gattung. Haupt der „deskriptiven Schule" war der formgewandte Jacques Delille (1738—1813). Daß der Klassizismus altersschwach geworden war, zeigte sich vornehmlich in den großen Gattungen: in der Epopöe, dem Roman, dem Drama. Das Heldengedicht „Philippe-Auguste" (1825) von Fr. Aug. Parseval-Grandmaison (1759—1834) vermied ebenso ängstlich das romantische Kolorit, wie sich die Tragödien François Raynouards (1761—1836), des wissenschaftlichen Entdeckers der Troubadourpoesie, von jeder unklassischen Befleckung frei hielten. Desgleichen stehen die Romane der fruchtbaren Madame de Genlis (1746—1830) dem eignen Zeitalter so fremd gegenüber, daß sie gerade deshalb niemals lebensfähig gewesen oder geworden sind.

Digitized by Google

Nicht einmal in der Leibdichtungsart der Franzosen, im Lustspiele, wurde etwas geleistet, das der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit gleichwertig gewesen wäre. Louis B. Picard (1769—1828) und François Andrieux (1759—1833) reichen weder an Marivaux oder Beaumarchais (S. 472), noch an Scribe und Legouvé (vgl. unten) heran. Die amtlich anerkannten Dichtergrößen der Empirezeit: L. de Fontanes (1757—1821), Ant. Vincent Arnault (1766—1834), Victor Etienne genannt de Jouy (1764—1846), Népomucène Lemercier (1771—1840) u. s. w., waren selbstverständlich überzeugte Anhänger der feststehenden Überlieferung.

Trotz der Gunst der Machthaber — auch die Restauration blieb aus historischen Gründen dem klassizistischen Bekenntnisse treu —, trotz des Besitzes aller litterarischen Gewaltmittel, die die Klassizisten offen und meuchlings gegen ihre Widersacher verwandten, und trotz des Gesetzes der Beharrung nahm der alternde Klassizismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ein gewaltsam jähes Ende. Nicht nur, daß ausländische Einflüsse, deutsche und englische, seit der Ossian- und Wertherzeit (S. 467 und 502) über die Grenze drangen und den eingefrornen Kulturdünkel wenigstens in den höchstgebildeten Kreisen zum Auftauen brachten: es keimten auch unter den Eindrücken unerhörter Begebenheiten junge Geschlechter auf mit dunkeln, stillen Empfindungen, die hell und vernehmbar werden wollten. Dieser Übergang fand seinen frühsten Ausdruck in den Schriften der Madame de Staël (1766—1817), sowohl in ihrem Buche „De l'Allemagne" wie in ihren Romanen „Delphine" (1802) und „Corinne" (1807), die von der Sehnsucht nach einem erhöhten, idealen Dasein durchwärmt sind. Doch nicht sie, sondern ein Stärkerer, François René Vicomte de Chateaubriand (1768—1848; S. 88), war zum Pfadfinder der französischen Romantik berufen. Mit der Beredsamkeit Bossuets trat er dem Unglaubenszwange der ablaufenden Revolutionszeit entgegen, um seine Mitbürger nicht etwa durch Vernunftgründe wieder dem Christentume zuzuführen, sondern um sie für die Schönheit dieses Glaubens („Le génie du christianisme", 1802) und für das Heldentum der christlichen Blutzeugen („Les martyrs", 1809) zu begeistern. Dem erstgenannten Werk sind zwei Einschaltungen einverleibt: „Atala" und „René", worin die von Bernardins de Saint-Pierre „Paul et Virginie" (S. 472) und von Goethes „Werther" erregten Schwingungen nachzittern, um in Byrons und Mussets Dichtungen fortzuvibrieren. In „Atala" und „Les Natchez" hat Chateaubriand die Schwärmerei für das Rousseausche Naturmenschentum zu der noch heute nicht ganz verschollenen Indianerromantik umgebildet. Desgleichen hat er ein andres romantisches Wunderland für die Litteratur entdeckt: das maurische Spanien („Les aventures du dernier des Abencérages", 1808).

Der wiedererweckte Sinn für Religion und geschichtliche Romantik war eine Lebensbedingung für die 1814 erneuerte Königsherrschaft, die Restauration. Wie bei andern ähnlichen Gelegenheiten, stellten sich auch diesmal die den Umschwung rechtfertigenden Theorien ein, die in den Geschichten der französischen Nationallitteratur darum erwähnt zu werden pflegen, weil sie in stilistisch mustergiltigen Werken niedergelegt und für die weiten Kreise berechnet sind, die das Publikum der Poeten bilden. An der Spitze des Kampfs gegen die Revolution und für die Monarchie standen Ambroise de Bonald (1753—1840; S. 88) und der ultramontan gesinnte Joseph de Maistre (1754—1821; S. 87). Im Heerlager der Royalisten stand auch der als Dichter und Sprachforscher hervorragende Romantiker Charles Nodier (1780—1844).

Dagegen fochten Benjamin Constant (1767—1830; S. 87) sowie Casimir Delavigne (1793—1843) für die Forderungen der liberalen Kreise. Jedoch der steigende Haß gegen die Bourbonen verlangte leidenschaftlichere Ausbrüche, als sie in den Versen dieser noch halb im

Digitized by Google

Klassizismus steckenden Autoren zu finden waren. Paul Louis Courier (1772—1825), einer der größten Stilkünstler Frankreichs, schleuderte seine in ungebundner Rede verfaßten Pamphlete gegen die wankende Regierung, während der volkstümlichste Sänger des Lands, Pierre Jean de Béranger (1780—1857), die harmlose, anmutige, lüsterne Chanson in eine Waffe verwandelte, die mit dem Widerhaken des Metrums fester im Fleische saß als das bestgeglättete Geschoß der Prosaisten. Bei Béranger läßt sich erkennen, wie der Bourbonenhaß die Quelle des Napoleondienstes wurde. Bald nach der Julirevolution schwirrte auch gegen Louis Philippe ein Hagel von Pfeilen heran. Im Kampfe gegen den Spekulantenkönig stand der bedeutendste politische Dichter Frankreichs, Auguste Barbier (1805—82), obenan, ein Zertrümmerer zweckbewußter Lügen: des Napoleonschwindels, der Volksvergötterung, der Selbstverherrlichung von Paris („Iambes", 1831). Das zweite Kaiserreich hat später an Victor Hugo seinen poetischen Strafrichter, an Henri Rochefort seinen journalistischen Henkersknecht gefunden.

Noch stand die ältere bourbonische Linie am Ruder, als sich das junge, mit dem Namen „Romantische Schule" belegte Dichtergeschlecht zum Kampf um Dasein und Geltung wider die noch immer mächtigen Alten klassizistischen Bekenntnisses sammelte. In der „Muse française" lagerten sie ihre poetischen und kritischen Erstlinge ab, und als die „Muse" eingegangen war, erhielten sie sich durch persönliche Zusammenkünfte (Cénacles) in Fühlung.

Wie von selbst rückte der größte romanische Dichter des 19. Jahrhunderts, Victor Hugo (1802—85), an die Spitze der Mitstrebenden. Schon 1822 veröffentlichte er einen Band „Odes". 1824 die „Odes et Ballades", 1829 die „Orientales"; aber die Erfolge als Lyriker genügten ihm nicht. Er versuchte sich im Roman („Han d'Islande", „Bug-Jargal") und mit mehr Glück im Drama. Die Vorrede zum „Cromwell" (1827) enthielt das künstlerische Glaubensbekenntnis der romantischen Schule: eine Variation über jenes Schlagwort „Rückkehr zur Natur und Wahrheit", das ja bei jedem kunstgeschichtlichen Umsturz, also ungefähr alle 30 Jahre, wiederkehrt. Als nun die alte Garde zu den äußersten Mitteln griff und selbst den König durch Bittschriften zum Einschreiten bewegen wollte, war es ein entscheidender Erfolg, daß 1830 Hugos „Hernani" unter donnerndem Beifall über die Bretter des Théâtre français ging. Hiermit war für Paris, für Frankreich und das gerade damals wieder stark französierende Ausland der Streit entschieden. Wohl wurde 1832 sein „Triboulet ou le roi s'amuse" nach der ersten Vorstellung auf obrigkeitlichen Befehl vom Spielplan abgesetzt, wie schon 1829 seine „Marion Delorme" von der Zensur nicht zur Aufführung zugelassen worden war; aber das Publikum spendete seinen Dramen („Lucrèce Borgia", „Marie Tudor", „Angèlo", „Ruy Blas") nicht bloß vorübergehenden Beifall, sondern sicherte ihnen ein bis jetzt noch nicht erloschnes Bühnendasein. Mit den verunglückten „Burgraves" (1843) stellte Hugo seine Thätigkeit als Dramatiker ein (der erst 1882 erschienene „Torquémada" ist schon ein Menschenalter vorher geschrieben). Inzwischen hatte der berühmt gewordne Dichter mit der gegen die Todesstrafe gerichteten Zweckschrift „Les derniers jours d'un condamné" (1829) und mit seinem Meisterroman „Notre-Dame de Paris" (1831) die glänzende Reihe seiner Prosaschriften eröffnet. Aber die leidige Politik bemächtigte sich immer mehr des großen Lyrikers, ohne daß er aufhörte, durch neue Gedichtsammlungen („Les feuilles d'automne" 1831, „Les chants du crépuscule" 1835, „Les voix intérieurs" 1837, „Rayons et ombres" 1840, „Contemplations" 1856, „Chansons des rues et des bois" 1865 und „L'art d'être grand-père" 1877) die Fülle und Macht seines Innenlebens zu beurkunden. Infolge seines Eintretens für die Sache der Sozialisten gegen den Präsidenten der zweiten Republik, Louis Napoleon, ward er ein Opfer des Staatsstreichs

Digitized by Google

vom 2. Dezember 1851 (S. 213); bis zum Sturze Napoleons III. mußte er in der Verbannung — auf der Insel Guernsey — ausharren. Sein widriges Schicksal machte ihn zum Kampf- und Hohndichter. Zuerst schleuderte er gegen seinen Todfeind die Schmähschrift „Napoléon le Petit", dann die versifizierten „Châtiments" (1853 und 1871) und erzählte schließlich die Geschichte des Staatsstreichs in der „Histoire d'un crime" (1877 veröffentlicht). Auch als Verbannter kämpfte er weiterhin für die Sache der Sozialreform, des Lichts, der Freiheit; vor allem in seinen Romanen („Les misérables" 1862, „Les travailleurs de la mer" 1866, „L'homme qui rit" 1869 und „Quatre-vingt-treize") und mit der ganzen Gewalt seiner Verssprache in den geschichtsphilosophischen Dichtungen: „La légende des siècles" (1859; 2. Reihe 1877) und „Les quatre vents de l'Esprit" (1881). In der „Année terrible" (1872) vereinigte er die unter dem Eindrucke der Ereignisse von 1870/71 entstandnen Gedichte. So sehr wir Deutsche den Willen und die Gabe besitzen, uns in das Frembartigste hineinzufinden: die verständnisvolle Würdigung Victor Hugos geht über unsre Kraft. Wie wir's auch anstellen, seine Rede klingt uns häufig hohl, sein Pathos dünkt uns meist erkünstelt, die Gebilde seiner Phantasie kommen uns oft abgeschmackt vor, das Herausspinnen der Poesie aus der Hyperbel und der Antithese behagt uns nicht, das Gemisch von mathematischer Verständigkeit und bis zum Wahnwitz überhitzter Leidenschaft widersteht uns.

Lange hat der ältere Alphonse de Lamartine (1790—1869; S. 88) dem jüngern Hugo den Rang des ersten französischen Dichters streitig gemacht. Seine „Méditations" (1820) und „Nouvelles méditations" (1823) hatten sich besonders der Damenwelt ins Herz geschmeichelt, ehe der kräftigere, farbenreichere Nebenbuhler auf den Schauplatz trat. Und auch später noch bezauberte Lamartine mit seinen Verserzählungen „Jocelyn" (1835) und „La chute d'un ange" (1838) alle romantisch gestimmten Seelen. Obwohl seit der Julirevolution ein demokratischer und gleichmacherischer Wind durch die Litteratur zu fegen anfing, verleugnete Lamartine nie sein adliges, vornehmes Wesen, auch nicht in seiner hinreißend geschriebnen „Histoire des Girondins" (1847; S. 174). Was er über sich selbst zu Papier gebracht hat, bekundet einen Größenwahn, wie er sich bei Chateaubriand und Hugo ebenfalls zeigt. Aber eins war diesen drei führenden Geistern eigen: sie haben an sich selbst geglaubt und, wenn der Augenblick es heischte, ihren Mann gestellt.

Nur allzubald kam auch in Frankreich das Geschlecht zu Worte, das überhaupt an nichts, geschweige denn an sich selbst glaubte, ein Geschlecht, das seine Schwäche, seine Krankhaftigkeit, seine Trägheit kannte und, am Leben verzweifelnd, sein Stümpflein Kraft in Wüstheiten erschöpfte. Gerade dieser zwischen den Napoleonischen Schlachten gezeugten Generation entstammte der größte Verskünstler, das verfeinertste Erzeugnis der litterarischen Überkultur Frankreichs: Alfred de Musset (1810—57). In seiner „Confession d'un enfant du siècle" beichtet er: „Die ganze Krankheit unsres Jahrhunderts ist auf zwei Ursachen zurückzuführen ...: alles was war, ist nicht mehr, und alles was sein wird, ist noch nicht. Man suche nicht wo anders den Grund unsres Weltschmerzes." Trotz seines Weltschmerzes ist Musset nicht als bloßer Epigone Goethes und Byrons anzusehen. War Goethes Dichten und Leben das fortgesetzt siegreiche Ankämpfen eines großen Geistes gegen den seelenmörderischen Weltschmerz; bildete Byrons Weltschmerz nur einen Beisatz zu all dem Trotz und Hohn, den er, der Übergewaltige, den kleinen Mitmenschen entgegenwarf (S. 516): so war Mussets Leben nur die in die Länge gezogene Tragikomödie des Weltschmerzes selbst. Er betäubte sich bloß für Augenblicke durch sein Dichten, das ihm als seelisches Beschwichtigungsmittel diente. Aber wie fern

Digitized by Google

auch der Einzelne der Musſetſchen Art ſtehen mag, Muſſets Lieder, die ſchönſten, die jemals in franzöſiſcher Sprache geſungen worden ſind, werden ihn bezaubern; ſeine Vers- und Proſanovellen („Namouna“, „Rolla“ u. ſ. w.) werden die modernen Saiten ſeines Innern in Beben verſetzen; bei ſeinen Dramoletten („La coupe et les lèvres“, „Le chandelier“, „Un caprice“, „Il ne faut jurer de rien“, „On ne badine pas avec l'amour“ u. ſ. w.) wird er nur bedauern, daß etwas ſo feenhaft Zartes, Übergeiſtiges, Anmutreiches von keiner, auch keiner franzöſiſchen Darſtellungskunſt wiedergegeben werden kann.

Mit Muſſet wird bis heute gern eine Frau zuſammen genannt („Elle et lui“, „Lui et elle“), die in der Litteratur einen gefeierten Namen hat. Jahrzehntelang war es ein Glaubensartikel, daß Aurore Dupin, verehelichte Dudevant, gen. George Sand (1804—76), nicht nur die größte Schriftſtellerin aller Zeiten ſei, ſondern daß ſie auch den geſchlechtsſtolzen Männern die geiſtige Ebenburt des Weibes bewieſen habe. Dieſer Glaube iſt dahin, und ſelten lieſt noch jemand einen von ihren 80 Romanen oder ihre Reiſebeſchreibungen, Briefe, Denkwürdigkeiten. Litterarhiſtoriſch gilt die Sand als die Hauptvertreterin des idealiſtiſchen Zeit- und Zweckromans; kraft unglücklicher Eheerfahrungen hat ſie für die Befreiung der Frau (und auch ein wenig des Fleiſchs), unter dem Einfluſſe Pierre Leroux' für den ſozialen Utopismus, infolge des Umgangs mit Chopin und Liſzt für den künſtleriſchen Idealismus, angeregt von Lamennais (S. 88) für die Religion der Zukunft durch ihre lebhaften Erzählungen („Indiana“, „Lélia“, „Léone Léoni“, „Mauprat“, „Spiridion“, „Le meunier d'Angibault“, „Consuélo“, „La petite Fadette“, „Le Marquis de Villemer“, „Madem. de la Quintinie“) Anhänger geworben. Da jedoch ihr ideales Trachten durchwegs mit dem Stempel des Unerreichbaren und Überſpannten geprägt iſt, ſo blieb es bei einem vorübergehenden Ergötzen an ihren Werken, deren künſtleriſcher und geiſtiger Wert durch den echt weiblichen Mangel an Geſtaltungskraft und Logik verringert wird.

Die Fruchtbarkeit der Sand wurde noch von Männern überboten, die aus der Dichtkunſt eine Induſtrie gemacht und ihre Maſſenerzeugniſſe unter Beiſtand von Mitarbeitern hervorgebracht haben. Den Großbetrieb leitete der Halbmulatte Alexandre Dumas der ältere (1803—70), Chef der Maison Dumas et Cie., ein Mann von genialer Erfindungsgabe und atemverſetzender Erzählungskunſt; er überſchwemmte das Theater und die Leihbibliotheken mit ſeinen Fabrikaten, worunter die Romane „Monte Christo“ und „Les trois mousquetaires“ die gangbarſten waren. Ihm trat in den 1840er Jahren Eugène Sue (1804—57) zur Seite, deſſen „Juif errant“ und „Mystères de Paris“ lange die Bücher der europäiſchen Litteratur waren, die am meiſten verurteilt und dann am meiſten geleſen wurden. In der Gunſt aller Leſer kam ihm nur der flotte Zotenſchreiber Paul de Kock (1793—1871) nahe. Die vornehmen Bühnen des europäiſchen Geſittungskreiſes verſorgte der außerhalb jeder Schule ſtehende Auguſtin Eugène Scribe (1791—1861), deſſen vortrefflich geſchriebne, äußerſt ſpielbare Ränkeſtücke und Operntexte einſt Welthandelsartikel waren.

Unter den Zeitgenoſſen Hugos und Lamartines hat es wohl den oder jenen gegeben, der noch päpſtlicher als der Papſt ſein wollte; aber die meiſten ſuchten nach einem Ausgleiche, nach der rechten Mitte (juste milieu) zwiſchen Klaſſizismus und Romantismus. Zu den Männern der zweiten Linie gehörten: Delavigne (S. 525), Alfred de Vigny (1797—1863), François Ponſard (1814—67), Frédéric Soulié (1800—1847), Edgar Quinet (1803—75), Rodolphe Toepffer (1799—1846).

Dazu, daß der Romantismus ſo raſch ſiegte, hat nicht wenig der Umſtand beigetragen, daß die Kritik auf ſeiner Seite ſtand. Einer aus dem Kreiſe der Schule, Ch. Aug. Sainte-Beuve

Digitized by Google

(1804—69), hat zuerst im „Globe", dann in der „Revue des deux mondes", im „Constitutionel" und „Temps" die Sache seiner Freunde vertreten — eine Ausnahmserscheinung unter der Gilde, die sonst gewerbsmäßig den Kunsthaß und die Unterdrückung aufstrebender Künstler pflegt. Schon der neben Sainte-Beuve einflußreichste Pariser Kritiker, Jules Janin (1804—74), gleich jenem selbst Dichter, stellt eine niedrigere Abart der Kunstrichterschaft dar, sofern er der Urheber des „spezifisch französischen Feuilletons" war, dem es mehr auf das Leuchten des eignen Geistes, auf ein Wortspiel, einen guten Einfall als auf die Sache selbst ankam. Das Geheimnis des maßgebenden Ansehens von Francisque Sarcey (1828—99) lag darin, daß er der Verkündiger dessen war, was sich der bessere Durchschnitt beim Kunstwerke gedacht hatte, und was nun das Entzücken aller bildete, wenn sie es wohlstilisiert in der Zeitung lasen.

Weder Frankreich allein eigen noch von ihm ausgehend war die Erscheinung, daß eine Gruppe von Schriftstellern das Schlagwort Realismus in den Mund nahm und sich, wiederum im Namen der Natur und der Wahrheit, vom Romantismus lossagte. Ihr Vorläufer war der pessimistische Dichter-Philosoph Henry Beyle (1783—1844) gewesen, der sich aus Verehrung für Winckelmann nach dessen Geburtsort „Stendhal" genannt hatte. Der realistischen Richtung näherte sich ebenfalls der als Kulturhistoriker ausgezeichnete Stilkünstler Prosper Mérimée (1803—70), in dessen Novellen („Carmen", „Colomba") die grellsten Vorgänge mit Absicht kühl, sachlich und ohne den landesüblichen Wortschwall erzählt werden. Als der eigentliche Begründer und unübertroffne Meister der realistischen Darstellungskunst ist Honoré de Balzac (1799—1850) zu betrachten. Seine Romane und Novellen, worin er sich gleich groß als Beobachter und als Erfinder zeigt, hat er in drei Sammlungen vereinigt: „La comédie humaine", „Études philosophiques et analytiques" und „Contes drolatiques". Dem Meister zunächst steht Gustav Flaubert (1821—80); von ihm sind nur wenige größere, aber mit höchster Sorgfalt ausgearbeitete Werke vorhanden, darunter der Ehebruchsroman „Madame Bovary" (1857), der Geschichtsroman „Salammbô" (1862) und der Phantasieroman „La tentation de Saint-Antoine" (1874). Das Zusammenwirken der Brüder Goncourt: Edmond (1822—96) und Jules (1830—70), hat der frühe Tod des jüngern zerrissen; unter ihren gemeinsamen Schriften ragen durch die Feinheit der Seelenmalerei die Romane „Germinie Lacerteux" (1865) und „Nanette Salomon" (1867) hervor. Gingen die genannten Stilvirtuosen noch darauf aus, Einzelfälle und Ausnahmsmenschen darzustellen, so versuchte Henri Murger (1822—61) in seinen „Scènes de la vie de Bohême" das typische Dasein einer ganzen Klasse, der nur halb oder gar nicht sich durchringenden Künstlerschaft, zu beleuchten. Allerdings ist die Realistik dieser reizenden Schilderungen nur gering: schon die Zeitgenossen wußten nicht, wann und wo die Murgersche Grisette gelebt, wann und wo das Künstlerelend einen so glücküberstrahlten Hintergrund gehabt haben soll. In der realistisch gerichteten Zeit fanden selbstverständlich Dorf- oder Bauerngeschichten Anklang; namentlich die der Elsässer Emile Erckmann (1822—99) und Alex. Chatrian (1826—90). Freilich, die richtigen Bauern waren diese Romanlandleute noch immer nicht, wenn sie sich auch neben denen der Sand ziemlich urwüchsig ausnahmen. Es zeigte sich eben im Streithandel zwischen idealistischem und realistischem Stile das nämliche wie in der causa Romantismus contra Klassizismus: Dichter und Leser neigten zum Aufstutzen, Glätten und Gefallsammachen der herben, harschen Wirklichkeit.

Wenn man von einer Litteratur des zweiten Kaiserreichs und einer solchen der dritten Republik spricht, so hat dies nur deshalb seine Berechtigung, weil in den 1850er und 60er Jahren und wiederum nach 1870 neue Schriftsteller mit neuen Bestrebungen und Anläufen in

Digitized by Google

den Vordergrund getreten sind. Mit der Regierungsform haben diese Dinge wenig zu schaffen, und noch weniger geht es an, der Militärmonarchie oder der Bürgerrepublik alle bösen Erscheinungen des sittlichen Lebens in die Schuhe zu schieben, wie es die ergrimmten Gegenparteien thun. Wenn etwas richtig ist, so ist es dies, daß Paris unter Napoleon III. eine Anziehungskraft ausgeübt hat, wie nie vor- und nachher, daß es wieder einmal ohne fremden Wettbewerb die Buchläden und Schaubühnen aller Länder mit weltgiltigen Moden versorgte. Richtig ist es auch, daß die Pariser Herrschaft nach 1870 abgenommen und die Stärke der auswärtigen Einflüsse in Frankreich wieder zugenommen hat. Durch Jahrzehnte haben sich die Deutschen in Entrüstungsrufen über die frankogallische Sittenverderbnis gütlich gethan; aber von diesem kleinstädtischen, pastorenhaften, selbstgerechten Standpunkte sind sie jetzt zurückgekommen. Denn wo das moderne Leben denselben Umfang und denselben heftigen Pulsschlag zeigt wie in Paris, wird es dieselben öffentlichen und privaten Zustände hervorbringen, deren Spiegelbild in der französischen Belletristik den Sittlichkeitsverkündern so lange Anstoß geboten hat.

Für die Litteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist bezeichnend, daß Weltschmerz und Idealismus, jenseits dessen es einst keine Kunst gegeben hatte, nun den Wert verlieren. Lebensfreude, Lebenssucht hat in die Seelen Eingang gefunden, ein brünstiges Bejahen der Welt mit ihrem ganzen Jammer, ein Verlangen nach ihren greifbaren Werten, ein Staunen über die Fülle ihrer unerschöpflichen Triebkraft, eine Teilnahme an den letzten und schlechtesten ihrer Hervorbringungen. Ob mit oder ohne zureichenden Grund: die Gegenwart ist in sich selbst verliebt, sie sucht sich darum auch in der Kunst. Moderner Sittenroman und modernes Sittendrama (Comédie des mœurs) sind die leitenden Arten der Poesie geworden. In dem lebensschäumenden Paris haben die Gegenwartsdichter zuerst die ihnen passenden Stoffe und das ihr Streben tragende Verständnis gefunden. Als Flügelmann dieser anfangs bloß pariserischen und nur die obern Zehntausend berücksichtigenden Litteratur schritt seit den 1850er Jahren der jüngere Alexandre Dumas (1824—95) einher. Nach dem durchschlagenden Erfolge seiner „Kameliendame" („La dame aux camélias" 1848) folgte eine Reihe von glänzend gemachten, Aufsehen erregenden Stücken („Le demi-monde", „Le fils naturel", „Le père prodigue", „Le supplice d'une femme", „La princesse Georges", „L'étrangère" u. s. w.). In besondern Streitschriften führte er die Lehrsätze, die in seinen Dramen („Thesenstücken") angeschlagen waren, weiter aus. Neben der modernen Sittenkomödie konnten sich die Kompromißstücke der École de bon sens (Ponsard, Jules Sandeau, Mad. de Girardin u. s. w.) nicht behaupten, und Emile Augier (1820—89), den die Académie française für seine „Gabrielle" (1849) mit dem Montyonschen Tugendpreise belohnt hatte, ging ins Lager der Ehebruchsdramatiker über („Le mariage d'Olympia", „Les lionnes pauvres", „Le fils de Giboyer", „Les Fourchambault" u. s. w.). Auch der am Kaiserhofe beliebte Romancier Octave Feuillet (1821—90) schloß sich im Theater der siegreichen Richtung an („Montjoye"). Der lachende Erbe all dieser kunstfertigen Vorgänger war Victorien Sardou (geb. 1831), der bis auf die allerjüngste Zeit die Stütze des internationalen Spielplans bildete. Von „Les pattes de mouche" (1861) bis zur „Madame Sans-Gêne" (1894) feierte er eine fast ununterbrochne Kette oft recht wohlfeiler Triumphe; namentlich verstand er es, berühmten Schauspielern und Truppen seine Stücke auf den Leib zu schreiben. Unter den Zeitgenossen Sardous hat sich Edouard Pailleron (1834—99) mit seinen „Faux ménages", mit „Le monde où l'on s'ennuie", „Les cabotins" u. s. w. das größte Ansehen erworben. Das neuestens wieder in Aufnahme gekommene Versdrama hat in Edmond Rostand (geb. 1864), dem Verfasser des „Cyrano de Bergerac" (1897), seinen Meister gefunden.

Digitized by Google

Neben dem feinen Lustspiele, der litterarischen Domäne Frankreichs, hat auf den Pariser Bühnen immer auch die Posse geblüht, die sich stets auf einer gewissen litterarischen Höhe gehalten hat, da ihre Verfasser auch andere poetische Gebiete bebaut haben. Wer kennt nicht die Textlieferanten zu den Operetten Offenbachs und Lecocqs, Henri Meilhac (1831—97) und Ludovic Halévy (geb. 1834), die Unzertrennlichen? Wem hat nicht die tolle Lustigkeit über alle Bedenken hinweggeholfen, wenn er sich ein Stück von Eugène Labiche (1815—88), Michel Carré (1819—72), Jules Barbier (1825—1901), Georges Feydeau (geb. 1862), Alex. Bisson (geb. 1848), Henri Lavedan (geb. 1859) ansah? Als zuletzt die Naturalisten, die Dekadenten, die Symbolisten Einlaß in die Theater begehrten, fanden sie die Porten geschlossen. Dies war die Ursache, daß 1887 das Théâtre libre gegründet wurde, dem ähnliche Unternehmungen nachgefolgt sind. Mittlerweile waren, um dem im Café chantant gepflegten Blödsinn entgegenzuwirken, die Cabarets artistiques verwirklicht worden („Chat noir", 1888), Anstalten, die in Frankreich Wurzel geschlagen, in Deutschland (Ernst von Wolzogens „Überbrettl") dagegen sich nicht eingebürgert haben.

Wie nahe der moderne Roman und das moderne Drama einander stehen, läßt sich schon daraus erkennen, daß dieselben Schriftsteller häufig (A. Dumas fils, O. Feuillet, Paul Hervieu) auf beiden Gebieten arbeiten, und daß Romane entweder von den Urhebern selbst oder von bühnenkundigen Praktikern in Theaterstücke verwandelt werden. Obwohl auch nach dem Ableben der Sand die idealistische Richtung nicht ohne Pflege blieb (Victor Cherbuliez, 1829—99), behauptete doch der Realismus das Feld und steigerte sich zum Naturalismus; aus seinem zerplatzenden Schoße sind zuletzt allerlei seltsame Geburten hervorgegangen, deren Lebenslauf gegenwärtig noch nicht abgeschlossen ist. Ein Menschenalter lang hat der Ruhm Emile Zolas (1840—1902) den aller seiner dichtenden Zeitgenossen überstrahlt und die Jugend auf seine Bahnen gelockt. Als der folgerichtigste, rücksichtsloseste, überzeugteste Naturalist gehört er der Weltlitteratur an. Nachdem er mit mehreren Jugendwerken wenig Beachtung gefunden hatte, legte er Hand an den zyklischen Roman „Les Rougon-Macquart" (mit dem aufklärenden Beisatze „Histoire naturelle et sociale d'une famille dans le second empire") und brachte das Werk mit dem 20. Bande zu Ende. 1894 begann Zola die kürzere Romanreihe „Les trois villes" (Lourdes 1894, Rom 1896, Paris 1898); über seinem dritten Zyklus „Les quatre évangiles" ist er dahingestorben, nachdem er sich durch seine Parteinahme in der Dreyfus-Sache („J'accuse"; vgl. S. 371) einen Teil der Zeitgenossen bereits entfremdet hatte. Da er als Dichter seit jeher aufs Korn genommen wurde, so hatte ihn die Notwehr früh zum Theoretiker und Erklärer seiner selbst gemacht. Er nennt seine Romangattung „le roman expérimental" und will zu den Naturforschern gezählt werden. Jeder Band seiner Reihen bildet ein Ganzes, das mit den übrigen Teilen in den „Rougon-Macquart" durch die Einheit der psycho-physischen Familienerbschaft, in den „Trois villes" durch die Person des Helden (Abbé Froment) zusammenhängt. In jedem Bande schildert er mit genauster Sachkenntnis und mit den Ausdrücken des betreffenden Fachs ein besondres Milieu, das er in die lebendigste Beziehung zur Seele, zum Thun und Leiden seiner Personen bringt, so daß aus den darin enthaltnen Spannungen die Verwicklung und das Ende hervorgehen.

Mit Zola wird häufig der gleichalterige Alphonse Daudet (1840—97) in einem Atem genannt, ein Südfranzose wie jener, doch sanfter, liebenswürdiger, immer Troubadour, niemals Physiolog. Er entnimmt, wie die Romandichter des zweiten Kaiserreichs, seine Stoffe vornehmlich dem Leben der höhern Kreise („Fromont jeune et Risler aîné", „Le Nabab", „Les

Digitized by Google

rois en exil", „Numa Roumestan", „L'immortel" u. s. w.); auch ist ihm ein an Dickens erinnernder Humor eigen („Tartarin de Tarascon").

Obgleich die zur Blütezeit Zolas emporwachsenden Kunstjünger in seine Fußstapfen traten, so haben sie sich doch insgesamt wieder von ihm losgesagt, wie denn auch die ältern Dichter in ihren Gleisen verharrten. Bei der erstaunlichen litterarischen Kultur Frankreichs und der beträchtlichen Nachfrage auf dem Büchermarkt ist die Schar von akademiefähigen Schriftstellern unübersehbar; genannt seien: der weltbekannte Jules Verne (1828), Edmond About (1828—1885), Hector Malot (1830), Gustave Droz (1832—95), Emile Gaboriau (1835—73), Ernest Daudet (geb. 1837), Fernand Fabre (1830—98), Jules Clarétie (1840), Catulle Mendès (geb. 1841), Anatole France (geb. 1844), der jetzt für den besten Stilisten Frankreichs gilt, Georges Ohnet (geb. 1848, Romanreihe: „Les batailles de la vie"), Octave Mirbeau (geb. 1848), Guy de Maupassant (1850—93), der beste Schüler Zolas, ein Meister der Skizze und kurzen Geschichte (S. 517), Pierre Loti (geb. 1850), Paul Bourget (1852), der für den ersten unter den lebenden Romanschriftstellern gehalten wird, Paul Hervieu (geb. 1857), Léon Daudet, der Sohn Alphonses, Marcel Prévost (geb. 1862), Paul Margueritte (geb. 1860), Gräfin de Martel de Mirabeau genannt Gyp (geb. 1850) u. v. a.

Noch als Victor Hugo das Dichterreich beherrschte, sonderte sich eine Gruppe von Lyrikern ab, die das Wesen der Kunst in die Form setzten, die Form über den Inhalt und die Würde des besungnen Gegenstandes stellten, sich aber auch in der Hitze des Kampfs zu Übertreibungen ihres Standpunkts hinreißen ließen. Man bezeichnete diese Bekenner des Grundsatzes l'art pour l'art (die Kunst um ihrer selbst willen ohne von außen hineingepflanzte Zwecke) als Parnassiens. Stifter und Häupter dieser Gruppe waren Théophile Gautier (1811—72), einer von den Urromantikern aus der Ernani-Zeit, und Théodore de Banville (1823—91; „Odes funambulesques"). Ihr einflußreichstes Mitglied war Charles Baudelaire (1821—67; „Les fleurs du mal"), der das moderne Dekadententum und den Symbolismus gezeugt hat. Allein die zürnende Muse der politischen und sozialen Lyrik konnte durch die Beschwörungsformeln der Parnassier nicht zum Stillschweigen gebracht werden. Pierre Dupont (1821—70) schritt an der Spitze der Chansonnerie des ouvriers einher, L. A. Rogeard (1820—96) und Victor de Laprade (1812—83) strebten danach, den Bonapartismus zu stürzen, und erwarteten das Heil von einer neuen Revolution. Als der Krieg von 1870/71 beendigt war, machte sich die Volksseele in einer Revanche-Poesie Luft, deren hervorragendster Vertreter Paul Déroulède (geb. 1848) war. Wohl behauptete sich das Parnassiertum, kam aber dem Romantismus und Klassizismus hie und da so entgegen, daß sich eine eklektische Schöndichterei von unbestimmter Farbe bildete. Ch. M. Leconte de Lisle (1818—94), François Coppée (geb. 1842), R. Fr. Arm. Sully-Prudhomme (geb. 1839) sind die französischen Geibel und Tennyson. Aber die vom Naturalismus erregte Jugend empörte sich und schrieb die Namen Beaudelaires und Paul Verlaines (1844—96), des Dichter-Impressionisten, auf ihre Fahnen. Das Kennzeichen des jüngstfranzösischen Dichtergeschlechts ist ein stetes Sichverwandeln, Anderswerden, Überspringen von einem Äußersten zum andern: vom lebenssüchtigen Naturalismus zum weltmüden Dekadententum, wie nun der alte Byron-Musssetsche Weltschmerz getauft wurde, vom Atheismus und Immoralismus (Satanismus) zum Mystizismus und Symbolismus, ja zum Glauben und zur Kirchlichkeit. Dieser Gruppe von Verwandlungskünstlern (vgl. den Belgier Maeterlinck, S. 519) sind unter andern Jorris Karl Huysmans (geb. 1848), Stéphane Mallarmé (1842—98), Jean Richepin (geb. 1849) und Henri de Régnier (geb. 1864) beizuzählen.

Digitized by Google

E. Die italienische Litteratur der letzten 150 Jahre.

Italien war im 18. Jahrhundert, wie das übrige gesittete Europa, dem französischen Klassizismus lehnsunterthan, wenn auch die heimischen Sonettisten und Arkadier ihre poetischen Abgeschmacktheiten mit einer Ausdauer fortbetrieben, als handelte es sich um die Pflege eines hochheiligen Kulturvermächtnisses. Außer der Sprache ist an den Dichtungen eines Scipione Maffei (1675—1755), Apostolo Zeno (1668—1750), Pietro Metastasio (1698—1782), Francesco Algarotti (1712—64) nichts Nationales. Wie den Dichtern, so fehlt auch den politisierenden Aufklärungsmännern jedes Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse des Vaterlands; Cesare Beccaria (1738—94), Gaetano Filangieri (1752—88), Antonio Genovesi (1712—69) u. v. a. formeln zeit- und raumlose Vorschriften über das, was sein und gelten soll, weil es angeblich das Vernünftige und Natürliche ist. Da blitzte im Theater ein Lichtstrahl auf, der den kommenden Morgen einer wahrhaft italienischen Litteratur verkündigte. Über den alten Gegensatz der commedia dell' arte (Stegreifkomödie) und commedia erudita (klassisches Lustspiel; vgl. S. 424) hinweg fand Carlo Goldoni (1707—93) eine selbständige, auch nicht dem Ausland entlehnte Form für das nationale Lustspiel, dem er durch venezianische Besonderheiten eine eigen schattierte Volkstümlichkeit zu geben verstand. Ihm stellte sich Carlo Gozzi (1720—1806) mit seinen Feen- und Zauberstücken entgegen, worin die typischen Masken des Stegreifspiels ihr Unwesen weiter trieben.

Allein die ernste Zeit der herannahenden und ausbrechenden Revolution verlangte von der Dichtung einen höhern Schwung, als ihn die Komödie nehmen konnte. Das Feuer des langverhaltnen Freiheitsdrangs loderte in den Tragödien des Grafen Vittorio Alfieri (1749—1803) empor; aber es war die abstrakte Freiheit in antikem Gewande, die Freiheit, wie sie die gleichzeitige Malerei und Plastik bildete, nicht die Freiheit, die das wirkliche Italien von damals brauchte. Nur in Alfieris „Misogallo" (Franzosenhasser) spürt man den Hauch der Zeit, der auch gelinde durch die Satiren Giuseppe Parinis (1729—99; „Il giorno") streicht. Dagegen hat Vincenzo Monti (1754—1828) in höherm Maß, als es mit einer gesetzten Männlichkeit vereinbar ist, der Zeit gedient, indem er jedem der wechselnden Machthaber Norditaliens mit dem ganzen Aufgebote der klassischen Überlieferung und mit der ehernen Pracht seiner an Dante geschulten Sprache huldigte. Vom weltbürgerlichen Freiheitsideal fand Ugo Foscolo (1778—1827), nachdem er zuerst in seinen „Ultime lettere di Jacopo Ortis" der Wertherei seinen Zoll entrichtet hatte, den Übergang zum Leitrufe des nächsten halben Jahrhunderts: dem Rufe nach nationaler Unabhängigkeit und nationalstaatlicher Einigung.

Erst die Romantik hat erfüllt, worauf der auslaufende Klassizismus ahnungsweise deutet. Sie ist die erste Stufe einer wieder vollkommen national gewordenen Kunst, die Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft des Volks. In Norditalien, wo germanisches Blut durch die Adern des kräftigen Menschenschlags rollt, hat die italienische Romantik ihre Heimat. Hier ist ihr größter Dichter geboren worden, Alessandro Manzoni (1785—1873), ein Mann, der im katholischen Glauben den ruhenden Pol seines Daseins fand und mit andern Volkgenossen im Papsttum eine nationale Einrichtung erblickte, auserseben, das einigende Band des zerrißnen Volks und die Bürgschaft für die Oberhoheit der romanischen Rasse zu sein. Das war die neuguelfische Partei, die bis zur thatsächlichen Einigung Italiens durch das Haus Savoyen fortbestanden und sowohl unter den Historikern wie unter den Philosophen Anhänger gehabt hat. Manzoni war kein Vielschreiber; außer Hymnen und Oden hat er zwei Trauerspiele,

Digitized by Google

„Il conte di Carmagnola“ und „Adelchi“ und den Roman „I promessi sposi“ (Die Verlobten) gedichtet, den berühmtesten italienischen und einen der besten historischen Romane der Weltlitteratur. Zu den Dichtern der lombardo-piemontesischen Gruppe gehören auch Giovanni Berchet (1783—1851) und Silvio Pellico (1789—1854; „Francesca da Rimini“), beide Märtyrer ihrer politischen Bestrebungen, von denen der letztere seine Leiden unter den Bleidächern von Venedig und auf dem Spielberge zu Brünn in „Le mie prigioni“ geschildert hat. Im historischen Romane fand Manzoni Nachfolger am Marchese d'Azeglio (S. 560), an Tommaso Grossi (1791—1853) und dem Geschichtschreiber Cantù („Margherita Pusterla“; vgl. ebenda).

Von den italienischen Dichtern des 19. Jahrhunderts gehören außer Manzoni noch zwei der Weltlitteratur an: Leopardi und Giusti, die den Deutschen durch Paul Heyses meisterhafte Übersetzungen bekannt geworden sind. Giacomo Leopardi (1798—1837) ist der Weltschmerzpoet des italienischen Schrifttums; seine Gedichte atmen einen subjektivistischen Idealismus, der, einmal an der Welt irre geworden, folgerichtig im Pessimismus und Nihilismus endigt. Wohl kann der Einzelne an seinem Pessimismus zu Grunde gehen; zum beharrlichen Massengefühle dagegen eignet sich diese Weltanschauung nicht. Das italienische Volk lebte in seinen Hoffnungen, und so hat sich denn auch die Litteratur immer ausschließlicher in den Dienst des Vaterlands gestellt, bis die Stunde der Erfüllung kam. Der große Poet dieser politischen Zwischenzeit war der Satiriker Giuseppe Giusti (1809—50). Dem Verständnisse bietet Giusti große Schwierigkeiten, weil er reichlich aus dem Jungbrunnen der toskanischen Mundart geschöpft hat, wie Manzoni aus dem lombardischen und Goldoni aus dem venezianischen Dialekte. Gleich Giusti haben sich der neuguelfischen Richtung auch andre Mittelitalianer im freidenkerischen Sinn entgegengestellt. So der Romanschriftsteller und Geschichtschreiber Guerrazzi (S. 560) und der Tragödiendichter Giambattista Niccolini (1782—1861; „Giovanni da Procida“, „Arnaldo da Brescia“, „Beatrice Cenci“ u. s. w.).

Bevor noch in den Schicksalsjahren zwischen 1859 und 1870 der Einheitskampf ausgefochten war, zeigten sich spurhaft auch in der italienischen Dichtung der moderne Realismus und der auf Formschönheit bedachte Eklektizismus, die beide in allen westeuropäischen Litteraturen gleichzeitig nebeneinander zu Tage treten. Waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutsche und englische Einflüsse im Appenninenlande zu bemerken, so zeigte sich von den 1850er Jahren an wieder die stärkere Einwirkung Frankreichs. Das Haupt eines den Parnassiens (S. 532) vergleichbaren Dichterkreises war Giovanni Prati (1815—84), der Meister des glatten, eleganten Versstils, der als politischer Dichter für den nationalen Beruf des savoyischen Hauses eintrat. Der Prügelknabe dieser formalistischen Richtung wurde der süßliche, kraftlos schwärmerische Graf Aleardo Aleardi (1812—78); denn gegen ihn richtete eine neue Schule, die bald keine Autorität unangefochten ließ, ihre ersten Angriffe.

Mit dem französischen Naturalismus deckt sich der italienische Verismus keineswegs; vor allem ist er ein Kind der Zeit, in der die nationalen Wünsche in Erfüllung gingen. Endlich wurde das Volk, wurde die Litteratur den politischen Alpdruck los. Die Italiener konnten nun erst nachholen, was den stofflichen und geistigen Inhalt der westeuropäischen Litteraturen bildete. „Das eigentliche Wesen des Verismus“, sagt Heinrich Hart, „kann man wohl in einer Art revolutionär-oppositioneller Gesinnung sehen, die nach irgend einer Richtung hin das allgemein Anerkannte, das Herrschende erschüttern und zerstören will ... Der christlich-religiösen frommen Gesinnung der Manzonischen Poesie tritt er mit den Bekenntnissen der modernen naturwissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung entgegen, und dem Nazarenismus antwortet er mit

Digitized by Google

dem alten heidnisch-hellenischen Renaissancebekenntnis der Weltlust, der Schönheitstrunkenheit und der Freude am Nackten. Der Geist des Schopenhauerschen Pessimismus schwebt über den Wassern. Der Verismus wendet sich gegen den blauen Idealismus der Formalisten und Eklektiker ... Er bekämpft die Poesie, welche das Wirkliche verklären will, der es aber an dem echten und großen Idealismus fehlt, an der geistigen Fähigkeit, eine neue Welt aufzubauen, und die darum nur das Wirkliche fälscht ..." Selbstverständlich ist keine der vom Verismus angerempelten Richtungen völlig vom Schauplatz abgetreten, so daß seit Jahrzehnten in der italienischen Litteratur wie in der deutschen und in der französischen die Alten und die Neuen nebeneinander ihr Auskommen haben.

An der Spitze der Veristen stand und steht noch immer der besonders als Lyriker vortreffliche Giosuè Carducci (geb. 1836). In seinen großartigen „Odi barbare" kleidete er die ausgesucht modernsten Gegenstände in auserwählt antikisierende Formen, mischte er den Ruf nach Genuß, Schönheit, Erkenntnis mit bitterer Satire und pessimistischer Verzweiflung. Unter den dem Verismus nahestehenden Lyrikern befinden sich der Sänger des Sinnentaumels, Olindo Guerrini gen. Lorenzo Stecchetti (geb. 1845), der gedankentiefe Mario Rapisardi (geb. 1843), die berühmte Dichterin des vierten Stands, Ada Negri (geb. 1870), und Arturo Graf (geb. 1848), ein wiedererstandner Leopardi, der bereits früher auf Giacomo Zanella (1820—89) und Ippolito Nievo (1832—60) entscheidend eingewirkt hatte. Alle diese und die ungenannten Lyrikerscharen — in keinem Lande wuchert das Versemachen mehr als in Italien — sind in der letztverflossnen Zeit von einem überlegnen Talent in Schatten gestellt worden: von dem auf allen Gebieten der Poesie ausgezeichneten Gabriele d'Annunzio (geb. 1864), der die Wandelbarkeit der Jüngstfranzosen (S. 532) besitzt.

Unter den Roman- und Novellendichtern der neusten Zeit gehören Enrico Castelnuovo (geb. 1839), Antonio Fogazzaro (geb. 1842), Salvatore Farina (geb. 1846), der Reiseschriftsteller Edmondo de Amicis (geb. 1846), Matilda Serao (geb. 1856) eigentlich noch der alten Schule an. Das flackrige Wesen, das dem Verismus eigen ist, zeigt sich in den erzählenden Dichtungen von d'Annunzio („Il trionfo della morte"), von Luigi Capuana (geb. 1839), Giovanni Verga (geb. 1840; „Cavalleria rusticana") und Geronimo Rovetta (geb. 1850; „Gli Zulu" 1880).

Den Theaterdichtern alten Stils: Paolo Giacometti (1817—82), Tommaso Gherardi della Testa (1818—81), Paolo Ferrari (1822—89) und Berfezio (S. 560) erstand erst in Pietro Cossa (1830—81) ein moderner Nebenbuhler, der auch entlegne historische Stoffe (Nero, Messaline) dem Mitgefühle der Zeitgenossen nahe zu bringen im stande war. Obgleich das jetzige Italien keine stehenden Bühnen besitzt, so hat es doch immer vortreffliche Schauspielkräfte gehabt: Ernesto Rossi (1829—96), Tommaso Salvini (geb. 1829), Ernete Novelli (geb. 1851), Adelaide Ristori (geb. 1822), Eleonore Duse (geb. 1859); deshalb bewahrt das italienische Drama, selbst wenn es auf die schwierigsten Denkrätsel eingeht, seinen bühnenmäßigen Charakter. Die lebenden Dramatiker von Bedeutung sind alle der neuen Schule beizuzählen: Verga, Rovetta, Giuseppe Giacosa (geb. 1847), Emilio Praga (1839—75), Roberto Bracco („Una donna" 1894, „Maschere" 1896) und d'Annunzio („La città morta", „Gioconda").

F. Die übrigen romanischen Litteraturen der letzten anderthalb Jahrhunderte.

a) Die spanische Litteratur.

Mit dem Erlöschen seiner Habsburger (1700) starb in Spanien auch die Barocklitteratur dahin. Als die bourbonische Dynastie gekommen war, verdrängte der französische

Digitized by Google

Klassizismus unsanft die heimischen Schöpfungen und wurzelte sich dermaßen ein, daß der Nation für ein Jahrhundert ihre poetische Vergangenheit abhanden kam. Gedachte man ihrer, so geschah es mit Vorbehalten: Lope und Calderon (S. 426 f.) hätten zwar ihre Schönheiten; aber ihre Dichtungen seien regelwidrig, fehlerhaft und verstießen gegen die gesunde Vernunft. Im Zeitabschnitt der klassizistischen Afterkunst waren Nicolas Fernandez de Moratin (1737—80) und Tomas de Iriarte (1750—91) die bewunderten Litteraturgrößen. Mitten in diesem selbstentfremdeten Geschreibe kam jedoch eine echtspanische, an Cervantes (S. 425) gemahnende Satire zum Vorschein: die „Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio de Campazas" von dem Jesuiten José Francisco de Isla (1703—81).

Als an der Jahrhundertwende während des Kampfs mit dem revolutionären und kaiserlichen Frankreich das Vaterlandsgefühl einen heldenhaften Aufschwung nahm, da gelangte auch die Vergangenheit Spaniens, seine große Litteratur und Kunst bei den Spaniern wieder so zu Ehren, daß die Schöngeister, die aus sich selbst zu dem Streben gelangt waren, ihre klassizistische Schulweisheit mit dem altspanischen Geschmack in Einklang zu bringen, die Mehrzahl auf ihre Seite herüberholten. Diese Ausgleichung war das Ziel der Schule von Salamanca. Als ihr Begründer wird Juan Melendez Valdez (1754—1817) genannt; Nicasio Alvarez Cienfuegos (1764—1809) und Manuel José de Quintana (1772—1857) sind ihre bedeutendsten Mitglieder. Im wesentlichen blieben die klassizistischen Grundsätze selbst noch bestehen, als von Deutschland, England, Frankreich her die Romantik auf der Pyrenäischen Halbinsel vordrang, wie aus den Gedichten des Staatsmanns Francisco Martinez de la Rosa (1789—1862) und den Dramen des Manuel Breton de los Herreros (1796—1873) zu ersehen ist. Erst als sich mit José Zorrilla (1817—93) der Byronismus und die Teilnahme an den modernen Geisteskämpfen in der spanischen Litteratur fortsetzten, verloren die klassizistischen Überlieferungen allen Einfluß. Zur Modernisierung des spanischen Theaters hat nicht wenig ein naturalisierter Deutscher beigetragen, Juan Eugenio Hartzenbusch (1806—80), der in Madrid geborne Sohn eines Kölner Schreiners. Von den spanischen Dramatikern wären noch hervorzuheben: Adelardo Lopez de Ayala (1829—79), Pedro Antonio de Alarcon (1833—91), Joaquin Estebanez (gest. 1898) und der durch seinen „Galeotto" weltberühmt gewordne José Echegaray (geb. 1832), der noch mehr auf den Spuren Augiers und Dumas' wandelt als auf denen der modernsten Schule. Im Roman hat die naturalisierte Cecilia de Arrom genannt Fernan Caballero (1797—1877; eine Tochter des Hamburger Handelsherrn Nikolas Böhl von Faber, 1770—1836) durch ihre überkatholischen, bekehrungssüchtigen Erzählungen Aufmerksamkeit erweckt. Den Sittenroman haben Juan Valera (geb. 1824), Perez Galdos (geb. 1849), Emilia Pardo Bazán (geb. 1857) u. a. in Pflege genommen. Obwohl die Litteraturrevolution der 1880er Jahre auch die Spanier ergriffen hat, ist doch eine so ausgepägte „Moderne" wie in Frankreich oder Italien nicht entstanden. Das vergleichsweise tiefe Darniederliegen der spanischen Litteratur wird den traurigen politischen Zuständen des Landes und der Armut des Volks beigemessen, das sich den Luxus des Bücherkaufens nur in beschränktem Maße gestatten kann.

In Katalonien, wo die geschichtlich bekannten, gegen die Vorherrschaft Kastiliens gerichteten Regungen noch andauern und überhaupt eine vom Spanischen verschiedne, mit dem Südfranzösischen verwandte Volkssprache gesprochen und geschrieben wird, machen sich neuerdings partikularistische oder sezessionistische Neigungen geltend. Zu diesem Zwecke sind die auch anderwärts (durch Johannes Fastenrath in Köln) nachgeahmten „Blumenspiele" aus der Ritterzeit 1859 erneuert worden. Eine neukatalonische Litteratur ist im Entstehen begriffen.

Digitized by Google

b) Die portugiesische Litteratur.

Als Portugal aus dem langen Schlafe, der nach Camoens' Tod (1580; S. 389) eingetreten war, zu neuem litterarischen Leben erwachte, war die Welt rundum so sehr fortgeschritten, daß sich die lusitanischen Poeten bisher nicht recht bemerkbar machen konnten. Wenn sie vielleicht auch ihren Landsleuten etwas zu sagen hatten — der übrigen Welt vermochten sie nichts zu bieten, was die Portugiesen selbst nicht von ausländischen Schriftstellern hätten besser hören können. Dabei blieb es auch, als jenseit des Ozeans eine zweite Litteratur in portugiesischer Sprache, die brasilianische, hervorwuchs. Es ist nicht abzusehen, weshalb die prunkhaften Namen João Baptista de Almeida Garrett (1799—1854), Antonio Feliciano de Castilho (1800—1875), Alessandro Herculano de Carvalho e Aranjo (1810—77), Luis Agostino Rebello de Silva (1822—71), Francisco Gomes de Amorim (1827—92) u. a. dem gebildeten Europäer nicht noch lange so fremd ans Ohr klingen sollen wie bis jetzt.

c) Die rumänische und die rätoromanische Litteratur*.

Um die Anfänge der modernen rumänischen Litteratur haben sich besonders zwei Männer: Georges Asaky (1788—1869) in der Moldau und Joan Heliade-Radulescu (1802—72) in der Walachei, verdient gemacht, die beide auch die Begründer der rumänischen Journalistik sind. H. Barariescu, Andreju Muresanu (1816—63), Konstantin Negruzzi (1809—66) und sein Sohn Jakob (geb. 1843), Grigore Alecsändrescu (1812—86), Cesar Boliac (1813—81), Vasile Alecsändri (1821—90), Dimitrie Bolintineanu (1826—72), Michael Eminescu (1849 bis 1889) u. a. m. haben sich in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Lyrik einen hervorragenden Namen errungen. Von großem Einfluß auf die Entfaltung der rumänischen Kunstpoesie waren auch die Dichtungen der Königin Elisabeth (geb. 1843), die als deutsche Dichterin unter dem Namen Carmen Sylva wohlbekannt ist. Während sich in der lyrischen Poesie ein erfreulicher Aufschwung kundgibt, sind Prosa und Drama noch in den ersten Anfängen begriffen; es sind ja kaum zwei Jahrzehnte vergangen, daß durch die Bemühungen der Sprachforscher George Sincai (1753—1816), Titus Majorescu (geb. 1840), B. P. Hasden („Etymologicum magnum Romaniae" 1886 ff., unvollendet) und andrer die rumänische Sprache und Schrift endgiltig festgesetzt und entschieden worden ist. Nicht nur auf dem Felde der Sprach- und Geschichtsforschung (Eudoxiu de Hurmuzakis „Dokumente zur Geschichte der Rumänen") herrscht in neuerer Zeit ein reges Leben, sondern auch auf den andern Gebieten der Wissenschaft und Kunst (Bau der wundervollen bischöflichen Kathedralkirche von Curtea-de-Argeş) sind in Rumänien berufne Vertreter entstanden, deren Bestrebungen von der Regierung (vgl. darüber weiteres im V. Band) und der Akademie der Wissenschaften unterstützt und gefördert werden.

Der italienische Sprachforscher Graziadio Ascoli (geb. 1829) teilt in seinen „Saggi ladini" die ladinischen Dialekte in drei Gruppen ein: eine östliche im Gebiete von Friaul, eine mittlere von Belluno ab, die Trientiner Mundarten enthaltend, und eine westliche im Kanton Graubünden. Diese letzte Gruppe, das Romanische im engern Sinn oder Rätoromanische (auch Chur-Welsch genannt), heißt bei den Einheimischen Rumonsch oder Romauntsch und hat eine eigne Litteratur. Dagegen fehlt eine gemeinladinische Schriftsprache. Denn während sich früher (vgl. den Abschnitt über „die Bildung der Romanen" im V. Bande) das Sprachgebiet des

* Von Dr. Heinrich von Wlislocki und vom Herausgeber beigesteuert.

Digitized by Google

Ladinischen in Anlehnung an die alten römischen Ansiedlungen vom Adriatischen Meer ununterbrochen bis an den Oberrhein erstreckte, ist seit geraumer Zeit der geographische Zusammenhang zwischen jenen drei Gruppen Ascolis zerstört. Diese Loslösung ging so weit, daß die Trientiner Mundarten eine östliche und eine westliche Färbung aufweisen, und daß das Rätoromanische, das sich vor dem über den Walchensee vordringenden Deutschtum und dem die rätischen Thäler jenseit des Bernina erobernden Italienischen mehr und mehr zurückzog, in das Rheinische oder Oberländische (Rumonsch im engern Sinne), das Oberhalbsteinische und in das Ladin (Engadinische am Inn) zerfällt. Im Unterengadinischen hat sich zuerst eine feststehende Schriftsprache entwickelt; die ältesten Drucke, religiösen Inhalts, stammen aus dem 16. Jahrhundert.

Unter den Dichtern des Vorderrheinthals verkörpern Theodor von Castelberg (um 1800), Peter Anton de Latour aus Brigels („Zigeunerlied" zum Lobe der Freiheit), Georg Anton Vieli, Pfarrer Hansemann und Gieli Cadisch (Gedicht auf das Hungerjahr 1817) noch die alte Zeit, während sich mit Joseph Cafanova (Lied auf das alte Rätien), Pater Maurus Rothmund und Gieli Caduff (Lied vom Dappenthal und das auf die tapfern Frauen von Lugnez) neue Töne geltend machen. Als ihren größten Dichter aber preisen (nach K. Decurtins) die Rätoromanen des Vorderrheins den Lyriker Anton Huonder (Anfang der 1860er Jahre: Lied auf den freien Bauer u. a. m.). Der Romanze und Epopöe widmete sich Giachen Kaspar Muoth („Die Gründung des Klosters Disentis", „Der schwarze Bund", „Der Kampf zu Ursern"); deutsche Dichtungen (unter anderm auch Schillers „Tell") übertrug Anton Bühler („Referendumslied") ins Rätoromanische. Zu den jüngern Kräften gehören Alfons Tuor, Florin Camathias und der Novellist Alexander Balletta. Im Engadin dagegen zeichneten sich als Poeten Conradin von Flugi („Gedichte" 1845 und 1861), der Herausgeber wichtiger Volkslieder (1874) und des religiösen Dramas aus dem 16. Jahrhundert: „Die Geschichte von dem tapfern und frommen Tobias", ferner Zacharias Pallioppi, Simon Caratsch, Peider Lansel und Florian Grand aus; doch alle diese wurden übertroffen durch den Lyriker und Novellisten Johann Fabri Caderas (gest. 1891; „Die Herrin von Morteratsch", „Der Gefangne von Fuentes").

6. Die osteuropäischen Litteraturen als Ausdehnungsgebiete westeuropäischer Kultur.

Die westeuropäischen Völker haben sich weithin über die Erdoberfläche ausgebreitet. Man kann neben einer staaten- und wirtschaftsgeschichtlichen auch eine kulturhistorische Ausdehnung feststellen. Sprache und Schrifttum haben sich in fremden Erdteilen eingewurzelt, zumal in Amerika und Australien. Aber auch im Osten Europas befindet sich ein größtenteils von Slawen bewohntes Gebiet, wo westeuropäische Gesittung Eingang gefunden hat und zum nationalen Wesen in wechselvolle Beziehungen getreten ist. Allerdings ist keine der westeuropäischen Sprachen in den weiten volkreichen Räumen des Ostens zur Herrschaft gekommen; aber Inhalt und Geist westeuropäischen Schrifttums, Kunst und Wissenschaft der Westeuropäer haben sich die Ganz- und Halbslawen angeeignet und zurechtgelegt, wie die Errungenschaften der materiellen Kultur. Eine Eroberung kann dieser Vorgang nicht genannt werden, weil die Thätigkeit des kulturbedürftigen Teils ungleich stärker war als die des kulturbesitzenden. Zudem hat sich die Kulturaufnahme nicht bloß einmal, sondern mehrmals bei verschiednen nebeneinander bestehenden, ein Sonderleben führenden Völkerschaften zugetragen. Am frühsten sind selbstverständlich die slawischen Nachbarn der Deutschen als Angehörige des lateinischen Kulturkreises und der römisch-katholischen Kirche dem Einflusse der westeuropäischen Litteratur anheimgefallen. Länger sind die Slawen der Balkanhalbinsel und die Russen ihrer byzantinischen

Digitized by Google

Vergangenheit wegen von der geistigen Oberherrschaft Westeuropas verschont geblieben; eingedrungen ist sie zuletzt doch. So mächtig aber auch dieser fremde Einfluß noch heute sein mag, es ist jetzt beinahe schon ein Jahrhundert, daß die Slawen sich von den Romano-Germanen loszuringen und ihren litterarischen Werken dasselbe Maß von Selbständigkeit zu gewinnen suchen, das die westeuropäischen Litteraturen bei aller Gemeinschaftlichkeit der Ausgangspunkte und trotz der Gleichstufigkeit ihrer Entwicklung aufzeigen. Nachdem schon in der Ritterzeit die höfische Litteratur des Westens nach dem slawischen Osten gedrungen war, hat dieser die Renaissance, das Barock, den Klassizismus und die Aufklärung mitgemacht. Was er hervorbrachte, trug die Kennzeichen der Nachahmung und Übertragung: es hätte anderswo, in andern Sprachen gleichfalls geschrieben werden können. Endlich führten Subjektivität, klassischer und romantischer Idealismus einen Wandel herbei, insofern als nun Höherbegabte nicht bloß ihre nachempfundnen, sondern auch ihre allereigensten Gedanken und Gefühle darlegten. Aber ihre Anregungen entstammten noch immer den westeuropäischen Litteraturen, und sie hatten keine Fühlung mit dem Volk. Erst als die osteuropäischen Dichter, ähnlich den westeuropäischen, ihre Umwelt mit realistischer Treue wiederzugeben anfingen; erst als sie des Seelenlebens, der Leiden, Freuden, Tugenden und Gebrechen aller Schichten ihres Volks kundiger wurden, da ging die alte Abhängigkeit in Brüche, ohne daß die Slawen den kulturhistorischen Zusammenhang rückgängig zu machen und in Hinkunft aufzugeben bemüßigt waren. Mag auch das wechselseitige Verhältnis Ost- und Westeuropas im Lauf des 19. Jahrhunderts anders geworden sein, der slawische Osten bildet — in demselben Sinn etwa, wie G. B. Mendelssohn (vgl. S. 547) Ungarn und Preußen ein subgermanisches Europa genannt und, den Beeinflussungen durch Deutsche weiter nachgehend, Polen und Rußland im „germanischen Europa" mit behandelt hat — noch immer ein Stück des Ausdehnungskreises, den sich die westeuropäischen Völker erarbeitet haben.

a) Die Slawen.

α) Die Südslawen.

Die serbokroatische Litteraturgeschichte weiß von Renaissancepoeten des 16. und 17. Jahrhunderts zu erzählen, deren Ruhm auf der vollendeten Kunst des Nachahmens beruhte. Die Entstehung einer eigenartigen modernen Litteratur der Serben knüpft sich an das Bekanntwerden der volkstümlichen Heldenlieder, die vom 14. und 15. bis zum 19. Jahrhundert nur mündlich fortgepflanzt worden waren. Ihr Entdecker war ein von der deutschen Romantik beeinflußter Gelehrter, Vuk Stefánović Karadžić (1787—1864). Durch seine Grammatik (1814) und sein Wörterbuch (1818) befestigte er die gemeinschaftliche Schriftsprache, die allmählich die Mundarten des Königreichs Serbien, des Fürstentums Montenegro, Bosniens, der Herzegowina, Dalmatiens, Kroatiens und Slawoniens in sich aufgenommen und verdrängt hat. Unter den Serben im engern Sinn haben sich Sima Milutinović (1791—1847) und Jovan Popović (1806—56), unter den Montenegrinern die beiden Fürsten Peter II. Petrović Njegoš (1813—51) und Nikita I. Petrović Njegoš (geb. 1841), unter den österreichischen und zugleich katholischen Serbokroaten Ljudevit Gaj (1809—72) und Peter Preradović (1818 bis 1866) hervorgethan.

Abseits von der illyrischen und großserbischen Bewegung (vgl. darüber Bd. V) haben die Slowenen (Winden) ihre Muttersprache ausgebildet und kampflustig auszubreiten gesucht. Bahnbrechend sind unter ihnen namentlich die Poeten Valentin Vodnik (1758—1819) und Franz Prešéren (1800—1849) aufgetreten.

Digitized by Google

Das slawisierte Völkergemenge Bulgariens hat sich erst bei Anbruch des 19. Jahrhunderts seiner litterarischen Urzeit wieder erinnert und dabei auch wieder auf seine geschichtlichen Thaten besonnen. Der berühmteste und aufrichtigste unter den Wiedererweckern der bulgarischen Vergangenheit war Georg Stojko Rakovskij (1818—68), wogegen Stephan Verković in der „Slawischen Veda“ (Le Véda slave, 1874 und 1881) seine eignen Geisteserzeugnisse für Schöpfungen und Überlieferungen des Volks ausgab.

β) Die Tschechen und die Polen.

Enger als die Südslawen sind unter den nordslawischen Nachbarn der Deutschen die Tschechen mit der westeuropäischen Kultur verknüpft. Nachdem der ältern Blüte des Tschechentums durch die Schlacht am Weißen Berge (1620; Bd. VII, S. 292) ein grausames Ende bereitet worden war, bildete das rekatholisierte Böhmen das Versuchsfeld für die zentralisierende und germanisierende Staatskunst des habsburgischen Hauses. Aber der Rückschlag blieb nicht aus, und die Regierung konnte den Bewohnern des kaisertreuen Königreichs weder die wissenschaftliche Pflege noch die schriftstellerische Verwendung der „böhmischen“ Sprache verwehren. Die daran geknüpften politischen Hintergedanken wurden einerseits verheimlicht, anderseits übersehen. Dem um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts lebenden, von der deutschen Romantik beeinflußten Geschlechte schwebte bereits der Gedanke einer allgemein slawischen Wiedergeburt vor Augen, woraus im darauffolgenden Menschenalter der Panslawismus erwuchs. Diese Richtung verfolgten sowohl die Sprachgelehrten und Geschichtsforscher Joseph Dobrowský (1753 bis 1829), Joseph Jak. Jungmann (1773—1847), Franz Palacký (1798—1876) als auch die patriotischen Dichter Jan Kollár (1793—1852), Fr. Ladislav Čelakovský (1799—1852) und der als Fälscher böhmischer Heldenlieder („Königinhofer Handschrift“ 1818) bekannt gewordne Václeslav Hanka (1791—1861). Die zweite Generation des 19. Jahrhunderts wandte sich, überdrüssig des Vielzuviels nationaler und politischer Zwecke, rein ästhetischen Zielen zu. An der Spitze dieser schöngeistigen Richtung standen Karel Havlíček (1821—56) und der vortreffliche Erzähler Jan Neruda (1834—91). Auch die bis zur Gegenwart thätigen tschechischen Poeten von Ruf — Emanuel Bozděch (geb. 1841; seit 1889 verschollen), Svatopluk Čech (geb. 1846), Emil Bohuš Frida gen. Jaroslaw Vrchlický (geb. 1853) — haben die Kunst nicht wieder zur Magd der Tagespolitik erniedrigt. Sie folgen einer in der gesamten europäischen Litteratur nachweisbaren Strömung, sofern sie in formschöner Rede die modernen Weltfragen behandeln, wobei sie zwischen Idealismus und Naturalismus die rechte Mitte einzuhalten suchen.

Auch Polen hat seine Renaissance-, Barock- und klassizistischen Aufklärungsdichter gehabt. Erst nach den drei Teilungen des Königreichs (1772—95) schlug für die polnische Litteratur die Morgenstunde der Selbständigkeit. Sie bekam einen besondern Inhalt, eine eigne Note, eine Summe von laut oder leise mittönenden Sondermotiven. Selbst als sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Subjektivismus und Pessimismus bei den polnischen Schriftstellern nicht minder kräftig kundgab als in den übrigen Litteraturen, durchleuchtete das Bewußtsein, höhern Gemeinschaften untergeordnet zu sein, das Dunkel, worein sich der Vereinzelungssüchtige hüllte. Wie stark sich auch das gedrückte, hoffnungsarme, schuldbewußte Geschlecht an der Jahrhundertscheide von den aus schweren Seeleuleiden gebornen Dichtungen Goethes und Byrons, von den deutschen Romantikern und Philosophen angezogen fühlte, die polnische Poesie verfiel dennoch nicht wiederum dem Schicksal, Inhalt und Form der ausländischen Leitwerke bloß in die heimische Sprache zu übertragen. Der gefeiertste Dichter des Polenlands, Adam Mickiewicz

Digitized by Google

(1798—1855), war auch der erste nationale Schriftsteller von unbedingter Selbständigkeit, obwohl keines seiner Bücher ohne den „Faust" oder den „Harold" denkbar wäre. Über seiner „Totenfeier" (Dziady 1823), seinem „Konrad Wallenrod" (1828), seinem „Herrn Thaddäus" (Pan Tadeusz 1834) liegt noch trotz des subjektivistischen Inhalts die Klarheit der klassischen Ausdrucksweise ausgebreitet, wogegen über Julinsz Slowackis (1809—49) Dichtungen die Nebel der Romantik brauen und des Grafen Zygmunt Krasinski (1812—59) poetische Eingebungen in Metaphysik und Symbolik versinken. Der um Mickiewicz gruppierten „litauischen" Schule stand die „ukrainische" gegenüber, die mit generationenweise wachsender Realistik das Leben der Kosaken und der Steppe zu schildern sich bemühte: Antoni Malczewski (1793—1826), Bohdan Zaleski (1802—86), Seweryn Goszczyński (1803—76) u. a. Der Realismus behauptete später die Oberhand, als die gescheiterten Aufstände von 1830/31 (vgl. S. 143) und 1863 (Bd. V) die liebgewordnen Wahngebilde zerstört und die Volksseele ernüchtert hatten. Die Gegenwartsfreude, die das gesamteuropäische Schrifttum ergriff (S. 530), bemächtigte sich auch der polnischen Litteraten. An Stelle der heroischen und adligen Ideale traten die modern demokratischen. Der beispiellos fruchtbare Józef Ignacy Kraszewski (1812—87) schuf allein seinem Volk eine ganze Romanlitteratur, und der Roman ist auch die Dichtungsart, die der bedeutendste polnische Poet der Gegenwart, Henryk Sienkiewicz (geb. 1846; „Quo vadis?" 1895), in Pflege genommen hat.

γ) Die Russen.

Unter allen Slawen haben sich die Russen am gründlichsten vom westeuropäischen Gesittungsjoche freigemacht. Seit dem 17. Jahrhundert, wo das Haus Romanow die Europäisierung Rußlands gegen den Widerstand der Massen zu fördern begann, war die Litteratur als Werkzeug dieser Bestrebungen dem überlegnen Einflusse der Fremde preisgegeben gewesen. Noch im „goldnen Zeitalter", unter Katharina II. (1729—96), die sich selbst mit der Feder versucht hat, war das russische Schrifttum ein der übrigen Welt unbekanntes Nebengebiet der allgemeinen Aufklärungslitteratur. Erst das Zeitalter Goethes und Byrons mit seinem der russischen Volksart urfremden Subjektivismus ließ auch auf sarmatischem Boden starke künstlerische Einzelpersönlichkeiten heranreifen, die sich, trotz ihrer Selbständigkeit, mit ihren geistesaristokratischen Manieren und ihrem Schönheitsverlangen immer noch halb westeuropäisch ausnahmen. Gleichwohl gilt den Bewohnern des Zarenreichs der den byronisierenden Ästhetizismus verkörpernde Alexander S. Puschkin (1799—1837) als ihr größter Dichter, wie die Jahrhundertfeier 1899 bewiesen hat. Dem Dichter des „Jewgenij Onegin" (1823 ff.) und des „Boris Godunow" (1831) wird als ebenbürtige Größe meistens Michail J. Lermontow (1814—41), der Verfasser des ebenfalls byronisierenden Romans „Ein Held unsrer Zeit" (Geroj našego vremeni), beigesellt. Der bedeutendste Lyriker jener Tage, Alexej W. Kolzow (1809—42), der auf dem einheimischen Volksliede fußt, erinnert bereits durch seine Teilnahme für die arbeitenden Schichten an die Poeten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Unter dem gewaltigen Selbstherrscher, der den Westen verabscheute und Rußland vor einer „Verpestung" durch die gemeineuropäische Kultur zu bewahren suchte, unter Nikolaus I. (1825—1855; vgl. S. 122 und 237), wurde der ausschließliche Nationalismus und die Schwärmerei für das Volkstum von oben begünstigt. Gleichzeitig breitete sich mit Hilfe der schönen Litteratur und der Publizistik die religiös und politisch rechtgläubige Lehre der Slawophilen oder Panslawisten aus, die freilich mit dem amtlichen Nationalismus nicht vollständig übereinstimmte.

Digitized by Google

Gegen diese konservativen Richtungen arbeitete in den vom Auslande beeinflußten Kreisen eine revolutionäre Partei, die das Zukunftsheil von konstitutionellen oder republikanischen Einrichtungen erhoffte; sie wurde jedoch von einer radikalen Sekte überboten, die den gänzlichen Untergang von Staat und Gesellschaft durch die rücksichtslosesten Mittel anstrebte, von den Anarchisten oder Nihilisten. Vorkämpfer der Panslawisten waren die Brüder Konstantin und Iwan S. Aksakow (1817—60 und 1823—86), an der Spitze der gemäßigten Umstürzler stand Alex. Herzen (1812—70), und Führer der unbedingten Nichtsler war Michael Bakunin (1814—76), während sich als Gegner aller zerstörungssüchtigen Richtungen Michael N. Katkow (1818—87) hervorthat. Natürlich wurde die gesamte Litteratur durch den Zusammenprall der feindlichen Bestrebungen bis in ihre Tiefen um- und aufgewühlt.

Die Richtung, durch die der ästhetisierende Romantismus des Puschkinschen Zeitalters gestürzt und der sonderrussische Realismus emporgehoben wurde, fand ihren frühsten Ausdruck in den kritischen Schriften des Wissarion Gr. Belinskij (1811—48). Ihr bahnbrechender Dichter war Nikolaj W. Gogol (1809—52). Sein satirisches Lustspiel „Der Revisor" (1836) und sein unvollendeter Roman „Tote Seelen" (1842) enthielten die ersten unbarmherzigen Zergliederungen des privaten und öffentlichen Lebens Rußlands, ohne Rücksicht auf die herkömmlichen Kunstvorschriften, insonderheit auf die Regeln der Komposition. Ihm folgte die lange Reihe der russischen Naturalisten, denen das mit seinen Überlieferungen und seiner Zwangsbildung erblich belastete, epigonenhaft schwächliche Westeuropa, von den großen Skandinaviern abgesehen, nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen hatte. Als Gogol dem Auslande noch unbekannt war, zog Iwan S. Turgenjew (1818—83) mit seinen Romanen und Novellen („Väter und Söhne" 1862, „Dunst" 1867, „Neuland" 1876, „König Lear der Steppe" 1870, „Gedichte in Prosa" 1882) die Aufmerksamkeit der außerrussischen Welt auf sich. Daß er die landschaftlichen Stimmungen seiner Heimat, die krausen Charaktere und Seelenregungen seines gärenden Zeitalters, die Idyllik des Unglücks und der Verlorenheit mit der künstlerischen Feinheit eines Romanen zu schildern verstand, berief ihn zum Vermittler zwischen dem sich regenden Osten und dem verblüfften Westen. Das Gräßliche und seelisch Folternde, die graue Hoffnungslosigkeit und stumpfe Ergebung haben in Fjodor M. Dostojewskij (1821—81; „Die Memoiren aus dem toten Hause" 1861/62, „Verbrechen und Strafe [Raskolnikow]" 1866) den größten Darsteller gefunden, nachdem er zu seiner litterarischen Besonderheit zehn Jahre lang in Sibirien zurecht geknutet worden war. Das Schicksal hat nicht über zwei oder drei Auserwählte, sondern über ganze Scharen von Berufnen die Fülle edler Gaben ausgegossen; aus ihren Reihen seien nur die Romanschriftsteller Iwan A. Gontscharow (1813—91), Alexej Pissemskij (1820—81), Grégory P. Danilewskij (1829—90), der satirische Skizzist Michail J. Sjaltykow gen. N. Schtschedrin (1826—89), der Lustspieldichter Alexander N. Ostrowskij (1823—86), der Lyriker Nikolaj A. Nekrassow (1821—78) herausgegriffen. Neben den harten, anklägerischen, pessimistischen Werken der Naturalisten haben sich gleichwohl die Bewahrer der klassisch-idealistischen Überlieferungen, der Lyriker Apollon N. Majkow (1829—97) und der Dramatiker Graf Alexej K. Tolstoj (1818—75) Gehör verschaffen können.

Keiner von allen vermag sich aber an Ruhm und Einfluß mit dem Grafen Lew N. Tolstoj (geb. 9. September 1828) zu messen, der seine Mitbewerber überlebt hat. Wenn ihm in seinen ältern Werken noch die Bewältigung seiner künstlerischen Aufgaben genügte — in seiner „Anna Karenin" (1873—76) bewährte er sich als Meister der individualpsychologischen Zergliederungskunst, in „Krieg und Frieden" (1865—69) als Virtuos der Darstellung seelischer und äußerer

Digitized by Google

Massenvorgänge —, so wurde er mit zunehmendem Alter immer mehr Agitator oder Apostel, ohne deshalb an dichterischer Macht Einbuße zu erleiden. In seiner Lehrschrift „Über Kunst" setzt er das Ziel der Poesie nicht darein, Schönes zu schaffen, sondern sie empfange ihre Würde durch ihre sittlichen Absichten, deren oberste für ihn die Verbrüderung des Menschengeschlechts im Geiste des Urchristentums ist. Wohl streitet Tolstoj auch in seinen neuen Dichtungen („Die Macht der Finsternis" 1887, „Die Kreutzer-Sonate" 1890, „Früchte der Bildung" [satirisches Lustspiel], „Auferstehung" 1899) gegen die geistige und sittliche Verdumpftheit, die politische und wirtschaftliche Knechtschaft, aber nicht mit den Waffen der Aufklärer und Umsturzmänner. Er verkündigt von neuem die hohen sittlichen Ideale der arischen oder arisierten Weltreligionen: die Enthaltsamkeit, die Demut, die Selbstaufopferung, die brüderliche Liebe zu den Enterbten und geistig Armen. Durch ihn ist das Schlagwort „Hinabsteigen zum Volke", das Gecken und machtlüsterne Wühler in Mißkredit gebracht hatten, wieder geadelt worden; denn keiner hat je das Volk besser gekannt und inniger geliebt als er. Unter dem dichtenden Nachwuchs besitzt Tolstoj viele Anhänger, darunter seinen Lieblingsjünger Maxim Gorki (Gorjkij; geb. 1868), den rasch berühmt gewordnen Verfasser des „Nachtasyls". Außerhalb seiner Schule erhalten ein Peter D. Boborykin (geb. 1836), Wladimir G. Korolenko (geb. 1853), Anton P. Tschechow (geb. 1859; „Die Bauern" 1897), Wsselowod M. Garschin (1855—88) u. s. w. durch ihre Darstellungskunst und Gestaltungsgabe, durch die Größe ihres innern Anteils und die Hoheit ihrer sittlichen Absichten den Geist des vorangegangnen Dichtergeschlechts lebendig.

b) Die Neugriechen.

Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts waren auch die Neugriechen in der seit der Renaissance wuchernden, pseudoklassischen Nachahmung stecken geblieben. Als in Hellas wie im übrigen Europa die Volkspoesie wieder zu Ehren kam und das Streben, die Sprache zu verjüngen und zu veredeln, die Kreise der Gebildeten ergriff, da fiel dies zusammen mit der tiefen Erregung, die dem Kampfe gegen das Türkenjoch voranging (vgl. S. 114). Die Sprach- und Dichtergenossenschaften („Hetärien") waren zugleich revolutionäre Klubs. Diesem das nationale Schicksal entscheidenden Zeitalter gehörten Konstantinos R(h)igas (1754—98), Adamantios Korais (1748—1833), Alex. Ypsilantis (1792—1828), Dionysios Solomos u. a. an. Nachdem die staatliche Unabhängigkeit erkämpft war, bewegte sich die Litteratur der Mittellinie zu, die zwischen Klassizismus und Modernität, zwischen realistischem und idealistischem Stil, Ernst und Spiel, Fremdem und Eignem hindurchläuft. Ein Werk oder ein Poet von Weltbedeutung ist auf neugriechischer Erde noch nicht gewachsen. Bei ihren Volksgenossen stehen die Namen der Brüder Alexandros und Panajotis S(o)utsos (1803—63 und 1806—68), des Alexandros R(h)isos R(h)angawis (Rangabé; 1810—92) und seines Sohnes Kleon (geb. 1842), Aristoteles Valaoritis (1824—79), Demetrios Bernadakis (geb. 1834), Angelos Vlachos (geb. 1838) u. a. in hohem Ansehen.

c) Die Magyaren.

Im Kampfe gegen den germanisierenden Zentralismus der Zeit Josephs II. und seiner Nachfolger haben die Magyaren ihr barbarisches Ungarisch in eine allen Anforderungen von Kunst und Wissenschaft genügende Schriftsprache verwandelt und durch politischen Hochdruck dem Länderkreise der Stefanskrone aufgezwungen. Da jedoch die Ungarn trotz ihres Deutschenhasses der deutschen Sprache bis zum heutigen Tage meist so mächtig sind wie ihrer Muttersprache, so

Digitized by Google

war schon darum der deutsche Einfluß in der magyarischen Litteratur allzeit maßgebend und ist es noch. Die Sturm- und Drangzeit hat in Sándor Kisfaludy (1772—1844) ihren Vertreter gehabt; Weimarer Klassizität und deutsche Romantik durchströmen die Dramen Károly Kisfaludys (1788—1830) und Joseph Katónas (1792—1830; „Bánk bán“ 1819), die Epen Michael Vörösmartys (1800—1855), die Lieder des Georg Czuczor (1800—1866). Im Vormärz wurde das ungarische Schrifttum dem Geiste der kommenden Umwälzung dienstbar. Die Zweckromane von Jos. Baron Eötvös (1813—71; „Der Dorfnotar“ 1844—46) und Nik. Baron Josika (1794—1865) fanden übrigens wegen ihrer realistisch getreuen Wiedergabe der fremdartig anmutenden Zustände Ungarns auch im Auslande teilnehmende Leser.

Ihren Gipfel erreichte die schneidige, leidenschaftliche und doch melancholisch angehauchte Revolutionspoesie in den lyrischen Gedichten Alex. Petőfis (1823—49) und des Epikers János Arany (1817—82). Nach der Revolution (1848/49) traten die national-politischen Zwecke litterarisch mehr und mehr in den Hintergrund. Die „Lust zu fabulieren“ trat in den Romanen des fruchtbaren Maurus Jókai (geb. 1825) mit einer an Scott und Dumas d. Ä. erinnernden Kraft zu Tage, desgleichen in den Bühnenstücken von Jos. Szatmáry gen. Ed. Szigligeti (1814—78). Andre magyarische Schriftsteller huldigten dem Realismus in der Darstellung gegenwärtiger Verhältnisse, z. B. Koloman Tóth (1831—81), Eduard Tóth (1844 bis 1876), Stefan Toldy (1844—79; sein Vater Franz hieß bis 1847 Schedel), Koloman Mikszáth (geb. 1849); oder sie pflegten die schönen, in Westeuropa bewährten Formen, wie der ungarisch und deutsch schreibende Ludwig von Dóczi (eigentlich Dux, geb. 1845); oder sie verstiegen sich zu Gedankendichtungen, wie Emerich Madách (1823—64), dessen geschichtsphilosophische „Tragödie des Menschen“ (1861) auf dem Unterbau der deutschen Metaphysik, namentlich auf Schopenhauers Pessimismus, ruht.

14. Die Erdkunde und die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert.

A. Die Erdkunde im 19. Jahrhundert.*

Nach den noch heute klassischen Forschungsreisen, die 1761—67 der Hannoveraner Karsten Niebuhr (S. 453) im Auftrage der dänischen Regierung in Arabien, Persien, Syrien und Ägypten unternommen hatte, wuchs der Sinn für wissenschaftliche Geographie, namentlich für Geophysik zusehends. Immer zahlreicher wurden die Männer, die sich und ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst einer Vervollkommnung der erdkundlichen Wissenschaft stellten. Den Gipfelpunkt dieser Bestrebungen bezeichnet, fast auf allen Einzelgebieten der Erdkunde, die geradezu großartige Thätigkeit des Freiherrn Alexander von Humboldt (14. Sept. 1769 bis 6. Mai 1859; s. Fig. 1 der Tafel bei S. 546).

Allerdings hat ihn eine der Hauptaufgaben des 19. Jahrhunderts, die seit 1818 wieder aufgenommene Erforschung der Polarländer, nicht beschäftigt; hier glänzen vor allen andern Namen der des Engländers John Franklin (1786—1847), der an die Entdeckung der (unbrauchbaren) nordwestlichen Durchfahrt sein Leben gesetzt hat, der des finnischen Schweden Adolf Erik (Freiherrn von) Nordenskiöld (1832—1901), der 1878 die nordöstliche Durchfahrt erzwang, und endlich der des Norwegers Fridtjof Nansen (geb. 1861). Der allgemeinsten öffentlichen Teilnahme begegnete ferner die Erschließung des innersten Afrika, an der sich Humboldt

* In der Hauptsache vom Herausgeber beigesteuert.

Digitized by Google

gleichfalls nicht beteiligt hat. Um nur die hervorragendsten Afrikareisenden zu nennen, so haben Friedrich Hornemann (1766—1801?), Ludwig Burckhardt (1784—1817), Dixon Denham (1786—1828), Hugh Clapperton (1788—1827), Joh. Ludw. Krapf (1810—81), David Livingstone (1813—73; sein Bild auf der Tafel bei S. 486 des III. Bands), Joh. Rebmann (1820—76), Heinrich Barth (1821—65; Erforschung von Air 1850, Entdeckung des Binue 1851 und Klärung der dunkeln Verhältnisse im westlichen und mittlern Sudân bis 1855; sein Bild auf derselben Tafel des III. Bands), Samuel White Baker (1821—93), Theodor von Heuglin (1824—76), John Hanning Speke (1827—64), Jam. Aug. Grant (1827—92), Ed. Vogel (1829—56) und Gerhard Rohlfs (1831—96), Baron Karl Klaus v. d. Decken (1833 bis 1865), Gustav Nachtigal (1834—85), Paul Belloni Du Chaillu (1835—1903), Georg Schweinfurth (geb. 1836; sein Bild auf der eben erwähnten Tafel im III. Band) und Karl Mauch (1837—75), Eduard Schnitzer genannt Emin Pascha und Wilhelm Junker (1840—92), James Rowland genannt Henry Morton Stanley (geb. 1841; sein Bild auf der mehrfach genannten Tafel des III. Bands), Verney Lovett Cameron (1844—94) und Alex. Alb. de la Rocha Serpa Pinto (1846—1902), Emil Holub (1847—1902) und Osk. Lenz (geb. 1848), Fernand Foureau (geb. 1850) und Pierre Graf Savorgnan de Brazza (geb. 1852), Hermann (von) Wissmann (geb. 1853), Phil. Paulitschke (1854—99) und Robert Flegel (1855—86), Hans Meyer und H. H. Johnston (geb. 1858), J. B. Marchand (geb. 1863), Oskar Baumann (1864—99) und Rich. Kandt (geb. 1867) unsere Kenntnis über den „dunkeln" Erdteil beträchtlich erweitert und vertieft. Alle diese Entdeckungsarbeiten wurden seit der Mitte des Jahrhunderts durch den Kartographen Aug. Petermann (1822—78) und seine Schule verständnis- und verdienstvoll gefördert. In innigem Zusammenhange namentlich mit der Afrikaforschung steht seit einem knappen Menschenalter die lebhafte Thätigkeit der praktischen Kolonialpolitiker vom Schlag eines Rohlfs, Flegel, Karl Peters (geb. 1856) und der Theoretiker Friedr. Fabri (1821—91), Max Maria von Weber (1822—81) und Wilh. Hübbe-Schleiden (geb. 1846). Und aus diesem Asie wieder hat sich als jüngster Zweig die Wirtschaftsgeographie zu entfalten begonnen.

Mit Recht gilt Humboldt neben dem Uckermärker Christ. Leopold Freih. von Buch (1774 bis 1853) und dem Nordfranzosen J. B. A. L. L. Elie de Beaumont (1798—1874) als der Begründer der beschreibenden Gebirgskunde (Orographie), der sich später — hierfür sei nur an die Werke von James Dwight Dana (1813—95) und Friedr. Simony (1813—96), Ed. Sueß (geb. 1831) und Alb. Heim (geb. 1849) erinnert — die die Entstehung der Erdoberfläche erklärende Morphologie angeschlossen hat. Und während die Kräfte, die die Küsten bilden, den Boden gestalten und verändern, weiter durch Karl Gustav Bischof (1792—1870), Bernh. Studer (1794—1887) und Friedrich Hoffmann (1797—1836), Henry Thomas De la Bèche (1796—1855), K. E. A. von Hoff (1771—1837) und seinen Nachfolger Charles Lyell (1797—1875), Andrew Crombie Ramsay (1814—91), Archibald und James Geikie (geb. 1835 und 1839) bloßgelegt worden sind, haben Oskar Peschel (17. März 1826 bis 31. August 1875; sein Bildnis auf der Tafel bei S. 546), dem wir weiter unten nochmals begegnen werden, und Ferdinand Freih. von Richthofen (geb. 1833) die aus geologischen Ergebnissen zu schöpfenden geographischen Folgerungen gezogen.

Humboldt, der auch die Klimatologie zu einer Teilwissenschaft erhob, die Ludw. Friedr. Kämtz (1801—67) und Heinr. Wilh. Dove (1803—79), Ad. Ad. Mühry (1810—88), Alex. Buchan (geb. 1829), Jul. Hann (geb. 1839) und Alex. Wojejkow (geb. 1842) merklich vertieft haben, war ferner bahnbrechend auf dem Gebiete der Pflanzengeographie. Neben und nach

Digitized by Google

ihm untersuchten Augustin Pyrame und A. L. P. P. De Candolle, Vater und Sohn (1778—1841 und 1806—93), die Anpassung der Pflanzen an Klima und Boden, während Aug. Heinr. Rud. Grisebach (1814—79) „Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung" (1872) zusammenfassend darstellte und Adolf Engler (geb. 1844) auf Grund der Abstammungslehre den „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, insbesondere der Florengebiete seit der Tertiärzeit" (1879—82) gewagt hat. Noch mehr ist die Deszendenztheorie, nach Lamarck (1808) begründet durch Charles Darwin und Alfred Russell Wallace (geb. 1822; „Geographical distributions of animals" 1876), der zuerst von Andreas Wagner (1797—1861) geförderten Kenntnis von der Verbreitung der Tiere zu gute gekommen, während ihr Moritz Wagner (1813—87) die Lehre von der Einzelausartung durch Auswanderung (Migrationsgesetz) erfolgreich gegenüberstellte.

Auf zwei weitern Gebieten der Erdkunde teilt Humboldt den Ruhm eines wissenschaftlichen Bahnbrechers mit Karl Ritter (7. August 1779 bis 28. September 1859; sein Bildnis auf der beigehefteten Tafel „Deutsche Geographen und Geschichtschreiber"): einmal in der Länderkunde und den damit zusammenhängenden Zweigen der Geographie und dann dort, wo man den Grad des Einflusses der irdischen Räume auf die Völkergeschichten oder das Maß der Abhängigkeit des Geschehens von seinem Schauplatz untersucht. Trotz seiner Bekämpfung der Ritterschen Schule verdient auch Peschel hier als Dritter im Bunde mit genannt zu werden, zumal wenn man Eduard Richters Forderung: „als große Geographen gelten nur jene, deren Namen zugleich in der Litteraturgeschichte genannt werden", als berechtigt anerkennen will. Oskar Peschel hat nicht nur zahlreiche Beziehungen zwischen der Bewohnerschaft und der Natur eines Lands klargelegt, sondern auch das Studium seiner Wissenschaft und ihrer Geschichte neu belebt und dadurch vielfach anregend gewirkt.

Den eigentlichen Ursprung aller dieser Fortschritte darf man getrost in der großen amerikanischen Reise Humboldts (1799—1804) erblicken, die noch heute hinsichtlich der Fülle an zuverlässigen Beobachtungen unübertroffen dasteht. Sie hat eine erdrückend große Menge von privaten und namentlich von staatlichen Forschungsexpeditionen hervorgerufen. Außer den afrikanischen (vgl. oben) und den ein besonderes Blatt in der Entdeckungsgeschichte der Erde bildenden australischen Landreisen: denen der Schotten Thomas Mitchell (1792—1855) und John Mc Douall Stuart (1818—66), der Engländer Charles Sturt (gest. 1869) und Edward John Eyre (1815—1902), des Brandenburgers Ludw. Leichhardt (1813—48?) und des Westaustraliers John Forrest (geb. 1847), seien hier nur genannt die des Bayern K. F. Ph. von Martius (1794—1868), des Sachsen E. Friedr. Pöppig (1798—1868), des Schweizers J. J. von Tschudi (1818—89) und des teilweise an Vico (S. 462) gemahnenden Rheinländers Karl v. d. Steinen (geb. 1855) in Südamerika, die des Russen Nikolai von Przewalskij (1839—88), der Bayern Hermann, Adolf und Robert (von) Schlagintweit (1826 bis 1882; 1829—57; 1833—85) und des Schweden Sven (von) Hedin (geb. 1865) in Asien, die des Thüringers Franz Wilh. Junghuhn (1812—64) auf Java und die des Österreichers Ferd. von Hochstetter auf Neuseeland.

Von wissenschaftlichen Seefahrten mögen als geschichtliche Belege hervorragender Art gelten die von Adam Joh. Ritter von Krusenstern (1770—1846), Otto von Kotzebue (1787 bis 1846) und H. F. E. Lenz (1804—65), die von Edward Sabine (1788—1883), James Roß (1800—62) und Viktor Hensen (geb. 1835), die der Schiffe „Lightning" (1868), „Porcupine" (1869/70), „Challenger" (1872—76) und „Tuscarora" (1873/74, 1875/76 und

Digitized by Google

Deutsche Geographen und Geschichtschreiber.

Digitized by Google

Erklärung der umstehenden Bildnisse.

A. **Links**: drei Geographen.

1. Friedrich Heinrich Alexander Freiherr **von Humboldt**, geboren 14. Sept. 1769 in Berlin, gestorben 6. Mai 1859 in Berlin. (Nach dem 1854 für den Prinzen Wilhelm von Preußen von Emma Gaggiotti-Richards gemalten Bildnisse gestochen von Paul Habelmann; im Verlage von Alex. Duncker in Berlin.)

2. Karl **Ritter**, geboren 7. Aug. 1779 in Quedlinburg, gestorben 28. Sept. 1859 in Berlin. (Nach einer 1858 aufgenommenen Photographie in Kupfer gestochen von Julius Thäter; vgl. G. Kramer, Carl Ritter, I. Teil, Halle 1864.) Eine nach derselben Photographie 1859 angefertigte Bleistiftzeichnung ist später durch Lichtdruck vervielfältigt worden

3. Oskar **Peschel**, geboren 17. März 1826 in Dresden, gestorben 31. Aug. 1875 in Leipzig. (Nach einer von Frau verw. Geh. Hofrat Peschel zur Verfügung gestellten Platinotypie von Karl Bellach in Leipzig.)

B. **Rechts**: drei Geschichtschreiber.

4. Barthold Georg **Niebuhr**, geboren 27. Aug. 1776 in Kopenhagen, gestorben 2. Jan. 1831 in Bonn. (Nach dem von Julius Schnorr [von Carolsfeld] 1825 gezeichneten Bildnisse gestochen von Ferdinand Ruscheweyh in Rom 1831; im k. Kupferstichkabinett zu Berlin.) Ein nach derselben Zeichnung angefertigter Stich von H. Merz ist dem zweiten Bande der „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" (Hamburg 1838), einer desgleichen von Alb. Teichel der Schrift „Preußens Staatsmänner, IV: Niebuhr" (Leipzig 1842) beigegeben.

5. Leopold von **Ranke**, geboren 21. Dez. 1795 in Wiehe (Thüringen), gestorben 23. Mai 1886 in Berlin. (Nach einer im Besitze des Herausgebers befindlichen farbigen Kopie des Gemäldes von Julius Schrader in der Nationalgalerie zu Berlin.)

6. Theodor **Mommsen**, geboren 30. Nov. 1817 in Garding (Schleswig). (Nach dem eignen Gemälde radiert von Louis Jacoby 1890.)

Digitized by Google

1878), „Gazelle" (1874—76) und „Valdivia" (1898/99), die der Meereskunde und Tiefseeforschung neue Bahnen gewiesen haben.

Während der Vorzug der Reisebeschreibungen Humboldts und seiner Anhänger in der umfassenden Erklärung und künstlerischen Wiedergabe von Naturgemälden beruht, zeigt sich die mehr beschreibende und den Menschen mit einbeziehende Ritterſche Art in den *länderkundlichen* und verwandten Werken von Chr. G. D. Stein (1771—1830) und Georg Benjamin Mendelssohn (1794—1874; „Das germanische Europa" 1836), Albrecht (Grafen) von Roon (1803—79), Karl Ed. Meinicke (1803—76), Joh. Ed. Wappäus (1812—79), Herm. Alb. Daniel (1812—71) und Gust. Ad. von Klöden (1814—85), dem Kartographen Heinrich Kiepert (1818—99), Otto Delitsch (1821—82), Herm. Guthe (1825—74), Ernst Behm (1830—84) und Herm. Wagner (geb. 1840), Adriano Balbi (1782—1848) und seinem Sohn Eugenio (1812—84), Louis Vivien de Saint-Martin (1802—97), Henry Walter Bates (1825—92) und Élisée Reclus (geb. 1830), Ernst Curtius (vgl. S. 551), Karl Neumann (1823—80) und Konr. Burſian (1830—83), J. J. Rein (geb. 1835), Alfred Kirchhoff und dem Kulturgeographen Karl Wolf (geb. 1838), Heinr. Nissen (geb. 1839) und Wilh. Tomaschek (1841—1901), Friedr. Ant. Heller von Hellwald (1842—92), Theob. Fischer (geb. 1846) und Alex. Supan (geb. 1847), Jos. Partsch (geb. 1851), Friedr. Hahn (geb. 1852) und Albr. Penck (geb. 1858).

Nachdem schon Herder (S. 478) über die Abhängigkeit des Menschen von der Natur der Erdoberfläche viele treffende Beobachtungen gemacht hatte — auch Goethe und selbst Heine stehen derartigen Gedankengängen nicht fern —, beschäftigte sich neben Humboldt (vgl. oben) namentlich Ritter mit der Lösung hierher gehöriger Fragen in einer Richtung, die ihn die geographische Anordnung und Ausstattung der Länder als im Schöpfungsplane beruhend verstehen ließ, mithin zum ausgesprochnen Teleologen machte. Seine Schüler, unter ihnen namentlich der Hegelianer Christian Kapp (1790—1874; „Über den Ursprung der Menschen und Völker" und „Philosophische Erdkunde") und Joh. Georg Kohl (1808—78; „Der Verkehr und die Ansiedlung der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" 1841), haben diese Anschauung weiter ausgebaut. Teilweise in Berührung damit stehen Untersuchungen, durch deren einheitliche Zusammenfassung sich die *Völkerkunde*, teilweise aus Blumenbachs (S. 457) Feststellungen heraus, zu einem vollberechtigten Aste der geographischen Wissenschaft entwickelt hat; auf diesem Felde haben sich Peschel, der gelehrte Theodor Waitz (1821—64; „Anthropologie der Naturvölker", vollendet von Georg Gerland, geb. 1833) und der tiefsinnige, unermüdliche Adolf Bastian (geb. 1826) mit seiner ihm eigentümlichen Vorliebe zu Vergleichungen die Sporen verdient. Von solchen Arbeiten ausgehend oder doch mit ihrer Methode vertraut, hat Friedrich *Ratzel* (geb. 1844) die Erkenntnis der innigen Beziehungen zwischen Natur und Mensch über Ritter hinausgeführt und ein stolzes Gebäude erstehen lassen, dem er die bezeichnende Inschrift „Anthropogeographie" (1882—91) gab: darin hat nun alles das seinen gebührenden Platz gefunden, was über die geographische Stellung der Menschheit in Vergangenheit und Gegenwart überhaupt zu sagen war. Seinen vielseitigen, nachhaltigen Anregungen, denen eine große Schar von Anhängern eifrig nachgegangen ist („Ratzelsche Schule"; vgl. besonders die schönen Leistungen des früh vollendeten Heinrich Schurtz, 1863—1903), verdankt unter anderm auch das vorliegende Werk seinen treibenden Grundgedanken, der in dem Bestreben gipfelt, aus der planvollen Verwertung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Geographie vom Menschen eine geläuterte Auffassung seiner in den denkbar weitesten Rahmen gespannten Geschichte abzuleiten.

Digitized by Google

B. Die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert.*

a) Deutschland, Österreich und die Schweiz, die Niederlande und Skandinavien.

In seiner Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke erzählt Wilhelm von Giesebrecht, jener habe beim Lesen der ersten, durch ihre künstlerische Form bewundernswerten Werke von Augustin Thierry (1795—1856) ausgerufen: „So etwas können wir nicht zu stande bringen"; und noch als Greis habe er gemeint, wenn englische, französische, italienische Geschichtschreiber auch späterhin durch Glanz des gewählten Ausdrucks, Kraft und Schwung der Darstellung die unsern überträfen, so läge es an der durchaus nationalen Auffassung, während in Deutschland mehr der das Allgemeine kühl erfassende Sinn zu Hause sei. Daß der Deutsche mehr zur vorurteilslosen Betrachtung des Universalen neigt, ist unbestreitbar; wenn wir den einzigen Heinrich von Treitschke (1834—96; „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert") ausnehmen, haben wir kaum jemand, der den hinreißenden Geschichtschreibern des Auslands zu vergleichen wäre. Aber dafür dürfen wir uns rühmen, daß das meiste von dem, was aus der Kunst der Geschichtschreibung eine auf der Höhe des 19. Jahrhunderts stehende Geschichtswissenschaft gemacht hat, in Deutschland geboren ist.

Aus jenem Gedankenkreise heraus, den in erster Linie Herder und Goethe immer von neuem anregten und befruchteten, hat sich zunächst die uns angeborne Fähigkeit, Vergangnes innerlich zu erfassen und getreulich wiederzugeben, bis zur höchsten Blüte entfaltet. Der schon durch Justus Möser neu belebte vaterländische Geist, der bei der Romantik kräftige Nahrung fand (vgl. S. 85 f.), erzeugte eine Stimmung, die geneigt war, die „gute alte" Zeit an der Hand frisch zu erschließender Quellen gründlich kennen zu lernen; ihm verdanken wir das großartige — freilich auch echtdeutsch grenzenlose — Unternehmen der „Monumenta Germaniae historica" (MG.), deren zahllose Bände seit 1826 von der 1819 durch den Freiherrn Karl vom Stein (S. 50) begründeten „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" herausgegeben wurden. Die umfangreichen Vorarbeiten hierzu, die jeder Veröffentlichung vorausgehenden oder ihr sich unmittelbar anschließenden stofflichen Forschungen haben einer Studienart das Leben gegeben, deren Anhänger man mit keinem bessern Namen charakterisieren kann als mit dem der „Monumentenschule"; außer ihren Führern Georg Heinrich Pertz (1795—1876) und Georg Waitz (1813—86; seit 1840 Mitarbeiter an den MG., seit 1875 ihr Leiter) haben sich zahlreiche jüngere Kräfte um die gewissenhafte Aufhellung dunkler Einzelabschnitte der deutschen Geschichte verdient gemacht. Um nur einige Vertreter ihrer Arbeitsweise kennen zu lernen, seien die hervorragendsten genannt: Philipp Jaffé (1819—70) und Wilh. Wattenbach (1819—97; „Deutschlands Geschichtsquellen" [bis 1250] 1858, stofflich für das nächste Vierteljahrtausend fortgesetzt von dem noch zu erwähnenden Lorenz), Theodor Ritter von Sickel (geb. 1826), der die an der Pariser École des chartes (S. 485) gewonnene Kenntnis der in Deutschland damals vergeßnen mauriniischen Überlieferungen (S. 442) in den 50er Jahren über den Rhein gebracht und den Anstoß zur methodischen Pflege der „historischen Hilfswissenschaften" gegeben hat, Karl Friedr. Stumpf-Brentano (1829—82) und Ernst Dümmler (1830—1902), Alfred Boretius (1836—1900; „Kapitularien") und Sigurd Abel (1837—1873), Wilhelm Arndt (1838—95) und Harry Bresslau (geb. 1848; Redaktor des „Neuen Archivs der Gesellschaft f. ält. deutsche Geschichtskunde"). Auch die Herausgeberthätigkeit des greisen Mommsen (vgl. weiter unten) steht seit geraumer Zeit mit im Dienste der MG.

* In der Hauptsache vom Herausgeber beigesteuert.

Digitized by Google

Doch das Beste verdanken sie alle einem andern. Denn das Schöpfen aus den ersten Quellen und die unverfälschte Wiedergabe sind nicht die einzigen Vorzüge der deutschen Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts; daß sie von wissenschaftlichem Geiste durchweht ist, das ist die köstliche Frucht der kritischen Methode, wie sie für den klassisch-philologischen Betrieb Friedrich Aug. Wolf (S. 438) so recht eigentlich geschaffen hat. In der deutschen Historik stoßen wir auf sie, wenn wir die schüchternen Anfänge bei Leibniz (S. 443) noch nicht mit einrechnen wollen, zuerst bei Barthold Georg Niebuhr (27. August 1776 bis 2. Januar 1831; sein Bildnis auf der Tafel bei S. 546, Fig. 4), dessen „Römische Geschichte" (1811—32) von der Meisterschaft zeugt, das Echte vom Falschen zu scheiden und die ursprüngliche Wahrheit von spätern Übertünchungen zu befreien, danach aber auch die getrübten oder zerrißnen Zusammenhänge lichtvoll wiederherzustellen. Auf benachbarten Gebieten arbeiteten in demselben Sinne Friedr. Karl von Savigny (1779—1861), Karl Friedr. Eichhorn (1781—1854) und Jakob Grimm (1785—1863), in dessen Fußstapfen wieder Joh. Kasp. Zeuß (1806—56; „Die Deutschen und die Nachbarstämme" 1837), Karl V. Müllenhoff (1818—84; „Deutsche Altertumskunde" 1870 ff.) und Karl Weinhold (1823—1901) traten. Die Bahnen der rein romantischen Auffassung, wie sie z. B. Joh. Jos. von Görres (1776—1848), seit Ende der 30er Jahre im Bunde mit Karl Ernst Jarcke (1801—52) und George Phillips (1804—72) ultramontane Pfade wandelnd, und selbst Joh. Friedr. Böhmer (1795—1863) noch im Alter glutvoll vertreten haben, wurden je länger desto mehr verlassen; während sie verödeten, gewann die wissenschaftliche Richtung an Boden. Daß die historische Kritik durch übertriebnen Aufwand von Scharfsinn unter Umständen auch zu gründlich falschen Ergebnissen gelangen kann, beweisen die Behauptung Jos. Aschbachs (1801—82), die Gedichte der Hrotsuit von Gandersheim seien eine Fälschung der Humanisten-Gesellschaft des Konr. Celtis (1867), und die Aufstellung Paul Scheffer-Boichorsts (1843—1902), die florentinische Chronik des Dino Compagni sei erst im 17. Jahrhundert fabriziert worden (1874 ff.).

Wer an einem recht bezeichnenden Muster die Vortrefflichkeit deutscher Leistungen auf dem Felde der Geschichtschreibung eingehend studieren will, der wird zu keiner geeignetern Vorlage greifen können, als zu den 1834—36 erschienenen „Römischen Päpsten" Leopold Rankes (21. Dez. 1795 bis 23. Mai 1886; sein Bildnis: s. Fig. 5 der Tafel bei S. 546). Daneben verdient aus der schier unübersehbaren Reihe seiner Werke („Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" 1839—47, „Neun Bücher preußischer Geschichte" 1847—48, „Französische Geschichte" 1852—61, „Englische Geschichte" 1859—68, „Geschichte Wallensteins" 1869, „Weltgeschichte" 1881—88) die geradezu vorbildliche Untersuchung „über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" (1831) gestellt zu werden. Wie ist es gekommen, daß wir — trotz der offensichtlichen Thatsache, daß es das nachrankische Geschlecht im einzelnen teilweise beträchtlich weiter gebracht hat als der Meister — den Gipfel wissenschaftlicher Geschichtschreibung auch heute noch in Ranke erblicken? In erster Linie ist es wohl seine die höchste Achtung abnötigende Sehergabe, die ihn in die Dinge nahezu untrüglich hineinblicken ließ, der seltne Takt in der kritischen Sichtung, der vorsichtig abwägenden Beurteilung und Bewertung neu erschloßner Quellen, die klassische Ruhe und Vornehmheit der durchsichtigen Darstellung gewesen, was seine meisten Bücher zu Meisterwerken gestempelt hat; Ranke selbst forderte von einer historischen Arbeit: Kritik, Präzision und Penetration. Hierzu kommen bei aller Zurückhaltung („Objektivität") des Verfassers, der es verschmäht, den eignen Standpunkt in den Vordergrund zu rücken, doch stets eine unerschütterliche Sittlichkeit, die kraftvoll die auf sich selbst gestellte

Digitized by Google

Persönlichkeit bezeugt und sich ihres eignen Werts wohl bewußt sein darf, und endlich das beruhigende Gefühl des Lesers, sich der Führerschaft eines Manns anvertrauen zu dürfen, der seine die Jahrtausende umspannenden Kenntnisse ohne Prunken insofern kundgibt, als er sie zur Aufstellung von verständnisförderlichen Parallelen verwendet. Ähnlich wie die Niebuhrsche Kritik ihre verwandtschaftlichen Zusammenhänge mit der Romantik nicht verleugnen kann, so steht Rankes Weltanschauung anfänglich auf den Schultern der Idealphilosophie eines Fichte, Hegel und Schelling; doch allmählich trennen sich die Wege. Nicht in einer notwendigen sittlichen Entwicklung erblickt Ranke den Fortschritt — den er vielmehr gänzlich leugnet (vgl. Bd. I, S. 11) —, sondern in einer Steigerung „auf dem Gebiete der materiellen Interessen", in einer mit der Einsicht und Erkenntnis wachsenden Kultur. Aus dem einfachen Versuche, „bloß zu sagen, wie es eigentlich gewesen" (1824), ersteht methodisch, Stein auf Stein getürmt, das stolze Gebäude der Rankischen Gesamtleistung.

Die schönste Anerkennung, die einem Geistesarbeiter werden kann, besteht darin, daß er Schule macht. Aus der Berliner „Historischen Gesellschaft" Rankes, dem Vorbilde für alle historischen Universitätsseminare der folgenden Zeit*, sind hervorgegangen: Waitz, der von sich sagen durfte, daß er durch seine Göttinger Lehrthätigkeit (1849—75; „Die historischen Übungen zu Göttingen", sein Glückwunschschreiben an Ranke zum 50jährigen Doktorjubiläum 20. Februar 1867) ein ganzes Geschlecht von geschulten Historikern herangebildet habe, ferner Wilh. von Giesebrecht (1814—89; „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" 1855 ff., weitergeführt durch Bernh. von Simson, geb. 1840), Heinrich von Sybel (1817—95; „Geschichte des ersten Kreuzzugs" 1841; „Geschichte der Revolutionszeit" 1853—58 und 1872—74; „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Kaiser Wilhelm I." 1889—94), Rich. Röpell (1808—1893), Adolf Schmidt (1812—87) und Rud. Köpke (1813—70), Wilh. von Dönniges (1814—1872) und Siegfr. Hirsch (1816—60), Jaffé, Wattenbach und Dümmler, Ernst Steindorff (1839—95), Alfred Dove (geb. 1844) und Georg Winter (geb. 1856). Das eben ist ein Hauptvorzug des historischen Wissenschaftsbetriebs in Deutschland, daß wir eine oder mehrere Überlieferungen haben, deren Dauer fast unbegrenzt erscheint, weil ihr Lebensfaden niemals abreißt. Auf unserm Boden hat das Wort „Schule" einen ganz besondern Gehalt bekommen, eine greifbar feste Gestalt gewonnen; das erkennt auch das Ausland neidvoll an.

Es ist noch nicht lange her, daß man Ranke als dem Schuloberhaupt ein andres Schulhaupt entgegenstellte: Friedr. Christoph Schlosser (1776—1861; „Geschichte des 18. Jahrhunderts", 1823; „Weltgeschichte" 1815—24 und 1844—56), und von einer „Heidelberger Schule" sprach, deren Bestand sich auf zwei Mitglieder beschränkt: Georg Gottfr. Gervinus (1805—71), den Verfasser der noch heut unübertroffnen „Geschichte der deutschen Dichtung" und der „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" mit der berühmten „Einleitung", die ihm einen Hochverratsprozeß zuzog, und Ludwig Häusser (1818—67), Verfasser der „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Wiener Kongreß"; allenfalls wäre ihnen noch Georg Weber (1808—88; „Weltgeschichte", zuerst 1851: der kleine, mittlere und große Weber) beizufügen. Die spätern Heidelberger Historiker: Bernh. Erdmannsdörffer (1833—1901) und Ed. Winkelmann (1838—96), Dietrich Schäfer

* Das erste „Historische Seminar" für mittlere und neuere Geschichte ist Anfang der 70er Jahre durch Jul. Weizsäcker (1828—89; Herausgeber der ersten Reihe der „Deutschen Reichstagsakten" seit 1867) gemeinschaftlich mit Herm. Baumgarten (1825—93) an der Straßburger Hochschule (S. 492) — als Gegenstück zum Laboratorium der Mediziner, Chemiker u. s. w. — eingerichtet worden.

Digitized by Google

(geb. 1845), Arthur Kleinschmidt (geb. 1848) und Erich Marcks (geb. 1861), gehören alle grundverschiednen Richtungen an. Schlosser ist noch heute der bei den großen Lesermassen bekannteste deutsche Geschichtschreiber. Seine Volkstümlichkeit verdankt er — hierin unterscheidet er sich am meisten von dem mit seinem Urteile diplomatisch zurückhaltenden Ranke — dem sittlichen Idealismus, den er aus Kant und Schiller geschöpft hat, und dem würdevollen Ernste, womit er über die historischen Persönlichkeiten Gericht hält, ihre Geistesgaben, ihren Rang und ihre Erfolge geflissentlich mißachtend. Indem Gervinus und Häusser von Schlosser ausgingen, wandten sie sich doch immer entschiedner der politisch-nationalen Richtung zu, in die auch die Ranke-Schüler mit solcher Entschiedenheit einbogen, daß man Häusser und Sybel ebenso ein sich ergänzendes Paar nennen durfte wie später Sybel und Treitschke, die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister".

Trotz seiner oft wiederholten Betonung und Ausführung der Begriffe „Nation" und „Staat", trotz der den deutschen Protestanten verratenden „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" (1839—47) wird niemand so weit gehen, den im Grunde universal gerichteten Ranke unter die ausgesprochen nationalen oder politischen Historiker zu verpflanzen. Hierher gehören mit viel größerer Berechtigung Joh. Gust. Droysen (1808—84; „Geschichte des Hellenismus" 1836—43 und „Geschichte der preuß. Politik" 1855—85) und Giesebrecht, Sybel und sein großdeutscher Gegner Julius Ficker (1826—1902; „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens" 1868—74), E. A. Herrmann (1812—84), Herm. Hüffer (geb. 1830), Karl Mendelssohn Bartholdy (1838—74; „Geschichte Griechenlands" 1870—74), Heinr. Ritter von Zeißberg (1839—99) und viele andre (vgl. unten, S. 552 f.), besonders aber der schon genannte Treitschke und nach ihm der ganze große Kreis von Forschern, die die Früchte ihres meist Einzelnes und Einzelnstes bevorzugenden Fleißes in den historischen Zeitschriften bekanntzugeben pflegen.

Auf dem Gebiete der griechischen, römischen und orientalischen Geschichte — gewisse Zeitalter der Geschichte Vorderasiens stehen in innigster Verbindung mit der Vorgeschichte Griechenlands (vgl. Bd. III und IV) — haben sich namentlich Wilh. Drumann (1786—1861; „Geschichte Roms" 1834—44), Wilh. Ad. Becker (1796—1846; „Gallus" 1838 und „Charikles" 1840) und Karl Otfried Müller (1797—1840), Karl Lehrs (1802—78), Ludw. Preller (1809—61), Karl Rich. Lepsius (1810—84) und Max Duncker (1811—86), Otto Jahn (1813—69) und Ernst Curtius (1814—96; vgl. S. 547), Arnold Schäfer (1819—83; „Demosthenes" 1856—58) und Wilh. Ihne (1821—1902), Ludwig Friedländer (geb. 1824; „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" 1862—71) und Ludw. Lange (1825—85), Albrecht Weber (geb. 1825) und Heinr. Karl Brugsch-Pascha (1827—94), Iwan (von) Müller (geb. 1830), Adolf Holm (1830—1900) und Konr. Bursian (S. 547), Alex. Conze (geb. 1831) und Friedrich Hultsch (geb. 1833; „Griechische und römische Metrologie" 1862), Herm. Usener (geb. 1834) und Alfred von Gutschmid (1835—87; einer der größten Kritiker des verflossnen Jahrhunderts), Kurt Wachsmuth und Herm. Peter (geb. 1837), Ulrich Köhler und Otto Benndorf (geb. 1838), Heinr. Nissen (geb. 1839) und Karl Pauli (1839—1901; „Corpus inscriptionum etruscarum" 1893—1902), Eugen Bormann (geb. 1842), Jul. Wellhausen (geb. 1844; „Geschichte Israels" 1878 ff.) und Jos. Karabacek (geb. 1845), Erwin Rohde (1845—98) und David Heinr. Müller (geb. 1846), Heinrich Gelzer (geb. 1847), Bernh. Stade und Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff (geb. 1848), Aug. Müller (1848—92), Benediktus Niese (geb. 1849), Otto Seeck und Georg Busolt (geb. 1850), Julius Jung (geb. 1851) und Rob. Poehlmann (geb. 1852), Jul. Beloch und Adolf Ermann (geb. 1854), Ed. Meyer (geb.

Digitized by Google

1855), Karl Joh. Neumann (geb. 1857) und Karl Bezold (geb. 1859), Rudolf von Scala (geb. 1860) und Georg Steindorff (geb. 1861), Herm. Gunkel (geb. 1862) und Hugo Winckler (geb. 1863) getummelt, teilweise in unlöslichem Zusammenhange mit klassisch-philologischen, archäologischen oder mythologischen Studien.

Einen auf das Allgemeine gerichteten Blick wahrten sich stets Ferdinand Gregorovius (1821—91), Max Büdinger (1828—1902) und Franz Rühl (geb. 1845), vor allen andern aber Theodor Mommsen (geb. 30. November 1817; sein Bildnis s. auf der Tafel bei S. 546), dessen selbst in Deutschland einzig dastehender Arbeitskraft wir außer zahlreichen größern und kleinern Untersuchungen die „Römische Geschichte" (1854/55 und 1885; ihr 4. Band, in der Handschrift verbrannt, wird wohl nie wieder geschrieben werden), die „Römische Chronologie" (1858), die „Geschichte des römischen Münzwesens" (1860), das „Römische Staatsrecht" (1871—76 und 1887/88) und das „Römische Strafrecht" (1899) verdanken. Überdies ist Mommsen die Seele des von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit Hilfe eines ganzen Stabes geschulter Epigraphiker nahezu bewältigten „CIL" (S. 499; 1863 ff.). Das große Seitenstück hierzu ist das von Phil. August Boeckh (1785—1867; „Staatshaushaltung der Athener" 1817; „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" 1840; „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften", 1877 von dem Philosophen Ernst Bratuscheck [1837—83] herausgegeben) 1825 begründete Unternehmen des CIG, das 1859 durch Adolf Kirchhoff (geb. 1826) vorläufig abgeschlossen ward, aber nach unzähligen Funden durch Wilh. Dittenberger (geb. 1840) u. a. weitergeführt und 1903 neu geordnet worden ist.

Das Feld der mittlern und neuern Geschichte — um den nun einmal üblichen, bequemen Verlegenheitsausdruck zu gebrauchen — haben, außer den schon oben in anderm Rahmen genannten, wacker bepflügt: Karl Wenz. Rodecker von Rotteck (1775—1840; „Allgemeine Geschichte 1812—27" und „Allgemeine Weltgeschichte" 1830—34) und Friedr. Wilken (1777—1840), Heinr. Luden (1780—1847) und Friedr. von Raumer (1781—1873; „Geschichte der Hohenstaufen" 1823—25), Karl Ad. Menzel (1784—1855) und Fr. Chr. Dahlmann (1785—1860; vgl. S. 87), Joh. Voigt (1786—1863) und Gust. Ad. Har. Stenzel (1792—1854), Wolfg. Menzel (1798—1873), Heinr. Leo (1799—1878) und Leopold Freih. von Ledebur (1799—1877), Chr. Friedr. von Stälin (1805—73) und Otto von Corvin (1812—86), Beda Franziskus Dudik (1815—90) und Georg von Wyß (1816—93), Alfred Ritter von Arneth (1819—97) und Adam Wolf (1822—83), Reinhold Pauli (1823—82; Englische Geschichte) und Friedr. Kapp (1824—84; Leben der amerikanischen Generale Steuben und Kalb 1858 und 1862), Jul. Köstlin (geb. 1826) und Georg Voigt (1827—91), Colmar Grünhagen (geb. 1828) und Oskar Jäger (geb. 1830), Ottokar Lorenz (geb. 1832; „Lehrbuch der Genealogie" 1898) und Karl von Noorden (1833—83), Felix Dahn (geb. 1834) und Alfons Huber (1834—98), Max von Brandt (geb. 1835) und Franz Xaver Krones Ritter von Marchland (1835—1902), Friedr. von Weech (geb. 1837), Gust. Droysen und Wilh. Oncken (geb. 1838), Wilh. Maurenbrecher (1838—92) und Oskar von Lettow-Vorbeck (geb. 1839), Mor. Ritter, Paul von Stälin und Karl Fischer (geb. 1840), Wilh. Scherer (1841—86; „Geschichte der deutschen Litteratur" 1883) und Aug. von Druffel (1841—91), Heinr. Ulmann (geb. 1841), Joh. Dierauer, Karl Theodor von Heigel, Georg Kaufmann und Reinh. Röhricht (geb. 1842), Max Lossen (1842—98), Hans Prutz, Theodor Lindner, Ferd. Hirsch, Siegm. Riezler, Gerold Meyer von Knonau und Otto Kaemmel (geb. 1843), Engelb. Mühlbacher (1843—1903) und Felix Stieve (1845—98), Albert Hauck („Kirchengeschichte Deutschlands" 1886 ff.) und Hans

Digitized by Google

von Zwiedineck-Südenhorst (geb. 1845), Wilh. Walther und Joh. Loserth, Martin Philippson und Alfred Stern (geb. 1846), Heinr. Gerdes, Gust. Kawerau und Th. Schiemann (geb. 1847), Gottl. Egelhaaf, Fritz Hoenig und Julius von Pflugk-Harttung, Fr. von Bezold und Hans Delbrück (geb. 1848), Ad. Bachmann und Ludwig Keller (geb. 1849), Maxim. Graf Yorck von Wartenburg (1850—1900), Theodor Kolde, Goswin Freiherr von der Ropp, Max Lenz und Aug. Fournier (geb. 1850), Heinr. Friedjung, Adolf Harnack und Wilh. Oechsli (geb. 1851), Reinh. Koser und Henry Simonsfeld (geb. 1852), Paul Bailleu und Rob. Davidsohn (geb. 1853), Max Bär (geb. 1855) und Ignaz Jastrow (geb. 1856), Konr. Haebler (geb. 1857) und Bruno Gebhardt (geb. 1858), Walther Schultze und Ed. Heyck (geb. 1862).

In ausgesprochen katholischem Geist (über den Zusammenhang ultramontaner Weltanschauung mit dem Romantizismus vgl. das oben bei Görres Gesagte) sind die Werke von Joh. Janssen (1829—91) und Ludwig Pastor (geb. 1854), den Jesuiten Hartmann Grisar (geb. 1845) und Emil Michael (geb. 1852) abgefaßt; Friedr. Eman. (von) Hurter (1787—1865), Aug. Friedr. Gfrörer (1803—61) und Onno Klopp (1822—1903) gehören nur für die zweiten Hälften ihres Lebens hierher. Dagegen befleißigten sich die Altkatholiken J. J. J. Döllinger (1799—1890), Karl Adolf Cornelius (1819—1903) und Joh. Friedrich (geb. 1836), denen vielleicht einige von den im vorigen Absatze Genannten (Druffel, Loffen, Stieve u. a.) beizugesellen wären, ferner die überzeugten Katholiken J. A. Freih. von Helfert (geb. 1820), Joseph Hirn (geb. 1848), Herm. Grauert (geb. 1850), Heinr. Finke (geb. 1855), Aloys Schulte (geb. 1857) und noch deutlicher der dem vom eignen Lager mißtrauisch beargwöhnten Reformkatholizismus nahestehende Kreis von Gelehrten: Franz Xaver Kraus (1840—1901) mit seinen Jüngern, meist des anerkennenswerten Strebens, auch in konfessionellen Dingen dem Andersdenkenden möglichst gerecht zu werden.

Ohne daß diese Geschichtschreiber (man vergegenwärtige sich daraus beispielshalber die, die einen beträchtlichen Teil ihrer Schaffenskraft dem vorliegenden Werke zur Verfügung gestellt haben) durchweg oder ausschließlich der Gruppe der politischen Historiker zuzurechnen wären, unterscheiden sie sich doch ziemlich deutlich von einer zweiten Gruppe, die man, trotz mannigfaltigen Abweichens untereinander, am kenntlichsten als Wirtschaftshistoriker bezeichnen darf. Hierher gehören unter andern Georg Hanssen (1809—94) und Wilh. Roscher (1817—94), Karl Wilh. Nitzsch (1818—80; „Geschichte des deutschen Volkes" 1883—85) und Aug. Meitzen (geb. 1822), Wilh. Heyd (geb. 1823) und Gust. Schmoller (geb. 1838), Karl Th. von Inama-Sternegg (geb. 1843) und Eberh. Gothein (geb. 1853), Karl Kautsky (geb. 1854) mit einigen wissenschaftlichen Vertretern der materialistisch-sozialistischen Auffassung, ferner der hierin auf Nitzschs Schultern stehende Lamprecht (vgl. unten), Rich. Ehrenberg (geb. 1857) und Ernst Baasch (geb. 1861), Ludo Moritz Hartmann und Stephan Bauer (geb. 1865). Diesen wieder nahe verwandt sind Forscher wie Georg Ludw. von Maurer (1790—1872) und Joh. Martin Lappenberg (1794—1865), Karl von Hegel (1813—1901) und Friedrich von Thudichum (geb. 1831), Heinr. Brunner (geb. 1840), Gust. Winter (geb. 1846), Joseph Kohler (geb. 1849) und die andern, die ihren Scharfsinn anstrengen, den schwierigen Fragen der Rechts- und Verfassungsgeschichte beizukommen, während solche Georg von Below (geb. 1858) mit seinen Freunden — auch hier begegnen uns teilweise dieselben Namen wie oben — unter bewußter Ausscheidung der Wirtschaft zu lösen sucht.

Von hier aus finden wir den besten Übergang zu jenem Teile der historischen Wissenschaft, den man seit einiger Zeit gewöhnt ist, unter dem Kennworte „Kulturgeschichte"

Digitized by Google

zusammenzufassen. Als ihr Begründer in Deutschland gilt mit gutem Grunde Herder (S. 478). Dann war es eine Weile still; denn was sonst an Kuriositätenkrämerei — in Antiquariatskatalogen teilweise heute noch — unter „Kulturgeschichte" verstanden zu werden pflegte, hielt sich auf niedriger Stufe. Eine höhere Auffassung davon hingegen vertreten nach Heeren (S. 477) Gust. Klemm (1802—67; „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" 1843/52), Karl Biedermann (1812—1901) und Gust. Freytag (S. 511; „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" 1859 ff.), Jak. Burckhardt (1818—97; „Kultur der Renaissance in Italien" 1860) und Wilh. Heinr. (von) Riehl (1823—97; „Die Naturgeschichte des Volkes" 1853 ff.), Albert Schäffle (geb. 1831), Otto Caspari (geb. 1841) und Hellwald (S. 547), Gustav Ratzenhofer (geb. 1842), Karl Lamprecht (geb. 25. Febr. 1856) und Georg Steinhausen (geb. 1866) in Theorie oder Praxis oder auch in beiden zugleich.

Es hatte sich das Bedürfnis geltend gemacht, gegenüber der reinen Staatengeschichte, die den Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf die politischen Geschicke der Völker zu überschätzen geneigt ist („Heroenkultus"), umgekehrt nun endlich auch einmal den tausend Einflüssen der Umwelt („milieu"), der selbst der bedeutendste Held bewußt und unbewußt seinen Tribut zollt, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wie man es bei Rich. Muther anmutig und einleuchtend dargestellt findet, läßt sich in der Geschichtsmalerei des vergangnen Jahrhunderts eine ganz ähnliche Entwicklung erkennen: bei Cornelius, Kaulbach und Chenavard ist der historische Vorgang nur die Unterlage für die geschichtsphilosophischen Gedanken des Malers (= Romantik); Delaroche, Gallait und Piloty geben ihn schon möglichst wahrheitsgetreu wieder (= Kritik); Meissonier und Menzel legen auch die Stelzen weg und zeigen uns wahre Menschen (= Kulturgeschichte). In inniger Verquickung mit dem Aufkommen der evolutionistischen Weltanschauung und ihrer Methode (Hauptfrage: wie ist alles geworden?) beschäftigte man sich — nicht unbeeinflußt durch Schriften wie „Das Mutterrecht" des Schweizer Rechtshistorikers Joh. Jak. Bachofen (1815—87), die „Ancient society" des amerikanischen Anthropologen Lewis Henry Morgan (1818—81) und andre — nunmehr gern mit Untersuchungen, die in der Feststellung gewisser, möglichst voneinander abzugrenzender Kulturstufen gipfelten: ein Verfahren, das allerdings leicht Gefahr läuft, sich in einen dem wirklichen, so vielgestaltigen Leben abholden Schematismus zu verlieren.

„Jeder Mensch ein Kind seiner Zeit": das ist das hell leuchtende Aushängeschild der neuern Richtung; und wie dies fast immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt: was früher allzusehr vernachlässigt war, das wurde nun um so mehr — manchmal vielleicht in übertriebner Betonung und Unterstreichung — der allgemeinern Berücksichtigung empfohlen. Alle Äußerungen der menschlichen Gesellschaft werden von den echten Kulturhistorikern in den Kreis der Untersuchung und Darstellung gezogen; charakteristische Belege für die Menge dessen, was dadurch an Stoffen „historisch" geworden ist, bietet schon eine Durchsicht des Paragraphen „Allgemeine Kulturgeschichte" in den Jastrow-Bernerschen „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft". Hier beschränken wir uns notgedrungen darauf, an die umfassenden Werke von Wilh. Wachsmuth (1784—1866) und Georg Friedr. Kolb (1808—84), Karl Grün (1817—87) und Joh. Scherr (1817—86), Franz von Löher (1818—92) und Heinr. Rückert (1823—75), Anton Springer (1825—91), Joh. Jak. Honegger (1825—96) und Otto Henne am Rhyn (geb. 1828), Ludw. Noiré (1829—89) und Alex. Brückner (1834—96), Max Jähns (1837—1900) und Mor. Heyne (geb. 1837), Alwin Schultz (geb. 1838) und Jul. Lippert (geb. 1839), dem durch Rich. Wagner uns gewonnenen Engländer Houston S. Chamberlain (geb. 1855;

Digitized by Google

„Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" 1899), Georg Grupp (geb. 1861) und Kurt Breysig (geb. 1866; „Kulturgeschichte der Neuzeit" 1900 ff.) zu erinnern.

Daß all diesem Streben auch der Gedankenkreis, aus dem das vorliegende Unternehmen seine besten Kräfte geschöpft hat, eng verwandt ist, bedarf nach dem, was oben (S. 547) leise angedeutet und in den Einleitungen zum ersten Band ausführlich erörtert worden ist, keiner weitern Auseinandersetzung. Im Grunde besteht für die feindlichen Lager, von denen jedes manchmal eine Art von Monopol für sich beanspruchen möchte, keine Ursache zu der Befehdung, die seit einem Jahrzehnt die Gemüter entzweit und verbittert hat: bei genauerm Zusehen ist ja nur ein Gradunterschied vorhanden. Selbst der ausgesprochenste politische Historiker wird der Kultur des von ihm behandelten Staatswesens angestrengte Aufmerksamkeit mit zu widmen nicht mehr umhin können; vgl. z. B. Max Lehmanns (geb. 1845) „Freiherr vom Stein" 1902 f. Umgekehrt gibt jeder Kulturhistoriker, der sich von den eben berührten Einseitigkeiten der jüngern, um ihre Anerkennung heiß ringenden Richtung und von beliebt gewordnen Schlagwörtern — es gibt Leute, die lamprechtischer sein wollen als Lamprecht selbst — nicht hat blenden lassen, unumwunden zu, daß die „führende Persönlichkeit" ihre historischen Rechte hat, die absichtlich in den Hintergrund zu rücken wissenschaftlicher Arbeitsweise nicht entspräche.

Bei den stammverwandten Niederländern gilt als erster Versuch einer mit Kritik gepaarten Darstellung die „Vaterlandsche historie" (1749/60) von Jan Wagenaar (1709—1773), als erste Probe einer philosophischen Behandlung „Opkomst en bloei der vereenigde Nederlanden" von Simon Stijl (gest. 1804); dürfte man darin mehr sehen als schüchterne Anfänge der betreffenden Disziplinen, so stünde es mit dem reichsdeutschen Vorrange schlecht, zumal da auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete „Hollands Rijkdom" (1780/83) von Elias Luzac (gest. 1796) nicht zu übersehen ist. Tiefgründig ist die „Historie der hollandsche Staatsregering" (1802/5) von Adriaen Kluit (1735—1807). Das Beispiel der Quellenuntersuchungen des Reichsarchivars H. van Wijn (gest. 1831) veranlaßte zahlreiche Einzelarbeiten in der Art etwa der deutschen Monumentenschule; als hervorragendste Leistung gelten die „Archives" (1835/64) von Wilh. Groen van Prinsterer (1801—76). Viel Anerkennung hat die „Geschiedenis der Inquisitie in de Nederlanden" von dem Genter Paul Fredericq (geb. 1850) gefunden. Doch alle diese Werke werden übertroffen durch die „Geschiedenis van het nederlandsche Volk" (1892 ff.) von Petrus Joh. Blok (geb. 1855).

Unter den Skandinaviern ragen über ihre Zeitgenossen: die Schweden Jonas von Hallenberg (1748—1834) und Erik Gust. Geijer (1783—1847; „Svenska folkets historia" 1832/36), Andr. Magn. Strinnholm (1786—1862), Anders Fryxell (1795—1881) und Karl Gust. Malmström (geb. 1822), Fredr. Ferd. Carlson (1811—87) und sein Sohn Ernst (geb. 1854), ferner der Kulturhistoriker Hans Ol. Hildebrand (geb. 1842; „Sveriges medeltid" 1879 ff.; mit seinem Vater, dem Archäologen Bror Emil [1806—84], und seinem Bruder Emil [geb. 1848] eine historische Hildebrand-Dynastie bildend) und Osk. Alin (1846—1900) sowie die Finnländer Reinh. Th. Hausen (geb. 1850) und Magn. Gottfr. Schybergson (geb. 1851; „Finlands historia" 1887/89), ferner die Norweger Rudolf Keyser (1803—64) und Peter Andreas Munch (1810—63; „Det norske folks historie" 1851/64), J. Ernst Sars (geb. 1835; „Udsigt over den Norske Historie" 1873—91) und Gust. Storm (1845—1903) sowie der geistvolle Statistiker Eilert Lund Sundt (1817—75), endlich die Dänen Ove Høegh-Guldberg (1731—1808; „Weltgeschichte" 1768—72) und Jens Kragh Höst (1772—1844), Peter Erasmus Müller (1776—1834; „Sagabibliothek" 1816—19), K. P. Paludan-Müller

Digitized by Google

(1805—82) und C. F. Allen (1811—71; „Haandbog i Fädrelandets Historie“ 1840 und „De tre Nordiske Rigers Historie“ [1497—1527] 1864—72), Peter Edv. Holm (geb. 1833), Ad. Ditl. Jörgensen (1840—97) und Troels Fred. Lund (geb. 1840), Joh. Steenstrup (geb. 1844) und Chr. Erslev (geb. 1850).

Die innern Zusammenhänge der verschiednen Bestrebungen in der deutschen Geschichtswissenschaft, ihre zufällige oder eingestandne Abhängigkeit von ausländischen Zeitgenossen oder ihren Einfluß auf diese untersucht und klargestellt zu haben, ist — abgesehen von Theoretikern wie Friedr. Jodl (geb. 1849), Paul Barth (geb. 1858), Heinr. Rickert (geb. 1863) — das Verdienst von Joh. Friedr. Ludw. Wachler (1767—1838; „Geschichte der historischen Forschung und Kunst“ 1812—20) und Franz Xaver Wegele (1823—97; „Geschichte der deutschen Historiographie“ 1885), von Lorenz („Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ 1887 und 1891), von Lamprecht („Methodologische Streitschriften“) und Ernst Bernheim (geb. 1850), dem Verfasser des seit 1889 bereits in 4 Auflagen erschienenen „Lehrbuchs der historischen Methode“.

b) Frankreich und England; Spanien und Portugal; Italien.

Selbst dann, wenn es sich nicht ganz von selber verstünde, daß in einem deutschen Werke — das gilt auch von dieser „Weltgeschichte“ — die deutsche Entfaltung einer Wissenschaft hauptsächlich zu berücksichtigen sei, selbst dann wäre es einfach unmöglich, der hier schier erdrückenden Fülle von Erscheinungen eine auch nur annähernd ähnliche Menge von Namen ausländischer Geschichtsforscher gegenüberzustellen; denn es bleibt dabei: die Deutschen sind nun einmal eine Nation, der der geschichtliche Sinn förmlich angeboren zu sein scheint. Dieser Vorzug schließt aber auf der andern Seite nicht aus, daß gelegentlich, wie ja eben angedeutet worden ist, starke Beeinflussungen vom Auslande zu uns herübergestrahlt und die deutsche Geistesarbeit befruchtet haben. So war (S. 477) auf Nicolas Caritat Marquis de Condorcet (1743—94) und seine Geschichtsphilosophie kurz hingewiesen worden — nun, wenn wir uns fragen, wo die Wurzeln der sogen. kollektivistischen Richtung, wie sie namentlich durch Lamprecht verteidigt wird, ruhen, so könnte man ihm vielleicht den Preis der Priorität zuerkennen; es ist dabei ganz gleichgiltig, ob Condorcets „Esquisse d'un tableau historique du progrès de l'esprit humain“ direkt oder nur auf weiten Umwegen: über Saint-Simon (vgl. Bd. VII, S. 401 ff.), Adolphe Quételet (1796—1874; „Sur l'homme“ 1835), Emile Littré (1801—1881), Alfred Fouillée (geb. 1838) u. a., weiter gewirkt hat. In verstärktem Maße gilt dies von Auguste Comte (1798—1857), dessen positivistische Gesellschaftslehre gleichfalls einen äußerst fruchtbaren Keim der Weiterbildung entfaltet hat. Freilich ist dies nicht etwa sofort in die Erscheinung getreten; vielmehr haben die von Condorcet, Comte und Ähnlichgesinnten gehegten Gedanken gewissermaßen unterirdisch lange im Verborgnen gewirkt, ehe sie am Ende des Jahrhunderts eine fröhliche Auferstehung feiern konnten. Vorher war jedenfalls mehrere Jahrzehnte hindurch außerhalb eines sehr beschränkten Kreises von Kennern so wenig davon zu spüren, daß man fast versucht wäre, an eine gänzlich unbeeinflußte Neuzeugung zu glauben; die Mahnung, die Kant in der Vorrede der Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik (1783) in die Worte faßt: „Da der menschliche Verstand über unzählige Gegenstände viele Jahrhunderte hindurch auf mancherlei Weise geschwärmt hat, so kann es nicht leicht fehlen, daß nicht zu jedem Neuen etwas Altes gefunden werden sollte, was damit einige Ähnlichkeit hätte“, warnt heilsam vor ungerechten Voreiligkeiten. Dennoch klingen, das ist nicht zu leugnen, leise Töne von jener

Digitized by Google

Vergangenheit zur Gegenwart herüber; und wir mit unsern verschärften Sinnesorganen haben einfach die Pflicht, auch solche Übertragungen wahrzunehmen.

Im übrigen ist die Entwicklung der französischen Geschichtschreibung ähnlich verlaufen wie die deutsche — mit dem schon oben besprochnen Unterschiede, daß man dort stets mehr Wert auf die künstlerische Durchfeilung gelegt hat als auf eine wissenschaftliche Nüchternheit, wie sie etwa Alexis de Tocqueville (1805—59; „De la démocratie en Amérique“ 1835 und „L'ancien régime“ 1856) vertritt. Den philosophischen Pragmatismus, der durch Voltaire (S. 469) zum Siege gelangt war, konnte auch die große Revolution nicht beseitigen; vielmehr fand er neue Förderer in Persönlichkeiten wie J. C. L. Simonde de Sismondi (1773—1842; vgl. S. 86), F. P. G. Guizot (1787—1874; „Histoire de la révolution d'Angleterre“ 1828), Jules Michelet (1798—1874; „Histoire de la Révolution française“ 1847/53), Ed. Laboulaye (1811—83; „Histoire politique des États-Unis“ 1855/66), Jules Simon (1814—96) und, zuletzt noch in anthropogeographischer Richtung („milieu“) verfeinert, in dem unbewußten Comtisten Hippolyte Taine (1828—93; „Les origines de la France contemporaine“ 1875/94). Die ausgesprochne Vorliebe der Franzosen für tendenziös gefärbte Kunstprosa fand ihren wissenschaftlichen Niederschlag in den für ihre Zeit bedeutenden Werken Franç. Mignets (1796—1884; „Histoire de la révolution française“ 1824) und L. Alfonse Thiers'(1797—1877; „Histoire du Consulat et de l'Empire“ 1844/62). Verfassungsstaat und Größe der Nation sind bei ihnen die treibenden Kräfte, aber in konservativer Auffassung, während Henri Martin (1810—83; „Histoire de France“ 1833/36 und 1855/60) und noch mehr Louis Blanc (1811—82; „Histoire de dix ans“ 1842/44) deutlich nach links neigen. Mit andern Mitteln arbeitete Pierre Lanfrey (1828—77; sein Hauptwerk die bis 1811 reichende Legendenzerstörerin „Histoire de Napoléon I“ 1867/75), mit andern Jos. Franç. Michaud (1767—1839; „Histoire des croisades“ 1812/22) und sein Bruder, der Biograph Louis Gabr. (1772—1858); wieder andern Schattierungen verdanken die Werke des Diplomaten L. C. B. Graf Sainte-Aulaire (1778—1854) und Graf Al. G. Saint-Priest (1805 bis 1851) ihre eignen Reize.

Hatten die Genannten mehr oder weniger alle die Absicht, zu belehren oder zu bessern, so waren Geschichtschreiber wie J. C. D. de Lacretelle d. J. (1766—1855), A. G. P. B. Baron de Barante (1782—1866; „Histoire des ducs de Bourgogne“ 1824), Graf N. A. Salvandy (1795—1856), die Brüder Augustin und Amédée Thierry (1795—1856 und 1797—1873; vgl. oben, S. 548), B. H. R. Capefigue (1802—72) u. a. mehr auf die schöne Form, auf Wärme und Färbung der Darstellung bedacht: sie wollten den Leser unterhalten, rühren, begeistern, gleich den Poeten.

Dagegen machte nun aber, je länger desto kräftiger, der von der Wiederbelebung der historischen Methodik an der École des chartes (S. 485 und 548) wirksam beeinflußte Teil der französischen Historiker Front: Kritik, Methode und sachliches Interesse, die seit den Maurinern Mabillon und Montfaucon (S. 442) immer in Frankreich zu Hause gewesen waren, wenn sie auch durch die laute Gattung deklamatorischer und parteipolitischer Historiker vorübergehend aus dem Bewußtsein verdrängt worden waren, traten wieder in den Vordergrund und ließen sich, trotz gelegentlicher Rückschläge, auf die Dauer nicht mehr vernachlässigen. In diese Reihe gehören Namen wie Anais Bazin de Raucou (1797—1850; „Histoire de France sous Louis XIII“ 1837), Prosper Duvergier de Hauranne (1798—1881), J. O. B. de Cléron Graf Haussonville (1809—84), Victor Duruy (1811—94; „Histoire de la Grèce ancienne“

Digitized by Google

1862 und „Histoire des Romains“ 1876/85), J. H. A. Doniol (geb. 1818; „Histoire de la participation de la France à l'établissement des États-Unis d'Amérique“), M. A. Geffroy (1820—95), C. F. M. Rouffet (1821—92; „Histoire de Louvois“ 1861/63), der Preußenfeind J. V. A. Duc de Broglie (1821—1901), Ernest Renan (1823—92; „Vie de Jésus“ 1863), Gaston Boissier (geb. 1823), N. D. Fustel de Coulanges (1830—89; „La cité antique“ 1864 und „Histoire des institutions politiques de l'ancienne France“ 1875/92), Alfred Rambaud, Albert Sorel („L'Europe et la Révolution“ 1885/92) und Ernest Lavisse (geb. 1842), der stilgewandte und unparteiische, organisatorisch beanlagte und pädagogisch einflußreiche Redaktor einer erst mit dem Jahre 395 n. Chr. einsetzenden zwölfbändigen „Histoire générale“, ferner Gabriel Monod (geb. 1844) und Antonin Debidour (geb. 1847; „Histoire diplomatique de l'Europe“ 1890), Gabriel Hanotaux (geb. 1853) und Arth. Chuquet (geb. 1854; „La guerre de 1870/71“ 1895). Ihnen schließen sich von jüngern Kräften namentlich Ch. V. Langlois („Formulaires des lettres du 12e, 13e et du 14e siècle“ 1893 ff.) und Charles Seignobos („Histoire politique de l'Europe contemporaine“ 1897) an.

Nachdem daneben der Einfluß der Niebuhrschen Arbeitsweise in Frankreich mächtig geworden war, konnte es nicht fehlen, daß sich auch die andern Richtungen der deutschen Geschichtswissenschaft, wie wir sie oben kennen gelernt haben, drüben Anhänger eroberten. So besonders die Wirtschaftsgeschichte (P. E. Levasseur, geb. 1828) und die von der Geschichtsphilosophie kaum zu trennende Soziologie; hier arbeiteten Emile Worms (geb. 1838), L. Bourdeau („L'histoire et les historiens“ 1888), P. Mougeolle („Les problèmes de l'histoire“ 1886) und neuerdings vor allem der französisch schreibende Rumäne A. D. Xenopol („Les principes fondamentaux de l'histoire“ 1899). Der wissenschaftliche Treffpunkt für die Theoretiker ist die seit Juli 1900 von Henri Berr geschickt geleitete „Revue de synthèse historique“.

Unter den französisch schreibenden Belgiern sind L. Pr. Gachard (1800—85) als Erschließer archivalischer Schätze, Alexander Henne (1812—96; Geschichte der Stadt Brüssel 1843 ff.), J. M. B. K. Kervyn de Lettenhove (1817—91; „Histoire de Flandre“ 1847—50, ultramontan), Léon Van der Kindere („Histoire de la formation territoriale des principautés belges au moyen-âge“ 1899 ff.), G. Des Marez („Les villes flamandes“ 1900) und Henri Pirenne (geb. 1862; „Geschichte Belgiens“ 1899 ff.) namhaft zu machen.

Den ursprünglich von Comte herrührenden, von dem Belgier Quételet (vgl. oben) ausgeführten Gedanken, durch statistische Massenbeobachtungen die Geschichte zu einer „Gesetzes“-Wissenschaft zu erheben, brachte 1857—61 der Engländer Henry Thomas Buckle (1821—1862; „History of civilization in England“) auch auf dem Festlande zu breitester Anerkennung: hier sehen wir wieder deutlich die enge geistige Verknüpfung der westeuropäischen Geistesarbeiter untereinander. Unterstützt wurde Buckles Beliebtwerden durch die Aufnahme, die der mit dem Darwinismus (vgl. „Physics and politics“ von Walter Bagehot, 1826—77) sich gern verbindende Materialismus oder Agnostizismus damals fast unbestritten fand. Heute ist dieser Einbruch längst eingedämmt, und in ruhigern Bahnen plätschert der trotz J. Stuart Mill (1806—73) und trotz Herbert Spencer (geb. 1820) mehr klare als tiefe Strom der britischen Historiographie dahin. Nicht als ob es hier an Achtung heischenden Leistungen etwa gänzlich fehlte: auch bei uns werden gebührend geschätzt die Werke von George Chalmers (1742—1825; „Caledonia“ 1807 ff.), Will. Coxe (1747—1828), W. Roscoe (1753—1831), W. Godwin (1756—1836), Malcolm Laing (1762—1818), James Mackintosh (1765—1832), Sharon Turner (1768—1847), John Malcolm (1769—1833; „History of Persia“ 1818), John

Digitized by Google

Lingard (1771—1851), James Mill (1773—1836; „History of India“ 1818), Robert Southey (1774—1843), Mountstuart Elphinstone (1779—1859; „Rise of British Power in the East“ 1887), W. Fr. Patr. Napier (1785—1860; „History of the Peninsular war“ 1828/40), Francis Cohen-Palgrave (1788—1861), Patr. Fraser Tytler (1791—1849), Arch. Alison (1792—1867; „History of Europa 1789—1815“ 1833/42), Th. Arnold (1795—1842), G. Finlay (1799—1875), dem Indianer-Missionar Marcus Whitman (1802—47), Th. H. Dyer (1804—88), Phil. Henry Viscount Mahon (1805—75; seit 1855 Graf Stanhope), G. Cornewall Lewis (1806—63; „Enquiry into the credibility of the early roman history“ 1855), J. Mitchell Kemble (1807—57; „The Saxons in England“ 1848), Ch. Merivale (1808—93), J. Hill Burton (1809—81; „History of Scotland“ 1853), Thomas Wright (1810—77), John Wm. Draper (1811—82; „History of the intellectual development of Europe“ 1863) und A. W. Kinglake (1811—91; „The invasion of the Crimea“ 1863/87), dem Amerikaner Francis Parkman (1823—93; „The pioneers of France in the New World“ 1865 und „Montcalm and Wolfe“ 1884) und dem Iren Justin Mc Carthy (geb. 1830; „A history of our own times“ 1880—97), John Rich. Green (1837—83; „Short history of the English people“ 1874), James Bryce („The holy Roman empire“ 1864 und „The american commonwealth“ 1888), W. E. H. Lecky (geb. 1838; „History of rationalism in Europe“ 1865 und „Democracy and liberty“ 1896) und dem Bischof Mandell Creighton (1843—1901; „The age of Elizabeth“ 1876).

Immerhin darf ohne Überhebung gesagt werden, daß es seit Robertson und Gibbon (S. 465 f.) in England nicht allzuviel Historiker gegeben hat, deren Tod bei uns als schwerer Verlust fast ebenso betrauert worden wäre wie im Inselreiche; wir denken dabei in erster Reihe an Geschichtsforscher wie Henry Hallam (1777—1859; „Constitutional history of England“ 1827), George Grote (1794—1871; „History of Greece“ 1846/56), Thomas Carlyle (1795 bis 1881; „French revolution“ 1837 und „Lettres and speeches of Oliver Cromwell“ 1845), Thomas Babington Macaulay (1800—1859; „Essays“ 1841 ff. und „History of England“ 1848/55), Jam. Anth. Froude (1818—94; „History of England“ 1856/70), Edward Aug. Freeman (1823—92; „History of the Norman conquest of England“ 1867/79 und die unvollendete „History of Sicily“ 1891/92), Bischof Wm. Stubbs (1825—1901; „Constitutional history of England“ 1874/78) und Sam. Rawson Gardiner (1829—1902; die nur bis 1656 reichende „History of the commonwealth and of the protectorate“ 1894/1901). Auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte sind vor den andern die Werke von J. E. Th. Rogers (1823—90) und W. J. Ashley (geb. 1860) zu nennen.

In noch geringerm Grade hat ein Wirken über die Grenzen der Heimat hinaus bei den Geschichtschreibern der meisten andern Nationen stattgefunden. Wenn wir von den Spaniern Juan Bautista Muñoz (gest. 1799), Juan Franc. Masdeu (gest. 1817), Juan Antonio Conde (gest. 1820; „Historia de la dominacion de los Arabes en España“), Juan Ant. Llorente (1756—1823; „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne“ 1815/17), den Dichter Manuel José Quintana (1772—1857; „Vitas de Españoles célebres“ 1807/33), Antonio Cavanilles (1805—64; „Historia de España“ 1860/64, unvollendet), Modesto Lafuénte (1806—66; „Historia general de España“ 1850/66) und Raf. Altamira („La enseñanza de la historia“ 1891) aufgezählt haben, ist der Gerechtigkeit mehr als Genüge geschehen, da außer Llorente und den drei letztgenannten Historikern wohl kein einziger in nichtspanischen Laienkreisen zu Hause sein dürfte.

Digitized by Google

Dasselbe Urteil läßt sich über die portugiesische Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts fällen; in ihr haben sich unter andern ausgezeichnet: Luis Aug. Rebello da Silva (1822—71; „Historia de Portugal nos seculos XVII e XVIII“ 1860/71), J. Ramos-Coelho („Historia do Infante D. Duarte [Eduard von Braganza]“ 1889/90), Graf de Villafranca („Alliança Ingleza“) und Ribeiro de Vasconcellos („Reinha Santa“ 1894), João Pedro Ribeiro und Ferreira Gordo, als Akademiker beide beteiligt an der Herausgabe „Portugaliae monumenta historica“, endlich der Kunstschriftsteller Joaquim de Vasconcellos (geb. 1849).

Besser ist es in dieser Hinsicht mit Italien bestellt, da durch die mannigfachen Beziehungen (namentlich auf dem Gebiete der Kunstgeschichte) ein reger Gedankenaustausch mit den andern Kulturvölkern ganz unvermeidlich war. So hat z. B. die vielbändige „Storia universale“ (1836 ff.) Cesare Cantù (1807—95) auch außerhalb seines Vaterlands zahlreiche Freunde gefunden. Ihm schließen sich an: Pietro Verri (1783 „Storia di Milano“), Graf Luigi Bossi (1758—1835), Carlo Botta (1766—1837), Pietro Colletta (1775—1831; „Storia del reame di Napoli“ 1834), Ant. Coppi (1782—1870; „Annali d'Italia“ 1824—1868), Carlo Troya (1784—1858; „Storia d'Italia del medio evo“), Cesare Balbo (1789—1853), Marchese Gino Capponi (1792—1876; „Storia della republica di Firenze“ 1875), Massimo Taparelli Marchese d'Azeglio (1798—1866; „Denkwürdigkeiten“ 1867), Franc. Dom. Guerrazzi (1804—73), Michele Amari (1806—89; „Die Sizilianische Vesper“ 1841 und „Storia dei Muselmanni di Sicilia“ 1853/73), Mich. Giuf. Canale (1808—90; „Storia della repubblica di Genova“ 1858/74) und Luigi Tosti (1811—97). Das Werden des italienischen Einheitsstaats haben mit erkämpft, denkend beobachtet und zum Teile geschichtlich behandelt: Luigi Carlo Farini (1812—66) und Alb. Guglielmotti (1812—93), Ferd. Ranalli (1813—94), Emilio Broglio (1814—92; „Friedrich der Große“ 1874/76 und 1879/80), Giuf. La Farina (1815—63; „Storia d'Italia“ 1846 ff.), Cef. Correnti (1815—88; erster Präsident des 1883 gegründeten „Istituto storico italiano“) und Bart. Capasso (1815—1900; neapolitanische Geschichte), Nicomede Bianchi (1818—86; „Storia documentata della diplomazia europea in Italia 1814—61“ 1865/72) und Marco Minghetti (1818—86; „Raffael“ 1885 und „Denkwürdigkeiten“ 1888/91) und Marco Tabarrini (1818—98), S. Romanin (1853/61; „Storia documentata di Venezia“), Giuf. Massari (1821—84; „Cavour“ 1873), Giuf. De Leva (1821—95; „Storia documentata di Carlo V“ 1863/81) und Dom. Baron Carutti di Cantogno (geb. 1821; Geschichte Savoyens), der im Juli 1903 zu den „Papabili“ gerechnete Kardinal Alf. Capecelatro di Castropagano (geb. 1824; „Santa Caterina“ 1856 und „Newman“ 1859), Rugg. Bonghi (1826—95; „Leo IX e il papa futuro“ 1877 und „Leone XIII e l'Italia“ 1878) und Tullo Massarani (geb. 1826; „Studi“ 1899), Pasquale Villari (geb. 1827; „Savonarola“ 1859/61 und „Machiavelli“ 1877/82), Ferd. Bosio (1829—81), Vitt. Berfezio (1830—1900; „Il regno di Vittorio Emanuele II“ 1878/95), Romualdo Bonfadini (1831—99), Luigi Chiala (geb. 1834; Verteidiger Lamarmoras), Giuf. Guerzoni (1835—86), der Litterarhistoriker Alessandro d'Ancona (geb. 1835), ferner Francesco Bertolini (geb. 1836; „Storia del Risorgimento italiano“ 1887), Em. Comba (geb. 1839; „Storia dei Valdesi“ 1892), Pietro Balan (geb. 1840; „Klemens VII.“ 1884 u. 1887) und Giov. Falbella (geb. 1846).

Unter den jüngern Forschern sind des Hervorhebens wert: Pomp. Molmenti (geb. 1852; „Storia di Venezia“) und Graf Carlo Cipolla (geb. 1854; „Storia delle signorie italiane“ 1878), Giacinto Romano (Kenner des Zeitalters der Visconti), Nicola Nisco (1880/90:

Digitized by Google

„Storia d'Italia dal 1814 al 1880"), P. Dolci (1887: „Sintesi di scienza storica"), C. Tivaroni (1888/97: „Storia critica del risorgimento italiano").

Überschlägt man die Hauptleistungen der eben genannten Italiener, so fällt einem die verhältnismäßig große Zahl derer auf, die Geschichte schreiben lediglich oder doch hauptsächlich um der Politik willen; nirgends bewahrheitet sich der Satz, daß politische Geschichte geschichtlich gewordne Politik ist, greifbarer als in der italienischen Historiographie. Auffällig ist hier außerdem — im Gegensatze zu Beobachtungen, die man in Deutschland machen muß — die rege Beteiligung des Adels*.

15. Die Musik von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Wie in der bildenden Kunst und in der Poesie, so führte der Geist des 18. Jahrhunderts auch in der Musik eine Wendung herbei: eine Abwendung vom höfischen Barock mit seinem Prunke, seiner Gebundenheit, Vornehmheit, Feierlichkeit, Überschwenglichkeit, eine Hinwendung zum bürgerlich Einfachen, Volksmäßigen, Freien, Lichten, „Natürlichen". Die Aufklärung lockerte das Gefüge der Seele, entlastete das Gemüt von drückenden Vorurteilen, verscheuchte die Schreckgebilde des Aberglaubens; die Menschen strebten ins Helle, öffneten sich für Freundschaft und Liebe, hofften hienieden auf Glück und Frieden, begeisterten sich für die Natur und alles Schöne, berauschten sich an unbekannten Empfindungen, tauchten in die Tiefen des eignen Gemüts und lernten an sich selbst, an die unveräußerlichen Rechte der Persönlichkeit, an die Gottähnlichkeit des Genies glauben. Das waren Regungen, die nicht in Worten, Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten ihren beckenden Ausdruck finden konnten: den neuen Seeleninhalt vermochte nur die innerlichste, gefühlsamste, subjektivste, nervöseste Kunst, die Musik, und zwar am besten die absolute Musik, widerzuspiegeln. Mit einem Male gewinnt diese an so mannigfaltige Bedingungen geknüpfte Kunst eine selbst in der Griechenzeit ungeahnte kulturgeschichtliche einzel- und massenpsychologische Bedeutung. Ja, sie tritt führend an die Spitze der Schwesterkünste, schart sie um sich in stets neuen Verbindungen, schlägt Geistesblitze und Leidenschaften aus den Seelen und spricht in Zeichen, die den weltbürgerlichen Absichten der Zeit ebenso zusagen wie den nationalen und gesellschaftlichen Strömungen.

a) Gluck, Haydn, Mozart.

Für ihr im Herkommen erstarrtes Musikdrama hatten zuerst die Italiener (vgl. S. 418) ein Verjüngungsmittel gefunden, indem sie der Opera seria die Opera buffa zur Seite stellten. Ihren Spuren waren dann auch die Franzosen (S. 419) gefolgt, die der komischen Oper ein nationales Gepräge verliehen, aber auch die „große Oper" (Grand opéra) Lully-Rameauscher Mache zu erhalten suchten. Darüber war es zu dem vielbemerkten Streite der Bufonisten und Lullisten gekommen, der ersten Auseinandersetzung über eine musikalische Angelegenheit, die vor der Öffentlichkeit durch die Presse unter reger Teilnahme des großen Publikums von statten ging. Seitdem wiederholte sich die Erscheinung, daß Musikstreitigkeiten litterarischen Staub aufwirbelten und die Musiker selbst, die früher dem Schrifttume fern gestanden hatten, zur Feder

* Die geschichtliche Entwicklung der übrigen Geisteswissenschaften (der Philosophie, der Sprach-, Staats- und Rechtswissenschaften), die der Naturwissenschaften und der bildenden Künste seit dem Ende des 18. Jahrhunderts haben wir, um die von vielen Seiten gewünschte Ausgabe des vorliegenden Bands nicht länger zu verzögern, einer Darstellung vorbehalten, die der IX. (Ergänzungs-) Band bringen wird.

Digitized by Google

griffen, um ihren ästhetischen Standpunkt darzulegen wie die Poeten und Kunstrichter von Gewerbe. Endlich stellte sich auch in Deutschland, wo die von den Höfen begünstigten Italiener und Franzosen das große Wort führten, eine Besserung im volkischen und volkstümlichen Sinn ein. Es erhielt im Singspiele sein nationales Seitenstück zur komischen Oper oder Operette der Welschen. Begründer des deutschen Singspiels war Joh. Adam Hiller (1728—1804), der erste Leiter der 1781 begründeten Leipziger Gewandhauskonzerte. Unter Beihilfe des Litteraten Christian Felix Weiße (1726—1804) vertonte er übersetzte und original-deutsche Texte. Den größten Ruf unter seinen norddeutschen Nachfolgern erwarben Georg Benda (1722 bis 1795), der das Melodrama („Ariadne auf Naxos") in Schwung brachte, Joh. Friedr. Reichardt (1752—1814), der 1789—90 die Musik zu Goethes Singspielen („Claudine von Villabella", „Erwin und Elmire", „Jery und Bätely") schrieb, Anton Schweitzer (1737—87), der Leibkomponist Wielands und Herders.

Der Punkt jedoch, wo sich das deutsche Singspiel zur Spiel- und Volksoper, überhaupt zu einem Wesen höherer Art umgestaltete, war Wien, das sich in den 1760er Jahren anschickte, die Welthauptstadt der Musik zu werden. Hier war schon 1752 Jos. Haydns „Der neue krumme Teufel" aufgeführt worden, das wahrscheinlich älteste deutsche Singspiel, dessen Musik jedoch verloren gegangen ist. Hier komponierte Gluck französische Operettentexte für Hofzwecke, hier wurde des jungen Mozart „Bastien und Bastienne" in Privatkreisen aufgeführt. In Wien schließlich von Joseph II. aus Ersparungsgründen das „Nationalsingspiel" oder die deutsche Oper begünstigt und die Reihe der Aufführungen mit Ignaz Umlaufs „Bergknappen" (1778) eröffnet. 1782 ging Mozarts „Belmont und Constanze" („Entführung aus dem Serail") über die Bühne; doch errang den größten Erfolg nicht das Genie, sondern das findige Talent Karl Ditters von Dittersdorf (1739—99). Sein „Doktor und Apotheker" (1786) verbreitete den Ruhm der Wiener Volksoper über alle Lande. Dittersdorfs Nachfolger hatten sozusagen gewonnenes Spiel: Ferdinand Kauer (1751—1831; „Das Donauweibchen"), Johann Schenk (1753—1836; „Der Dorfbarbier"), Jos. Weigel (1765—1846; „Die Schweizerfamilie"), Wenzel Müller (1767—1835; „Der Alpenkönig und der Menschenfeind").

Das deutsche Singspiel war auch das Gehäuse, worin die Perle der musikalischen Lyrik, das Lied, zur Entwicklung kam. Bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts konnte das Kunstlied („Ode") zu keinem bestimmten Stile gelangen. Besser gestalteten sich die Dinge, als man seit der Herderschen Zeit (S. 481) die echten Volkslieder auszugraben anfing, und vollends kamen die Tonsetzer auf die rechte Spur, als ihnen das Singspiel den Zwang der Gemeinverständlichkeit auferlegte und die großen Dichter eine Fülle gehaltreicher Texte darboten. Aber die besten Liederkomponisten des 18. Jahrhunderts: der schon genannte Goethe-Vertoner Reichardt, der von Goethe noch höher geschätzte Karl Friedr. Zelter (1758—1832), der Balladenkomponist Joh. Rud. Zumsteeg (1760—1802), Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, sie alle waren nur Vorläufer Franz Schuberts. Beiläufig sei erwähnt, daß Zelter, Vorstand der Berliner Singakademie, aus den männlichen Mitgliedern dieses Vereins die erste „Liedertafel" bildete (1809). Fast gleichzeitig (1810) entstand in Zürich unter Hans Georg Nägeli (1773—1836) der erste selbständige Männergesangverein, dieser moderne Ersatz für die Meistersingerschulen (S. 416).

Während die komische Oper (Operette) ihre Blütentage durchlebte, beharrte die ernste (große) Oper im Sumpf ihrer ererbten Sündhaftigkeit. Da wagte es ein Deutscher, Christoph Wilibald Gluck (1714—87), der älteste von den großen Wiener Klassikern, ein Mann von seltner Geistes- und Willenskraft, die entartete Kunstgattung wieder ihrem ursprünglichen Ziele

Digitized by Google

zuzuführen. Was einst Peri und Monteverde, Lully und Rameau gewollt hatten (S. 418 f.): ein Worttondrama im Sinne der Alten mit den Hilfsmitteln der modernen Musik zu schaffen, das versuchte nun Gluck zum dritten Male. Bis in sein späteres Mannesalter hinein hatte er komponiert wie die andern, drei volle Dutzend Bühnenstücke, wovon die Hälfte zur Gattung der Opera seria gehörte. Schließlich fand er in Raniero di Calzabigi einen Textdichter, der auf seine ausgereiften Reformgedanken einging und ihm das Libretto zum „Orpheus" (Orfeo ed Euridice) lieferte. Dieses edle Werk, das 1762 in Wien mit dem Kastraten Guadagni in der Titelrolle zum erstenmal aufgeführt wurde, hatte allerorten durchschlagenden Erfolg. Seiner zweiten Reformoper „Alceste" (1767) gab Gluck eine Darlegung seiner theoretischen Ansichten bei, wodurch er den Streit für und wider seine Reformen ins Rollen brachte. Das Gezänke steigerte sich zu einem ganz Europa durchdröhnenden Getöse, als Gluck Paris zum Schauplatze seines Reformwerks ausersehen hatte und hier seine beiden Iphigenien („Iphigénie en Aulide" 1774 und „Iphigénie en Tauride" 1779) und seine „Armida" (1777) aufführte. Glucks Widersacher sammelten sich unter dem Panniere des gutmütigen Piccinni (S. 418), der mit Gluck in bestem persönlichen Einvernehmen blieb, aber im Wettstreite den Kürzern zog.

Glucks dramatische Musik war ein charakteristisches Erzeugnis des Winckelmannschen Zeitalters; sie strebte, wie die hellenisierende Poesie Goethes, nach „edler Einfalt und stiller Größe", ohne dabei ausdruckslos oder leidenschaftlicher Accente unfähig zu sein. Trotzdem war sie die Musik nicht, welche die Zeit brauchte und ersehnte. Diese nuove musiche erklangen zuerst in den Instrumentalwerken der jüngern Zeitgenossen Glucks; aus der neuen Instrumentalmusik, zumal aus ihrer höchsten Form, der Symphonie, ist das moderne Worttondrama unter der zeugenden Beihilfe der dichterischen Romantik wiedergeboren worden. Der Reformator der Instrumentalmusik und Pfadweiser des neuen Tonsatzes war ein Bauernknabe aus dem niederösterreichischen Leithawinkel, Josef Haydn (31. März 1732 bis 31. Mai 1809). Auf dem Wiener Musikboden halbwild herangewachsen, vollbrachte er abseits von der Welt als Kapellmeister des Fürsten Nik. Jos. Esterházy (1714—90) seine reformatorischen Thaten, bis er zuletzt (1790) in London seine Feldzeichen entfaltete und seinem Lebensabend die schönsten, haltbarsten Früchte abgewinnen konnte. Das Bindeglied zwischen der strengen Polyphonie Joh. Seb. Bachs und dem freien Tonsatze Haydns stellen die Söhne Bachs dar, vornehmlich Philipp Emanuel. Er und Haydn haben die mehrsätzige Sonatenform ausgebildet, die in der klassischen Zeit sowohl den Tonwerken für Einzelinstrumente, namentlich Klavier, als auch der Kammer- und Orchestermusik zu Grunde liegt. Von Haydn rührt die kanonische Vierzahl der Symphoniesätze her: die beiden Ecksätze in lebhaftem Zeitmaß (Allegro, Presto), der 2. Satz langsam (Andante, Adagio, Largo), der 3. ein Menuett, ein Salontanz, den der Sprößling Rohraus zuweilen durch einen österreichischen Ländler oder einen ungarischen Bauernreigen ersetzt. Das Neue an Haydns Tonsatz ist nicht so sehr die Festlegung der Formen als vielmehr die Neuheit der thematischen Arbeit. An die Spitze des Satzes stellt der Komponist das Hauptthema, dem er ein oder mehrere andre Themen folgen läßt; im Durchführungsteile werden nun die Themen verarbeitet: figuriert, variiert, modniert, fugiert, zerstückt, verlängert, verkürzt, umgekehrt, über- und untereinandergelegt, aber in durchaus stegreifmäßiger, zwangloser Weise, bis die Themen wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt auftauchen und dem Tonstücke rasch ein Ende gemacht wird. Durch diese glücklich gefundne Art des Tonsatzes hat sich die Instrumentalmusik von ihrer bisherigen Gebieterin, der Vokalmusik, befreit, um sich dann aus freien Stücken ihr und ihrer dichterischen Grundlage wieder beizugesellen. Auch in seinen wortlosesten Instrumentalwerken suchte Haydn

Digitized by Google

triebmäßig den Weg zur Poesie. Er verlieh seinen Tonsätzen Stimmungseinheit; er liebte die Tonmalerei. Es drängte ihn und seine Zeitgenossen, charakteristischen Instrumentalsätzen einen Namen zu geben, so daß man ihn als Ahnherrn der Programmmusik betrachten kann.

Haydns vielbestaunte Fruchtbarkeit entspricht dem bei seinen musikmachenden Zeitgenossen üblichen Maße. Dem Werte nach sind diese bis heute noch nicht vollständig gesammelten Werke höchst ungleich. Denn Haydn fühlte noch nichts von Beethovens Künstlerstolz in sich. Er komponierte bis 1790 auf Befehl, zum Vergnügen seines Herrn und andrer hohen Gönner, ohne jeden Hintergedanken an die Unsterblichkeit. Erst als die Welt dem Bescheidnen zum Bewußtsein brachte, wer er sei, wartete er auf den begnadeten Augenblick. Wohl hat Haydn (nach C. F. Pohls Zählung) 126 Symphonien geschrieben; aber man spielt nur seine zwölf „englischen" und sechs „französischen" Symphonien. Noch geringer im Verhältnis ist das Lebensfähige unter seinen ungezählten Kassationen (Serenaden, Notturni) und Konzerten, unter seinen 83 Streichquartetten, 60 Sonaten, Tänzen, Liedern, Messen und sonstiger Kirchenmusik, 19 Opern ꝛc. Von seinen fünf Oratorien allerdings finden noch immer drei begeisterte Zuhörer: „Die sieben Worte des Erlösers", „Die Schöpfung" (1798) und „Die Jahreszeiten" (1801). Von Haydn rührt auch die Zusammensetzung des modernen Orchesters her, das seitdem nur wenig verändert worden ist: Streichquintett, je zwei Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte, Hörner, Pauken, allenfalls auch Trompeten, Posaunen und vermehrtes Schlagwerk.

Wenn die Griechen den einen Liebling der Götter nannten, der jung aus dem Leben schied, so trifft die Bezeichnung bei Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus (genannt Wolfgang Amade) Mozart (27. Januar 1756 bis 5. Dezember 1791; s. Fig. 3 der Tafel bei S. 420) nicht zu: aus Neid haben die Götter diesen halbgöttlichen Erdensohn inmitten des Lebens dahingewürgt; sie legten ihm, das Leben von Anbeginn verderbend, die Erfolge der Wunderkindschaft in die Wiege. Als reifender Virtuose hatte der liebebedürftige Knabe die Süßigkeiten des Lebens genossen, und dann stieß das Schicksal den Jüngling hinaus in die eigensüchtige, gleichgiltige, tückische Welt. Unübertrefflich hat R. Wagner Mozarts Los gekennzeichnet: „Mozarts Leben war ein unausgesetzter Kampf für eine friedliche gesicherte Existenz, wie sie gerade ihm so eigentümlich erschwert bleiben sollte. Ihm ward sofort der Musikdienst bei einem fürstlichen Herrn (beim Erzbischof von Salzburg) unerträglich; er sucht sich vom Beifalle des größern Publikums zu ernähren, gibt Konzerte und Akademien; das flüchtig Gewonnene wird der Lebenslust geopfert. Verlangte Haydns Fürst stets bereite neue Unterhaltung, so mußte Mozart nicht minder von Tag zu Tag für etwas Neues sorgen, um das Publikum anzuziehen; Flüchtigkeit in der Konzeption und in der Aufführung nach angeeigneter Routine wird ein Haupterklärungsgrund für den Charakter ihrer Werke. Seine wahrhaft edlen Meisterwerke schrieb Haydn erst als Greis, im Genusse eines auch durch auswärtigen Ruhm gesicherten Behagens. Nie gelangte aber Mozart zu diesem: seine schönsten Werke sind zwischen dem Übermute des Augenblicks und der Angst der nächsten Stunde entworfen. So stand ihm immer nur wieder eine reichliche fürstliche Bedienstung als ersehnte Vermittlerin eines dem künstlerischen Produzieren günstigern Lebens vor der Seele. Was ihm sein Kaiser (Joseph II.) vorenthält, bietet ihm ein König von Preußen (Friedrich Wilhelm II.): er bleibt ‚seinem Kaiser' treu und verkommt dafür im Elend."

Seiner geschichtlichen Bedeutung nach steht Haydn über Mozart — in ästhetischer oder musikalischer Hinsicht hört bei Mozart jedes Abmessen, höher oder niedriger Einschätzen auf. Und doch kennen wir von ihm nur die jugendliche Hälfte seiner Werke, denn die reifere ist er uns schuldig geblieben. Unter allen frühverstorbnen Künstlern — Raffael, Byron, Kleist,

Digitized by Google

Schubert — ist gerade Mozart derjenige, welcher am entschiedensten im Aufsteigen war. Gegen die Werke seiner letzten fünf Jahre (1786—91) könnten leichten Herzens alle vorausgehenden hingegeben werden. Nicht nur dem Werte, sondern auch der Menge nach ist der Ertrag dieses kurzen Erdenwallens ganz bedeutend. Freilich von seinen 47 Symphonien sind nur mehr die vier am Leben, die es am meisten verdienen: die D-dur ohne Menuett, die Es-, G-moll- und C-oder Jupiter-Symphonie (die drei letztgenannten aus dem Jahre 1788). Besser haben sich seine Streichquartette und -quintette erhalten, desgleichen seine Serenaden. Auch an seinen Klaviersonaten (17 zwei-, 5 vierhändige) und Klavier-Violinsonaten findet man noch Gefallen; dagegen dürfte es außer Karl Reinecke (geb. 1824) und Pugno (S. 574) kaum einen lebenden Virtuosen geben, der Mozarts Klavierkonzerte vorzuspielen sich getrauen würde.

Den ganzen Mozart lernen wir erst in den Kompositionen kennen, worin sich die menschliche Stimme den Instrumenten beigesellt; denn seine Domäne ist die Kantilene, und diese strömt nur aus der menschlichen Kehle rein hervor, nicht gebrochen durch die Schwingungen eines von Menschen gehandhabten Tonwerkzeugs. Und da sind es nicht seine Lieder, seine Messen, seine Oratorien, sondern seine Opern, wo er den Zauber reinster Schönheit mit der schärfsten Charakteristik in einer von keinem Meister übertroffnen Art vereinigt hat. Als Opernkomponist steht Mozart über allen nationalen Unterschieden. Die italienische Oper, namentlich die Opera buffa, hat er geadelt, geweiht, über sich selbst erhoben; die französische Oper, wie sie Gluck reformiert hatte, war ihm mindestens nicht fremd geblieben; die deutsche hat er aus dem Singspiel schöpferisch hervorgehen lassen. Nur der erstarrten Opera seria konnte selbst sein Genie kein junges Leben einhauchen; aus historischem Interesse gibt man da und dort noch Mozarts „Idomeneo“ (1781) und „La clemenza di Tito“ (1792). Nach einigen Jugendversuchen in der italienischen komischen Oper und nach der S. 562 erwähnten singspielartigen „Entführung“ vertonte der 30jährige Meister 1786 „Le nozze di Figaro“ (Figaros Hochzeit), deren Text der Abbate da Ponte aus Beaumarchais' damals erst zweijähriger Komödie (S. 472) zurecht geschnitten hatte. Gegen diese Krone aller unzweifelhaft komischen Opern stach die nächste, „Così fan tutte“ (1790), trotz vortrefflicher Einzelheiten erheblich ab. Zu welcher Gattung soll man aber den zwischen beiden Buffo-Opern komponierten „Don Giovanni“ (Don Juan; 1787) rechnen? Zu den italienischen Opern ohne Zweifel; noch jetzt singen ihn Italiener am besten, und zu den Buffo-Opern, wie dies gleichfalls bei jeder italienischen Darstellung klar wird. Don Juan ist auch im rezitierenden Drama ein Komödienheld, ebenso im Puppentheater, und wie da zum größten Spaße der Kinder den Verführer der Teufel holt, so dürfen auch die Großen dieses Schlußereignis nicht zu ernst nehmen. Nur der „steinerne Gast“ kommt dramatisch und musikalisch aus einer andern Welt — ein Denkmal dessen, was Mozart dem ernsten Worttondrama hätte werden können, wenn er zur vollen Erkenntnis des Tragischen herangereift wäre. Auch in seinem letzten Bühnenstücke, der „Zauberflöte“ (1790), finden sich solche vordeutende Stellen erhabensten Ernstes, eingebettet in die Fülle anmutiger, gemütvoller, schalkhafter, spaßiger Melodien, die einen stellenweise albernen Text übersprudeln. Richard Wagner sagt von der „Zauberflöte“: „Der Deutsche kann die Erscheinung dieses Werkes gar nicht erschöpfend genug würdigen. Bis dahin hatte die deutsche Oper so gut wie gar nicht existiert; mit diesem Werke war sie erschaffen. Das Genie that hier fast einen zu großen Riesenschritt; denn, indem es die deutsche Oper erschuf, stellte es zugleich das vollendete Meisterstück derselben hin, das unmöglich übertroffen, ja, dessen Genre nicht einmal mehr erweitert und fortgesetzt werden konnte.“ Nach der Zauberflöte komponierte Mozart, von den Fittichen des Todes umrauscht, das „Requiem“, das Franz Graf von Walsegg

Digitized by Google

zu Stuppach bei ihm bestellt hatte, noch fast fertig; ein Schüler des Heimgegangnen, Franz X. Süßmayer (1766—1803), hat es dann beendet.

b) Beethoven, Schubert.

Mozart ruhte bereits im Massengrab auf dem Sankt Marxer Friedhof, als Ludwig van Beethoven (16. Dezember 1770 bis 26. März 1827; s. Fig. 4 der Tafel bei S. 420) aus Bonn nach Wien kam (1792), um hier bis an sein Ende zu verbleiben. Anfangs studierte er bei Haydn, Schenk (S. 562), Joh. Gg. Albrechtsberger (1736—1809) und Antonio Salieri (1750—1825), Mozarts glücklichem Nebenbuhler, der außer Beethoven auch Schubert und Liszt zu Schülern hatte. Aus Haydns Werken hat der junge Beethoven thatsächlich viel gelernt; der Lehrmeister seiner spätern Tage war Joh. Seb. Bach. Daß sein Schaffen eine durchgängige Höhe erreichte, wie sie sonst kein Musiker irgendeiner Zeit erklommen hat, verdankt er nebst dem angebornen Genie einem Glücks- und einem Unglücksfall: dem Loskauf vom Kunstfrondienste durch die Opferwilligkeit österreichischer Kavaliere und der Erlösung von den die höchste Konzentration störenden Außeneinflüssen durch seine zunehmende Taubheit. Obwohl man auch bei ihm zwischen mehr oder minder gelungnen Werken unterscheiden kann, so steht das eine fest: Beethoven hat keine Zeile Nichtiges, Schleuderisches, Gleichgiltiges, Schablonenhaftes geschrieben, wie das seine berühmtesten Vorgänger gethan hatten, und hat durch dieses Beispiel erhebend auf den nach ihm kommenden Künstlerstand gewirkt. Unter seinen Kompositionen nehmen die Klavierstücke den breitesten Raum ein. Welcher Klavierkomponist der nachbeethovenschen Zeit, und wenn er auch dem Meister abgeneigt war wie etwa Chopin, hat wohl im Ernste gewähnt, dem Gewaltigen auch nur nahegekommen zu sein? Die Bevorzugung des Klaviers (über seine Geschichte vgl. weiter unten, S. 572) erklärt sich bei Beethoven aus dem Umstande, daß er selbst ein Spieler war, der sich vor seiner Schwerhörigkeit häufig öffentlich hören ließ, daß er namentlich im freien Phantasieren eine nur von Liszt noch übertroffne Fertigkeit besaß, und daß er, der Einsame, das Klavier stets zur Verfügung hatte, als Ersatzmittel für das Instrument aller Instrumente, das Orchester. Demgemäß zeigen seine Klavierwerke geradeso unverkennbar den orchestralen Stil wie die Joh. Seb. Bachs den Orgelstil. Gewiß kann daneben ein reiner Klavierstil gepflegt werden, und es ist gut, daß die Großen dies oder jenes Feld zum Anbau freilassen.

Da zu Beethovens Zeiten das Klavier erst recht das Massenwerkzeug des in den Mittelklassen umsichgreifenden Liebhabertums wurde, so befand sich der Verbrauch von neuer Klaviermusik, gehaltvoller und seichter, im Wachsen. Mehr jedoch als seine Klavier- und Kammermusik (10 Violinsonaten, 13 Trios, 16 Streichquartette, Septuor u. s. w.) haben der Welt immer Beethovens 9 Symphonien gegolten, überhaupt seine Orchesterwerke, die Pfeiler unsres höhern Konzertwesens. In der Vokalmusik stellt Beethoven, der Instrumentalkomponist, bisweilen Forderungen an die menschliche Stimme, denen sie nicht gewachsen ist; so namentlich in seinen gewaltigsten Tonwerken: dem Schlußsatze der 9. Symphonie (1823/24) und in der „Missa solemnis“ (1818—22). Unter seinen Liedern fehlt es nicht an sangbaren Nummern („Adelaide“ 1796, „An die entfernte Geliebte“ 1816); aber neue Wege hat der Titane in dieser bescheidnen Form nicht gesucht, im Oratorium und in der Kantate („Christus am Ölberg“ 1803, „Der glorreiche Augenblick“ 1814) trotz Tastens nicht gefunden. Wie in allen seinen Tonwerken steckt in seiner Musik zu Goethes „Egmont“ (1810), in der Ouverture zu Collins „Coriolan“ und in den Ouverturen zur „Leonore“ echtes dramatisches Leben. Obwohl er unabläßig nach guten

Digitized by Google

Operntexten fahndete, so hat er doch nur eine Oper geschrieben: „Fidelio" (oder „Leonore" 1805, umgearbeitet 1806 und 1814), die in ihren wahrhaft dramatischen Teilen unerreichbar dasteht, aber das Beiwerk der herkömmlichen Nummernopern fesselartig mit sich schleppt. Zwischen Mozarts „Zauberflöte" und Webers „Freischütz" ist sie die einzig bedeutende Erscheinung der deutschen Opernkunst.

Überschattet von der Größe Beethovens wuchs Franz Schubert (31. Januar 1797 bis 19. November 1828) empor, geboren in einer Wiener Vorstadt, herangewachsen im Sängerknaben- und Schulmeisterelend, von der Öffentlichkeit wenig bemerkt, nur in Freundeskreisen geschätzt, schlecht honoriert (für den „Erlkönig" [1816] erhielt er einen Dukaten), unentwegt schaffend, der Liederkönig, an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Melodie selbst Mozart überbietend. Ohne alle theoretischen Reflexionen hat er auf seinem Gebiete die wie Mann und Weib einander begehrenden Künste, Poesie und Musik, in echter Ehe vereinigt. In seinen 700 Liedern hat der schon mit einunddreißig Jahren Abberufne seinen Melodienborn nicht erschöpft; mit unverminderter Kraft durchströmt er seine Klavierstücke, seine Quartette und Quintette, seine Orchesterwerke (Symphonien in C und H-moll), seine Kantaten, kirchlichen Kompositionen, dramatischen Versuche („Alfons und Estrella", „Rosamunde", „Zauberharfe", „Fierabras", „Häuslicher Krieg"). Unverantwortlich haben Schuberts Freunde an des Heimgegangnen schriftlichem Nachlasse gehandelt; erst durch das Eingreifen spätrer Verehrer (Nikolaus Dumba, 1830—1900) ist das noch Vorhandne in Sicherheit gebracht worden.

c) Der internationale Opernstil.

Wer bekümmerte sich überhaupt in der Zeit Napoleons I. und der Restauration um die Wiener Klassiker? Die Opernhäuser waren von den Virtuosen des Ziergesangs beschlagnahmt und von denen, die ihnen ihre Glanzarien lieferten; in den Konzertsälen erklangen die seichten Machwerke nunmehr verschollner Modekomponisten (Ignaz J. Pleyel 1757—1831, Joh. B. Wanhal [Vanhall] 1739—1813, L. Kozeluch 1752—1818, Adalb. Gyrowetz 1763—1850, Jos. Gelinek 1758—1829, Jos. Wölf(f)l 1772—1814 u. a.), und soeben begannen die Instrumentalvirtuosen mit ihren Paradestücken jede Nebenbuhlerschaft daraus zu verdrängen. Die französische Oper zwar hielt noch lange an den Überlieferungen der Gluck-Mozartschen Zeit fest und zog auch aus der Fremde erlesne Kräfte an sich. Es bildete sich ein internationaler Opernstil, worin italienische, französische, deutsche Grundstoffe verbunden waren. Frankreich selbst steuerte zu den bedeutendern Opernkomponisten Etienne Joseph Méhul (1763—1817; „Joseph [in Ägypten]" 1807) bei, hinter dem der von Napoleon begünstigte Jean Fr. Le Sueur (1760—1837; „Les Bardes" 1804) zurücksteht. Aus Italien siedelten nach Paris über Luigi Cherubini (1760—1842; „Medea" 1797, „Les deux journées" oder „Der Wasserträger" 1800), der auch als Kirchenkomponist (zwei „Requiems") den Wiener Klassikern unter allen Zeitgenossen am nächsten gekommen ist, und Gasparo Spontini (1774—1851; „Die Vestalin" 1807, „Ferdinand Cortez" 1809, „Olympia" 1819), der die große Oper bis zu der Grenze geführt hat, über die sie thatsächlich nimmer hinaus konnte.

Unterdessen war der Schwan von Pesaro aufgeflogen, Gioacchimo Antonio Rossini (29. Februar 1792 bis 13. November 1868), der der italienischen Musik noch einmal zum völligen Siege verhalf. Seine weichlich süßen Melodien entzückten die genußsüchtige, ruheselige Gesellschaft der Restauration, die er über ihre innere Leere hinwegtäuschte wie über die Leere seiner eignen Musik. Aber sein mächtiges Talent war auch höhern Schwungs fähig: mit seinem

Digitized by Google

„Barbier von Sevilla" (1816) stellte er sich dem Komponisten der „Hochzeit des Figaro" an die Seite, und mit dem „Wilhelm Tell" (1829) zeigte er, was er in der großen Oper hätte leisten können. Mit 37 Jahren stellte er seine Thätigkeit ein und widmete die weitern 39 Jahre seines Daseins der Beschaulichkeit und den Tafelfreuden, unbefriedigt von seinen bisherigen Leistungen und durchdrungen von der Erkenntnis, das Höchste doch nicht erreichen zu können. Die von Sängern und Zuhörern so ungemein bevorzugte italienische Oper fand auch nach Rossinis Rücktritt erfolgreiche Vertreter: Gaëtano Donizetti (1797—1848; „Liebestrank" 1832, „Lucrezia Borgia" 1834, „Lucia di Lammermoor" 1835, „Die Regimentstochter" und „Die Favoritin" 1840, „Linda di Chamounix" 1842) und Vincenzo Bellini (1801—35; „Die Nachtwandlerin" und „Norma" 1831, „Die Puritaner" 1835). Als die nationalitalienische Oper trotzdem zurückging, kam ihr in Giuseppe Verdi (S. 580) ein Erretter.

Von der Überwältigung durch die Italiener hielt sich vor allem die Opéra comique frei. Mehrere echt französische Talente bewahrten ihr die unbefleckte Sonderart: François Adrien Boieldieu (1775—1834; „Johann von Paris" 1812, „Die weiße Dame" 1825) und Daniel François Esprit Auber (1782—1871; „Maurer und Schlosser" 1825, „Fra Diavolo" 1830, „Der schwarze Domino" 1837), der nicht nur der Spielopernkönig war, sondern auch als Tondichter der „Stummen von Portici" (1828) im tragischen Gebiete von keinem seiner Landsleute übertroffen worden ist. Das nächste Geschlecht erinnerte nur noch mit einzelnen Leistungen an die ruhmwürdige Vergangenheit, z. B. Ch. Ad. Adam (1803—56) mit dem „Postillon von Longjumeau" (1836) und Louis J. F. Hérold (1791—1833) mit „Zampa" (1831). Es dauerte lang, bis Delibes und Bizet (S. 581) die französische Spieloper wieder mit Geist, Temperament, Anmut zu erfüllen verstanden.

Ohne den Lärm, der die in Paris sich abwickelnden Kunstereignisse zu begleiten pflegt, erblickte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die deutsche „romantische Oper" das Licht der Bretterwelt. Den Schauplatz bildeten verschiedne Residenzen, da im deutschen Bundesgebiete kein Mittelpunkt alles Leben derart an sich gesogen hat wie Paris in Frankreich. Die Reihe der romantischen Opern eröffnete der große Geiger Ludwig Spohr (1784—1859) mit seinem „Faust" (1818), dem er mehrere ähnliche Werke, darunter die in Indien spielende „Jessonda", folgen ließ. Spohrs Musik zeigt auch in seinen nichtdramatischen Arbeiten (Symphonien, Oratorien, Konzerten, Quartetten u. s. w.) einen unverkennbaren Stich: sie ist wehmütig bis zur Eintönigkeit, verschwommen, unvolkstümlich und schweift grundlos in seltsamen Harmonien umher. Der Ruhm, dem nationalen Musikdrama zur Zeit, als die Herrschaft der Welschen im Scheitelpunkte stand, eine neue — eben die „romantische" — Richtung erteilt zu haben, ist Karl Maria von Weber (18. Dezember 1786 bis 5. Juni 1826) zugefallen. In Österreich hatte er „singen und sagen" gelernt; er war ein Virtuos auf dem Piano, für das er mancherlei schrieb (Sonaten, Konzertstücke, „Aufforderung zum Tanz"); auch konnte er, wie Gluck, die Feder mit Anstand führen. 1817 wurde er nach Dresden berufen, um neben der bis 1841 fortbestehenden italienischen Oper eine deutsche zu begründen. Nachdem er sich schon früher im Opernfache versucht hatte („Das Waldmädchen [Sylvana]" 1800, „Rübezahl" 1805, „Abu Hassan" 1810 u. s. w.), that er mit dem „Freischütz" (1821) den großen Wurf seines Lebens. Es ist das volkstümlichste unter allen edeln Werken unsrer hohen Meister, geboren aus dem Schoße der ewig jungen Volksmelodie, gehoben durch eine Instrumentation, die den Weg zeigte, wie die Klangfarbe der Instrumente und ihrer Tonlagen für dramatische Wirkungen zu verwenden sei. Obwohl Webers „Euryanthe" (1823) und sein „Oberon" (1826) musikalisch nicht hinter

Digitized by Google

dem „Freischütz" zurückgeblieben sind, so haben sie doch nie, auch vor dem Richterstuhle der Nachwelt nicht, die Beliebtheit der Jägerburschengeschichte erlangen können.

Der von einer Lungenkrankheit jung dahingerafften Meister hat an Heinrich Marschner (1795—1861; „Der Vampir" 1828, „Der Templer und die Jüdin" 1829, „Hans Heiling" 1833) einen zwar nicht ebenbürtigen, aber würdigen Nachfolger gefunden. Dem deutsch-romantischen Panier ist auch Konradin Kreutzer (1780—1849; „Das Nachtlager von Granada" 1834) treugeblieben. Desgleichen ist aus dem Kreise der Romantiker der liebenswürdigste Spielopernkomponist Deutschlands hervorgegangen: Albert Lortzing (1801—51; „Die beiden Schützen" 1837, „Zar und Zimmermann" 1838, „Der Wildschütz" 1842, „Undine" 1845 und „Der Waffenschmied" 1846); ihm gesellte sich Otto Nicolai (1810—49; „Die lustigen Weiber von Windsor") zu. Über erfolgsüchtige Stilvermischer zweiten und dritten Ranges ragt der Komponist des „Stradella" (1844) und der „Martha" (1847), Friedrich von Flotow (1812—83), um Haupteslänge hervor.

Weder einem Italiener oder Franzosen noch einem Deutschen war die Weltherrschaft über die zweite Generation des 19. Jahrhunderts im Opernreiche bestimmt, sondern dem Juden Jakob Beer gen. Giacomo Meyerbeer (1791—1864). Überaus findig hat er aus den bewährten Kunstmitteln der drei Musiknationen seine Effekte herausgerechnet. Nachdem er sich zuerst mit der Komposition italienischer Opern abgegeben hatte, landete er im Hafen der Großen Oper in Paris, als eben die „Stumme" und der „Wilhelm Tell" die Blicke der Welt von neuem auf diese Anstalt gelenkt hatten. Eben ermöglichte die Julirevolution dem Judentume den Einbruch in die moderne Kunst und Litteratur; eben befanden sich die Gebildeten unter jenem Eindrucke, den der Sturz des Klassizismus durch den Romantismus hervorgebracht hatte. Schnell setzte der fortan von Scribe litterarisch bediente Meyerbeer den romantischen „Robert den Teufel" in Musik (1831) und trat damit trotz Rossini, Auber und Bellini an die Spitze des internationalen Musikantentums. Seine zweite große Oper, „Die Hugenotten" (1836), ist ein Meisterwerk, dessen vierter Akt selbst seine erbittertsten Widersacher zur Bewunderung hingerissen hat. Dieser liberalen Teufelsoper folgte zuerst das für Berlin komponierte unbedeutende „Feldlager in Schlesien" (1844; später zum „Nordstern" umgearbeitet) und 1849 „Der Prophet" (Johann von Leyden). Die nichtssagende „Dinorah" (1859) zeigt uns Meyerbeers Kunst im Fuxpunkte. Noch einmal raffte er sich auf, indem er seiner schon 1844 vollendeten, aber erst 1865 zuerst aufgeführten „Afrikanerin" kurz vor seinem Tode noch einige dankbare Partien und ein paar neue Orchestereffekte einverleibte. Fürwahr, dieser Götze mußte zertrümmert werden; und die Götzendämmerung, die nur aus Deutschland kommen konnte, wurde im Konzertsaale vorbereitet, im Opernhause vollzogen.

d) Die Konzertmusik des 19. Jahrhunderts.

Verglichen mit dem, was noch um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in den öffentlichen und privaten Konzerten gespielt wurde, trat während der Restauration in Inhalt und Wert der Darbietungen ein Verfall ein, der zunahm und bis um 1850 anhielt. Von dem Virtuosentume niedergeraunt, fristete die edlere Chor-, Orchester- und Kammermusik ihr Dasein in vereinzelten, oft dilettantischen Körperschaften, deren mangelhafte Leistungen nur danach angethan waren, das bessere Publikum zu verscheuchen. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, nach dem Rückgange der Virtuosenherrschaft, wandte sich das Blatt. Treffliche Musiker gewannen durch die vollendete Wiedergabe klassischer Tonwerke mit Hilfe gründlich geschulter

Digitized by Google

Kräfte das mannigfach vorbereitete Publikum für Konzerte höhern Stils. Vielleicht geschieht heute sogar schon zu viel darin. Nur bei festlichen Gelegenheiten sollten die Kleinodien der Musik vor einer innerlich gesammelten und weihevoll gestimmten Menge aus ihren Schreinen hervorgeholt werden.

a) Das Lied.

Gegenwärtig, wo es ganze Liederkonzerte und ausschließliche Liedersänger gibt, ist es schwer begreiflich, warum das deutsche Lied solche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, um aus dem Haus in den Konzertsaal zu gelangen, da es ja schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Blüte stand und als Singspieleinlage die Öffentlichkeit gewohnt war. Schubert erlebte es zwar, daß sein Freund, der Operntenor Michael Vogel, 1821 den „Erlkönig" und später auch andre seiner Lieder öffentlich sang; aber die meisten hat er nie außerhalb der engsten Privatkreise hören können. Überhaupt hat für Schubert erst Liszt durch seine Transskriptionen wirksame Anhänger geworben. Trotz aller Ungunst blühte die Liederkunst in den auf Schubert folgenden Jahrzehnten weiter; Gesang und Begleitung wurden immer schwieriger, verlangten immer dringender Berufskünstler. Freilich die Gesangskunst gedieh gleichzeitig bei eben den Stimmvirtuosen, deren Darbietungen der kunstgerechten Pflege des Lieds im Wege standen. Waren die Opern eigentlich nur kostümierte Konzerte, so bestanden die besuchtesten Konzerte aus Opernbruchstücken im Gesellschaftsanzug. Von der Angelica Catalani (1779—1849), Giuditta Pasta (1798—1865), Giulia Grisi (1811—69), Maria Fel. Malibran (1808—36) und ihrer Schwester Pauline Viardot-Garcia (geb. 1821), Henriette Sontag (1806—54), Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—60), Jenny Lind (1820—87), Désirée Artôt (geb. 1835) bis zur Adelina Patti (geb. 1843), Marcella Sembrich (geb. 1858) und Marie Louise Albani (geb. 1852), der Männer gar nicht zu gedenken, haben die Operuberühmtheiten dem internationalen Publikum unermüdlich immer dieselben Paradestücke vorgeritten. Wenn sich trotzdem das Lied und der konzertmäßige Liedervortrag durchgesetzt haben und aus den Reihen dramatischer Darsteller reine Liedersänger hervorgegangen sind, so ist dies ein Zeugnis der Macht, die in der aufgestapelten Schönheit der lange vernachlässigten Kunstgattung ruht.

Die nächsten, die auf den Spuren Schuberts den Liedertonsatz in Pflege nahmen, waren Karl Löwe (1796—1869) und Robert Franz (1815—92), jener der Großmeister der Ballade, voll blühender Melodik im Gesang und voll Charakterisierungskraft der tonmalenden Begleitung, dieser ein feingestimmter Lyriker, trotz aller Lobpreisungen der Kenner nicht populär. Zu den namhaften Liederkomponisten zählen auch Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) und Robert Schumann (1810—56; vgl. auch weiter unten, S. 574). Obgleich der erstere den Volkston bisweilen getroffen hat, überträgt er doch im allgemeinen die Dichterworte in seine bestimmte persönliche Tonsprache, die wegen ihres eklektischen Charakters an Frische und Ursprünglichkeit darbt. Hingegen findet sich in Schumanns Einzel- und Chorliedern die vollste Hingebung an den Dichter und der bunte Zauber malerischer Effekte, die ihm in seiner guten Zeit reichlich zur Verfügung standen. Bei Mendelssohns und Schumanns Ableben hatte das deutsche Lied bereits so durchgegriffen, daß nun die Platten und Hausbacknen, die Grobkörnigen und die Geschniegelten sich darüber hermachten, um es auf die Ebene der ihnen wahlverwandten Kreise herabzupressen; dabei ist selbst dem Mindestbedeutenden mitunter ein Lied geraten — anderseits sind die volkstümlichsten Gesänge nicht immer die gelungensten (vgl. „Die Wacht am Rhein"). Mögen Heinrich Proch (1809—78), Franz Abt (1819—85), Friedr.

Digitized by Google

Wilh. Kücken (1810—82), Ferd. Gumbert (1818—96), Wilh. Taubert (1811—91) u. s. w. noch so hoch in Gunst gestanden haben oder noch stehen, sie haben doch dem Höhern und Edlern den Weg verstellt.

Glücklicherweise hat es nicht an Künstlern gefehlt, deren Lieder die dauernd unerschöpfte Zeugungskraft des Zeitalters bewiesen, wie Ad. Jensen (1837—79), Ed. Lassen (geb. 1830), Anton Rubinstein (S. 582) und Theod. Kirchner (1823—1903). Ebensowenig kommen die Lieder und andern Tondichtungen von Johannes Brahms (7. Mai 1833 bis 3. April 1897; s. Fig. 6 der Tafel bei S. 420; vgl. auch unten, S. 575) dem Verlangen der Menge auch nur um Haares Breite entgegen: tief schwermütige, grüblerische, verschleierte, durch harmonische Neuerungen erschwerte Gebilde, die, wenn man sie einmal erfaßt hat, um so gewaltiger die Seele packen. Auch die neuromantische oder neudeutsche Schule hat trotz ihrer Himmelstürmerei die stillbescheidne Gattung des Lieds zu pflegen nicht verschmäht: Liszt sogar in ausgiebigem Maße, wogegen von Wagner nur wenige Nummern vorhanden sind, vor allem die fünf, Mathilde Wesendonck gewidmeten Gesänge. Weder Wagner, noch Peter Cornelius (1824—74), noch der waghalsigste unter allen Programmmusikern der Gegenwart, Richard Strauß (S. 580), entfernen sich in ihren Liedern allzuweit von den Überlieferungen. Der kühne Neuerer, der thatsächlich dem Lied eine neue Welt erschlossen hat, war der früh verstorbne Hugo Wolf (1860—1903). Indem er, wie Wagner in seinen spätern Musikdramen, die natürlichen Accente der gehobnen Deklamation zum Aufbau seiner Gesangsmelodie verwandte, diente ihm die Instrumentalbegleitung als Mittel, sowohl den Inhalt des Textes im einzelnen als auch die Gesamtstimmung des Gedichts einheitlich nachzubilden.

β) Die Geige.

Hat die auf Abwege geratne Stimmvirtuosität die Entwicklung der edlen Liederkunst nicht verhindern können, so ist das Instrumental-Virtuosentum nach anfänglichem Abirren geradezu der Boden gewesen, auf dem eine neue Kunst emporwuchs. In der Virtuosenzeit, deren Blüte zwischen 1815 und 1848 verläuft, hat jedes Instrument bis zur Glasharmonika und zum Dudelsack seine konzertierenden Vertreter gehabt. Dennoch machten Geige (S. 420) und Klavier ihre Überlegenheit geltend und behaupteten sich schließlich als die einzigen konzertfähigen Tonwerkzeuge. Die Kunst des Violinspiels ist von Italien ausgegangen. Sie beginnt mit Arcangelo Corelli (1653—1713) und erreicht im 18. Jahrhundert mit Giuseppe Tartini (1692—1770) vorläufig einen Gipfelpunkt. Giov. Batt. Viotti (1753—1824) gründete die französische Geigerschule und wurde „der Vater des modernen Violinspiels". Ein andrer Italiener, Niccolò Paganini (1782—1840), stellte den nicht zu überbietenden Höchstpunkt der Virtuosität auf seinem Instrumente dar; er war überhaupt die kennzeichnendste Persönlichkeit des Zeitalters und versetzte durch seine Hexenkünste das europäische Publikum in den bis zur Februar-Revolution anhaltenden Musiktaumel. Wenngleich es noch manchen gelüstete, mit Paganini zu wetteifern — Heinr. Wilh. Ernst (1814—65) genoß den Ruf, dem Unerreichbaren am nächsten gekommen zu sein —, so lenkten doch auch die Geiger in die von den Klavierkünstlern betretne Bahn ein, neben der Bravour den stilvollen Vortrag wertvoller Tonwerke zu pflegen. Leider besitzt die Violinlitteratur nur wenig größere Werke von anerkannter Klassizität: die Konzerte von Beethoven, Mendelssohn-Bartholdy, Brahms, in zweiter Linie die von Bruch, Goldmark, Tschaikowskij; der überwiegenden Menge nach besteht sie aus Kompositionen, Transskriptionen, „Arrangements" der Virtuosen für ihre Zwecke. Dafür bietet die Kammermusik den

Digitized by Google

Streichinstrumenten eine gar nicht zu bewältigende Fülle hoher und höchster Aufgaben dar, wie denn das künstlerische Quartettspiel eine der erfreulichsten Früchte ist, die das regenerierte Musikleben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gezeitigt hat.

In der Ausbildung großer Geiger hat sich die Pariser Schule hervorgethan, der Pierre Marie François Baillot (1771—1842), Pierre Rode (1774—1830), Rodolphe Kreutzer (1766 bis 1831; ihm hat Beethoven seine Violinsonate op. 47 gewidmet), Delphin Alard (1815—1888) angehörten; zuletzt ist aus ihr noch Pablo Sarasate (geb. 1844) hervorgegangen. Von der Pariser hat sich die belgische Schule abgezweigt mit Ch. Aug. de Bériot (1802—70), Hubert Léonard (1819—90), Henri Vieuxtemps (1820—81), César Thomson (geb. 1857), Emile Sauret (geb. 1852), Eugène Ysaye (geb. 1858) u. a. Die Wiener Violinistenschule verehrt ihren Begründer in Ignaz Schuppanzigh (1776—1830), dem Primgeiger des Rasumowsky-Quartetts, für das Beethoven seine Quartette schrieb. Ihm folgten Joseph Mayseder (1789—1863), Joseph Böhm (1795—1876) und die durch drei Generationen obenanstehende Dynastie der Hellmesberger: Georg (1800—73), Joseph (1828—93) und Joseph (geb. 1855). Aus der Wiener Schule ist Joseph Joachim (geb. 1831) hervorgegangen, der durch Beispiel und Lehre das gegenwärtig thätige Geschlecht des Deutschen Reichs größtenteils heranerzogen hat. Aber es gab schon vorher eine deutsche Violinistenschule, die Spohr (S. 568) zum Gründer hatte. Aus ihr ist unter andern Ferdinand David (1810—73) hervorgegangen, der Lehrer August Wilhelmjs (geb. 1845), des größten deutschen Geigers im 19. Jahrhundert. Zuletzt wäre noch der Prager Schule zu gedenken, berühmt durch ihre Zöglinge Ferdinand Laub (1832—75), Franz Ondriczek (geb. 1859) und Jan Kubelik (geb. 1880).

γ) Das Klavier.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts war das Klavier ein ganz andres, ausdrucksfähigeres Instrument geworden. Das Klavichord und das Klavizimbel älterer Mache verschwanden vor dem Hammerklavier oder Pianoforte, wie es sein italienischer Erfinder, Bartolommeo Cristofori (1655—1731), getauft hatte. Der Pianofortebau ist dann auf deutschem Boden zur weitern Entwicklung gelangt durch den Sachsen Gottfried Silbermann (1683—1753), den Pfälzer Joh. Andreas Stein (1728—92), den Erfinder der „deutschen Mechanik", und durch den Schwaben Joh. Andr. Streicher (1761—1833), der diese in die „Wiener Mechanik" verwandelte. Der Straßburger Sebastian Erhardt (1752—1831) verpflanzte 1777 die Klavierfabrikation nach Frankreich und gründete das Pariser Haus Erard, dem die Repetitionsmechanik (1823) Weltruf verschaffte. Der Schweizer Burkhard Tschudi brachte die Klavierbaukunst 1732 auch nach Großbritannien, wo John Broadwood (gest. 1812) seit 1781 die widerstandsfähige „englische Mechanik" einführte. So hat denn die Kraft, Fülle und Abstufung, ja selbst die Zeitdauer des Klaviertons immer zugenommen, und zweifellos klingt eine Beethovensche Sonate (vgl. S. 566) heute anders aus dem Konzertflügel heraus als zu ihres Urhebers Zeiten.

Wie die alten Komponisten alle Cembalisten waren, so sind die neuern durchwegs Pianovirtuosen; unter den berühmten Tonsetzern hat wohl nur Wagner mangelhaft Klavier gespielt. Aus den Reihen der komponierenden Pianisten ergänzen sich die Dirigenten; die Kapellmeisterei bildet neben der Musikpädagogik die beliebteste Zuflucht für Virtuosen, die des beruflichen Herumpilgerns müde geworden sind.

Die ältern Schulen des Klavierspiels werden ihrem Ursprunge nach auf Mozart und Muzio Clementi (1752—1832; Sonaten, Gradus ad Parnassum) zurückgeführt: die Wiener und

Digitized by Google

die Londoner (englische) Schule. Als Mozartschüler und auch persönlich hochbegabter Komponist war Joh. Nep. Hummel (1778—1837) der gesuchteste Lehrer seiner Zeit, unter dessen Schülern Sigismund Thalberg (1812—71), Ferdinand Hiller (1811—85), Adolf (von) Henselt (1814 bis 1889) am berühmtesten wurden. Aus dem Wiener Kreise ging auch der Etüdenfabrikant und Virtuosenerzieher Karl Czerny (1791—1857) hervor, unter dessen Schülern der einzige Franz Liszt (geb. 22. Oktober 1811 zu Raiding in Ungarn, gest. 31. Juli 1886 in Bayreuth; vgl. auch S. 575 f.) alle andern aufwiegt. Zur Wiener Schule gehören auch noch Stephen Heller (1813—88), einer der gediegensten Klavierkomponisten, und Theodor Kullak (1818—1882), der sich in Berlin ansiedelte und Nikolaus Rubinstein (1835—81), Antons (S. 582) jüngern Bruder, Philipp und Xaver Scharwenka (geb. 1847 und 1850) u. a. zu Schülern hatte. Im Prager Konservatorium erhielten Ignaz Moscheles (1794—1870), der seit 1844 in Leipzig wirkte, Alex. Dreyschock (1818—69) und Jul. Schulhoff (1825—98) ihre Ausbildung. Unter den Londonern haben sich der Nokturnenkomponist John Field (1782—1837) und Joh. Bapt. Cramer (1771—1858) die bekanntesten Namen erworben.

Während an den erwähnten Orten der gediegne Vortrag und Tonsatz in Geltung blieben, wurde Paris der Ansteckungsherd für ein Geschlecht von Salonvirtuosen, das den blendenden Effekten fingerfertigen Passagenspiels Ausdruck und Adel des Vortrags opferte, das durch die Darbietung seichter Machwerke und Vorenthaltung inhaltvoller Tonstücke heillosen Verderben anrichtete. Zu diesen Musikschädlingen gehörten David Steibelt (1755—1823), Friedrich Kalkbrenner (1788—1849), Heinrich Herz (1806—88), François Hünten (1792—1878), Heinr. Rud. Willmers (1821—78), Charles Mayer (1799—1862), Alfred Jaëll (1832—1882) u. v. a. Gerade in Paris, dem Mittelpunkte des internationalen Musiktreibens, schlug Liszt alle Nebenbuhler aus dem Feld durch die angeborne Macht seiner Persönlichkeit, durch den Farbenreichtum seines Vortrags, durch seine alles Vergleichs spottende Technik, durch den Übergang vom Virtuosenstück zu den Meisterwerken des Tonsatzes und nicht zum wenigsten durch die Gabe genialer Improvisation, die seine künftigen Tondichtungen vorausahnen ließ. In denselben 1830er und 1840er Jahren lebte in der parfümierten Luft des Pariser Salons, den Aufregungen der Virtuosenlaufbahn körperlich nicht gewachsen, der Halbpole Frédéric Chopin (1809/10—49), dessen zartbesaitete Seele in den wundersamen Gebilden nachzittert, die er mit den Namen von Nocturnes, Préludes, Valses, Polonaises, Mazurkas u. s. w. bezeichnet hat — unter den Komponisten seines Ranges wohl der einzige, der sich mit dem Flügel begnügt hat. Seitdem Liszt aus einem irrenden Ritter des Klavierspiels zum seßhaften Hofkapellmeister in Weimar geworden war (1848) und auch später, als er, mit der Sontane des Abbés bekleidet (1865), eine gute Zeit des Jahrs in Rom verweilte, zogen ihm, bei dem Können, Geist, weltmännischer Schliff und Charakter so herrlich zusammengestimmt waren, Lehrlinge zu, die, schon anderwärts ausgebildet, die letzte Künstlerweihe empfangen wollten. Das ganze moderne Musikleben taucht vor den Augen auf, wenn man die Lisztschüler nennt: Hans Guido v. Bülow (1830—94), das Genie der Reproduktion und die Verkörperung des Lamprechtschen „Zeitalters der Reizsamkeit", Karl Tausig (1841—71), der in den Jahren der Klärung Hinweggerafte, Karl Klindworth (geb. 1830), Jos. Rubinstein (1847—84), Sophie Menter (geb. 1846), Bernh. Stavenhagen, Emil Sauer, Moritz Rosenthal, Konrad Ansorge, Alfred Reisenauer (alle fünf geboren 1862), Felix Weingartner (geb. 1863), Eugen d'Albert (geb. 1864), dessen Schüler Eduard Risler (geb. 1873) u. v. a. Natürlich sind auch außerhalb des Lisztschen Jüngerkreises Pianisten von Bedeutung groß geworden, wie Anton

Digitized by Google

Rubinstein, dem die Mitwelt den Platz dicht neben Liszt zuerkannt hat (vgl. auch unten, S. 582), ferner Camille Saint-Saëns (vgl. S. 581), Raoul Pugno (geb. 1852), Ignaz Paderewsky (1859), Ernst und Max Pauer (geb. 1826 und 1866), Bertrand Roth und Julius Röntgen (geb. 1855), Ferruccio Busoni (geb. 1866) und Teresa Carreño (geb. 1853).

δ) Die Orchester- und Vokalmusik.

Das Hinausdrängen der Pianisten zur Orchester- und Vokalmusik liegt in der Natur des Instruments, das der Wiedergabe vielstimmiger Tondichtungen fähig, aber hinsichtlich der Klangfarbe und der dynamischen Abstufbarkeit in so enge Grenzen eingeschlossen ist. Trotzdem gelingt der Schritt zu höheren Aufgaben nicht jedem gleich gut. Als Weber und Marschner durch den Einbruch der internationalen Opernmusik in den Hintergrund geschoben und die Konzertsäle zu Tummelplätzen der bloßen „Fertigkeit" erniedrigt wurden, faßten deutsche Meister den Mut, Kirche, Haus und Konzertsaal der ernsten Kunst wiederzuerobern und womöglich selbst im Operntheater Boden zu gewinnen. Erfolg konnten nur jene haben, die nicht wie Franz Lachner (1803—90) mit den erstarrten Mitteln abgeschloßner Kunstzeitalter, sondern die durch Fortbildung lebendiger Ansätze den musikalischen Übeln zu Leibe gingen. Diesen Weg betraten thatsächlich Mendelssohn und Schumann (vgl. S. 570), beide echt musikalische Naturen, hochgebildet und voll idealen Willens, aber von begrenzter Begabung und darum vielen Aufgaben, die sie in Angriff nahmen, nicht völlig gewachsen. Mendelssohn warf zur Steigerung seiner künstlerischen Kraft das Judentum, das seit den alttestamentarischen Tagen keine originelle Musik und Poesie mehr hervorgebracht hatte, von sich und strebte danach, restlos in der deutschen Kultur aufzugehen. Aber er war, wie seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" (1826) bezeugt, mit 17 Jahren am Rande seiner Entwicklungsfähigkeit angelangt. Darin bestand die ihm wohlbewußte Tragik seines kurzen Daseins. Am besten gelangen ihm die kleinen, abgerundeten, ansprechenden „Lieder ohne Worte"; denn sein Vorrat an unterscheidbaren Themen, Übergängen, Wendungen ist nicht groß. Immerhin ist er mit seiner Musik zum „Sommernachtstraum", seinen Konzertouvertüren („Hebriden"), seinem Violinkonzert, seiner „schottischen" und „italienischen" Symphonie über die Schwelle des 20. Jahrhunderts gekommen; sogar auch mit seinen Oratorien „Paulus" (1836) und „Elias" (1846), Werken, die sich wegen ihrer Feinheit, leichten Ausführbarkeit und Verständlichkeit auf Unkosten großartigerer Tonwerke in der Gunst der Hörer behaupten.

Da auf Schumanns Leben eine Gehirnerkrankung ihre Schatten weit (bis 1837) vorausgeworfen hat, so zerfällt sein Wirken in zwei Abschnitte: in die Zeit der blühenden und der vergehenden Kraft. Drang, Feuer, Erfindung, Farbenreichtum, Innigkeit, „plastische Gestaltungskraft", anmutige Sonderbarkeiten zeichnen die Werke des ersten Abschnitts aus; hingegen kennzeichnet die der zweiten Hälfte, wie Wagner sagt, „das Verfließen in schwülstige Fläche bis zur geheimnisvoll sich ausnehmenden Seichtigkeit". Schumann ist neben Chopin der bedeutendste Klavierkomponist seiner Zeit; sein klaviermäßiges Denken gibt sich in Orchester- und Chorwerken schon dadurch kund, daß sie auf dem Klaviere besser klingen als ausgeführt mit dem ganzen Aufwande, den die Partitur vorschreibt. Außer den Klavierstücken („Karneval", „Kinderszenen", „Novelletten", „Kreisleriana", „Symphonische Etüden", „Phantasie" Op. 17 u. s. w.), den Liedern und einigen Kammerwerken (Klavierquartett und Klavierquintett) zählen die Symphonien (namentlich die erste in B und die zweite in C), die Manfred-Musik, die Musik zum zweiten Teile des „Faust" zu den guten Arbeiten des edel bescheidnen Mannes, dem sein treues

Digitized by Google

Weib, die Klaviervirtuosin Klara, geborne Wieck (1819—96), den Weg in die Öffentlichkeit ebnete. Dagegen sind seine weltlichen Oratorien „Der Rose Pilgerfahrt", „Das Paradies und die Peri", einst schwärmerisch bewundert, schon ein wenig abgewelkt.

Zwischen den Anhängern der beiden gleichalterigen Meister Mendelssohn und Schumann wäre es sicherlich zum Kriege gekommen, hätten sie nicht gemeinschaftlich gegen eine dritte Musikgruppe Front machen müssen. Nachdem nämlich Liszt in Weimar seinen Sitz aufgeschlagen hatte (S. 573 und 576), sammelten sich auch um ihn begeisterte Jünger, die nicht nur ihren von den Tonkünstlern strenger Richtung gering geachteten Lehrer abgöttisch verehrten, sondern auch zu denen beteten, für die er mit allen Mitteln, die Geist und Freundschaft ersinnen können, eintrat (Berlioz, Wagner). Diese Neudeutschen oder Neuromantiker scheuten sich nicht, nach den Taktstäben in den Konzert- und Opernsälen zu greifen, deren Besitznahme die nun Verbündeten als ein ihnen allein zukommendes Vorrecht in Anspruch nahmen. So brach denn — Mendelssohn und Schumann waren inzwischen gestorben — jener dreißigjährige Musikkrieg aus, der sich in den 1860er Jahren unter Beihilfe der internationalen Presse fast ausschließlich gegen Wagner kehrte; heute freilich ist das Häuflein der nach altem Stile tondichtenden Musiker im kinderlosen Zusammenschmelzen begriffen, während das Heer der nach neudeutscher Weise Komponierenden unter allen Himmelsstrichen unheimlich anwächst. Und doch haben schon die Epigonen der Mendelssohn-Schumannschen Richtung mehr erzeugt, als genossen werden konnte. Viel edle Genüsse entgehen dem Volke, weil ihm die Schöpfungen achtbarer Meister gar nicht oder nur flüchtig zu Gehör gebracht wurden. Jeder von den noch zu nennenden Tonsetzern hat wenigstens ein ausgezeichnetes Werk geschaffen; trotzdem gibt es keins darunter, das mit unaufhaltsamen Flügelschlägen über die Lande gezogen wäre und sich dauernd eingenistet hätte. Aus der klassischen und romantischen Tonkunst hat sich eine epigonenhafte Gemeinsprache herausgebildet, die leicht erlernt und gehandhabt werden kann, jedoch in einer Zeit nicht wirkte, wo eine neue farbenreichere, leidenschaftlichere, ausdrucksmächtigere Tonsprache vernehmbar wurde, der später allerdings dasselbe Schicksal beschieden gewesen ist, einen nachtretenden Vulgärdialekt zu erhalten. Unter den in zwei Altersstufen anrückenden, für Haus, Kirche, Konzert und Theater thätigen Epigonen der Klassizität und der Romantik seien — außer den auf S. 573 in anderm Rahmen genannten — hervorgehoben: Ernst Friedr. Richter (1808—79), Julius Rietz (1812—77), William Sterndale Bennett (1816—75), Rob. Volkmann (1815—83), G. Vierling (1820—1901), Friedr. Kiel (1821—85), Karl Freih. von Perfall (geb. 1824), Martin Blumner (1827—1901), Woldemar Bargiel (1828—97), Alb. H. Dietrich (geb. 1829), Edm. Kretschmer (geb. 1830), Sal. Jadassohn (1831—1902), Franz Wüllner und Joh. J. Abert (geb. 1832), K. Ad. Lorenz (geb. 1837), Max Bruch und Ernst Ed. Taubert (geb. 1838), Jos. Rheinberger und Fr. Gernsheim (geb. 1839), Ernst Rudorff (geb. 1840), Heinr. Hofmann (geb. 1842), Heinr. von Herzogenberg (1843—1900), Herm. Grädener (geb. 1844), Rob. Fuchs (geb. 1847), Max Erdmannsdörfer (geb. 1848), Mor. Moszkowski (geb. 1854), Fritz Kaufmann (geb. 1855) u. s. w.

Aus der nämlichen Umwelt ist auch Brahms (S. 571) hervorgegangen; doch das vorderhand noch nicht restlos erforschte Geheimnis der Persönlichkeit hat ihn zu einer Größe gemacht. Der Parteigeist hat ihn wider seinen Willen gegen Wagner ausgespielt, zu dessen Bewundrern er gehörte. Brahms hat wie Beethoven seine Mannesjahre in Wien zugebracht, einsam im Umgang mit der Muse. Aber so andächtig er auch die Volksweisen aufnahm, die in der Hauptstadt des vielsprachigen Gemeinwesens zusammenklingen, so entzückt er den Tanzmelodien lauschte,

Digitized by Google

die der Phantasie seines Freundes Johann Strauß entströmten, so sehr ihn die Schönheit und Anmut der Frauen in Verwunderung setzte, so innig er der herrlichen Natur und den reizenden Kinderköpfen, die ihm bei seinen Wandrungen begegneten, in die Augen blickte: sein Innres blieb ernst, nachdenklich, schwerflüssig, tiefsinnig. Er rang vergeblich nach der Heiterkeit und Unschuld, nach dem Meere von Licht und Wärme, das in den Tonwerken der alten Wiener Meister flutet. Er ist wahr wie alle großen Künstler. Mit unbestechlicher Selbsterkenntnis hat er sich dem Musikdrama ferngehalten. Er vermochte sich auf dem Instrumente, von dem er ausgegangen war, auf dem Klaviere (Sonaten, Rhapsodien, Konzerte), durch Einzel- und Chorgesang, durch Streichquartett und andre kammermäßige Kombinationen (Klarinett-Trio, Klarinett-Quintett), als Symphoniker (4 Symphonien, 2 Serenaden, 2 Konzertouvertüren) und in kantatenartigen Werken („Deutsches Requiem", „Schicksalslied", „Rhapsodie", „Triumphlied") erschöpfend auszusprechen. Nach und nach ist Brahms seines spröden, abstrakten Wesens bis zu einem gewissen Grade Herr geworden, seine Scheu vor dem, was den Leuten gefallen könnte, gewichen; er hat gelernt, seine kontrapunktische Fertigkeit und seine Neigung zur Altertümelei zu beherrschen.

e) Berlioz und Liszt.

Die große Umwälzung, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die Tonkunst zur tonangebenden Kunst erhoben hat, ist zwar aus dem Geiste der deutschen Kunst entsprungen, hat aber einen ihrer Quellenarme in Frankreich. Hektor Berlioz (1803—69) entzündete seinen jugendlichen Geist an Beethoven und Shakespeare. In der „Sinfonie phantastique" gab er der Programmmusik, die nicht bloß eine Vorstellungsreihe samt der durch sie erregten Stimmung, sondern vielmehr einen epischen oder dramatischen Vorgang durch die Mittel der reinen Instrumentalmusik auszudrücken sucht, ihre verwegenste Form; so weit konnte sich allerdings nur ein Mann vorwagen, dem der Name eines Schöpfers der modernen Instrumentation gebührt, zu der er, ein Virtuose der Feder, auch theoretisch den Grund gelegt hat. Seine für Konzertsaal und Kirche bestimmten Kompositionen („Harold en Italie", „Roméo et Juliette", „La damnation de Faust", „L'enfance du Christ" [Oratorium-Trilogie], „Te Deum", „Requiem") wie seine Opern („Benvenuto Cellini", „Béatrice et Bénédict", „Les Troyens") weichen von der landläufigen Schreibweise durchaus ab und haben sich deshalb eigentlich nur in Frankreich ernstlich durchsetzen können.

Für Berlioz ist zuerst Liszt (S. 573 und 575) eingetreten. Vor 1847 meist zu Paris lebend, im Genuß aller Weltfreuden und im Verkehre mit den erlesensten Geistern Europas, fühlte er sich doch nicht befriedigt. Bei der ununterbrochnen Aufnahme und Wiedergabe fremder Tonwerke war seine eigne Schöpferkraft gehemmt, obwohl sie sich gelegentlich in staunenerregenden Improvisationen ausbrauste. Dem Tondichter gebrach die Muße, seine Eingebungen auszugestalten. Besonders hatten Eindrücke aus dem Kreis der Poesie oder der bildenden Kunst seine musikalische Phantasie zum Schwingen gebracht, so daß es ihm nahelag, in Gebilden, die er „Symphonische Dichtungen" nannte, mit seiner Berlioz überlegnen Tonsprache das Problem einer Durchdringung von Poesie und Musik zu bewältigen. In Weimar fand Liszt die rechte Stimmung, und rasch hintereinander gelangten „Ce qu'on entend sur la montagne", „Tasso", „Les préludes", „Orpheus", „Prometheus", „Mazeppa", „Héroide funèbre", „Hungaria", „Hamlet", „Hunnenschlacht", „Die Ideale", ferner die „Faust"- und die „Dantesymphonie" (mit Schlußchor) und die Episoden aus Lenaus „Faust" an die Öffentlichkeit. Auch seine Klavierstücke haben häufig die Form symphonischer Dichtungen („Harmonies poétiques", „Années

Digitized by Google

de pélerinage". „Franziskus-Legenden"); daneben fehlt es allerdings auch nicht an solchen, die bloße Artnamen führen, wie die Konzerte in Es und A oder die H-moll-Sonate. Doch tückisch, wie auf Verabredung, wurden Liszts orchestrale Tonwerke abgelehnt; auch schadeten ihm die ungenügenden entstellenden Aufführungen.

Von jeher war Liszt eine religiöse Natur gewesen. Als er die Gewißheit erlangt hatte, daß der ehelichen Verbindung mit der Fürstin Karoline Wittgenstein unbesiegbare Hindernisse entgegenstünden, nahm er 1865 die niedern Weihen und widmete sich nur noch der religiösen Kunst. Auf die schon 1856 geschriebne „Graner Messe" folgten die „Ungarische Krönungsmesse" (1867), Psalmen, Motetten und drei Oratorien („Legende von der heiligen Elisabeth", „Stanislaus", „Christus"). Liszt verleiht seinen kirchlichen Werken durch den liturgischen Sprechgesang und durch Anklänge an die alten Kirchentonarten eine eigentümliche Färbung, die zur rauschenden Pracht des Orchesters in seltsamem Gegensatze steht. Seine Ausdrucksweise steigert sich an den geeigneten Stellen zu höchstem dramatischen Schwung und sinkt dann wieder zur stimmungsvollen Andacht des Gebets hernieder.

f) Richard Wagner.

In dem großen Herzen des neuen heiligen Franziskus hat auch der Dichter-Musiker Richard Wagner (22. Mai 1813 bis 13. Februar 1883; s. Fig. 5 der Tafel bei S. 420), wie er selber sagt, eine „neue Heimat" gefunden, als er flüchtig und verfolgt, unbemittelt und aussichtslos im „Elend" weilte, wie die Altvordern die Verbannung nannten. Der gefeiertste aller lebenden Künstler ordnete sich einem vorerst noch wenig bekannten, kompromittierten Kunstgenossen wie ein Vasall unter und hielt trotz der härtesten Proben dem frei erwählten Lehnsherrn über dessen Tod hinaus die Treue. Als Liszt „an Höfen wie an niedrer Statt" sich für Wagner einzusetzen begann (1848 ff.), hatte dieser bereits alle die Opern gedichtet und komponiert, die man der Zeit seines ersten Stils beizählt und noch nicht als vollentwickelte Musik- oder Wortton-dramen gelten läßt. Während seines herumziehenden Kapellmeistertums in den Jahren 1833 bis 1839 hatte er sich mit den „Feen" (1833, aufgeführt zum erstenmal 1888) und dem „Liebesverbot" (erste und bisher einzige Aufführung 1836) den Stil der andern aus der Feder geschrieben. Des jammervollen deutschen Bühnenlebens satt geworden, begab er sich mit dem Selbstvertrauen der Jugend nach Paris, von wo er seinen „Rienzi" in die Welt werfen wollte, um reich und berühmt zu werden. Hier hungerte und wartete er drei Jahre (1839—42) umsonst, von nun an ein Aufrührer gegen das moderne Kunsttreiben. Doch beschwichtigte sich sein Gemüt, als ihm der Erfolg seines „Rienzi" in Dresden (1842) einen ehrenvollen Posten (Königlich sächsischer Kapellmeister 1843—49) und Aussichten für die Zukunft verschaffte. Er vergrub sich wieder in seine Kunst. Da ihm jedoch die Aufführungen des „Fliegenden Holländers" (1843) und des „Tannhäuser" (1845) die schreckhafte Gewißheit gaben, nicht oder falsch verstanden worden zu sein, weshalb er seinen „Lohengrin" (komponiert 1847) zurückhielt, so stieg dem Heißblütigen der aufrührerische Grimm von neuem zu Kopf, und er beteiligte sich am Dresdner Mai-Aufstand (1849; vgl. S. 223). Die Folge davon war die Flucht und der unfreiwillige Aufenthalt in dem musikarmen Zürich (1849—58). Von den dramatischen Entwürfen der frühern Zeit (darunter „Die Sarazenin", „Friedrich der Rotbart", „Jesus von Nazareth", „Wieland der Schmied", „Achilleus") kam hier zunächst der in stabreimenden Kurzzeilen geschriebne „Ring des Nibelungen" zur Ausführung. Bevor Wagner an die Komposition ging, machte er sich theoretisch Luft. Es erschienen seine grundlegenden und grundstürzenden

Digitized by Google

Schriften: „Die Kunst und die Revolution" (1849), „Das Kunstwerk der Zukunft" (1849), „Das Judentum in der Musik" (1850) und das Hauptwerk „Oper und Drama" (1851) nebst der „Mitteilung an meine Freunde" und einigen programmatischen Erläuterungen zu seinen Tonwerken. Denn seitdem Liszt die Werke Wagners in Weimar aufzuführen anfing (darunter Erstaufführung des „Lohengrin" 1850), nahmen sie, von der wachsenden Neugier und Gunst des Publikums getragen, ihren Weg über die deutschen Bühnen, wobei ihnen der Urheber nicht zu Hilfe eilen konnte, so nötig auch dies gewesen wäre. Oft hat Wagner noch die Druckerpresse in Anspruch genommen, wenn sein künstlerischer Thatendrang geheumt war oder seine Thaten zur Verständigung nicht ausreichten. Houston S. Chamberlain zählt 109 Schriften im ganzen, darunter 67 der Kunst gewidmete. Es seien hier als die vergleichsweise wichtigsten angeführt: „Zukunftsmusik" (1860), „Deutsche Kunst und deutsche Politik" (1865), „Über das Dirigieren" (1869), „Beethoven" (1870), „Über Schauspieler und Sänger" (1872), „Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth" (1873), „Was ist deutsch?", „Das Publikum in Zeit und Raum" (1878), „Über das Dichten und Komponieren" (1879), „Religion und Kunst" (1880).

Wohl hatte Wagner 1853 angefangen, den Text des Nibelungenrings („Rheingold" 1854, „Walküre" 1856 vollendet) in Musik zu setzen; aber die Arbeit wurde mehrmals unterbrochen, und 1857 gab sie Wagner, mitten im zweiten Akte des „Siegfried" angelangt, vorläufig auf. Dagegen dichtete und komponierte er 1857—59 „Tristan und Isolde", in der Hoffnung, daß dieses auf einen Abend beschränkte Werk sich unschwer Bahn brechen werde. Da lockten ihn günstige Aussichten von Luzern (1858—59) nach Paris; doch der Mißerfolg dreier Aufführungen des „Tannhäuser" (1861) war ungeheuer. In Wien, wohin er sich nach seiner Amnestie begab, wurde durch neidische Zufälle die Aufführung des „Tristan" verhindert; und plötzlich sah sich Wagner, der sich in Penzing bei Wien häuslich eingerichtet hatte, in einer derartigen Finanznot, daß er heimlich entfloh und willens war auszuwandern. Da geschah ein Wunder. Am 4. Mai 1864 wurde Wagner von dem Sendboten des Bayernkönigs Ludwig II. erreicht, der eben seinem Vater gefolgt war — eine ideale Lichtgestalt, wie dem Gralreich entstiegen. Das Kunstwerk der Zukunft war gerettet. Um jedoch seinem Beschützer ernste Irrungen mit seinen Unterthanen zu ersparen, ging Wagner 1865 freiwillig wieder in die Schweiz, diesmal nach Triebschen bei Luzern, wo er von 1866—72 verweilte und sich mit Cosima von Bülow geborner Liszt verband.* Hier vollendete er 1867 die „Meistersinger" (1868 in München zum erstenmal dargestellt) und den Nibelungenring („Siegfried" 1871 und die „Götterdämmerung", die Partitur erst 1874). 1872 siedelte er nach Bayreuth über; hier wurde das Festspielhaus, ein Notbau, errichtet, worin 1876 der Nibelungenring dreimal aufgeführt wurde. Ein alter Traum war in Erfüllung gegangen; ein schmerzliches Erwachen folgte. Denn Wagner hatte sich tief in Schulden gestürzt und mußte nun, was er eben durch das Bayreuther Unternehmen hatte verhindern wollen, auch den „Ring" stückweis an die Bühnen verkaufen und dem Alltage

* Vicomte de Flavigny (französischer Offizier) — Marie Bethmann (Frankfurter Bankierstochter)

Graf d'Agoult — Marie („Daniel Stern"; 1805—76) — Franz Liszt (1811—86)

Claire Christine („de Sault"; geb. 1830) G. Guy de Charnacé

Blandine G. Emile Ollivier (geb. 1825)

Cosima (1857) 1. G. Hans v. Bülow (1830—94; Tochter Daniela, verm. m. Henry Thode) (1868) 2. G. Rich. Wagner (1813—83; Sohn Siegfried, geb. 1869)

Digitized by Google

preisgeben; nur den „Parsifal" vermochte er vor der Welt zu retten. Nachdem er dies Kleinod in Bayreuth den zu 16 Vorstellungen Herbeiströmenden in seiner makellosen Schönheit enthüllt hatte, versagte sein schon lange krankes Herz den Dienst, und am 13. Februar 1883 starb er plötzlich im Palazzo Vendramin zu Venedig.

Wer Wagner bloß als Musiker würdigt, hat das Wesentliche seiner Bedeutung nicht begriffen. Die Musik war für ihn nur immer eins von seinen Ausdrucksmitteln, das, woran die überwältigendste Wirkung hing. Wagner war stets in erster Linie Dramatiker und zwar der Neuschöpfer des Worttondramas, auf das die Kunstentwicklung jahrhundertelang vergeblich hingearbeitet hatte. Bei dem Streben, die Enden des gesprochnen Dramas und der Oper zusammenzubiegen und sie nach Beseitigung der Auswüchse ineinander zu flechten, führte Wagner die steckengebliebne dichterische und musikalische Romantik ihrem Ziele zu, indem er aus der germanischen Form der arischen Mythen den gemeinmenschlichen Inhalt heraushob und ihn mit den Denkergebnissen der Jahrtausende erfüllte. Denn Wagner war Musiker, Dichter und Philosoph. Vornehmlich war er aber ein Thatmensch, ein Feuergeist, einer der lebte, handelte, die Kräfte vereinigte, steigerte und gemeinsamen Zwecken zuführte. Das Erwecken des toten Buchstabens, des toten Notenkopfs, das Lebendigmachen des Gesamtkunstwerks war seine Besonderheit. Ein deutscher Musikant, der das Fürchten nicht gelernt, hat über die dunklen Gewalten triumphiert, mit denen die Machthaber der Erde selbst Verträge schließen. Fast ist es nur etwas Nebensächliches, wenn man hinzufügt, daß Wagner den Ruhm der deutschen Kunst in Weiten getragen hat, wohin sie vorher nie gedrungen war.

g) Die deutsche Musik der jüngsten Vergangenheit.

Die neuromantische Schule mit ihren Häuptern Berlioz, Liszt, Wagner ist niemals bloß „neudeutsch" gewesen, sondern hat immer einen Stich ins Internationale gehabt. Demgemäß hat sich ihre Wirkung und ihre Anhängerschaft nicht auf deutsches Gebiet beschränkt, auch nicht auf das Musikdrama; ihr Gepräge ist im kleinsten Liede wie in der umfangreichsten Partitur zu erkennen. Einer der Ersten, die sich in Deutschland der neuen Richtung angeschlossen haben, war der Symphoniker Joachim Raff (1822—82). Unter dem Frühnachwuchse nimmt der feinsinnige Dichter Peter Cornelius („Barbier von Bagdad" und „Cid"; S. 571) den vordersten Platz ein. Von den Opernkomponisten seien genannt: Alexander Ritter (1833—96; „Der faule Hans"), Wendelin Weißheimer (geb. 1836), Hans Sommer (geb. 1837), Reinhold Becker (geb. 1842), Phil. Rüfer (geb. 1844; „Merlin"), Aug. Bungert (geb. 1846; Heralogie: „Die homerische Welt"), Engelbert Humperdinck (geb. 1854; „Hänsel und Gretel"), Wilh. Kienzl (geb. 1857; „Heilmar der Narr", „Der Evangelimann", „Don Quixote"), Hugo Wolf („Der Corregidor" 1896; S. 571), Eugen d'Albert („Der Rubin" 1893, „Gernot" 1897; S. 573), Max Schillings (geb. 1868; „Ingwelde", „Der Pfeifertag"), Hans Pfitzner (geb. 1869; „Der arme Heinrich"), Siegfr. Wagner („Der Bärenhäuter") u. v. a. Daß auch die nicht-wagnerische Oper sich von den neuromantischen Tondichtern mancherlei angeeignet hat, versteht sich von selbst. Es ist ein Zeichen für die Tiefenlage des musikalischen Geschmacks, daß Viktor E. Nesslers (1841—90) „Trompeter von Säkkingen" ein Jahrfünft hindurch den Spielplan beherrscht hat. Ungleich höher stehen die Opern von Herm. Götz (1840—76; „Der Widerspenstigen Zähmung"), Karl Goldmark (geb. 1830; „Die Königin von Saba", „Merlin", „Heimchen am Herd", „Götz von Berlichingen"), Ignaz Brüll (geb. 1846; „Das goldne Kreuz") und Emil Nik. Freih. von Reznicek (geb. 1861; „Donna Diana" 1894).

Digitized by Google

Unter den neudeutschen Symphonikern nimmt Anton Bruckner (1824—96) die erste Stelle ein (9 Symphonien, 3 Messen, Te Deum, 150. Psalm), großartig in der Erfindung bildsamer Themen, in der Kontrapunktik, in der Instrumentation. Ein absoluter Musiker, der mit einem dichterischen Programm nichts anzufangen wußte, hat er modernes Denken und Zweifeln nicht gekannt; seine Werke offenbaren den siegesgewissen Glauben und klingen in den Jubel aus, der die Worte seines Tedeums umflutet: Non confundar in aeternum.

Die Programmusik hat in Richard Strauß (geb. 1864; vgl. S. 571), dem wir auch die Opern „Guntram" und „Feuersnot" verdanken, ihren begabtesten, kühnsten und ausschweifendsten Vertreter gefunden. Strauß experimentiert. Er sucht das Gehör an nie gewagte Tonverschlingungen zu gewöhnen, die bisher wohl das Auge reinlich lesen, das Ohr aber nur als ein Gewirre vernehmen kann. Was andre an psychologischer Charakteristik mit Hilfe der Musik geleistet haben, dünkt ihm zu wenig; er versucht die abstrakten Gedanken, die bizarrsten Einfälle durch Töne unmißverständlich wiederzugeben. Dieses Bemühen steigert sich von Werk zu Werk: von „Don Juan" und „Tod und Verklärung" über „Till Eulenspiegels lustige Streiche" und „Also sprach Zarathustra" bis zum „Heldenleben". Unabhängig von ihm veranstaltet Felix Weingartner (geb. 1862; Opern „Sakuntala" und „Genesius") seine musikalischen Versuchsreihen. Dagegen hält sich Gustav Mahler (geb. 1860) in seinen Symphonien innerhalb der Grenzen der sich selbst genügenden Musik.

h) Die Musik des Auslands in den letzten Jahrzehnten.

Bei der urteilslosen Menge gilt noch immer Italien als das Musikland an sich. Allein seit Palestrina (S. 417) ist dort kein Tonsetzer erster Größe geboren worden. So hat sich denn Italien zuletzt doch der deutschen Vorherrschaft unterwerfen müssen. Als die Mitte des 19. Jahrhunderts längst überschritten war, beglückte Giuseppe Verdi (1813—1901; vgl. S. 568) mit seinen oft banalen, aber temperamentvollen Opernmelodien („Ernani", „Trovatore", „Traviata", „Rigoletto", „Maskenball") noch immer das internationale Publikum. Da that der weltberühmte Maëstro mit der „Aida" (1869) unerwartet einen Schritt empor und setzte dieses Streben nach einer edlern und charakteristischern Ausdrucksweise in seinem von Erfindungskraft strotzenden Manzoni-Requiem, im „Othello", „Falstaff" und in den vier „Pezzi sacri" bis ins Greisenalter fort. In der Zwischenzeit war der neudeutsche Romantismus in Italien eingedrungen; er machte sich bei Arrigo Boito (geb. 1842; „Mefistofele"), Giov. Sgambati (geb. 1843), Ant. Smareglia (geb. 1854) u. a. bemerkbar. Doch im Jahre 1890 warf die „Cavalleria rusticana" von Pietro Mascagni (geb. 1863) alles vor sich nieder, und hinterdrein sausten die „Pagliacci" von Ruggiero Leoncavallo (geb. 1858). Gleich ihnen haben von ihren veristischen Mitstreitern nur Umberto Giordano (geb. 1868; „Mala vita" 1892) und Giacomo Puccini (geb. 1858; „Die Bohème" 1897) vereinzelte Treffer gemacht. Auch ein Gestirn, das am Oratorienhimmel aufging, verblaßte bald wieder: Lorenzo Perosi (geb. 1872; „Verklärung Christi", „Auferweckung des Lazarus", „Oster-" und „Weihnachtsoratorium").

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschten Meyerbeer (S. 569), J. Fr. E. Halévy (1799—1862; „Die Jüdin" 1835) und Auber (S. 568) die französische Oper. Es folgten ihnen Charles François Gounod (1818—93; „Faust et Marguerite" 1859, „Mireille" 1864, „Roméo et Juliette" 1867, Kirchenmusik), Ambroise Thomas (1811—96; „Mignon" 1866 und „Hamlet" 1868), L. Ct. Ern. Réyer (geb. 1823; „Salammbo") u. a. Der kennzeichnendste Komponist des zweiten Kaiserreichs ist jedoch Jacques Offenbach (1819—80), dem begabte

Digitized by Google

Schriftsteller (vgl. S. 531) den Text zu seinen parodistischen Operetten lieferten („Orpheus in der Unterwelt", „Die schönen Weiber von Georgien", „Die schöne Helena", „Pariser Leben", „Die Großherzogin von Gerolstein", „Blaubart", „Die Prinzessin von Trapezunt", „Hoffmanns Erzählungen" u. s. w.). Diesem musikalischen Zerrbildner folgten die französischen Operettenkomponisten nicht unbedingt: Charles Lecocq (geb. 1832; „Fleur de Thé", „Die Tochter der Madame Angot", „Girosflé-Girosla"), Rob. Planquette (geb. 1840; „Die Glocken von Corneville"), Luce Varney („Les Mousquetaires au couvent") u. s. w. Unabhängig von der französischen haben auch die Wiener und die englische Operette im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts neue Blüten angesetzt. Die Wiener Operette ist aus alten Singspielerinnerungen (S. 562) und aus der einheimischen Tanzmusik hervorgewachsen, deren vormärzliche Klassiker Johann Strauß d. Ä. (1804—49) und Joseph Lanner (1801—43) gewesen waren. Johann Strauß d. J. (1825—99; „Fledermaus", „Zigeunerbaron") war das Haupt der Wiener Operettenschule; Franz von Suppé (1820—95) und Karl Millöcker (1842—99) standen ihm würdig zur Seite. Die zwei bedeutendsten englischen Operettisten sind Arthur Sullivan (1842—1900; „Der Mikado") und Sidney Jones („Die Geisha" 1896). Alex. Mackenzie (geb. 1847), der durch Opern, Chor- und Orchesterwerke sich vor allen englischen Tonsetzern hervorgethan hat, befindet sich ebenfalls unter den Operettenkomponisten.

Wie die französische Operette so ist auch die französische Spieloper im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von neuem aufgeblüht. Mit „Carmen" hat Georges Bizet (1838—75) noch in seinem Todesjahr ein Meisterwerk geschaffen. Neben ihm hat sich Léo Delibes (1836—91) als Ballett- und Opernkomponist („Coppélia" 1870, „Der König hat's gesagt" 1873 und „Lakmé" 1883) ausgezeichnet. Unaufhaltsam sind Berlioz (S. 576), dann auch Liszt und unter starkem patriotischen Widerstreben Wagner in die französische Musik eingedrungen. Ch. Camille Saint-Saëns (geb. 1835; Opern „Samson" und „Heinrich VIII.", Oratorien, symphonische Dichtungen, Kirchenmusik) und der nicht minder vielseitige Jules Massenet (geb. 1842; „Don César de Bazan", „König von Lahore", „Manon Lescaut", „Cid", „Werther", „Sappho", Oratorien, Orchesterwerke) bilden den Übergang zu den ausgesprochnen Neuromantikern César Aug. Franck (1822—90; „Les Béatitudes", symphonische Dichtungen), Vincent d'Indy (geb. 1851; „Fervaal" 1897), Alfr. Bruneau (geb. 1857; „Messidor" 1897: mit unrhythmischem Prosatext) und Gust. Charpentier (geb. 1860; „Louise" 1898) sowie den Belgiern Pierre Benott (1834—1901) und Edgar Tinel (geb. 1854; Oratorium „Franziskus" 1888).

Die Musik der Skandinavier stand zuerst unter Mendelssohns und Schumanns Einfluß; dann erarbeitete sie sich mit Hilfe der Neudeutschen einen Hauch von nationaler Eigenart, die in der kunstgerechten Verwendung von Volksmelodien besteht. Zu nennen sind die Dänen Niels Wilh. Gade (1817—90), Andr. Pet. Bergreen (1801—80), Joh. Pet. Em. Hartmann (1805—1900) und sein Sohn Emil (1836—98), August Enna (geb. 1860), die Norweger Edvard Grieg (geb. 1843) und Joh. Sev. Svendsen (geb. 1840), die Schweden Ivar Hallström (1826—1901) und Andreas Hallén (geb. 1846).

Unter den Slawen (über ihre Einbeziehung vgl. oben, S. 538) sind neustens hochbegabte Tondichter aufgetreten, die ebenfalls bestrebt waren, ihrer Musik unabhängig von der westeuropäischen Tonwelt eine national eigentümliche Stellung zu erwerben. Im Oratorium, in der Oper konnten zu diesem Zwecke Texte in der Volkssprache verwandt werden; in der Instrumentalmusik blieb nur das Mittel übrig, einzelnen Sätzen durch nationale Lied- und Tanzmotive einen besondern Anstrich zu verleihen. Die hervorragenden tschechischen Komponisten

Digitized by Google

Friedrich Smetana (1824—84; „Die verkaufte Braut“ 1866, „Dalibor“ 1868, symphonische Dichtungen, Streichquartett „Aus meinem Leben“), Eduard Napravnik (geb. 1839), Zdenko Fibich (1850—1900) und der erfindungsreiche, kraftstrotzende, unterhaltsame Anton Dvořak (geb. 1841) gehören bereits der musikalischen Weltlitteratur an. Zu den echt russischen Komponisten kann der Eklektiker Anton Rubinstein (1830—94; vgl. S. 571 u. 574) wohl kaum gerechnet werden; mit Hilfe seines Virtuosenruhms setzte er die Aufführung seiner symphonischen Dichtungen, Oratorien („Turmbau zu Babel“) und Opern („Feramors“, „Die Makkabäer“ und „Nero“) durch. Der russischen Nationaloper hat Michael J. Glinka (1803—57; „Das Leben für den Zaren“ 1836) den Ursprung gegeben. Bezeichnend für die jungrussischen Komponisten ist, daß sie auf der äußersten Linken des musikalischen Fortschritts stehen: Alex. Dargomyschskij (1813—69), Cäsar Cui (geb. 1835), Milij A. Balakirew (geb. 1837), Nik. Rimskij-Korsakow (geb. 1844), Alex. Glasunow (geb. 1865) u. v. a. Der eigenartigste aller russischen Tonsetzer des 19. Jahrhunderts ist Peter J. Tschaikowskij (1840—93), groß als Symphoniker („Symphonie pathétique“), bedeutend als Opern- und Ballettkomponist („Eugen Onegin“, „Yolanthe“ und „Pique-Dame“).

Digitized by Google

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans.

Von

Professor Dr. **Karl Weule.**

Digitized by Google

1. Die Gestalt und die Lage.

Uns Kindern der Neuzeit ist der Atlantische Ozean geläufig als ein langer, S-förmig gewundner Kanal (s. die Karte bei S. 587), der sich in nur wenig schwankender Schmalheit zwischen der Alten Welt, verkörpert durch Europa und Afrika, und der Neuen Welt, Amerika, vom südlichen Polarkreis oder, wenn man die natürliche Grenze annimmt, von der Linie Kap der Guten Hoffnung-Kap Hoorn an bis zu den Pforten zum Nördlichen Eismeere hinaufzieht. Eine derartige Gestaltung mußte verkehrsgeographisch, damit auch politisch und menschheitsgeschichtlich sehr günstig werden, sobald die Menschheit einmal Mittel und Wege gefunden hatte, sich von der Schmalheit des Gewässers durch eignen Augenschein zu überzeugen. Daß diese Entdeckung erst so auffallend spät innerhalb des Gesamtrahmens selbst der geschriebnen Geschichte erfolgt ist, hat seine erste Ursache in der überaus großen Inselarmut, die den Atlantischen Ozean gerade dort auszeichnet, wo eine erstmalige Durchkreuzung allein in Frage kommen konnte: in seinen mittlern, dem Mittelmeer im Westen vorgelagerten Breiten. Die zweite Ursache ist dann in diesem Mittelmeere selbst zu suchen; seine weitgehende Gliederung, der Inselreichtum und die physikalischen Eigenschaften erleichterten seine Befahrung zu sehr, als daß auch nur eins der ihm anwohnenden ältern Schiffervölker eine Schulung gewonnen hätte, durch die es zur Befahrung des weithin sich dehnenden Westmeers befähigt worden wäre. Bezeichnenderweise gehen die wenigen Versuche in beiden Zeiträumen seitlich nur wenig über die Säulen des Herkules hinaus; freiwillig entfernen sie sich außerdem niemals weit von der Küste.

Für die nördlichern Breiten des Ozeans sind dieselben Hinderungsgründe sehr lange in Geltung gewesen. Ost- und Nordsee sind zwar trotz ihrer geringen Raumgröße nicht so leicht zu befahren wie das von viel günstigern klimatischen Bedingungen beherrschte Mittelmeer: die Nordsee gilt sogar für die heutige Schifffahrt noch als eine der ungastlichsten Flächen; eine Vorschule für die transozeanische Fahrt sind deshalb aber auch sie beide nicht geworden, weder für die sicher nicht seeuntüchtigen vorgeschichtlichen Dolmenerbauer (Bd. I, S. 167), noch für die östlichen Vertreter des frühmittelalterlichen Wikingertums, noch endlich für die Hanse und ihre westeuropäischen Zeitgenossen. Allen diesen Leuten fehlte der Anlaß zu seemännischen Thaten wirklich großen Maßstabs, selbst schon die Gelegenheit, im rollenden Wogengang ein höheres nautisches Können zu erringen. So ist es eine der schönsten Lehren der Anthropogeographie, daß von allen Völkern und Nationen der vorkolumbischen Zeit gerade die Bewohner der frei dem ewig stürmischen Ozean sich darbietenden Westküste Norwegens es gewesen sind, die auf eben diesem Ozeane weiter hinausfuhren als irgend jemand vor ihnen. Sicherlich hat die Inselreihe Färöer-Island-Grönland die Entdeckung Amerikas, zu der jene kühnen Vorstöße

Digitized by Google

ja ums Jahr 1000 führten, wesentlich erleichtert; trotzdem bleibt der erste Schritt von Norwegen bis zu den Färöern mit seinen mehr als 600 Kilometern einer schwer zu befahrenden See eine ganz andre seemännische That als die noch nicht einmal ganz sichergestellte Fahrt der Alten von Gades bis zu den glücklichen Inseln.

Entdeckungs- und kulturgeschichtlich interessant ist übrigens der Umstand, daß gerade die Wiederkehr von Land in bestimmten Abständen von den Färöern aus für die Normannen die Ursache gewesen ist, weder in Vinland, noch in Markland oder in Helluland etwas Besonderes zu erblicken; für sie waren diese fernen nordischen Länder zum Kolonisieren da wie Island und Grönland auch. Daß sie ein Teil der Westgrenze des von ihnen so oft und so lange befahrnen Atlantischen Ozeans sein könnten, ist ihnen niemals zum Bewußtsein gekommen: ein Grund, aus dieser Entdeckung ebensowenig Wesens zu machen, wie aus den frühern Entdeckungen auch. Neben den im II. Bande (S. 247 f.) angeführten Gründen: der wirtschaftlichen und kulturellen Abkehr des Europa vom Jahre 1000 vom Westen und der einseitigen Neigung gegen Osten, ist dieses *Ausbleiben jeglicher Hervorhebung* sicherlich mit eine der Ursachen davon, daß die mittel- und südeuropäische Kulturwelt der neuen Entdeckung gegenüber so leicht zur Tagesordnung übergegangen ist. So unbekannt, wie man lange geglaubt hat, ist sie nämlich im außerskandinavischen Europa durchaus nicht geblieben: ist doch Gudrid, die kühne Gemahlin und Begleiterin des Thorfinn Karlsefni, des eigentlichen Erforschers und Kolonisators der neu entdeckten drei Länder (zugleich die Mutter des ersten auf amerikanischem Boden gebornen Weißen, des Knaben Snorri), in ihren spätern Lebensjahren nach Rom gewallt, und sind doch von Karlsefnis Expedition selbst zwei Schiffe von Vinland nach Irland verschlagen worden. Außerdem aber haben damals die nordischen, besonders die grönländischen und isländischen Bischöfe die Kunde von den neuen Entdeckungen im Süden Europas verbreitet. Wenn diese trotzdem eine kaum nennenswerte Beachtung gefunden haben, so ist das sicher nur auf die obigen Gründe zurückzuführen. Für Vinland, Markland und Helluland brachte dieser Mangel an Interesse *baldiges Vergessen* auch seitens der Nordländer mit sich; für die ganze europäische Welt aber hatte er zur Folge, daß der Glaube an die Endlosigkeit des westlichen Ozeans noch Jahrhunderte weiter bestand. Es bedurfte erst des Wiederauflebens der Kosmographie der Griechen, bevor sich, wenigstens bei erleuchteten Geistern, im Abendlande der Gedanke an die Überschreitbarkeit des Atlantischen Ozeans Bahn brach.

Vergeblicher noch als in der Mitte des Ozeans wäre es, in seiner *südlichen* Hälfte nach Versuchen zur Feststellung seiner Gestalt Umschau zu halten, trotzdem hier die natürlichen Bedingungen erheblich günstiger liegen als in der Breite des Mittelmeers. Zwar die Inselarmut herrscht auch zwischen Afrika und Südamerika weiter; dafür aber engt der Kanal sich hier stellenweise zu Abmessungen ein, die von modernen Schnelldampfern in wenigen Tagen durcheilt werden würden, sofern die beiden Erdteile heute eine derartig gesteigerte Verkehrsart erheischten; selbst das Auslegerboot des Polynesiers oder die Prau des Malaien würde die Strecke von Sierra Leone (Westafrika) zum brasilianischen Kap de San Roque sicher und schnell zurücklegen. Für die Ureinwohner hüben wie drüben hat zu solchem Thun keine Veranlassung vorgelegen; sie sind beide nur bis an das Meer gedrungen — betreten hat es jenseit der Küstenzone weder der Neger noch der Indianer. Hätte ihnen nicht der Weiße die Kunde von einem Gegenüber gebracht, es würden beide sich noch heute ebenso an den Rand der Unendlichkeit vorgeschoben fühlen, wie die große Masse der Europäer bis zur Rückkehr des Kolumbus von seiner ersten Westfahrt diesem Gefühle gelebt hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

SCHE OZEAN.

Digitized by Google

Nächst der schmalen Kanalgestalt und der Inselarmut des Atlantischen Ozeans ist die reiche Gliederung sein Hauptcharakterzug (s. die beigeheftete Karte „Der Atlantische Ozean"). Sie ist auch, wenn man ihn als hydrographisches Ganzes betrachtet, sein größter Vorzug. Verfolgt man seine Begrenzungslinien von Süden aus, so tritt bis zur Breite des Nordrands von Südamerika die Gliederung zwar noch zurück hinter den Parallelismus der westafrikanischen und ostamerikanischen Küstenlinien, der sich bis zum Entsprechen selbst der einzelnen Buchten und Vorsprünge steigert. Aber weiter nordwärts tritt neben den im allgemeinen ebenfalls noch beibehaltnen Parallelismus die Zerteilung und Auffchließung der westlich und östlich den Ozean begrenzenden Festlandmassen in den Vordergrund: im Osten dringt das europäisch-afrikanische Mittelmeer tief bis ins Herz der Alten Welt, während sich das westliche Schwesterbecken auf Grund der vorwiegenden Meridionalrichtung Amerikas zwar weniger tief zwischen dessen beide Hälften einschiebt, gleichwohl aber damit eine geographisch und menschheitsgeschichtlich bedeutsame Gliederung des Ganzen hervorruft.

Die Rolle „unsres" Mittelmeers ist so ungeheuer, daß sie auch im Rahmen dieser knapp gefaßten Menschheitsgeschichte eine gesonderte Übersicht erheischte (Band IV, Abschnitt 1). Die Forderung des amerikanischen Mittelmeers geht so weit nicht, wenigstens bis zur Gegenwart. Es hat die Zusammeneroberung und Zusammenhaltung des spanisch-amerikanischen Kolonialreichs wesentlich erleichtert, vielleicht gar erst ermöglicht, und es hat die Ausgestaltung jenes farbenreichen Staatengürtels begünstigt, der sich von Cuba und Florida aus durch die Golfstaaten der Union, durch Mexiko und die mittelamerikanischen Republiken bis an den langen Nord- und Nordostrand Südamerikas um seine weite Bucht herumzieht. Das ist alles. Für die Zukunft wird seine Aufgabe sicher bedeutender sein: schon jetzt schafft der Mexikanische Golf den Vereinigten Staaten eine Südküste, durch die allein ihr riesiges Gebiet nach der mittel- und südamerikanischen Seite aufgeschlossen wird. In dem Augenblicke, wo ein transozeanischer Kanal die mittelamerikanische Landbrücke durchschneiden wird, ist das vorliegende Mittelmeer die natürliche Zugangsstraße zu dieser in der Weltwirtschaft und Weltpolitik der Zukunft zweifellos eine große Rolle spielenden Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Es wird dann, wenn auch unter wesentlich anders gearteten geographischen und Verkehrsverhältnissen, eine ähnliche Bedeutung erlangen, wie der östliche Teil des europäisch-afrikanischen Mittelmeers sie für die altweltliche Geschichte so lange Zeiträume hindurch bewahrt hat.

Die Gliederung des Atlantischen Ozeans ist in seinem jenseit des Breitenkreises von Gibraltar gelegnen nördlichen Teil im Westen wie im Osten weder dem Grade noch der Form nach sehr verschieden. Rein morphographisch ist es nicht schwer, den Sankt-Lorenz-Golf und die Hudsonsbai mit unsrer Nord- und Ostsee zu vergleichen, Labrador aber, Neufundland, Neuschottland, Kap Breton und die andern in jener Gegend belegnen Eilande unserm Nordwesteuropa gegenüberzustellen. In den Einzelabmessungen bestehen zwar beträchtliche Unterschiede: ist doch die Hudsonsbai mit ihren 1,2 Millionen qkm allein beträchtlich größer als Nord- und Ostsee zusammengenommen (0,98 Millionen qkm). Als Ganzes betrachtet lassen jedoch beide Gebiete einen solchen Vergleich sehr wohl zu. Vor allen Dingen entsprechen die für die Menschheitsgeschichte ausschlaggebenden Breitenlagen einander durchaus: der nördlichste Punkt der Hudsonstraße liegt zwar um 5° nördlicher als das Skagerrak, aber die Südspitze der gleichnamigen großen Bucht liegt auf dem Breitenkreise von Calais (51°); der Sankt-Lorenz-Golf aber mit seiner vielgegliederten Umrandung liegt gar um volle 10° südlicher als unsre Nordsee mit ihren Randländern.

Digitized by Google

Trotzdem welch ein Unterschied! In unsern beiden heimischen Meeren ein Leben, das der Geschichte Nord- und Westeuropas lange Zeiträume hindurch seinen Stempel aufgedrückt hat, das für das abgeschlossne, geschichtlich darum persönlichere Becken der Ostsee einen gesonderten Abschnitt verlangt (Band V), für die Nordsee wenigstens eine eingehende Berücksichtigung erheischt, — welch eine Stille auf der andern Seite des Ozeans! In der Hudsonsbai beschränkt sich die bisherige Bethätigung der Menschheit auf einige wenige und auch nur zum geringen Teile gelungne Vorstöße der Europäer, ihre Umrisse von der Seeseite her festzustellen, und auf das dürftige, seit unbestimmter Zeit an ihren Ufern sich abspielende Jägerdasein etlicher Indianer- und Eskimostämme. Der Sankt-Lorenz-Golf aber ist seit der Besiedlung Kanadas durch die Franzosen lediglich Durchgangsmeer für die Verbindung dieser Kolonie mit Europa und den Vereinigten Staaten gewesen. Er klingt damit zwar etwas an den vorwaltenden geschichtlichen Zug der Nordsee an; aber während diese neben dem Charakter als Durchgangsmeer doch eine ganze Menge Eignes besitzt, entbehrte und entbehrt noch die Gegenbucht hinter Neufundland jeglichen Eigenbesitzes, ebenso wie auch die Hudsonsbai geschichtlich wohl immer tot bleiben wird. Bei dieser sind die ungünstigen klimatischen Verhältnisse ein unbesiegbares Hindernis; wo es besonders stark gebauter Fahrzeuge, eines besondern Mutes, großen nautischen Könnens und schließlich noch eines besonders günstigen Sommers bedarf, um überhaupt nur den Zugang zu erzwingen, da ist von geregelter Schifffahrt natürlich keine Rede. Für den Sankt-Lorenz-Golf sind die Aussichten nicht so düster. Vielmehr wird er, je weiter auch größere Seeschiffe auf der prachtvollen Fahrstraße des Lorenzstroms und der kanadischen Seen ins Innere Nordamerikas zu dringen vermögen, sich immer mehr beleben; auch die unerschöpflichen Fischgründe der Neufundlandbänke werden ihn nie veröden lassen. Doch zu einem Randmeere von größerer selbständiger Bedeutung wird er darum nicht heranwachsen.

Noch weniger fruchtet dem Atlantischen Ozeane seine reiche arktische Gliederung. Vor neunhundert Jahren war das Vorhandensein der Inselreihe Färöer-Island-Grönland Anlaß genug, den Europäer über die Breite des Ozeans bis an sein westliches Gestade zu führen; gleichzeitig haben jene Eilande einen winzigen Teil der europäischen Bevölkerung zu dauernder oder, wie im Falle Grönlands, zu wiederholter Besiedlung in sich aufgenommen. Zu irgendwelcher bemerkenswerten geschichtlichen Bedeutung hat es indessen keine dieser unter der Ungunst eines überharten Klimas leidenden Kolonien zu bringen vermocht; trotz der eigentümlichen Kulturblüte Islands und dem regen kirchlichen Leben am Westrande Grönlands dämmern diese nordischen Gemeinwesen geschichtlich dahin wie die Hyperboreer (Bd. II, S. 195) überhaupt: die Außenwelt merkt wenig von ihrem Dasein.

In zweierlei Beziehung hat der nördliche Atlantische Ozean trotzdem auf die Gestaltung unsrer gesamten Kulturentwicklung eingewirkt: durch seine aus der Gliederung und aus seiner allgemeinen Erdlage hervorgehenden physischen Eigenschaften. Die eine Einwirkung besteht in der reichlichen Versorgung der Bevölkerung Europas mit den Erzeugnissen seiner ausgedehnten Fischgründe. Selbst im Hinblick auf die Milliarden der Umsätze in der gegenwärtigen Weltwirtschaft hat es die Hochseefischerei mit Werten zu thun, die in den Handelsbilanzen mancher nordischen Länder sehr gewichtig in die Wagschale fallen. Vor dreihundert und auch noch zweihundert Jahren haben die damaligen zahlreichen, aber schwerfälligen Fischerflotten der nordischen Meere sicher kaum größere Erträge gefördert als die schnellen Fischdampfer von heute; aber wie anders standen sie damals in den verschiednen Nationalvermögen zu Buch, und wie abhängig war zu Zeiten die Volksernährung von ihrem Ertrage!

Digitized by Google

Geschichtlich weittragender ist der ideelle Wert dieser eifrigen Nordfahrten: sie sind für die germanischen Seevölker Nordwesteuropas und die Franzosen die beste Schule der Schiffahrt gewesen und haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, diese für die im Zeitraume der letzten drei Jahrhunderte erfolgte Unklammerung des Erdballs zu stählen. Die Fischerei begegnet sich hier aufs innigste mit dem andern, geschichtlich mindestens ebenso nachhaltig wirkenden Bemühen, auf dem Weg um Nordamerika wie auf dem um Nordeuropa und Nordasien den Ostrand Asiens zu erreichen. Thatsächlich hat nichts so sehr die hohe nautische Schulung der britischen Nation in die Wege geleitet wie die immer von neuem in Angriff genommne Suche nach der nordwestlichen und der nordöstlichen Durchfahrt (Bd. I, S. 597), von den Fahrten des ältern Cabot an bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem Atlantischen Ozean als Ganzen gebührt das Verdienst, die Kulturvölker der Alten Welt aus der Enge ihrer Rand- und Mittelmeere auf die hohe See überhaupt hinausgeführt zu haben; er hat die nachkolumbische Menschheit mündig gemacht. Doch sein sturmgepeitschter, eisdurchsetzter, nördlichster Teil steht insofern nicht hinter dem Ganzen zurück, als gerade er einer einzigen, von Haus aus nicht einmal starken Nation, den Engländern, in knapp drei Jahrhunderten die Herrschaft über das Weltmeer in die Hände gespielt hat.

2. Die vorkolumbische Zeit.

A. Bis zum Rückzuge der Römer von der Nordsee.

Im ersten Bande seiner „Anthropogeographie" (1. Aufl. 1882) hat Friedr. Ratzel Amerika zum erstenmal als den Osten der bewohnten Erde bezeichnet: eine Benennung, die uns Jüngern vollkommen geläufig ist (vgl. Bd. I, S. V und 19). Der Charakter des Atlantischen Ozeans als einer breiten Kluft zwischen dem West- und dem Ostrande der in Gestalt eines gewaltigen, vom Kap Hoorn bis Smith-Sund reichenden Bands um den Erdball sich legenden Ökumene bringt es für unsre bisherigen Anschauungen vom Alter des Menschengeschlechts mit sich, daß seine universalgeschichtliche Rolle erst mit dem Augenblicke beginnt, wo das erste Normannenboot seinen Kiel am Strande Grönlands oder Hellulands scheuerte. Das für die gesamte Kulturentwicklung der neuern Zeit wichtigste Meer ist also von einer geschichtlichen Jugend, die neben der rassengeschichtlichen Bedeutung des Stillen und des Indischen Ozeans fast verschwindet. Selbst den Zeiträumen gegenüber, wo diese beiden Riesen, dann unser Mittelmeer, die Ost- und die Nordsee ihren Einfluß auf die beglaubigte Menschheitsgeschichte geltend gemacht haben, tritt das einsame Jahrtausend atlantischer Geschichtseinwirkung bedeutend zurück. Wer gesonnen ist, den Begriff „Geschichte" nur solchen Verhältnissen vorzubehalten, wo litterarische oder bauliche Zeugnisse über die Thaten und Errungenschaften früherer Geschlechter Kunde geben, wird auch fernerhin dem Atlantischen Ozean seine geschichtliche Jugendlichkeit belassen müssen; wer indessen bereit ist, den in diesem Werke durchgeführten Anschauungen Rechnung zu tragen, wonach allen nachweisbaren Völkerbewegungen und -Berührungen, die auf den niedern Stufen der Menschheit der erste sichtbare Ausdruck geschichtlicher Bethätigung sind, Beachtung gezollt werden muß, der wird auch beim Atlantischen Ozean seinen Blick in sehr weit entlegne Zeiten rückwärts schweifen lassen.

Unsere entwicklungsgeschichtlichen Anschauungen unterstehen, soweit sie den Menschen als das Endglied eines besondern Zweigs innerhalb der organischen Welt betrachten, in der Gegenwart einem bedeutsamen Umschwunge: die jüngste anthropologische Schule glaubt auf Grund des

Digitized by Google

vergleichend anatomischen Befunds den Nachweis führen zu können, daß die Differenzierung des Menschen von den andern Organismen nicht erst bei den anthropoiden Affen (vgl. S. 457), also in entwicklungsgeschichtlich und geologisch später Zeit, sondern bereits tief unten innerhalb der Entwicklungsreihe der Säugetiere beginnt. Geologisch und paläontologisch führt uns dieser Schluß weit über die bisher (Bd. I, S. 122) dem Menschen nach unten gesteckten Grenzen hinaus: wir kommen dann in das Tertiär hinein (vgl. Bd. II, S. 120 und 523; III, S. 409), einen langdauernden Zeitraum, der durch seine Veränderungen innerhalb der gesamten organischen Welt ebenso interessant ist wie durch seine umfangreichen Veränderungen der Erdoberfläche. Art und Ausmaß dieser Veränderungen müssen, sofern die neue Theorie recht hat, von ausschlaggebender Bedeutung für die früheste Gruppierung des entstehenden Menschengeschlechts gewesen sein; bewahrheitet sich die Ansicht, daß bis in die Tertiärzeit hinein zwei breite Landbrücken vom Westrande der heutigen Alten Welt nach dem heutigen Amerika hinüberführten, so liegt vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte aus durchaus keine Schwierigkeit vor, sich diese Landbrücken von frühmenschlichen Bewohnern besiedelt zu denken. Das wäre dann in der That die früheste, in das Schicksal der Menschheit eingreifende Thätigkeit der Erdstelle, an der heute über tiefen Wassern Fluten des Atlantischen Ozeans rauschen. Für die spätere Bedeutung des Atlantischen Ozeans ist dann der Abbruch jener beiden Landbrücken der Beginn eines Zeitraums gewesen, der selbst geologisch so lang ist, daß jene ersten Eingriffe in die Schicksale unsers Geschlechts für dessen rezente Vertreter in unendliche Fernen gerückt erscheinen: weder anthropologisch noch geschichtlich haben die altweltlichen Anwohner des seitdem erst in seiner jetzigen Gestalt auftretenden Atlantischen Ozeans das mindeste mit dem am andern Ufer Haftenden gemein. Der Atlantische Ozean ist thatsächlich eine Kluft in der Ökumene.

Wie immer und überall das Unübersehbare, Dunkle die Völker angelockt hat, so hat auch der breit an den mittelmeerischen Kulturkreis wogende Atlantische Ozean seit frühen Zeiten seine Anziehungskraft auf die Bewohner jenes Kreises ausgeübt. Schon im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt finden wir an seinen Ufern die Phöniker, bald auch ihren westlichen Zweig, die Punier. Anlaß, sich auf seine Fluten hinauszuwagen, ist vor allem das Bedürfnis nach dem für die mehr und mehr in Aufnahme kommende Bronze nötigen Zinn gewesen, dessen Seltenheit die Gefahren des ungewohnten äußern Meers aufwiegen konnte. Trotzdem haben beide Zweige des großen vorderasiatischen Handelsvolks dem Atlantischen Ozeane nicht viel Raum abgewinnen können. An die Zaghaftigkeit der italienischen Städterepubliken, die Straße von Gibraltar zu durchfahren, als durch Portugiesen und Spanier längst der hohe Weg des Weltmeers betreten war, oder an die Hanse, die kaum gewagt hat, bis an die eigentliche Pforte des Ozeans zu segeln, gemahnt es, wenn wir sehen, wie die beiden vielhundertjährigen Beherrscher der an sich nicht kleinen Fläche des Mittelmeers über die Säulen des Herkules nicht wesentlich hinaus kommen; selbst beim Zinnhandel wird die Vermittlung der seegewohnten Küstenbewohner einzelner Teile Westeuropas das Beste gethan haben. Wie gering in Wirklichkeit die atlantischen Thaten beider Völker sind, beweist nichts besser als die Verherrlichung der geographisch hochbedeutsamen, nautisch aber gar nicht bemerkenswerten Küstenfahrt des Hanno (Bd. III, S. 186). Es ist eben das Gemeinsame aller stark abgeschloßnen Meere, nicht nur den Blick zu begrenzen, sondern auch die Thatkraft der ihnen anwohnenden Seevölker in gewissen Schranken zu halten.

In das Kulturleben der Griechen greift der Atlantische Ozean im Grunde genommen nur theoretisch ein. Zwar hat sich eine kurze Reihe von Forschern vom Mittelmeer aus nach

Digitized by Google

Norden und Süden hinausgewagt: Pytheas von Massilia (um 330 v. Chr.; vgl. Bd. V, S. 13) in prächtiger Fahrt über Britannien hinaus bis zur sagenumwobnen Thule, sein Landsmann und Zeitgenosse Euthymenes, dann Eudoxos aus Kyzikos (um 150 v. Chr.) und der Geschichtschreiber Polybios (um 205—123 v. Chr.) an der Westküste Afrikas hinunter bis zu verschiednen Punkten; aber keine dieser Unternehmungen hat irgend eine praktische Folge gezeitigt. Die Ursache dafür ist einmal der große räumliche Abstand Griechenlands, der bei dem Stande der damaligen Nautik weit schwerer wog als heutzutage. Vor allem jedoch haben die Griechen, obwohl sie kolonialpolitisch die Universalerben der Phöniker waren, niemals vermocht, die Herrschaft der Karthager über das westliche Becken des Mittelmeers zu brechen. So blieb ihnen das große Westmeer dauernd in nebelhafter Ferne, in einem Abstande, der es wohl gestattete, seine schrankenlosen Räume mit Phantasiegebilden von der Art der Platonschen Atlantis (vgl. S. 440) zu bevölkern, der aber zu bedeutend war, als daß entdeckerische oder kolonialpolitische Thätigkeit jemals Aussicht auf Erfolg hätte haben können.

Dennoch ist der Atlantische Ozean in einer Beziehung von großer Bedeutung für das Griechentum wenigstens der ältern Zeit geworden: er ist für die Ausgestaltung des Weltbilds der alten ionischen Geographen bestimmend gewesen. Seinen Hauptcharakterzug empfängt dieses Weltbild durch den Okeanos, der in unmeßbarer Breite das Festland umströmt. Wirklich bekannt war dieser Okeanos den Griechen der ältern Zeit lediglich im Westen: bis weit über die homerische Zeit hinaus durch bloßes Hörensagen aus phönikischen Quellen, von Beginn der eignen Kolonisationsthätigkeit an auch durch eignen Augenschein; erst nach der unfreiwilligen Fahrt, die den Samier Kolaios um 640 v. Chr. durch die Säulen des Herkules nach dem punischen Tarsis führte, lernten die Griechen den Außenrand der Ökumene von Angesicht zu Angesicht kennen. Wie die Kenntnis des äußern Meers an einer einzigen Stelle zu der Annahme eines allumfließenden Weltmeers hat führen können, wird verständlich erstens unter Berücksichtigung des räumlichen Abstands, der in der Seele des Menschen stets dazu geführt hat, dem betreffenden Gegenstand eine außergewöhnliche Bedeutung zuzuschreiben, dann des Charakters des Atlantischen Ozeans selbst. Mochte Phönikern und Griechen das Mittelmeer zunächst auch noch so gewaltig erschienen sein, überall hatten sie schließlich doch eine Umrandung und menschliche Anwohner gefunden. Wie anders bei dem äußern Meere jenseit der Säulen des Herkules! Schon die Phöniker hatten, bewogen durch die ewige Furcht vor fremdem Wettbewerbe, mit Fleiß dafür gesorgt, seine riesige Fläche als unbefahrbar darzustellen. Der Augenschein lehrte die Griechen zwar dann die Übertriebenheit dieser Aussagen; dennoch war in der That der Atlantische Ozean, auch rein physikalisch betrachtet, ein gänzlich anders geartetes Gewässer als das Mittelmeer: das Ausmaß seiner Wogen nach Länge und Höhe, die Größe seiner Gezeiten, von seiner ständigen Bewegtheit gar nicht zu sprechen, mußten denen, die vom sanft gekräuselten, ruhig gearteten Becken östlich von den Säulen des Herkules herkamen, als ein hochbedeutsames Stück der Erdoberfläche erscheinen. Die auffallende, der mittelmeerischen Auffassung völlig fremde Insellosigkeit mochte dann ein übriges thun zur Herausbildung jenes nicht nur für das Griechentum, sondern auch für die Römer und die Araber charakteristischen Weltbilds, das selbst dann noch nicht in seinem Bestand erschüttert wurde, nachdem die bis dahin angenommne Inselloſigkeit durch Betreten der Kanarischen Inseln und Madeiras in eine Inselarmut umgewandelt worden war.

In den Gesichtskreis der Römer tritt der Atlantische Ozean mit dem Augenblicke, wo sich der mit den Karthagern geführte Kampf um die Iberische Halbinsel endgültig zu gunsten der

Digitized by Google

Römer entschied (210 v. Chr.; Bd. IV, S. 476); erst jetzt konnte die rasch sich entwickelnde westmittelmeerische Vormacht vom Ostrande Spaniens in dessen Inneres, endlich dann auch an das Westufer herantreten. Zu maritimen Unternehmungen hat trotz aller Kolonisation die römische Herrschaft in Iberien nicht geführt; zu solchen schwangen sich die Römer erst auf, nachdem sie ihren Fuß nach Gallien und damit in den Bereich einer stärkern Gliederung des Atlantischen Ozeans gesetzt hatten: 55 und 54 v. Chr. fährt Julius Caesar nach Britannien; wenige Jahrzehnte nachher erfolgen die Vorstöße des Drusus, dann die des Germanicus auf der Nordsee. Es liegt in der Natur dieser Eroberungen, die nur natürliche Grenzen gegen das beginnende Andringen des Germanentums erstrebten, daß die römischen Expeditionen nur schüchtern auf die südlichen Teile der Nordsee hinausgreifen; der offne Ozean kommt für sie nicht in Betracht.

Die Nordsee ist für den größten Teil des ersten nachchristlichen Jahrtausends der einzige Teil des Atlantischen Ozeans, der für die beglaubigte Geschichte Westeuropas nachweisbar eine Rolle spielt. Gewiß haben die Veneter und andre Anwohner der Westküste Hispaniens, Galliens und Germaniens in Fortsetzung des uralten Zinn- und Bernsteinzwischenhandels nach dem Süden ihre Fahrzeuge auch auf dem offnen Ozeane getummelt; selbst die Römer sehen wir noch einmal, bevor sie von Britannien endgültig Abschied nahmen, einen Vorstoß in Gestalt der Fahrt des Cn. Julius Agricola (84 n. Chr.) in die Großbritannien umrandenden Meere und Meeresteile unternehmen; von andern Völkern hören wir indessen aus diesem Zeitalter nichts, was auf eine Ausnutzung des Ozeans in größerm Maßstabe schließen ließe.

B. Vom 6. bis zum 15. Jahrhundert.

a) Der Atlantische Ozean als ein Gebiet der Sage.

Die Zeit bis zum 10. Jahrhundert ist, von den Fahrten der Normannen abgesehen, noch arm an seemännischen Thaten, um so reicher allerdings dafür an Sagen, die ihren Schauplatz auf dem Atlantischen Ozean haben (vgl. Bd. I, S. 354). Kulturhistorisch sind sie von Belang als der treffendste Beweis für das allgemeine Interesse, das man selbst in den „dunkelsten" Jahrhunderten des Mittelalters an dem rätselhaften großen Meer im Westen zu nehmen gewohnt war; geschichtlich bedeutungsvoll aber sind sie durch den Einfluß, den ihr vermeintlicher geographischer Kern auf den Gang der Entdeckungen ausgeübt hat. Verhältnismäßig nur schwach äußert sich dies Interesse zunächst in der Atlantis-Sage. Sie ist zwar durch das Mittelalter übernommen worden, wie so manches aus dem geographischen Wissensschatze der alten Griechen, geht aber über das 6. Jahrhundert nicht hinaus. Sie verliert sich für fast tausend Jahre mit Kosmas Indikopleustes (Bd. IV, S. 213), jenem merkwürdigen Reisenden und Gelehrten, bei dem das für die Patristik charakteristische Bestreben, alles Irdische mit der Bibel in Einklang zu bringen, seine seltsamsten Blüten treibt. In Platons Atlantis sieht Kosmas lediglich eine Bestätigung der Lehre des Moses, die dorthin den Sitz der ersten Menschen verlegt hatte; erst bei der Sintflut wären diese auf wunderbare Weise nach unsrer Erdfeste übergesetzt. Die zehn Könige aber der Atlantis waren die zehn Geschlechter von Adam bis Noah.

Einen breitern Raum in der atlantischen Geographie des Mittelalters nimmt die Legende von den Fahrten des heiligen Brandanus und der nach ihm benannten Insel oder Inselgruppe ein. Dieses „Brandans-Eiland" ist das ausdauerndste unter jenen zahlreichen „Wunschländern", in denen das Mittelalter das irdische Paradies fortbestehen sah und nach denen es eifriger suchte als nach andern erstrebenswerten Gebieten; im Gegensatze zu den meisten Paradiesen wurde es im Westen gesucht, zweifellos in dunkler Erinnerung an die antiken Inseln der

Digitized by Google

Seligen und die Gärten der Hesperiden. Der Held der Sage ist der als Abt von Clonfert am 16. Mai 578 gestorbene Ire Brandan, der, angeblich angeregt durch die Reiseschilderungen seines Gastfreunds Barintus, sich mit vierzehn Gefährten aufmacht, um auch seinerseits das „Land der Verheißung" aufzusuchen. Nicht weniger als sieben Jahre werden die Mönche auf dem Atlantischen Ozean — um diesen und seine mythische Inselwelt handelt es sich in der ganzen Erzählung ausschließlich — umhergetrieben; zahllos sind die Abenteuer und merkwürdig ihrer Art nach; endlich aber wird das große Ziel erreicht: eine große, selbst in 40 Tagen nicht zu durchwandernde Insel, über der ein ununterbrochner Tag erglänzte, und deren Bäume lustig mit Früchten gesegnet waren, als herrsche ein ewiger Herbst. Nach dem Wortlaute der Legende, die seit dem 11. Jahrhundert in allen Kultursprachen Europas auftritt, trafen die Reisenden am Ende ihrer vierzigtägigen Wanderung auf der Paradiesinsel einen Gottesboten in glänzender Jünglingsgestalt, der sie zur Heimkehr und zur Befrachtung ihres Schiffes mit Edelsteinen und Früchten einlud. Sieben Jahre, sagte er, habe Gott den frommen Brandan nach dem Lande suchen lassen, damit er ihm alle Geheimnisse in dem großen Ozean enthülle. „Nach langer Zeit aber", fügte der Bote hinzu, „wird dieses Land euern Nachkommen offenbar werden, wenn wir der Bedrängnis der Christenheit zu Hilfe kommen." Fast möchte man auf Grund dieser Worte sich versucht fühlen, bei der Brandansinsel an eine bestimmte Örtlichkeit des Atlantischen Ozeans und an eine gewisse Erschließung seiner Fläche zu denken; die kritische Untersuchung jedoch hat ergeben, daß eine geographische Unterlage gänzlich mangelt. Entdeckungsgeschichtlich ist die Erscheinung selbst über die Entdeckung Amerikas hinaus bedeutsam geblieben: im 16. Jahrhundert sind dreimal Schiffe ausgesandt worden zur Aufsuchung des altberühmten Brandanlands; ja selbst im Jahre 1721 noch hat ein Gouverneur der Kanarien ein Schiff zum selben Zweck ausgerüstet.

Ein gleich schattenhaftes und ebenfalls nicht bedeutungsloses Gebilde ist die Insel Antil(l)ia, die „Insel der Sieben Städte". Sie verkörpert früher noch als die Sankt-Brandans-Insel die mittelalterliche Rolle des offnen Atlantischen Ozeans; geht sie doch bis auf den Einbruch der Araber in Europa zurück. Nach dem Entscheidungskampf in der Nähe von Cadix an der Mündung des Salado (bei Xeres de la Frontera, 711; vgl. Bd. IV, S. 486/7) sei der Erzbischof von Porto mit sechs andern Bischöfen auf eine ferne Insel im Ozeane geflüchtet; dort habe jeder von ihnen eine Stadt gegründet. Mit dieser Insel der Sieben Städte beschäftigte man sich durch lange Jahrhunderte ganz ernsthaft, zunächst nur in Sage und Volksüberlieferung, vom 15. Jahrhundert an dann auch praktisch durch Entsendung einer großen Reihe von Expeditionen. Urkunden der portugiesischen Könige jener Zeit verliehen die Insel der Sieben Städte mit ebenderselben Sicherheit huldvoll ihrem Entdecker, wie es für wirklich aufgefundne Gebiete damals die Regel war; auch Paolo Toscanelli (Bd. I, S. 353) erwähnt sie in seinem berühmten Brief an den Kanonikus Ferdinand Martin(e)z (25. Juni 1474) mit klaren Worten. Schließlich hat sie eine entscheidende Rolle in den Entdeckungsplänen des Kolumbus gespielt: in Antillia hoffte der Genuese eine willkommne Rast auf seiner langen Westfahrt zu finden. Selbst als sich während der ersten Fahrt von der Insel nichts zeigte, verschlug das nichts; Kolumbus sprach am 25. September 1492 es ziemlich unumwunden aus, daß man an ihr vorbeigefahren sei.

Das letzte größere, dem Atlantischen Ozean angehörige geographische Phantasiegebilde ist die Insel Brasil. Sie taucht auf vielen Karten des 14. und 15. Jahrhunderts auf, vielfach gleich zu zweit oder zu dritt, stets weit draußen im Ozean. Obwohl jeder geographischen

Digitized by Google

Unterlage bar, fand der Glaube an ihr Dasein ebenso schnell allgemeine Verbreitung wie der an Antillia; und genau wie bei dieser, fuhren auch zu ihrer Aufsuchung in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, unmittelbar vor und nach der Entdeckung Amerikas, Schiffe auf Schiffe hinaus auf den weiten Ozean, diesmal aber ausgerüstet von Kaufleuten des britischen Hafens Bristol. Die Brasilexpeditionen von 1480 und den folgenden Jahren sind die ersten größern Ausgriffe des englischen Volks in weltmeerische Weiten, seine erste, noch halb unbewußte seemännische Kraftäußerung. Wie der Name Antillia sich in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf die von Kolumbus und seinen Zeitgenossen entdeckten Inseln im Angesichte des neuen Erdteils übertrug, so ging der Name Brasil auf das neugefundne südamerikanische Festland selbst über, sobald man dessen Reichtum an Farbholz erkannt hatte.

b) Der Atlantische Ozean als ein Gebiet beginnender Erschließung.

Über die rein theoretische Pflege der Sage geht das erste nachchristliche Jahrtausend nur in den nordöstlichen Randmeeren des Atlantischen Ozeans hinaus. In der Ostsee mit ihrer mittelmeerischen Lage ist das geschichtliche Leben zu jener Zeit bereits so rege, daß es am besten einer gesonderten Betrachtung vorbehalten bleibt. Bei der Nordsee mit ihrem Charakter eines Randmeers kommt zwar die Gunst ihrer heutigen Lage damals noch nicht so zur Geltung wie in den spätern Zeiträumen eines wirklichen Weltverkehrs; gleichwohl reicht das Zusammentreffen einer kleinen, aber einander schön ergänzenden Zahl von Vorzügen hin, sie als Schifffahrtsgebiet weit über alle andern Teile des Atlantischen Ozeans emporzuheben. Diese Vorzüge sind eine auch für eine ursprünglichere Nautik nicht unüberseh bare Größe, eine Inselwelt, die, ähnlich wie einst im Mittelmeer, ihre Befahrer ganz von selbst in Fernen zu führen vermochte; vor allem aber eine Anwohnerschaft, die viel zu thatenfreudig war, um ihr Genüge an einem Lande zu finden, das nicht gerade zu den gesegneten gehörte. Die Nordsee schon im 8. Jahrhundert von den wagemutigen Nordmännern, den Wikingern, nach allen Richtungen befahren zu sehen, überrascht unter diesen Umständen kaum; selbst ihr Ausgreifen nach Island, Grönland und den am weitesten an dieses herantretenden Teilen von Nordamerika wird vollkommen verständlich unter Berücksichtigung der prächtigen Schule, die einem von Haus aus kühnen Volk in dem sturmgepeitschten nordöstlichen Atlantischen Ozean geboten worden war.

Das Beispiel der Normannen hat im damaligen Europa wenig zur Nachahmung gereizt. Zwar hat zur Abwehr ihrer Angriffe Karl der Große eine Flotte auf die Nordsee gesetzt: der erste Schritt des deutschen Volks aufs Meer; zwar sehen wir, wie seit dem Jahre 1000 der Kölner Kaufmann seine Fahrzeuge rheinabwärts und über den Kanal nach London lenkt, wie im 13. Jahrhundert der flandrisch-nordfranzösische Wettbewerb ihm folgt, und wie um ungefähr ebendieselbe Zeit auch die Flotten der Osterlinge den großen Hafenplatz an der Themse aufsuchen. Für die beginnende Wertschätzung übermeerischer Beziehungen an der atlantischen Seite Europas sind diese Ausgriffe gute Belege — den Atlantischen Ozean als offne Meeresstraße berühren sie nicht; dessen dauernde Erschließung erfolgte vielmehr von jener Stelle aus, die auf Grund der gesamten kulturhistorischen Entwicklung und der handelspolitischen Weltlage einzig und allein für eine derartige Umwälzung in Frage kam: dem Mittelmeere.

Mit der plötzlichen Ausbreitung der mohammedanischen Religion und der arabischen Macht über große Teile des mittelmeerisch-vorderasiatischen Kulturkreises, vor allem mit der Monopolisierung des gesamten ostwestlichen internationalen Handels durch die politischen Herren Ägyptens und der syrischen Pforte (Bd. IV, S. 34, und Bd. III, S. 373) ändern sich die seit weit

Digitized by Google

mehr als einem Jahrtausend stets gleich bequemen Bezugsbedingungen für die Güter des fernen Ostens dem Abendlande gegenüber durchaus nach der schlechten Seite hin. Die Erschwerung des Handels geht so weit, daß seine Hauptträger, die mittelmeerischen Handels- und Städterepubliken, bald an die Umgehung des moslimischen Hindernisses, dessen Sprengung ja selbst den Kreuzzügen nicht gelungen war, denken. Seit 1317 durchkreuzen Venezianer und Genuesen in regelmäßiger Fahrt die Straße von Gibraltar, um in England und Flandern auch ihrerseits teilzunehmen an jenem umfangreichen Handel, der infolge der ungeheuern wirtschaftlichen Fortschritte Nordwesteuropas überall nördlich der Alpen erblüht war (Bd. VII, S. 11).

Fast ein Menschenalter früher aber haben sie bereits von Gibraltar aus den Weg nach Süden eingeschlagen, jene Richtung, die nach allem, was man von der Geographie überhaupt wußte, allein zu einer direkten Verbindung mit Indien führen konnte. Dieser Gedanke beherrscht die Entdeckungsgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, soweit sie sich zu Wasser abspielt. Wir sehen ihn verwirklicht in der Fahrt der Brüder Vadino und Guido de' Vivaldi aus Genua, die 1281, und der des Ugolino Vivaldi, der 1291 auf einem Schiffe des Teodosio Doria an Afrikas Westküste hinabfuhr, um den Seeweg nach Indien zu entschleiern; er tritt zu Tage in den Entdeckungsfahrten der Italiener nach Madeira, den Kanaren und den Azoren, jenen nautisch wie geographisch ruhmvollen Unternehmungen; endlich gehören hierher die sämtlichen durch Heinrich den Seefahrer (Bd. IV, S. 528 f.) veranlaßten, das ganze Leben dieses eigenartigen Mannes ausfüllenden Vorstöße an der Westküste Afrikas.

Freilich gedachten die Portugiesen des 15. Jahrhunderts, wie vorher die Italiener, den Atlantischen Ozean nur bis zu dem Punkt als Fahrstraße zu benutzen, wo ein eingebildeter westlicher Mündungsarm des Nils aus dem dunkeln Weltteile herausträte. Nicht umsonst waren Araber im Verstehn wie im Mißverstehn die Lehrmeister des Abendlands gewesen; was sie in der Ausgestaltung der Flußsysteme geleistet haben, übertrifft an Oberflächlichkeit der Beobachtung selbst die betrüblichsten abendländischen Zeiten. Der folgenreichste Fehler der Araber war die Aufteilung des obern Nils in drei Arme: einen, der aus Ägypten ins Mittelmeer strömt, einen, der an der Küste von Abessinien ins Rote Meer gehe, einen schließlich, der an der Westküste Nordafrikas sich in den Atlantischen Ozean ergieße. Diese hydrographische Künstelei, schon bei Ptolemaios angedeutet, war dem Abendland unmittelbar von den Arabern überkommen: ihrer theoretischen Weiterbildung des Stromsystems allein ist es zuzuschreiben, wenn die Italiener und auch der Infant Heinrich gerade jenen angeblich so kurzen Weg benutzen wollten, den Erzpriester Johannes und die gütergesegneten Gefilde Südasiens zu erreichen.

Der gemeinsame Zug in den damaligen Anschauungen über den Atlantischen Ozean ist seine Behandlung als die unabsehbare westliche Begrenzung der Ökumene. In der Entdeckungsgeschichte bleibt diese Behandlung bis auf Kolumbus bestehen, dessen Westfahrt ja eben dadurch über alle Vergleichsmöglichkeit hinauswächst, weil ihr zum ersten Male die Auffassung der Ökumene als eines rings geschloßnen Bands zu Grunde liegt. Aber in der wissenschaftlichen Behandlung des großen Westmeers machen sich schon fast zwei Jahrtausende früher panökumenische Auffassungen und Hinweise geltend. Aristoteles hat auf Grund des Vorkommens von Elefanten in Ostindien und in Westafrika auf einen nicht zu großen ozeanischen Abstand beider Länder voneinander geschlossen. Des Stageiriten wissenschaftlicher Gegner Eratosthenes spricht direkt von der Möglichkeit, auf demselben Parallelkreise von Iberien nach Indien zu fahren, wenn nur nicht die gewaltige Größe des Atlantischen Ozeans das verhindere. Poseidonios schätzte diesen westöstlichen Abstand sogar genau ab: wenn man vom Westen mit beständigem

Digitized by Google

Ostwind absegle, komme man nach Zurücklegung von 70,000 Stadien nach Indien. Und schließlich ist auf die Frage: Wie weit ist es denn von den äußersten Küsten Spaniens bis nach Indien? die Antwort: „Ein Weg von sehr wenig Tagen, wenn voller Wind die Segel schwellt", von Seneca gegeben worden, dem Verfasser der „Quaestiones naturales", der sich trotz der eine bestimmte Zahlengröße vorsichtig vermeidenden Angabe offenkundig auf die Seite jener geographischen Richtung des Altertums stellte, die dem Wasser einen nur mäßigen Anteil an der Bedeckung der Erdoberfläche zumaß, diese vielmehr größtenteils von Land gebildet sein ließ, das in der Form eines geöffneten Reitermantels (Chlamys bei Strabon) den Erdball umhülle; die Öffnung werde vom Atlantischen Ozeane gebildet.

Nach der patristischen Zeit, der diese Chlamysauffassung fremd geblieben war, hat das Scholastikertum, auf die arabische und griechische Geographie zurückgreifend, jene Ansicht von neuem aufgenommen. Soweit es durch die Vermittlung der Araber geschah, erfolgte dies Aufleben der Ozeanfrage in der Form, wie sie Marinos von Tyros (um 100 n. Chr.) und Ptolemaios den Kalifen übermacht hatten. Der westliche Ozean schrumpfte dabei zwar nicht auf jenen schmalen Senecaschen Kanal zusammen; aber im Verhältnisse zur Längenausdehnung des Festlands war er immerhin so eng, daß ein Mann von dem Unternehmungsgeiste des Kolumbus sehr wohl den Plan ernsthaft erwägen konnte, durch eine Durchkreuzung dieses Gewässers den Osten im Westen zu suchen. Ptolemaios hatte die Längenausdehnung des Festlands zwischen dem Westrand Iberiens und dem Ostrand Asiens auf 180 Längengrade angegeben; dem dazwischenliegenden Ozean war also die Hälfte des Erdumfangs verblieben. Damit hatte er die Angabe seines Gewährsmanns Marinos, der für die gleiche Länderstrecke 225 Längengrade ausgerechnet hatte, erheblich herabgesetzt: blieben doch nach diesem nur 135 Längengrade, d. h. wenig mehr als ein Drittel des Erdumfangs, für den Ozean übrig: eine Entfernung, die ein guter Segler des ausgehenden 15. Jahrhunderts in kurzer Zeit zu durchmessen vermochte. Und Kolumbus hat um so lieber den Marinos als seine Stütze herangezogen, als auch Paolo Toscanelli (S. 593) für die Längenausdehnung des Lands zu mindestens der gleichen Zahl von Graden kam wie der Tyrer. Obendrein hat er, gestützt auf die unendlich lang sich hinziehenden Reisewege Marco Polos und der reisenden Mönche des 13. und 14. Jahrhunderts, betont, Marinos habe seine 225 Längengrade nur auf das ihm bekannte Gebiet Ostasiens bezogen; in Wirklichkeit ginge dieses noch weit über des Marinos Ostgrenze hinaus, nähere sich also den Kapverden noch mehr, als man glaube. Diese Ansicht hat Kolumbus in der zähen Ausdauer bestärkt, womit er die Ausführung seines Plans mehr als ein an Entmutigungen überreiches Jahrzehnt (Bd. I, S. 355/7) im Auge behielt, und ihn das Wagnis mit jener köstlichen Zuversicht unternehmen lassen, die für Kolumbus bezeichnender ist als irgend ein andrer Zug.

3. Die nachkolumbische Zeit.

A. Der Atlantische Ozean als Erzieher.

Es ist eine der merkwürdigsten Thatsachen der geographischen Forschungsgeschichte, daß der Entdecker der Neuen Welt ihren wahren Charakter als eines selbständigen Bestandteils der Erdoberfläche niemals erkannt hat: er ist in dem Glauben gestorben, viermal an den Ost- und Südostrand Asiens gesegelt zu sein, ist also dem eben geschilderten Erdbilde bis zum letzten Atemzug ebenso treu geblieben, wie die Gesamtheit seiner Zeitgenossen. Für die Hydrographie

Digitized by Google

der Erdoberfläche bedingt dieses Festhalten am alten Bilde den eigentümlichen Zustand, daß bis zum Jahre 1513, bis zum Abstiege des Nuñez de Balboa von den Höhen von Darien zum Gestade der Südsee (Bd. I, S. 366), der Atlantische und der Stille Ozean vom kosmographischen und damit bis zu einem gewissen Grade historischen Standpunkt aus zusammenfallen: sie beide zusammengenommen sind das Meer, das sich zwischen den Westrand und den Ostrand der großen Festlandinsel legt; der Indische Ozean ist nur ein den Verkehr nach dem Westrande vermittelnder Vorhof. Erst seit der Rückkehr der „Viktoria" von Magalhães' Erdumseglung (6. Sept. 1522) wußte man, daß zwischen den West- und den Ostrand der Ökumene sich nicht bloß das eine erwartete schmale Meer legt, sondern daß dieser Zwischenraum ausgefüllt wird durch zwei physikalisch vollwertige Ozeane, zwischen die sich ein zwar schmaler, weil vorwiegend meridional gerichteter Doppelkontinent legt, der gleichwohl alle Eigenschaften eines selbständigen Erdteils besitzt. Ein vollkommen neues Weltbild stieg vor den damaligen Kulturvölkern auf, neu in kosmographischer Beziehung, neu aber auch, wie sich bald zeigte, für die Weiterentwicklung der bis dahin fast rein kontinentalen Menschheitsgeschichte.

Meeresflächen waren zwar zu allen Zeiten, von den alten Akkadern an bis zu der die Ostsee beherrschenden Hanse benutzt worden: bis zum Jahre 1500 n. Chr. sehen wir das Mittelmeer und den Indischen Ozean mit allen ihren Verzweigungen, die Ost- und die Nordsee im Dienste der Menschheit; wir haben sogar eine ganze Reihe reiner Seemächte in diesem langen Zeitraum. Aber die politischen und wirtschaftlichen Schicksale selbst jener Völker, deren Macht dem Anscheine nach auf rein maritimer Grundlage aufgebaut war, sind stets und überall bestimmt worden durch Veränderungen und Verschiebungen in den Hinterländern; selbst Seemächte von der Reinheit der phönikischen und punischen, der mittelalterlich-mittelmeerischen und der hansischen sind von der alles überragenden Festlandmasse der Alten Welt förmlich erdrückt worden. Jenen Völkern sind ihre Meere sicherlich als gewaltige Tummelplätze erschienen; uns, die wir gewohnt sind, über der geographischen Einzelerscheinung nie die Gesamtheit zu vergessen, rufen diese geschichtlichen Schauplätze den Eindruck von winzigen Becken hervor, gleichsam von Teichen, auf und an denen sich zwar zeitweilig ein kräftiges organisches Getriebe zu entwickeln vermag, deren biogeographische Bedeutung aber ihre räumliche Ausdehnung nur um weniges übertrifft.

Mit dem Zeitalter der großen Entdeckungen geht diese Kontinentalität der Geschichte zu Ende; diese verlegt von da an ihr Schwergewicht in steigendem Maß aufs Meer. Gleichzeitig hört auch das Neben- und Nacheinander der geschichtlichen Einzelherde allmählich auf; die Geschichte wird erdumfassend. Der Sprung indessen, den die Bevölkerung Europas damals von den behaglich-engen heimischen Meeren auf das Meer thun sollte, war zu ungeheuer, als daß er ohne vorherige Schulung hätte gethan werden können. Dieser hat der Atlantische Ozean in weitestem Maße gedient; ja, für das 16. Jahrhundert erschöpft sich seine geschichtliche Aufgabe mit der Erziehung der Völker Europas zur Übernahme der Weltherrschaft. In dieser Rolle steht er unter allen Meeren der Erde einzig da; keins war auch nach Gestalt und Lage je so zum Übungsplatze geeignet wie gerade der Atlantische Ozean. Der Stille Ozean fällt aus Gründen, die im I. Bande dargelegt sind, in dieser Beziehung ganz aus: sich vor allem auf ihm, dem größten und anscheinend zukunftsreichsten aller Meere mit Sicherheit bewegen zu lernen, war ja seit 1513 die der Weißen Rasse gestellte natürliche Aufgabe. Er kommt daher lediglich als Schlachtfeld in Frage; mit der Einübung der Truppen hat er nichts zu schaffen. Auch der Indische Ozean (Bd. II) kommt für diese in Wegfall, vorwiegend aus geographischen Gründen; ist doch das Haupthindernis seiner ausgedehnten Benutzung durch die Völker Europas

Digitized by Google

in erster Reihe sein Mangel einer natürlichen Verbindung mit dem Mittelmeer. Ihm gegenüber treten die in ihrer Stärke wechselnden, niemals aber ganz fehlenden politischen Widerstände in der syrisch-ägyptischen Pforte thatsächlich zurück. Wie wichtig der erste Punkt immerdar gewesen ist, lehrt die Durchstechung jenes Hindernisses in der Neuzeit und die vertragsmäßige Offenhaltung der künstlichen Wasserstraße für die Schiffe aller Nationen.

Vom universalhistorischen Standpunkt aus hat das Mittelmeer stark an der Menschheit gesündigt; ungleich mehr noch als die Ostsee. Beide Meere haben für ihre Anwohner zwar viel gethan, das Mittelmeer sogar so viel, daß man von einem mittelmeerischen Kulturkreise (Bd. IV, S. 8 und 11) redet, dessen Dauer nach Jahrtausenden zählt und dessen Ende erst nahte, nachdem mit dem wirtschaftlichen, politischen und geistigen Erstarken Nord- und Mitteleuropas der geschichtliche Schwerpunkt von der Seitenbucht des Atlantischen Ozeans auf diesen selbst verlegt worden war. Aber keins von diesen beiden Meeren hat seine Anwohner befähigt, die Herrscherrolle zu übernehmen, als die Stunde dazu mit der Westfahrt des Kolumbus, der Ostfahrt des Vasco da Gama und der Weltumseglung des Magalhães gekommen war. Versagt haben die Meere, die es bis in jene großen Jahrzehnte hinein gewohnt gewesen waren, wenn nicht als Träger der Kultur und der Geschichte, so doch als der einer Kultur und einer Geschichte betrachtet zu werden; wir sehen weder Venedig und Genua die Straße von Gibraltar, noch die Hanse das Skagerrak und den Kanal durchkreuzen, um auch ihrerseits teilzunehmen an dem beginnenden Wettkampf um die Herrschaft über die Meere. Ihren abgeschlossnen Kreis zu beherrschen, waren jene Mächte auf Grund ihrer Seegeltung ausreichend befähigt gewesen; für den Schritt auf das offne, erdumspannende Weltmeer dagegen reichte die Schulung nicht aus.

Straffheit in der Erziehung zur See: das ist seit dem Zeitalter der Entdeckungen der Grundzug in dem schweren Kampfe der Rassen und Völker um die Stellung einer modernen Kulturmacht. Unter den Nationen, deren Stimme im Rate der Völker mit Achtung gehört wird, gibt es keine, die sich nicht in vollem Bewußtsein dauernd gerüstet und gewappnet erhielte für den politischen und wirtschaftlichen, in seiner Universalität großartigen Kampf auf der Weltbühne. Denn von den ursprünglichen Kämpfern auf dem Plane sind lediglich die sieghaft geblieben, die sich selbst in harter Schule erst an seemännische Interessen gewöhnen mußten.

Jene ursprünglichen Gegner sind Spanien und Portugal auf der einen, Holland, England und Frankreich auf der andern Seite; Kampfplatz war der Atlantische Ozean. Für Spanien und Portugal unter sich kam er merkwürdigerweise nur vorübergehend und räumlich begrenzt in Betracht, kraft jenes päpstlichen Machtspruchs vom 6. Mai 1493, der die Welt zwischen die beiden romanischen, eben im Aufgehen begriffnen Kolonialsterne derart aufgeteilt hatte, daß die Grenze ins Atlantische Meer selbst hineinfiel. Zunächst 100, nach dem Vertrage von Tordesillas vom 7. Juni 1494 aber 370 Leguas westlich von den Kapverdischen Inseln sollte diese Demarkationslinie (Bd. I, S. 364) von Norden nach Süden laufen. Damit fiel, wie sich bald herausstellte, der Hauptteil der Neuen Welt in die spanische Hälfte; nur der Osten von Südamerika gehörte noch der portugiesischen Seite an. Den ungleich wichtigern Aufgaben gegenüber, die des an Zahl kleinen portugiesischen Volks für die nächsten anderthalbhundert Jahre am Indischen Ozeane (Bd. II, S. 439) harrten, trat das amerikanische Besitztum natürlich in den Hintergrund; Brasilien diente lediglich als Stütze auf der weiten Reise nach Indien ums Kap der Guten Hoffnung. Der Ausgangspunkt für weitere portugiesische Erwerbungen konnte es um so weniger sein, als die auf ihrem Scheine fußenden Spanier jedem in dieser Richtung erfolgenden Schritte (vgl. Bd. I, S. 403) entgegentraten.

Digitized by Google

Nachhaltiger war der den beiden iberischen Mächten aufgezwungne Kampf mit den seit dem 16. Jahrhundert rasch aufstrebenden Nationen jenseit der Pyrenäen und des Biskayischen Meerbusens. Auf diese hatte der päpstliche Schiedsspruch keinerlei Rücksicht genommen; rechtlich unbehindert hätte daher jede von ihnen die Schwingen über die Meere der Erde entfalten können, hätte nicht die spanische Vormacht den einzigen aus dem engen Kanal des Atlantischen Ozeans nach Westen, durch die Magalhäesstraße, die portugiesische den einzigen nach dem Osten, um das Kap der Guten Hoffnung führenden Weg verschlossen gehalten. Diese Doppelsperre zu durchbrechen, fühlten sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts weder Holländer noch Engländer stark genug; eines fast hundertjährigen Wachstums bedurften die Schwingen, bevor sie zum erdumfassenden Fluge sich zu entfalten vermochten. Während dieses Zeitraums sind die werdenden Seemächte Nordwesteuropas nur auf den ihnen geographisch zukommenden nördlichen Atlantischen Ozean angewiesen gewesen. Aber wie hat diese Beschränkung ihnen gefrommt! Man muß an die alten Normannen und ihre rauhe nordatlantische Schule (S. 594) denken, wenn man sieht, wie sich die Engländer und die Holländer mit Begeisterung seit Cabots Zeiten bemühen, für sich einen Ausgang aus der Enge des nördlichen Ozeans nach dem von aller Welt so heiß erstrebten Ostrand Asiens zu suchen; wie sie mit manchmal zwar nachlassender, niemals aber ganz zu ertötender Thatkraft wieder und wieder ausfahren, um im Nordwesten und im Nordosten des Atlantischen Meers je eine Durchfahrt zu finden, die räumlich kürzer sein mußte als der weite Weg um die Südspitzen Afrikas und Amerikas, die aber gleichzeitig auch den Vorzug aufweisen sollte, ihre Entdecker vom spanischen und portugiesischen Monopol auf jene beiden Wasserstraßen unabhängig zu machen.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben neben den Engländern und den Holländern auch andre europäische Mächte sich im Norden des Atlantischen Ozeans und im Verfolge der gleichen Ziele getummelt: neben französischen Entdeckern und Fischern sehen wir selbst Spanier und Portugiesen in den polaren amerikanischen Gewässern. Indes hat keine dieser andern Nationen die großen Ziele mit einer Beharrlichkeit verfolgt wie die beiden erstgenannten Völker, vor allem die Engländer: die Zeit zwischen 1576 und 1632 wird in ihrer ganzen Länge, ohne jede Unterbrechung von ihnen allein ausgefüllt und mit dem beharrlichen Bestreben, eine nordwestliche Durchfahrt (Bd. I, S. 597) zu finden.

Bedeutsam ist aber auch der Lohn, der dem englischen Volk aus jener strengen nordischen Schulung erstanden ist. Geographisch ist er damals gering, handelspolitisch sogar gleich Null geblieben; hat doch erst die Mitte des 19. Jahrhunderts den Beweis erbracht, daß eine Wasserverbindung zwischen der Baffinsbai und der Beringstraße zwar vorhanden, aber zur Schifffahrt untauglich ist. Doch das hohe nautische Können, das Gefühl der Kraft und das Bewußtsein, keiner maritimen Aufgabe mit unzulänglichem Wissen und Können gegenüberzustehen, kurz, der innerliche Gewinn, den das englische Volk aus dieser großen arktischen Forschung wie aus deren Vorgängern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zog, sind höher zu bewerten. Gerade dieser jahrzehntelange schwere Kampf gegen eine über alle Maßen feindliche Natur hat die englischen Seeleute zu Herren auf jedem andern Meere gemacht und das englische Volk erkennen lassen, welch ungeheurer Vorrat von Kraft in ihm steckte.

Angesichts der geschichtlichen Laufbahn dieser merkwürdigen Inselnation seit dem 16. Jahrhundert ist man versucht, die gesamte moderne Geschichte vom Standpunkte der arktischen Bethätigung der Völker zu betrachten, obwohl die Standfläche gegenüber der großen Summe aller im Weltengetriebe wirksamen Kräfte viel zu eng und zu klein ist. Zunächst haben die

Digitized by Google

Spanier und Portugiesen zu einer Zeit, wo im Mittelmeere die Städterepubliken, in der Nordsee und auf dem nördlichen Atlantischen Ozean die Normannen den Inbegriff der Seetüchtigkeit darstellten, mit ihren Angelegenheiten im Lande selbst (Maurenherrschaft) genugsam zu thun gehabt. Zu nautischen Erstlingsversuchen schritten sie erst, nachdem, geraume Zeit übrigens nach der Befreiung Lissabons vom maurischen Joche (1147; Bd. IV, S. 509), der prachtvolle Hafen an der Tejomündung mehr und mehr zum Stapelplatz in dem mittelmeerisch-flandrischen Handel geworden war; und selbst dann bedurfte man noch allerorten italienischer Lehrmeister. Die Spanier und Portugiesen sind ja nur langsam und mühsam zu Seefahrern erzogen worden — Seevölker im Sinn etwa der heutigen Engländer und Holländer, der Norweger oder auch der Malaien und Polynesier sind sie überhaupt nie gewesen; ihre große Zeit erweckt vielmehr den Eindruck einer Ekstase, die natürlich, da sie ein ganzes Volk ergreift, ein ganzes Jahrhundert andauern und zu gewaltigen Thaten begeistern kann, die aber einer um so größern Erschöpfung Platz macht, sobald sich ein ernsthafter Widerstand geltend macht. Nur so ist es zu erklären, daß beide einst weltumspannenden Mächte so unsagbar rasch und so vollständig vom erdumspannenden Ozeane haben verschwinden können. Die letzte ernst zu nehmende spanische Flotte ist vom holländischen Admiralleutnant Marten Harpertzoon Tromp am 21. Oktober 1639 bei Downs vernichtet worden; um dieselbe Zeit schon galten auch die Portugiesen als die schlechtesten Seeleute Europas.

Wackrer haben sich die Holländer und Franzosen gehalten. Beider arktische Schule ist etwas anders geartet als die der Engländer: zwar haben auch sie im 16. und 17. Jahrhundert teilgenommen an der Suche nach nordwestlichen und nordöstlichen Wegen; mit wirklich rühmenswerter Ausdauer haben sie doch mehr den praktischen Teil der polaren Schifffahrt, die Hochseefischerei und den Robbenschlag, betrieben. Daß diese Beschäftigung eine gute nautische Schule gewesen ist, das zeigt einmal die Thatkraft, womit zuerst die Holländer, nach den Engländern dann auch die Franzosen den großen Schritt aus dem Atlantischen Meer in den Indischen Ozean gethan haben; das zeigt ferner auch der ungemein kräftige Widerstand, den beide Kolonialmächte im 17. und 18. Jahrhundert dem ihnen nunmehr gefährlichsten Gegner, der englischen Weltmacht, entgegenzustellen vermochten.

B. Der Atlantische Ozean im Kampf um die Welthandelsherrschaft.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ändert sich der geschichtliche Charakter des Atlantischen Ozeans von Grund auf. Vom Beginne der großen Entdeckungen an hatte seine Rolle darin bestanden, die Nordwesteuropäer zunächst einmal seetüchtig überhaupt, dann aber stark zu machen für den Kampf gegen die beiden durch geographische Lage, eine erdumspannende Entdeckungsthätigkeit und durch päpstlichen Machtspruch für die Weltherrschaft bevorrechteten Mächte Spanien und Portugal. Die Seetüchtigkeit hatten sie durch kühne Unternehmungen in den arktischen und subarktischen Gewässern des Atlantischen Ozeans erreicht; den Kampf führten sie, gemeinsam oder vereinzelt, in südlichern Gewässern, zum Teile den heimischen, zum Teile den westindischen.

Das ist die große Zeit der Kriege Englands und Hollands gegen die „unüberwindlichen" Flotten Philipps II.; es ist gleichzeitig auch die politisch kaum minder folgenreiche Zeit des privilegierten Seeraubs von Angehörigen aller drei nördlichen Mächte in den ostamerikanischen Gewässern. Nord- und Ostsee haben ihre Wikinge, Vitalienbrüder und Likendeeler gehabt, das Mittelmeer seine Riffpiraten. Hier wie dort war die Seeräuberei heftig genug oder

Digitized by Google

von so langer Dauer, daß sie nicht übersehen werden darf; doch wurde sie von gänzlich außerhalb der Gesetze Stehenden getragen, die jedermanns Feind, niemandes Freund waren und alle Welt schädigten, wo und wie sie konnten, die daher niederzuschlagen und auszurotten auch jedermanns Pflicht war. Anders auf dem Atlantischen Ozeane des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Aus ihm einen Ausgang nach dem Reichtum spendenden Osten der Alten Welt zu gewinnen, galt auch nach der Erkennung Amerikas als eines selbständigen Erdteils noch als Lebensfrage für die im letzten Jahrhundert mächtig herangewachsenen nordwesteuropäischen Mächte. Möglich war dieser Ausgang nach all den schlimmen Erfahrungen am Pole nur im Süden; ihn dort zu erzwingen, war ferner nur möglich durch Vernichtung seiner beiden Herren selbst. Unternommen und durchgeführt wurde diese einerseits durch offen geführte Kriege, außerdem aber durch den nicht nur heimlich geduldeten, sondern durch Regierung und Herrscher auch öffentlich unterstützten Seeraub. Nichts spricht lebhafter für die Wertschätzung dieses während der letzten Jahrzehnte der Königin Elisabeth ausgiebig benutzten Kampfmittels (vgl. Bd. II, S. 444) als die Standeserhöhungen der Sir Thomas Cavendish, Sir Francis Drake, Sir John Hawkins, Sir Walter Raleigh; am 4. April 1581 ging zu Deptford an der Themse die jungfräuliche Königin an Bord von Drakes Schiff, der vom spanischen Gesandten des Seeraubs auf seiner soeben vollendeten Erdumseglung beschuldigt worden war, und schlug ihn zum Ritter.

Mit dem ununterdrückbaren Streben der Nordwesteuropäer nach dem Osten der Alten Welt hängt es innig zusammen, daß der Kampf um die Seegeltung nur kurze Zeit auf den Atlantischen Ozean beschränkt blieb; kaum waren England und Holland flügge geworden, so finden wir beide im fernen Indien, an der Westküste Amerikas, kurz überall, wo es Gelegenheit gab, den beiden ältern Kolonialmächten die fetten Bissen ihrer ersten und wertvollsten Kolonien zu entreißen. Bereits 1595 ging Cornelis de Houtman (Bd. II, S. 441) mit vier holländischen Schiffen nach Java und den benachbarten Inseln; wenig später folgten ihm die Engländer, 1616 dann auch die Dänen (ebenda, S. 442). Mit diesem Ausgreifen der nordwesteuropäischen Mächte über den Bereich des Atlantischen Ozeans hinaus verlor dieser natürlich zwar seinen Charakter als des Kriegsschauplatzes, der er ein volles Jahrhundert gewesen war — friedlicher ward es auf ihm in den folgenden zwei Jahrhunderten gleichwohl nicht; im Gegenteile: der Kampf, der nach dem Hinausdrängen der Spanier und der Portugiesen aus ihrer Großmachtsstellung unter den siegreichen Gegnern entbrannte, wurde viel heftiger und anhaltender. Auch er spielt sich großenteils im Indischen Ozean ab; mindestens gleich stark ist jedoch auch das Atlantische Meer beteiligt.

Auf diesem bringt es die gewaltige Länge seiner beiderseitigen Küstenlinien, dann aber die allgemeine Verfestigung und Erstarkung der nordwesteuropäischen Staaten mit sich, daß im Laufe der letzten drei Jahrhunderte Ort und Heftigkeit des Kampfs um die Herrschaft auf ihm und an ihm sehr gewechselt haben, ebenso wie auch die Gegner. Unter diesen finden wir Portugal und Spanien noch lange nach ihrem schnellen Niedergange vertreten: rasch hintereinander fallen in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die portugiesischen Kolonien an der Küste von Oberguinea in die Hände der Holländer (Elmina 1637 erobert); 1642 gerät nach achtzehnjährigen Kämpfen Brasilien an Holland, um nach nur neunzehnjähriger Zugehörigkeit 1661 gegen eine Entschädigung von 8 Millionen Gulden an Portugal zurückgegeben zu werden; 1651 endlich legen die Holländer ihre Hand für anderthalb Jahrhunderte auf das wichtige Kap der Guten Hoffnung (s. die Karte bei S. 587). In Westindien hatte die Verteilung des spanischen Besitzes bereits 1621 mit der Gründung der Holländisch-Westindischen

Digitized by Google

Kompanie, dieser „Freibeuterbande auf Aktien", kräftig begonnen; im Laufe der nächsten Jahrzehnte ward die Mehrzahl der Kleinen Antillen dem alten spanischen Joch entrissen. 1655 bemächtigte sich Cromwell sogar Jamaicas. Die andern Großen Antillen sind erheblich länger spanisch geblieben: Haiti in seinem östlichen Teile bis 1821, Cuba und Puerto Rico gar bis 1898 (vgl. oben, S. 373).

Die Schar der nordwesteuropäischen Kämpfer zerfällt nach ihrem Wert in zwei Gruppen: England, Holland, Frankreich, die jedes mit ungeheurer Anspannung der Kräfte die Herrschaft über den Atlantischen und den Indischen Ozean erstrebt haben, und Dänemark, Schweden, Preußen, die in engem Rahmen lediglich wirtschaftliche Zwecke verfolgten. Ihre Bestrebungen an den Küsten Afrikas (Bd. III, S. 481/82) belegen die damals allgemein eingetretne Bewertung transozeanischer Unternehmungen, und im Leben der betreffenden Staaten stellen sie mehr oder minder bedeutungsvolle Haltepunkte dar; im Leben des Atlantischen Ozeans sind sie jedoch alle eine schnell vorüberrauschende, gegenüber dem Riesenkampfe zwischen den drei andern belanglose Erscheinung.

a) Die Bedeutung der Navigationsakte.

In seinen Anfängen geht dieser Kampf, soweit er zwischen Holland und England ausgefochten worden ist, bis auf die Gründung der Englisch-Ostindischen Kompanie zurück; hell auflodert er hingegen erst mit der Verkündigung der Navigationsakte durch Oliver Cromwell am 9. Oktober 1651 (vgl. Bd. VII, S. 99—101). Von diesem Tag an ist das geschichtliche Thun Altenglands in jedem seiner Schritte von dem Bestreben erfüllt, Hollands Übergewicht zunächst in den heimischen Gewässern, dann auf dem Atlantischen Ozean überhaupt, in letzter Linie schließlich im Indischen Ozeane zu brechen. Die drei gewaltigen Seekriege von 1652—54, 1664—67 und 1672—74 sind der klarste Ausdruck dieses Bestrebens, das zwar mit keinem unbestrittnen Erfolge der Briten, wohl aber mit einem Gleichgewichtszustande zwischen beiden Staaten endete, der England ohne weiteres in den Stand setzte, an den zweiten Teil seiner Aufgabe, die Niederschmetterung Frankreichs und die Erlangung der Welthandelsherrschaft, heranzutreten. Dieser in seinen Endzielen zweifellos großartigste Kampf der neuern Zeit setzt 1688 mit dem dritten Raubkriege Ludwigs XIV. ein und dauert, mit Unterbrechungen, bis zum Wiener Kongreß (1815). Sein Schauplatz ist durchaus nicht einheitlich. Der Kampf um den Indischen Ozean spielt sich auf dem Boden der vorderindischen Halbinsel ab (1740—60), der Kampf um die Sicherung des Wegs nach jenem Ozean in Ägypten (1798 bis 1801) und am Kap der Guten Hoffnung (1806); die Haupttreffen werden indessen stets nur an und auf dem Atlantischen Ozean geschlagen, dessen politische und kommerzielle Beherrschung zu einer Zeit, wo es weder Dampfschifffahrt noch Sueskanal gab, ausschlaggebend war für die Beherrschung der Welt überhaupt.

Die wachsende Erkenntnis dieser Bedeutung des Atlantischen Meers läßt sich deutlich selbst aus anscheinend nebensächlichen Vorkommnissen herauslesen. 1662 kam das portugiesische Tanger als Brautschatz der Infantin Katharina bei deren Vermählung mit Karl II. an England; da es mehr kostete, als es einbrachte, gab man es 1684 wieder auf. Zwanzig Jahre später dachte man in England schon wesentlich anders, wie die am 3. August 1704 erfolgte Eroberung des gegenüberliegenden Gibraltars, mehr aber dessen seither oft und unter schwierigen Verhältnissen durchgeführte Verteidigung lehrt. Und wäre Tanger heute englisch, es würde nicht aufgelassen werden, selbst wenn es das Vielfache des jährlichen Zuschusses von 40,000

Digitized by Google

Pfund Sterling verschlänge, den England seit zwei Jahrhunderten für Gibraltar geleistet hat. Auch Englands Verhalten zu der einsamen Insel Sankt Helena ist bezeichnend für die wachsende Wertschätzung des Atlantischen Ozeans. Schon 1502 war das Eiland von den Portugiesen entdeckt worden; sie hatten sich indessen, ganz nach ihrer Gewohnheit, mit der Erbauung einer kleinen Kirche begnügt, die gegen 1600 von den Holländern zerstört ward. Von diesen ging es 1650 an die Englisch-Ostindische Kompanie über, die dem strategischen Werte durch Anlegung des Forts Saint James bald gerecht wurde. Die richtige Einschätzung erfuhr die Insel jedoch erst nach der Begründung der britischen Landherrschaft am Indischen Ozean und in Australien, also vom Ausgange des 18. Jahrhunderts an. Wie die dauernde Besetzung des Kaplands mit dieser Begründung des großartigsten aller Kolonialreiche aufs innigste zusammenhängt (Bd. II, S. 595), so führt auch die Übernahme Sankt Helenas durch die britische Regierung 1815 in letzter Linie auf die Notwendigkeit zurück, auf dem wichtigen Wege nach jenem Kolonialreiche auch mitten im Ozean einen stets zugänglichen Stützpunkt zu besitzen. Erst nach der Eröffnung des Sueskanals hat dieser seinen alten Wert zu gunsten der mittelmeerisch-erythräischen Reihe Gibraltar-Malta-Cypern-Ägypten-Perim-Aden verloren.

b) Die Bedeutung der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

Mit dem Indischen Ozeane hat der gesamte östliche Atlantische Ozean den Zug gemeinsam, geschichtlich der Vorhof zum Stillen Ozean gewesen zu sein. Das lehrt die Geschichte seiner Entschleierung, das zeigt auch die eben geschilderte wachsende Wertschätzung seiner wichtigsten strategischen Punkte; rein atlantische Züge finden wir hier erst nach der Außerdienststellung der großen Schiffahrtsstraße um das Kap.

Auf seiner Westseite beginnt der Ozean geschichtliches Eigentum zwar bedeutend früher zu entwickeln und zu hegen, doch auch nicht so früh, wie man nach dem Gange der Entdeckungsgeschichte Amerikas erwarten könnte. Die Ursachen dafür sind im romanischen Süd- und Mittelamerika das spanische und portugiesische Kolonialsystem, das eignes wirtschaftliches, politisches und geistiges Leben nirgends erstehen ließ, im englisch-französischen Nordamerika aber die langsame, durch viele Rückschläge hintangehaltne Entwicklung aller Kolonien überhaupt Es bedurfte unter diesen Verhältnissen erst eines weltgeschichtlich so bedeutenden Ereignisses wie der Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Unionsstaaten, um die Herausbildung eignen Lebens zu beschleunigen.

Der Beginn des nordamerikanischen Freiheitskriegs ist auch in andrer Beziehung ein Wendepunkt in der Geschichte des Atlantischen Ozeans. Vom Vertrage von Tordesillas an (S. 598) hatte Spanien die unumschränkte Herrschaft über seine weiten Flächen erstrebt. In dem Augenblicke, wo es seinen gefährlichsten Nebenbuhler England vom Boden seines zweitgefährlichsten, von Holland aus, anzugreifen vermochte (gegen 1600), war es der Verwirklichung seines Traums nahe gerückt. Für den nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans erreicht war dasselbe Ziel dagegen mit dem Pariser Frieden von 1763 durch England, das nach der Verjagung der Franzosen vom nordamerikanischen Festlande mindestens den nordhemisphärischen Teil dieses Ozeans thatsächlich als sein Meer betrachten durfte: der letzte Fall eines mare clausum im größern Stile, gleichzeitig auch das erste Mal, daß England ein bestimmtes Ziel seiner seit zwei Jahrhunderten eisern durchgeführten Überseepolitik erreicht hatte. Gedauert hat dieser für nachkolumbische Verhältnisse merkwürdige Zustand in reinster Form nur dreizehn Jahre. Mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, 1776, hört zwar die

Digitized by Google

unbestrittne Herrschaft über den Atlantischen Ozean nicht sofort auf; mit jenem jungen Staatswesen ist jedoch der Keim zu Verhältnissen gelegt, die Englands überragende Stellung erheblich zu ihrem Nachteile veränderten und die Weltstellung des nördlichen Atlantischen Ozeans überhaupt von Grund aus *umgestalteten*. Bis dahin waren alle weltgeschichtlichen Strahlen von der Alten Welt über ihn hinaus nach Westen verlaufen; von jetzt an strahlt dieser Westen auch selbsttätig zurück, zunächst zwar nur spärlich, im 19. Jahrhundert aber schon kraftvoll. Dem Europa des beginnenden 20. Jahrhunderts endlich kommen diese Strahlen vielfach bereits zu stark und unangenehm zum Bewußtsein.

c) Die Bedeutung der Koalitionskriege.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg ist insofern ein Stück des großen franko-britischen Kampfes um die Weltherrschaft, als jener seinen für die Union glücklichen Ausgang wesentlich der französischen Unterstützung zu verdanken gehabt hat; das Gefühl der Rache für die im Pariser Frieden von 1763 von England erlittnen Demütigungen und zahlreichen Gebietsberaubungen war zu mächtig gewesen. England ist dem Franzmanne seine Wiedervergeltung nicht schuldig geblieben; und nicht nur hat es den eigentlichen Gegner für lange Zeit als Seemacht völlig vernichtet, sondern auch für einen großen Teil des angebrochnen Jahrhunderts sich die Alleinherrschaft über alle Meere der Erde überhaupt in die Hände gespielt. Nach der kurzen Herrschaft von 1763—76 über den Atlantischen Ozean ist das Dominium über das Weltmeer nach 1815 die glänzendste Zeit im Leben des Inselvolks, das für seine großartigen Erfolge zwar den Vorzug einer einzig günstigen geographischen Lage hat, anderseits aber auch sich des in der Völkergeschichte nicht gerade häufigen Vorzugs rühmen darf, seine *eignen Interessen* nicht nur stets *rechtzeitig erkannt*, sondern sie auch stets *einsichtsvoll gewahrt* zu haben.

Die *Erkenntnis* dieses Grundsatzes der auswärtigen Politik Englands hat sich angesichts seines Verhaltens in den Koalitionskriegen gegen die Revolution und Napoleon um 1800 erst *spät Bahn gebrochen*; nicht jeder hatte das seine historische Gefühl wie Goethe, der als besonders beachtenswerten Gewinn, den er aus der Lektüre des Walter Scottschen Geschichtswerks über Napoleon Bonapartes Leben gezogen habe, die Erkenntnis bezeichnete, daß England nie für andre als englische Interessen eingetreten sei. Die allgemeine Anschauung sah lange Zeit in dem England zwischen 1795 und 1815 lediglich den *Vorkämpfer* für die Unabhängigkeit Europas von dem anmaßenden, streitsüchtigen Frankreich. Man erkannte wohl an, daß die aus Anlaß der Verknüpfung Hollands mit Frankreich 1795 erfolgte Vernichtung der holländischen Kauffahrtei- und Fischerflotte und die aus dem gleichen Anlasse zwischen 1795 und 1801 durchgeführte rücksichtslose Wegnahme fast sämtlicher holländischen Kolonien keinen andern Zweck verfolgten, als den immer noch gefährlichen und lebensfähigen alten Gegner diesmal für immer vom Weltmeere zu verbannen; man verstand auch den Endzweck sämtlicher kriegerischen Maßnahmen Englands, die auf die Vernichtung der im Aufkeimen begriffnen französischen Seemacht abzielten. Hingegen den eigentlichen Endzielen des Inselreichs nach Verhängung der Kontinentalsperre stand der Durchschnittseuropäer der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verständnislos gegenüber. Unter dem Banne der Persönlichkeit Napoleons staunte er alle Schritte Englands bewundernd an als lediglich gethan zur Befreiung des Festlands vom korsischen Joch. Ob diese Schritte in der als Gegenmaßregel verständlichen Unterbindung der kontinentalen Kauffahrteischifffahrt, der Wegnahme der noch übrigen überseeischen holländischen

Digitized by Google

Kolonien oder schließlich selbst in der Vernichtung oder Wegführung der überhaupt noch vorhandnen Kriegsflotten Italiens, Spaniens, Dänemarks und Hollands bestanden, das war von diesem Gesichtspunkt aus gleichgiltig. Gegenüber der Niederzwingung des furchtbaren Gegners war eine Untersuchung der Beweggründe und der Wirkungen auf den Befreier unangebracht, selbst wenn die offenkundigste dieser Wirkungen in einer so ausgesprochnen Alleinherrschaft zur See bestand, wie England sie nach Vollbringung seiner durch zwanzig Jahre so „opfermutig" geführten Mission besaß.

C. Der Atlantische Ozean nach den napoleonischen Kriegen.

Mit den beiden Pariser Friedensschlüssen vom 30. Mai 1814 und vom 20. November 1815 oder mit der Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 tritt der Atlantische Ozean in einen neuen Abschnitt seiner geschichtlichen Rolle ein. England hatte sich in jenen Verträgen zwar bequemt, aus der kolonialen Beute der letzten zwanzig Jahre einiges wieder an die ehemaligen Herren zurückzugeben. Was aber wollte dieses wenige besagen gegenüber dem nach Umfang, wirtschaftlichem und strategischem Werte gleich schätzenswerten Zuwachs, den das Inselreich allein am und im Atlantischen Ozean zu verzeichnen hatte; wog doch schon das Kapland und die damit untrennbar verknüpfte Anwartschaft auf ganz Südafrika schwerer! Tabago und Santa Lucia in Westindien, Guayana in Südamerika waren unter diesen Umständen als Zugaben zu betrachten, die für England um so willkommner sein mußten, als diese Besitzungen zwar keinen Ersatz für den unverwindbaren Verlust der nordamerikanischen Kolonien darstellten, wohl aber eine Vergrößerung der Operationsfläche, von der aus man der Entfaltung des kraftvoll einsetzenden neuweltlichen Eigenlebens mit Ruhe entgegensehen konnte. Das Felseneiland Helgoland aber, das 1814 für 76 Jahre mit England vereinigt ward, war trotz seiner Winzigkeit nur zu gut geeignet, nicht nur das Skagerrak, sondern vor allem die Weser- und die Elbmündung kommerziell zu überwachen und strategisch zu beherrschen: eine Art von Vormundschaft über das nur langsam erwachende Deutschland und das nur mühsam sich erholende Dänemark.

Die Vormachtstellung Englands zur See nach dem Abschlusse der großen europäischen Kriege war zu stark, der im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts geknüpften überseeischen Fäden waren ferner zu viele, als daß das thatkräftige Volk die Gunst seiner augenblicklichen Lage nicht über den ganzen Erdball hin hätte ausnutzen sollen. Die Zeit der unumschränkten Herrschaft des durch den 1755—63 gegen Frankreich geführten Krieg geschwächten Inselreichs über den Atlantischen Ozean war für die Durchführung überseeischer Unternehmungen zu kurz gewesen; nach 1815 aber stand es allein unter allen Mächten nicht nur in ganzer Vollkraft da, sondern es hatte jetzt auch den Vorteil, den langen Zeitraum bis zur Kräftigung der übrigen ganz nach Belieben und bestem Ermessen ausnutzen zu können. Damals hat Großbritannien sein indisches Kolonialreich nach allen Richtungen ausgebaut, in Australien ein ebenso wertvolles neu gegründet, sich in Südafrika und an den wichtigsten Uferstellen des Indischen Ozeans häuslich eingerichtet (vgl. Bd. II und III). Für den altbefahrnen Atlantischen Ozean hat England im Angesichte jener sein ganzes Augenmerk beanspruchenden Unternehmungen während dieser Zeit nur wenig Muße übriggehabt: die Besetzung der Falklandinseln zur Sicherung der Magalhães-Straße im Jahre 1833, die Festsetzung in Lagos als dem gegebnen Ausgangsthore des sudänisch-innerafrikanischen Gebiets im Jahre 1861, schließlich der Beginn oder die Fortführung eines beschränkten Handels an verschiednen andern

Digitized by Google

Punkten der Westküste Afrikas — das waren damals die einzigen Äußerungen des britischen Interesses an atlantischen Ufern.

a) Der Westrand.

Ein Wachsen der internationalen Würdigung des Atlantischen Ozeans tritt erst durch das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von neuen Vorkommnissen ein. Das am frühsten sich bemerkbar machende ist die überraschend schnell wachsende Ausnutzung der Dampfkraft für die transatlantische Fahrt. Sie brachte nicht nur für den Güterverkehr die beiden Ränder des Ozeans gegenüber der alten Segelfahrt um ein Mehrfaches näher, sondern kam vor allem dem Personenverkehre zu gute: eine Auswanderung, wie sie seit etwa 1840 von Europa aus nach der Neuen Welt erfolgt ist, war möglich nur mit Hilfe der Dampfschifffahrt.

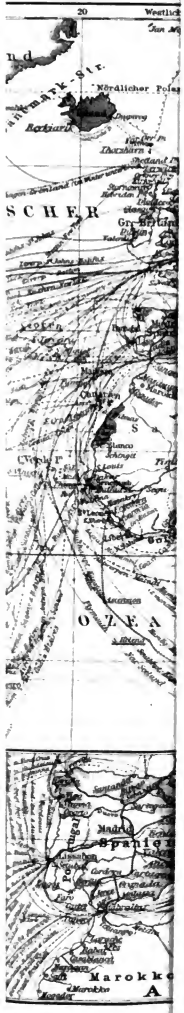
Die wirtschaftliche und politische Tragweite der nach ihrer Massenhaftigkeit wie der Einheitlichkeit des Ziels durchaus neuzeitlichen Erscheinung der Auswanderung nach dem Uniongebiete konnte den europäischen Mächten der zwei Drittel des 19. Jahrhunderts noch nicht in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein kommen, trotzdem sie bereits früh die allgemeine Aufmerksamkeit der von ihr hauptsächlich betroffnen Staaten auf sich zog. In jeder der beiden Richtungen, auch über den Ozean herüber, konnte sie sich erst bemerkbar machen, nachdem sich das jugendliche Gebilde der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einem wirklichen Staatskörper verfestigt und seine rasch wachsende, aus aller Herren Länder herbeiströmende Bevölkerung begonnen hatte, infolge einer innerhalb der Menschheitsgeschichte einzig dastehenden Verschmelzung eine neue Rasse, den Yankee, herauszubilden, nachdem endlich von dem neuen Volke die ungeheure Fülle der natürlichen Reichtümer des weiten Lands thatkräftig ausgebeutet wurde.

Infolge einer beispiellos schnellen Entfaltung ist dieser für den Atlantischen Ozean wie für die gesamte Erdoberfläche hochbedeutsame Zeitpunkt erheblich früher eingetreten, als nach menschlichem Ermessen anzunehmen war. Bereits 1812 hatte das kaum der ersten Kindheit entwachsene Staatswesen der Union aus handelspolitischen Gründen dem seegewaltigen England den Krieg erklärt (vgl. Bd. I, S. 494 f.). Es schnitt indessen nicht sehr rühmlich ab und hat den ersten Versuch eines überseeischen Ausgriffs mit einer langen, recht verständigen Selbstbeschränkung auf seine innern Angelegenheiten gebüßt; lediglich die Verkündigung der Monroe-Lehre am 2. Dezember 1823 (ebenda, S. 523) könnte man als einen den Atlantischen Ozean innig berührenden politischen Akt ansprechen. In die That ist aber auch sie bisher noch nicht umgesetzt worden, trotz der eigennützigen mexikanischen Pläne Frankreichs von 1861 (Bd. I, S. 532) und trotz angeblicher Absichten Englands und Deutschlands auf südamerikanischen Boden, wie sie wieder während der venezolanischen Wirren (S. 356) in der amerikanischen Presse verbreitet worden sind. Diesem Gefühl ihrer militärischen und seemännischen Unzulänglichkeit ist es auch in erster Linie zuzuschreiben, daß die Union überseeische Thaten zunächst auf dem europafernen Stillen Ozeane zu verzeichnen hat, trotzdem dieser noch immer ihre geschichtliche Rückseite bildet. Schon in den 1870er Jahren sicherte sie sich Einfluß auf Hawaii (Bd. II, S. 315), während sie zur selben Zeit auf Samoa festen Fuß zu fassen versuchte (ebenda, S. 319). Ähnliche Schritte auf der atlantischen Seite hat sie erst gewagt, nachdem sie in Bevölkerungszahl und Hilfsquellen unter die ersten Staaten der Erde aufgerückt war. Und selbst dann war es nur das altersschwache Spanien, gegen das sich ihr Angriff richtete.

Der Kampf von 1898 (S. 373) ist die erste größere überseeische That der Vereinigten Staaten. Dadurch haben sie offenkundig mit der bis dahin durchgeführten Beschränkung auf

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

eignes Staatsgebiet gebrochen; lediglich deswegen kommt sie für die Mitwelt in Frage, nicht wegen der dabei gezeigten militärischen Leistungen: ähnlichen wird jede europäische Großmacht bis auf weiteres gewachsen sein, zu Wasser wie zu Lande. Viel bedenklicher als dies kriegerische Ausgreifen ist für die Kulturvölker Europas vielmehr die fast in geometrischer Progression wachsende wirtschaftliche Entwicklung Nordamerikas. Sie hat es zunächst mit sich gebracht, daß die heimische Produktion auf vielen Gebieten heute nicht nur den persönlichen Bedarf deckt, sondern in rasch steigendem Maß in Asien, Afrika und der Südsee den europäischen Erzeugern einen fühlbaren Wettbewerb bereitet oder sie sogar in ihren eignen Gebieten erfolgreich aufsucht; die ungeheure Fülle an wirtschaftlichen Machtmitteln hat aber außerdem dazu geführt, sogar die bisherige Art des transatlantischen Schifffahrtsverkehrs wesentlich zu gunsten der Vereinigten Staaten abzuändern. Zwar schwächer an Zahl kann die schon jetzt verwirrend dichte Masse der den Atlantischen Ozean überspannenden Dampfer- und Seglerlinien (s. die beigeheftete „Weltverkehrskarte") unter der 1902 zur Thatsache gewordnen thätigen Mitwirkung des nordamerikanischen Großkapitals nicht werden. Aber das größere oder geringere Ausmaß der amerikanischen Kontrolle über den gesamten englischen und einzelne Teile des festländischen transatlantischen Verkehrs bedeutet sicherlich schon jetzt eine Schwächung der europäischen Vormachtstellung.

Seines bisher rein altweltlichen Charakters ist damit der Atlantische Ozean entkleidet zu gunsten des Charakters eines großen Mittelmeers. Auf die Herausbildung eines solchen scheint nach allem, was uns die Geschichte lehrt, die Entfaltung der neuern cis- und transatlantischen Verhältnisse greifbar hinzudeuten. Unser europäisches Mittelmeer und die Ostsee sind wegen ihrer räumlichen Kleinheit vielleicht nicht ganz einwandfrei damit zu vergleichen; doch ist die Geschichte ihrer Ufer in den Hauptzügen genau dieselbe. Einerlei, ob wir an jenem die Phönike und Punier, die ionischen Griechen oder die modernen Franzosen, an diesem die Hanseaten oder die Schweden betrachten — hier wie dort finden wir zunächst eine schüchterne Besetzung der gegenüberliegenden Uferstrecken: von Phönikien aus die der karthagischen, von Griechenland aus der kleinasiatischen, von Frankreich aus der algerischen und tunesischen, von Schweden aus der finnischen und esthländischen. Langsam entwickelt sich daraus ein dauernder Verkehr, der lange Zeit hindurch einseitig nur vom Mutterlande getragen wird. Erst als dritte Stufe tritt dann der Eigenverkehr und das Eigenleben der Tochtergebilde hinzu; an räumlicher Ausdehnungsfreudigkeit und kühnem Wagemute des ersten, an wirtschaftlicher Ausgestaltung und Ausnutzung des andern haben sowohl Punier wie kleinasiatische Griechen ihre Muttervölker übertroffen.

Wendet man den Schluß der Vergleichung auf den Atlantischen Ozean an, so gestaltet sich für das alternde Europa die Voraussicht trüb; schon heute möchte wohl mancher den einst nach Westen zu uferlosen Okeanos als ein künftiges Mare clausum von Yankees Gnaden bezeichnen. Jedenfalls sind die Zeiten, wo die Gesamtheit der europäischen Mächte den Atlantischen Ozean als ihre altangestammte Domäne mit Recht betrachten konnte, unwiederbringlich vorüber. Wahrscheinlich werden ja nach Eröffnung des mittelamerikanischen Kanals der Stille Ozean und seine Randländer mehr als bisher in den Vordergrund treten (Bd. I, S. 605); doch die Gesamtrichtung des amerikanischen Lebens wird auch fernerhin dem Atlantischen Ozean und Europa zugekehrt bleiben.

Der Grund dafür ist sowohl geschichtlicher wie geographischer Natur. Geschichtlich überspannen den Atlantischen Ozean die engsten Völker- und Staatenbeziehungen. Allerdings

Digitized by Google

liegen für die schnelllebige Neuzeit die Gründungsjahre der süd- und der nordamerikanischen Kolonien heute schon recht weit zurück; aber noch heute betrachten sich Brasilien als eine Tochter Portugals, die Union und Kanada als eine cisatlantische Schöpfung. In seiner Abhandlung „Das Meer als Quelle der Völkergröße" (1900) weist Friedrich Ratzel darauf hin, daß sich diese alten verwandtschaftlichen Beziehungen immer noch in voller Größe widerspiegeln: im Fiskaljahre 1890/91 gingen nach den Vereinigten Staaten durch New Orleans 2,4 Prozent, durch San Francisco 6 Prozent, durch die großen Häfen der atlantischen Küste aber nicht weniger als 81,5 Prozent der Einfuhr. Und noch heute liegen, trotz der raschen Entfaltung des Westens, die volk- und verkehrsreichsten Kolonien und Staaten Nordamerikas am atlantischen Rande; noch heute findet man die größten Städte, die hervorragendsten politischen und geistigen Mittelpunkte auf diesem Europa zugekehrten Gestade.

In diese Untrennbarkeit der geschichtlichen Beziehungen klingen geographische ohne weiteres mit hinein. Für unsre modernen Schnelldampfer spielt die größte Breite selbst des Stillen Ozeans gegenwärtig eine nur wenig merkbare Rolle; aber diese leichte Überwindung von Raumgrößen kommt ebensogut auch den engern Meeren zu. Der Indische und der Stille Ozean sind in ihrer ganzen Erstreckung für die Menschheit erst erschlossen worden, seitdem diese den Dampf in ihre Dienste gestellt hat. Bei dem Atlantischen Ozeane liegt die Erschließung ungleich weiter zurück; doch in weit stärkerm Maß als die beiden andern Ozeane hat er von dem neuen Verkehrsmittel Nutzen gezogen. Der Vorzug der nachbarlichen Gegenüberlage seiner Gestade hat eine ausgedehnte Segelfahrt seit 1492 begünstigt; der gleiche Vorzug kommt der Dampferfahrt auch heute noch in ungeschwächtem Maße zu gute. Die allgemeine Verkürzung der Verkehrslinien ist nicht nur eine geographische Erscheinung: sie bringt die Länder und Erdteile vielmehr auch politisch und wirtschaftlich näher. England und Nordamerika sind nicht bloß anthropologisch und ethnographisch am meisten miteinander verwandt, sondern sie pflegen auch heute noch den größten Warenaustausch zweier Länder überhaupt. Die Verengerung des Atlantischen Ozeans zwischen den Gestaden beider Länder ist für beide Erscheinungen sicherlich nicht die letzte der Ursachen.

b) Der Ostrand.

Wie im Westen des Atlantischen Ozeans die technische Errungenschaft der Dampfschifffahrt und die politisch-wirtschaftliche der Entfaltung der Vereinigten Staaten seine Bedeutung ungeahnt vergrößert haben, so erfüllen in seinem Osten die ebenfalls technische Leistung der Verbindung von Mittel- und Rotem Meer und die politische Errungenschaft der Erstehung des Deutschen Reichs denselben Zweck. Für den gesamten Süden des Ozeans bedeutet die Eröffnung des Sueskanals zunächst eine entschiedne Schädigung: schon vom Anfange der 1870er Jahre an veröden die alten Dampferstraßen von Europa aus ums Kap nach dem Indischen und dem Stillen Ozeane; geblieben sind lediglich die dem Transporte von Massengütern dienenden Seglerlinien nach dem Süd- und Ostrand Asiens und die den direkten Verkehr mit Europa vermittelnden Dampferlinien der afrikanischen Westküste. Trotz dieses den östlichen Ozean schädigenden Aufkommens der westöstlichen Welthandelsstraße ist der Sueskanal in gewissem Sinn als der Urheber der neuerdings eingetretnen höhern Bewertung des östlichen Atlantischen Ozeans und seiner Randländer zu betrachten. Sicherlich hat nicht erst und allein die Eröffnung der (für Segler unzugänglichen) Schiffahrtsstraße durch die alte Festlandschwelle vor dem Roten Meere das Zeichen gegeben zu jenem fast plötzlichen Aufblühen der ozeanischen

Digitized by Google

Großschifffahrt, das für die Mitte der 1870er Jahre ebenso bezeichnend ist wie der damals einsetzende Rückgang der Segelfahrt; zweifellos ist jene Zunahme vielmehr den Fortschritten der Schiffsbautechnik zuzuschreiben. Thatsache ist aber, daß seit jener Zeit die bis dahin so europafernen Flächen des Indischen und des Stillen Ozeans den seefahrenden Nationen Europas, die nicht, wie England und Holland, seit fast drei Jahrhunderten auf ihnen zu Hause waren, erst eigentlich ins Gesichtsfeld gerückt worden sind; nur eines leisen Anstoßes bedurfte es für diese Mächte, um von der bloßen Handelsbethätigung zur kolonialen Gebietsergreifung überzugehen.

Diesen Anstoß fast in allen noch der Verteilung harrenden Gebieten der Erdoberfläche gegeben zu haben, ist das geschichtliche Verdienst Deutschlands gewesen, nicht des „geographischen Begriffs“ von ehedem, sondern des geeinten neuen Reichs, dem Eile not that, wollte es bei der Teilung der Erde nicht ganz leer ausgehen. Daß zu dieser Teilung, soweit sie die Inseln und Randländer der beiden östlichen Ozeane betraf, alle alten und neuen Kolonialmächte sofort zur Stelle waren, entspricht der durch den neuen Verkehrsweg geschaffnen Sachlage, die jene Gegenden ohne weiteres im Werte sehr hatte steigen lassen. Für die dem Handel kaum noch oder kaum erst erschloßne Westküste des dunkeln Erdteils waren derartige Lockmittel nirgends vorhanden; sie hätte sicherlich auch weiter hingedämmert, wäre nicht durch die überraschende Festsetzung Deutschlands auf verschiednen Punkten des langen Gestades ebenso plötzlich die Aufmerksamkeit der Andern dorthin gelenkt worden. Der Boden ist dort so schnell im Werte gestiegen, daß schon nach Jahresfrist kein Fuß breit des sandigen Strands mehr herrenlos war. Seitdem ist nun auch das ganze Innere des durch vier Jahrhunderte fast unberührt gebliebnen Afrika unter die Träger der modernen Weltpolitik aufgeteilt worden. Die Massigkeit und Jugend des Gebiets bedingt es, daß sich der Hauptteil seiner geschichtlichen Kindheit in ihm, hinter den Dünen und Mangrovenwäldern seiner Küste abspielt; dennoch hat die politische Neuentdeckung, die in der Gegenwart mit wirtschaftlicher Erschließung gleichbedeutend ist, auch den anliegenden Teil des Atlantischen Ozeans in einer Weise wieder ins Vordertreffen des großen weltwirtschaftlichen Kampfs gerückt, die noch vor zwei Jahrzehnten ganz undenkbar erschienen wäre. Er ist nicht mehr der Weg des großen westöstlichen Verkehrs, wohl aber der Träger eines nicht unbedeutenden südnördlichen Handels.

4. Rückblick.

Die Betrachtung der universalgeschichtlichen Bedeutung des Stillen und des Indischen Ozeans mußte sich mit gewaltigen Zeiträumen befassen; den Größenverhältnissen des Stillen Ozeans entsprechend, faßte sie bei diesem gleichzeitig auch ungeheure Flächen ins Auge. Beim Atlantischen Ozean ist beides anders: Zusammendrängung nach Zeit und Ort ist der Hauptzug seines geschichtlichen Gesichts. Fremd ist ihm die rassenbildende Kraft des Stillen Ozeans, fremd auch die Völkerdurchdringung und Völkerverschiebung im Osten und Norden des Indischen Ozeans; er ist bis auf die Neuzeit eine Kluft in der Ökumene. In die beglaubigte Menschheitsgeschichte tritt er zwar bereits vor Jahrtausenden ein, aber lediglich als kaum betretnes, endloses und gefürchtetes Grenzgebiet, dessen fast inselloße Fläche man früh mit phantastischen Landgebilden zu bedecken begann, deren wachsende Anzahl und liebevolle Behandlung in langen Jahrhunderten die Art seiner Einschätzung deutlich offenbart.

Die Bezwingung des Ozeans gelang zum erstenmal an einer Stelle, deren Gliederung die Überfahrt begünstigte, deren sonstige Beschaffenheit aber nautische Fähigkeiten voraussetzte,

Digitized by Google

wie sie nur in harter Schule erworben werden können. Zu einer solchen Schule wird ein volles Jahrhundert hindurch der nördliche Atlantische Ozean jenen Völkern, die gehalten waren, abseits zu stehen, selbst nachdem sich infolge der Entschleierung der Neuen Welt und der Klarstellung ihrer hydrographischen Verhältnisse durch zwei begeisterte und vom Glück begünstigte Nationen des Südens die der Kulturarbeit des Weißen harrenden Gebiete um ein Vielfaches vergrößert hatten. In der Folge sind weder Begeisterung noch Glück für den Erfolg dieser Arbeit maßgebend; als Sieger über alle und als Beherrscher des Atlantischen Ozeans und der Meere überhaupt geht vielmehr das englische Volk hervor, das, jener arktischen Schule stets am meisten eingedenk, darüber hinaus die Wahrung seiner eignen Interessen unter allen Umständen zum Leitstern seiner Maßnahmen gemacht hat.

Das Dominium des Atlantischen Ozeans, das dieses Volk mehrfach errungen hat, ist heute nicht mehr aufrecht zu halten, ebensowenig wie das Dominium über irgend ein andres Meer. Die Unmöglichkeit beruht zunächst in der Eigenart der modernen, auch zur See beachtenswerten Großmächte, dann in der drohenden Nachbarschaft der Union. Deren auf Grund einer glänzenden Entfaltung neuerdings eingeleitete Ausgriffe über See haben den Atlantischen Ozean aufhören lassen, ein altweltliches Randmeer, der Okeanos, zu sein — heute ist er ein Mittelmeer zwischen zwei Welten. Wie das kleine in die Alte Welt eingelagerte Becken des europäisch-afrikanischen Mittelmeers einst die leiblichen und geistigen Güter des Altertums an seine Ufer bannte, wie es der Vermittler, der Träger und der Erhalter einer persönlichen Kultur gewesen ist, so schlägt heute der Atlantische Ozean das für unsre erdumfassende Kultur Wesentliche namentlich an seinem nördlichen Ufer nieder, als ein unzerlegbares Bindeglied zwischen ihren beiden Hauptherden, als Träger und Vermittler einer neuen Kultur. Ob auch als ihr Erhalter? Was Indischer, was Stiller Ozean, was Ostsee und Mittelmeer der Menschheit in der Vergangenheit gewesen sind, läßt sich mit Muße verfolgen, was sie ihr in der Gegenwart wert sind, deutlich übersehen. Wie aber sie alle in der Menschheit künftigen Tagen sich zu ihr, wie sie sich zum Atlantischen Ozean, ihrem jüngsten und erfolgreichsten Nebenbuhler, stellen werden, das ruht in der Zeiten Schoße.

Digitized by Google

Register.

Aachen 496.
— Kongreß 82. 103— 105. 108.
Aargau 166.
Aasen, Ivar Andr. 521.
Abba Garima 374.
Abbas II. Hilmi 368.
Abbt, Thomas 474.
Abd el-Kader 170.
— ul-Hamid II. 372.
Abdullahi, Chalifa 368.
Abd ul-Medjid 237.
Abeken, Heinrich 325 f.
Abel, Karl von 176.
— Sigurd 548.
Aberdeen 483.
Abert, Joh. N. 575.
Abeſſinien 374.
About, Edmond 532. [gerle.
Abraham a Santa Clara, ſ. Me-
Abrantès, Herz., ſ. Junot.
Abſolutismus 235. 462.
Abſtammungslehre 546.
Abt, Franz 570.
Abukir 29.
Académie française 403. 428.
Accademia de' Lincei 403.
— della Crusca 403.
Accurſius 392.
Achard, Franz Karl 451.
Achenwall, Gottfried 447.
Acoſta, Joſ. 389.
Adam, Chr. Ad. 568.
Addington, ſ. Sidmouth.
Addiſon, Joſeph 404. 432. 464.
Adel 5. 7—10. 13. 16. 90. 133. 142. 272. 278. 314. 365. 385.
Adelung, Joh. Chr. 439. 477.
Aden 603.
Adolf, Herz. v. Naſſau 303. 378.
— Prinz v. Schaumburg 364.
Adriani, Giamb. (1513—79) 389.
Adrianopel, Friede (1829) 122.
Adua 374. [133. 162.
Affre, Denis Auguſte 209.
Afghaniſtan 89.
Afrika 89. 356. 368 f. 372. 374. 377. 585 f. 591. 602. 606 f.
— Erforſchung 544. 546. [610.
Ägidius von Rom 391.
Ägina 122.
Agnoſtizismus 558.
Agnozzi, G. B. 376.
Agrani, Landtag (1848) 197.
Agricola, Cn. Julius 592.
— ſ. auch Bauer, Georg.
Agrippa, Heinr. Cornelius 398.
Aguinaldo, Emilio 373.
Ägypten 32 f. 45. 160. 170. 317. 368. 544. 594. 602 f.
— Bonapartes Feldzug 28 f.
„Aide-toi" 125.
Air 545.
Aix 24.
— Île d' 81.
Akademie 402 f. 405. 485. 499 f.
Akarnanien 148.
Akka (Saint-Jean d'Acre) 29.
Akſakow, Brüder 542.
Akuſtik 450.
Alain (Alanus) ab Inſulis 387.
Alamanni, Luigi 423.
Alarcon, Pedro Antonio de 536.
— y Mendoza, Juan 426.
Alard, Delphin 572.
Albani, Francesco 408.
— Kardinal 144.
— Marie Louiſe 570. [273. 348.
Albert von England (Prinzgem.)
— von Sachſen 292. 309. 333 f. 362. 365.
Albert, Eugen d' 573. 579.
Albertus, Laurentius 388.
— Magnus 385.
Albrecht, Erzherzog 177. 190. 294 f. 322.
— Prinz von Preußen 364.
— Wilh. Ed. 146.
Albrechtsberger, Joh. Georg 566.
Albufera, Herz., ſ. Suchet.
Albuquerque, Affonſo d' 389.
Alchimie 395. 398.
Alcolea (1868) 323.
Aleardi, Aleardo Graf 534.
Alecſändrescu, Grigore 537.
Alecſändri, Vaſile 537.
Aldrovandi, Ulyſſe 395.
Aleman, Mateo 425.
Alembert, Jean Lerond d' 448.
Aleſſandria 32. 113. [453. 469.
Aleſſi, Galeazzo 406.
Alexander von Hales 382.
— von Heſſen 296.
Alexander zu Lippe 364.
— von Oranien 378.
— I. von Rußland 34. 37. 40—42. 45 f. 48. 50. 52. 54—60. 62. 64 f. 67—69. 71—73. 75. 78. 83—85. 90 f. 102. 104 f. 112 f. 115—117. 121. 131. 142 f. 161. 494.
— II. von Rußland 239 f. 265 f. 307 f. 335. 372. 494.
Alexandria 29. 368. 381. 384.
Alexandriſten 397.
Alfieri, Vittorio 165. 249. 533.
Alfons XII. u. XIII. v. Spanien
Algarotti, Francesco 533. [372.
Algebra 394.
Algier 48. 124. 133. 170. 241. 330.
Ali, Paſcha von Janina 114 f.
Alice von Heſſen-Darmſtadt 364.
Alim, Dok. 555.
Aliſon, Arch. 559.
Alkoholmonopol 375.
Allegri, Gregorio 417.
Allen, C. F. 556.
Allio, Donato 414.
Allori, Aleſſ. u. Criſt. 408.
Alma (1854) 238.
Almeida Garrett, João 537.
Alpiniſten 454.
al Raſchid Bey, ſ. Böhlau.
Alſen, Inſel 282.
Altamira, Raf. 559.
Altdorf 493. [151. 491.
Altenſtein, K. Frh. 53. 95. 98 f.
Altertumswiſſenſchaft 387. 437.
Altes Teſtament 421.
Alte Welt 590. 597. 604.
Althuſius, Johannes 444.
Altkatholizismus 352. 362.
Alvarus Pelagius 391.
Alvensleben, Guſtav von 334.
— Konſt. von 332.
Amadeo, Prinz von Savoyen 372.
Amadis de Gaula (Wales) 422.
Amarante, Graf, ſ. Silveira.
Amari, Michele 560.
Amati, Nicola 420.
Amerbach 387.
Amerighi, ſ. Caravaggio. [598. 601.
Amerika 6. 538. 585. 589 f. 596.
— Entdeckung 389. 593.

Digitized by Google

Amicis, Edmondo de 535.
Amiens, Friede (1802) 34.
— Schlacht (1870) 342.
Ammanati, Bart. 406.
Amorim, Francisco Gomes de 537.
Amsterdam 487.
Anarchisten 542.
Anatomie 396. 455. 457.
— chirurgische (topogr.) 458.
— pathologische 458.
— der Pflanzen 455.
— der Tiere 456. [467.
Ancien régime 3—5. 7. 70. 462.
Ancillon, J. P. Fr. 97. 104. 477.
Ancarström 15.
Ancona 26. 144 f. 171. 191. 212. 263. 374.
— Alessandro d' 560.
Anderſen, Hans Chr. 520.
Andrássy, Julius 312 f.
Andrieux, François 525.
Anethan, J. J. Baron d' 376.
Angelus Sileſius, ſ. Scheffler.
Anglikaner 316. 400.
Angoulême, Ludwig Anton Herzog von 67. 117—119. 125. 134 f. 137.
— Marie Thér. Charl. Herzogin 125. [75.
Angra Pequena 356.
Anhalt-Deſſau 58. 95.
— -Köthen 108.
„An Mein Volk" u. ſ. w. 58.
Annobom 373.
Annunzio, Gabriele d' 535.
Ansbach 41.
Anſelme, J. B. M. d' 17.
Anſorge, Konrad 573.
Anſtett, Joh. Protaſius 60.
Anthropogeographie 547.
Anthropologie 455.
Antike 381.
Antillen 602.
Antil(l)ia, Inſel 593 f.
Antimoralismus 469.
Antiquariſche Geſellſchaft 403.
Anti-Sklaverei-Geſellſchaft 90.
Anton, Erzherzog 42.
— K. Gottl. (von) 477.
— von Montpenſier 170.
— von Sachſen 101. 146.
Antonelli, Giac. Graf 264 f. 321.
Antraigues, Graf d' 8.
Antwerpen 63. 65.
Anville, J. B. B. d' 454.
Anzengruber, Ludwig 506. 510.
Aquapendente, Hier. Fabr. de 396.
Aquaviva, Claudio 399.
Araber 592. 594—596.
Arabien, Forſchungsreiſen 544.
Arabi Paſcha 368.
Arad 200 f.
Aragо, Dom. Franç. 174. 208.
— Etienne 124.
Aragonien 109.
Araktſchejew, Alexei A. Graf 104.
Aranda, Graf von 48.
Arany, János 544.
Arbeiterverſicherung 376.
Architektur 362. 406. 443 f.
Arcis-ſur-Aube (1814) 67.
Arcos 109.
Arenſ(n)berg, Aug., ſ. La Marck.
— Haus 99.
— Proſp. Ludw. 54.
Aretino, Pietro 424.
Argenſola, Lup. Leon. de 389.
Argenſon, R. L. Marquis d' 467.
Argos 115.
Arioſto, Lodovico 422. 424.
Ariſch, el- (1799) 29.
Ariſtoteles 382 f. 391 f. 397. 459.
Arkadier 320. [595.
Armenien 122.
Arnaud, E. F. A. d' 67.
Arnauld d. J., Antoine 460.
Arnault, Ant. Vincent 525.
Arndt, E. M. 44. 56. 103. 106 f.
— Wilhelm 548. [250. 505.
Arneth, Alfred Ritter von 552.
Arnim, Eliſabeth v. 504. 510.
— Heinr. Alex. von 180.
— Ludw. Achim von 86 f. 504 f.
— -Boitzenburg, Ad. H. Graf
Arnold, Th. 559. [168. 179.
Arnoldi, E. B. 496.
— Wilhelm (Biſchof) 152.
Arouet, Fr. M., ſ. Voltaire.
Arras 342.
Arrom, Cecilia de 536.
„Arſamaß" 88.
Artiſtiſche Fakultät 383.
Artois, K. Ph. Graf, ſ. Karl X.
Aribt, Désirée 570.
Aſaky, Georges 537.
Aſchaffenburg 78. 296.
Aſchbach, Joſ. 549.
Aſcoli, Graziadio 537 f.
Aſhley, W. J. 559.
Aſien 546. 607.
Aſpern-Eßling 51.
Aſpromonte 265.
Aſſad 374.
Aſſignate 12. 29.
Aſthetik 464. 479. 541.
Aſtor, J. J. 374.
Aſtrologie 398.
Aſtronomie 448.
Aſturien 109.
Atheismus 469.
Athen 121. 301. 381.
Atlantis 592.
Atlantiſcher Ozean, Bedeutung
— Fiſchreichtum 588. [585 ff.
— Gliederung 587 f.
— Sagen 592—594.
Atſchin 378.
Atterbom, Dan. Amad. 523.
Attika 121.
Auber, D. Fr. E. 140. 568 f. 580.
Auerbach, Berth. 508.
Auerſtädt 45.
— Herzog, ſ. Davout.
Auersperg, Adolf Fürſt 365.
— Anton Graf (Anaſt. Grün)
— Carlos Fürſt 315. [507.
— Karl Joſeph Graf von 199.
Auerswald, Alfred von 169. 180.
— Hans und Rudolf von 219
Aufklärung 440. 459. 461—472. 481. 484. 521. 539. 561.
— deutſche 462. 472—479.
— engliſche 462—467. 514.
— franzöſiſche 462. 467—472.
Augereau 67. 69. 74.
Augier, Emile 530.
Auguſt v. Württemberg 291. 333.
Auguſta, Kön.-Kaiſerin 335. 353.
— Prinzeß von Preußen 146.
Auguſtinus, Aurelius 382. 460.
— Triumphus 391.
Aulnoy, M. C. Le Jumel 429.
Aumale, Heinr. von 170.
Aurelle de Paladines, L. 340.
Aurora-Bund (Schweden) 523.
„Ausgleich" (Öſt.-Ungarn) 313 f.
Ausnahmegeſetz 105.
Auſſee 313.
Ausſtellungen 240. 495. 498.
Auſterlitz 42.
Auſtin, Alfred 518.
Auſtralien 538. 546. 603. 605.
Auswanderung 606.
Avellino 111.
Avenarius, Ferdinand 519.
Aventin, ſ. Turmair.
Avérrhoës 383. 397.
Avicebron 383.
Avicenna 383.
Avignon 25 f. 57. 83.
Ayala, Adelardo Lopez de 536.
Azeglio, ſ. D'Azeglio.
Azoren 595.

Baader, J. H. von 84.
Baaſch, Ernſt 553.
Babel 381.
Babeuf, J. N. 27. 154. [231.
Bach, Alexander von 194. 197.
— Joh. Seb. 420 f. 563. 566.
— — Söhne 421.
Bachmann, Ad. 553.
Bachofen, Joh. Jak. 554.
Bacon, Francis 443. 446. 458.
Bacska 195.
Badajoz 33.
Baden 26. 37. 39. 41—43. 63. 77. 79. 95. 99. 102 f. 105. 107. 147. 157. 175 f. 181. 183 f. 207. 218. 223. 225. 279. 295. 297. 307. 310. 312. 319. 322. 343 f. 362 f.
— Aufſtand (1849) 224.
Baden-Baden 279.
Badener 330. 341.
Badeni, Kaſimir Graf 365 f.
Bagehot, Walter 558.
Baggeſen, Jens 520.
Bagration, Peter Fürſt 42. 55 f.

Digitized by Google

Bähr, Georg 413.
Bahrdt, Karl Friedr. 489.
Bailen, Kapitulation (1808) 49.
Bailleu, Paul 553.
Baillie, Matthew 458.
Baillot, P. M. Fr. 572.
Bailly, Jean Sylvain 10. 14.
Baker, Sam. White 545.
Balhuysen, Ludolf 411.
Bakunin, Michael 205. 542.
Balakirew, Milij A. 582.
Balaklawa 238.
Balan, Pietro 560.
Balbao, Nuñez de 597.
Balbi, Adr. u. Eug. 547.
Balbo, Cesare Graf 252. 560.
Baldus, f. Ubaldis.
Bale, John 430.
Balkan 132. 140.
— -Halbinsel 46. 221. 538.
Balletta, Alexander 538.
Balsamo, Joseph 451.
Balzac, Honoré de 529.
Bamberg 493.
Bamberger, Ludw. 343.
Banat 195. 200.
Bandello, Matteo 494.
Bandinelli, Baccio 406.
Bánffy, Desiderius 366.
Bang, Herm. 521.
Banville, Théodore de 532.
Bapaume 342.
Bär, Max 553.
Barante, A. G. P. B. Baron de 557.
Baratieri, Or. 374.
Barbarelli, Giorgio 408.
Barbaresenstaaten 30. 100.
Barberini, Maffeo, f. Urban VIII.
Barbès, Armand 124. 171.
Barbier, Auguste 526.
— Jules 531.
Barbieri, Giov. Franc. 408.
Barclay de Tolly, M. Graf 55. 59.
Bardi, G. Graf Vernio 418. [79.
Barère 18—20. 22.
Bargiel, Woldemar 575.
Barintus 593.
Barma 89.
Barnave, P. J. M. 10.
Barneville, f. Mulnoy. [462. 561.
Baroc(c)i 405—416. 426. 429.
— Litteratur 421—436. 539 f.
— Tonkunst 416—421.
Barometer 449.
Barozzi, Giac. 406. [29. 31. 71.
Barras, P. J. Fr. N. 19. 22. 25 f.
Barrett-Browning, Elisabeth 518.
Barros, João de 589.
Barrot, C. H. Odilon 123. 172 f.
Bar-sur-Aube 66. [209. 211.
Bartenstein 46.
Barth, Heinr. 545.
— Paul 556.
Barthélemy, Aug. Marf. 27. 138.
Barthez, Paul Joseph 458.
Bartholinus, Hier. Erasm. 450.
Bartholomäusnacht 390.
Bartolus, Postglossator 392.
Basedow, Joh. Bernh. 489.
Basel 376. 387. 493.
— Friede (1795) 23.
Basilicata 374.
Basilius Valentinus 395.
Basken 163.
Bassano 188.
— Herzog, f. Maret.
Bastian, Adolf 547.
Bastille 9 f.
Batavische Republik 34. 36. 38.
Bates, Henry Walter 547.
Battenz, Ch. 480.
Batthyány, L. 178. 195—198.
Bau (1848) 203.
Bauer, Georg 396.
— Stephan 553.
Bauernfeld, Ed. 506.
Bauhütte 497.
Baumann, Oskar 545.
Baumbach, Rudolf 510.
Baumeister, Fr. Chr. 474.
Baumgarten, Al. Gottl. 461. 474.
— Hermann 550. [479.
— Siegmund 474.
Bauzen 59.
Bayern 22 f. 30. 32. 34. 37. 41 ff. 52. 61 ff. 73. 77 ff. 81. 99. 102 f. 107. 119. 157. 175 ff. 180. 217. 222. 225 f. 228 f. 285. 287 ff. 295 ff. 307. 309 f. 312. 321 f. 327. 330 f. 334. 340. 343 f. 349. 361 f. 390. 414. 447.
— Konkordat (1817) 102.
— Reservatrechte 344.
— Verfassung 102.
Bayle, Pierre 460. 467.
Bayreuth 578. [337. 339.
Bazaine, Fr. Ach. 308. 332—334.
Bazán, Emilia, f. Pardo-Bazán.
Bazeilles 334.
Beaconsfield, f. Disraeli.
Beattie, James 464.
Beaucaire (1793) 25.
— de Péguillon, Franç. 390.
Beaudelaire, Ch. 532.
Beaugency (1870) 341.
Beauharnais, Eugène de 41. 48. 54. 58 f. 63. 66. 76 f. 164.
— Hortense von Holland 71. 81.
— Joséphine, f. dort.
Beaumarchais, P. A. C. de 472.
Beaumont (1870) 334. [525. 565.
— Francis 430.
— J. B. A. L. L. Elie de 545.
Beaune-la-Rolande 340.
Bebel, August 304. 354.
Bebenhausen 362.
Beccaria, Cesare 533.
Becher, Johann Joachim 447.
Beck, Chr. Dan. 477.
— Friedrich von 292.
Becker, K. Fr. 477
Becker, Nikolaus 160.
— Reinhold 579.
— Wilh. Ad. 551.
Beckerath, Hermann v. 169. 217.
Beckx, Peter, Pater 238.
Beda der Ehrwürdige 382.
Beecher-Stowe, Harriet 517.
Beer, f. Meyerbeer.
Beethoven, L. van 562. 566 f. 571 f.
Beets, Nicolaas 519. [575 f.
Behaim, Martin 396.
Behm, Ernst 547.
Beiers, Bur 369.
Belcredi, Rich. Graf 284. 313.
Beleja (Abessinien) 374.
Belfort 345—347.
Belgien 7. 17 f. 22. 27. 36. 78 f. 81. 133. 140—142. 218. 253. 285. 296. 306. 319. 328 f. 376 f. 558.
— Geschichtswissenschaft 558.
— Musik 581.
— Schulwesen 376. 487.
Bell, Andrew 91. 482.
— Currer, f. Brontë.
— Henry 89.
Bellarmin, Robert 392.
Bellay, Martin, f. Du Bellay.
Bellegarde, H. J. N. Graf 63.
Bellevue bei Frankfurt 334.
Bellini, Giovanni 407.
— Vincenzo 568 f.
Bellmann, Karl Mich. 523.
Belloni, Girolamo 446.
Belluno 188.
Beloch, Jul. 551.
Below, Georg von 553.
Bem, Joseph 200.
Bembo, Pietro 388. 424.
Benda, Georg 562.
Benedek, L. von 244. 289—295.
Benedetti, B. Graf 259. 295. 298. 307. 325—328.
Benefe, Fr. Ed. 489.
Benevent, Fürst, f. Talleyrand.
Benndorf, Otto 551.
Bennett, William Sterndale 575.
Bennigsen, L. A. Th. von 46.
— Rudolf von 268. 306 f. 361.
Benoît, Pierre 581.
Bentham, Jeremy 91.
Bentinck, W. Ch. Cavendish 66. 111.
Bentivoglio, Guido 441.
Bentley, Richard 438.
Benzenberg, Joh. Friedr. 109.
Béranger, P. J. de 71. 82. 122.
Berchet, Giov. 534. [133. 536.
Beresford, W. Carr Baron 67. 110.
Beresina 56.
Bereszowski, Anton 308.
Berg, Großherzogtum 63.
— (Starnberger See) 362.
Bergman, Tobern Olof 455.
Bergreen, Andr. Pet. 581.
Berico, Monte 188.
Berini, Giovanni Lorenzo 406.

Digitized by Google

Beriot, Ch. Aug. de 572.
Berkeley, George 464.
Berks, bayr. Staatsrat von 176.
Berlin 45. 55. 58. 104. 220. 325. bis 327. 347. 359. 403. 491 f. 495. 497—499. 502. 511.
— Bauten 413.
— Erlaß (21. Nov. 1806) 45.
— Konferenzen (1849) 224 f.
— Kongokonferenz (1885) 377.
— März-Revolution 178—180.
— Oper 419.
— Sternwarte 452.
Berlioz, Hektor 575 f. 579. 581.
Bern 29. 375 f. 493.
Bernadakis, Demetrios 543.
Bernadotte, J. B. J., f. Karl XIV. Joh. von Schweden.
Bernhard II. Erich Freund von Meiningen 303.
Bernheim, Ernst 556.
Berni, Francesco 422 f.
Bernini, Lorenzo 407.
Bernoulli, Daniel 448. 453.
— Jakob und Joh. 448.
Bernsten, Ed. 356.
Bernstorff, Albrecht Graf 273.
— Chr. Günther Graf 112. 116.
Berr, Henri 558.
Berry, Herzog von 67. 75. 80. 105.
Berryer, Pierre Antoine 125.
Bersezio, Vitt. 535. 560.
Berthier, Alex. 28. 32. 70.
Bertolini, Francesco 560.
Bertrand, H. G. Graf 46. 62.
Beseler, Wilhelm Hartwig 204.
Beissarabien 55.
Bessarion, Basilios, Kardinal 387.
Besser, Johann von 435.
Bessières, Georges 117.
Bettelmönche 250. 385.
Beugnot, J. C. Graf 71. 82.
Beust, Friedr. Ferd. Frhr. von 225 f. 263. 308. 313—315. 319. 328. 337.
Beyer, Gustav Friedr. von 289.
— Joh. Christ. 414.
Beyle, Henry 529.
Beyme, K. Fr. Graf 107.
Beza, Theodor 484.
Bezold, Fr. von 553.
— Karl 552.
Bialolenka 143.
Bialystok 46.
Bianchi, Nicomede 560.
Biarritz 284.
Bibichzena, s. Dovizi u. Galli.
Bibliotheken 500.
Bichat, M. François Xavier 458.
Bicocca 190.
Bidassoa 117.
Biedermann, Karl 554.
Biegeleben, Ludw. Frh. von 283 f.
Bienvenida (1820) 109.
Bierbaum, Otto Jul. 513.
Bilderdijk, Willem 519.
Bildhauerei 406. [501.
Bildungswesen 398—405. 481—
Bild von Rheinau, s. Rheinauus.
Bilfinger, Gg. Bernh. 474.
Billaud-Varennes 21 f.
Binchois, Gilles 416.
Binse 545.
Biondo, Flavio 389.
Bird, William 416.
Birma, s. Barma.
Birmingham 90. 316.
Bischof, Karl Gustav 545.
Bischofsheim (1866) 296.
Bismarck, Otto von 229. 238. 241. 245 f. 265—268. 273—285. 287 f. 295—298. 301—307. 309—313. 323—328. 335 bis 337. 340. 342—349. 351. 353. 355 f. 358—360. 363.
— Berufung 273 f.
Bismarck-Archipel 356.
Bisson, Alex. 531.
— P. F. J. G. Graf 51.
Bistritz 292.
Bitaus, Alb. (J. Gotthelf) 508.
Bizet, Georges 568. 581.
Björnson, Björnstjerne 522.
Blacas, P. L. J. C. Graf 71 f. 74 f. 80.
Black, Joseph 450 f.
Blair, Hugh 464.
Blanc, Louis 172. 174. 208. 557.
Blanqui, L. M. 124. 172. 208. 481.
Blaye bei Bordeaux 137.
Bleibtreu, Karl 512.
Blücher, Steen Steensen 520.
Blitzableiter 450.
Bloemfontein (1900) 369.
Blois 68.
— Edikt (1563) 405.
Blok, Petrus Joh. 555.
Blücher, Gebh. Leb. 59. 61 f. 64. 66 f. 79 f.
Blum, Robert 181. 199. 217.
Blumenau (1866) 296.
Blumenbach, Joh. Fr. 457. 547.
Blumenspiele 536.
Blumenthal, L. von 291. 293. 342.
— Oskar 513.
Blumer, Martin 575.
Blumschli, Joh. Kaspar 167.
Blutkreislauf 456.
Boborykin, Peter D. 543.
Bocche di Cattaro 47.
Boeckh, Phil. August 552.
Bode, Johann Elert 452.
Bodelschwingh, Ernst von 169.
Bodenstedt, Friedr. 509.
Bodin, Jean 392.
Bodmer, Joh. Jakob 436. 440.
Bodt, Jean de 413.
Boethius 382.
Böhlau, Helene 513.
Böhm, Joseph 572.
Böhme, Jakob 397.
Böhmen 159. 194. 206. 285. 288. 296. 314. 495.
— Krieg (1866) 289—294.
Böhmer, Joh. Friedr. 549.
Boieldieu, François Adrien 568.
Boileau-Despréaux, N. 428 f. 432. 436. [467 f.
Bois-Guillebert, P. Le Pesant 416.
Boisserée, Sulp. und Melch. 87.
Boissier, Gaston 558.
Boissy d'Anglas, Fr. Ant. 24. 26.
Boito, Arrigo 580.
Bojardo, Matteo M. Graf 422.
Boliac, Cesar 537. [466. 477.
Bolingbroke, V. Viscount 463.
Bolintineanu, Dimitrie 537.
Bolland, Joh. u. Bollandisten 442.
Bollstädt, s. Albertus Magnus.
Bologna 26. 144. 191. 212. 255. 257 f. 393. 408. 497.
— Giov., s. Boulogne, Jean.
Boma (Kongo) 377.
Bonald, Ambroise de 88. 525.
Bonaparte, Carlo Maria 25.
— Charlotte 48.
— Elisa (Baccicochi) 41. 66.
— Jérôme 39. 47. 51. 53. 62. 79. 101.
— — (Sohn), s. unten Nap. Jos
— Joseph 31. 39. 41. 43. 47. 49. 51. 53 f. 60. 65. 68. 79—81.
— Karoline (Murats Gem.) 66.
— Lätitia 25. 39. 70.
— Louis, s. Napoleon III. [81.
— Lucian 31. 33. 39. 70. 77. 79—
— Ludwig 39. 41. 43. 47. 53. 68.
— Napoleon, s. Nap. I.—III.
— — Jos. (Jérôme; Plon-Plon) 243. 253. 295.
— Pauline (Borghese) 43. 70.
Bonapartisten 170.
Bonfadini, Romualdo 560.
Bonghi, Ruggi. 560.
Bonin, Adolf von 290 f. 294.
— Eduard von 203. 269.
Bonitz, Hermann 492.
Bonn 106. 360. 492.
— Universität 98.
Bonnet, Charles de 469.
Bonone, Carlo 408.
Bonvicino, Alessandro 408.
Bopp, Franz 86. 439. [346 f.
Bordeaux 18. 67. 75. 213. 341.
— Herzog von, s. Heinrich (V.).
Bordeu, Théophile de 458.
Bordone, Fil. 341.
— Paris 408.
Bordoni, Faustina 419.
Boretius, Alfred 548.
Borghese, Pauline, s. Bonaparte.
Borgia, Cesare 391.
Boerhaave, Herm. 457.
Bormann, Eugen 551.
Börne, Ludwig 107. 148. 192. 507.
Borodino 56.
Boros-Jenö 201.

Digitized by Google

Borries, Fr. Wilh. Otto Graf 277.
Borromini, Francesco 406.
Borroich, Abgeordn. (1848) 198.
Boscan Almogaver, Juan 425.
Bosco, neapol. General 250.
Bosio, Ferd. 560.
Bosnien 365. 539.
Bossi, Luigi Graf 560.
Bossuet, J. B. 5. 429. 441. 444.
Botanik 396. 455 f. [484.
Botha, Chr. u. Louis 369.
Botta, Carlo 560.
Boucher, François 412.
Bougie (Algier) 394.
Bouguer, Pierre 450. 454.
Boulanger, G. E. J. M. 371.
Boulogne 38. 171.
— Jean 407.
Bouquet, Martin 442.
Bourbaki, Ch. D. S. 341. 345 f.
Bourbonen 68. 70 f. 74—76. 78. 83. 111 f. 126. 131.
— (Neapel) 43. 249. 260—264.
— (Spanien) 48 f. 535.
— Sturz 132—138.
Bourdaloue, Louis 5. 429.
Bourdeau, L. 558.
Bourdeilles, Pierre de 390.
Bourges 19. 208.
Bourget, Paul 532.
Bourmont, L. A. V. Graf 124.
„Bouvet" (1870) 337.
Boxer (1900) 357 f.
Boyen, Hermann von 96—98. 107.
Boyle, Robert 449. 451. 459.
Boz, s. Dickens.
Bozdech, Emanuel 540.
Brabant 406. 410.
Bracco, Roberto 535.
Bracton, Heinr. 394.
Bradley, James 452.
Braganza, Haus 48. 560.
Brahe, Tycho 397.
Brahms, Johannes 571. 575.
Brandan(us) 592 f.
Brandenburg, Mark 61. 330. 358.
— Stadt 220.
— Wilh. Graf von 220. 228 f.
Brandes, Georg 520.
Brandt, Heinrich von 207.
— Max von 552.
Brant, Sebastian 393. 433.
Brasil, Insel 593 f.
Brasilien 48. 90. 118. 598. 601.
— Litteratur 537. [608.
Bratuscheck, Ernst 552.
Brauer, Arthur 363.
Braun, Alex. Karl Herm. 181.
Braunschweig 45. 63. 79. 100. 145. 158. 304. 364.
— Anton Ulrich von 435.
Bray-Steinburg, O. Graf 322. 344.
Brazza, Pierre, s. Savorgnan.
Bredow, Adalbert von 332.
— Gottfr. Gabr. 477.
Breisgau 99.
Breitenbestimmung 454.
Breitinger, Joh. Jak. 436. 440.
Bremen 101. 349.
Bremer, Fredrika 524.
Bremerhaven 101.
Brentano, Clemens 86 f. 504 f.
Bresci, Gaetano 375.
Brescia 190.
Breslau 58. 95. 359. 492.
Breßlau, Harry 548.
Bretagne 5. 18. 27.
Bret Harte, s. Harte.
Breton de los Herreros, M. 536.
Breßig, Kurt 381. 555.
Brie (1870) 340.
Brienne 66.
— Erzbischof, s. Loménie.
Briganti, Oberst 262.
Brissot, J. P. 14.
Britannien, s. England.
Broadwood, John 572.
Brockes, Heinr. Barth. 435.
Brofferio, Angelo 256.
Broglie, A. Ch. L. Herzog 124. 171.
— J. V. A. 558.
— V. Fr. Marschall 9.
Broglio, Emilio 560.
Bronnzell (1850) 229.
Bronte, Charlotte 517.
Brougham, Henry Baron 92.
Brouwer, Adriaen 410.
Brown, John 458.
Browning, Rob. 518.
Bruch, Max 571. 575.
Bruck, Karl Ludwig von 95. 231 f.
Brucker, J. J. 474.
Bruckner, Anton 580.
Brückner, Alex. 554.
Brüder vom gemeins. Leben 387.
Brugsch-Pascha, Heinr. Karl 551.
Bruhe, Holsteiner 184.
Brüll, Ignaz 579.
Brune, G. M. A. 28. 30. 83.
Bruneau, Alfred 581.
Bruni, Leonardo 389.
Brünn 42.
Brunner, Heinr. 553. [464.
Bruno, Giordano 397. 424. 460.
Brüssel 140. 371. 347. 377. 487.
Bryant, Wm. Cullen 518.
Bryce, James 559.
Bubna und Littitz, Ferd. Graf 59. 67. 113.
Buch, Chr. Leop. Frh. von 545.
Buchan, Alex 545.
Buchanan, George 392. 444.
Buchdruckerkunst 386.
Bucher, Lothar 324.
Buchholz, Andreas Heinrich 435.
Büchner, Georg 508.
Buckhurst, Lord, s. Sackville.
Buckle, Henry Thomas 558.
Budapest, s. Ofen.
Büdinger, Max 552.
Buenos Aires, Republik 118.
Buffalo 374.
Buffet, Ludw. Jos. 320.
Buffon, G. L. L. (Graf) 456. 478.
Buffonisten (Musik) 561.
Bugeaud, Th. R. Marquis 171.
Bühler, Anton 538.
Bukarest 114.
— Friede (1812) 55.
Bulgarien, Litteratur 540.
Bülow, Bernhard Graf 348. 353.
— Cosima von, s. Wagner.
— Fr. W. Freiherr von 59—61. 63. 65 f. 79.
— Hans Guido von 573. 578.
— Ludw. Fr. B. Hans Graf von 96. 98. 159.
Bulwer, Edw. Earle 516.
Bünau, Graf Heinrich von 443.
„Bund der Deutschen" 175.
— „der Geächteten" 175. [Bund.
Bundesakte u. s. w., s. Deutscher
Bundesrat, s. Norddeutscher Bund.
Bungert, Aug. 579.
Bunsen, Chr. K. J. v. 95. 151. 233.
Bunyan, John 432. [235.
Buol-Schauenstein, J. R. Graf 99.
— — Karl Ferd. Graf 238. [277.
Buonaparte, s. Bonaparte.
Buonarroti, Mich. 406 f. 424.
Burckhardt, Jakob 388. 412. 554.
— Ludw. 545.
Buren 367—369.
Bürger, Gottfr. Aug. 481.
Bürgerliches Gesetzbuch 93. 349.
Bürgertum 385.
Bürgi, Jost 394. 449.
Burgund (Dijon) 341.
Burke, Edmund 464.
Burnacini, Lodovico 414.
Burnet, Gilbert 443.
Burns, Robert 88. 467. 514.
Burschenschaft 103 f. 107. 148.
Bursian, Konrad 547. 551.
Burton, J. Hill 559.
Busbecq, Ogier Ghiselin de 396.
Busch, Moritz 343.
Busolt, Georg 551.
Busoni, Ferruccio 574.
Busse, Karl 512.
Butler, Joseph 463.
— Samuel 432.
Buxhöwden, Fr. W. Graf 48.
Buxton, Thomas Fowell 90.
Buzenval (1871) 345.
Byron, Lord 120 f. 515. 525. 527. 536. 540 f. 564.
Byzanz 384. 394.

Caats, Jakob 519.
Caballero, Fernan, s. Arrom.
Cabanis, P. J. G. 469.
Cabarets artistiques 531.
Cabet, Étienne 134. 208.
Caboto, Giovanni 589.
Cabrera, General 164.
Caccini, Giulio 418. 420.
Cadéras, Johann Fadri 538.

Digitized by Google

Cadisch, Gieli 538.
Cadiz 109. 117.
Cadoudal, Georges 39.
Caduff, Gieli 538.
Cagliostro, Graf Alex., ſ. Balſamo.
Caillard, Léonce Albert 372.
„Ça ira!“ 10.
Calatafimi (1860) 260.
Calatrave, Joſé Maria 163.
Calderari, Sekte 111.
Calderon de la Barca 427. 502.
Caliari, Paolo 408. [536.
Calletti-Bruni, Francesco 418.
Callot, N. 411.
Calonne, Charles Alex. de 6 f.
Calvin 484.
Calzabigi, Raniero di 563.
Camathias, Florin 538. [65.
Cambacérès, J. J. R. de 26. 32. 36.
Cambrai, Aufruf (1815) 80.
Cambridge 400. 483.
— (Maſſ.) 484.
camera obscura 395.
Camerarius, Rudolf Jakob 455.
Cameron, Verney Lovett 545.
Camões, Luiz Vaz de 389. 537.
Campanella, Thomas 392.
Campbell, Neil 73.
Campe, Joach. Heinr. 489.
Camphauſen, Ludolf 169. 179.
— Otto 312.
Campo Formio, Friede (1797) 27.
Canale, Mich. Giuſ. 560.
Caneſtrini, Giuſ. 389.
Caniſius, ſ. Hondt.
Caniz, Fr. R. L. Frh. von 435.
Canning, George 47. 104. 116—
Cano, Al. 409. [118. 120—122.
Canrobert, François C. de 332.
Canterbury, Anſelm v. 382.
Cantù, Ceſare 534. 560.
Capaſſo, Bart. 560. [560.
Capecelatro di Caſtrapagano, Alf.
Capefigue, B. H. R. 557.
Capodiſtrias, ſ. Kapo d' Iſtrias.
Capponi, Marcheſe Gino 560.
Caprera 264.
Caprivi, Leo Graf von 348 f. 353.
Capuana, Luigi 535.
Caraman, V. R. Marquis de 116.
Carangeot (Goniometer) 455.
Caratſch, Simon 538.
Caravaggio, Michelangelo 408.
Carbonari 111. 113. 116. 141.
144. 165. 211. 237. 251 f.
Cardano, Hieronymo 394.
Carducci, Giosuè 535.
Carion, Joh. 390.
Carissimi, Giacomo 420.
Carlone (Architektenfamilie) 414.
Carlos (V.), Don 163 f.
— Herzog von Madrid 372.
Carlotto, ſ. Loth, Karl.
Carlſon, Ernſt und Fr. F. 555.
Carlyle, Thomas 384. 559.
Carmagnole 15.
Carmen Sylva, ſ. Eliſab. v. Rum.
Carnot, François Sadi 371.
— L. N. M. Graf 20. 22. 26 f. 29. 36. 39. 63. 71. 75. 80.
Carra, Jean Louis 8. 12.
Carracci, Agoſt. u. Ann. 408.
— Lodovico 408. 497.
Carré, Michel 531.
Carrel, Armand 172.
Carreño, Tereſa 574.
Carrier, Jean Bapt. 19.
Carriera, Roſalba 412.
Carteſius, ſ. Descartes. [560.
Carutti di Cantogno, Dom. Baron
Carvalho e Araujo, Al. Herc. 537.
Caſanova, Joſeph 538.
Caſaubon(us), Iſaak 437.
Caſerio, Santo 371.
Cash Payment's Act 91.
Caſimir-Périer, J. P. P. 371.
Caſpari, Otto 554.
Caſſano (1799) 30.
Caſſegrain (Spiegelteleſkop) 449.
Caſſini, Céſ., Jacques u. Jean 452.
— Giov. Domenico 452 f.
Caſſiodorius Senator 382.
Caſtelar, Don Emilio 372.
Caſtelberg, Theodor von 538.
Caſtelfidardo (1860) 262 f.
Caſtelli, Benedetto 449.
Caſtelnau, Michel de 390.
Caſtelnuovo, Enrico 535.
Caſtilho, Ant. Fel. de 537.
Caſtlereagh, Lord 65. 73. 76. 89 f. 92. 104. 112. 116.
Caſtrén, Matthias Alex. 524.
Catalani, Angelica 570.
Catholic Association 120.
Cato-Street-Verſchwörung (1820)
Cats, Jak., ſ. Caats. [92.
Caulaincourt, A. A. L. de 48. 59 f. 64. 66—69.
Cavaignac, L. Eug. 209 f. 213.
Cavaliere, Emilio del 420.
Cavalli, ſ. Calletti-Bruni.
Cavanilles, Antonio 559.
Cavendiſh, Henry 451.
— Thomas 601.
Cavite (1898) 373.
Cavour, C. Graf 165. 242 f. 246. 252—255. 256—265. 267.
Cayenne 27. [276. 287.
Cayley, John 450.
Cech, Svatopluk 540.
Ceconi, ſ. Huch, R.
Celakovský, Fr. Ladislav 540.
Cellarius, Chriſtoph 442.
Cellini, Benvenuto 403.
Celſius, Anders 449.
Celtis, Konr. 549.
Cembalo 417. [426.
Cerda y Rico (Lope-Herausg.)
Cervantes Saavedra, M. 425. 536.
Ceſalpini, Andrea 396. 456.
Ceſti, Marcantonio 418.
Ceuta 373.
Ceylon 89.
Chalmers, George 558.
Châlons-ſur-Marne 331—333.
Chamber, Ephraim 469.
Chamberlain, H. S. 381. 554. 578.
— Joſeph 367—369.
Chambord, Graf, ſ. Heinrich (V.).
„Chambre introuvable“ 83.
Chamiſſo, Adalbert von 87. 505.
Champagne, Philippe de 411.
Champaubert (1814) 66.
Champigny (1870) 340 f.
Championnet, Jean Etienne 80.
Changarnier, N. A. Th. 174. 213.
Chanteleuze, J. C. B. B. de 125.
Chanzy, A. E. A. 341. 345.
Chapman, George 430.
Chaptal, J. A. C. 43.
Chardin, J. B. S. 412.
Charkow 493.
Charleroi 79. 377.
Charlotte von England 92.
— von Mexiko 308.
— von Spanien 118.
Charlottenburg (1806) 45.
Charpentier, Guſt. 581.
Charte (1814) 71. 83. 103. 124 f.;
Chaſſepotgewehr 318. [auch 119.
Chateaubriand, Fr. R. 12. 69. 76. 88. 112. 116 f. 119. 123. 137. 525. 527.
Châteaudun (1870) 339.
Château-Thierry (1814) 66.
Chatham, ſ. Pitt d. Ä.
Châtillon, Kongreß 65—67.
Chatrian, Alex. 529.
Chaulieu, Guill. Amfrye de 471.
Chaumette, P. G. 20. [104.
Chaumont (1814) 66. 73. 76. 85.
Chelmsford, Fr. Aug. Baron 368.
Chemie 395. 451. 456.
Chemnitz, Phil. Bog. von 443. 445.
Chenavard, Paul Joſ. 554.
Chénier, André Marie de 471.
Cherbourg 6. 137.
Cherbuliez, Victor 531.
Cherbury, Herb. v. 443. 459. 463.
Cherubini, Luigi 567. [466.
Chesterfield, Ph. D. Stanhope Graf
Chevandier de Valdrôme, J. 320.
Chiabrera, Gabriello 424.
Chiala, Luigi 560.
Chiaveri, Gaetano 413.
Chlid, Joſiah 446.
China 241. 357 f. 371.
Chios 115.
Chirurgie 395.
Chladny, Ernſt Fl. Fr. 450.
Chlopicki, Joſeph 143.
Chlum (1866) 293 f.
Chodowiecki, Daniel Nik. 415.
Chopin, Fr. Fr. 528. 566. 573 f.
Chouans 24. 32.
Chriſt, Joh. Friedr. 438.
Chriſtentum 20. 355. 384. [34. 468
Chriſtian VII. von Dänemark 18.

Digitized by Google

Christian VIII. von Dänemark 202. 280. [280. 283.
— IX. von Dänemark 202 f. 233.
— von Sonderburg-Augustenb.
Christiania 493. [233.
Christine von Schweden 443.
— von Spanien 163 f.
Chronometer 449.
Chrypffs, Nikolaus 397.
Chrysoloras, Manuel 387.
Chrzanowski, Adalbert 190.
Chubb, Thomas 463.
Chuquet, N. 329. 331 f. 341. 558.
Churschit, s. Kurschid.
Chur-Welsch, s. Rätoromanisch.
Cialdini, Enrico 262. 294.
Cienfuegos, Nicasio Alvarez 536.
Cimabue, Giovanni 389.
Cimarosa, Domenico 418.
Cintra (1808) 49.
Cipolla, Graf Carlo 560.
Cisalpinische Republik 27—30. 37.
Cisleithanien 313.
Cispadanische Republik 26.
Civitavecchia 212.
Clajus, Johannes 388.
Clam-Gallas, Ed. Graf 244. 289 f.
Clapperton, Hugh 545. [292.
Clarendon, Edward Hyde 443.
— George William 239.
Clarétie, Jules 532.
Clarke, H. J. G. 74 f.
— Samuel 463.
Clarkson, Thomas 90.
Clary, Désirée 58.
Clavius, Christoph 397.
Clemens, Sam. Langhorne 517.
Clementi, Muzio 572.
Clerc, Jean 467.
Clinchant, Justin 346.
Clonfert (Irland) 593.
Cloots, Anacharsis 13. 20.
Clüver, Philipp 437.
Clyde, Fluß 89.
Cobbett, William 91.
Cobenzl, Ludwig Graf 32. 40 f.
Cochery, Ludw. Ad. 324.
Code Napoléon 36. 96. 393. 476.
Coculilly (1870) 341. [484.
Coiter, Volcher 396.
Cole, Edward 394.
Colbert, J. B. 7. 495.
Colebrooke, Henry Thomas 439.
Coleridge, Sam. Taylor 514.
Collège de France 399.
Colletta, Pietro 560.
Collier, Sir George 368.
Collins, J. Anthony 463.
Collot d'Herbois, J. M. 21 f.
Colombey (1870) 332.
Colonna, Egidio de 391.
— Vittoria 424.
Comba, Em. 560.
Comenius, J. Komenský.
commedia dell'arte u. erud. 533.
Commynes, Philippe de 390.
Compagni, s. Dino.
Comte, Auguste 484. 556. 558.
Conde, Juan Antonio 559.
Condé, Ludw. (1621—86) 428.
— Ludw. Jos. (1736—1818) 6.
Condillac, Et. B. de Mably 469.
Condorcet, N. Caritat Marquis
Congreve, W. 432. [477. 556.
Coningloo, Gillis van 411.
Conneau, Dr. 171.
Conrad, J. 484.
— Michael Georg 512.
Conring, H. 443. 447. [144. 151.
Consalvi, Ercc. 35. 40. 82. 95. 111.
Conscience, Hendrik 519.
Constans, J. A. E. 371.
Constant, Benj. 71. 75 f. 87. 525.
Conze, Alex. 551. [394.
Constitutio Criminalis Carolina
Cook, James 89. 453.
Cooper, James Fenimore 517.
Coppée, Fr. 532.
Coppernicus, Nik. 396. 451. 459 f.
Coppi, Ant. 560.
Corday, Charlotte 18.
Cordeliers 12. 15 f.
Corelli, Arcangelo 420. 571.
Corisco 373.
Cormenin, Louis Marie 32.
Corneille, Pierre 419. 428. 524.
Cornelius, Karl Adolf 553 f.
— Peter 89. 571. 579.
Cornwallis, Ch. Mann Graf 33.
Corpus inscriptionum 499. 552.
— iuris 392.
Correggio, Antonio Allegri da 407.
Correnti, Cef. 560.
Corsica 25.
Corvin, Otto von 552.
Cosa (Algebra) 394.
Cossa, Pietro 535.
Cotta, Joh. Friedrich von 157.
Coulmiers (1870) 340.
Coulomb, Charles Aug. de 450.
Courier, Paul Louis 526.
cour plénière 7 f.
Courtois, J. Bourguignon 411.
Cousin-Montauban, Graf Palikao
331. 334. 336.
Cousser, s. Kusser.
Couthon, Georges 19. 21 f.
Coxe, Will. 558.
Crailsheim, F. A. Graf 362.
Cramer, Joh. Bapt. 573.
Craonne (1814) 66.
Crébillon, Cl. Pr. Jol. de 472.
Creighton, Mandell 559.
Crémer, Camille 341.
Crémieux, Isaak 174. 338.
Crispi, Francesco 260. 374.
Cristofori, Bartolommeo 572.
„Crociati" (1848) 188.
Cromwell, Oliver 445. 602.
Cronje, Piet Arn. 369.
Cronstedt, Axel Fr. von 455.
Crouzat, Jean Const. 340.
Crusius, Chr. Aug. 474.
Cuba 373. 602.
Cueva, Juan de la 426.
Cui, Cäsar 582.
Cujas (Cujacius), Jacques 392.
Cullen, William 457.
Cumberland, Richard 466.
Cunäus (Leyden) 450.
Cuneo (Italiener) 252.
Curtius, Ernst 348. 547. 551.
Cusa, Alex. Johann 265.
— Nikolaus v., s. Chrypffs.
Cuspinian, s. Spießhaymer.
Custine, Ad. Phil. Graf 6. 16.
Custoz(z)a (25. Juli 1848) 189
— (24. Juni 1866) 294.
Cuvillies, François 412. 414.
Cypern 372. 603.
Czartoryski, Ad. G. Fürst 42 143.
Czernowitz 121. 493.
Czerny, Karl 573.
Czerski, Johann 152.
Czolgosz, Leon 374.
Czuczor, Georg 544.

Dabormida, Giuseppe 255. 257.
Dach, Simon 435.
Dacier, Anna 438.
Daguerre, L. J. M. 500.
Dahlgren, Karl Fr. 523.
Dahlmann, Fr. Chr. 87. 90. 107.
146. 216. 218. 222 f. 552
Dahn, Felix 510. 552.
Dahomeh 372.
Dalberg, Emm. Jos. Herzog 74.
— K. Th. Frh. v. 37. 44. 54. 63.
Dalmatien 222. 374. 539.
— Herz., s. Soult.
Dalwigk, K. Fr. R. Frh. v. 343.
Damas, A. S. M. Baron 72.
Damesme, Ed. Ad. 209.
Dampfmaschine 354. 449 f.
Dampfschiff 450. 606—608.
Dana, James Dwight 545.
— Rich. Henry 518.
Dandré, A. B. J. Baron 72.
Dänemark 18. 33. 47. 54. 65. 78.
201—205. 226. 233. 280
bis 283. 493. 602. 605.
— Litteratur 518. 521. 555.
— Musik 581.
Dänen 601.
Danewerk 282.
Danican, Fr. André 420.
Daniel, Gabriel 441.
— Herm. Alb. 547.
— Prophet 442.
Danilewskij, Grigorij; P. 542.
Dante 249. 386. 388. 391. 422.
Danton, George 12. 15 f. 18—21.
Danzig 46 f. 275. 283.
Da Ponte, Abbate 565.
Darboy, G. (Erzbischof) 329. 370.
Dardanellen 340.
Dargomyschskij, Alex. 582.
Dario, Antonio 414.

Digitized by Google

Darjes, J. G. 474.
Darmstadt 109. 181. 234.
Daru, Napoleon Graf 320 f.
Darwin, Charles 546.
Daudet, Alphonse 531.
— Ernest u. Léon 532.
Dauphiné 7.
Davanzati, Bernardo 446.
Davenant, Charles 446 f.
David, Ferdinand 572.
— Jacques Louis 21. 413.
Davidsohn, Rob. 553.
Davila, Arrigo Caterino 441.
Davout, L. N. 59. 61. 80 f.
D'Azeglio, M. T. March. 252. 264. 534. 560. [312 f. 366.
Deak, Fr. v. 162. 178. 195. 278.
Debidour, Antonin 558.
Debreczin 200.
De Candolle (B. u. S.) 546.
Decazes, Elie Graf 84. 105.
Decken, K. Klaus Baron v. d. 545.
Decurtins, K. 538.
Dedekind, Friedr. 433.
Defoe, Daniel 466.
Dehmel, Richard 512.
Deismus 459. 463.
Dekabristen 121.
Dekker, Eduard Douwes 519.
— Thomas 430.
De la Bèche, Henry Thomas 545.
Delacourt, Pierre 446.
Delarey, Jak. Herkl. 369.
Delaroche, Paul (Hippol.) 554.
Delavigne, Casimir 525. 528; f. auch Vigne.
Delbrück, Hans 326. 553.
— M. Fr. Rudolf 343. 360.
„Delegation" (Gambetta) 341 f.
Delibes, Léo 568. 581.
Delille, Jacques 524.
Delisle, Guillaume 454.
Delitzsch, Otto 547.
Delme, J. André 454.
Demarkationslinie 598.
Dembinski, Heinrich 143. 200 f.
Demisciannis (ital. Grieche) 449.
Denfert-Rochereau, P. Phil. 346.
Denham, Dixon 545.
Denis, Michael 479.
Denkwürdigkeiten 441.
Denner, Balthasar 415.
Dennewitz (1813) 61.
Depré, Josquin 416.
Depretis, Agostino 262.
De Rossi 211. 250. 252.
Déroulède, Paul 532.
Derschawin, Gawril R. 88.
„De salute animarum" 95.
Desanctis, Luigi 153.
Desault, Pierre Joseph 458.
Descartes, R. 447 f. 459 f. 462. 464. 484.
De Sèze, Raimond (Graf) 17.
Deskriptive Schule (frz. Litt.) 524.
Des Marez, Guill. (geb. 1870) 558.
Desmoulins, Cam. 9. 12. 19—21.
Desfoles, J. J. P. A. 105.
Destouches, André 419.
— Philippe N. 472. [469.
Destutt de Tracy, A. L. C. Graf
Determinismus 469.
Deutscher Bund 78. 99—103. 131. 155—161. 175. 204. 232 f. 238. 245. 267 f. 276. 280 f. 283. 288. 296. 303 f.
— — Akte 78. 99. 106 f. 132.
— — Exek.-Ordn. (1820) 107.
— — Kanzler 305.
— — Reform 276. 278. 285.
— — Tag 99. 106—108. 119 f. 155. 176. 180. 182 f. 215. 217. 227 f. 233 f. 274. 280. 285. 288. 296.
— — Verfassung 160. 175. 181. 185. 222. [108.
Deutscher Handels- u. Gewerbever.
— Orden 37.
— Schulverein 490. [349.
— Zollverein 98. 109. 155—161.
Deutsches Reich 18. 26. 33. 37. 44. 340. 345. 347—365.
— — Flotte 350 f. [373. 608.
— — Gesetzgebung 349. 352.
— — Handelsverträge 349.
— — Heerwesen 349 f.
— — Jesuitengesetz (1872) 352.
— — Kaiser 37. 44. 73. 221 bis 223. 344 f.
— — Kolonialpolitik 356—358.
— — Matrikularumlagen 349. 360.
— — Militärstrafprozeß 349.
— — Münzwesen u. s. w. 348 f.
— — soziale Frage 321. 354 ff.
— — Verfassung (1849) 215. 222. 224; (1870) 167.
— — Zollreform 349. [344.
Deutsch-französ. Krieg 322 ff.
Deutschfreisinnige Partei 355.
Deutschkatholizismus 152.
Deutsch-konservative Partei 353.
Deutschland 33. 49. 66 f. 73. 77. 80. 85 f. 119 f. 131. 133. 140. 144—148. 155—161. 170. 174 f. 178. 192. 212. 249—251. 296 f. 301. 307 f. 319. 325. 327. 329. 335 f. 343. 357 f. 372. 374. 394. 404. 440. 446. 605 f. 609.
— Bildungswesen 400—402.
— Einigung 297. 343—345.
— Flotte 233 f.
— Geheimbünde 49.
— Geographie 453.
— Geschichtschreibung 390 f. 442. 476 f. 548—555. [479.
— Geschichtsphilosophie 477—
— Jugend 103 f.
— Kritik 479—481.
— Landwirtschaft 319. 494.
Deutschland, Liberalismus u. s. w. 214—229.
— Litteratur 422. 433—436. 479—481. 501—513.
— Mittelstaaten 287 f. 295. 297.
— Musik 417 f. 562.
— Philosophie 473—475.
— Rechtswesen 349. 393. 475 f.
— Reichstag 39; f. auch dort.
— Schriftsprache 388. 433.
— Schulwesen 488—496. [475 f.
— Staatswissenschaft 394. 445.
— Verfassungen 100 ff.
— Volkswirtschaftslehre 446 f.
Deutsch-Ostafrika 356.
— -Südwestafrika 356.
Deval, französ. Konsul 124.
De Wet, Christian 369.
Dewey, George 373.
Dhamala (Troizene) 122.
Diäten, s. Reichstag, Tagegelder.
Dichterschule, preußische 436.
— sächsische 436.
Dichtung, neulateinische 386 f.
Dickens, Charles 516 f.
Diderot, Denis 469. 472. 484.
Diebitsch, Hans Karl v. 57. 143.
— Iwan J. 122.
Diedenhofen 338. 346 f.
Dienzenhofer, s. Dintzenhofer.
Dierauer, Joh. 552.
Dieß-Daber, Gustav von 353.
Dieterweg, Fr. Ad. Wilh. 489.
Dietrich, Alb. H. 575.
Dijon (1870/71) 341. 346.
Dillingen 493.
Dingelstedt, Franz 507.
Dimitulu 368.
Dino, Herzogin von 68.
— Compagni 549. [414.
Dintzenhofer, Chr. und Ign. Kil.
Disraeli, Benjamin 316. 402. 517.
Dissenters 400.
Dittenberger, Wilh. 552.
Ditters von Dittersdorf, Karl 562.
Divisch, Prokop 450.
Dobthoff, Anton von 194.
Dobrowsky, Joseph 540.
Dóczi, Ludwig von 544.
Dohm, Chr. Wilh. von 477.
Dohna, Alex. Burggraf 53. 58.
Dolci, Carlo 408.
— P. 561.
Dôle (1871) 346.
Doll, Adjutant Struves 184.
Döllinger, Ignaz 217. 352. 553.
Dollond, John 449.
Dolmen 585.
Domenichino, s. Zampieri.
Domenico, Giov., s. Campanella.
Dominikaner 385.
Domschulen 382 f. 398
Donau 239. 295.
Donaueschingen 184.
Donaufürstentümer 48. 50. 114. 237—239. 242. 266. 340.

Digitized by Google

Donchery 334.
Doneau (Donellus), Hugues 392.
Dönhoff, Soph. Jul. Fr. Gräfin
Doniol, J. H. A. 558. [920.
Donizetti, Gaetano 568.
Donner, Georg Rafael 414.
Dönniges, Wilh. von 550.
dons gratuits 5.
Doria, Teodosio 595.
Dorpat 493.
Dorset, Graf, s. Sackville.
Dortmund 361.
Dossenbach (1848) 184.
Dostojewski, Fjodor M. 542.
Dou, Gerard 410.
Douay, Abel 330.
Dove, Alfred 550.
— Heinr. Wilh. 545.
Dovizi, Bernardo 424.
Downs (1639) 600.
Drachmann, Holger 521.
Dragatschani (1821) 114.
Drake, Francis 601.
Drama 418. 424—426. 429 f. 434. 436. 472. 505. 537 f. 542.
— deutsches 436. 508. [544.
— englisches 466. 518.
— französisches 524. 526. 531.
— italienisches 535.
Dramali, s. Mahmud.
Draper, John Wm. 559.
Drebbel, Cornelis van 449.
Dreibund 319. 328. 374 f.
Dreikönigsbündnis (1849) 225.
Dresden 55. 58—61. 104. 419.
— Bauten 413. [497. 577.
— Maiaufstand (1849) 223.
Dresdner Konferenzen 232.
Dreyer, Max 513.
Dreyfus, Alfred 371.
Dreyschock, Alex. 574.
Droste-Hülshoff, Annette von 510.
— v. Bischering, Kl. Aug. v. 151.
Drouyn de l'Huys, Ed. 211. 295.
Droysen, Joh. Gust. 551 f. [298.
Droz, Gustave 532.
Druckerfamilien 387.
Druffel, Aug. von 552 f.
Drumann, Wilh. 551.
Drusus 592.
Dryden, John 432. 435. 464.
Dualismus (Öst.-Ung.) 312—314.
Dubarry, M. J. Gräfin 22.
Du Bellay, Martin 390.
Dublin 483.
Dubois, J. B. 480.
Du Bois [nicht: Bois'] du Thil 147.
Du Cange, Ch. Dufresne 438.
Du Chaillu, Paul Belloni 545.
Duchatel, Ch. M. Tannegui Graf
Duchwitz, Arnold 217. [172.
Ducrot, Aug. Alex. 309. 340 f.
Dudevant, Aurore 528.
Dudik, Beda Franziskus 552.
Du Fay, Charles 450.
Dufay, Guillaume 416.
Dufour, Wilh. Heinrich 167.
Dufresne, s. Du Cange.
Dughet, Caspar 411.
Du Haillan, s. Haillan.
Duisburg 493.
Duklapaß (1849) 201.
Dumas, beide 528. 530 f.
Dumba, Nikolaus 567.
Dümmler, Ernst 548. 550.
Du Moulin, Charles 393.
Dumouriez, Ch. Fr. 15. 17 f. 136.
Duncker, Max 551.
Duni, Egidio Rom. 420.
Dunin, M. von (Erzbischof) 152.
Dünkirchen (1793) 18.
Duns Scotus, Joh. 385.
Dunstaple, engl. Tonsetzer 416.
Dupanloup, Fel. Ant. 329.
Dupin, A. M. J. J. (d. ä.) 123.
Dupont de l'Etang, P. Graf 20.
Düppel (1864) 282. [49. 532.
Durando, Giacomo 187 f.
Durchfahrt, nordöstl. 589. 599.
— nordwestl. 544. 589. 599.
Dürer, Albrecht 395.
Durham, Univ. 483.
Duroc, Michel 45.
Duruy, Viktor 317. 557.
Dusch, Alexander 363.
Duse, Eleonore 535.
Düsseldorf 26. 65. 497.
Duvergier, s. Hauranne.
Duy, s. Décy.
Duyn, van der 63.
Dvořak, Anton 582.
Dyck, Anthonis van 410.
Dyer, Th. H. 559.
Dynamit 448.

Eberhard, Joh. Aug. 474. 479.
Ebers, Georg 510.
Ebersperger, Jak. 454.
Ebner-Eschenbach, M. von 510.
Echegaray, José 536.
Eckernförde (1849) 204. 364.
Edinburg 483.
Eduard VII. von England 369.
Egelhaaf, Gottl. 553.
Eggmühl, Fürst, s. Davout.
Egidio de Colonna 391.
Ehrenberg, Rich. 553.
Ehrenlegion, Orden 36.
Eichendorff, Jos. Freiherr von 505.
Eichhorn, Joh. Albr. Friedr. 108 f.
— Joh. Gottfr. 477. [234. 491.
— Karl Friedr. 86. 549.
Eider 65. 203. 280.
Eiderdänen 202 f. 280.
Eike von Repgow 393.
Eilers, Gerd 491.
„Einbecker Vertrag" (1830) 158.
Einsiedel, Detlev Graf 101.
Eipel (1866) 291.
Eisenach (1866) 289.
Eisenbahnen 360. 362. 375.
Eisernes Kreuz, Stiftung 58.
Eitelberger von Edelberg, R. 495.
Ethof, Konr. 502.
El Arych (1799) 29.
Elba 33. 70. 73.
Elbe 38. 292—294. 361.
Elchingen, Herzog, s. Ney.
Elektrizität 395. 450 f.
Eliot, George, s. Evans.
Elisabeth von England 429.
— von Frankreich 15. 22.
— von Österreich 314.
— von Preußen 229. 279.
— von Rumänien 537.
Elliot, Gilb., s. Minto.
Elphinstone, Mountstuart 559.
Elsaß-Lothringen 80. 298. 331. 335. 341. 346. 363 f. 372.
— „Autonomisten" 2c. 363.
— Diktaturparagraph 363 f.
— kaiserl. Statthalter 364.
— Landesausschuß 363.
— „Notabeln" 363 f.
Elsheimer, Adam 415.
Elucidarius 395.
Elzevir 387.
Embabeh (1798) 29.
Emilia, Landschaft 246. 262.
Eminescu, Michael 537.
Emin Pascha, s. Schnitzer, Ed.
Emma von Holland 378.
„Empire" 40.
Empirismus 458.
Ems u. Emser Depesche 324—327.
— Fluß 361.
Encina, Juan del 426.
Enfantin, Barth. Prosper 154.
Engadin 375. 538.
Engel, Joh. Jak. 474.
Engelbert von Admont 391.
Engels, Friedrich 155.
Engelsburg (1808) 48.
Enghien, Herzog von 39.
England 14. 17 f. 23. 28—30. 32 bis 34. 38. 40 f. 43. 45—49. 52—55. 60—62. 64 f. 72. 74. 76—78. 80 f. 84. 88—93. 99. 104. 106. 112. 115—118. 120—122. 129. 138. 141. 145. 148. 154. 160. 163. 189. 193. 203. 218. 232. 237. 239—241. 243. 245. 257 f. 261. 266. 272. 275 f. 282. 316 f. 328. 340. 348. 356—358. 367—370. 372. 397. 405. 420. 440. 443. 446 f. 450. 591 f. 595. 598. 601—606. 608—
— Ackerbau 90 f. [610.
— Aufklärung 463. 482. 514.
— Bildungswesen 481—483.
— Gefängnisse 91.
— Geschichtswissenschaft 443. 465.
— Handel 90. 120. [558 f.
— Hochkirche 463. 482.
— Imperialismus 367.
— Industrie 90 f. 120.

Digitized by Google

England, irische Frage 367.
— katholikenemanzip. 91 f. 120.
— Kolonien 6 f. 33. 92.
— Litteratur 422. 429—432. 466. 513—518.
— Malerei 415 f.
— Musik 419. 581.
— Nonkonformisten 400. 463.
— Parlament 90 f. 316. 367.
— Preßfreiheit 91.
— Recht 91. 394.
— Schulwesen 91. 399 f. 482 f.
— Sektiererei 482.
— Sklavenemanzipation 90.
— Staatsschuld 90.
— Testakte 120.
Engländer 25. 33. 589. 599—601.
Engler, Adolf 546.
— Friedrich 354.
Englisch-Ostindische Kompanie 33. 89. 602 f.
Enhai, Mörder Kettelers 357.
Enna, August 581. [413.
Eosander, Joh. Fr., Frh. v. Goethe
Eötvös, Jos. Baron 178. 544.
Epigenesis 457.
Epinal (1814) 65.
Epirus 148.
Epos 422. 424 f. 429. 471. 505. 524. 538. 544.
Erasmus, Desid. 387. 433.
Eratosthenes 595.
Ercilla y Zuñiga, Alonso de 424.
Erckmann, Emile 529. [547.
Erdkunde 396. 451—455. 544—
Erdmannsdörfer, Max 575.
Erdmannsdörfer, Bernh. 550.
Erdödy, Graf Pálffy von 187.
Erfindungen 89.
Erfurt (1808) 50.
— Parlament (1850) 226.
Erhardt, Sebastian 572.
Eritrea 374.
Ermann, Adolf 551.
Ermeland, Bistum 95.
Ernesti, Joh. Aug. 438. 490.
Ernst, Graf zur Lippe-Biesterfeld 365. [364.
— II. v. S.-Koburg und Gotha
— August v. Cumberl. 203. 364.
— — von Hannover 146. 181.
— Ludwig von Hessen-D. 364.
Ernst, Heinr. Wilh. 571.
Ersleb, Chr. 556.
Erziehung, s. Schulwesen und die einzelnen Länder.
Eschenburg, J. J. 479.
Espartero, Baldomero 163 f.
Espinosa, Baruch d', s. Spinoza.
Essling (1809) 51.
— Fürst, s. Masséna.
Estebanez, Joaquin 536.
Esterházy, Moritz Graf 284.
— Nik. Jos. Fürst 563.
— Paul Fürst 178.
Esthen, Litteratur 524.
Estienne, Druckerfamilie 387. 437.
Estilo culto 423. 425.
États généraux, s. Frankreich.
Ethik 461. 463. [Reichsstände.
Etienne, Drucker, s. Estienne.
— Victor 525.
Etoges (1814) 66.
Eton College 490.
être suprême 21.
Etrurien, „Königreich" 33. 47.
Etsch 63.
Ettal, Ritterakademie 401.
Ettenheim in Baden (1804) 39.
Eudoxos aus Knidos 591.
Eugenie von Frankreich 236. 326. 331. 336. 339.
Eulenburg, Friedr. Graf zu 358.
Eulenspiegel, Till 433.
Euler, Leonhard 448. 453.
Euphues (Roman) 424. 429.
Europa 585 f. 588. 593. 604. 607.
Eustachio, Bartol. 395. [609.
Euthymenes 591.
Evans, Mary-Ann 517.
Evolutionisten 457.
Ewald, Heinr. 146.
— Johannes 520.
— Karl 521.
Exner, Franz 492.
Eyck, van 87.
Eyre, Edward John 546.

Faber, Tanaquil, s. Lefèbre.
Fabre, Fernand 532.
Fabri, Friedr. 545.
Fabrice, G. F. A. von 309.
Fachschule 490. 491—496.
Fachzeitschriften 501.
Faenza 144.
Fahrenheit, Gabr. Dan. 449.
Faidherbe, L. L. C. 342. 346.
Failly, P. L. Ch. de 317 f. 334.
Fakultäten (Universität) 383. 399.
Faldella, Giov. 560.
Falk, Ad. 351—353. 359. 492.
Falke, Gustav 512.
Falklandinseln 605.
Fallopia, Gabriel 395.
Fanti, Manfredo 255. 263.
Farâbi, Abu Nasr Moh. 383.
Farbenlehre 450.
Farina, Salvatore 535.
Farini, L. C. 255. 257. 262. 560.
Farnese, Alessandro 441.
Färber 585 f. 588.
Farre, J. J. F. A. 342.
Faschoda 368. 372.
Fastenrath, Johann 536.
Fastnachtsspiel 433.
Faure, Felix 371.
Faustsage 430.
Favras, Marquis de 12.
Favre, Jules 336 f. 346 f. 370.
Fayrfax, Rob. 416.
Februar-Revolution, s. Frankreich.
Feder, Joh. Georg 474.
Fédération germanique 37.
Felbiger, Joh. Ignaz von 488.
Feltre 188.
— Herzog, s. Clarke.
Fénelon, Fr. de Salignac de la Mothe 5. 429. 467.
Fenier, Bund 316.
Fennomanen 524. [401.
Ferdinand II., deutscher Kaiser 265.
— III., Kaiser 419. 443.
— I. beider Sizilien (IV. von Neapel) 18. 33. 78. 111—113.
— II. beider Sizilien 260.
— von Koburg u. Gotha 323.
— I. von Österreich 162. 177. 183. 193—195. 200.
— der Heil. von Spanien (1402 bis 1443; = der „standhafte Prinz") 427.
— VII. von Spanien 48 f. 60. 64. 88. 109. 116—118. 163.
— III. von Toscana 110.
Ferguson, Adam 463. 477.
Fermat, Pierre 447 f.
Fernando Poo 373.
Fernrohr 395. 449.
Ferrara 26. 144. 165. 257.
Ferrari, Lodovico 394.
— Paolo 535.
Ferrata, Domenico 377.
Ferreira Gordo 560.
Ferrières (1870) 337.
Ferry, Jules 371.
Fesch, Joseph 39 f. 52. 77.
Festetics, Thassilo Graf 293 f.
Feuillants 15.
Feuillet, Octave 530 f.
Feuilleton (franz. Litt.) 529.
Feydeau, Georges 531.
Feyerabend, Drucker 387.
Fibich, Zdenko 582.
Fibonacci, Leonardo 394.
Fichte, Joh. Gottl. 44. 103. 489.
Ficinus, Marsilius 397. [550.
Ficker, Julius 551.
Fickler, Joseph 484.
Ficquelmont, Karl Graf 178. 193.
Field, John 573.
Fielding, Henry 466.
Fieschi, Joseph 172.
Filangieri, Gaetano 533.
Filelfo, Francesco 387.
Filmer, Robert 444.
Finck von Finckenstein, Graf Reinh.
Fink, Heinrich 416. [293.
Finke, Heinr. 553.
„Finkenritter" 433.
Finlay, G. 559.
Finnland 46. 48.
— Litteratur 524. 555.
Fischart, Johann 433 f.
Fischer, Fr. Chr. Jon. 477.
— Joh. Georg 505.
— Joh. Martin 414.
— Joseph Emanuel 414.

Digitized by Google

Fischer, Karl 552.
— Theobald 547.
Fischer von Erlach, J. B. 414.
Fischhof, Abgeordn. (1848) 198.
Fitger, Arthur 511.
Flacius Illyricus, s. Francovich.
Flahault, Aug. Ch. Graf 213.
Flamänder, s. Blämen.
Flamsteed, John 452.
Flandern 406. 410. 595.
Flaubert, Gustav 529.
Fladigny (1870) 332.
Fléchier, Esprit 5. 429.
Flegel, Rob. 545.
Fletcher, John 430.
Fleurus (1794) 92.
Fleury, André Herc. de 5 f. 467.
— Ew. Fel. 308.
Flies, Ed. Mor. von 289.
Floing (1870) 334.
Florenz 47. 255. 317. 337. 386—388. 403. 418. 497.
Flugi, Konradin von 538.
Flygare-Carlén, Emilie 524.
Foe, s. Defoe.
Fogazzaro, Antonio 535.
Folengo, Teofilo 423. [103.
Follen, Aug. Ad. Ludw. u. Karl
Fonseca, Manoel, s. Silveira.
Fontainebleau 57. 68. 75. 340.
— Erlaß (1810) 53.
— Vertrag (1807) 48.
— — (1814) 69.
Fontana, Familie 406.
— Niccolo 394.
Fontane, Theodor 511.
Fontanes, Louis de 69. 525.
Fontenelle, Bern. le Bovyer 467.
Foote, Samuel 466.
Forbonnais, Franç. Véron de 446.
Forckenbeck, Max von 304.
Ford, John 431.
Forey, E. Fr. 267.
Formey, Jean Henri Sam. 474.
Formosa 357.
Forrest, John 546.
Forschungsreisen 544—547.
Forstakademien 494 f.
Forster, Georg 10. 453.
— Joh. Reinhold 453.
Fortbildungsschule 490.
Fortequerri, Niccolò 423.
Fortschrittspartei, preuß.-deutsche 272. 283. 304. 352.
Foscolo, Ugo 165. 249. 533.
Fouché, Jos. 21. 68. 72. 74—76. 80 f. 83 f.
Fouillée, Alfred 556. [87. 504.
Fouqué, Fr. H. K. Frh. de la Motte-Fouquier-Tinville, A. Ou. 21.
Foureau, Fernand 545.
Fourichon, Martin 338.
Fourier, Charles 154. 515.
Fouriesburg (1900) 369.
Fournier, Aug. 553.
Fox, Charles James 38. 43.
Fracastoro, Girolamo 396.
Fragonard, Jean Honoré 412.
France, Anatole 532.
Franche-Comté 341.
Francis, Philip 465.
Franck, Césare Aug. 581.
— Joh. Peter 458.
— Sebastian 390.
Francke, Aug. Hermann 402.
Franco, Nicc. 424.
Francovich, Matthias 391.
Francireurs 338.
Frangk, Fabian 388.
Franken, Landschaft 26. 44.
Frankfurt a. M. 16. 63. 78. 99. 108. 176. 180 f. 194. 204. 214—224. 226. 277. 296 f. 301 f. 387. 496.
— Friede (1871) 347.
— Fürstentag (1863) 278 f. 281.
— Großherzogtum 63.
— Parlament, s. Nationalversf.
— Putsch (1833) 148.
— Reformschule 492.
— Verfassung 101.
— Vorparlament 180—182.
Frankfurt a. O. 492.
Franklin, Benjamin 6. 450.
— John 544.
Frankreich 3—85. 87 f. 90 f. 99. 104. 106. 119. 116—119. 121—126. 129. 131—138. 144 f. 153 f. 163. 170—172. 174. 176. 189. 191—193. 207. 218. 229. 232. 240—246. 253—256. 261 f. 264. 266. 273. 275 f. 287. 295 f. 307—310. 319—347. 350. 356—358. 368. 370—372. 374 f. 383. 406. 427—429. 437. 440. 442. 446. 462. 495. 512. 536. 598. 602—605.
— Acte additionnel 76. [607.
— Adel 5. 7—10. 13. 16. 133.
— Aufklärung 462. 467—472.
— Aufstand (1851) 213. [484.
— Bank 35.
— Barockstil 411—413.
— Bergpartei 16. 18.
— Bildungswesen 484—487.
— „Blaue" 18.
— Bourgeoisie 136.
— Charte 71. 83. 103. 124 f.
— colonnes infernales 19.
— compagnies de Jésus 24.
— Compte-rendu (1781) 6.
— constitution civile du clergé
— Departements 12. [13.
— Deputiertenkammer 76 f. 83.
— Direktorium 24. 31.
— „Dritte Partei" 320.
— Dritter Stand 5—9.
— Emigranten 10. 70. 123. 132 f.
— Februarrevolution 170—173.
— Feudalrechte 16.
— Flotte (1870) 337.
Frankreich, garde mobile 318.
— Geistlichkeit 5. 8—10. 13. 35. 40. 52. 71. 123. 486.
— „gens de la haute main" 22.
— „gens révolutionnaires" 22.
— Geschichtswissenschaft 441. 556 f.
— Gesetzgebung 14—16. 32. 36. 39. 65. 69.
— grande armée 55.
— grandes fournées 21. [318.
— Heerwesen 35. 40. 45. 55. 105.
— Juniaufstand (1848) 208.
— Julirevolution 125 f. 134 f. 506. 526 f.
— Kaiserreich, zweites 236—246.
— Kongregationsgesetz 486.
— Königtum 14. 393.
— Konkordat 35. 57. 71.
— Konstituante 12. 14.
— „Konstitutionelle" (1848) 209.
— Konsulat 33 f.
— Legislative 14—16.
— Litteratur 422. 427—429. 471 f. 524—532. 534.
— Monarchisten (1871) 370 f.
— Musik 419. 561. 580.
— Nationalkonvent 16. 25 f.
— Nationalversammlung 9—13; (1849) 211. (1851) 213; (1871) 346. 370.
— Nationalwerkstätten 208.
— Notabelnversammlung 8.
— Orden 371. 486.
— Pairskammer 76 f. 83. 105.
— Parlamente 7. 12. 393.
— Presse 12. 105. 125. 133 f.
— Radikalismus „ralliés" (1848) 208 f. 371.
— Rat der Alten 24.
— — — Fünfhundert 24.
— Reaktion 82—126.
— Recht 35 f. 393.
— Reichsstände 7—9. 393.
— Republik (zweite) 174. 208—214; (dritte) 336. 370—372.
— Republikaner 136 f. 331.
— Restauration (1814) 70—72. 525; (1815 f.) 82—89. 132.
— Revolution (1789) 3—24. 485. 503. 604.
— Revolutionstribunal 24.
— Royalisten 33. 39. [487.
— Schulwesen 36. 399. 485—
— Senat 32. 36. 39. 320.
— Septembermorde (1792) 16.
— Sozialisten 174.
— Staatsrat 32.
— Staatsstreiche 27. 31. 212—
— Steuern 64. [214.
— „travailleurs" 22.
— Tribunat 32. 39.
— „Vereinsgesetz" (1901) 371.
— Verfassungen 12. 14. 19. 24. 31. 39. 76. 137. 213. 236 241. 320.

Digitized by Google

Frankreich, Volksabstimmungen 213. 319 f. [470 f.
— Volkswirtschaftslehre 446.
— Wahlreformen 105. 172.
— „Weiße" 18. 24. 69.
— Wohlfahrtsausschuß 23.
— Zentralisation 35.
— Zweibund (mit Rußland) 372.
Franscky, Ed. Fr. v. 293 f. 296.
Franz II., deutscher Kaiser (I. von Österreich) 15 f. 27 f. 30. 32 f. 40. 42. 44. 50. 52. 55. 57. 62 f. 66 f. 72. 75. 78. 84. 93. 104. 107. 112. 116. 121. 156. 161 f. 493.
— I. beider Sizilien 111.
— I. von Frankreich 393. 399. 403. 427.
— IV. von Modena 110. 144.
— II. von Neapel 260 f.
— Joseph I. von Österreich 188. 200 f. 221. 228 f. 231. 238. 244 f. 254. 264. 267—269. 279. 281. 284. 286. 289. 292 f. 295. 308 f. 313—315. 319. 322. 365. 493.
— Karl, Erzherzog 200.
Franz, Mich. 454.
— Robert 570.
Franziskaner 385.
Franzosen 132—138. 389. 588. 600.
Fraterherren 387. [603. 607.
Frederica, Paul 555.
Frederikshamn, Friede (1807) 48.
freethinkers 463.
Freiburg i. B. 166. 363. 493.
Freigeister 463. 468—470.
Freiheit 105. 314.
Freikonservative 304. 352.
Freiligrath, Ferd. 332. 507.
Freimaurer 111.
„Freischütz" 87. 568.
Freisinnige Parteien, deutsche 355.
Freizügigkeit 311. 314.
Fréjus (1799) 31.
Frère-Orban, Hub. Jos. 319. 376.
Fréron, L. St. 19. 24. 26.
Frescobaldi, Girolamo 417.
Freycinet, Charles de 338. 340.
Freydorf, Rudolf von 309
Freytag, Gustav 511. 554.
Friaul 537.
Frida, Emil Bohus 540.
Fridericia (1849) 204.
Friedjung, Heinr. 553.
Friedland (1807) 46.
Friedländer, Ludwig 551.
Friedrich III., deutscher Kaiser (gest. 1888) 271. 273—276. 284. 290 f. 293—295. 324. 330. 342 f. 347 f. 354.
— von Augustenburg 280. 282.
— I. von Baden 273. 309. 343. 345. 363.
— VII. von Dänemark 202. 205. 233. 280.
Friedrich, Prinz der Niederl. 140.
— I. von Preußen (III. v. Brandenburg) 344. 413. 443.
— II. d. Gr. von Preußen 269. 338. 402. 413. 419. 468. 474 f. 477. 480. 488.
— von Schleswig-Holstein (gest. 1880) 303.
— I. von Württemberg 43. 55. 63. 101.
— August I. von Sachsen 58 f. 62. 72 f. 78. 100. 413.
— — II. v. Sachs. 146. 181. 413.
— Franz II. von Mecklenburg-Schwerin 279. 340 f. 364.
— Karl von Preußen 290—294. 330. 333. 337. 339—341.
— Wilh. von Braudenburg 443.
— — I. von Hessen 145 f. 181. 227. 276. 302 f.
— — I. von Preußen 267. 413 419. 474. 488.
— — II. von Preußen 14—16. 23. 28. 220. 564.
— — III. von Preußen 28. 32. 38. 40. 42 f. 45 f. 49. 53. 55. 57 f. 60. 62. 64 f. 67 f. 73. 78. 84. 90. 93. 95—97. 99. 104. 106. 112. 116. 119. 141. 159.
— — IV. von Preußen 119. 159 bis 161. 167—170. 181. 183. 203. 218. 220—222. 226 f. 229. 235. 238 f. 241. 245. 268. 276. 491. 509.
Friedrich, Joh. 553.
Friedrichstadt (1850) 204.
Frimont, Joh. M. Baron 113.
Frisch, Joh. Leonh. 439.
Frischlin, Ph. Nikodemus 434.
Fröbel, Friedr. 489.
— Julius 198 f. 217.
Froben, Buchdrucker 387.
Frohsdorf 370.
Frossard, Charles Aug. 331.
Froude, Jam. Anth. 559.
Fryxell, Anders 555.
Fuchs, Leonhard 396.
— Rob. 575.
Fulda, Ludw. 511.
— (Stadt) 63. 95.
Fürstenberg, Fürstin von 72.
Fürstenschulen 401.
Fürstentag (1863) 278 f. 281.
Fustel de Coulanges, N. D. 558.
Fux, Joh. Jos. 419.

Gableuz, Anton von 288.
— Ludwig Frhr. von 282. 290 f.
Gaboriau, Emile 532.
Gabrieli, Andr. u. Giov. 417.
Gachard, L. Pr. 558.
Gade, Niels Wilh. 581.
Gaeta 189. 211. 264.
— Herzog, s. Cialdini.
Gagern, Friedrich Frh. v. 184.
— Hans 73. 85. [224.
— Heinrich 176. 181 f. 215. 222—
— Max 183. 203. 218.
Gaguin, Rob. 390.
Gainsborough, Thomas 416.
Gaisberg b. Weißenburg 330.
Gaj, Ljudevit 539.
Galdos, Perez 536.
Galiani, Fernando 446.
Galicien 109.
Galilei, G. 395. 397. 448. 451 f. 459.
Galizien 58. 206 f. 222. 266.
Gallait, Louis 554.
Galli, Ferd. u. Söhne 406. 414.
Gallien 592.
Gallifet, G. A. A. Marquis 334.
Gallikanische Kirche 5. 35. 52. 486.
Gallus, s. Hänel.
Galvani, Luigi 450.
Gama, Vasco da 598.
Gambetta, Léon 336. 338—341.
Gans, Ed. 86. [346. 370. 484.
Garat, Dom. Jos. Graf 69.
Garborg, Arne 523.
Garcilaso de la Vega 425.
Gardiner, Sam. Rawson 559.
Garfield, J. A. 374.
Garibaldi, G. 189. 191. 211 f. 237. 242. 244. 249—253. 257. 259—265. 268. 297. 317. 341. 346.
Garrid, David 466.
Garschin, Wsewolod M. 543.
Gärtner, Geheimrat von 72.
— Karl Chr. 436.
Garve, Christ. 474.
Gassend(i), Pierre 450. 460.
Gastein (1863) 279.
— Vertrag (1865) 282 f.
Gatschina, Bündnis (1799) 31.
Gatterer, Joh. Christoph 476.
Gaudin, M. M. Ch. 35.
Gautier, Théophile 532.
Gaza, Theodoros 387.
Gebhardt, Bruno 553.
Gebirgsbahnen 375.
Gebirgskunde 545.
Geffroy, M. A. 558.
Gegenreformation 398. 401. 404. 406. 433. 447. 462.
Gehe, L. 496.
Geibel, Emanuel 335. 509.
Geige 420. 571 f.
Geijer, Erik Gust. 523. 555.
Geijerstam, Gustav af 524.
Geikie, Arch. u. James 545.
Geistliche Staaten 33. 37.
Geistlichkeit 385.
Gelinck, Jos. 567.
Gellée, Claude 411.
Gellert, Christian Fürchtegott 436.
Gelzer, Heinrich 551.
Genbloux 494.
Genf 29. 37. 81. 321. 493.
Genlis, Fél. Ducrest de 524.
Genovesi, Antonio 446. 533.

Digitized by Google

Gent 75. 487.
Gentz, Fr. v. 40. 44 f. 50. 85. 89. 93. 104. 106. 112. 156.
Genua 27. 78. 389. 487. 598.
— Herzog Ferdinand von 188.
— — Thomas 323.
Genueſen 595.
Geognoſie 455.
Geographie, ſ. Erd- und Länder-Geologie 455. [kunde.
Geometrie 395.
Geophyſik 544.
Georg I. u. II. von England 92.
— III. von England 17. 28. 32. 67. 81. 92.
IV. von England 58. 92 f. 100. 120. 162. 515. [303. 364.
— V. von Hannover 233. 289.
— II. von Meiningen 303.
— von Sachſen 362.
George, Stephan 512.
Gerard, Alexander 464.
Gerbet, O. Ph. 124.
Gerdes, Heinr. 553.
Gerhardt, Paul 435.
Gerichtsordnung, peinliche 394.
Gerlach, E. L. v. 226. 235. 272.
Gerland, Georg 547.
Germanen 381. 385. 393.
Germanicus Caeſar 592.
Germanien 592.
Germaniſtik 438—440.
Gernsheim, Fr. 575.
Gerok, Fr. Karl von 505.
Gerſtäcker, Fr. 508.
Gerſtenberg, Heinr. Wilh. von 479.
Gervinus, G. G. 146. 550 f.
Geſchichtsmalerei 554.
Geſchichtswiſſenſchaft 387—391. 440—443. 461 f. 465. 548 ff.
— deutſche 476—479. 548—556.
Geßner, Joh. Matth. 438. 490.
— Konrad 388. 395 f.
Geßler, Ernſt 322.
Geßner, Salomon 436.
Geſundheitspflege, öffentliche 458.
Geulincx, Arnold 460.
Gewerbefreiheit 53. 311.
Gewerbeſchulen 495 f.
Gewerkvereine, engliſche 155.
Gex, Land 81.
Gförer, Aug. Friedr. 553.
Gherardi della Teſta, Tomm. 535.
Giacometti, Paolo 535.
Giacoſa, Giuſeppe 535.
Gibbon, Edward 466. 559.
Gibbons, Orlando 416.
Gibraltar 602 f.
— Straße von 590 f. 595.
Gieſebrecht, Wilh. v. 548. 550 f.
Gießen, Univerſität 103.
Gilbert, Roſanna, ſ. Montez.
— William 395. 450.
Gilde 385.
Gilles, Nicole 390.
Gilm, Herm. von 510.
Gioberti, Vincenzo 165. 242. 252.
Giordano, Umberto 580.
Giorgione da Caſtelfranco, ſ. Barbarelli.
Giovio, Paolo 389.
Giraldi, Giambattiſta 424.
Girard, Jean Baptiſte 61.
Girardin, Mad. de 530.
Girondiſten 14—19. 24.
Giskra, Karl 217. 315. 365.
Gitſchin, ſ. Jitſchin.
Giulio Romano, ſ. Pippi.
Giunta, Drucker 387.
Giuſti, Giuſ. 534.
Gjellerup, Karl 521.
Gladſtone, W. E. 367.
Glais-Bizoin, Alex. 338.
Glasgow 483.
Glaſunow, Alex. 582.
Glatz (1807) 46.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. 436.
Glinka, Michael J. 582.
Gloſſatoren 392 f.
Gluck, Chr. Wil. 561—563. 565.
Glücksburg, Herzog, ſ. Decazes.
Glücksburg, Prinz, ſ. Chriſtian IX.
Glümer, Adolf von 341.
Gneiſenau, ſ. Neithardt.
Gneſen 152.
Gobel, J. B. J., Biſchof v. Paris 20.
Goeben, Aug. v. 289. 296. 331. 342.
Gobineau, J. A. Graf 391.
Göbeke, Karl 506.
Göbölö 200.
Godoy, Manuel 18. 33. 48 f.
Godwin, W. 558.
Goes, Damião de 389.
Gogol, Nikolaj W. 542.
Gohier, Louis Jérôme 31.
Goito (1848) 187.
Goldfriedrich, J. 477.
Goldmark, Karl 571. 579.
Goldoni, Carlo 533 f.
Goldſmith, Oliver 466. [56 f. 59.
Golenitſchew-Kutuſow, M. 42.
Goltz, R. Graf v. d. 287. 295 f. 332.
Goluchowski, Agenor Graf 277 f.
Gomara, Francisco Lopez de 389.
Gomberville, M. Le Roy de 428.
Goncourt, Edm. u. Jules 529.
Gondi, Paul de, ſ. Retz.
Gongora y Argote, Luis de 425.
Gongorismus 423. 426.
Goniometer 455.
Gontard, Karl von 413.
Gontſcharow, Iwan A. 542.
Gorczkowski, General von 187.
Gordo, Ferreira 560.
Gordon, Ch. G. 368.
Görgey, Arthur 200 f.
Gorki (Gorjkij), Maxim 543.
Gorp (Goropius), J. v. 440. [553.
Görres, J. v. 87. 97. 99. 107. 549.
Gortſchakow, Alex. M. Fürſt 335.
Görtz, ſ. Schlitz. [337. 340.
Görz 137.
Göſchen, Joh. Friedr. Ludw. 86.
Goslar (1815) 78.
Goszczyński, Seweryn 541.
Gotenburg 493.
Gotha 224. 354. 454. 496.
Goethe, J. W. v. 86—88. 365. 415. 461. 480 f. 489 f. 502—504. 525. 527. 540. 547 f. 562 f. 604; ſ. auch Eoſander.
Gothein, Eberh. 553.
Gotik 87.
Gotiſche Schule (Schwed.) 523
Gottberg, von 342.
Gotthelf, Jerem., ſ. Bitzius.
Göttingen 289. 403. 492. 499.
— Hain 481.
— Sieben 146.
Gottſched, J. Chr. 436. 439. 480.
Göttweih 414.
Götz, Herm. 579.
— Joh. Nikolaus 436.
Goudimel, Claude 416.
Gould, Jay 374.
Gounod, Charles François 580.
Gourgaud, Gaſpard Baron 81 f.
Govone, Giuſeppe 284.
Gozzi, Carlo 533.
Grabbe, Chr. Dietr. 508.
Gräbener, Herm. 575.
Grabmeſſungen 453 f.
Graf, Arturo 533.
Graff, Anton 415.
Graham, George 449.
Gramont, A. Herz. v. 266. 321.
Gran, Daniel 415. [324—327.
Grand, Florian 538.
Grant, James Aug. 545.
Graswinckel, Dirk 444. 446.
Graubünden 537.
Graudenz (1807) 46.
Grauert, Herm. 553.
Graun, Karl Heinrich 419.
Grävell, Maxim. Karl Fr. Wilh.
Gravelotte (1870) 333. [223.
Gravitationsgeſetz 448. 452 f.
Grävius, Joh. Georg 438.
Gray, Stephan 346. 450.
Graz 414. 493. 496.
Grazia, Adinolfo Duca della 137.
Grazzini, Antonfrancesco 424.
Green, John Rich. 559.
Greene, Robert 430.
Greenwich, Obſervatorium 452.
Grégoire, Henri Graf 20.
Gregor XIII. 40. 397. 497.
— XVI. 144 f. 153. 165.
Gregorian. Kirchengeſang 416.
Gregorios v. Konſtantinopel 115
Gregorovius, Ferdin. 509. 552.
Gregory, James 449.
Greif, Martin 509.
Greifswald 359.
Grenoble 74. 83. [43. 90.
Grenville, W. W. Baron 32. 38.
Greſſet, Jean B. L. de 471.
Grétry, A. E. M. 420.
Greuze, Jean Baptiſte 412

Digitized by Google

Grévy, Jules 371.
Grew, Nehemiah 455.
Grey, Charles Graf 90.
Griechen 114—117. 119. 140. 382. 590 f. 607.
Griechenland 114—116. 148—150. 607.
— Freiheitskampf 120—122.
— Litteratur 387. 543.
Griechenlieder 119.
Griechische Kirche 397.
Grieg, Edvard 581.
Griepenkerl, Wolfg. Rob. 508.
Grillparzer, Franz 93. 186. 506.
Grimaldi, Francesco M. 450.
Grimm, J. u. W. 86. 146. 439. 549.
Grimma 401.
Grimmelshausen, H. J. Chr. 435.
Grisar, Hartmann 553.
Grisebach, Aug. Heinr. Rud. 546.
Grisi, Giulia 570.
Gröben, Karl Graf von der 228.
Grochow (1831) 143.
Grolmann, K. W. G. von 107.
Groen van Prinsterer, W. 555.
Groningen 487.
Grönland 585 f. 588. 594.
Gronov, Joh. Friedr. 437.
Groot, Hugo de 437. 444—446.
Großbeeren (1813) 61.
Großbritannien, s. England.
„Großdeutsche" 217. 273. 277.
Grosse, Julius 509.
Großgörichen (1813) 59.
Grossi, Tommaso 534.
Grote, George 559.
Groth, Klaus 510.
Grotius, s. Groot.
Grouchy, Emanuel Graf 75. 79 f.
Grün, Anast., s. Auersperg, Ant.
— Karl 554.
„Grundrechte" (1848) 221.
Gruner, Justus 97. 107.
Grünhagen, Colmar 552.
Grupp, Georg 555.
Grütli-Verein 376.
Gruytère (Gruterus), Janus 437.
Gryphius, Andreas 387. 435.
Guadagni, Kastrat 563.
Guam 373.
Guarini, Battista 422 f.
Guarneri, Gius. Ant. 420.
Guastalla 43. 69.
Guayana 33. 605.
Gudden, Bernh. von 362.
Gudrid (Wikingin) 586.
Guercino da Cento, s. Barbieri.
Guericke, Otto von 449.
Guerrazzi, Fr. D. 189. 534. 560.
Guerrini, Olindo 535.
Guerzoni, Gius. 560.
Guevara y Dueñas, L. V. de 425.
Guglielmotti, Alb. 560.
Guicciardini, Francesco 389.
— Lodovico 396.
Guilford, 2. Graf, s. North, Fr.
Guiteau, Charles 374.
Guizot, Fr. P. G. 76. 123. 125 f. 171. 173. 484. 486. 557.
Gumbert, Ferd. 571.
Gunkel, Herm. 552. [184.
Günterstbal b. Freiburg (1848)
Gustav II. Adolf v. Schweden 443.
— III. v. Schweden 13. 15. 468.
— IV. v. Schweden 18. 34. 41.
Guthe, Herm. 547. [43. 48. 54.
Gutschmid, Alfred von 551.
Guts Muths, J. Ch. Fr. 489.
Gutzkow, K. F. 507.
Gymnasium 401. 490—492.
Gyp, s. Martel de Mirabeau.
Gyrowetz, Adalb. 567.
Gyulay, Franz Graf 244.

Haag 369.
— Vertrag (1794) 23.
Habeas-corpus-Akte 91.
Habeneck, Anton Franz 498.
Häberlein, Franz, Domin. 477.
Haebler, Konr. 553.
Habsburg, Haus 159. 186. 196.
Hachberg, s. Hochberg. [200 f.
Häckel, E. 457.
Hadley, John 454.
Hafenbredl, Al., s. Hübner.
Hagedorn, Friedrich von 436.
Hagelberg (1813) 61.
Hagen, Ad. Hermann Wilh. 273.
Hahn, Friedr. 547.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin 509.
Haillan, Bernard de Girard Du Haiti 602. [390.
Halbe, Max 513.
Hales, Stephan 455.
Halévy, J. Fr. E. 580.
— Ludovic 531.
Halbed, Nathaniel 439.
Hallam, Henry 559.
Halle 359. 401 f. 492. 494.
Hallén, Andreas 581.
Hallenberg, Jonas von 555.
Haller, A. v. 436. 457. 476. 478.
— Karl Ludwig von 86. 88. 168.
Halley, Edm. 449. 452. 454.
Hallström, Ivar 581.
— Per 524.
Halm, s. Münch-Bellinghausen.
Hals, Frans 410.
Halsbandprozeß 7.
Ham (Festung) 171. 209.
Hamann, Joh. G. 474.
Hambach (1832) 147.
Hamburg 58 f. 63. 101. 349. 419 f.
— Dichterkreis 435. [496.
Hamerling, Rob. 510.
Hamilton, William 465.
Hammacher, Friedr. 304.
Hammen, Ludwig von 457.
Hampdenklubs 91.
Hamsun, Knut 523.
Hanau (1813) 63.
Händel, Georg Friedrich 419 f.
Handelsschulen 496.
Hänel, Jakob 416.
Hanka, Wáceslav 540.
Hann, Jul. 545.
Hanno, Karthager 590.
Hannover 38 f. 42—44. 46. 53. 63. 73. 77—79. 92. 96. 107. 146. 158. 181. 225 f. 234. 241. 249. 280. 287 f. 295. 297. 301. 303. 360.
— Verfassung 100. 233. [496.
Hannover (Stadt) 301. 419.
Hannoveraner 330.
Hannöv. Legion, s. Welfenlegion.
Hanotaux, Gabriel 558.
Hanse 53 f. 101. 330. 340. 585. 590. 597 f. 607.
Hansemann, David 169. 180. 219.
— (ladin. Dichter) 538.
Hansen, Georg 553.
Hansjon, Ola 524.
Harbegg, H. Graf 185. [504 f.
Hardenberg, Fr. von (Novalis) 87.
— Karl Aug. v. 46 f. 49. 53. 57 f. 60. 62. 64. 72 f. 96 f. 102. 104—107. 112. 116. 119. 477.
Harmonie, prästabil. 461.
Harnack, Adolf 499. 553.
Harrison, John 449.
Harrow, College 400.
Hart, Heinr. u. Jul. 512. 534.
Harte, Francis Bret 517.
Hartleben, Otto Erich 513.
Hartley, David 464.
Hartmann, Emil 581.
— Georg 395.
— Joh. Pet. Em. 581.
— Ludo Moritz 553.
Hartwell (England) 67.
Hartzenbusch, Juan Eugenio 536.
Harvey, William 456. 459.
Hasdeu, B. P. 537.
Hase, Karl Aug. von 351.
Hasler, Hans Leo 416.
Hasner, Leopold Ritter von 315.
Hasse, Joh. Ad. 419. [233.
Hassenpflug, H. D. v. 146. 226 f.
Hastings, Fr. R. Marquis 89.
Hauck, Albert 553.
Hauff, Wilh. 505. [42. 44 f.
Haugwitz, Chr. Aug. Graf 23. 30.
Hauptmann, Gerhard 513.
Hauranne, Duvergier de 557.
Hausen, Reinh. Th. 555.
Haushofer, Max 509.
Hausrath, Ad. 510.
Häusser, Ludwig 550 f.
Haußmann, Georges Eugène 240.
Haussonville, J. O. Graf 557
Haute Maison (1870) 337.
Hauy, René Just 455.
Havana (1870) 337.
Havlíček, Karel 540.
Hawaii 373. 606.
Hawkins, John 601.

Digitized by Google

Haydn, Jos. 561—564. 566.
Haynau, J. J. Frh. v. 190. 201.
Hebbel, Fr. 508 f.
Hébert, J. R. 17. 19 f. 484.
Hebräisch 387 f.
Hecker, Fr. 175. 180 f. 183 f. 197.
— Joh. Jul. 402. 488. [225.
Heckscher, Moritz 217.
Hedberg, Tor 524.
Hedin, Sven (von) 546.
Heem, Jan Davidz de 411.
Heeren, A. H. L. 477. 554.
Hefele, Karl Jos. von 329.
Hegel, Karl von 397. 550. 553.
Hegewisch, Dietr. Herm. 477.
Heiberg, Gunnar 523.
— Joh. Ludw. 520.
Heidelberg 84. 86 f.
— »Berliner Dichterkreis 504.
— Historiker 550.
— Versammlung (1848) 180 f.
Heidenstam, Verner von 524.
Heigel, Karl Theodor von 509. 552.
Heilbronn 84. [116. 140. 161.
Heilige Allianz 84 f. 89. 104. 112.
Heilsberg (1807) 46.
Heim, Alb. 545.
Heine, H. 148. 192. 507. 547.
Heinecius, Joh. Gottl. 474.
Heinrich VI. von England 400.
— VII. von England 430.
— VIII. von England 392. 399.
— III. von Frankreich 443.
— IV. von Frankreich 4. 390. 443.
— (V.) von Frankreich 112. 135. 137. 370.
— von Mecklenburg 378.
— der Seefahrer 595.
Heinse, Wilhelm 476.
Heinsius, Dan. u. Nic. 437.
Heinze, Max 459.
Heiterotheim, Malteserſitz 37.
Helene von Italien 375.
— von Württemberg 335.
Helfert, Jos. Al. Frh. v. 492. 553.
Helgoland 65. 282. 337. 605.
Heliade»Radulescu, Joan 537.
Heller, Stephen 573; ſ. auch Hellwald.
Hellmesberger, Familie 572.
Helluland 586.
Hellwald, Fr. v. 547. 554.
Helmolt, Hans F. 385. 537. 544. 547 f. 553. 555.
Helmont, Joh. Bapt. van 451.
Helmſtedt 493.
Helvetiſche Republik 29. 34. 38.
Hemans, Felicia Dor. 518.
Henſterhuis, Tiberius 438.
Hengſtenberg, E. W. 152. 235. 491.
Henſtein, A. Frh. v. 286. 289.
Henne, Alexander 558.
— am Rhyn, Otto 554.
Henriot, François 22.
Henſelt, Adolf (von) 573.
Henſen, Viktor 546.
Heppenheim (1847) 175.
Herbart, Joh. Friedr. 489.
Herbert, ſ. Cherbury.
Herbſt, Eduard 315. 365.
Herder, J. G. v. 86. 461. 478—481. 489 f. 501. 506. 547 f. 554. 562.
Herkules, Säulen, ſ. Gibraltar.
Hermes, Georg 151.
Hérold, Louis J. F. 568.
Herrera, Hernando de 425.
Herrmann, Emil 359.
— Ernſt Ad. 551.
Herſchel, Familie 452.
Hertz, Henrik 520.
— Wilh. 509.
Herview, Paul 531 f.
Herwarth v. Bittenfeld, K. E. 290.
Herwegh, Georg 184. 507.
Herz, Heinrich 573.
Herzegowina 365. 539.
Herzen, Alex. 542.
Herzog, Eduard 376.
Herzogenberg, Heinr. von 575.
Heſperidengärten 593.
Heß, Heinrich Freiherr von 244.
Heſſen 295. 330.
— »Darmſtadt 41. 63. 73. 77. 79. 95. 99. 106 f. 147. 157. 176. 181. 183. 218. 303. 307. 309—311. 343. 364.
— — Eiſenbahnvertrag 360 f.
— — Verfaſſung 101. [364.
— »Kaſſel 26. 37. 45. 79. 100 f. 145. 158. 181. 220—228. 233. 268. 276. 288. 297. 301 f.
— — Haus» u. Staatsgeſetz 101.
Hetärie der Philiſter 114 f.
Heuglin, Th. von 545.
Hevel, ſ. Hövelcke.
Heyck, Ed. 553.
Heyd, Wilh. 553.
Heyne, Chriſtian Gottl. 438. 490.
— Moritz 554.
Heyſe, Paul 509. 534.
Heywood, Thomas 430.
Hicks, Georg 439.
Hieronymus, der heilige 442.
Hietzing, Schloß 301.
Hildebert von Tours 387.
Hildebrand, Joh. Lukas von 414.
— ſchwed. Hiſtor. 555.
Hildesheim (1815) 78.
Hiller, Ferdinand 573.
— Joh. Adam 562.
Hirn, Joſeph 553.
Hirſch, Ferd. 552.
— Siegfr. 550.
Hirſchfeld, Georg 513.
Hirtendichtung 423. 425.
Hiſtologie (Gewebelehre) 458.
Hiſtorikertag, deutſcher 500.
Hobbes, Th. 444—446. 459 f. 462.
Hochberg, bad. Grafen von 102.
Hoche, Lazare 20. 23 f. 27.
Hochkirche, engl. 399 f. 463. 482.
Hochſeefiſcherei 600.
Hochſtädt (1800) 32.
Hochſtetter, Ferd. von 546.
Hödel, Max 354.
Hödgh»Guldberg, Ove 555.
Hofer, Andreas 51 f.
Hoff, K. E. A. von 505.
Hoffmann, E. Th. 504 f.
— Friedrich 457. 545.
— Joh. Gottfr. 98.
— v. Fallersleben, A. H. 507.
Hofmann, Heinr. 575. [435
— v. Hofmannswaldau, Chr. 424
Hofmannsthal, Hugo von 512.
Hogarth, William 415. 464.
Hogendorp, van (Holl.) 63.
Hohengerolsdeck (1819) 103.
Hohenheim (Württ.) 494.
Hohenlinden (1800) 33.
Hohenlohe»Ingelfingen, A. 273 f.
— »Langenburg, Hermann 364.
— »Öhringen, Hugo 306.
— »Schillingsfürſt, Chl. 273 f. 310. 321 f. 348. 364.
Höhenmeſſungen, baron. 454.
Hohenzollern, Anton 268. 272.
— Haus 158. 323 f. 343.
— »Sigmaringen 323 ff.
Holbach, P. H. D. von 469.
Holberg, Ludw. (Freiherr von) 520.
Hölderlin, Joh. Chr. Fr. 505.
Hollabrunn (1805) 42.
Holland, ſ. auch Niederlande.
Holm, Adolf 551.
— Peter Edv. 556. [288 f.
Holſtein 78 f. 202. 204. 213. 241.
— »Auguſtenburg 202. 280. 283.
— »Glücksburg 280.
— »Gottorp 54.
— »Oldenburg 202.
Hölty, Ludw. Heinr. Chriſt. 481.
Holub, Emil 545.
Homann, Joh. Bapt. 451.
— — Chr. 454.
Homburg 330.
Home, Henry 464. 477.
Homer 464.
Hondecoeter, Melchior 411.
Hondshoote (1793) 21.
Hondt, Peter de 399.
Honegger, Joh. Jak. 554.
Hoenig, Fritz 553.
Hooch, Pieter de 410.
Hooft, Pieter Cornelisz von 519.
Hooke, Robert 449 f. 455.
Horn, Georg 442.
Hornemann, Fr. (geb. 1766, verſchollen ſeit 1801) 453. 545.
Hörnigk, F. W. von 447.
Höſt, Jens Kragh 555.
Hotman, François 444.
Hottentotten 356.
Houchard, Jean Nic. 16. 21.
Houtman, Cornelis 601.
Howard, Henry Graf Surrey 429.
Hövelcke, Johannes 452.

Digitized by Google

Hrotsuit von Gandersheim 549.
Hübbe-Schleiden, Wilh. 545.
Huber, Alfons 552.
Hübner, Al. Freiherr von 243.
Huch, Ricarda 513.
Hudsonsbai 585, 587.
Huet, Daniel 460.
Hufeland, Christian Wilh. 458.
Hüffer, Herm. 551.
Hugenotten 392.
Hugo, Gustav 86.
— Victor 122, 133, 153, 210, 308, 526 f. 532.
Hüllmann, K. Dietr. 477.
Hultsch, Friedrich 551.
Humanismus 386—398, 404, 427. 433, 436 f. 447.
Humbert I. v. Ital. 374 f.
Humboldt, Al. 86, 453, 544—547.
— W. v. 60. 72 f. 98 f. 104 f. 107.
Hume, D. 464 f. 477. [119. 490.
Hummel, Joh. Nep. 573.
Humoralpathologie 457.
Humperdinck, Engelbert 579.
„Hundert Tage" 73. 80.
Hüneburg, Graf, s. Vandamme.
Hunold, Chr. Fr. 435.
Hünten, François 573.
Hunter, John 458.
Huonder, Anton 538.
Hurmuzaki, Eudoxin de 537.
Hurter, Friedr. Eman. (von) 553.
Huskisson, William 120.
Hutcheson, Francis 463 f.
Hutten, Ulr. v. 249.
Hutton, James 455.
Huygens, Chr. 447—449, 452.
— Constantyn 519. [459.
Huysmans, Jorris Karl 532.
Huysum, Jan van 411.
Hyde, Paul, s. Neuville.
Hydrodynamik rc. 449.
Hyperboreer 588.

Ibell, Karl von 106.
ibn Roschd, s. Averrhoës.
Ibrahim Pascha 121, 124.
Ibsen, H. 513, 522 f.
Ickelsamer, Valentin 388.
Idealismus 535, 539 f. 543, 550.
Idstedt (1850) 204.
Ifsland, Aug. Wilh. 502 f.
Ihne, Wilh. 551.
Illy (1870) 334.
Illyrische Bewegung 196.
Immaterialismus 464.
Immermann, Karl Leberecht 506.
Inama-Sternegg, K. Th. v. 553.
Index librorum prohibitor. 404.
Indischer Ozean 589, 597, 600, 602 f. 605, 608—610.
Industrieschulen 495.
Indy, Vincent d' 581.
Ingenhouß, Jan 456.
Ingolstadt 492.
Inkerman (1854) 238.
Innsbruck 193, 195, 414, 493.
Inns of Court 400.
Inquisition 88, 109.
Inseln der Seligen 502 f.
Institut de France 403.
Instrumentalmusik 420 f. 564 ff.
„Internationale", rote 321.
Ionische Inseln 27, 47, 89.
Irenicus, Franz 390.
Iriarte, Tomas de 536.
Irland 91, 93, 120, 316, 367.
— home rule 367.
— Landgesetz (1881) 367.
— Unterrichtswesen 91, 483.
Irnerius, Glossator 392.
Iro, K. M. 365.
Isaak, Heinrich 416. [372.
Isabella von Spanien 163 f. 323.
Isandhlwana (Islandula) 368.
Ischigh (1849) 200.
Isetin, Isaak 477 f.
Isenburg-Birstein 63.
— -Büdingen, Gustav 289.
Iser (Fluß) 290, 292.
Isidor von Sevilla 382, 442.
Isla, José Francisco de 536.
Islam 114 f. 317, 383.
Island 585 f. 588, 594.
Isly, Herzog, s. Bugeaud.
Isonzo (1813) 63.
Issy, Fort (1870) 345.
Italia irredenta 374.
Italien 26 f. 33. 37. 41 f. 52. 54. 63. 66 f. 69. 88. 94. 110—114. 131. 140 f. 144. 153. 174. 185—191. 201. 221. 235. 240—246. 249—251. 268. 283—287. 294 f. 297. 307 f. 317—319. 328. 349. 351. 358. 374 f. 383. 386 f. 391. 394. 406. 420. 437. 440 f. 448. 605.
— Aufklärung 462.
— „Bund" 245 f.
— „Consorteria" 374. [166.
— Einheitsbestrebungen 164—
— Einigung 251—265.
— Garantiegesetz (1871) 375.
— Geistlichkeit 250. [560 f.
— Geschichtswissenschaft 440.
— Königreich 41. 253. 265.
— Litteratur 422—424. 533—
— Musik 416 f. 561. 580. [535.
— Papsttum 375.
— Recht 392 f.
— Republik (1802) 37.
— Schulwesen 487.
— Volkswirtschaftslehre 445 f.
— Wahlrecht 374.
Italiener 205. 595.
Itzstein, Joh. Adam von 147.

Jablonowskische Gesellschaft 500.
Jacini, Stefano 264.
Jacobsen, Jens Peter 521.
Jadassohn, Sal. 575.
Jaell, Alfred 573.
Jaffa (1799) 29.
Jaffé, Philipp 548. 550.
Jagel (1864) 282.
Jaeger, Hans 523.
Jäger, Oskar 552.
Jagow, Gust. Wilh. von 273.
Jahn, Friedr. Ludw. 103. 106 f.
— Otto 551.
Jähns, Max 554.
Jakob I. von England 430.
— II. von England 443.
Jakobi, Friedr. Heinr. 474.
Jakobinerklub 7. 12—14. 16. 18.
Jamaica 602. [24. 33.
Jameson, Dr. 368.
Janin, Jules 529.
Janitschek, Hub. 415.
Janke, Hofrat 97.
Jansen, Cornelis 460.
Jansenisten 460. 468.
Janssen, Joh. 553.
Japan 357 f.
Jarcke, Karl Ernst 549.
Jassy (1821) 114.
Jastrow, Ignaz 553.
Jatrochemiker rc. 457.
Java 546. 601.
Jean Paul, s. Richter.
Jellačić, Jos. Frh. v. 196. 198—
Jemappes (1792) 17. [201.
Jena 45. 103 f. 504.
Jenner, Edward 458.
Jensen, Ad. 571.
— Wilhelm 509.
Jerusalem 381.
— Joh. Fr. W. 474.
Jesuiten 88. 109 f. 123 f. 133. 150 bis 152. 166 f. 234—236. 246. 264. 352 f. 398. 468.
— Schule 398—400. [493.
jeunesse Fréronnière 24.
Jever (1807) 47.
Jitschin 290—292.
Joachim, Georg 394.
— Joseph 572; s. auch Murat.
Jodl, Friedr. 556.
Johann, Erzherzog 33. 93. 156. 162. 194. 215—219. 223 f.
— VI. v. Portugal 33. 61. 110. 118.
von Sachsen 279. 362.
Johann von Saltsburg 387.
Johannes, Erzpriester 595.
Johannesburg (1900) 369.
John, Eugenie 510.
— Franz Freiherr von 294.
Johnston, H. P. 545.
Joinville, Franz v. 170.
Jókai, Maurus 544.
Jolly, Julius 343. 363.
— L. v. 486.
Jommelli, Nicola 418.
Jones, Sidney 581.
— William 439.
Jonson, Ben(jamin) 430.

Digitized by Google

Jordan, Wilh. 216. 510.
Jordanus von Osnabrück 391.
Jörgensen, Ad. Ditl. 556.
Josefstadt (1866) 290. 292.
Joseph II., deutscher Kaiser 7. 93. 235. 458. 493. 543. 562. 564.
— Erzherzog-Palatinus 94.
Josephine, Nap.'s I. G. 31. 40. 52.
Josika, Nik. Baron 544. [69. 81.
Joubert, Barth. Cath. 27. 30 f.
Jourdan, J. B. 21 f. 26 f. 30.
Jour (Jura) 38.
Jouy, de, s. Etienne, V.
Juan, Golf bei Cannes 74.
Juarez, Benito 267.
Juden 97. 192. 383 f.
Julius II. 249.
— Caesar 592.
Jung, Joachim 456.
— Julius 551.
„Junges Deutschland" 507.
— „Italien" 251 f.
Jungfrau von Orléans, Fest 38.
Junghuhn, Frz. Wilh. 546.
Jungmann, Josef Jak. 540.
Junius, Franciscus 439.
Junker, Wilh. 545.
Junot, Andoche 48 f.
Juristentag, deutscher 500.
Jussieu, A. L. und B. de 456.
juste milieu 528.
Justi, Joh. Heinr. G. von 447.
Jütland 282.
Juvara, Filippo 406.

Kaalund, Hans Wilh. 520.
Kadelburg, Gust. 513.
Kainz, Ludw. Friedr. 545.
Kairo (1798) 29.
Kaiserslantern (1793) 23.
Kaiser-Wilhelms-Land 356.
Kalabrien 265.
Kalamata (1821) 114.
Kalender 20. 40. 397.
Kalisch (1813) 58 f.
Kalkbrenner, Friedrich 573.
Kamenski, Michael Graf 46.
Kameralwissenschaft 446 f. 494.
Kamerun 356.
Kaemmel, Otto 552.
Kammermusik 571. 576.
Kamptz, von 97. 106.
Kanada 89. 588. 608.
Kanaris, Konstantin 116.
Kanarische Inseln 373. 591. 593.
Kandern (1848) 184. [595.
Kandt, Rich. 545.
Kant, J. 86 f. 453. 464. 478 f. 489.
Kantabrien 109. [501. 551. 556.
Kantate 420. 566 f.
Kanzelparagraph 352.
Kanzler, Hermann 317 f.
Kap Breton 587.
— der Guten Hoffnung 601 f.
Kapland 89. 369. 603. 605.
Kapo d'Istrias, Aug. 112. 149.
Kapo, Joh. 107 f. 114. 116. 122.
Kápolna (1849) 200. [149.
Kapp, Christ. 547.
— Friedr. 552.
Kapverden 596.
Kara Ali (1822) 115 f.
Karabacek, Jos. 551.
Karadzić, Vuk Stefánović 539.
Kardinalskolleg 52.
Karl I. der Große 7. 594.
— IV. 387.
— V. 390. 394.
— VI. 414. 419.
— von Baden 102 f.
— von Bayern 286. 296.
— II. v. Braunschweig 100. 145.
— I. von England 443.
— II. von England 431. 443. 602.
— VII. von Frankreich 393.
— VIII. von Frankreich 390.
— X. 10. 67. 70 f. 74. 80. 82 f. 119. 122—126. 133—137. 153.
— von Mecklenburg-Strelitz 96 f.
— von Österreich 27. 30. 41. 50 f. 80. 93. 95. 162.
— von Rumänien 265.
— III. von Spanien 48.
— IV. von Spanien 17. 48.
— I. von Württemberg 309. 322. 327. 343. 362.
— X. von Schweden 443. 484.
— XI. von Schweden 443.
— XIII. von Schweden 54.
— XIV. Joh. (Bernad.) 41. 54. 58. 60. 62. 65.
— XV. von Schweden 524.
— Albert v. Sardinien 110. 113. 165. 186—191. 211. 253.
— Alex. von S.-Weimar 365.
— Ant. von Hohenzollern 323 f.
— Aug. v. S.-Weimar 100. 104. 106. 503. [nien 30.
— Emanuel IV. (II.) von Sardi-
— Felix von Sardinien 111. 113.
— Ludw. Friedr. von Baden 63.
— Theodor von der Pfalz 454.
— Wilh. Ferd. v. Braunschw. 16.
Karlisten 163 f. 372. [23.
Karlsbad, Kongreß (1819) 85. 105—109. 119.
Karlsefni, s. Thorfinn.
Karlsruhe 176. 495.
Kärnten 159. 206.
Karolinen 356. 373.
Karoline von England 92. 120.
Károlyi, Alois Graf 276. 285.
Kars (1855) 239.
Karsch(in), Anna Luise 436.
Karthager 590 f. 607.
Kartographie 396. 454.
Kasai, s. Theodor von Abessinien.
Kasaken, s. Kosaken.
Kasan 493.
Kaschau (1848) 200.
Kaso (1824) 121.
Kassel 62. 227. 401.
Katalonien, Litteratur 536.
Kate, Lamb. ten 439. [468. 541.
Katharina II. v. Rußl. 13. 23. 28.
Kathedralschulen, s. Domschulen.
Katholizismus 35. 37. 52. 150—153. 234. 351 f. 381. 486.
Katkow, Michael N. 542.
Kaulna, Josef 544.
Kaßbach (1813) 61.
Kaub (1813/14) 65.
Kauer, Ferdinand 562.
Kauffmann, Angelika 415.
Kaufmann, Fritz 575.
— Georg 552.
Kaulbach, P. von 554.
Kaunitz, W. A. Fürst 93.
Kantsky, Karl 553.
Kawerau, Gust. 553.
„Kebir, Sultan" 29.
Keiser, Reinhard 419.
Keller, Gottfried 510.
— Ludwig 553.
Kellermann, Fr. Chr. 49.
Kemble, J. Mitchell 559.
Kepler, J. 397. 448 f. 451 f. 459.
Kerner, Justinus 505.
Kervyn de Lettenhove, J. 558.
Ketschwayo, Sulukönig 368.
Ketteler, Klemens Frh. v. 357.
Keudell, Rob. v. 323. 325.
Keyser, Rudolf 555.
Khartum (1885) 368.
Khevenhüller, Franz Chr. 442.
Khosrew Pascha 121.
Kiautschou (1897) 357.
Kiel 203 f. 283.
— Friede (1814) 65.
Kiel, Friedr. 575.
Kielland, Alex. L. 523.
Kienzl, Wilh. 579.
Kiepert, Heinr. 547.
Kijew 493.
Kimberley (1900) 369.
Kinglake, A. W. 559.
Kingsley, Charles 516.
Kinkel, Gottfr. 509.
Kipling, Rudyard 517.
Kirche 391 f.
— Väter 382.
Kircheisen, Friedr. Leop. v. 98.
Kirchengeschichte 391.
Kirchenrecht 392. 394.
Kirchenspaltung 384; s. auch Griech. Kirche u. Reformation.
Kirchenstaat 26. 28. 35. 47. 51 f. 78. 88. 111. 144 f. 185. 191. 211. 254. 257—259. 262—264. 317.
Kirchhoff, Adolf 552.
— Alfred 547.
— Hans Wilhelm 434.
Kirchmair, Thomas 434.
Kirchner, Theod. 571.
Kisfaludy, Kár. u. Sánd. 544.
Kissingen 296. 353.
Kitchener, H. H. Lord 368. 369.
Kitzen (1813) 116.

Digitized by Google

Klagspiegel (1516) 393.
Klapka, Georg 200 f. 313.
Klaproth, Mart. Heinr. 455.
Klassizismus 421—436. 459. 464. 533. 536. 539 f. 543 f. 569. 575. [535 f.
— (franz. Litt.) 524—526. 532 f.
Klausenburg, Univ. 493.
Klavier 566. 572. 576.
Kleber, Jean Baptiste 29. 31. 33.
Kleinasien (1856) 239.
„Kleindeutsche" 217.
Kleinschmidt, Arthur 551.
Kleinstaaterei, deutsche 156.
Kleist, Domherr von 450.
— Ewald Christian von 436.
— Fr. Heinr. von 61. 67 f.
— Heinr. von 51. 505 f. 564.
Kleisthenes 381.
Klemm, Gust. 554.
Klewiz, Wilh. Anton von 98 f. 159.
Klimakunde 454. 545.
Klindworth, Karl 573.
Klinger, Friedr. Maxim. 481.
Klöden, Gust. Ad. von 547.
Klopp, Onno 553. [501. 520.
Klopstock, Fr. G. 10. 249. 436. 479 f.
Klosterneuburg 414.
Klosterschulen 382 f. 399.
Klotilde von Sardinien 243.
Kluit, Adrianen 555.
Knapp, Albert 505.
„Knebelbrüder" (1819) 92.
Knobelsdorff, G. B. von 413.
Knorr, Ernst Wilh. Ed. 337.
Knowles, James Sheridan 518.
Knutzen, Mart. 474.
Koalitionskriege 18. 29—31. 41.
Koblenz 17. 65. 327. [604.
— Manifest (1792) 16.
Kock, Paul de 528.
Kohl, Joh. Georg 547.
Kohler, Joseph 553.
Köhler, Ulrich 551.
Kolaios, Samier 591.
Kolb, Georg Friedr. 554.
Kolberg 46. 337.
Kolde, Theodor 553.
Kolding (1849) 204.
Kollár, Jan 540.
Kolmar 363.
Köln 87. 151. 161. 218. 493. 496.
— „Blumenspiele" 536.
— Erzbistum 95 f.
Kolokotronis, Theodor 114 f.
Kolonialpolitik 356—358. 545.
Kolowrat-Liebsteinsky, Fr. A. Graf 102. reuter. J. G. 456. [162. 178.
Kolroß, Johann 388.
Kolumbien, Republik 118.
Kolumbus 586. 593. 595 f. 598.
Kolzow, Alexej W. 541.
Komenský, Joh. Amos 402.
Konvent (1849) 200. 201.
Kompensationspendel 449.
Kongo 372.
Kongostaat 356. 377.
Kongreße 500.
König, Johann Ulrich von 435.
Königgrätz (1866) 292—295.
Königsberg i. Pr. 46. 359.
— Konvention (1807) 47. [315.
Konkordate 35. 57. 71. 235. 277.
Könneritz, Jul. Traug. v. 181.
Konservative 129—132. 273. 281
Konservatorium 498. [143. 265.
Konstantin, Großfürst 68. 121.
Konstantinopel 46 f. 50. 114 f. 121.
Konstanz 184. 387.
Konstitutionalismus 231. 233.
Konsulat, f. Frankr. [90. 604.
Kontinentalsperre 45. 47. 52—54.
Konzertmusik 420. 569—576.
Konzile 387.
Kopdosérand (1900) 369.
Kopal, Karl von 188.
Kopenhagen 34. 47. 280. 403. 493.
— Sternwarte 452.
Köpke, Rud. 550.
Koppel-Elisfeld, Frz. 513.
Korais, Adamantios 543.
Koerber, Ernst von 366.
— Jul. Wilh. 340.
Korea 357 f.
Korinth (1822) 115.
Körner, Theodor 51. 63. 250. 505.
Korolenko, Wladimir G. 543.
Körting, G. 432.
Kosaken (hier besser als Kasaken; vgl. Bd. II) 62. 68 u. ö.
Kościuszko, Thaddäus 23.
Kosel (1807) 46.
Koser, Reinh. 553.
Kosmas Indikopleustes 592.
Kosmographie 396.
Kossuth, L. 94. 162. 177 f. 195
Kötlin, Jul. 552. [198. 200 f.
Kottbus, Kreis (1807) 47.
Kotzebue, Aug. von 106. 503.
— Otto von 546.
Kowno (1812) 55.
Kozeluch, L. 567.
Krain 94. 206.
Krakau 78. 192. 493.
— Freistaat 144.
Krantz, Albert 390.
Krapf, Joh. Ludw. 545.
Krasinski, Zygmunt 541.
Krasnoi (1812) 56.
Kraszewski, Józef Ignacy 541.
Kraus, Franz Xaver 553.
Kray, Paul 30. 32.
Kremer, Gerhard 396.
Kreuzer, Reichstag 199. 206. 231.
Kreta (1824) 121.
Kretschmann, K. Fr. 479.
Kretschmer, Edm. 575.
Kretzer, Max 512.
Kreutzer, Konradin 569.
— Rodolphe 572.
Kreutzwald, Fr. 524.
Kreuzzüge 385.
Krimkrieg 236—239. 276.
Krismanić, Gideon von 289. 291 f.
Kristalle, Strukturgesetze 455.
Kritik 153. 479—481.
Kritizismus 461. 464. [539.
Kroatien 195—197. 206. 313 f.
Krones, Franz Xaver von 552.
Krüdener, Jul. Baronin 94. 115.
Krüger, Paulus 368 f.
Krumir, tunis. Grenzer 374.
Krusenstern, Ad. Joh. v. 546.
Kuang hsü 357.
Kubelik, Jan 572.
Kücken, Friedr. Wilh. 571.
Kudrich, Hans 197.
Kuhn, Franz Frh. v. 244. 297.
Kühne, Gustav 507.
Kuhpockenimpfung 458.
Kullak, Theodor 573.
Kullmann, Ed. Franz Ludw. 353.
Kulm 61. 95.
Kulturgeschichte 477. 554.
Kulturkampf 351—353.
Kunst 382 f. 406—409.
— -Akademien 497—499.
— -Ausstellungen 498.
— -Geschichte 560.
— -Gewerbeschulen 495.
Kupczky, Joh. 415.
Kurhessen, s. Hessen.
Kurie 35. 57. 71. 95 f. 102. 105. 235. 277. 315. 375—377. 486; s. auch Papst.
Kurschid (Churschit) Pascha 115.
Kurz, Isolde 513.
Kuser, Joh. Siegmund 419.
Küstenland, österr. 206.
Kutusow, s. Golenischtschew.
Kuyper, Abraham 378.
Kyd, Thomas 430.
Kydullen (1807) 46.

La Bédoyère, Ch. A. Graf 74. 83.
Labiche, Eugène 531.
Laboulaye, Éd. 557.
Labrador (Halbinsel) 587. [72.
Labrador, P. G. Havelo Marquis
La Calprenède, Gautier de Costes
Lachat, E. 376. [de 428.
Lachner, Franz 574.
Lacondamine, Ch. M. de 454.
Lacordaire, J. B. H. D. 124. 153.
Lacretelle d. J., J. C. D. de 557.
Ladinisch 537 f.
Ladysmith (1899) 369.
La Farina, Giuseppe 262. 560.
Lafayette, M. Marquis 6. 10 f. 13 bis 15. 71. 80. 126. 136—138.
La Fère-Champenoise (1814) 67
La Ferronays, P. Graf 112. 116.
Lafitte, Jacques 124. 134—136.
La Flèche, Jesuitenschule 399.
La Fontaine, Jean de 429.
Lafuente, Modesto 559.
Lagarde, General 83.
Lagerlöf, Selma 524.

Digitized by Google

Lagos (1861) 605.
Lagrange, J. Louis 448. 453.
La Granja (1837) 163.
La Hallue (1870) 342.
Laibach 496.
— Kongreß 85. 112. 114.
Laienspiegel 393.
Lainé, Jos. Henri Joachim 65.
Laing, Malcolm 558.
Lakisten (Seeschule) 514.
Lalenbuch 433.
Lally-Tollendal, Th. A. 76.
La Marck, Aug. Graf von 10.
Lamarck, J. B. A. P. M. de 546.
Lamarmora, Alf. del 285. 295.
Lamartine, Alph. M. L. Prat de 88. 122. 153. 174. 527.
Lamballe, M. Th. L. Prinz. von 16.
Lamberg, Franz Phil. Graf 198.
Lambert, Joh. Heinr. 450. 453.
Lamennais, H. F. R. de 88. 123. 153. 528. [6.
Lameth, Ch. M. Fr. u. Al. Grafen
Lamettrie, Julien Offray de 469.
Lamoricière, Chr. L. L. Juchault de 170. 209. 213. 262 f.
La Mothe, s. Fénelon.
La Motte, s. Fouqué.
Lamprecht, Karl 477 f. 554 f.
La Mure (1814) 74.
Lancaster, Joseph 91. 482.
Landau 81. 330.
Länderkunde 546 f.
Landesordnungen, deutsche 394.
Landrecht, bayr., preuß. u. öst. 476.
Landsmaal 522.
Landsmannschaften 103.
Landwirtschaft 396. 494 f.
Lanfranc v. Canterbury 382.
Lanfrey, Pierre 557.
Lang, K. H. Ritter von 477.
Lange, Joachim 474.
— Ludw. 551.
— Samuel Gotth. 436.
Längenbestimmung 454.
Langenhof (1866) 293.
Langensalza (1866) 289.
Langhans, Karl Gotthard 413.
Langlois, Ch. V. 558.
Langobarden, Recht 392.
Langres, Hochebene (1814) 65.
Langnedoc 71.
Languet, Hubert 444.
Lanjuinais, Jean Denis Graf 77.
Lanner, Joseph 581.
Lannes, Jean 42.
Lansel, Peider 538.
Lanza, Giovanni 242.
Laon 67. 80. 337.
Laplace, Pierre Simon (Graf) 453.
Lappenberg, Joh. Martin 553.
Laprade, Victor de 532.
La Reveillère-Lépeaux, L. M. de 26.
Larochefoucauld-Liancourt, Hz. 9.
Larochejacquelein, L. Marqu. 77.
La Rothière (1814) 66.
Las Cabezas de S. Juan (1820) — Casas, Bart. de 389. [109.
— Casas, E. A. D. Baron 81 f.
Laskaris, Joh. u. Konst. 387.
Lasker, Ed. 504.
Lassalle, Ferdinand 155. 321. 354.
Lassen, Ed. 571.
Lassus, Orlandus 416.
Latein 386. 398.
Lateinschulen 383. 399.
Latil, J. B. M. A. A. de 83.
Lacto, Pomponio 387. 403.
Latour, Graf Th. B. 193. 198.
— Peter Anton de 538.
Laub, Ferdinand 572.
Laube, Heinr. 507.
Laudon, Gid. Ernst Frh. v. 338.
Lauenburg 54. 78. 283.
Laufach (1866) 296.
Laurentius, s. Albertus.
Lausanne 493.
Lausitz (1866) 290.
Laute, Instrument 417.
Laval (1871) 341. [116.
— -Montmorency, M. Herz. v.
Lavalette, Ch. Marquis de 295.
Lavater, Joh. Kasp. 29.
Lavedan, Henri 531.
Laviſſe, Ernest 558.
Lavoiſier, Antoine Laurent 451.
Law, John 6.
Laynez, Jakob 392.
Lebas, Pierre 22.
Leboeuf, Edm. 320. 322. 329. 331.
Lebrun, B. L. J. 322.
— Charles 412.
— Charles François 32.
Lecky, W. E. H. 559.
Lecocq, Charles 531. 581.
Leconte de Lisle, Ch. M. 532.
Ledebur, Leopold Freiherr v. 552.
Ledru-Rollin, A. A. 172. 174. 184.
Lee, Nathaniel 432. [208.
Leeds 316. 483.
Leeuwenhoek, Ant. van 456 f.
Lefèbre, Tanneguy 438.
Lefèbvre, Fr. Jos. L. 69.
Leffler-Edgren, Anna Charl. 524.
Lefid, A. Ch. E. 336.
Legationen (Kirchenstaat) 257 f.
Legnago 186. 189. 245.
Legouvé, Ernest 525.
Lehmann, Gertrude 146.
— Joh. Gottlob 455.
— Max 555
Lehnsrecht 392.
Lehrfreiheit 107. 157.
Lehrs, Karl 551.
Leibniz, G. W. v. 397. 443. 445. 447 f. 459. 461. 473. 549.
Leichhardt, Ludw. 546.
Leiden 387. 437. 487.
Leiningen, Fr. Karl Fürst 217.
Leipzig 158. 181. 322. 421. 436.
— Völkerschlacht 62. [494. 496 ff.
Leisewitz, Joh. Ant. 481.
Leitha (1867) 313.
Lelewel, Joachim 143.
Le Mans (1871) 341. 345.
Lemberg 493.
Lemercier, Népomucène 525.
Le Moine 412.
Le Nain, Brüder 411.
Lenau, s. Strehlenau.
Lennep, Jakob van 519.
Lenôtre, André 412.
Lenz, H. F. E. 546.
— Max 553.
— Oskar 545.
— Reinh. 481.
Leo X. 404.
— XII. 95. 111. 124. 144. 153.
— XIII. 353. 371.
Leo, Heinrich 168. 552.
— Leonardo 418.
Leoben (1797) 27.
Leon, Isla de 109. 117.
Léonard, Hubert 572. [424. 497.
Leonardo da Vinci 395 f. 403. 407.
Leoncavallo, Ruggiero 580.
Leopardi, Giacomo 165. 534.
Leopold I., deutscher Kaiser 414.
— II. 13—15. [419. 443.
— I. von Belgien 141 f. 149.
— II. von Belgien 377.
— von Hohenzollern 323—325.
— Graf zur Lippe 273. [372.
— von Österreich 291.
— II. von Toscana 110. 189.
Lepsius, Karl Rich. 551.
Lermontow, Michail J. 541.
Leroy, Pierre 449. 451.
Le Sage, Alain René 429.
Le Sourd, Georges 327.
Lesseps, F. v. 212. [481. 489. 501.
Lessing, G. E. 415. 461. 475. 478.
Lessontz, Gräfin, s. Ortlopp.
Le Sueur, Eustache 411.
— — Jean Fr. 567.
Letourneur, Ch. Fr. Hon. 26.
Lettow-Vorbeck, Oskar von 552.
lettres de cachet 5.
Leu, Peter 166.
Leuthold, Heinr. 509.
Levasseur, P. E. 558.
Levertin, Oskar 524.
Lewald, Fanny 510.
Lewis, G. Cornewall 559.
Lex Heinze 353.
Leyen, Fürst Phil. Fr. von der 63.
Liaotung 357.
Libavius, A. 395. [272. 277. 280.
Liberalismus 213 ff. 230. 232. 234.
Lichnowski, Felix Fürst 217. 219.
Lichtenberg, Gg. Christoph 474.
Lie, Bernt u. Jonas 523.
Liebenstein, L. A. Frh. v. 105.
Liebertwolkwitz (1813) 62.
Liebig, Justus von 459. 494.
Liebknecht, Wilhelm 354.
Lied 562. 566 f. 570 f.
Ligne, Karl Jos. Fürst 72

Digitized by Google

Ligny (1815) 79.
Ligurische Republik 37. 41.
Li Hung-tschang 357.
Likendeeler 600.
Liliencron, Detlev von 512
Lilios, Al. u. Ant. 397.
Liliuokalani 373.
Lille (1870) 342
Lillo, Georg 466.
Lilly, f. Lyly.
Limburg (1815) 78.
Limburg-Stirum, Graf (1814) 63.
Lind, Jenny 570.
Lindenau, Bernhard Aug. von 14.
Lindet, französ. Revol. 22.
Lindner, Friedr. Ludw. 119.
— Michael 434.
— Theodor 552.
Lingard, John 559.
Lingg, Herm. 509.
Linné, Karl (von) 456 f.
Lionardo, f. Leonardo.
Liotard, Jean Etienne 412.
Lipa (1866) 293 f.
Lippe-Detmold 234. 304.
Lippershey, Hans 449.
Lippert, Jul. 554.
Lips (Lipsius), Joest 437.
Lisaine (1871) 345.
Lissa (1866) 296 f.
Lissabon 110. 118. 496, 600.
List, Friedrich 108.
Liszt, Fr. 498. 528. 566. 570 f.
Litauen 143. [573—579. 581.
Litauische Schule (Litt.) 541.
lit de justice 7.
Littré, Emile 556.
Liverpool 316. 483.
Liverpool, R. B. J. Graf 76. 92.
Livingstone, David 545.
Livorno 26. 189.
Ljim-Fjord (1864) 282.
Llorente, Juan Ant. 559.
Lobelius, f. Obel.
Locke, J. 444—446. 459 461.
Lodge, Thomas 430. [463. 470.
Logarithmentafel 394.
Logau, Friedrich Freiherr von 435.
Logroscino, Niccolò 418.
Lohenstein, Casper von 424. 435.
Löher, Franz von 554.
Löhner, Abgeordn. (1848) 198.
Loigny (1870) 341.
Loire (1870) 340 f.
Lombardei 26 f. 94. 161. 166. 185 bis 191. 193. 249 f. 245. 252-254.
Lombof (1894/95) 378. [264.
Lomellina 190. 244.
Loménie de Brienne, Graf 7. [594.
London 321. 337. 349. 495. 573.
— Konferenz (1830) 141. 157. 161; (1864) 282; (1867) 307; (1871) 340.
— Protokoll (1852) 233. 280 f.
— Universität 483. [149.
— Vertrag (1827) 122; (1832) 39. 67. 69 f. 73 f. 80—82. 84 f. 112 f. 116 f. 119. 133.
Londonderry, f. Castlereagh und Longfellow, H. W. 518. [Stewart.
Longwood (St. Helena) 81.
Lonicer, Adolf 396.
Löning, Karl 106.
Lönnrot, Elias 524.
Lonschinska Gräfin M. A. Walewska 46.
Lons-le-Saulnier (1815) 75.
Lope de Vega 502. 536.
Lorencez, Ch. Ferd. Latrille Graf
Lorenz, R. Ad. 575. [266.
— Ottokar 548. 552. 556.
Lorenzo II. de' Medici 391.
Lorenzitrom 588.
Lorinser, Karl Ignaz 491.
Lörrach (1848) 219.
Lorrain, Le, f. Gellée.
Lortzing, Albert 569.
Loserth, Joh. 553.
Loisen, Max 552 f.
Loisende, H. Mercier Baron de 324.
„Los von Rom" 366.
Loth, Karl 415.
Lotheisen, Ferdinand 441.
Lothringen, f. Elsaß.
Loti, Pierre, f. Viaud.
Loubet, Emile 371.
Louis, f. Ludwig.
Louis le Grand, Jesuitenschule 399.
Louis Quatorze (Stilart) 406.
— Quinze (Stilart) 406.
— Seize (Stilart) 406.
Louise, f. Luise.
Louisiana 33. 38.
Loustalot, französ. Revol. 12.
Louvel, Mörder Berrys 105.
Louvois, Fr. M. Le Tellier 337.
Lowe, Hudson 82.
Löwe, Karl 570.
— Wilhelm 217.
Löwen 487.
Lowth, Robert 464.
Loysel, Antoine 393.
Lucanus, M. Annaeus 423.
Lucca 41. 66. 78. 110.
— Republik 367.
Lucchesini, Girol. 23.
Lucientes, Franc. de Goya y 409.
Luden, Heinr. 99. 552.
Lüderitz, Fr. Ad. Ed. 356.
Ludwig, Graf von Aquila 262.
- I. von Baden 106.
- I. von Bayern 88. 102 f. 149. 157. 176 f.
— II. von Bayern 103. 286. 309. 327. 343. 361 f. 578.
- XI. von Frankreich 390.
- XIV. von Frankreich 265. 337. 347. 393. 412. 419. 428 f. 441. 467. 484. 497. 602.
— XV. v. Frankr. 3 f. 412. 441.
— XVI. v. Frankr. 4—15.
— — Hinrichtung 17.
XVII. von Frankreich 18. 24.
XVIII. von Frankreich 12. 31.
Ludwig I. (X.) von Hessen 63. 101.
- III. von Hessen 364.
- von Orléans (gest. 1842) 171.
— von Österreich 93. 162. 177.
- von Parma 33.
- Ferdinand v. Pr. 41.
- Jos. Phil. (Egalité) 22.
- Napoleon, f. Nap. III.
— — (Lulu), f. Nap. IV.
— Philipp I. 124. 126. 135. 138. 141. 145. 170—174. 210. 526.
— — Graf von Paris 173.
Ludwig, Otto 508.
Lueger, Karl 366.
Luftpumpe 449.
Lugos (1849) 201.
Luise von Hessen (Dän.) 202. 233.
— von Orléans (Belgien) 142.
— M. von Penthièvre 135.
- von Preußen 41. 58. [170.
- von Spanien (Montpens.) 163.
— Charlotte v. Hessen 233.
Luitpold von Bayern 343.
Lukasbruderschaft 497.
Lullisten 561.
Lully, Giambattista 419. 563.
Lund, Troels Fred. 556.
— (Univ.) 493.
Lundquist, Ernst 524.
Luneville, Friede (1801) 33.
Lupold von Bebenburg 391.
Lusigny (1814) 66.
Lustspiel 525. 531. 533.
Luther, M. 103. 385. 387 f. 453 f.
Lüttich 377. 487.
Lutz, Johann 352. 361.
Lützen (1813) 59.
Luxemburg 78 f. 133. 141. 158. 279. 306 f. 328. 378.
Luzac, Elias 555.
Luzern (1844) 166.
Lyell, Charles 545.
Lyly (Lilly), John 424. 429 f.
Lyon 18 f. 24. 67. 74. 83. 154. 171.
Lyons, Rich. B. Lord 326. [387.
Lyrik 424 f. 471. 507. 518. 537 f. 541 f.
Lyttelton, Neville Gerald 370.
Lytton, f. Bulwer.

Maaler, Josuah 439.
Maalsträver 522.
Maasarmee (1870) 333 f.
Maaßen, Karl Georg 98. 109.
Mabillon, Jean 442. 557.
Macaulay, Th. B. 559.
Mc Carthy, Justin 559.
Macdonald 30. 57. 61 f. 69. 74.
Machiavelli, N. 249. 389. 391. 424.
Mack, Karl Frh. v. 41 f. [475.
Mackenzie, Alex. 581.
Mac Kinley, William 373 f.
Mackintosh, James 558.

Digitized by Google

Mac Mahon, M. E. P. M. de 244. 330—334. 337. 370 f. 486.
Macpherson, James 467.
Madách, Emerich 544.
Madagaskar (1896) 371.
Madeira 591. 595.
Maderna, Carlo 406. [497.
Madrid 33. 48. 50. 109. 117 f. 403.
— Herzog, s. Carlos.
Maeterlinck, Maurice 519. 532.
Mafeking (1899/1900) 369.
Maffei, Scipione 533.
Maffia 374.
Magalhães, Fern. de 597 f.
— »Straße 599. 605.
Magdala (1868) 317.
Magdeburg (1814) 63.
– Centuriatoren 391.
Magdeburger 330.
Magenta (1859) 244.
— Herz., s. Mac Mahon.
Magnan, Bernard Pierre 213.
Magnano (1799) 30.
Magnetismus 395.
Magnusson, Arni 440.
Magyaren 191. 194—197. 200 f. 205 f. 312—314; s. auch Ung.
Mahdi, s. Mohammed Ahmed.
Mahler, Gustav 580.
Mahmud II. 55. 84. 114.
— Dramali Pascha 116. 120.
Mahon, Phil. V. Viscount 559.
Mahratten 89.
Mähren 159. 206. 289 f. 295. 314.
Maigesetze, preuß. 351—353.
Mailand 26. 30. 186 f. 189. 197. 244. 374. 389. 487. 498.
Maillet, Benoit de 456.
Maimonides 383.
Main 309.
— »Feldzug (1866) 296.
main-mortables 5.
Maintenon, Françoise de 428.
Mainz 16. 32. 40. 45. 63. 99. 107. 298. 306. 330.
— Zentralunterjuch.-Komm. 120.
Maison, N. J. Marquis de 124.
Maissur 29. 89.
Maistre, Graf Joseph de 87 f. 525.
Maitland, Kapitän (1815) 81.
Majano, Hz., s. Nunziante.
Majkow, Apollon N. 542.
Majorescu, Titus 537.
Makedonien (1830) 148.
Malaien 600.
Malcolm, John 558.
Malczewski, Antoni 541.
Malebranche, Nicolas 5. 460. 471.
Malerei 87. 415. 497. 512. 554.
Malesherbes, Chr. G. de 4 f. 7. 17.
Malet, Claude François de 56.
Malghera, Fort (1849) 191.
Malherbe, François de 428.
Malibran, Maria Fel. 570.
Mallarmé, Stéphane 532.
Mallet-du-Pan, Jacques 15.
Malmaison (1815) 81.
Malmesbury, J. H. S. Graf 328.
Malmö (1848) 203. 218.
Malmström, Karl Gust. 555.
Malo-Jaroslawetz (1812) 56.
Malot, Hector 532.
Malou, Jules 377.
Malouet, Pierre Victor 8.
Malpighi, Marcello 455 f.
Malta 32. 34. 38. 89. 603.
Malteser 29. 37.
Manchester 90. 92. 316. 483.
— »Lehre 355.
Mandeville, Bernard de 463. 466.
Mandschurei 358.
Manila (1898) 373.
Manin, D. 187. 191. 242. 252.
Männergesang 562. [454. 502.
Mannheim 26. 30. 65. 106. 176.
Mansart, Jules Hardouin 412.
Manteuffel, Edwin Frh. v. 272 f. 282. 289. 296. 340. 342. 346.
— Otto, Frh. von 229. [364.
Mantua 26. 30. 186 f. 245. 407.
Manua (1899) 373.
Manuel, Pierre Louis 15.
Manutius (Manucci), A. u. P. 387.
Manzoni, Aless. 88. 533 f.
Marad (Adeff.) 374.
Marat, Jean Paul 10. 12. 17 f. 484.
Maratta, Carlo 408.
Marburg 493.
Marchand, J. B. 368. 545.
Marchi, Francesco 395.
Marck, von der, s. La Marck.
Marcks, Erich 551.
Marengo (1800) 32 f.
Maréschall, Thomas 439.
Maret, Hugues Bern. 66.
Marfori, Carlos 323. [390.
Margaretha v. Navarra (Valois)
Marggraf, Andreas Sigism. 451.
Marguerite, Paul 532.
Maria von Bayern 279.
— Antoinette 4. 6 f. 9 f. 13. 15. 19.
— Christine von Spanien 372 f.
— II. da Gloria 118.
— Feodorowna v. Rußland 52.
— Karoline von Berry 137.
— — von Neapel 111.
— Ludovika, Kaiserin 52. 72.
— Luise, Nap.'s I. 2. Gem. 52. 59. 65. 68—70. 78. 110.
— — von Spanien 18. 48.
— Therese von Bourbon 133.
— Theresia, Kaiserin 93. 488.
Mariana, Juan 389. 392. 444.
Marianen 356. 373.
Marinismus 435.
Marino, Giambattista 422—424.
Marinos von Tyros 596.
Mariotte, Edm. 449.
Marius, Simon 452.
Marivaux, Pierre de 472. 525.
Marken (brand.) 220.
— (ital.) 254—257.
Markesasinseln (1842) 170.
Markland 586.
Mark Twain, s. Clemens.
Marlitt, s. John, Eugenie.
Marlowe, Christopher 430.
Marmont, A. de 31. 62. 67. 69. 74.
Marnix, Ph. v. 434. [125 f. 134 f.
Marokko (1844) 170.
Maroto, Baskengeneral 163.
Marrac, Schloß bei Bayonne 49.
Marraft, Armand 210.
Marryat, Fred. 517.
Marsala (1860) 260.
Marschall v. Bieberstein, E. 103.
Marschälle, franz. 40. 43.
Marschner, Heinrich 569. 574.
Marseille 18. 24. 83. 213. 252.
Marshallinseln (1885) 356.
Mars-la-Tour (1870) 332.
Martel de Mirabeau, Gräfin 532.
Martianus Capella 382.
Martignac, J. de 123—125. 133.
Martin, Henri 557.
Martinello, Dom. 414.
Martinez, Ferdinand 593.
— de la Rosa, Franc. 163. 536.
Martius, K. F. Ph. von 546.
Marwitz, Friedr. Aug. Ludw. v. d.
Marx, Karl 155. 351. [46. 97.
Mascagni, Pietro 580.
Mascov, Joh. Jakob 443.
Masdeu, Juan Franc. 559.
Masella, Gaet. Al. 353.
Massachusetts 484.
Massarani, Tullo 560.
Massari, Giuf. 560.
Massauah 374.
Massena, André 30. 32.
Massenet, Jules 581.
Massillon, J. B. 5. 429. 467.
Massinger, Ph. 431.
Mastai-Ferretti, G. M., s. Pius IX.
Matamoros, M. 153.
Materialismus 459. 469. 558.
Mathematik 447 f. [273. 309. 343.
Mathy, Karl 175 f. 184. 216. 223.
„Matrikularbeiträge" 304. 349.
Mattielli, Lorenzo 413. [360 f.
Mauch, Karl 545.
Maupas, Charlemagne de 213.
Maupassant, Guy de 532.
Mauvertuis, P. de 454.
Mauren 600.
Maurenbrecher, Wilh. 552. [6.
Maurepas, J. Fr. Phél. Graf 4—
Maurer, Georg Ludw. von 553.
Mauriner 442.
Maurokordatos, Alex. Fürst 115 f.
Mauvillon, Jakob 13. [102.
Maximalarbeitstag 376.
Maximilian I. von Bayern 62.
— II. von Bayern 177. 492. 509.
— v. Mexiko 243. 267. 308.
Maybach, Albert 360.
Mayer, Charles 573.
— Joh. Tobias 454.

Digitized by Google

Mayer, Karl 505.
Mayfeder, Joseph 572.
Maythényi, Josef von 200.
Mayuboberg (1881) 368.
Mazarin(i), Jules 5.
Mazzini, G. 165, 174 f. 211. 237. 251—254. 256. 260—262.
Mechanik 395. 448 f.
Mecklenburg 58. 78. 100 f.
— -Schwerin 76. 279. 304. 364.
— — Verfassung 233.
Mecklenburger 340.
Mediatisierte 33. 72. 302 f.
Medizin 395. 457 f.
Meer, Jan van der 410.
Meereskunde 546 f.
Megerle, Ulrich 435.
Mehadia (1849) 201.
Mehemed Ali 120. 160. 170.
Méhul, Etienne Joseph 567.
Meier, Gg. Fr. 479.
Meilhac, Henri 531.
Meiners, Chr. 477.
Meinicke, Karl 83. 547.
Meißen, Sankt Afra 401.
Meissonier, Aurèle 412.
— N. V. E. 554.
Meistersinger 416. 433. 562.
Meitzen, Aug. 553.
Mejia, Tomas 308.
Melbourg (1893) 371.
Melanchthon, Philipp 388, 390.
Melas, M. Fr. B. von 30. 32.
Melendez Valdez, Juan 536.
Melito (1860) 262.
Melk (Benediktinerstift) 414.
Melon, N. Fr. 446.
Memel (1807) 46.
Mencke, Otto 404. [547.
Mendelssohn, Georg Benj. 539.
— Moses 474. 479.
— -Bartholdy, Felix 570 f. 574 f.
— — Karl 551. [581.
Mendès, Catulle 539.
Mendikanten, s. Bettelmönche.
Mendoza, D. Hurtado de 389, 425.
Menelik 374.
Mengs, A. Rafael 415.
Menotti, Ciro 144.
Menou, Jacques Fr. 33.
Mensch 457.
Menschenrechte 10. 129.
Menschikow, Alex. S. Fürst 237.
Mensdorff-Pouilly, Alex. Graf
Mensuralnoten 416. [283 f. 286.
Mentana (1867) 318.
Menter, Sophie 573.
Menuett 565.
Menzel, Ad. v. 554.
— Karl Ad. u. Wolfg. 552.
Mercator, s. Kremer, Gerhard.
Merckel, Friedr. Theod. von 96.
Meredith, George 517.
Mergenthaim 37.
Mérimée, Prosper 529.
Merisi, s. Caravaggio.
Merivale, Ch. 559.
Merkantilismus 446.
Mermillod, Kaspar 376.
Merseburg 59. 401.
Mersenne, Marin 450.
Mesmer, Franz Anton 458.
Messenhauser, Wenzel 199.
Messina 111. 260 f. 487.
Metaphysik 464. 541. 544.
Metastasio, Pietro 533.
„Meteor“ (1870) 337.
Meteorologie, s. Witterungskunde.
Metsu, Gabriel 410. 519.
Metternich-Winneburg, Klem. Fürst 51 f. 55. 57—60. 62 bis 68. 73. 75. 77. 85. 89. 93 f. 99. 102. 104—108. 111—116. 119. 124. 129. 131 f. 138. 140 f. 144 f. 148. 151. 156—158. 167. 179. 186. 202. 222. 232. 240.
— Niedergang 161—170. 177.
— -Richard Fürst von 286.
Metz 330—335. 337. 343. 346. 363.
— Übergabe (1870) 339.
Mexiko 118. 266 f. 308.
— Golf 587.
Meyer, Eb. 551.
— Hans 585. 545.
— Konrad Ferd. 510.
— von Knonau, Gerold 552.
Meyerbeer, Giac. 569. 580.
Meza, Chr. Jul. de 282.
Mézeray, Franç. Eudes de 441.
Miaoulis, Andreas Vokos 116.
Michael, Emil 553.
Michaelis, Joh. Dav. 474.
— Otto 304.
Michaud, Jos. u. Louis 557.
Michelangelo, s. Buonarroti.
Michelet, Jules 3. 557.
Michelis, Friedr. 352.
Mickiewicz, Adam 540.
Middelburg (1901) 369.
Middleton, Thomas 430.
Mieris der Ältere, Frans van 410.
Mierosławski, Ludw. von 207. 225.
Mignard, Pierre 412.
Mignet, Franç. 39. 557.
Miguel, Dom 118. 165.
Mikrostop 395. 449. 455.
Mikjáth, Koloman 544.
Militärgrenze (Öst.-Ung.) 313.
Militarismus 91.
Mill, James 559.
— N. Stuart 558.
Miller, Joh. Martin 481.
Millerand, Alexandre 355. 371.
Millöcker, Karl 581.
Miloslaw (1848) 207.
Milton, N. 431 f. 435. 443 f. 464.
Milutinović, Sima 539.
Mina, Xaverio 109.
Mincio (1859) 244.
Minden 302.
Mineralogie 396. 455.
Minghetti, Marco 560.
Ministerverantwortlichk. 178. 308.
Minnesänger 416. [314. 320.
Minto, Gilb. Elliot Graf 33.
Miquel, Joh. von 306. 349. 361.
Mirabeau, G. H. M. Graf 6. 8—13.
Miralcelspiele 429. [24. 83. 472
Miramon, Miguel 308.
Mirbeau, Octave 539.
Missolunghi 120 f.
Mission 204. 282.
Mitau 33.
Mitchell, Thomas 546.
Mitrailleuse 318.
Mittelamerikanischer Kanal 607.
„Mitteldeutscher Verband“ 109.
„Mittellandkanal“ 361. [158.
Mittelmeer 374. 585. 587. 589—591. 594. 597 f. 600. 607. 610.
Mittelschule 490. [181. 216.
Mittermaier, Karl Jos. Anton 147.
Mittnacht, H. Frh. v. 310. 344.
„Mobiots“ (1870) 342. [362.
Möckern b. Leipzig 62.
— b. Magdeburg 59.
Modder (1900) 369.
Modena 26. 78. 110. 144. 190. 243. 245 f. 254 f. 258.
Moga, Johann 198. 200.
Möglin b. Briezen 494.
Mögling, Württemberger 184.
Mohács (1526) 194.
Mohammedanismus, s. Islam.
Mohammed Ahmed, Mahdi 368.
Mohl, Rob. von 216 f.
Molbech, Christ. Knut Fred. 520.
Molé, Louis Matthieu Graf 173.
Moldau (Donauf.) 114. 239. 242. 265. 340. 537.
Molière, N. B. Poquelin 428.
Molina, Tirso de, s. Tellez.
Molmenti, Pomp. 560.
Moltke, H. v. 270 f. 284. 288 ff. 292 ff. 296. 325 f. 329 f. 333. 335.
Möller, Ed. v. 363. [342. 346.
Mol(i)nary, A. v. 294.
Mommsen, Theodor 499. 548. 552.
Monadenlehre 397. 461.
Monge, Gaspard 485.
Monluc, Blaise de 390.
Monod, Gabriel 558.
Monodie 417—420.
Monotheismus 460.
Monroelehre 373. 606.
Monsigny, Pierre Alexandre 420.
Monsun 454.
Montaigne, Michel Eyquem de 398.
Montalembert, Ch. F. Graf 124. 153. 209. 321.
Mont Avron (1870) 345.
Montbéliard (1871) 345.
Montchrestien, Antoine de 446.
Montebello 32. 244.
— Herzog, s. Lannes.
Montemayor, Jorge de 425.
Montenegro 237. 539.

Digitized by Google

Montereau (1814) 66.
Monte Rotondo (1867) 318.
Montesquieu, Ch. 90. 446. 468. 477.
Montesquiou, A. P. Marquis 17.
Monteverde, Claudio 418. 563.
Montez, Lola 176.
Montfaucon, B. de 438. 442. 557.
Montgelas, Max v. 34. 102.
Montholon-Sémonville, Ch. T.
Monti, Vincenzo 533. [de 82.
Montmédy (1870) 333 f. 338.
Montmirail (1814) 66.
Montpensier, Anton Herz. 824.
Monumenta Germaniae historica
Monza 375. [86. 548.
Moor (1848) 200.
Moore, Edward 466.
— Thomas 515.
Moralismus 463. 466.
Moralitäten 429 f.
Moratin, Nic. Fern. de 536.
Mordini, Antonio 262.
More, Thomas 392.
Morea 114 f. 121. 124.
Moreau, Jean Victor 26 f. 30. 32 f.
Morelly, Abbé 470. [39. 61.
Moreto y Cabaña, Agustin 427.
Moretto da Brescia, s. Bonvicino.
Morgagni, Giovanni Batt. 458.
Morgan, Lewis Henry 554.
— Pierpont 374.
— Thomas 463.
Morhof, Daniel 439.
Mörike, Ed. 565.
Morison, Robert 456.
Moritz von Sachsen 401.
Moritz, S. Ph. 474.
Morny, Ch. Aug. Herzog 213.
Moroni, Giovanni Batt. 408.
Mortara (1849) 190.
Mortefontaine, Friede (1800) 33.
Mortemart, C. L. Herzog 126.
Mortier, Ed. Ad. Casi. 38. 67. 172.
Moscheles, Ignaz 573.
Moscherosch, Joh. Mich. 435.
Mosel (1870) 332 f.
Moser, Joh. Jak. 475.
— Karl Friedr. von 475.
Möser, Justus 476. 548.
mos gallicus u. ital. 392.
Moskau 55 f. 493.
Mosjakowski, Mor. 575.
Mosjkwa, Fürst von der, s. Ney.
Moß, Friedr. Chr. Ad. v. 109.
Mougeolle, P. 558.
Mounier, Jean Jos. 8.
Mouzon (1870) 334. [572.
Mozart, W. A. 561 f. 564—566.
Mühlbach, Louise, s. Mundt, Kl.
Mühlbacher, Engelb. 552.
Mühler, Heinr. von 273. 351. 491.
Mühry, Adalb. Ad. 545.
Mülbe, von der, preuß. Gen. 200.
Mülhausen i. Els. 363.
Müllenhoff, Karl V. 549.
Müller, Adam H. 86. 88 f. 168.
Müller, Aug. 551.
— David Heinr. 551.
— Friedr. (Maler-Müller) 481.
— Iwan (von) 551.
— Joh. (Regiomontan) 394.
— — von 10. 87. 476.
— Karl Otfried 551.
— Peter Erasmus 555.
— Wenzel 562.
— Wilhelm (Griechenl.) 119.
— Wolfg. 509.
Multatuli, s. Dekker.
Mun, Thomas 446.
Munch, Pet. Andr. 555. [506.
Münch-Bellinghausen, E. Frh. v.
München 32. 41. 87. 104. 176. 343. 403. 419. 492. 494 f. 497.
— Schule (Litt.) 509. [499.
Münchengrätz (1866) 291 f.
Mundt, Klara (L. Mühlbach) 510.
— Theodor 507.
Muñoz, Juan Bautista 559.
Münster, Bistum 95.
Münster, Sebastian 396.
— -Lebenburg, Graf E. 58. 77. 100. 250.
Muoth, Giachen Kaspar 538.
Murat, Joachim 33. 42. 48 f. 56. 62 f. 66. 70. 77 f. 111. 164. 250.
Muratori, L. A. 442.
Murawjew, Michael N. 266.
— Nikolai N. 239.
Murcsanu, Andreju 537.
Murger, Henri 529.
Murillo, Bartolomé Estéban 409.
Murner, Thomas 433.
muscadins 24.
Museen 500. [582.
Musik 87. 416—421. 498. 561—
— -Schulen 498.
Muschenbroek, Peter van 450.
Musset, Alfred de 525. 527 f.
Muther, Rich. 554.
Myller, Chr. Heinrich 440.
Mysterien 429.
Mytilene (1901) 372.

Nachod (1866) 291.
Nachtigal, Gustav 545.
Nägeli, Hans Georg 562.
Nangis (1814) 66.
Nansen, Fridtjof 544.
— Peter 521.
Nantes 19.
— Edikt 5.
Naogeorgus, s. Kirchmair.
Napier, Charles 163.
— Rob. Corn. 317.
— W. Fr. Patr. 559.
Napoleon I. 15. 20 f. 24—82. 85. 104. 129. 161. 171. 249 f. 253. 269. 403. 484 f. 504. 524. 604.
— Absetzung 68—70.
— Charakter 34 f.
— Hof 39.
Napoleon L., Kaiser 39 f. 47. 73.
— Kolonialpolitik 38.
— Konsul 31—39.
— Tod 113.
Napoleon II. 54. 68 f. 80. 138.
— III. 144 f. 171. 209—214. 229. 235—246. 252—258. 261—268. 284—288. 295 ff. 306 ff. 317 ff. 320. 322—330. 332—336. 339. 527. 530.
— (IV.; Lulu) 240. 368.
Naprawnik, Eduard 582.
Nardi, Jacopo (1476—1563) 389.
Narvaez, Ramon M. 164.
Naselli, neap. Statthalter 111.
Nassau 63. 79. 95. 106 f. 181. 183. 288. 297. 301—303. 360.
— Verfassung 77. 103.
Nassau-Oranien, Haus 307.
— -Usingen, Friedr. von 77.
— -Weilburg, Fr. Wilh. von 77.
Natal (1899) 369. [541.
Nationalismus 138 ff. 241. 253.
Nationalliberale, deutsche 304. 352.
Nationalökon., s. Volkswirtschaft.
Nationalverein (1859) 268. 273. 277.
Nationalversammlung (Frankf.) 180—184. 197. 203. 206. 214—224. 232. 285. 288.
Naturalismus (Litt.) 532. 534.
Naturrecht 476. [540. 542.
Naturwissenschaften 387. 394—397. 447—458. 497.
Nauclerus, Johannes 390.
Nauplia (1822) 120 f.
Navarin(o; 1827) 122.
Navigationsakte 602.
Naviglio (1859) 244.
Neapel 26. 30. 43. 48. 70. 111 f. 117. 144. 188. 212. 251. 253 ff. 259. 261 f. 268. 389. 403. 418.
Nebenius, Karl Friedr. 109.
Necker, Jacques 5—11. 13.
Neerwinden (1793) 18.
Neger, s. Sklavenhandel.
Negri, Ada 535.
Negris, Theodor 115.
Negruzzi, Jak. u. Konst. 537.
Neipperg, Adam Adalbert Graf 70.
Neiße (Fluß) 290.
— (Stadt) 289.
Neithardt v. Gneisenau, Aug. 55. 64. 67. 79. 97. 107.
Nekrassow, Nikolaj A. 542.
Nelson, Horatio 29. 34. 42.
Nemours, Hz. Charles 173.
Neptunisten 455.
Neri, Filippo 420.
Nering, Joh. Arnold 413.
Nerli, Filippo (1485—1556) 389.
Neruda, Jan 540.
Nesselrode, Karl R. Graf 104. 116.
Neßler, Viktor E. 579.
Nestroy, Johann 506.
Neischer, Kaspar 410.

Digitized by Google

Neuber(in), Friederike Karoline Neubreisach (1870) 338. [436.
Neubruun (1866) 296.
Neuenburg (Fürstentum) 167. 241.
Neue Welt, s. Amerika.
Neufundland 587 f.
Neugriechen, s. Griechenland.
Neuguelfen (ital. Litt.) 533.
Neuguinea (1884/85) 356.
Neuhumanismus 480. 490 f.
Neukirch, Benjamin 435.
Neulateiner 386 f.
Neumann, Joh. Balthasar 414.
— Karl Joh. 547. 552.
Neunkirchen (1870) 330.
Neuplatonismus 397.
Neuschottland 587.
Neuseeland, Erforschung 546.
Neutra (1848) 200.
Neuville, Paul Hyde de 123.
Newcomen, Thomas 450.
New Lanark 91. 154.
— Orleans 608. [454. 459
Newton, Isaak 447—450. 452—
Ney, Michel 59. 61 f. 69. 74 f. 83.
Nicaragua, Kanal 171.
Niccolini, Giambattista 534.
Nicolai, Friedr. 474.
— Otto 569.
Nicole, Pierre 460.
Nicolovius, G. Heinr. Ludw. 98.
Niebuhr, B. G. 86. 95. 97. 107. 549 f. 558.
— Karsten 453. 544.
Niederlande 23. 30. 36 f. 43. 47. 53. 63. 67. 73. 78. 140. 218. 369. 378. 387. 437. 440. 446 f. 449. 598. 601—605.
— Generalstaaten 17. 23. [609.
— Geschichtswissenschaft 555.
— Litteratur 518 f.
— Malerei 409—411.
— Musik 416.
— Recht 393.
— Schulwesen 378. 487.
— soziale Bewegung 378.
— Volkswirtschaftslehre 446.
Niederländer 140. 599 f.
Niederländisch-Indien 378.
— -Westindische Kompanie 601.
Niedersachsen 302.
Niel, Adolphe 244. 318. 320.
Niese, Benediktus 551.
Nievo, Ippolito 535.
Nigra, Konstantin 320.
Nihilisten 542.
Nikita I. von Montenegro 539.
Nikolaus I. von Rußland 121 f. 124 f. 138. 141. 162. 203. 226 bis 228. 230. 237. 239. 369. 372. 541.
Nikolsburg (1866) 296.
Nil 372. 595.
Nimes 83.
Nisco, Nicola 560.
Nissen, Heinr. 547. 551
Nitzsch, Karl Wilh. 553.
Nizza 17. 26. 243. 254. 257—259. 287. 341. 374.
Njegoš, Haus 539.
Nobel, Alfr. Bernh. 500.
Nobiling, Karl Ed. 354.
noblesse d'épée u. de robe 5.
Nodier, Charles 525.
Noiré, Ludw. 554.
Noiseville (1870) 337.
Nokk, Wilh. 363.
Nola (1820) 111.
Nollendorf (1813) 61.
Nominalismus 382.
Nonkonformisten 400. 463.
Noorden, Karl v. 552.
Nordamerika 594. 608; s. auch Vereinigte Staaten.
Norddeutscher Bund 296. 303—307. 309—312. 322. 343. 349.
— — Flotte 311.
— — Gesetzgebung 311 f.
— — Heerwesen 306. 318.
— — Rat 304. 310.
— — Reichstag 304—306. 310 bis 312. 327. 345.
— — Tagegelder 305 f.
Norddeutschland 38. 108. 267. 309—311. 344.
Nordenskiöld, A. E. v. 544.
Nordhäuser 594.
Nordostseekanal 282.
Nordsee 585. 587—589. 592. 594. 597. 600.
Normandie 341. [Graf 116.
Normann-Ehrenfels, K. Fr. Lebr.
Normannen 586. 592. 594. 600.
North, Dudley (geb. 1641) 446.
— Frederic Lord 92.
Norton, Thomas 430.
Norwegen 60. 65. 493. 585 f.
— Geschichtswissenschaft 555.
— Litteratur 520—523.
— Musik 581.
Norweger 600.
Notter, Friedr. 505.
Novalis, s. Hardenberg, F.
Novara 113. 190. 211.
Novelle 424. 508. 535. 538. 542.
Novelli, Ernesto 535.
Novi (1799) 30.
Noyaden 19.
Nugent, Laval Graf 188.
Nutils (1870) 341.
Nunziante, Al. Duca di Majano
Nürnberg 396. [261 f.
Nützlichkeitsphilosophie 91.
Nymphenburg 414.

Obel, Matth. de l' (Lobelius) 396.
Oberguinea 601.
Oberhalbsteinisch u. s. w. 538.
Occam, Wilhelm 385. 391. 459.
Occasionalisten 460.
Ochsli, Wilh. 553.
O'Connell, Daniel 120.
Odessa 114. 239. 494.
Odilon Barrot, s. Barrot.
Ofen-Pest 200 f. 314. 493. 496.
Offenbach, J. J. 531. 580.
Ohlenschläger, Adam Gottl. 520.
Ohnet, Georges 532.
Okeanos 591.
Okeghem (Ockenheim), Wilh. 416.
Oldenburg 54. 63. 78. 101. 158. 226. 234. 283. 344. 365.
Olinger, Albert 388.
Oliphant, Margaret 517.
Ollech, K. H. 270 f. [331. 578.
Ollivier, E. 308. 319 ff. 325 f.
Olmütz 198. 221. 289. 292. 511.
— Punktationen 228—230.
Omdurman (1898) 368.
Omer Briouis 120.
Onckeu, Wilh. 552.
Ondriczek, Franz 572.
Oos (1867) 309.
Oper 417—420. 561 f. 565. 567 ff.
Opera buffa 418. [579 ff.
Opéra comique 419.
Operette 581.
Opitz, Martin 435. 438.
Optik 395. 450.
Optimismus 461.
Oranien, Haus 30. 45. 78.
Oranje-Freistaat 368 f. [580 ff.
Oratorium 420 f. 566. 574. 576.
Orchester 564. 574. 581.
Orden, relig. 371. 486.
Ordonnances 125 f. 134. 393.
Orgel 417.
Orientalisten-Tag, internat. 500.
Orlando di Lasso, s. Lasius.
Orléans (1870) 339—341.
— Adelaide 124.
— Haus 170—174. 370.
— Henriette 173.
— Jungfrau 38.
— Philipp (Egalité) 6 f. 11. 15. 71. 74. 76. 83 f. 113.
— — (Regent) 8.
Orlow, Alexei F. Fürst 238.
d'Orneſson, Henry Franç. 6.
Orsini, Felix Graf 242.
Oersted, Hans Chr. 520.
Ortlöpp, Emilie 145.
Osiander, Andreas 396.
Oskar II. von Schweden 524.
Osorio, Geronymo 389.
Ossian 467.
Ostade, Adr. van 410. 519.
Ostasien 350. 356.
Osten-Sacken, F. W. Graf v. d. 68.
Osterach (1799) 30.
Osterlinge 594.
Osterode (Bez. Königsberg) 45 f.
Österreich-Ungarn 15. 18. 22 f. 26 f. 33. 37. 39—46. 49—52. 59—63. 66 f. 69. 73 f. 76—79. 81. 85. 89. 91. 93—95. 99—104. 106—108. 112—115. 117

Digitized by Google

bis 119, 121, 131 f. 138, 141, 144 f. 148, 156 — 162, 164 ff. 177 f. 180, 182, 201, 204 ff. 211 f. 217 f. 220 — 229, 231 f. 234 f. 237 — 246, 250 f. 253 f. 264, 266 ff. 273 f. 276, 280 — 297, 303, 307, 309, 312 ff. 319, 322, 328, 330, 349, 358, 365 f. 374, 447, 479, [366 f.
Österreich-Ungarn, Ausgleich 313 f.
— Bürgerministerium 315.
— Delegationen 313 f.
— Deutsche 284, 314, 365 f.
— Feudale 278, 314, 365.
— Finanzen 94, 315 f.
— Geistlichkeit 93, 278, 314, 365.
— Geschichtswissenschaft 548 ff.
— Handel u. Industrie 94 f.
— Heer 95, 243 f. 316.
— Klerikale 235, 314, 365.
— „Koalitionsministerium" 365.
— Konkordat 93, 235, 277, 315.
— Kronländer 93 f.
— Liberalismus 277.
— Litteratur 506, 510.
— Musik 562 ff. 581.
— Rechtswesen 93, 314.
— Reichsrat 232, 312, 314 f. 365 f.
— Reichstag 193 f. 199, 206, 231, 278, [492 — 496.
— Schulwesen 93, 315, 488, 490.
— Slawen 284, 314, 365.
— Sprachenverordnungen 365 f.
— Staatsgedanke 93, 186, 277 f. 313 f. [231 f.
— Verfassung 192 — 194, 199.
— „Verfassungspartei" 365 f.
Österreichischer Lloyd 95.
Osteuropa 538 — 544, 581 f.
Ostfriesland 63, 78.
Ostin, Ch. E. Leclerc d' 38.
Ostindien 28, 45, 241, 266, 595 f. 598, 605; s. auch Englisch-ostindische Kompanie.
— Seeweg 595.
Ostpreußen 58, 330, 358.
Ostrolenka (1831) 143.
Ostrowski, Alex. N. 542.
Ostsee 585, 587 — 589, 594, 598, 600, 607, 610.
Oswald, James 464.
Otho, Valentin 395.
Otranto, Hz., s. Fouché.
Otto von Bayern 362.
— I. von Griechenland 149 f.
Otway, Thomas 432.
Oudinot, Nic. Ch. 53, 61, 66, 69.
— Victor 191, [212.
Ouida, s. Ramée, Louisa.
Overbeck, Friedr. 87.
Oversee (1864) 282.
Overself (1864) 282.
Oviedo, Gonz. Hern. de 389.
Owen, Robert 91, 154 f.
Oxford 400. 483.
Ozeanien 607.

Paciuoli, Fra Luca 394.
Packhod, Michael Mario Graf 68.
Pädagogik 461.
Paderborn 95, 493.
Paderewsky, Ignaz 574.
Padua 17, 187 f. 395.
Paesiello, Giovanni 418.
Paganini, Niccold 498, 571.
Pagès, Etienne Garnier 172, 174.
Pahlen, Peter Graf 67.
Pailleron, Edouard 530.
Paisiello, s. Paesiello.
Palacky, Franz 206, 540.
Palau (1899) 373.
Palermo 111, 261.
Palestrina, Giov. Pierl. 417, 580.
Paleitro (1859) 244.
Palikao, s. Cousin-Montauban.
Palladio, Andrea 406.
Pallas, Peter Simon 453, 456.
Palladicino, Sforza 441.
— Trivulzio, March. Giorgio Guido (1796 — 1878) 263.
Palli, E. C. Lucchesi Conte 137.
Palliopi, Zachar. 538.
Palm, Johann Philipp 44.
Palma, Jacopo, il Vecchio 408.
Palmblad, Wilh. Fredrik 523.
Palmella, Pedro Graf 110.
Palmerston, H. J. T. 170, 241, 258.
Paludan-Müller, Fr. 520. [266.
— K. P. 555.
Panamakanal 371. [542.
Panslavismus 205 — 207. 540 —
Pansophie 398.
Pantheismus 460.
Paoli, Pasquale 25.
Papebroek, Daniel 442.
Papin, Denis 449.
Papst 34 f. 37, 52, 150, 264, 316 f. 375, 384; s. auch Kurie.
— Unfehlbarkeit 321, 329.
Paracelsus, Phil. 395, 397.
Pardo-Bazán, Em. 536.
Paré, Ambroise 395.
Parini, Giuseppe 533.
Paris 6, 52, 65 f. 80, 85, 105, 126, 135, 171 — 175, 213, 331, 336 — 343, 346 f. 386 f. 494 f. 497 f. 530, 573, 577 f.
— Eroberungen 68, 345 f.
— Friede (1763) 603 f.
— — (1814) 71, 605.
— — (1815) 80 f. 89, 605.
— — (1898) 373.
— Gesandtenkonferenz 85, 105.
— Graf v., s. Ludw. Philipp.
— Kommune (1871) 370.
— Kongreß (1856) 239, 328, 340.
— Parlament 393.
— Sternwarte 452.
— Tuilerien 347.
— Vertrag (1806) 43; (1808) 50.
— Weltausstellungen 240, 308.
Park, Mungo 453.
Parkman, Francis 559.
Parlament, deutsches 285; s. auch Nationalversammlung.
— franz., s. Frankreich.
— langes 444.
Parma 26, 33, 37, 41, 69, 110, 144, 190, 243, 246, 254 f. 258.
Parnassiens 532, 534, [407.
Parnell, Ch. 367.
Parsdorf, Waffenstillst. (1800) 32.
Parseval-Grandmaison, Fr. Aug.
Parthenopäische Rep. 30. [524.
Parisch, Jos. 547, [484.
Pascal, Blaise 447 — 449. 460.
Paskewitsch-Eriwanskij, J. 122.
Pasquier, Est. 390. [143, 201.
Passat 454.
Pasta, Giuditta 570.
Pastor, Ludwig 553.
Patow, Er. Rob. Frh. v. 271.
Patras (1821) 114.
Patriotist 382.
Patritius, Franciscus 397.
Patti, Adelina 570.
Pauer, Ernst u. Max. 574.
Paul II., Papst 403.
— III., Papst 396.
— IV., Papst 404.
— I., Zar 29 — 31. 33 f.
Paul, Hermann 440.
Pauli, Johannes 434.
— Karl 551.
— Reinhold 552.
Paulitschke, Phil. 545.
Paulsen, Friedrich 401.
Paunsdorf (1813) 62.
Pavia, E., General 323.
„Pavillon Marsan" 83 f. 105, 116.
Pecci, Joachim, s. Leo XIII.
Pedro I. von Brasilien (IV. von Portugal) 110, 118.
— II. von Brasilien 163.
Peel, Robert 91, 120
Peele, George 430.
Péguillon, s. Beaucaire.
Peking 357 f.
Pelagius, s. Alvarus.
Pellico, Silvio 88, 114, 165, 534.
Penck, Albr. 547.
Pendel 448 f.
Pepe, Florestano 112.
— Guglielmo 111, 113, 188.
Pepoli, Napoleone March. 256.
Percy, Thomas 467.
Perczel, Moriz 209.
Perfall, Karl Freiherr von 575.
Pergolesi, Giambattista 418.
Peri, Jacopo 418, 420, 563.
Périer, Casimir 134.
Perini 603.
Péronne (1871) 342.
Peroši, Lorenzo 580.
Perrault, Charles 429.
Persano, C. Graf 260 f. 263, 297.
Persien 29, 241.
— Forschungsreisen 544.
Persigny, J. C. V. de 213, 229.

Digitized by Google

Pertz, G. H. 443, 548.
Perugia (1859) 255.
Peschel, Oskar 454. 545—547.
Peschiera 186. 188 f. 245.
Pessimismus 540. 544.
Pest (Stadt), s. Ofen.
Pestalozzi, Joh. H. 489.
Pestel, Ed. (1870) 330.
— Paul (Russe) 121. 330.
Peta (1822) 116.
Pétau (Petavius), D. 438. 442.
Peter II. von Montenegro 539.
— von Oldenburg 365.
— I. d. Gr. v. Rußland 4. 493.
Peter, Herm. 551.
Petermann, Aug. 545.
Peters, Karl 545.
Petion de Villeneuve, Jér. 14—16.
Petit, J. M. Baron 70.
Petöfi, Alex. 544.
Petrarca, Fr. 249. 386. 422.
Petrefakten 396.
Petrovskoje-Razumovskoje 495.
Petrus Lombardus 382.
Petschili 358.
Petty, William 446 f.
Peucker, Eduard von 217.
Peyronnet, Ch. J. Graf 125.
Pfalz, badische 99.
— bayerische 95. 147. 223.
Pfalzburg (1870) 337 f.
Pfizer, Gustav 505.
— Paul Ach. 158. 181. 505.
Pfitzner, Hans 579.
Pflanzengeographie 545.
Pflugk-Hartitung, Julius von 553.
Pforta (Schulpforta) 401.
Pfordten, L. K. Heinr. v. d. 226.
Pfuel, Ernst von 219 f. [285.
Phänomenalismus 464.
Philanthropinismus 489.
Philhellenen 119.
Philidor, s. Danican.
Philipp II. von Spanien 265. 600.
— III. von Spanien 409. 426.
— IV. von Spanien 409. 426.
— s. auch Orléans.
Philippinen (1898) 373.
Philippson, Johannes 390. 442.
— Martin 553.
Phillips, George 549.
Philologie 387 f. 437 f. 552.
Philosophie 382—387. 397 f. 447. 458—462. 497.
— deutsche 473—475. 540.
— französ. 5. 459.
Phlogiston-Theorie 451.
Phönixer 590 f. 607.
Phosphoristen (Schweden) 523.
Photographie 500.
Photometrie 450.
Physik 395. 448. 451 f.
Physiologie 455—457.
Physiologus 395.
Phytotomie 455.
Piacenza 37. 41. 69.
Piadha (1822) 115.
Picard, Jean 454.
— Louis B. 525.
Picardie (1870) 341.
Piccinni, Niccolo 418. 563.
Piccolomini, En. Silv., s. Pius II.
Pichegru, Charles 23. 26 f. 39.
Pichler, Adolf 510.
Piemont 34. 81. 110. 113. 117. 144. 185. 211. 235. 242 f. 251 bis 253. 255.
Pieuxontesen 187—189.
Pierluigi, Giov. P. A., s. Palestrina.
Pietismus 488.
Pietri, Joachim 254.
Pigot, Thomas 450.
Pillersdorf, Fr. Frh v. 178. 192 f.
Pillnitz (1791) 14. 17.
Pilsty, Karl von 554.
Pinel, Philippe 458.
Piombino (1805) 41.
Pippi, Giulio (Romano) 407.
Pirckheimer, Wilibald 390.
Pirenne, Henri 558.
Pissemskij, Alexej 542.
Pitiscus, Bartholomäus 395.
Pitt, W. d. Ä. 90.
— — d. J. 18. 32. 38. 41. 43. 89 f.
Pitteurs-Hiégaerts, E. de 377.
Pius II. 387. 389.
— V. 404. 424.
— VI. 13. 18. 28.
— VII. 30. 35. 40. 47 f. 50. 52. 57. 64—66. 77 f. 82. 84. 88. 95. 111. 151.
— VIII. 95. 144.
— IX. 165. 189. 191. 211. 250. 252. 255. 257 f. 264. 315.
Pizzo, Schloß 78. [321. 353.
placetum regium 315.
Planetenbewegung 451.
Planquette, Rob. 581.
Platen-Hallermünde, Aug. Graf
Platina, s. Sacchi. [506.
Platon 391 f. 397. 403. 591 f.
Plener, Ignaz Edler von 316.
Plethon, Georgios Gemistos 387.
Pleyel, Ignaz J. 567.
Plombières (1858) 243. 253.
Plutonisten, s. Vulkanisten.
Podol (1866) 292.
Podolien (1831) 143.
Poe, Edgar Allan 518.
Poggio Bracciolini, Gianfr. 387.
Pohl, C. F. 564. [389.
Pöhlmann, Rob. 551.
Poiret, Pierre 460.
Poischwij (1813) 60.
Polarländer, Erforschung 544.
Polen 13. 45 f. 52. 54 f. 57 f. 63. 72. 104. 121. 131. 140. 174. 192. 201. 205—208. 237. 250. 265 f. 328. 348. 539.
— Adel 142. [144.
— Aufstand (1830—32) 142—
— Litteratur 540 f.
Polen, österr. 314.
— Reichstag 102. 142.
— russisch 144.
— Teilung (1793) 23.
Polignac, Armand 39.
— Jolanthe 7.
— Jules 39. 83. 123—125. 133. 135. 241.
Polizeistaat 93. 157.
Pöllnitz, K. L. Freiherr von 477.
Polo, Gaspar Gil 425.
— Marco 596.
Pöltenberg, Ernst von 200.
Polybios 591.
Polymathie 398.
Polynesier 600.
Polyphonie 416 f.
Pombal, Seb. Jos. 496. [358.
Pommern 46. 58. 330. 341. 346.
Ponce de Leon, Fray Luis 425.
Poniatowski, Jos. Ant. Fürst 62.
Ponsard, Fr. 528. 530.
Pontano, Giov. 403.
Pontarlier (1871) 346.
Ponte, Abbate da 565.
Pope, Alexander 432. 435. 464.
Popović, Jovan 539.
Pöppelmann, Daniel 413.
Poppelsdorf 494.
Pöppig, E. Friedr. 546.
Popularphilosophen 474. 478.
Poquelin, J. B., s. Molière.
Porpora, Niccolò 418.
Porta, Giacomo della 406.
Port Arthur 357.
— Royelles 342.
Porto (1820) 110.
Portugal 30. 33. 38. 47—49. 51. 53. 60 f. 72. 78. 90. 110. 118. 162 f. 598. 600. 608.
— Aufklärung 462.
— Jesuiten 235.
— Kolonien 601.
— Litteratur 537. 560. [601.
Portugiesen 454. 590. 595. 599—
Poscherun (1812) 57.
Poseidonios 595. [358 f.
Posen 144. 152. 206 f. 333. 351.
— Erzbistum 95.
— poln. Aufstand 207.
Posener 330.
Posse (französische Litteratur) 531.
Positivismus 392.
Postl, Karl Ant. (Sealsfield) 508.
Postwesen 167. 311. 362.
Potsdam 45. 58. 413.
— Vertrag (1805) 42.
Pott, J. H. 455.
Potter, Paulus 411.
Potthast, August 442.
Poussin, Nic. 411; s. auch Dughet.
Pozzo, Andrea 406. 414.
— di Borgo, Graf 47. 64 f. 67. 85. 104. 116. 125. 172.
Prag 194. 387. 414. 493. 495 f.
— Aufstand (1848) 206. [498.

Digitized by Google

Prag, Friede (1866) 297. 301. 309.
– Kongreß (1813) 60. [322.
– Slawenkongreß 205—207.
– Universität 365.
Praga, Emilio 535.
Pragmatische Sanktion (öst.) 197.
— (span.) 372.
Prandtl, Siegm. Freih. von 310.
Prandauer, Jakob 414.
Prati, Giovanni 534.
Predigermönche, s. Dominikaner.
Preller, Ludw. 551.
Preradović, Peter 539.
Prešćren, Franz 539.
Preßburg 200. 296.
— Friede (1805) 42.
Preße u. Preßfreiheit 12. 91. 97. 100. 105. 107. 119. 125. 133 f. 147. 157. 167. 275. 314. 404 f.
Pretoria 369 f. [500 f.
— Friede (1902) 369.
— Konvention (1881) 368.
Preußen 13. 15. 18. 23. 26 f. 29 f. 32 f. 37—47. 49—51. 53. 55. 58—61. 63. 65. 71—73. 76—79. 81. 85. 95—101. 104—107. 109. 112. 117—119. 121 f. 130 f. 138. 145. 151. 156. 161. 175. 180. 183. 186. 203 ff. 207. 219—229. 231 ff. 237. 239 ff. 245 f. 249 f. 254. 266 bis 298. 301 ff. 307. 309 f. 313. 319. 321—347. 351 ff. 358 ff. 364. 397. 477. 539. 602.
— Abgeordnetenhaus 233. 275 f.
— Agende 95. [280 f. 297.
— Bank 108.
— Behörden 97 f. 233. 353. 358 f.
— Eisenbahnen 360.
— Evangelische 234. 359.
— Finanzen 53. 98. 159.
— Grundbesitz 53. 96 f.
— Heerwesen 96. 268—274.
— Herrenhaus 233.
— Juden-Emanzipation 97.
— Kanäle 361.
— Katholiken 95 f. 351.
— Konflikt (1861) 271—274. 277.
— Landtag (1847) 169. 175. 180.
— Nationalversamml. 180. 220.
— Parteien 272. 281. 283.
— Provinzen 96. 98 f. 119. 159. 233. 358 f.
— Rechtswesen 96.
— Reformen 49 f. 53. 233. 275.
— Schulwesen 98. 351. 353. 490 f.
— Seehandlung 108.
— Steuerwesen 96. 98. 108. 361.
— Union (kirchl.) 95.
— — (polit.) 224—227.
— Verfassung 53. 97—99. 107. 119. 159 f. 167—170. 219 f.
— Verwaltung, s. Behörden. [233.
— Wehrpflicht 58. 96.
Preußen, Zollwesen 96. 98. 108 f. 234. 273. 310 f.
Prevost, Marcel 532.
Prevost d'Exiles, Ant. Fr. 471.
Prezisösen 424. 427.
Priestley, Joseph 451. 464. 477.
Prieur de la Marne, Revol. 22.
Prim, Juan 323 f.
Prinsloo, Martinus 369.
Prinz, standhafter, s. Ferdin. d. S.
Prittwitz, K. L. W. E. von 179.
Probst, Rudolf 311.
Probstheida (1813) 62.
Proch, Heinrich 570.
Prokesch-Osten, A. Graf 225.
Properz 376.
Protestantismus 37. 102. 152 f. 234. 359. 391. 431.
Proudhon, P. J. 208.
Pruth 309.
Prutz, Hans 552.
— Rob. 507.
Przewalskij, Nikolai von 546.
Psara (1824) 121.
Psychologie 464.
Ptolemaios 397. 595 f.
Puccini, Giacomo 580.
Puchner, Anton Freiherr von 201.
Puerto Rico 373. 602.
Pufendorf, S. 249. 443. 445. 447.
Puget, Pierre 412.
Pugno, Raoul 565. 574.
Pulci, L. 442.
Pulgar, Hernando del 389
Pulszky, Franz 162.
Pultusk (1807) 46.
Punier, s. Karthager.
Purcell, Henry 419.
Puritaner 431.
Puschkin, Alexander Sf. 104. 541.
Pütter, Joh. Steph. 475. 477.
Pyra, Immanuel Jak. 436.
Pyrame, Augustin 546.
Pyramidenschlacht (1798) 29.
Pytheas von Massilia 591.

Quadrivium 382. [(1840) 160.
Quadrupelallianz (1832) 149; Quatrebras (1815) 79.
Quecksilberbarometer 449.
Queretaro (1867) 267. 308.
Quesnay, François 445. 471.
Quételet, Adolphe 556. 558.
Quevedo y Villegar, Fr. de 425.
Quinault, Philippe 419.
Quinet, Edgar 3. 528.
Quintana, M. J. de 536. 559.
Quiroga, Antonio 109 f.
„Quod de fidelium" (Brev.) 95.

Rabelais, François 427.
Rabener, Gottl. Wilh. 436.
Racine, Jean de 419. 428.
— Louis de 471.
Radetzky, J. J. Graf 166. 185. 187—191. 197 f. 201. 221. 252.
Radikalismus 208 f. 214 ff.
Radmer (Steiermark) 414.
Radowitz, J. M. v. 179. 217. 228 f.
Radziwill, Anton Prinz 325.
— Michael Fürst 143.
Raff, Joachim 579.
Raffael, s. Santi.
Ragusa, Hz., s. Marmont.
Raimondini, Marsilio 391.
Raimund, Ferd. 506.
Raincy b. Neuilly 136.
Rainer, Erzherzog 94. 166.
Rakovitzi, Georg Stojko 540.
Raleigh, Walter 443. 601.
Ralliierte (Frankr.) 371.
Raubaud, Alfred 558.
Rambouillet (1830) 126. 137.
— Hôtel de 427.
Rameau, J. Philipp 419. 563.
Ramée, Louise de la 517.
— Pierre de la 397.
Ramel, franz. General 83.
Ramler, Karl W. 436. [290 f.
Ramming v. Riedkirchen, W. 244.
Ramorino, Girolamo 143. 190.
Ramos-Coelho, J. 560.
Ramsay, Andrew Crombie 545.
Ramus, Petrus, s. Ramée.
Ranalli, Ferd. 560.
Rangabé, s. Rhangawis.
Ranke, L. v. 86. 269. 392. 405. 422.
Rapisardi, M. 535. [440. 548 ff. rappresentagioni 420.
Raspail, François Vincent 208.
Raspe, Rud. Erich 461.
Raitalt 160. 223. 225. 330.
— Kongreß 27 f. 30.
Rastoptschin, s. Rostoptschin.
Rasumowsky-Quartett 572.
Ratichius, s. Ratke.
Rationalismus 458 f. 474. 488.
Ratke, Wolfgang 402.
Rätoromanen 537 f. [265. 317.
Rattazzi, U. 242. 252 f. 255—259.
Ratzel, Friedr. 547. 589. 608.
Ratzenhofer, Gustav 554.
Raucou, Anais Bazin de 557.
Raumer, Fr. von 86. 552.
— Karl von 103. 491.
Rauschenplat, von (Gött.) 148.
Rauscher, J. O. v. 315. 329.
Raveaux, Karl 217.
Ray, John 456.
Raynouard, Fr. 524. [bis 236.
Reaktion 82—126. 227—229. 231
Realismus (Litt.) 520 f. 523. 529. 531. 534. 541—544.
Realschule 490. 492.
Réaumur, R. A. Ferchault de 449.
Rebello da Silva, L. A. 537. 560.
Rebmann, Joh. 545.
Rechberg u. Rothenlöwen, J. B. Graf 264. 266. 269. 277 f. 281.
Rechenkunst 394. [283.
Recht auf Arbeit 376.
Rechtsgeschichte 86. 443. 553.

Digitized by Google

Rechtswissenschaft 387. 392—394. 443—447. 475 f. 493.
Reclus, Elisée 547.
Redwitz, Oskar von 509.
Reformation 384. 398. 401. 404. 421. 425. 433. 447. 462.
Regensburg (1803) 37.
Reggio, Herzog, s. Oudinot.
régicides 71. [Müller, Joh.
Regiomontanus (Königsberger), s.
Regnier, Henri de 532.
regola della cosa 394.
Reichardt, Joh. Friedr. 562.
Reichenbach, Gräfin, s. Ortlöpp.
— Vertrag (1813) 60.
Reichenberg i. B. (1866) 290.
Reichensperger, Aug. u. Peter 234.
Reichsdeputationshauptschluß 37.
Reichslande, s. Elsaß-Lothringen.
Reichsminister (1848) 217 f. 223 f.
Reichsrat, s. Österreich-Ungarn.
Reichsstädte, freie 37.
Reichstadt, Herzog, s. Napoleon II.
Reichstag 225 f.
- deutscher 347. 349 f.
- — Parteien 352—355.
- — norddt., s. Norddt. Bund.
Reichsverweser (1848) 213—218.
Reid, Thomas 464.
Reil, Joh. Christian 458.
Remarus, Herm. Sam. 475.
Reimer, Georg Andreas 106.
Reims 67. 133. 253. 333. 337. 361.
Rein, J. J. 547.
Reinecke, Karl 565.
Reinkens, Jos. Hub. 352.
Reisebeschreibungen 453.
Reisenauer, Alfred 573.
Reitzenstein, Sigm. Frh. v. 102 f.
Rehgion, christl. 150—153.
Rembrandt Harmensz v. Rijn 411.
Renaissance 384. 386—388. 403. 421. 423. 425. 427. 430. 433. 440. 462. 497.
— (Lit.) 421— 436. 539 f.
Renan, Ernest 326. 558.
Rendsburg (1848) 263.
Reni, Guido 408.
Repnin-Wolkonskij, Nik. Fürst 62.
Reptilienfonds 303.
Reschid Pascha 121.
Resende, Andrea de 389.
Reset(ius), Peter 440.
„Reservatrechte", südd. 344.
Restauration, s. Frankreich.
Retz, Paul de Gondi, Kardinal 441.
Reuchlin, Johann 387.
Reuß ä. L. 303; j. L. 279.
Reuter, Fritz 148. 510.
„reveil du peuple" 24.
Reveillère, s. Lareveillère.
Reventlow, Friedr. Graf 204.
Rewbell, Jean Bapt. 26.
Reyer, L. Et. Ern. 580.
Reynolds, Josiah 416.
Reznicek, Emil Nik. Freiherr 579.
Rhangawis, Alex. Rhisos 543.
— Rleon 543.
Rhäticus, s. Joachim, Gg.
Rheims, s. Reims. [287. 296.
Rhein 18. 22. 27. 96. 133. 160. 285.
Rheinberger, Jos. 575.
Rheinbund 40. 43— 45. 47. 50. 54 f. 57— 59. 61 f.
Rheinfranken 302.
Rheinhessen 306.
Rheinisch (ladin. Mundart) 538.
Rheinischer Merkur 97.
Rheinländer 330. 346.
Rheinpfalz, badische 102.
— bayrische 102. 298. 306.
Rheinprovinz 18. 22. 96. 179. 285.
Rheita, Ant. Mar. de 449. [287.
Rhenanus, Beatus 390.
Rheticus, s. Joachim, Gg.
Rhigas, Konstantinos 543.
Ribeiro, João Pedro 560.
— de Vasconcellos 560.
Ribera, Jusepe de 408 f.
Ricasoli, Bettino Baron 255. 264 f.
Richardson, Samuel 466. 471.
Richelieu, Arm. (Kard.) 5. 7. 428. 441. 484. 497.
— — (Min.) 80. 84. 104 f. 116.
Richepin, Jean 532.
Richer, Jean 453.
Richter, Eduard 546.
- Ernst Friedr. 575.
- Eugen 355.
- Jean Paul 489. 502 f.
Richthofen, Ferd. Freiherr von 545.
Rickert, Heinr. 556.
Ridinger, Joh. Elias 415.
Ried, Vertrag (1813) 62.
Rieger, Ladislaus 206. [118.
Riego y Nuñez, R. 109 f. 116—
Riehl, Wilh. Heinr. (von) 447. 509.
Riese, Adam 304. [554.
Rieti (1821) 113.
Rieß, Julius 575.
Riegler, Siegm. 552.
Riffpiraten 609.
Rigas, s. Rhigas.
Rigaud, Hyacinthe 412.
Rigsmaal 522.
Rimskij-Korsakow, Nik. 582.
Rinteln 493.
Rinuccini, Ottavio 418.
Rio de Janeiro (1822 ff.) 118.
— de Oro 573.
Risler, Eduard 573.
Rist, Joh. 435.
Ristori, Adelaide 535.
Ritter, Alexander 579.
- Karl 446 f.
- Mor. 562.
Ritterakademien 398. 490.
Rivarola, Kardinal 144
Rivinus, Angust Quirin 456.
Robbenschlag 600.
Roberts, Fred. Sleigh Lord 369.
Robertson, William 465. 559.
Robespierre, Aug. Bon Jos. 22.
— Max. 16—22. 24.
Robilant, C. Fel. Nic. Graf 374.
Robinet, René 456.
Robusti, Jacopo 408.
Rochambeau, J. B. D. de V. Graf 6.
Rochefort, Henri Graf 336. 526.
Rochefort-sur-Mer (1815) 81.
Rochejacauelein, s. Larochejacquel.
Rockefeller, John 374.
Rode, Pierre 572.
Röderer, Pierre Louis 5.
Rodriguez de Silva, s. Velazquez.
Rogeard, A. 308. 532.
Roger-Ducos (Graf) 31
Rogers, N. E. Th. 559.
Roggenbach, Franz Frhr. v. 273.
Roban-Guémenée, L. R. E. 5.
Rohde, Erwin 551.
Rohlfs, Gerh. 545.
Röhricht, Reinh. 552.
Rojas, Francisco de 426.
Rokoko 412 f.
Roland, Marie Jeanne 14 f.
Rolevinck, Werner 390.
Roliça (1808) 49.
Rollenhagen, Georg 433.
Rom 5. 29. 48. 52. 70. 185. 191. 212. 252 f. 256 f. 259. 261 bis 265. 276 f. 317— 319. 323. 328. 381. 384. 389.
— Peterskirche 406. [406 f.
— Republik (1798) 28; (1849)
— Revolution (1848) 211. [211.
— Septembervertrag (1864) 317.
Romagna 26. 144. 246. 251. 254. 255— 257. 374.
Roman 385. 425. 427. 433. 435. 466. 471. 535 f. 541 f. 544.
- deutscher 476. 508.
- englischer 516 f.
- franz. 524— 526. 529— 532.
Romanen 385 f. 388— 390; s. auch
Romanin, S. 560. [Rätorom.
Romano, Giacinto 560.
— Liborio 261 f.
Romanow, Hans 541.
Romantik u. s. w. 85— 89. 381. 421. 432. 503. 520 f. 523. 533. 541 f. 550. 553 f. 563. 569.
— deutsche 167— 170. 473. 504— 506. 523. 536. 540. 544. 548.
- englische 514. 536.
- französische 525 f. 528. 532.
— Musik 575. 580. [536.
Romanze (rätoroman.) 538.
Romanzow, s. Rumjanzow.
Römer 382. 591 f.
Römer, Friedr. 181.
— Olaf 452.
Römisches Recht 392— 394.
Ronge, Johannes 152. 198.
Ronsard, Pierre de 427.
Rönigen, Julius 574.
Roon, Albr. v. 269. 271 ff. 325. 335. 342. 359. 547.

Digitized by Google

Roos, J. H. u. Ph. P. 415.
Rootham, Joh. Philipp von 151.
Röpell, Rich. 550.
Ropp, Goswin Frh. v. d. 553.
Roquette, Otto 509.
Rosa, Salvator 408. 424.
— di Tivoli, s. Roos, Ph. P.
Roscellin, Johannes 382.
Roscher, Wilh. 553.
Roscoe, W. 558.
Rosegger, Petri Kettenfeier 510.
Rosenthal, Moritz 573.
Roß, James 546.
Roßbrunn (1866) 296.
Rossi, Ernesto 535.
— Pellegrino, s. De Rossi.
Rossini, G. A. 567—569.
Rostand, Edmond 530.
Rostoptschin (spr. Ra-), Fedor W.
Rotes Meer 608. [Graf 56. 82.
Roth, Bertrand 574.
Rothmayr, s. Rottmayr.
Rothmund, Maurus 538.
Rothschild, Jakob 125.
Rotteck, K. W. v. 87. 105. 107. 147.
rotten boroughs 90. [552.
Rottmayr, Joh. F. 415.
Rouen (1870) 342.
Rouher, Eugène 295. 308. 320.
Rousseau, Jean Baptiste 471.
— J. J. 4. 8. 86. 419. 470. 472. 477. 484. 489.
Rousset, C. F. W. 558.
Rouvroy, s. Saint-Simon.
Rovetta, Geronimo 535.
Rovigo, Herzog, s. Savary.
Rowland, James, s. Stanley.
Royal Society (1662) 403.
Royer-Collard, P. P. 123 f.
Rozycki, poln. Revolution 143.
Rubens, Peter Paul 410.
Rubinstein, Anton 571. 574. 582.
— Jos. u. Nik. 573. [389.
Rucellai, Bernardo (1449—1514)
Rüchel, Ernst von 41.
Rückert, Friedr. 250. 506.
— Heinr. 554.
Rudbeck, Olof 440.
Rüdiger, Andr. 474.
— Fedor W. Graf 201.
Rudini, Ant. St. March. di 374.
Rudolff, Christoph 394.
Rudorff, Ernst 575.
Rueda, Lope de 426.
Rüfer, Phil. 579.
Ruge, Arnold 217.
Rugendas (d. Ä.), G. Ph. 415.
Rühl, Franz 552.
Ruhnken, David 438.
Ruhr (Fluß) 361. [349. 366.
Rumänien 196. 242. 265. 314. 340.
— Kunst u. Litt. 537.
Rumelien 47. 114.
Rumjanzow, Nik. P. Graf 52
Rumonsch, s. Rätoromanisch.
Rumpfparlament (1849) 223.
Runeberg, Joh. Ludw. 523 f.
Russell, John Lord 120.
Russen 59. 63. 66. 206. 538.
Rußland 18. 23. 29 f. 33. 39—43. 45—50. 52. 54. 58. 60—63. 65. 72 f. 76—78. 80 f. 85. 88 f. 91. 99. 102. 104—106. 112. 114. 116. 118. 121 f. 124. 131. 133. 142—144. 148. 160. 201. 203. 207. 218. 225. 237—241. 265 f. 276. 309. 313. 319. 321. 328. 340. 349. 358. 365. 369. 372. 512. 539.
— Aufklärung 462.
— Geheimbünde 121.
— Litteratur 541—543.
— Musik 582.
— Rechtsbuch 122.
— Schulwesen 493.
Ruthenen 206. 314.
Ruysdael, Jakob van 411.
Rybinski, Matthias 143.
Rydberg, Vikt. 523.

Saalfeld (1806) 45.
Saarbrücken 81. 330 f.
Saarlouis (1815) 81.
Sabine, Edward 546.
Sacchi, Bartolommeo 389.
Sachs, Hans 426. 434.
Sachsen, Königr. 26. 45. 47. 52. 58 f. 62. 72. 78 f. 100 f. 146 f. 157 f. 181. 217. 223. 225 f. 280. 287—290. 292 f. 296. 303 f. 309. 330. 333. 340. 362
— Steuerreform 362.
— Verfassung 233.
— Volksschule 488.
Sachsen, Provinz 96. 330. 358.
Sachsen in Siebenbürgen 314.
— in Ungarn 196.
Sachsen-Koburg 108. 344. 364.
— -Meiningen 303.
— -Weimar 78. 100. 365.
Sachsenspiegel 393.
Sack, Aug. Fr. W. 474.
— Joh. Aug. 96.
Sackville, Thomas 430.
Saint-Aignan, Aug. Baron 64.
— -André, Jean Von 22.
— Andrews 483.
— -Antoine (Paris) 209.
— -Arnaud, N. Leroy de 213.
— -Aubin, f. Gentis.
— -Cloud 13. 31. 125 f. 135. 137. 173. 345.
— Cyr, L. Gouvion 38. 495.
— Dizier (1814) 66 f.
— Evremond, Ch. M. 467.
— Huruge, Marquis de 11.
— James (St. Helena) 603.
— -Julien, Fort (1870) 332.
— Just, Antoine 17. 19—21.
— Napoléon 43.
— -Ouen-sur-Seine (1814) 70.
Saint Paul (public school) 400.
— -Pierre, Bern. de 472. 525.
— — Charles Jr. Castel de 467.
— -Priest, A. Em. de 67.
— — Graf Al. G. 557.
— -Privat (1870) 332 f.
— -Quentin (1871) 342.
— -Réal, Cés. Pichard de 441.
— Saëns, Camille 574. 581.
— -Simon, Cl. H. Graf 154. 484.
— — Louis 441. [556.
Sainte-Aulaire, L. Graf 557.
— -Beuve, Ch. Aug. 528 f.
— -Marie-aux-Chênes (1870)
— -Menehould (1870) 333. [333.
Salamanca, Schule (Litt.) 536.
Salazar, J. Allende 323 f.
Salieri, Antonio 566.
Salisbury, R. A. T. Marq. 367.
Sallet, Fr. von 507.
Sallwürk, Ernst von 489.
Salmasius, s. Saumaise. [54.
Salm-Kyrburg, Fürst Friedr. IV.
„Salon" (Paris) 498.
Salvandy, N. A. Graf 123. 557.
Salvi, Giov. Batt. 408.
Salvini, Tommaso 535.
Salzburg 42. 99. 308. 414.
Salzmann, Christ. Gotthilf 489.
Samdre (1815) 79.
Sammlungen 500.
Samoa 356. 373. 606.
Sampson, Em. Th. 373.
San Bonifacio (bei Verona) 188.
— Francisco 608.
— Giovanni, Giovanni da 408.
— Sebastian 823.
Sand, George, s. Dudevant.
— Karl Ludw. 106.
Sandeau, Jules 530.
Sandoval, Prudencio de 389.
Sandrart, Joachim (von) 415.
Sandwichinseln, s. Hawaii.
Sanfedisten 144. 252.
Sankt Afra in Meißen 401.
— Gotthard 375.
— Helena 70. 81. 603.
— -Lorenz-Golf 587 f.
— Petersfeld (1819) 92.
— Petersburg 121 f. 335. 337. 403. 493. 497.
Sannazaro, Jacopo 423.
Sansculotten 18.
Sanskrit 439.
Santa Lucia (1848) 187 f.
— — (Westindien) 605.
Santi, Raff. 407. 412. 424. 564.
Santiago (Cuba; 1898) 373.
Santo Domingo 23. 38.
São Vicente, Kap (1833) 163.
Saragossa (1809) 51.
Sarasate, Pablo 572.
Sarcey, Francisque 529.
Sardinien 26. 30. 47 f. 73. 78. 165. 185—191. 232. 239. 242 f. 252 bis 255. 258; s. auch Savoyen.

Digitized by Google

Sardou, Victorien 530.
Sarpi, Paolo 441.
Sars, J. Ernst 555.
Sartorius von Waltershausen, G. Freiherr 477.
Sassoferrato, s. Salvi.
Satire 433 f.
Satory, Ebene (1871) 370.
Sauer, Emil 573.
Sauerbach (1870) 331.
Sauerstoff 451.
Saumaise, Cl. de 431. 437. 444.
Saussure, H. Benédict de 449. 454.
— Nic. Théodore de 456.
Sauveur, Joseph 450.
Savary, A. J. M. R. 48.
Savery, Thomas 449.
Savigny, Fr. K. v. 86. 288. 549.
Savona (1809. 1814) 51. 65.
Savorgnan de Brazza, P. Graf 545.
Savoyen 17. 22. 26. 81. 243. 253 f. 257—259. 287.
— - Carignan 110. 113. 185.
Sawaii (1900) 356.
Sayn - Wittgenstein - Hohenstein, Wilh. Fürst zu 97. 106.
— — Ludwigsburg, Karol. 577.
— — — Ludw. Graf 58.
Scala, Rudolf von 552.
Scaliger, Josef Justus 437. 442.
Scarlatti, Alessandro 418.
Scarrufi, Gaspare 446.
Schad, Ad. Friedr. Graf von 509.
Schädellehre 457.
Schäfer, Arnold 551.
— Dietrich 550.
Schäffle, Albert 554.
Schalcken, Godfried 410.
Schandorph, Sophus 521.
Schantung 357.
Scharnhorst, Gerh. v. 55. 58. 96.
Scharwenka, Phil. u. Xav. 573.
Schaufpielkunft 436. 535.
Schedel, Hartm. 390; f. auch Toldy.
Scheele, Karl Wilh. 451.
Scheffel, Jof. Viktor (von) 509.
Scheffer - Boichorft, Paul 549.
Scheffler, Johann 435.
Scheidl, Kaspar 433.
Scheiner, Chriftoph 449. 452.
Schelling, F. W. J. v. 397. 550.
Schelmenroman 425.
Schenk, Johann 562. 566.
Schenkendorf, Max von 505.
Scherer, Wilh. 506. 552.
Scherr, Joh. 554.
Scheuchzer, J. J. 454.
Scheveningen (1814) 63.
Schiemann, Th. 553.
Schill, Ferd. von 46.
Schiller, Fr. von 187. 356. 481. 489 f. 502—504. 551.
Schillerpreis 500.
Schillings, Max 579.
Schimonofeki, f. Simonofeki.
Schlabrendorf, Ernft W. v. 488.
Schlagintweit, Brüder von 546.
Schlegel, A. W. v. 87. 504—506.
— Friedr. von 86—89. 439. 504.
— Joh. Elias 436. [106. 489.
Schleiermacher, Fr. E. D. 44. 97.
Schleinitz, Al. Graf 246. 268. 273.
Schleisheim 414. 494.
Schlesien 42. 46. 61. 206. 286 f. 290. 307. 330. 333. 358.
— Öfterreichifch - 296.
— Weber - Erhebung 154.
Schlefifche Schulen (Litt.) 434 f.
Schleswig (Stadt) 203.
— - Holftein 201 ff. 218. 226 ff. 233. 276. 279 ff. 296. 303.
— - Holfteiner 330. [360.
Schlettftadt (1870) 338.
Schley, Winfield Scott 373.
Schloffer, Friedr. Chr. 86. 550 f.
Schlözer, L. A. 10. 475—477.
Schlick, Franz Graf 200.
Schlitz, Emil Graf, gen. von Görtz
Schlüter, Andreas 413. [477.
Schmalz, Theodor 97.
Schmerling, A. v. 217. 220. 229. 231 f. 278. 284. 313.
Schmidt, Adolf 550.
— Mich. Ign. 477.
— - Phifeldeck, C. F. von 85.
Schmoller, G. 446. 465. 553.
Schneider, Eugen 336.
— Eulogius 10.
Schnepfenthal 489.
Schnitzer, Eduard 545.
Schnitzler, Arthur 512. [596.
Scholaftik 382 ff. 388. 391. 459 f.
Schön, H. Theod. von 96.
Schönbrunn 42. 51. 194. 197.
— Friede (1809) 52.
Schönefeld (1813) 62.
Schöner, Johann 396.
Schönerer, Georg Ritter von 365.
Schönthan, Franz v. 513.
Schopenhauer, Arthur 544.
Schottelius, Juftus Georg 438.
Schottland 92 f. 367.
— Bildungswefen 483.
Schreib - und Leferchulen 385.
Schrepfer, Johann Georg 451.
Schreyvogel, Joſeph 427. 506.
Schröd, Joh. Matth. 477.
Schröder, Ludw. 502.
— Wilhelm von 447.
— - - Devrient, Wilhelmine 570.
Schtfchedrin, N., f. Sfaltykow.
Schubart, Chr. Fr. D. 481. [570.
Schubert, Franz 562. 565—567.
Schuckmann, Friedr. von 97.
Schulhoff, Jul. 573.
Schulpforta 401.
Schulte, Aloys 553.
— Joh. Friedr. Ritter von 352.
Schultz, Alwin 554.
Schultze, Walther 553.
Schulweſen 376. 398—402. 487.
Schulze, Johannes 98. 491.
Schumann, Klara 575.
— Robert 570. 574 f. 581.
Schuppanzigh, Ignaz 572.
Schupp(ius), Joh. Balthafar 435.
Schurtz, Heinr. 547.
Schufelka, Franz 198.
Schütte, Anton 200.
Schütz, Heinrich 420.
Schwab, Guſtav 505.
Schwaben 26. 44. 229.
Schwabenfpiegel 393.
Schwartz, Sophie 524.
Schwarzburg-Sondershaufen 108.
Schwarzenberg, Felix Fürft 93. 199. 221 f. 226 f. 229—232. 238. 245 f. 329. [68. 79.
— - Karl Ph. Fürft 57 f. 61. 65—
Schwarzes Meer 122. 239. 340.
Schwarz - rot - gold 103.
Schwechat (1848) 199 f.
Schweden 18. 33. 39 f. 43. 46. 53 f. 60. 65. 72. 78. 218. 602.
— Litt. 518. 523 f. 555. [607.
— Muſik 581.
— Univerſitäten 493.
Schwedifch-Pommern 48. 65. 78.
Schweidnitz (1848) 219.
Schweinfurth, Georg 545.
Schweitzer, Anton 562.
Schweiz 18. 28. 53. 66 f. 77. 166 f. 174. 192. 218. 375 f. 493.
— Handelsverträge 375.
— Litteratur 510.
— Mediationsakte (1803) 37.
— Nunziatur 376.
— Rechtseinheit 375.
— Referendum 375.
— Sozialpolitik 376.
— Verfaſſungen 37. 167. 375.
— Verwaltung 375.
Schwerin, Max. Graf 180. 217.
Schwyz 166. [268. 272.
Schydergfon, Magn. Gottfr. 555.
Schyrl, Maria 449.
Scotiſten 385.
Scott, Walter 88. 514.
Scribe, Eug. 525. 528. 569.
Scudéry, G. u. M. de 428.
Sealsfield, Ch., f. Poſtl.
séance royale 7.
Sebaſtopol (1854/55) 238 f.
Seckendorff, Veit Ludwig von 447.
Sedan (1870) 333—335. 346.
Sedaine, Michel Jean 472.
Sedlnitzky, Leop. Graf 152.
Seeck, Otto 551.
Seeneutralität 293 f.
Seeraub 600 f.
Seeſchule (engl. Litt.) 514.
Seignobos, Charles 558.
Seſto, Kloſter (1821) 114.
„Seladon" 427.
Selim III., Sultan 23. 29
Sembrich, Marcella 570.
Semler, Chriftoph 402.
— Salomo 474.

Digitized by Google

Senebier, Jean 456.
Seneca, L. Annaeus 423. 596
Senefelder, Aloys 500.
Senft, Ludwig 416.
Sens (1870) 340.
Sensualismus 459. 461. 469.
Seo de Urgel 116.
Septennat, deutsches 350.
Sepulveda, Juan Gines 389.
— Oberst (1820) 110.
Serao, Matilda 535.
Serben 140. 196. 200. 206. 366.
Serbien 114. 239. 539.
Serbokroatische Litteratur 539.
Serpa Pinto, A. A. de la Rocha 545.
Serra, Antonio 446.
Serrano, Francisco 323.
Serrés, Jean de 390.
Sevilla (1823) 117.
Sgambati, Giov. 580.
Shaftesbury, A. (3.) Graf 463 f.
Shakelpeare, William 429—431. 464. 480. 576.
Shelley, Percy Bysshe 515.
Sheridan, Richard Brinsley 466.
Shiel, Richard 120.
Siam (1893) 371.
Sickel, Theodor Ritter von 548.
Sidi Ali Bei v. Tunis 371.
Sidi-Ferruch (1830) 124.
Sidmouth, Henry Addington Viscount 34. 38. 92.
Sidney, Algernon 444.
— Philip 429.
Siebenbürgen 195. 201. 285. 313 f.
Siegl, Franz 184.
Sienkiewicz, Henryk 541. [71.
Sieyès, Em. Jos. 8 f. 12. 14. 31. 36.
Sigmaringen, f. Hohenzollern.
Silbermann, Gottfried 572.
Silva, f. Rebello da.
Silveira, Manoël de 110. 118.
Silvio, En., f. Pius II.
Simon, Jules 346. 557.
— Ludwig 217.
Siemond, Jacques 438.
Simonofelt 357.
Simonsfeld, Henry 553.
Simony, Friedr. 545.
Simson, Bernh. von 550.
— Mart. Ed. 222 f. 304. 345.
Simunich, Balthasar von 200.
Sinclair, George 537.
Singanfay (1900) 358.
Singspiel 562.
Sinope (1853) 238.
Sismondi, J. Ch. L. Simonde de Sittenlehre, f. Ethik. [86. 557.
Sixtus V. 406.
Sizilianische Vesper 260.
Sizilien 48. 111 f. 207. 211. 250. 260 f. 265. 374.
— Königreich beider, f. Neapel.
Skaliz (1866) 291.
Skandinavien 462. 512.
— Litteratur 88. 519 ff. 555.
Skandinavien, Musik 581.
Skelton, John 430.
Sklavenhandel, Abschaffung 90.
Skreta, Karl 415.
Skrzynecki, Jan Bonza 143.
Skulptur 407.
Slawen 196. 206. 284. 314. 365.
— Kongreß (1848) 194. 205—
— Litteratur 538—543. [207.
— Musik 581.
Slawonien 195. 539.
Slawophilen, f. Panslawismus.
Sleidanus, f. Philippson, Joh.
Slobosia (1807) 48.
Slowacki, Juliusz 541.
Slowaken 205 f.
Slowenen, Sprache 539.
„Slowenien" (1848) 206.
Smareglia, Ant. 580.
Smetana, Friedrich 582.
Smidt, Johann (Bremen) 101.
Smith, Adam 86. 445 f. 465. 471.
— William Sidney 29.
Smollett, Tobias 466.
Smorgoni (1812) 56.
Smuts, J. C. 369.
Snell(ius) van Roijen, W. 453.
Snoilsky, Karl J. Graf 523.
Snorri (1. weißer Amerik.) 586.
Snyders, Frans 411.
Soiron, Franz von 182.
Soissons (1814) 66.
Solari, Santino 414. [289.
Solferino (1859) 244. 277. 287.
Solidarpathologie 457.
Solms-Laubach, Fr. Graf 72.
Solomos, Dionysios 543.
Solothurn 175.
Sombart, Werner 155.
Somerset, Edward 449.
Somnacampagna (1848) 189.
Sommer, Hans 579.
Sona (1848) 189.
Sonate 420. 563. 572. 576.
Sonderbund (Schweiz) 166 f.
Sonnenfels, Joseph von 447.
Sontag, Henriette 570.
Sophie, Erzherz. (1805—72) 229.
Sorel, Albert 558.
Soufflot, Jacques Germain 413.
Soulié, Frédéric 528.
Soult, Nic. 60. 64. 67.
Southey, Robert 514. 559.
Soutsos, Alex. u. Pan. 543.
Sozialdemokratie 321. 354 f. 362. 376 f. 521.
Sozialismus 153—155. 174. 354 bis 356. 376.
Soziologie 463. 558.
Spagnoletto, Io, f. Ribera.
Spalding, Joh. Joach. 474.
Spanien 17. 23. 33. 38. 41. 48—54. 60. 64. 67. 72. 78. 88. 90. 109 f. 113. 116—119. 130. 153. 163 f. 170. 212. 235. 266. 276. 323—325. 350. 372—374. 389. 394. 406. 462. 495. 525. 535. 591 f. 598. 600. 603. 605 f.
Spanien, „Afrancesados" 109.
— Camarilla 109.
— „Cristinos" 163.
— Erbfolgekrieg 3.
— Freiheitskrieg (1808—14) 48 ff.
— Josefinos 109.
— Karlisten 235. 372.
— Kolonien 109. 117 f. 373.
— Litteratur 422. 424—427.
— Malerei 409. [535 f. 559.
— Recht 393.
— Schulwesen 487.
— Verfassung (1812) 109 f.
Spanier 590. 599—601.
Speckbacher, Joseph 51.
Speckle, Daniel 395.
Spee, Friedrich von 435.
Speier (1792) 16.
Spefe, John Hanning 545.
Spencer, Herbert 558.
Spenser, Edmund 429.
Speranskij, Michail M. 104. 122.
Spicherer Höhen (1870) 331.
Spiegelsextant 454.
Spiegeleleskop 449. [151.
Spiegel zum Desenberg, F. A. Graf
Spiel, geistliches 420.
Spielberg bei Brünn 114.
Spielhagen, Friedr. 511.
Spießhaymer, Johannes 390.
Spinoza, B. 397. 459 f. 462.
Spiritualismus 464.
Spittler, Ludw. Tim. Frh. v. 477.
Spohr, Ludwig 568. 572.
Spontini, Gaspard 567.
Sprachgesellschaften, deutsche 434 f.
Sprachwissenschaft 438—440.
Sprengel, Chr. Konrad 456.
Springer, Anton 554.
Sjaltykow, Michail J. 542.
Smolensk (1812) 55.
Smworow-Rimnikskij, M. 23. 30.
Swod sakonow 122.
Staat 87. 130. 355. 391. 444 f.
Staatskatholiken 352. [461. 477.
Staatswissenschaften 355. 387. 391 f. 443—447. 475 f.
Stade, Bernh. 551.
Stadion, Franz Graf 44. 192. 492.
— Philipp Graf 50 f. 59. 66. 94.
Städterepubliken, italien. 600.
Stadtschulen 383. 401.
Staël-Holstein, Germaine 71. 525.
Stägemann, Fr. Aug. von 505.
Stahl, Fr. Jul. 168. 226. 235.
— Georg Ernst 451. 457.
Stainer, Jakob 420.
Stälin, Chr. Fr. u. Paul v. 552.
Stand, dritter 5—9. 462.
Ständeversammlungen 100.
Stanhope, f. Mahon.
Stanley, H. M. 377. 545.
Stapfi, F. (1809) 52.
Starnberger See (1886) 362.

Digitized by Google

Statik 448.
Statistik 446 f.
Statius, P. Papinius 423.
Stavenhagen, Bernh. 573.
— Friedrich 271.
Stecchetti, Lorenzo, f. Guerrini, O.
Steele, Richard 404. 432.
Steen, Jan 410.
Steenstrup, Joh. 556.
Steffens, Heinrich 10. 58. 103.
Stegreifdramatik 436. 533.
Steibelt, David 573.
Steiermark 159. 206.
Steijn, Martin 368.
Stein, Charlotte von 502.
— Chr. G. D. 547.
— Joh. Andreas 572.
— Karl vom 5. 28. 38. 45. 49 f. 53. 56 f. 59. 64. 72 f. 75. 80. 86. 96 f. 102. 107. 250. 548; f. auch Altenstein.
— Lorenz v. 494.
Steinbach, Chr. Ernst 439.
Steindorff, Ernst 550.
— Georg 552.
Steindruck 500.
Steinen, Karl von den 546
Steinhausen, Georg 554.
Steinmetz, K. Fr. v. 290 f. 294.
Stendhal, f. Beyle, H. [330. 333.
Stenzel, Gust. Ad. Har. 552.
Stephan, Erzherzog 178. 197 f.
Stephan, Heinrich 311.
Stephanus, f. Estienne.
Stephenson, Louis 517.
Stern, Alfred 89. 553.
Sterne, Lawrence 466.
Sternberg, Landtag (1819) 101.
Sternwarten 452.
„Steuerverein" (1834/36) 234.
Stevin, Simon 394. 448 f.
Stewart, Ch. W. P. Lord 112.
— Dugald 464.
Stiehl, Ferd. 489.
Stieler, Karl 509.
— Kaspar 439.
Stieve, Felix 552 f.
Stifel, Michael 394.
Stifter, Adalbert 508.
Stiftsschulen 382.
Stijl, Simon 555.
Stiller Ozean 587. 589 597. 603.
Stockach 30. [608—610.
Stockhausen, Aug. von 229.
Stockholm 403.
Stoffel, Eug. G. 322.
Stolberg, Christian Graf zu 481.
— Friedr. Leop. Graf zu 10. 88.
Stoll, Maximilian 457. [481.
Storm, Gust. 555.
— H. Theodor W. 511.
Stourdza, f. Sturdza.
Strada, Famiano 441.
Stradivari, Antonio 420.
Strafrecht 394.
Strangford, P. Viscount 116.
Straparola, Gianfranc. 424.
Straßburg 171. 229. 309. 330. 343. 363. 492.
— Akademie 401. [337 f.
— Belagerung (1870) 331. 335.
Stratford de Redcliffe, S. C. 237.
Stratimirović, Georg 196.
Strauß, D. Fr. 153. 166. 249. 326.
— Johann 576. 581.
— Richard 571. 580. [508.
Strehlenau, Nik. Niembsch Edler v.
Streicher, Joh. Andr. 572.
Streifchetitz (1866) 294.
Strindberg, Joh. Aug. 524.
Strinnholm, Andr. Magn. 555.
Stroganow, Grigorij A. Baron
— Paul A. Graf 83. [115.
Stroßmayer, Joh. Georg 329.
Strümpell, Ludw. 489. [219.
Strube, Gust. v. 175 f. 181—184.
Stuart, John Mc Douall 546.
Stubbs, Wm. 559.
Studer, Bernhard 545.
studia generalia, f. Universitäten.
„Stumme von Portici" 140. 568.
Stumpf-Brentano, K. Fr. 548.
Sturdza, Alex. 104 f.
Sturm, Johannes (von) 401.
Sturm und Drang 440. 481. 488.
Sturt, Charles 546. [501 f. 521.
Stuttgart 148. 234.
— Rumpfparlament (1849) 223.
Stüve, Johann Karl Bertram 146.
Subjektivismus (poln. Litt.) 540 f.
Suchet, L. G. 60. 64. 67.
Suckow, Alb. von 310. 322. 344.
Südafrika 605.
Südafrikan. Republik 368—370.
Südamerika 546. 586. 605 f. 608.
Sudân 368. 372. 545.
„Süddund" (1866) 296. 309.
Süddeutschland 26. 32. 34. 38. 105. 108. 249. 267. 279. 289. 295. 298. 306. 309—311. 322.
Sudermann, Herm. 512 f. [343 f.
Südslawen 205. 539 f.
Sue, Eugène 528.
Sueskanal 603. 608.
Sueß, Eduard 545.
Suli (1822) 116.
Sullivan, Arthur 581.
Sully, Henry 441. 446. 449.
Sully-Prudhomme, R. Fr. Arm.
Sulukaffern 368. [532.
Sulzer, Joh. Georg 479.
Sumatra 378.
Sundt, Eilert Lund 555.
Supan, Alex. 547.
Suppé, Franz von 581.
Surrey, f. Howard.
Süßmayer, Franz X. 566.
Süßmilch, Joh. Peter 447.
Sustos, f. Soustos.
Suttner, Bertha Freifrau von 510.
Suveränetät 129 f. 392.
Suworow, f. Sfuworow.
Svecomanen 524.
Sveinsson, Brynjulf 440.
Svendsen, Joh. Sev. 581.
Swammerdam, Jan 456 f.
Swiepwald (1866) 293 f.
Swieten, Gerard (Freih.) van 457.
Swift, Jonathan 466.
Swinburne, Algernon Ch. 518.
Sybel, H. v. 228. 307. 323. 550 f.
Sydenham, Thomas 457.
Syllabus (1864) 264.
Symbolik (Litteratur) 541.
Symphonie 563. 566 f. 574. 576.
Syrien 29. 544. 594. [580. 582.
Szatmáry, Jos. 544. [178.
Széchényi, Stephan Graf 94. 162.
Széfes, Nikolaus Graf 278.
Szell, Koloman von 366 f.
Szigligeti, Ed., f. Szatmáry.
Szorády (1849) 201.

Taaffe, Eduard Graf 365.
Tabago 605.
Tabarrini, Marco 560.
Tabor, Berg (1799) 29.
Taganrog 121. 252.
Tagegelder, f. Nordd. Bund.
Tahiti (1842) 170.
Taine, Hippolyte 430. 557.
Tajo (1808) 48.
Talavera de la Reina (1809) 51.
Talleyrand-Périgord, Ch. M. 5. 13. 31 f. 37. 42. 44. 48 f. 55. 59. 68. 70—74. 76. 82. 84. 90. 118 f. 124. 126.
Tallien, Jean Lambert 25. 71.
Tallis, Thomas 416.
Tangententafeln 394.
Tanger 602. [der 339 f.
Tann-Rathsamhausen, Ludw. von
Tanzsuite 417.
Tarascon (1795) 24.
Tarent, Golf 33.
— Herz., f. Macdonald.
Tarnopol (1809) 52.
Tartaglia, f. Fontana, Nicc.
Tartini, Giuseppe 571.
Tassin, René Prosper 442.
Tasso, Bern. u. Torqu. 423.
Tassoni, Alessandro 424. 432.
Taubert, Ernst Ed. 575.
— Wilh. 571.
Tauroggen (1812) 57.
Tausenau, Karl (1848) 198.
Tausig, Karl 573.
Taylor, Bayard 518.
— George, f. Hausrath.
Te, Palazzo (Mantua) 407.
Technische Hochschulen 495.
Tegnér, Esaias 523.
Tegetthoff, Wilh. von 282. 297.
Tel el-Kebir (1882) 368.
Telemann, Georg Philipp 419.
Telesio, Bernardino 397.
Teleskop 449.
Tellez, Gabriel 426.

Digitized by Google

Telliamed, s. Maillet.
Temesvar (1848/49) 200 f.
Temple, William 443.
Tengler („Laienspiegel") 393.
Teniers d. J., David 410.
Tennyson, Alfred 518.
Teplitz 61. 162. 267. 269.
— Punktation (1819) 106.
Terborch (Terburg), Gerard 410.
terreur, la 24. [519
Tertiär 590.
Tessin 374.
Testi, Fulvio 424.
Tetens, Joh. Nik. 474.
Tettenborn, Fr. K. Frh. v. 58. 102 f.
Teufelsinsel (Salutinseln) 371.
Tewfik Pascha 368.
Thackeray, Will. Makepeace 517.
Thalberg, Sigismund 573.
Thaer, Albert 494. [Drama
Theater 424. 428. 502; s. auch
Theodor II. von Abessinien 316 f.
Theologie 387. 447.
Theophrastos 396.
Théot, Catherine 22.
Thermometer 449.
Thessalien 114. 148.
Thevet, André 396.
Thibaut, Justus 85.
Thielmann, Joh. Ad. Frhr. v. 59.
Thiers, L. Adolphe 124 f. 134. 136. 160. 171 f. 209. 307. 317. 336 f. 346 f. 370. 484. 557.
Thierry, Amédée 557.
— Augustin 86. 548. 557.
Thil, Minister, s. Du Bos.
Thistlewood, Arthur 92.
Thode, Henry 578.
Thomas v. Aquino 385. 391. 460.
Thomas, Ambroise 580.
Thomasius, Chr. 401. 404. 445.
Thomson, César 572. [473.
— James 435. 466.
Thorsinn Karlsefni 586. [440.
Thou (Thuanus), J. A. de 390.
Thouvenel, Ed. A. 257. 263.
Thudichum, Friedrich von 553.
Thugut, J. A. Frh. v. 23. 26 f. 30.
Thule 591. [32 f.
Thun u. Hohenstein, K. Graf 293.
— — Leo 230. 492.
Thüringen 158. 302.
Thüringer 330. 340.
Thurn, Georg Graf 188 f.
— u. Taxis, Max 278.
Ticino 186. 243 f.
Tieck, Ludwig 87. 504.
Tiedemann, Dietr. 474.
tiers-état, s. Stand, dritter.
Tillemont, Sieb. le Nain de 441.
Tilsit (1807) 46.
Timbuktu 372.
Tindal, Matthews 463.
Tinel, Edgar 581.
Tintoretto, il, s. Robusti.
Tippu-Sahib von Maisur 29. 89.
Tirol 27. 49. 51 f. 94. 130. 159. 187. 189. 297. 374. 420.
Tischbein, J. H. Wilh. 415.
Tivaroni, C. 561.
Tiziano Vecellio 408.
Tobago, s. Tabago.
Tobitschau (1866) 295.
Tocqueville, Alexis de 150. 557.
Togo (1884) 356.
Tolfata 417.
Toland, John 463.
Toldy, Stefan 544.
Tolentino 26. 77 f.
Toll, Karl Friedr. Graf 67. 143.
Tollens, Henrik Caroluszoon 519.
Tolstoj, Alexej K. Graf 542.
— Lew N. Graf 542 f.
— Peter A. Graf 48.
Tomaschek, Wilh. 547.
Tomsk 494.
Tongking 357. 371.
Tonkunst, s. Musik.
Topelius, Zach. 523 f. [603.
Toepffer, Rodolphe 528.
Tordesillas, Vertrag (1494) 598.
Török, Ignaz von 200.
Torricelli, Evangelista 449.
Tortur, Abschaffung 5.
Toscanelli, Paolo 593. 596.
Toskana 18. 23. 26. 33. 78. 110. 189—191. 211. 245 f. 251.
Tosti, Luigi 560. [253—258.
Toth, E. u. Kol. 544.
Toul (1870) 337.
Toulon 18 f. 21. 25.
Toulouse 18. 83.
— Erzbischof, s. Loménie.
Tournefort, Joseph Pitton de 456.
Tours (1870) 338 f. 341.
Toussaint l'Ouverture 38.
Toustain, Charles François 442.
Trachenberg (b. Breslau; 1813) 60.
Trade Unions 155.
Trafalgar (1805) 42.
Transpadanische Republik 26.
Transvaal, s. Südafrikan. Rep.
Trapp, Ernst Christian 489.
Trautenau (1866) 290 f.
Trebbia (1799) 30.
Treitschke, H. v. 212. 214. 507. 511. 548. 551.
Trentino, s. Trient.
Treskow, Udo von 346.
Treviso (1848) 188.
Trianon, 126.
— Tarif (1810) 53.
tricoteuses 18. 24.
Trient (1848) 187.
— Konzil 404. 441.
Trier, Bistum 95.
— „Heiliger Rock" 152.
Triest 95. 374. 496.
Trigonometrie 394.
Tripolis 374.
Tripolitsa (1821) 115.
Trissino, Giongiorgio 423.
Triumphus, s. Augustinus.
Trivium 382.
Trocadero 117. 119. 135.
Trochu, L. J. 336. 338. 345.
Troizene, s. Dhamala.
Tromp, Marten Harpertszoon 600.
Tronchet, Franç. Denis 17.
Troppau (1820) 85. 112.
Troy, Jean François 412.
Troya, Carlo 560.
Troyes 7. 66.
Trusts 373.
Tschadsee 372.
Tschaikowskij, Peter J. 571. 582.
Tschechen 314. 365 f. 540.
„Tschechien" (1848) 206.
Tschechow, Anton 543.
Tschernyschew, Alexander 62.
Tschudi, Ägidius (Gilg) 390.
— Burkhard 572.
— J. J. von 546.
Tschun, chinesischer Prinz 358.
Tsingtau 357 f.
Tsze hsi, chin. Kaiserin Witwe 357.
Tuan, chinesischer Prinz 357.
Tübingen, Collegium ill. 401
Tugela (1899) 369.
Tunis 371. 374.
Tuor, Alfons 538.
Turbigo (1859) 244.
Turgenjew, Iwan S. 542.
Turgot, A. R. 4—7. 477. [317.
Turin 113. 165. 185. 190. 257.
Türkei 13. 18. 30. 45. 47. 50. 54 f. 114—116. 120—122. 124. 133. 148. 237—240. 242. 319. 340. 372.
— ägypt. Krieg 160. 170.
Türken 28 f. 33. 117. 195. 205.
Turkos (1870) 330.
Turmair, Johannes 390.
Turner, Sharon 558.
Turnwesen 107.
Tutuila (1899) 373.
Twain, Mark, s. Clemens.
Twesten, Karl 272. 304.
Tyrnau, Univ. 493.
Tytler, Patr. Fraser 559.

Ubaldis, Baldus de 392.
Ubeda, Francesco de 425.
Überbrettl 531.
Überweg, Friedrich 459.
Udall, Nicholas 430.
Udine (1848) 188.
Uhland, L. 88. 223. 250. 505 f.
Uhren 449. 454.
Ulrich, Joh. Jak. Aleris 337.
Ulset, s. Hohenlohe-Öhringen.
Ulrici, Fr. Aug. 477.
Ukrainische Schule (Litteratur) 541.
Ulmann, Heinr. 552.
Ulm, Bundesfestung 160.
— Kapitulation (1805) 42.
Ultramontanismus 37. 235. 317.
Ulundi (1879) 368. [361 f.

Digitized by Google

Umberto, s. Humbert.
Umbrien 254.
Umlauf, Ignaz 562.
Unfehlbarkeit 315. 321. 329.
Ungarn 51. 94 f. 162. 177. 191—193. 199. 221 f. 225. 231. 237. 240. 278. 285. 295. 312—314. 319. 366 f. 493. 539; s. auch Magyaren.
— Aufstand 194—197. 200 f
— Deutsche 366.
— Litteratur 543 f.
— Reichstag 196. 313 f.
— Rumänen 366.
— Schulwesen 490.
— Serben 366.
— Verfassung 178. 196. 313 f.
„Ungarische Legion" 313.
Union, s. Preußen u. Ver. Staaten.
Unionklubs, engl. 91. [400. 492 f.
Universität 107. 157. 383 f. 386.
Unruh, Hans Viktor von 219. 304.
Unterricht, s. Bildungswesen.
Unterstützungswohnsitz 311.
„Unterthänigkeit" 129.
Unterwalden 166.
Upolu (1900) 356.
Upsala 403. 493.
Urban VIII. 405.
Urfé, Honoré d' 427.
Uri 166.
Urlichs, Ludwig 438.
Usener, Herm. 551.
Usingen (1814) 77.
Utrecht 487.
Uz, Joh. Peter 436.

Valaoritis, Aristoteles 543.
Valckenaer, Lodewyk Kaspar 438.
Valeggio (1848) 187.
Valençay, Schloß 49.
— Vertrag von (1813) 64.
Valencia, Hz., s. Narvaez.
Valentinus, s. Basilius.
Valera, Juan 536. [Marg.
Valois (Valesius), H. 438.; s. auch
Valla, Lorenzo della 387.
Valmy (1792) 16.
— Herz., s. Kellermann.
Vandamme, Dom. Jos. 61.
Van der Kindere, L. (geb. 1842) 544.
Vanhall, s. Wanhal. [558.
Vannutelli, Serafino 376.
Vanvitelli, Luigi 406.
Vararescu, H. 537.
Varchi, Bened. (1503—65) 389.
Varennes (1791) 14.
Varnbüler, F. G. N. 310.
Varney, Luce 581.
Varnhagen von Ense, K. A. 102 f.
Vasari, Giorgio 389.
Vasconcellos, Joaquim de 560.
— Ribeiro de 560.
Vatikan. Konzil (1869/70) 321. 329.
Vauban, Séb. le Prêtre de 7. 446.
Vaudeville 419. [467 f.
Vay, Nikolaus Baron 278.
Vega Carpio, Lope Felix de 426.
Velazquez, Diego 409.
Velde, Willem van de, d. J. 411.
Vendée 5. 18—20. 22. 24. 27. 32. 75. 77. 137.
Venedey, Jakob 217.
Venedig 18. 27. 187. 189. 191. 211. 252. 255. 262—264. 267. 387. 389. 406. 418. 497. 579. 598.
— Malerei 407 f.
Veneter 592.
Venetien 185. 188. 242 f. 254. 259. 280. 286—288. 295 f. 317.
Venezianer 595.
Venezuela 356. 606.
Veracruz (1863) 266.
Verbindungswesen, wiss. 499 f.
Verdi, Giuseppe 568. 580.
Verdun (1870) 332. 338.
Vereinigte Staaten (Nordam.) 33. 38. 91. 109. 117. 218. 308. 350. 356. 358. 373 f. 587 f. 603 f. 606 bis 608. 610.
— — Bildungswesen 484.
— — „Imperialismus" 373.
— — Wirtschaft 373.
Verfassungsgeschichte 553.
Verga, Giovanni 535.
Vergara (1839) 163.
Vergilius Maro, P. 423. 464.
Vergniaud, Pierre V. 15—17.
Verismus (Litteratur) 534 f.
Verkehrsbildungswesen 496.
Verkovič, Stephan 540.
Verlaine, Paul 532.
Verne, Jules 532.
Vernet, Horace 70.
Vernio, s. Bardi.
Vernunft, Göttin 21
— -Recht 476.
Verona 186 f. 245 f.
— Kongreß (1822) 85. 116 f.
Veronese, Paolo, s. Caliari.
Versailles 5. 338 f. 343—347. 370.
— Friede (1783) 6. [412.
Verserzählung, englische 518.
Vesalius, s. Witting, Andreas.
Veto 11. 310.
Vetter v. Doggenfeld, A. 200.
Viardot-Garcia, Pauline 570.
Viaud, Julien (Loti) 532.
Vicari, Herm. von 234.
Vichard, s. Saint-Réal.
Vicente, Gil 426.
Vicenza 188. 406.
— Herzog, s. Caulaincourt.
Vico, Giovanni Battista 462. 546.
Vieli, G. A. 538.
„Vierkönigsbündnis" (1850) 226.
Vierling, G. 575.
Vierthaler, Mich. 477.
Vieuxtemps, Henri 572.
Vigé-Lebrun, Elisabeth Louise 413.
Vignale (1849) 190.
Vigne, André de la 390.
Vignier, Nicolas 390.
Vignola, s. Barozzi.
Vigny, Alfred de 528
Viktor Emanuel I. 110. 113.
— — II. 190. 201. 242. 246. 249. 253—264. 286. 295. 317. 319. 328.
— — III. 375.
Viktoria von Deutschland 348.
— von England 316. 348.
Világos (1849) 201.
Viljoen, Ben 369.
Villacoublay (1870) 345. [254 f.
Villafranca, Friede (1859) 245.
— (span.) Graf de 560.
Villani, Giov. u. Matteo 389.
Villari, Pasquale 389. 560.
Villèle, J. B. S. J. Graf 116 f. 119. 123. 125. 133.
Villiers (1870) 341.
Vimeiro (1808) 49.
Vincke, G. Frh. v. 96. 169. 179.
Vinland 586. [217. 268. 274.
Violine, s. Geige.
Vionville (1870) 332.
Viotti, Giov. Batt. 571.
Virchow, Rudolf 352.
Virginal (Klavier) 417.
Visscher, Fr. Th. 505. 510.
Vitalienbrüder 606.
Vivaldi, Familie 595.
Vivien de Saint-Martin, L. 547.
Vlachos, Angelos 543.
Vlacich, s. Francovich.
Vlämen 376.
— Litteratur 518 f.
Vlissingen 65.
Vodnik, Valentin 539.
Vogel, Ed. 545.
— Michael 570.
— von Falckenstein, W. 289. 295 f.
Vogesen (1870) 331.
Vogt, Karl 217. 223.
Voigt, Georg 552.
— Joh. 552.
— J. K. W. 455.
Voigts-Rhetz, K. B. v. 292. 302.
Vokalmusik 574.
Völl, Joseph 311.
Völkerkunde 547.
„Völkerschlacht" (1813) 62.
Volkmann, Robert 575.
Volksbibliotheken 496.
Volkslied 433. 505. 538. 541. 562.
Volksschauspiel 433 f. 506.
Volksschule 488—490.
Volksvertretung 131.
Volkswille 129 f. 392.
Volkswirtschaftslehre 445 f. 465.
Vollmar, Georg von 356. [470 f.
Volta, Alessandro Graf 450.
Voltaire, F. M. 468 f. 471 f. 475. 477 f. 484. 557.
Volturno (1860) 262—264.

Digitized by Google

Vondel, Joost van (den) 519.
Vorarlberg (1809) 52. [indien.
Vorderindien 439. 602; f. auch Oft-
Vörösmarty, Michael 544.
Voß, Gerhard Joh. 437.
— Isaak 439.
— Joh. Heinr. 481. 506.
— Rich. 511. 513.
Vrchlický, N., f. Frida, E. B.
Vrionis, f. Diner.
Vulkanismen 455.

Wachau (1813) 62.
Wachler, Joh. Friedr. Ludw. 556.
Wachsmuth, Kurt 551.
— Wilh. 554.
Wadai (1899) 368.
Wagenaar, Jan 555.
Wagener, Hermann 272.
Wagner, Andreas 546.
— Cosima 578.
— Heinr. Leop. 481.
— Herm. 547.
— Moritz 546.
— Richard 498. 512. 554. 564 f. 571 f. 574 f. 577—579. 581.
— Rudolf von 310. 322.
— Siegfried 578 f.
Wagram (1809) 51.
— Fürst, f. Berthier.
Wahlrecht 285. 362. 372. 377.
Waitz, Georg 548. 550.
— Theodor 489. 547.
Walachei 201. 239. 242. 265. 340.
Walcheren, Insel 52. [537.
Waldeck, Leo 219. 279.
— - Rousseau, P. M. 371. 484.
Waldersee, Alfred Graf 357 f.
Walewska Gräfin, f. Lonschinska.
Walewski, Alex. Graf 255. 257.
Wallace, Alfred Russell 546.
Wallis (Landschaft) 37. 166.
Wallis Joseph Graf 94.
Walsegg, Franz Graf von 565.
Walther, Wilh. 553. [119.
Wangenheim, K. A. Frh. v. 101.
Wanhal, Joh. B. 567.
Wappäus, Joh. Ed. 547.
Wärmelehre 449 f.
Warner, Susan 517.
Warnkönig, L. A. 393.
Warschau 46. 52. 54 f. 143. 226. 228. 269. 494.
— Fürst, f. Paskewitsch.
— Großherzogtum 47. 72. 78.
Wartburgfest (1817) 103.
Wartenburg (1813) 62.
Warton, Joseph 464.
Washington (Stadt) 484.
Waßerstoff 451.
Waterloo (1815) 79.
Watt, James 89. 354. 450.
Watteau, Antoine 412.
Wattenbach, Wilh. 548. 550.
Wattignies (1793) 21.
Weber, Albrecht 551.
Weber, Friedr. Wilh. 509.
— Georg 550. [574.
— Karl Maria von 87. 545. 567 f.
— Wilhelm Ed. (1837) 146.
Weech, Friedr. von 552.
Weende 494.
Weeniz, Jan 411.
Wegele, Franz Xaver 556.
Weg(u)elin, Jak. Dan. 477.
Wehrpflicht 58. 96. 130. 318. 350.
Weichsel (1807) 46.
Weidig, Friedr. Ludw. 148.
Weigel, Jos. 562.
— Valentin 397.
Weihaiwei (1898) 357.
Weihenstephan 494.
Weimar 104. 279. 344. 502. 576.
— Abgeordnetenlag (1862) 277.
— geographisches Institut 454.
Weinburg, Schloß (Schweiz) 323.
Weingartner, Felix 573. 580.
Weinhold, Karl 549.
Weiße, Christian Felix 562.
Weißenburg (1870) 330.
Weißer Berg (1620) 540.
Weißheimer, Wendelin 579.
Weizsäcker, Jul. 550. [223.
Welcker, K. Th. 87. 106. 147. 182.
Welden, Ludw. v. 189. 200.
Welfenhaus 301.
Welfenlegion 301. 303. 328.
Wellhaven, Joh. Sed. Camm. 521.
Wellesley, A., f. Wellington.
— Richard Cowley Marqueß 33.
Wellhausen, Jul. 551.
Wellington, A., Hz. v. 49. 51. 55. 67. 79 f. 89. 104. 116. 120. 122. 124.
Weltausstellungen 240. 308. 495.
Weltgeschichte 390. 476 f. 547. 555.
Weltverkehr 607.
Werder, Aug. v. 337. 341. 345.
Werff, Adriaen van der 410.
Wergeland, Henrik Arn. 521.
Werner, Abraham Gottlob 455.
— Johann 396.
— Zacharias 505.
Wernigk, Christian 435.
Wertheim, Amt (1819) 103.
— Ort (1866) 296.
Werther, Karl Freiherr von 326.
Wesen, höchstes 21.
Weser 38. 361. [198. 221.
Wesjenberg, Joh. Ph. v. 156. 193.
Weßfalen 6. 302. 330.
— Königreich 47. 53. 62.
Weßindien 89. 601. 605.
Weßminister School 400.
Weßpreußen 351. 358.
Wetherell, Eliz., f. Warner.
Whitman, Marcus 559.
— Walt 518.
Wickram, Jörg 434.
Widmann, Johann 394.
Wieland, Chr. Mart. 436. 476. 480. 501. 562.
Wielopolski, A. Marquis 265 f.
Wien 42. 51. 104. 162. 191—194. 197—200. 295. 314. 335. 337. 401. 494—499. 502. 562. 572 f. 578. 581.
— Aufstand (1848) 177 f. 219 f.
— Barock 414.
— Friede (1809) 52.
— Konferenz (1823) 108 f. 119.
— Kongreß 72 f. 76 ff. 90. 93. 129. 151. 154. 202. 222. 250. 253. 602. 605.
— — Schlußakte 78. 88 f. 108.
— Oper 419.
— Theresianum 401.
— Universität 192. 493.
— Vertrag (1791) 14; (1813) 59.
Wienbarg, Ludolf 507.
Wiesbaden, Zollkonferenz (1851)
Wieſe, Ludwig 491. [234.
Wijn, H. van 555.
Wikinger 585. 594. 600.
Wilamowitz-Möllendorff, Ulr. v.
Wilberforce, William 90. [551.
Wildbrandt, Adolf 511. 513.
Wildenbruch, E. von 511. 513.
Wilhelm I., deutscher Kaiser 168. 179. 224—226. 229. 233. 245. 266—272. 274—276. 279. 281. 285—288. 290. 292—297. 301 f. 307. 309. 323—327. 331. 333—336. 338. 346 f. 354 f. 500.
— II., Kaiser 347 f. 350. 357. 492.
— von Baden 341. [500.
— von Braunschweig 145. 364.
— III. von England 405.
— IV. von England 92. 162.
— I. von Hessen-Kassel 101.
— II. von Hessen-Kassel 101. 145.
— von Nassau 103.
— I. der Niederlande 63. 78. 140 f.
— III. der Niederlande 306 f. 378.
— I. v. Württemb. 87. 101. 181.
— II. von Württemberg 362.
Wilhelmine der Niederl. 378.
Wilhelmj, August 572.
Wilhelm von Occam, f. dort.
Wilhelmsbad (1850) 227.
Wilhelmshaven (1853) 234.
Wilhelmshöhe b. Kassel (1870) 335.
Wilken, Friedr. 552.
Wilkins, Charles 439.
Willaert, Adrian 416.
Willich, preuß. Leutn. (1848) 184.
Willsen, Wilhelm von 204.
Willmann, Otto 489.
Willmers, Heinr. Rud. 573.
Wilna 493.
Wilson, Daniel 371.
Wilten (1809) 51.
Wimpffen, Frz. Xav. Frhr. von 334.
Wimpheling, Jakob 390.
Winchester College 400.
Winckelmann, J. J. 415. 438. 490. 501. 529. 563.

Digitized by Google

Windkler, Hugo 552.
— N. H. 450.
Winden, s. Slowenen.
Windisch Graetz, Alfred Fürst 194. 199 f. 206. 219. 221. 245. 365.
Windthorst, Ludwig 351.
Winkelmann, Ed. 550.
Winkowo (1812) 56.
Winter, Georg 550.
— Gust. 553. [67.
Wintzingerode, Ferd. Frh. v. 65—
Wirtschaftsgeographie 545.
Wirtschaftsgeschichte 553. 558 f.
Wissenschaften 382—397. 436—476. 492. 499. 544—561.
Wissmann, Herm. (von) 545.
Wittelsbach, Haus 343.
Wittenberg, Univ. 98. 493.
Witterungskunde 454.
Wittgenstein, s. Sayn.
Wittich, Ludwig von 339
Witting, Andreas 395.
Wittlich (1870) 330.
Witzleben, Jod von 97.
Wjäsma (1812) 56.
Wkslocki, Heinr. v. 537.
Wohlfahrtsausschuß (1793) 23.
Wojeikow, Alex. 545.
Woldemar zu Lippe-Detm. 364.
Wolf, Adam 552.
— Friedr. Aug. 438. 490. 549.
— Hugo 571. 579.
— Karl (Geogr.) 547.
— — (Pol.) 365.
Wolff, Chr. Frh. v. 401. 445. 447.
— Julius 510. [461. 473 f.
— Kaspar Friedrich 457.
Wölf(f)l, Jos. 567.
Wolhynien 121. 143.
Wollaston, William 463.
Wöllner, Joh. Chr. v. 107. 489.
Wolseley, Garnet 368.
Woltmann, K. L. (von) 477.
Wolzogen, E. Frh. von 513. 531.
Wood, Robert 464.
Woolston, Thomas 463.
Wordsworth, Will. 514.
Worm, Ole 440.
Worms (Stadt; 1792) 16.
Worms, Emile 558.
Wörth (1870) 331.
Worttondrama 577—579.
Wotton, Edward 395.
Wouwerman, Phil. 411. 519.
Wrangel, Fr. E. Graf 203. 281.
Wrede, Karl Phil. Graf 54. 61 ff.
Wright, Thomas 559. [102.
Wüllner, Franz 575.
Wundt, Wilh. 459.
Wurmser, Dag. Siegm. Graf 20.
Württemberg 26. 32. 37. 41—43. 62 f. 73. 77. 79. 99. 101. 119. 157. 180. 183. 217. 222 f. 225 f. 295. 297. 307. 310. 312. 322. 327. 362 f.
— Parteien 362.
— Reformen 362.
— Reservatrechte 344.
— Verfassung 101. 233. 362.
— Volksschule 488.
Württemberger 330 f. 340 f.
Würzburg 63. 78.
Wyatt, Sir Thomas 429.
Wycherley, William 432.
Wyß, Georg von 552.

Xenopol, A. D. 558.
Xeres de la Frontera (711) 593.
Xions (1848) 207.

Yalufluß 357.
Yangtse 357.
Yankee 606.
Ypsilantis, Alex. 114. 543.
— Demetrius 115.
York v. Wartenburg, H. D. L. 57—59. 62. 67 f.
— Maxim. Graf 553.
Young, Arthur 5.
— Edward 464. 466.
Ysaye, Eugène 572.
Ysenburg, s. Isenburg.

Zachariae, Just Friedr. Wilh. 436.
Zähringen, Haus 102.
Zaleski, Bohdan 541.
Zampieri, Domenico 408.
Zanella, Giacomo 535.
Zanini, Peter 193.
Zastrow, Heinr. Ad. von 331. 342.
Zauberwahn 398.
Zauner, Franz 414. [509.
Zedlitz, Jos. Chr. Frh. v. 93. 506.
— Robert Graf 353.
Zehnersystem 349.
Zeißberg, Heinr. Ritter von 551.
Zeitgeschichte 477.
Zelle 455.
Zelter, Karl Friedr. 562.
Zeno, Apostolo 533.
Zensur, s. Presse.
„Zentralgewalt", deutsche (1848) 215—218. 220.
Zentralkommission (Mainz) 107.
„Zentrum", deutsches 349—353.
Zesen, Phil. v. 435. [362.
Zeuß, Joh. Kasp. 549.
Zichy, Ferd. Graf 187.
Ziegler, Theod. 489.
— u. Klipphausen, H. A. v. 435.
Zieten, Hans Ernst Karl Graf 79.
Ziffern, indische 394.
Ziller, Tuiskon 489. [474.
Zimmermann, J. G. (Ritter von) Zinn 590. [311.
Zinsbeschränkung, Abschaffung
Zitz, Franz Heinr. 217 f.
Zivilehe 352.
Zivilprozeß 349.
Znaim, Waffenstillstand (1809) 51.
Zobel, von, öst. General 187.
Zola, Emile 531 f.
Zollparlament (1868) 310 f.
Zollverein, preuß.-deutscher 108 f. 234. 273. 310.
— österr.-mitteldeutscher 234.
Zoologie 395. 455 f.
Zorrilla, José 536.
Zug (Schweiz) 166.
Zumala-Carregui, Thomas 163.
Zunisteeg, Joh. Rud. 562.
Zünfte 385.
Zurbaran, Francisco 409.
Zürich 30. 166. 493. 577.
— Friede (1859) 246. 254.
Zurita, Geronimo 389.
Zwiedineck-Südenhorst, H. v. 553.

Berichtigungen: Auf S. 55 fehlt hinter Zeile 5 die Überschrift: i) Der russische Feldzug, desgl. auf S. 57 hinter Zeile 4 die Überschrift: k) Der Freiheitskrieg. Auf S. 91 muß es Zeile 12 heißen: Bell und Lancaster.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Grosses Konversations-Lexikon, *sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 320 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . .je	10	—
Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . . .je	12	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden. . . . . .je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden. . . . .je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . .je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . .je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . .je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . .je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . .je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Holzschnitt, Heliogravüre und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Holzschnitt, Atzung und Farbendruck.		
Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

Digitized by Google

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinw.	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . . .	2	50
Kunstformen der Natur. 100 Tafeln in Ätzung und Farbendruck mit beschreibendem Text von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 Mk. — In Leinen gebunden	35	—

Geographische und Kartenwerke.

	M.	Pf.
Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halbliederbänden . . . . . je	17	—
Afrika. Zweite, von Prof. Dr. ***Friedr. Hahn*** umgearbeitete Auflage. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder . .	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Käkenthal.*** Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Süd- und Mittelamerika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Nordamerika, von Dr. ***Emil Deckert.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Europa, von Prof. Dr. ***A. Philippson.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 145 Abbildungen im Text, 14 Karten u. 22 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Meyers Geographischer Hand-Atlas. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen.		
Ausgabe A. Ohne Namenregister. 28 Lieferungen zu je 30 Pf., oder in Leinen gebunden	10	—
Ausgabe B. Mit Namenregister sämtl. Karten. 40 Liefgn. zu je 30 Pf., oder in Halbleder geb.	15	—
Neumanns Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs. *Vierte, neubearbeitete Auflage.* Mit 40 Städteplänen nebst Straßenverzeichnissen, 1 politischen und 1 Verkehrskarte. — Gebunden, in Halbleder	18	50
Gebunden, in 2 Leinenbänden	19	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . . .	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

Digitized by Google

	M.	Pf.
Kriegskarte von Japan, Korea, Ost-China und der Mandschurei, nebst größeren Spezialdarstellungen des Gelben Meeres mit Golf von Tschili, des russischen Gebiets auf der Halbinsel Liau-tung sowie Plänen von Port Arthur, Tokio und Yokohama. Von ***P. Krauss.*** Maßstab 1:5,000,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 80 Pf. — Auf Leinwand gespannt mit Ringen zum Aufhängen	2	—
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Maßstab: 1:1,500,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	25

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Geb., in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk., — in 1 Halblederband	18	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 18 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinr. Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte u. 23 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung u. Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Geschichte der deutschen Kultur, von Dr. ***Georg Steinhausen.*** Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. ***Alwin Oppel.*** Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Kartenbeilagen u. 24 Bildertafeln in Holzschnitt, Ätzung u. Farbendruck. 18 Lieferungen zu je 1 Mk. — 2 Bde., in Leinen geb. je Gebunden, in Halbleder	10 20	— —

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 165 Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck, 2 Buchdruck- und 32 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Geschichte der englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Walker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 11 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Percopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 8 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Literatur, von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 12 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit etwa 1400 Abbildungen im Text und 145 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	17	—

Digitized by Google

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Literatur.

	M.	Pf.
Arnim, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Brentano, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	—
Chamisso, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bände	4	—
Elchendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	—
Gellert, herausg. von *A. Schüddekopf*, 1 Band	2	—
Goethe, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden . . .	30	—
— gr. Ausg. in 30 Bdn (im Erscheinen) je	3	—
Grillparzer, herausg. v. *R. Franz*, 5 Bände	10	—
Hauff, herausgegeben von *M. Mendheim*, 4 Bände	8	—
Hebbel, herausg. von *K. Zeiß*, 4 Bände	8	—
Heine, herausg. von *E. Elster*, 7 Bände	16	—
Herder, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände	10	—
E. T. A. Hoffmann, hrsg. v. *V. Schweitzer*, 3 Bde.	6	—
Kleist, herausgegeben von *E. Schmidt*, kleine Ausgabe, 3 Bände	6	—
— große Ausgabe, 5 Bände	10	—
Körner, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	—
Lenau, herausg. von *C. Hepp*, 2 Bände . .	4	—
Lessing, herausg. von *F. Bornmüller*, 5 Bde.	12	—
O. Ludwig, herausg. von *F. Schweizer*, 3 Bände	6	—
Novalis u. Pompée, herausg. v. *A. Dohmke*, 1 Bd.	2	—
Platen, herausgeg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*, 2 Bände	4	—
Reuter, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände . . .	10	—
— große Ausgabe, 7 Bände	14	—
Rückert, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	—
Schiller, herausgegeben v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden . . .	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden . . .	28	—
Tieck, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände	6	—
Uhland, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	—
Wieland, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	8	—

Englische Literatur.

Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde.	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *K. Eitner*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde. .	20	—
Shelley, Ausg. Dichtungen, v. *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausg. Dichtung., v. *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Literatur.

Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*. .	2	—
Leopardi, Gedichte, von *K. Hamerling* . .	1	25
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Literatur.

Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner* . .	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *F. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50

Französische Literatur.

Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Ad. Laun*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
— Bekenntnisse, von *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Landliche Erzählungen, v. *L. Schücking*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Literatur.

Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *E. Lobedanz*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *K. Pyatt*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe* . . .	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff* . .	1	—

Orientalische Literatur.

Kalidasa, Sakuntala, von *F. Meier* . . .	1	—
Morgenländische Anthologie, von *F. Meier*	1	25

Literatur des Altertums.

Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Aschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	25
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal* . . .	2	50
— Odyssee, von *F. W. Ehrenthal* . . .	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff* . .	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** *Achte Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	60
Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** Gebunden, in Leinwand	—	50
Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache, unter Mitwirkung des Deutschen Buchdruckervereins, des Reichsverbandes Österreichischer Buchdruckereibesitzer und des Vereins Schweizerischer Buchdruckereibesitzer herausgegeben von Dr. ***Konrad Duden.*** Gebunden, in Leinwand	1	60

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

32101 072310251

Digitized by Google

Digitized by Google